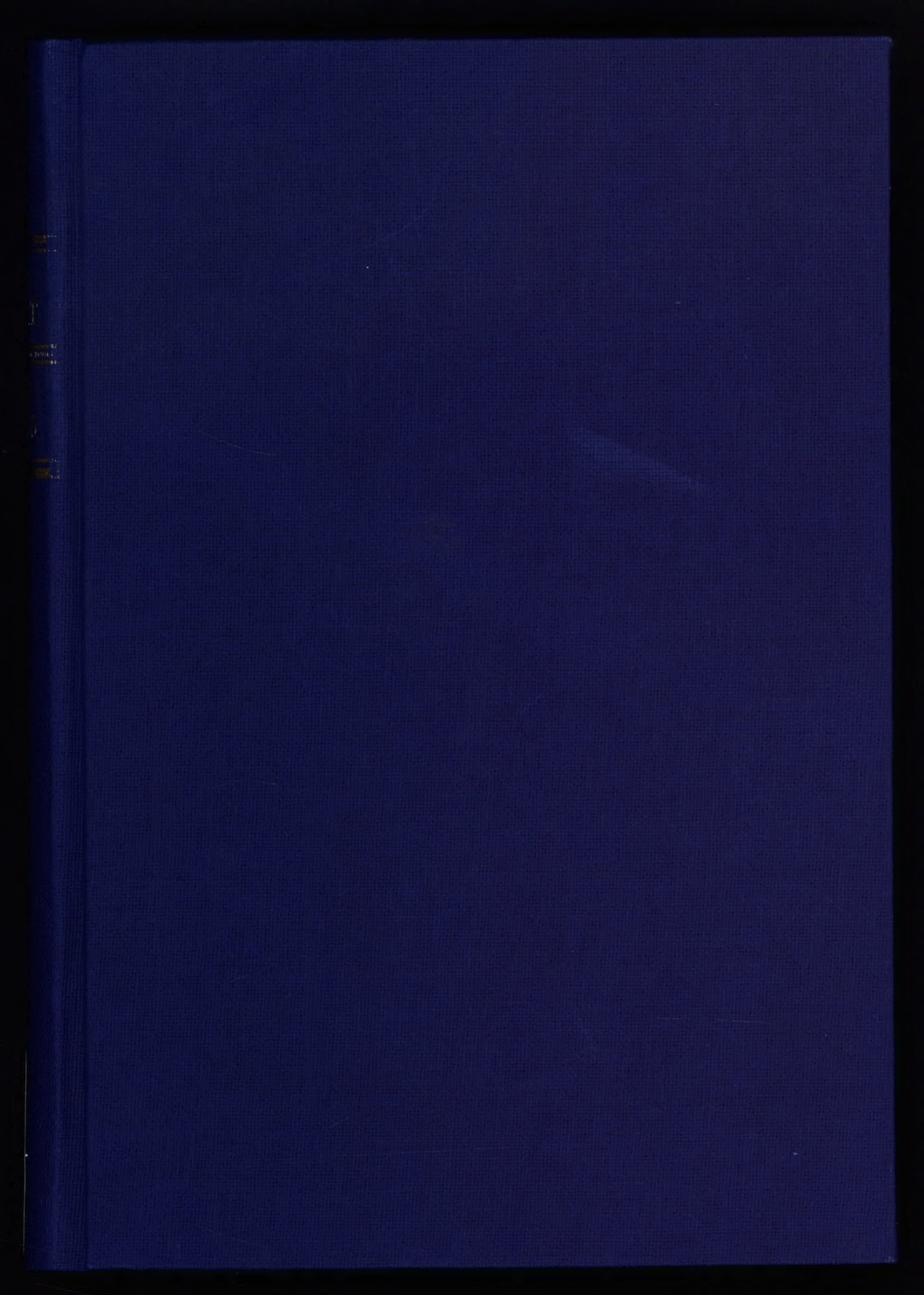
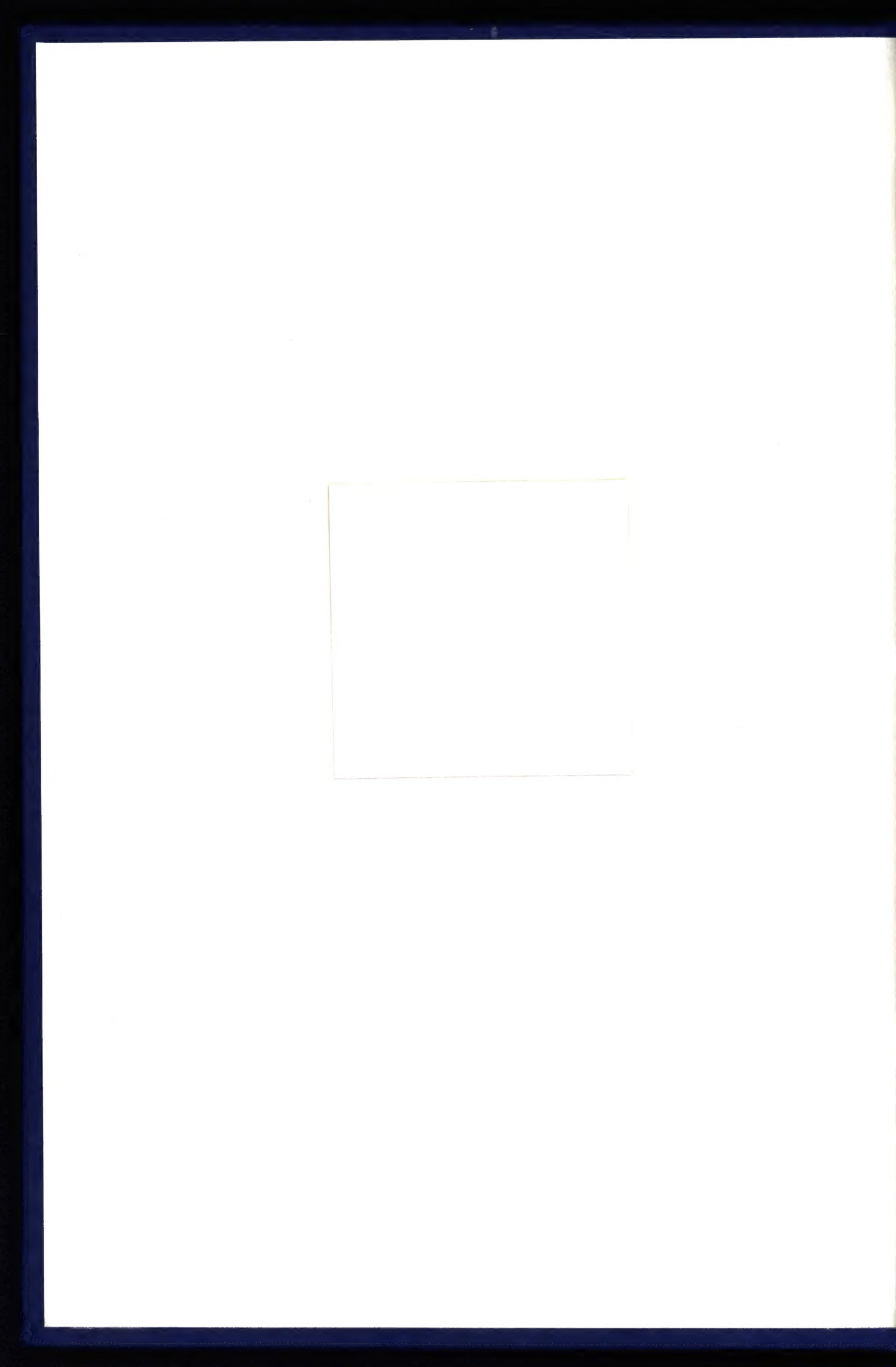
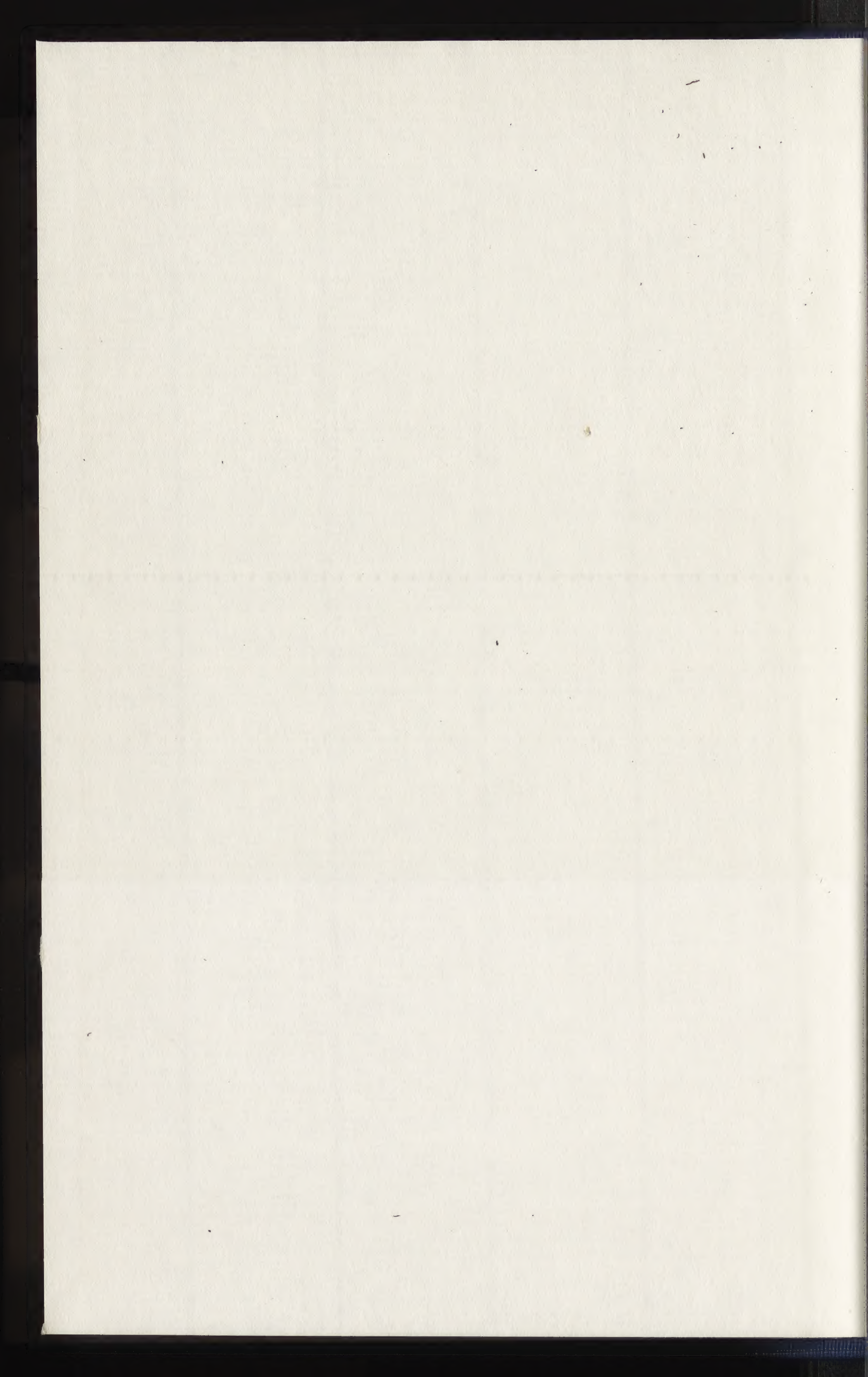








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XIV. Jahrgang.



Kiel, 1904.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Biographien.

Gedichte.

Geschichte.

Kulturgeschichte.

Kunstgeschichte.

Landeskunde.

Skizzen, Sagen, Märchen.

Naturkunde.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 1. Januar 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

I.

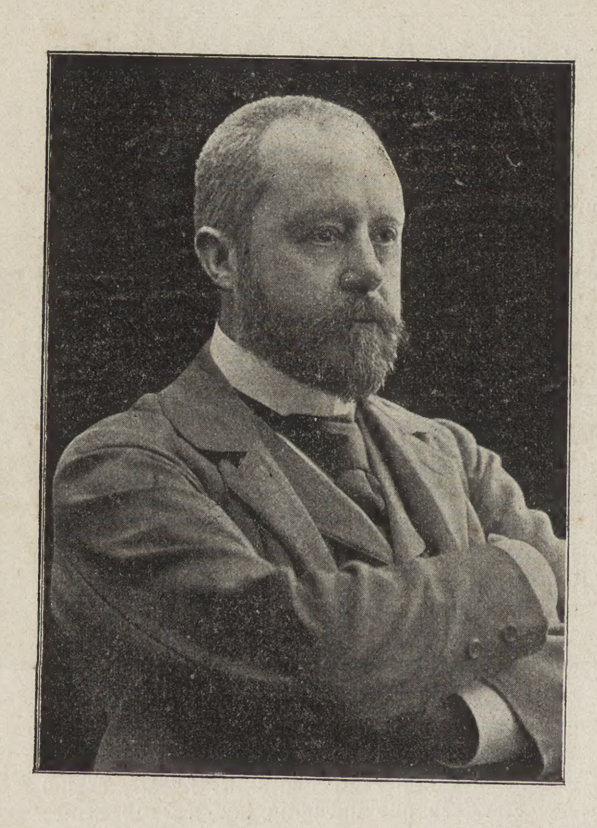
„Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament."
(„Hohe Sommertage.")

Es ist derselbe Gedanke, den Gustav Falke schon einmal in seinem Versbuch „Neue Fahrt" ausgesprochen hat; aber während da die Worte voll bitteren Hohnes und scharf wie ein sausender Peitschenhieb klangen, reden sie hier wie eine wehmütige Klage, wie die zaghafte Bitte eines müden Herzens, das an Erhörung nicht mehr glaubt. Und doch ist unter den lebenden Lyrikern neben Detlev von Liliencron kaum einer, der so sehr gelesen zu werden verdient wie Falke, keiner, der so schlicht, innig, so volksliedartig und unmittelbar zum Herzen zu reden und alle Stimmungen auszulösen versteht wie er. Er ist wie ein lieber Freund, der mit lindem, warmem Druck unsere Hand erfaßt, uns mit gütigen Augen anschaut, der uns mit friedevollen Worten lächelnd von aller Unrast und allem Gedrücktsein befreit und uns in lichte, freundliche Räume führt; er weiß so liebe, milde Worte, die wie ein fern verklingendes Lied, wie ein halbvergessenes Märchen glückseliger Kindheitstage klingen. „Wenn ihr uns nur wolltet lesen!"

Um was der Dichter hier rührend bittet: „ein wenig Liebe," ist ihm schon jetzt in reichem Maße zuteil geworden. Wenn auch die breite Masse des Volks bisher nichts von ihm gewußt hat, wenn er auch kein Liebling der Familienblätter war und durch diese in Hütten und Häuser gedrungen ist, so darf er sich doch freuen, seit Jahren eine große, ihm froh und andächtig lauschende Gemeinde zu haben, in deren Herzen seine Lieder leben und in frohen und trüben Stunden mitklingen. Seine Gemeinde wird noch größer werden, nun, seitdem die Stadt Hamburg, in der der Dichter lebt, ihm einen Ehrensold gegeben hat: ein Ereignis, von dem auch das kleinste Winkelblatt neuigkeitshungrig Notiz genommen hat. So hatte diese Ehrengabe in mehrfacher Beziehung Segen und Frucht; einesteils nahm sie einen großen Teil der Sorge ums tägliche Brot von den Schultern des Dichters, anderenteils trug sie dazu bei, seinen Namen weit mehr als bisher bekannt zu machen, und Verlangen nach Bekanntschaft mit seinen Werken zu wecken. Ein Ehrensold von jährlich 3000 *M.*, der einem Poeten so mir nichts, dir nichts gegeben wird — das bot schon gewisse Garantien, da konnte man schon einen Taler wagen und eines seiner Bücher kaufen. Ein Ehrensold! Das war in deutschen Landen noch nicht dagewesen! Den Mann mußte man kennen lernen!

In seiner Selbstbiographie (Litt. Echo) sagt Falke zum Schluß: „.... Wer meine Gedichte kennt, von „Mynheer der Tod" bis zu den „Hohen Sommertagen," wird bemerkt haben, daß ich bemüht war, immer mehr vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen, vom Blendenden zum Schlichten, vom Lauten zum Stillen. „Hohe Sommertage." Es mögen wohl schon herbstliche Klänge darunter sein. Mit fünfzig Jahren steht man an der Scheide. Ich hoffe auf einen freundlichen Herbst."

Ja, herbstliche Klänge sind die meisten Gedichte der letzten Sammlung, aber ich fasse unter diesem Begriff dann nicht Schöpfungen eines Dichters, der an der Grenzscheide steht, von der es talab geht, sondern die schwere, satte, volle Frucht, die nur ein sonnengoldiger Herbst hat reifen können. Falke ist verhältnismäßig spät als Dichter an die Öffentlichkeit getreten und hat uns gleich mit seinem Erstlingswerk eine vollwertige Gabe geschenkt; seine Weiterentwicklung ist ein stetes Aufwärtssteigen bis zu der Stufe der Vollendung, wie wir sie in den „Hohen Sommertagen" sehen.



Gustav Falke.[1])

Von keinem unserer jetzt lebenden Poeten ist das Hohelied der Liebe so keusch, so rein und edel gesungen worden, als von ihm. Wohl finden wir Dichter, die wilder und leidenschaftlicher das Glück der Liebe schildern, die keck und herzhaft zugreifen, wo immer ihnen die Liebe oder was man so Liebe nennt, begegnen mag; wohl finden wir solche, die in ihren Liedern frech und mitleidig die Liebe als eins der edelsten Gefühle verlachen, die im Weib nur ein Wesen sehen, das ihnen zur Befriedigung ihrer niedrigsten Triebe dient, denen die Dirne oder die Kellnerin Typus der Frau ist; wohl finden wir neben diesen in abschreckender Zahl jene Braven, die im Biedermeierton nach einem alten verbrauchten Schema ihre Liebeslieder sammeln: — aber suchen müssen wir, lange und vielleicht auch vergeblich, bis wir einen Dichter finden

[1]) Gustav Falke wurde am 11. Januar 1852 als Sohn eines Kaufmanns in Lübeck geboren. Er besuchte die dortige Gelehrtenschule, verließ sie aber vorzeitig und mußte also seinem Wunsche, schöne Wissenschaften oder Musik zu studieren, entsagen. Er trat bei einem Buchhändler in die Lehre, war 7 Jahre lang Buchhändler, siedelte dann nach Hamburg über und lebt hier noch als Musiklehrer.

wie Gustav Falke, der, modern durch und durch, alte, Ewigkeitswert habende Gefühle in neue, unverbrauchte Formen gießt, daneben aber auch die ganze ihn umgebende Welt in seiner Seele widerspiegelt und die Gefühle und Gedanken unserer Zeit und ihrer Menschen dichterisch verwertet. Gewiß ist er kein kopfhängerischer Duckmäuser, der schmachtend vor seiner Liebsten steht und ihre himmelblauen Augen andichtet; nein, eine heiße Leidenschaft flutet durch sein Herz und läßt seinen Mund in berauschenden Tönen, wunderbaren Bildern das Lob seiner Schönen singen. Aber niemals gefällt er sich im grob Sinnlichen, niemals stört, weder offen noch versteckt, ein lüsterner Zug. Seine Lieder haben alle etwas Kindliches, etwas Heiliges. Sie sind so unendlich schlicht und einfach, daß sie darin an unsere besten Volkslieder erinnern, manche muten geradezu als solche an, und dabei sind sie von einem unsagbaren Wohllaut, von einer unbeschreiblichen Innigkeit.

Der Mond scheint auf mein Lager,
Ich schlafe nicht,
Meine gefalteten Hände ruhen
In seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
Von Gott zurück,
Und mein Herz hat nur einen Gedanken:
Dich und dein Glück.

Welcher andere Dichter vermöchte so das beglückende Bewußtsein der Liebe, das stille Gefühl des Einsseins mit der Geliebten, die ganze selige Ruhe der Liebe wiederzugeben! Und das alles sagt er mit wenigen Worten, die so einfach sind, als wären sie von einem schlichten Bauer gesprochen worden; und doch, welche Kraft, welche Tiefe liegt darin, und von welch wunderbarer Wirkung ist die rhythmische Behandlung der wenigen Zeilen. Aber noch ergreifender wirkt seine schlichte Innigkeit, wenn er dem Schmerz um ein verlorenes Glück, wenn er der gestorbenen oder hoffnungslosen Liebe klagenden Ausdruck verleiht:

In deiner lieben Nähe
Bin ich so glücklich. Ich mein',
Ich müßte wieder der wilde,
Selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
Sonniger Frühlingshauch.
Ich hab' dich so lieb. Und draußen
Blühen die Rosen ja auch.

O Traum der goldenen Tage!
Herz, es war einmal.
Abendwolken wandern
Über mein Jugendtal.

Oder wenn er in seinem Gedicht „Liebesgestammel" sagt:

Es ist alles nicht auszusagen,
Was ich um dich gelitten.
Du mußt meine schlaflosen Nächte fragen,
Da ich mit Beten um dich gestritten,
Mit Wünschen und Sehnen und Hoffen viel
Trieb ein törichtes Liebesspiel.
— — — — — — — — — —

Aber getrennt ging ich umher
Eine einsame Seele, die keiner versteht.
Sie bangt um ihren Himmel sehr,
Und weiß nicht, wo die Straße geht,
Schlägt in rastlosem Sehnsuchtsspiel
Tausend Brücken nach ihrem Ziel,
Über die mit zitternden Knien
All ihre weinenden Wünsche ziehn.

Seine heilige Auffassung der Liebe, seine keusche Darstellung der Liebesgefühle macht ihn auch zu einem beredten Sänger des häuslichen Glücks, des stillen Herdfriedens.

In meinen Versen weint und lacht,
Was mir mein Leben reich gemacht.
Wie mir das stille Tröstung giebt:
Ich habe dich so sehr geliebt.

Auch du blickst wohl darauf zurück;
Und war's dir auch kein großes Glück,
War's doch vielleicht, mag's wenig sein,
Ein Wegestreckchen Sonnenschein.

Mit inniger Freude sieht er seinen Kindern zu, wenn sie im ersten Schnee spielen; ihm ist das Stiefelgetrappel seiner Kleinen die schönste Musik; er kann um die von seinem Mädel abgebrochene Tulpe, so leid ihm die Zerstörung tut, keinen Zorn fühlen; er freut sich, daß er zur Taufe seines jüngsten Sohnes aus seinem eigenen Garten die Rosen für das geweihte Becken holen kann; allem, was

im Hause an Freud und Leid geschieht, weiß er im Liede Ausdruck zu geben: aber niemals wird er trivial, niemals sinkt er zu der öden, geistlosen Gemütlichkeit der berüchtigten Familiensänger herab, die für jedes Familienereignis, mag es Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod sein, sich lyrisch zur Ader lassen. Unter Falkes Händen wird eben alles zu lauterem Gold. Er kennt keine bloße Schilderei, keine lange Ansingerei; er spürt den feinsten und tiefsten Fäden nach, die von ihm zu seiner Familie sich knüpfen.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
Mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis',
Wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn er aus der weiten Ferne die „großen Ströme rauschen" hört, wenn ein Ton der „volleren Lebenschöre" sich in seine Stille schleicht, kommt sein Herz „aus dem Takt," aber bald findet es doch wieder im „Herddämmerglück," im „Herddämmerlicht den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.'

Du weißt, ich hab' dich lieb gehabt,
Und immer gleich, an jedem Tag,
Ob ich ein wenig Glück uns fing,
Ob still in Sorgen abseits ging.

Sein Weib ist all sein Glück. Mag sie auch über den Träumer lächeln, der in einer mondhellen Nacht den Frühling als stolzen, jubeltrompetenden Jüngling auf geflügeltem Rosse durchs Land reiten sieht, der in seligem Dichtertraum im Schnee seines Gartens ein kleines Männchen stelzen sieht und, in der Meinung, Amor oder einen frierenden Blumengeist vor sich zu haben, ihn anredet — der Dichter weiß sehr wohl, was er an ihr hat, sie ist seine „Tempelhüterin":

Das hab' ich dir zu danken,
Daß du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem stillen Zelt mir biegst,
Davor du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hüterin liegst.

Und noch ein anderes Gedicht möge hier Platz finden als ein Bild wunderbaren, trauten Familienlebens, ein Bild echt deutschen Hausfriedens:

Vor Schlafengehen.

Die Kinder schlummern in den Kissen,
Weich, weichen Atems, nebenan,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
Nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlen jede Stunde,
Die uns mit leisem Flügel streift,
Und wissen, daß im Dämmergrunde
Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
Vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal, im Schlaf, lacht eins der Kleinen
Ganz leis'. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knappert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen —
Da sprichst du leis': Komm', es ist Zeit.

Wessen Seele so tief im Familienleben wurzelt, wer so sehr Kind ist, möchte ich sagen, wie Gustav Falke, der muß auch für das Leben und Treiben der Kinder, für ihr lichtdurchstrahltes Paradies ein warmes, verständnisvolles Herz haben. Sagte das nicht schon das lustige Gedicht „Schutzengel," in dem der Dichter schildert, wie er auf einer wunderfeinen Blumenwiese aus einem Haufen sich balgender Engel ein strammes Bengelchen in zerschlissenen Höschen herausgreift, um es seiner Tochter als Schutzengel heimzubringen, so doch das wunderbar feine und zarte Lied:

Meinem Kinde.

Du schläfst, und sachte neig' ich mich
Über dein Bettchen und segne dich.
Jeder behutsame Atemzug
Ist ein schweifender Himmelsflug,
Ist ein Suchen weit umher,
Ob nicht doch ein Sternlein wär',
Wo aus eitel Glanz und Licht
Liebe sich ein Glückskraut bricht,
Das sie geflügelt herniederträgt
Und dir aufs weiße Deckchen legt.

Von seiner Liebe zu allem, was Kind heißt, erzählt auch das liebenswürdige Gedicht „Konsequenz." Vor des Dichters Hause wächst ein Syringenbaum, dessen Blüten von den vorübergehenden Schulkindern abgebrochen werden. Ihm wird's zu arg, er droht, macht ein grimmiges Gesicht und klopft energisch ans Fenster; die Mädel und Buben lachen, ja, eine dreiste Dirn hebt ihr kleines Schwesterchen hoch, daß es besser langen kann, und lacht dabei „spitzbübisch, schelmisch und doch ganz lieb" — und da kann auch er „nur lachen und freundlich nicken."

In Zukunft sind die Syringen frei,
Ob Mädel, ob Buben, ist einerlei.
Was ihr im Sprung erhaschen könnt,
Ihr Diebsgelichter, sei euch gegönnt.
Nur braucht ihr das selber nicht grade zu wissen,
Mein Bäumchen würde mir arg zerrissen.

Am herrlichsten aber offenbart sich Falkes Kinderliebe in seinen Kinderbüchern „Katzenbuch" und „Vogelbuch."

Die Zeiten sind vorüber, da jeder Kinderliederdichter sich verpflichtet glaubte, seinen Versen ein moralisches Schwänzchen anzuhängen, da die ganze für Kinderherzen bestimmte Dichtung öde, dürre, nüchterne Zweckpoesie war. Die Heyschen Kinderlieder mögen für ihre Zeit, eine Zeit, in der man anfing, bewußt, ich möchte sagen berufsmäßig, Kinderlieder zu schaffen, gut und als Bahnbrecher nutzbar gewesen sein, und rechten wollen wir mit ihnen nicht, daß sie als Schöpfungen einer Zeit, in der man meinte, keinen Menschen ehrlich und rechtschaffen erziehen zu können, ohne ihn mit der Nase grob auf eine Tantenmoral zu stoßen, so geworden sind, wie sie nun einmal sind. Daß man aber heute noch auf sie schwört, sie als das Höchste preist, ihnen in allen Kinder-, Bilder- und Lesebüchern begegnet, daß diese „Poesie" heute noch Jünger oder besser „Ritter von trauriger Gestalt" findet (meistens sind es allerdings „dichtende" Damen), das ist betrübend. An den neueren Schöpfungen, an den prächtigen Kinderliedern von Johannes Trojan, Heinrich Seidel und Victor Blüthgen gehen viele unserer Lesebuchverfasser achtlos vorüber. Und nun erst gar die neuesten: Liliencron, Falke, Dehmel, Kögel u. a.! Gewiß, unter den modernen Kinderliedern segelt manches unter falscher Flagge, nennt sich getrost Kinderlied und ist doch weiter nichts als eine Scene aus dem Kinderleben, eine liebenswürdige Anekdote, die schließlich nur für Erwachsene von Interesse ist; aber immerhin bleibt uns doch eine große Anzahl vollendeter Schöpfungen übrig, genug, um die Lieder von Hey und seinen Anhängern zu verdrängen.

Unter den neuen (ich möchte gerade hier nicht das Wort „modern" gebrauchen) Kinderliederdichtern steht Gustav Falke obenan. Schon vor Jahren, als ich seine Versbücher „Tanz und Andacht" und „Neue Fahrt" kennen lernte, freute ich mich der wenigen Kinderlieder, die ich verstreut darin fand. Da stand das lustige

Rische, rasche, rusche,
Der Hase sitzt im Busche.
Woll'n wir mal das Leben wagen?
Woll'n wir mal den Hasen jagen?

Rusche, rasche, rische,
Der Hase sitzt bei Tische.
Siehst du dort im grünen Kohl ihn?
Flink, nun lauf' mal hin und hol ihn!

Rische, rusche, rasche,
Hast ihn in der Tasche?
Was? Er ist ins Feld gegangen?
Ätsch! Kann nicht mal Hasen fangen!

Mit feinem Geschick hat Falke jede Strophe mit den uns aus alten Kinderreimen, wie sie die Großmutter sang, aus Abzähl- oder Neckeversen, wie wir sie

in unserer Knabenzeit sangen oder in tollfröhlichem Übermut und kindlicher Spottlust selber bildeten, bekannten Wortspielereien eingeleitet. Gerade die Lieder, die an die alten Kinderreime anknüpfen, ihren Klang, ihre Ausdrucksweise haben, die scheinbar aus der frühesten Zeit stammen, die nur uns, den Wissenden, Schöpfungen eines Dichters unserer Tage sind, werden sich am ehesten in Ohren und Herzen der Kinder einschmeicheln, in ihnen leben und also fortdauern. Daß der Rhythmus in souveräner Herrschaft dienstbar gemacht worden ist — man achte auf die beiden Schlußzeilen der zweiten Strophe —, ist bei einem mit so ausgeprägtem Stilgefühl begabten Dichter wie Gustav Falke selbstverständlich.

Die paar Kinderlieder, die Falke in seinen größeren Versbüchern bot, ließen den Wunsch wach werden nach einem Kinderbuch aus seiner Feder. Jetzt haben wir deren zwei unter den schon genannten Titeln „Katzenbuch" und „Vogelbuch"; sie enthalten die Gedichte zu den feinen, intimen Katzen- und Vogelbildern von Otto Speckter. Es ist wohl nicht von ungefähr, daß unser größtes Tierepos auf niederdeutschem Boden erwachsen ist; keine andere Landschaft, kein anderer Volksstamm hätte es schaffen können. Alfred Lichtwark erzählt einem Beobachter der Speckterschen Bilder nach, „die offenbare Tierliebe und das Verständnis für das Tier hänge beim Niedersachsen zusammen mit der Lebensweise des Bauern, der mit seinen edleren Haustieren, dem Pferd und der Kuh voran, unter einem Dache wohnt und sie als Hausgenossen betrachtet und behandelt." Falke liefert den Beweis, daß ihm in besonderem Maße die Fähigkeit feinster Tierbeobachtung geworden ist. Vor allen Dingen sieht und schildert er wahr, er läßt die Tiere handeln und reden, wie sie es ihrer Natur und Eigenart nach tun könnten und würden, wäre ihnen Vernunft und Sprache gegeben. Wie aber machen es Hey und Genossen? Sie zwingen gewaltsam, sie zwingen die Tiere, so zu reden und zu tun, wie es für ihren Zweck, also in diesem Falle für ihre lederne Moral paßt und nötig ist. Da darf man sich allerdings nicht wundern, wenn viel Unwahrheit, Unnatur, falsche Charakteristik mit unterläuft. Man rufe sich Heys „Knabe und Kätzchen" ins Gedächtnis und vergleiche damit Falkes:

Das dumme Kätzchen.

Ist's nicht zum Lachen?
Kätzchen will Fliegen fangen
Und weiß es nicht zu machen!

Immer summ und immer brumm,
Dicht um Kätzchens Nas' herum.
Wie es greift und wie es grappst,
Immer hat's vorbeigehappst.

Immer summ und immer brumm!
Kätzchen springt um sich selbst herum.
Auf einmal sitzt es ganz still und guckt,
Nur das weiße Schwänzchen zuckt.
Warte nur, Fliege! jetzt wird es glücken.
Ein Luftsprung. — Ätsch! da liegt's auf dem Rücken.

Immer summ und immer brumm,
Dicht um Kätzchens Nas' herum
Liebes Kätzchen, nimm's nicht krumm,
Aber du bist furchtbar dumm,
Summ, summ, summ,
Furchtbar dumm.

Wer je spielende Katzen beobachtet hat, der weiß, wie fein Falke das seidenweiche, lustig umherspringende Ding beobachtet und wie prächtig, knapp und klar er es geschildert hat. Das ist Leben! Der neckische Humor, der darin steckt, der feine Spott, mit dem die Kinder das „grappsende" Tier umstehen, das echt kindliche: „Du bist furchtbar dumm, summ, summ, summ, furchtbar dumm" — das ist dem Leben abgelauscht und nicht gewaltsam im Stübchen federkauend zusammengestoppelt worden.

Ausfahrt.

Schlitten vorm Haus,
Steig' ein, kleine Maus.
Zwei Kätzchen davor,
So geht's durchs Tor,
Zwei Kätzchen dahinter,
So geht's durch den Winter.

Hinein ins Feld,
Wie weiß ist die Welt,
Auf einmal, o weh,
Kleine Maus liegt im Schnee,
Kleine Maus liegt im Graben,
Wer will sie haben?

Schlitten vorm Haus,
Wo blieb kleine Maus?
Die Kätzchen, — miau,
Die wissen's genau:
Hat nicht still gesessen,
Da haben wir sie gefressen.

In seinem zweiten Kinderbuch, dem „Vogelbuch," schildert Falke Leben und Treiben der Hühner, Gänse, Enten, Störche, Raben, Dohlen und Rohrdommeln. Naiv fragt das Mädel seine Mutter, wie der Hahn auf den Turm gekommen, und muß nun erfahren, daß der Wind ihn für irgend einen bösen Streich hinaufgeweht hat. Gewiß hat der Hans recht, wenn er behauptet, der Kirchturmhahn könne krähen, aber nur einmal im Jahr, am Ostermorgen früh morgens um vier ist es zu hören. Wie sehr kleine Mädel auch bitten, geweckt werden sie doch nicht, es wäre unrecht, und „bist du größer, kräht dich der Hahn schon heraus." Auch von Peter hören wir, „dem kleinen Großmaul," der gern eine Dohle hätte, wie sie droben zu Hunderten aus dem Turmloch gucken. Wenn er Flügel hätte, würde er sie schon bekommen.

Aber jetzt — der kleine Mann
Sieht den Turm von unten an,
Und verächtlich spricht er: Pah,
Oben da? die Dohle da?
Kleinigkeit!
Gut! Hurtig hin! —
Danke! Wenn ich oben bin,
Fliegt sie schnell zum Loch hinaus,
Wutschdi, und ihr ätscht mich aus
Hinterher.
Danke sehr!

Da ist der kleine Hans, der gerne Schmetterlinge fangen möchte, dummer. Der rennt sich die Beine ab und muß den Spott aller Spielkameraden über sich ergehen lassen. Ach, und wie all die Kinderchen heißen, die da lustig in Falkes Kinderbüchern umherspringen! Da läßt sich Lottchen vom Storch wunderbare Geschichten aus dem fernen Ägypterlande aufbinden, wo jeden Tag ein großer Affe die Sonne putzt und den Mond nachts eine Giraffe, von König Pharaos Wiese, auf der wie in einem Ameishaufen Millionen kleiner Kinder herumkrabbeln, bis Lottchen endlich merkt, daß sie zum Narren gehalten wird. So sind die Kinder —

„erst wollt ihr was hören
Und nachher 's nicht glauben, ihr dummen Gören.
Geh zur Mama und laß mich in Ruh'.
Wir Störche wissen was mehr als du."

Aber das muß doch wahr sein:

Hans Adeboor hett uns lütt Greten funn'n
Ganz achter de Welt, in'n deepen, deepen Brunn'n.
Un hett se sik uphalst, se rid as to Peer,
Tweedusend Milen œwer't deepe, deepe Meer.

Un weer se darinfull'n, keen hal ẹr wedder rut,
Nu liggt se in de Weeg mit ẹr lüttje, lustige Snut.

So geht das Geplauder und Geklapper den ganzen Sommer hindurch, bis nach der „Herbstparade" alle wieder in die Ferne ziehen. Aber den Kindern fehlt's nicht an Spielkameraden, ihnen bleiben Krähen, Dohlen, Enten und Gänse, mit denen es sich auch trefflich plaudern läßt. Die Gänse sind allerdings oft recht ungalante Leute; davon weiß Lieschen ein Lied zu erzählen.

Lieschen geht übers Feld allein,
Nur der Spitz trollt hinterdrein.
Kommen sie bei zehn dummen Gänsen vorbei,
Erheben die Gänse ein schrecklich Geschrei:

Schnatter, schnatter, schnatter,
Lütt Deern, wo heet dien Vadder,
Lütt Deern, wo heet'n dien Tanten,
Gröt ẹr von uns Ganten,
Un drög weer nich natt,
Un'n Pott weer keen Fatt,
Un'n Schoh weer keen Stẹbel,
Un'n Knast weer keen Knẹbel,
Un'n Flint weer keen Sabel,
Un'n Steert weer keen Snabel,
Un'n Katt weer keen Mus,
Adjüs, gah na Hus.

Besser läßt sich noch mit den jungen Enten auskommen, die zwar hin und wieder mit ihren breiten Watschelfüßen ein eben erst erblühtes Blümchen zertreten, aber doch nimmer fauchend die Kinder verfolgen.

Lütt Aanteken, lütt Aanteken,
Weerst gistern noch in't Ei,
Un peddst mi hüt min Blömeken
All mit dien Föt intwei.

Lütt Aanteken, lütt Aanteken,
De Blömeken hört mi,
Un dar de lütte Regenpütt,
De Regenpütt hört di.

In den spezifisch niederdeutschen Kinderliedern ist Gustav Falke am größten, da stelle ich ihn neben Klaus Groth. Da wirkt er so unmittelbar, echt volkstümlich, so kindlich, so plastisch, wie nur unbewußt die mit allen Kreaturen plaudernde, alles Leblose belebende, personifizierende Kinderseele oder bewußt ein großer Dichter, der tief in Natur und Menschenseele geblickt hat, schaffen kann. Man muß die Wirkung dieser Verse auf Kinder erprobt haben, um zu wissen, wie sehr sie zu den kleinen Seelen zu sprechen vermögen. Dieses helle Kinderlachen, diese leuchtenden, glückstrahlenden Augen sind die sicherste Kritik und zeugen am besten davon, daß Falke den rechten Ton getroffen hat. Ich bin überzeugt, daß es diesen Versen gehen wird wie vielen von Klaus Groth: sie werden dereinst an Sommerabenden auf Gassen und Plätzen aus hundert und aberhundert Kinderkehlen erklingen, denn, um mit Falke zu reden:

— de sik up de Büx hett sett
Un hett de Rimels sung'n,

Versteiht doch ok sien Sak gewiß,
Wil he jo sülber 'n Vagel is.



Hausmarken, Handzeichen und Siegel.

Von J. Kinder in Plön.

Heutzutage findet man zwar nur äußerst selten noch Leute, die so wenig in der Schule gelernt haben, daß sie ihren Namen nicht schreiben können. Dennoch kommt es vor, daß Krankheit und Altersschwäche die schreibende Hand so beeinflussen, daß die Namensunterschrift in einem Dokument nicht mehr geleistet werden kann. Solche Leute pflegen dann drei Kreuze zu machen. Diese Kreuze erinnern an die Hausmarken und Handzeichen früherer Zeiten.

Es soll hier versucht werden, in Kürze die Entwicklung der Handzeichen bis zur beglaubigten Namensunterschrift vorzuführen.

Mit einer Urkunde aus dem 17. Jahrhundert mag der Anfang gemacht werden.

„Hiermit bezeugen wir, die sambtliche Bürgerschaft allhie, daß heut unterschrieben dato der Ehrbare, Wollweise Clawes Möller, unser Bürgermeister uf einem Allgemeinen bürgerlichen Gerichtstagk vor einem Erb. Rathe undt g. Bürgerschafft erschienen, undt uns zu vernehmen gegeben, daß er vom Rathe kegen unsern Allerseits gnädigen Fürsten und Herrn were fälschlich angegeben worden, Alß solte er die Parten heimblich in seinem Hause bescheiden, die Sachen heimblich deliberiret, auch Stichgeldt von denselben solte genommen haben, derwegen er vom Rathe begeret, daß sie ihm solches erweisen solten, auch unter die ganze Bürgerschaft gefraget, ob Jemant unter der Bürgerschaft, die sagen konnte, daß er heimblich in seinem Hause die Parten bescheiden undt Jemalß Stichgeldt gefordert und genommen haben solte.

Weiln dann die Bürger gehöret undt vernommen, daß ihme, dem Bürgermeister solches aus Haß undt Neidt widerfähret, derwegen sich die Bürger einhellig resolviret und erkläret, daß niemandt unter ihnen, die ihm solches nachreden,

viel weniger beweisen konte. Zum Überfluß hat er sich noch einmahl umb daßselbige bei einem Bürger mit nahmen Christian Kufahlen fragen undt daneben anmelden lassen, ob jemant in der Bürgerschaft wehre, die ihme irgend worumbt zu beschuldigen hätte, alß haben sie abermahlen zur Antwort geben, Sie wüßten ihn durchauß nicht zu beschuldigen, Sehgen und wolten viellieber, daß er seine Stelle wiederumb bekleiden und sein Ambt nach wie vor verrichten möchte.

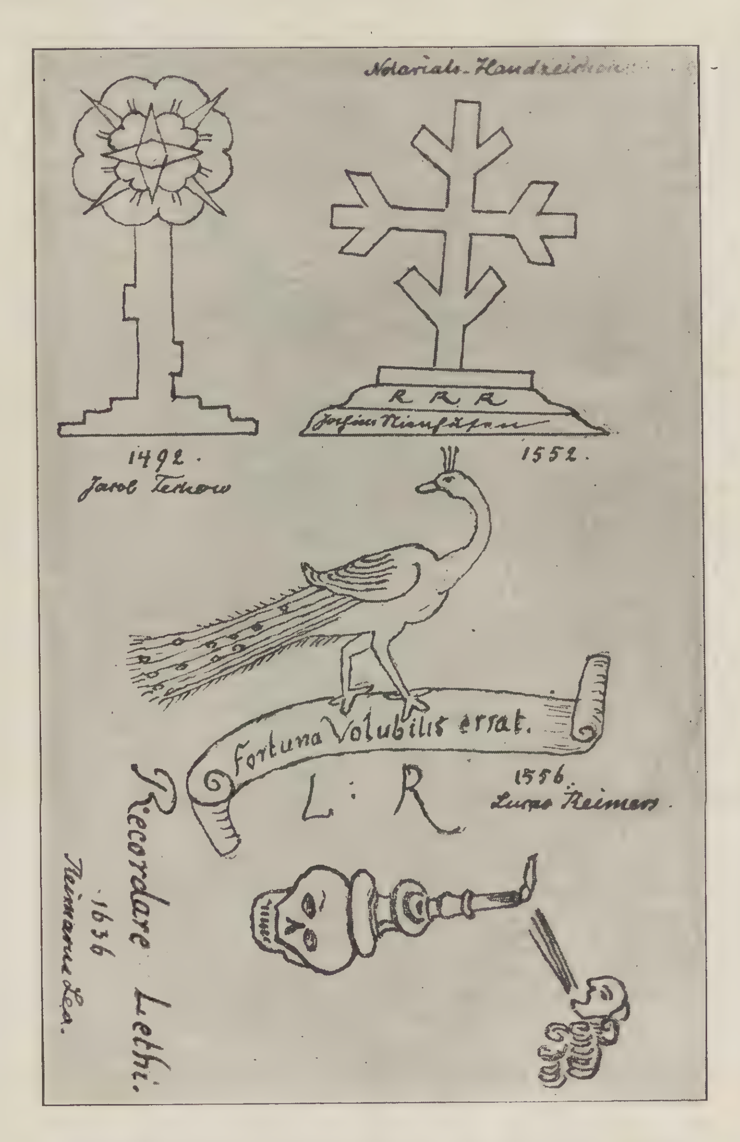
Daß diesem also, solches thuen wir im Nahmen undt von wegen der ganzen Bürgerschafft eingesambt und ein Jeder insonderheit mit unterschreibung unserer Tauff- und Zunahmen, auch mit unseren angeporenen Erbmarke bekräftigen.

Gegeben zu Plön, den 1. Februarÿ 1630."

(Folgen die Unterschriften.)

Die Hausmarken haben hier, wie ausdrücklich bemerkt wird, zur Bekräftigung

der Unterschriften gedient. Ehemals vertraten sie aber ganz allein die Unterschrift. Die Hausmarken dürfen wohl zurückgeführt werden bis in jene Zeit, in welcher die Schreibekunst nur sehr wenigen Personen geläufig war. Damals erwählte der Hausvater sich ein besonderes Zeichen und schnitt dasselbe mit Messer, Meißel oder Axt in den Balken seines Hauses und in jedes zum Hause gehörige Gerät ein, kennzeichnete so diese Gegenstände als sein Eigentum. Durch die Marke



wurde das Eigentum befriedet, jedem Zweifel am Eigentumsrecht Dritten gegenüber die Grundlage genommen.

Als dann später Handel und Verkehr zunahmen und schriftliche Verträge nötig machten, setzte der Hausvater seine Hausmarke unter das von dem Geistlichen oder Notar niedergeschriebene Dokument gleichsam als den Vertreter seiner Person und seiner Habe.

Auch der Adel hat ursprünglich Hausmarken als persönliche Abzeichen geführt, bis das zur Zeit der Kreuzzüge aufblühende Ritter- und Turnierwesen die Wappen in Gebrauch brachte. Adel, Städte, Klöster, Stifte ließen sich Wappensiegel anfertigen und setzten diese unter die Urkunden. Bald galt eine Urkunde ohne Wachssiegel nicht mehr für vollständig. Bürger und Bauer aber begnügten sich mit der Hausmarke.



Als in den folgenden Jahrhunderten die Schreibekunst sich im Volke verbreitete, setzte der Schreibkundige neben die Marke seinen Namen. Im 16. Jahrhundert bekräftigte man die Namensunterschrift sehr oft auch durch den Zusatz manu propria oder „meine eigene Hand."

Die öffentlichen Notare bedienten sich zur Bekräftigung ihrer Unterschrift

anfänglich eines Handzeichens, welches mit der Feder, oft verschnörkelt und kunstvoll, aufgezeichnet wurde.

Später, am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts wurde das Handzeichen mittels eines in Holz geschnittenen Stempels beigedrückt, dem Zeichen ein lateinisches Wort oder ein Sinnspruch hinzugefügt. Darnach kamen große siegelartige Trockenstempel in Gebrauch, welche außer dem Namen und dem Zeichen auch den selbstgewählten Sinnspruch als Umschrift enthielten. Sie wurden zur Herstellung des Abdrucks in der Regel mit Lampenruß geschwärzt.



In unserer Urkunde aus dem Jahre 1630 haben von 60 Bürgern noch 45 ihre Hausmarken den Namen hinzugefügt. Bei aufmerksamer Betrachtung der Marken fällt zunächst auf, daß fast alle aus geraden Linien zusammengesetzt sind. Die geraden Linien weisen zurück auf Meißel und Messer, mit welchen die Alten das widerstrebende Holz zur Annahme der Marken zwingen mußten.

Wir bemerken ferner, daß einige Marken die Anfangsbuchstaben der Namen wiedergeben, die so ineinander verschlungen sind, wie man jetzt noch Monogramme anfertigt. So z. B. haben Valentin Grelle ein V und ein G, Friedrich Hand

ein F und ein H, Bartram Bock zwei B, Johann Fischer ein I und ein F, Hinrick Lütje ein H und ein L, Detlef Lensche ein D und ein L vereinigt.

Es mußte erklärlicherweise in einer größeren Gemeinde dem Einzelnen schwer fallen, eine Marke zu finden, welche sich von allen anderen in der Form unterschied. In der Regel werden nur diejenigen Söhne, die der Väter Erbe antraten, die Marken der Väter weitergeführt haben. Die anderen Söhne, welche das väterliche Haus verlassen mußten, um sich ein eigenes Hauswesen zu gründen, waren oft genötigt, sich eine neue Hausmarke zu bilden. Diese nahmen dann wohl ihre Zuflucht zu Monogrammen im Stile der Hausmarken. Zuweilen auch setzten sie der Marke des Vaters einen neuen charakteristischen Strich hinzu.

Die in der Plöner Urkunde vorkommenden Monogramme können desungeachtet doch „angeborene" Erbmarken sein, weil sehr oft der Sohn mit dem Vater einen und denselben Vornamen führte. Wir sehen denn auch, daß nicht nur Valentin Grelle, sondern auch Hans Grelle das aus V und G gebildete Monogramm seinem Namen beigesetzt hat.

Schon im 16. Jahrhundert fingen einzelne Glieder bürgerlicher Familien an, wenn sie zu Reichtum oder vermöge hervorragender Bildung und Fähigkeiten zu Ämtern und Würden gelangt waren, sich gleich dem Adel ein Wappen anfertigen und dem Siegelring einschneiden zu lassen. Wir finden zu jener Zeit schon Wappen bei Kaufleuten, Studierten, Söldnerführern, Beamten und anderen Personen, welche nur selten von der Obrigkeit oder einem Heroldsamt verliehen waren. Recht oft kam es vor, daß die alte Hausmarke in der hergebrachten oder auch in veränderter Form auf dem Wappenschild angebracht wurde.



In Plön siegelten im Anfange des 17. Jahrhunderts außer dem Adel schon mit Wappen Prediger, Amtsschreiber, Sekretäre, Bürgermeister und Ratsherren. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ist die handschriftliche Hausmarke aus den Urkunden verschwunden und das Wappensiegel überall an ihre Stelle getreten. Nur selten finden sich Siegel, welche auf dem Wappenschild allein oder neben einem regelrechten Wappenzeichen noch eine richtige Hausmarke zeigen. Eine Zusammenstellung beider sieht man auf dem hierneben abgebildeten Wappen einer gemalten Fensterscheibe vom Jahre 1684.

Unter einer Plöner Schuldverschreibung des Jahres 1704 stehen Wappensiegel
von dem Bürgermeister Trost mit zwei Rosetten als Zeichen;
von Cord Wedderkop mit einem aus dem Walde herausspringenden Widder;
von Jürgen Köper mit drei Rosen auf Stengeln;
von Ulrich Michael Meißner mit einem horizontal geteilten Schilde, oben zwei Rosetten, unten eine Lilie;
von Friedrich Handt mit einer Hand, die drei Rosen hält;
von Johann Kahl mit drei Blumen;
von Hans Hintz mit einem Anker;
von Andreas Louden mit Monogramm und einer Krone darüber;
von Bürgerworthalter Claus Schadt mit drei Kornähren;
von Gensch von Breitenau mit einem vierfach geteilten Wappenschild mit zwei goldenen und zwei blauen Feldern, auf letzteren je ein sechsstrahliger goldener Stern, quer über den Schild ein rotes Band und über dem Schilde eine neunzinkige Krone.

Im Jahre 1732 führen Siegel mit Wappen:
Bürgermeister Andreas Louden zwei Hirsche im Walde, Helmzier ein Hirsch;
Michael Sahr einen Engel auf dem Lindwurm stehend, Helmzier eine heraldische Lilie;
Rathsverwandter Wagener einen halben Löwen, Helmzier fünf Stengelblumen;
Stadtdeputirter Jochim Hinrich Bent einen Baum, Helmzier ein Baum;
Friedrich Settegast drei Gerstenähren, Helmzier drei Gerstenähren;
Hans Sieverkrob einen Vogel Strauß, Helmzier zwei Straußenfedern;
Hans Christopher Hesse einen Hirsch, Helmzier ein Hirsch;
Rathsverwandter Gundelach siegelte mit einem Barock-Monogramm, darüber eine Glücksgöttin auf beflügelter Kugel stehend, mit der Inschrift: rien sans vous;
Caspar Lange, J. Krützfeldt, Christian Jakobsen mit Monogrammen unter Bürgerkronen;
Claus Friedrich Mau mit dem Doppeladler der Schuhmacher unter einer Krone;
Andreas Weller mit dem Gotteslamm;
Amtsschuhmacher Hinrich Mau mit einer Krone und den lateinischen Buchstaben H. M.;
Feldmann mit einem Mann im Felde.

Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts forderte schon die Mode von jedem Manne, der etwas gelten wollte in der Gesellschaft, daß er ein Siegelwappen am Ringe oder am Petschaft führte. Das Petschaft wurde in Gold, Silber, Stein und Bergkristall an der Uhr getragen. Die große Nachfrage schuf eine bedeutende Anzahl tüchtiger Stempel- und Siegelschneider, und wir treffen viele Siegel von hervorragender Zeichnung und Ausführung an.

Die Wappensiegel verschwanden in den bürgerlichen Kreisen wieder zur Zeit des französischen Kaiserreichs, und jetzt sind sie fast ganz in Vergessenheit geraten. Damit hat denn auch der Gebrauch des Siegellacks, der im 17. Jahrhundert an die Stelle des Wachses trat, abgenommen.

Die Behörden bedienen sich meistens der Trockenstempel und Privatleute unterzeichnen einfach ihren Namen.

Die fabrikmäßig hergestellten Briefumschläge (Kuverts) haben dann auch noch das Briefsiegel überflüssig gemacht. Zum Verschließen der Briefe verwendet man schon vielfach aufklebbare Siegelmarken, deren künstlerische Ausstattung und deren Verbreitung noch immer im Wachsen begriffen ist.



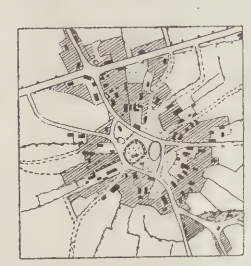
Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

I. Die Gründung des Klosters und seine Entwickelung im 13. Jahrhundert.

Der von Adolf II. 1242 ins Land geleitete Strom deutscher Kolonisten hat an den Ufern der Schwentine und der von ihr durchflossenen Seen vorläufig Halt gemacht. Das nördlich von dieser Linie belegene Gebiet gab der Graf den Slaven zu beziehen, wie uns Helmold berichtet, oder genauer ausgedrückt: er beließ es denjenigen, welche hier schon wohnten, und andere Wenden aus dem jetzt kolonisierten Südwagrien werden sich gleichfalls hierher zurückgezogen haben. Als holsteinisch-gräfliche Untertanen haben sie hier, ihren alten Gewohn-

heiten und Sitten getreu, weitergelebt, namentlich von ihren Seeräuberzügen gegen die benachbarten dänischen Küsten auch fernerhin nicht lassen können und dadurch wieder Angriffe dänischer Flotten auf die oldenburgische Küste hervorgerufen, die der Graf dann durch das Aufgebot des Landsturms abzuwehren sich genötigt sah. In der Geschichte[1]) geschieht der Oldenburger Slaven zuletzt im Jahre 1164 Erwähnung, als sie bei Demmin den Vortrab des deutschen Heeres verrieten, wobei die Grafen Adolf II. von Holstein und Reinold von Dithmarschen ihren Tod fanden. Die Kolonisation der Lande Oldenburg, Lütjenburg und Fehmarns mit friesischen, holländischen, des letzteren auch mit dänischen Kolonisten scheint die unmittelbare Folge dieses Verrats gewesen zu sein.


Plan von Brunstorf in Lauenburg.

Die heutige Propstei war um 1200 noch ein zusammenhängender Urwald, ein Teil des großen Isarnho, der sich nach Helmold von Schwerin bis zum Slyasee (Schlei) erstreckte. Dem Propsteier Walde war nördlich die nun schon längst durch einen Seedeich geschützte sog. „Salzenwiese" vorgelagert. In den Lichtungen und Rodungen des Waldes wohnten Slaven, wie denn mehrere Dörfer dieser Gegend, insbesondere Fiefbergen[2]) und Krumbek, die slavische Rundlingsform bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die deutsche Kolonisation in diesem großen Waldgebiete muß schon vor 1216 in Angriff genommen gewesen sein; denn in dem genannten Jahre belehnt Graf Albert von Orlamünde den Ritter Marquard von Stenwehr mit der Salzenwiese zwischen Schwartbuck und der Carcniz, die man doch kaum anders als Karkenitz oder Kerkenitz = Kirchenaue deuten kann, zu Kolonisationszwecken. Dieser halb niederdeutsche und halb wendische Name würde uns zweierlei beweisen: erstens, daß es 1216 eine Kirche an dieser Aue schon gab, und zweitens, daß das wendische Element in der Gegend um Propsteier Hagen noch so sehr überwog, daß der Bach von den Wenden getauft worden ist. Die Burg des Ritters Marquard hat wahrscheinlich am Barsbeker Binnensee gelegen, wo auch die von ihm gegründete Kapelle zu suchen gewesen ist. Die dieser Kirche oder Kapelle geschenkte Hufe gehört jetzt zum Schönberger Pastorat. In der „Ausrodung des Waldes um die Slaven herum" (urkundlich 1216) und der Germanisation scheint er indessen sehr bald unterbrochen worden zu sein. Denn nachdem das Land 1226 an das Kloster Preetz gefallen war, hat der Propst Friedrich aus Herseveld im Bremischen (nicht aus Hersfeld, ehemals Herolfesfeld, in Hessen) die Besetzung des Gebietes mit deutschen Kolonisten aufs neue in die Hand nehmen müssen.

Wie alt die oben erwähnte Kirche in Propsteier Hagen gewesen sein mag, läßt sich wegen des Mangels diesbezüglicher Urkunden nicht genau angeben. Jedenfalls aber wird sie jünger sein als das weiter südlich gelegene Porez = „am Flusse," welches als Wendendorf sehr alt ist und schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts, das hieße also kurz nach der Unterwerfung der ostholsteinischen Wenden durch den Grafen Heinrich von Badewide im Winter 1138/39, eine Kirche gehabt haben soll. Diese Angabe finde ich in der bekannten und in den historischen Daten meistens zuverlässigen Topographie von Schröder und Biernatzki, vermag aber ihre Richtigkeit aus unseren schleswig-holsteinischen Urkundensammlungen nicht zu belegen; denn in diesen wird Preetz als Kirchdorf nicht vor 1216 erwähnt, obwohl es als solches, wie gleich nachzuweisen, älter sein muß. Den am weitesten

[1]) Eine urkundliche Erwähnung kommt noch gegen Schluß des Jahrhunderts vor.
[2]) Fiefbergen ist ähnlich wie das im Text abgebildete Brunstorf in Lauenburg angelegt.

zurückreichenden, aber nur durch Zurückrechnen zu findenden Beleg für das Kloster wie auch für die Pfarrkirche in Preetz gibt uns das 1286 von dem Propsten Conrad Bocholt aufgestellte Register. Als erster in der Reihe der Preetzer Pröpste wird dort ein gewisser Herderich aufgeführt, der nach Pastor Adam Jessiens, des Herausgebers der Preetzer Urkunden, Berechnung von ca. 1211 oder 1212 bis 1218 regierte. „Jener war" — so sagt das Register — „Prediger in Porez und trat dem Grafen Albert (von Orlamünde) seine Kirche ab, welcher der erste Begründer jener Kirche war; und diesen Verzicht leistete er zu gunsten der Nonnen. Nachher ward er ihr Propst und leitete die Kirche 7 Jahre hindurch in löblicher Weise." Der richtigste Schluß aus dieser nicht völlig klaren Stelle dürfte wohl der sein, daß Herderich seine in Preetz schon bestehende Pfarrkirche auf den Wunsch des Grafen zum Zweck der Gründung eines Klosters daselbst hergab, dergestalt, daß die gedachte Kirche nunmehr einem doppelten Zweck dienen mußte. Der Annahme also, daß diese Kirche schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts bestand — was vermutlich auf das Vorkommen eines Priesters Ecbrecht Porokensis (= Porecensis?) um 1187 sich stützt, dürfte demnach nichts im Wege stehen.

Herderichs Nachfolger war Lambert aus Neumünster, der zwei Jahre in Preetz das Amt des Propsten versah und dann in Neumünster dieselbe Stellung bekleidete. Ihm folgte in Preetz Eppo aus Segeberg, der 27 Jahre regierte. „Jener verlegte das Kloster von Preetz nach Erpesfelde, dann von Erpesfelde nach Lutterbek (laut Urkunde im Jahre 1240). Er erhielt vom Grafen Adolf auch den Wald und die Wiese zwischen Hagener Aue und Schwartbuck (bezeugt durch Urkunde von 1226), ferner das Privilegium über die Kirchengüter und vom Bischof Berthold von Lübeck (1224) Bannrecht, Archidiakonat und Zehntrecht für das Kloster." — Aus diesen Aufzeichnungen des Propsten Conrad Bocholt († 1286) läßt sich die Gründungszeit des Klosters einigermaßen genau ermitteln. Rechnet man nämlich von C. Bocholt an rückwärts unter Benutzung der bei jedem Propsten angegebenen Amtsdauer, so erhält man etwa das Jahr 1211/12.

Nicht völlig sicher ist auch die erste Stätte des Klosters. Die Annahme jedoch, daß die ersten, gewiß nur primitiven Klostergebäude in der Nähe der den Nonnen eingeräumten Pfarrkirche,[1]) wahrscheinlich am Kirchsee, gelegen gewesen sind, dürfte wohl berechtigt sein. Jedenfalls lag das Kloster, wie die Urkunden angeben, in Preetz, und die Stätte ist Marienfeld getauft gewesen. Die alte Kirche *hat unter den einmal obwaltenden Umständen in der ersten Periode sowohl* als Pfarrkirche für das Kirchspiel als auch für die besonderen gottesdienstlichen Verrichtungen der Nonnen dienen müssen. Wann das Kloster von hier nach Erpesfelde (den „Pohnsdorfer Stauen" an der Wilsau, südöstlich vom Neuwührener Holz) verlegt worden ist, läßt sich nicht auf ein bestimmtes Jahr feststellen, und die Gründe zu diesem Schritte sind uns gänzlich verborgen. Dagegen vermögen wir wieder das Jahr der Verlegung nach Lutterbek (1240) anzugeben, während man sich für die Rückverlegung nach Preetz, d. h. wohl an die erste Stätte, mit der Zeit der Amtsführung des Propsten Friedrich (etwa 1246—50), Nachfolgers von Eppo, begnügen muß. Erst Friedrichs Nachfolger Luderus hat nach Ausweis des Bocholtschen Registers das Kloster auf seiner heutigen Stätte um 1260 neu erbauen lassen. Zum Gottesdienst wird man sich, da die Pfarrkirche am

---

[1]) Eine Urkunde von 1226 erwähnt zwei Aalwehren im Dorfe Preetz beim „alten Kirchhof" (vetus cimiterium). Vermutlich ist damit der alte Urnenfriedhof der Wendenzeit auf dem Wehrberg (im 13. Jahrhundert: Etzegora — vom wendischen gora = Berg, gemeint; doch wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß die Preetzer Pfarrkirche als Vorgängerin eine kleine Kapelle mit Kirchhof an einer anderen Stelle als der heutigen gehabt hätte.

Kirchsee zu weit entfernt lag, anfangs mit einer Kapelle aus Fachwerk oder dem Saale des Kapitelhauses haben begnügen müssen. Erst 1268 ward unter Johann von Segeberg der Grund zu der noch heute stehenden, aus Ziegelsteinen erbauten (was besonders hervorgehoben wird) Marien- oder Klosterkirche gelegt, die, nach dem Aufhören der mehrfachen Ablaßausschreibungen für den Kirchenbau im Jahre 1280 zu schließen, um diese Zeit fertiggestellt gewesen sein muß.

Wie die ganze Lebensweise der Nonnen und die Verwaltung des Klosters in dieser Zeit geregelt gewesen ist, zeigen uns die vom Propsten in Gemeinschaft mit der Priörin und dem Konvent getroffenen Bestimmungen über die Anwendung gewisser Einkünfte aus den der Priörin damals unterstellten Dörfern Stakendorp, Vruwendorp, Croch, Tasdorf, der ehemaligen Insel „Waterborg“ bei dem heutigen Wilhelminenhöhe, den Instenkaten in Preetz und Schönberg im Jahre 1286. Danach betrug die gesetzmäßige Zahl der Nonnen 70, außer den Novizen und Scholarinnen. Ihre Kleidung war die damals übliche Nonnentracht; im Sommer bestand sie aus leichterem, im Winter aus schwererem Stoff. In der kalten Jahreszeit trugen sie auch Lederschuhe mit Filzsohlen. Als Betten scheinen Schaffelle (pellicia) und wollene Decken (tegmina) zu 14 bezw. 10 Schilling und zum Schlafen ein gemeinsamer Raum und nicht die Einzelzellen („Sellen“) gedient zu haben; denn es wird ein dormitorium (Schlafraum) erwähnt, in welchem immer eine Lampe zu brennen hatte. Die Besorgung dieser wie der drei übrigen Lampen im Münster, im Chor und in der Kapelle war Sache der „Kosterschen“ (custos), einer Nonne, welche außerdem für die Anfertigung der nötigen Wachslichte zu sorgen und beim Gottesdienst Küsterdienste zu verrichten hatte, weshalb sie eben die „Küstersche“ oder plattdeutsch „Kostersche“ genannt wurde. Der erkrankten Nonnen nahm sich die „magistra infirmarum“ (Krankenpflegerin) an, zu welchem Zwecke die gesamten Einkünfte des Klostergutes Erpesfelde ausgeworfen waren. In Küche und Kammer waltete die „Kämmersche“ (cameraria) mit dem ihr unterstellten Personal. Wenn die jedes Jahr fälligen 79 Tonnen Weizen, 305 Tonnen Roggen, 17 Tonnen Gerste, 216 Tonnen Hafer, 13 Tonnen Salz, etwa 166 Schweine, 1500 Hühner, 500 Aale, 75 Haufen Flachs und 30 Scheffel Erbsen eingeheimst waren, so ließ sich mit diesem Vorrat, auch wenn das Gastrecht im Kloster vom Landesherrn und seinem Gefolge etwas häufiger in Anspruch genommen wurde, wohl wirtschaften. Als tägliches Getränk diente das selbst bereitete Braunbier. Gleichwohl konnte Schmalhans Küchenmeister sein, wenn die Pröpste mit den Klostereinkünften schlecht gewirtschaftet und Schulden gemacht hatten. So sah es z. B. im Jahre 1401 so schlimm im Kloster aus, daß die Nonnen „weder Bett noch Brot“ hatten und die Gräfin in Kiel jede Woche einen Karren mit Brot und gelegentlich eine Tonne mit Bier hinausschicken mußte, um der ärgsten Not zu steuern. Da hieß es für die Klosterinsassen wohl oder übel fasten, auch außerhalb der für diese fromme Übung angesetzten Zeiten.

Da das Kloster zur Zeit des Grafen Albert von Orlamünde, d. h. also während der dänischen Fremdherrschaft, gegründet worden ist, so hat dieser Fürst auch als erster die Grenzen des Klostergebietes sowie seine Rechte und Einkünfte bestimmt. Das ist aber erst durch einen Erlaß vom Jahre 1222 geschehen. Das Klostergebiet wird hier folgendermaßen abgegrenzt: „Vom Honigsee, Moorsee, dem Wasserlauf (vom Moorsee [1]) zur Eider) der Eider, dem Dreckſee, [2]) Hassee [1]) und dem Mannhagen (von Winterbek bis zur Levensau) bis zur Kieler Föhrde;

---

[1]) Sind beide ausgetrocknet.

[2]) Urkundlich: Dragse, d. h. See in einem Tale.

und von der Schwentinemündung, Ober-Zoppot,[1]) dem Moor Quernesvi (Quersack beim „Lustigen Bruder") und dem Wenekenbek (Glinsbek im Rönner Holz, welcher früher in den Erpessee = Pohnsdorfer Stauen floß) bis nach den Pohnsdorfer Stauen." — Graf Adolf IV. hat diese Stiftung seines Vorgängers, noch auf dem Kriegszuge gegen König Waldemar II. begriffen, von Rendsburg aus 1226 bestätigt, mit Einschluß des Dorfes Preetz, dessen Gemarkungsgrenzen in der Urkunde genau angegeben werden. Dem schon vom Grafen Albert verliehenen Gebiete fügte Adolf IV. noch den Wald zwischen Karcniz (Karknese) und Schwartbuck sowie die Salzenwiese, d. h. also die Propstei im engeren Sinne, endlich noch Tasdorf im Kirchspiel Neumünster hinzu. Das Kloster erhielt in allen hier bereits gegründeten und noch zu gründenden Dörfern die Landeshoheit mit den daraus entspringenden Rechten und Einkünften, dergestalt, daß die Bauern von allen Abgaben und Leistungen an den Landesherrn (mit Ausnahme der „Landwehr") entbunden und nur dem Kloster verpflichtet wurden. Über dieses aber besaß der Herr von Küren am Lankersee wieder die Schirmvogtei. Wie der Name besagt, übernahm er hiermit den Schutz des Klosters und zwar nach außen und nach innen, etwa gegen säumige oder widerspenstige Untertanen. Daß er dies nicht nur wegen der schönen Augen des Propsten oder der Nonnen tat, versteht sich von selbst. Das Kloster hat diesen Schirm und Schutz, welcher obendrein allzu leicht als eine Art von Oberhoheit ausgebeutet werden konnte, in irgend einer Weise vergüten müssen, sei es durch Geld, sei es durch Abgaben und Dienste seiner Untertanen. Und so können es die Preetzer Kloster-Untertanen als ein Glück betrachten, wenn dieses (vom Kloster übrigens angefochtene) Recht der Herren von Küren bereits 1266 gegen die damals recht erhebliche Summe von 300 Mark (= Bareinnahme eines ganzen Jahres) abgelöst worden ist, da es späterhin vielleicht die Einführung der Leibeigenschaft unter adeligem Druck begünstigt hätte.

Das ganze Klostergebiet zerfiel 1286 in die vier Kirchspiele Preetz, Ellerbek (später Elmschenhagen), Propsteier Hagen und Schönberg. Ein großer Teil der zu diesen Kirchen eingepfarrten Dörfer unterstand aber nicht der klösterlichen Obrigkeit, sondern zahlte nach Preetz nur den Kirchenzehnten. Zwischen dem klösterlichen Kirchspiel Ellerbek-Elmschenhagen und Propsteier Hagen lagen die 1286 noch zu Kiel eingepfarrten Dörfer Heikendorp, Grevenborn, Monnekenberg, Zwentinemunde und Oppendorp. Die Einwohner werden danach in Booten nach Kiel zur Kirche gefahren sein. Den Zehnten aber strich gleichwohl das Kloster ein; „quod non licet," bemerkt dazu das Urkundenbuch des Bistums Lübeck. Das Kirchdorf und Kirchspiel Schönkirchen, zu welchem die genannten Dörfer später eingepfarrt wurden, ist erst seit 1316 nachweisbar.

Daß die Kolonisation in diesem ganzen Gebiete in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen gewesen ist, beweist unter anderem noch eine Bestätigungsurkunde des Bischofs Johannes von Lübeck aus dem Jahre 1232, wo dem Kloster die Zehnten von allen jenseits des großen Mannhagens bis zur Levensaue noch zu gründenden Dörfern im voraus in Aussicht gestellt werden. Einen sicheren Schluß auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein Kiels aber kann man ebensowenig aus dieser wie aus der Urkunde des Jahres 1233 ziehen.

Zum Bistum Lübeck gehörten im Jahre 1286 (vergl. Urkunde von 1259) die folgenden, in vier Diözesen geteilten Kirchspiele:

---

[1]) Scupute suprema; der Herausgeber der Urkundensammlung, Pastor Adam Jessien in Elmschenhagen, hält es für einen Mühlenteich an der Schwentine auf der Feldmark von Klausdorf und Raisdorf; es kann aber auch ein Wendendorf, bezw. der wendische Name eines bald darauf umgetauften Dorfes gewesen sein.

I. Brode, Heiligenhafen, Neukirchen, Oldenburg, Hansün, Hohenstein, Lensahn, Grömitz, Stadt Lübeck, Cismar, Reinfeld, Segeberg, **Preetz**.

II. Lütjenburg, Selent, Giekau, **Propsteier Hagen**, **Ellerbek** (seit 1327 Elmschenhagen), **Schönberg**, Kirch-Barkau, Plön, Lebrade, Blekendorf, Bosau, Neukirchen (bei Eutin).

III. Eutin, Malente, Rüchel, Alt- und Neu-Crempe (Neustadt), Süsel, Ratekau, Travemünde, Rensefeld, Curau, Gleschendorf, Insel Poel.

IV. Oldeslo, Leezen, Bornhöved, Slamersdorf, Warder (Insula Segeberga), Prohnsdorf, Gnissau, Sarau, Zarpen, Wesenberg. (Fortsetzung folgt.)



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

41. De goll'n Vagel.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Appelbôm hatt in'n Gard'n, de hett jeden Hars drê Appeln dragen, drê goldgęl Appeln. Un de ward em Jahr vör Jahr stahl'n.

Nu hett he drê Jung's hatt, de Bur.

Do secht de öll's, hê will dar mal bi opsitten de Nach.

Hê nimmt sin Gewehr, sett sik ünner den Appelbôm hen un slöppt tô, un slöppt bet 'n annern Morgen.

As hê opwaken deit, is dar ên Appel weg.

Hê geiht je hen to Hus.

Na, min Söhn, secht de Ol, wo 's 't word'n? Heß wat drapen?

Nę, Vadder, secht he, drapen heff ik niks. De Appel is awer uk wa' weg.

Do secht de twêt, denn will hê dar mal bi waken.

Den' geiht 't grad' ebenso.

Do secht de jüng's — den' hebbt se ümmer so'n beten ünnernäsii hol'n —: ja, Vadder, secht he, ǫwernach will ik dar mal hen un will oppassen.

Och, Jung, wat wullt du dar? secht de Ol, din Brỏder hebbt niks drapen, denn dröpps du êrs rech niks.

Ja, dat 's ên'n Dôn't, Vadder, secht he, ik will dar doch mal op af.

Hê nimmt sin Flint mit, un denn hett he so 'n ol Lê, dar meiht un hǫkt he so 'n beten mit rüm in'n Gard'n.

Dat dur't wul bet Klock hen to twölf, do kümmt dar so 'n groten, hübschen Vagel anflêgen, na den Appelbôm herin.

---

*) Es findet sich dieses Märchen in dem eben erschienenen Büchlein „Wat Grotmoder vertellt," ostholsteinische Volksmärchen, gesammelt von Wilhelm Wisser, mit Bildern von Bernhard Winter, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, Preis 0,75 *M.* Nach dem warmen Lob, welches dieser von den Jugendschriften-Ausschüssen in Hamburg, Altona und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ausgewählten Sammlung in dem letzten Oktoberheft gespendet worden ist, darf ich hier wohl auf eine weitere Empfehlung verzichten. Seit dem Jahre 1899 bringt die „Heimat" Märchen von Wisser, einem großen Teile ihrer Leser zu besonderer Freude. Wer Gefallen an diesen Schätzen der Vergangenheit gefunden hat, wird nicht unterlassen, das oben genannte Büchlein seinen Kindern als Gabe darzubieten. Die von der früheren etwas abweichende Orthographie dieses Märchens ist die der oben genannten Auswahl. Hinsichtlich des Inhalts vergleiche man Nr. 57 der Grimmschen Sammlung „Der goldene Vogel." Eckmann.

Hê kricht sin Gewehr her un schütt tô, un schütt den Vagel 'n Feller af.

Hê awer likes mit den Appel weg, de Vagel.

Na, secht de Ol, as he to Hus kümmt naher, na, min Söhn, wo 's 't word'n?

Ja, Vadder, secht he, ik heff uk niks sqt kregen.

Ja, secht de Ol, dat heff ik di je secht.

Ja, Vadder, secht he, dar kôm so 'n groten Vagel anflêgen, den' heff ik 'n Feller afschaten. Un dat is 'n ganz goll'n Feller.

Se bekikt un bewunnert dat Ding je all' tosam'n, wat dat vör 'n Vagel mag wesen, wo dê hen hôrn kann.

Ja, dat 's nu ênerlei, secht de Ol, de mi den Vagel bringt, de schall de Stęd' hebb'n un schall Bur ward'n.

Na, nu mąkt de beiden öllß'n sik reis'farri un wüllt je los', un Hans, de will uk je mit.

De Ol, de will em je ne trecken laten. Och, Jung, secht he, wat wullt du in 'e Frömm'?

Dat helpt awer je ne, hê lett kên Fręd'. Un do kriegt se em 'n beten to leben in 'n Büdel, un do reist he uk je los'.

As hê 'n Titlang reist hett — sin Brot un Kees' ward al knapp un dröG' —, do kümmt he bi 'n Waterkul, dąr will he 'n beten eten.

Hê sett sik je dąl, kricht sin'n Krąm herut un fangt dar bi an.

Mit dessen kümmt dar 'n Voß bi em an.

Süh, gun Dag, Brôder Hans, secht de Voß.

Gun Dag, Brôder Voß, secht Hans.

Ah, Hans, wiß so gôt, secht de Voß, un giff mi 'n beten af.

Ja, secht he, dat mags du man ne, wat ik heff. Ik heff hier blot 'n beten Brot un Kees', un dat 's al so hart un dröG'.

O, secht he, giff mi man 'n beten af. Du kanns je hen to Dörp gahn un hąl'n di wat wedder. Ik dörf dar je ne kam'n. Achter mi kąmt de Jung's un de Hunn' je achter.

Na, nu ęt un drinkt se je. Un as se dat op hebbt, do secht de Voß: Sieh so, Hans, secht he, nu sett di man op mi. Hier kôm'n êrs 'n paar jung' Herr'n verbi, de heff ik uk beden, awer dê kôm'n mit de Pitsch achter mi. De schüllt niks jagen, de beiden. Wat du wullt, dat wêt ik, secht he, nu hol di man wiß.

Hê je mit em los', de Voß, ǫwer Knick un Tun.

Toletz kąmt se vör so 'n Sloß.

Sieh so, secht de Voß, nu stig' man af. Un denn geihs du dar herop. De Lüd', de sląpt all'. De Vagel, de hängt dąr un dąr, de is in 'e Bur. Rög' mi awer wider niks an un kik di nich üm. Rögs du mi wat an, denn kann 'k di ne helpen.

Na, Hans je herop na 'n Sloß un finn't den Vagel uk. Awer de Bur, wo hê in is, de is ne hübsch. Dar hängt ên bi, dat 's 'n goll'n, de mag he hêl vęl lêwer liden.

Hê kricht sik dê her, un will den Vagel dar in kriegen.

Mit dessen wąkt de Lüd' awer op, kriegt em fąt un sląt em den Puckel brun un bląg.

Na, hê bidd't je, un se ląt em je wa' los'.

Ja, seggt se, dąr un dąr, op den' un den' Sloß, dąr sünd vêr gęl Hingß'n. Wenn du uns dê hal'n kanns, denn schaß du den Vagel hebb'n, mit de goll'n Bur.

Hê secht je all'ns tô, dat he man blot vun den Sloß êrs wa' raf kümmt.

As he bi den Voß kümmt, na, Brôder Hans, secht de Voß, heff ik di dat ne secht, du schuß mi niks anrögen? Nu kann 'k di ne helpen.

O, Brôder Voß, secht he, dit Mal muß mi noch wa' ut de Knip helpen.

Na, denn sett di man wa' op, secht de Voß.

Do de Voß je wa' mit em los', ǫ̈wer Knick un Tun, hen na den annern verwünschten Sloß, wo de vêr gęl'n Hingß'n staht.

Sieh so, secht he, nu geihs du dar rin na 'n Stall', dąr staht se. Dat Sadeltüg hängt dar achter. Dat lechs du ehr op un kiks ne links oder rechs. Dar hängt noch mêhr Sęl'ngeschirr, dat is hêl vęl hübscher. Letts dat awer ruhi häng'n un nimms dat, wat achter ehr hängt; lechs ehr dat op un ritts los'.

Hê herop na den Hoff, un finn't dat uk all' so, as de Voß em secht hett.

Mit dat Sadeltüg is dat awer gar ne na sin Mütz. Dar hängt wat, dat is hêl vęl beter.

Hê kricht dat her un lecht ehr dat op.

Awer as hê dar bi to gang' is, do wąkt de Lüd' op, kąmt ut 'n Slap un kriegt em her un mąkt em den Puckel brun un bląg.

Hê bidd't je.

Ja, seggt se to em, dąr un dąr, in den' un den' Sloß, dąr is den Köni sin Dochter, de is verwünscht. Wenn he dê erlösen kann, denn schall he de vêr Hingß'n hebb'n, mit dat Sęl'ntüg.

Hê seggt je all'ns tô, dat he man blot êrs wa' heraf kümmt vun den Hoff.

As he bi den Voß kümmt, na, Brôder Hans, secht he, heff ik di dat ne secht, du schuß niks anrögen? Nu kann 'k di ne mêhr helpen. Nu is 't ut.

Hê bidd't awer so vęl, hê schall em dit Mal man noch wa' helpen. Hê will de Prinzessin je so gêrn hebb'n.

Na, denn sett di man wa' op mi, secht de Voß.

Hê sleit 'n Schinken je wa' ǫ̈wer, un do geiht 't Hul'n je wa' los', hen na den annern Sloß, wo de Prinzessin is.

Sieh so, secht de Voß, nu geihs du dar herop. In dê un dê Stuw, dąr is se. Un denn heß du hier 'n Glas', dar giffs du ehr von to drinken. Rög' mi awer niks an. Will sê wat mitnehm'n, so is dat gôt. Awer du ünnersteihs di nich un rögs mi wat an. Rögs du mi wedder wat an, denn büß du verweiht.

Na, hê je wa' rop na den Sloß. Un dröppt dat uk all' so mit de Prinzessin, as de Voß em secht hett. Hê geiht herin — se is so fröndli un so vergnögt — un gifft ehr wat vun dat Glas' in.

Sieh so, secht se, *nu sett di man ên'n Ogenblick dąl. Rög' mi awer niks an.*

Se söcht ehr Sǫ̈bensaken, wat se mit hebb'n will, to Dutt un hett ümmer nog' mit em to kriegen: hê will ehr dąr je ümmer mank, un will uk wat hebb'n.

Sieh so, secht se, nu mąk man, dat wi êrs vun'n Sloß herawwe kąmt.

As se eben heraf sünd, eben ǫ̈wer de Togbrüch, do flücht de ganz Brüch in 'e Luff.

Sieh so, secht de Voß, eben to rechter Tit! Nu sett ju man op mi.

Se sett sik je beid' op em, un do geiht 't Riden je wa' los', hen na den annern Sloß, na de Hingß'n.

As se dar kąmt, sieh so, secht de Voß, nu lęwers du din Prinzessin af, un denn ward se di de Hingß'n wul ǫ̈wergeben.

Ja, secht Hans, ik wull doch so gêrn de Prinzessin behol'n.

Dat heff ik mi dusen nog' dacht, secht de Voß, du büß ne mit wat tofręden.

O, Brôder Voß, secht he, help mi man, dê wull ik doch so lasti gêrn hebb'n.

Na ja, secht de Voß, wenn se di de Hingß'n nu rut bringt, denn setts du di op ên'n, un de Prinzessin sett sik op 'n annern. Un de annern beiden Hingß'n hebbt ji denn je bibunn'n. Un denn bidd's du ehr dąr op 'n Hoff — du heß

ehr je erlöst, de Prinzessin —, wat du dat Vergnögen ne mal hebb'n kanns un riden mal üm't Rundêl mit ehr.

Jg, seggt se, dat kann he gêrn dôn.

Hê ritt dar 'n Male drê herüm, un sê purrt al ümmer an, de Prinzessin, hê schall maken, dat se vun den Hoff herawwe kgmt.

Nu blitzt un blänkert dat je all', un dat gefall't ehr je so, de dar op 'n Hoff, un do seggt se, hê schall man noch mêhr Mal herüm riden.

As se nu awer wedder gêgen den Weg kgmt, na de Brüch hendgl, do grippt de Prinzesin sin'n Hings in 'n Tögel, dat se den Swung dar hendgl kriegt. Un as se eben gwer de Brüch sünd — se sünd je achter ehr her, de annern —, do flücht de Brüch in 'e Luff.

Sieh so, secht de Voß, nu kgmt mi man ng.

Do hê je wa' los', gwer Knick un Tun, un sê mit ehr Hingß'n achter em an, hen na den annern Sloß, na den goll'n Vagel.

Sieh so, secht de Voß, nu geihs du dar herop un lęwers din vêr Hingß'n af. Denn ward se di den Vagel wul gwergeben, mit de goll'n Bur.

Na, se rid't dar je herop na den Hoff, hê un de Prinzessin. Un as se dar kgmt, do is he je so vergnögt, de Köni, dat he de Hingß'n hett, un hglt em den Vagel mit de goll'n Bur herut.

Do bidd't he den Köni, wat he man noch 'n paar Mal üm't Rundêl riden schall mit de Hingß'n un den Vagel un de Prinzessin.

Jg, dat kann he je gêrn dôn; dat verlöwt he em. De ol'n Hingß'n sünd je so in 'e Rêg un so blank, dat bringt je Spgß.

As se dat drüdd' Mal herüm rid't, do grippt se em wa' in den Tögel, un dat vun 'n Hoff heraf. Un as se eben gwer de Brüch sünd, flücht de Brüch in 'e Luff,

Sieh so, secht de Prinzessin, nu lgt uns man maken, dat wi êrs wider weg kgmt. Se kgmt uns gewiß noch ng.

Na, secht de Voß, denn will ik ju hier man attüß segg'n. Awer noch ên Dêl, Brôder Hans. Sêh di vgr ünnerwegens, dat du ne to vęl af kümms, anners ne, as wenn 't nödi deit. Mgkt man, dat ji hen to Hus kgmt.

Jg wul, Hans secht je all'ns tô. Un do bedankt he sik noch bi den Voß, dat he em ümmer so tru holpen hett, un do rid't se wider.

Nu hebbt se al 'n Titlang reist, do wüllt se sik mal lagern. Sê wüllt eten un drinken, un 't Vêh mutt uk je wat hebb'n.

As se dar bi to gang' sünd, do kgmt sin beiden Brôder dar her. Un dê verfêrt sik je rein vör sin'n Krgm, wat he dar all' hett. Se günn't em dat je ne.

Se ęt un drinkt uk je mit. Un as se eten un drunken hebbt, do is dar so 'n dêp Kul, dgr smit se Hans herin. Un do bedraugt se de Prinzessin, se schall segg'n, sê hebbt ehr erlöst.

Do smit se Hans dar noch 'n beten to leben rin — dat is 't all' —, un do reist se mit de Prinzessin wider, hen to Hus.

Na verlopener Tit kümmt de Voß dar mal wedder bi de Kul — he hett dar je wul Geruch vun kregen — un geiht so bi de Kul herüm un kikt dar so fêrlangs herin.

O, süh, gun Dag, Brôder Hans! secht de Voß.

Ja, gun Dag, Brôder Voß, secht Hans, un weent je.

Heff ik di dat ne secht, du schuß ne vun't Pêrd herawwe stigen? secht de Voß.

Ja, secht Hans, dit Mal muß du mi doch noch wedder ut de Klemm' helpen.

Ja, wo schall ik di nu helpen? secht de Voß. Du büß nedd'n, un ik bün baben.

Ja, muß mi doch helpen, secht Hans.

Na ja, denn fat di man an, an min'n Stêrt.

Hê lett den Stêrt hendal un reckt em so lang ut, dat Hans dar bi anfaten kann. Awer as de Voß em meis' baben hett, do rutscht em de Stêrt dör de Hand, un hê quukst nedd'n wa' na 't Lock herin.

Ja, secht de Voß, muß je faß hol'n, Hans.

Hê lett 'n Stêrt noch mal wedder dal, noch länger.

Nu nimm em man üm 'n Liw, secht he, un denn hol em vör tosam'n.

Na, Hans nimmt den Stêrt je üm 'n Liw, un de Voß treckt an, un treckt Hans dar herut.

Sieh so, secht de Voß, nu will 'k di wat segg'n. De Vagel, de sitt in 'e Bur un trur't, un fritt un süppt ne. Un de vêr Hingß'n, dar kann nümm's heran kam'n, de slat un bit. Un de Prinzessin, de licht op ehr Stuw in Bett. Dar dörf uk nümm's bi kam'n, anners ne, as dar is ên, de ehr so 'n beten op 'e Schöttel rin bringt, 'n beten Eten. Kamt de annern bi ehr, denn smitt se ehr all'ns an 'n Kopp, wat ehr grad' to Hand is. Nu wüllt wi dar hen reisen, un denn giffs du di vör 'n engelschen Dokter ut. Un denn maks du den Kram all' wa' likut.

Ja, secht Hans.

Na, denn sett di man op mi.

Nu bringt de Voß em je hen na den Ol'n sin Hus. Un Hans geiht herin un fragt, wat dar uk wat to doktern is.

Ja, se hebbt dar 'n Vagel, seggt se, de is krank. Wenn hê den' kurêr'n kann, denn schall he 'n Barg Geld hebb'n.

Ja, secht he, ik mutt awer alleen herin.

Ja, dat kann he uk.

As he dar rin kümmt na den Vagel, de ward so munter — hê kenn't em je fôrt wedder —, hê singt un is vergnögt.

Do röppt he, nu schüllt s' man her kam'n.

Do hebbt se ehr'n Spaß dar je an.

Ja, seggt se, nu hebbt se dar de vêr Hingß'n noch. Wenn he ehr dê kurêr'n kann, denn schall he noch mêhr hebb'n.

Ja, hê mutt awer alleen herin.

Ja, dat kann he uk.

Na, hê geiht dar je rin, un as se em wis ward, de Hingß'n, do krischt un bramm't se un frei't sik.

Hör! seggt dê buten, nu hebbt se 'n al dal.

Toletz ward se wa' ruhi, de Hingß'n — hê kluckert dar je mank herüm —, un do röppt he, nu schüllt s' man herin kam'n.

Do künnt de annern uk bi ehr maken, wat se wüllt.

Nu hebbt se dar noch 'n Prinzessin, seggt se, de is uk krank. Wenn he dê kurêr'n kann, denn schall he 'n Tunn' Goll's hebb'n.

Ja, wüllt mal sehn, secht he.

Hê rop na ehr Stuw. Un as he bi ehr kümmt — se kenn't em je glik wedder —, do frei't se sik, dat hê wa' dar is.

Se snackt un dôt je êrs, un naher röppt he, nu schüllt s' man herin kam'n.

Nu kümmt de Ol denn je rin, un de beiden Jung's uk, un do secht de Prinzessin to den Ol'n: Dit is de Rech, de mi erlöst hett.

Do gifft Hans sik uk kund. Un do seggt se dat je na, wo de beiden dat makt hebbt, de beiden Bröder.

Do jagt de Ol ehr vun Hus un Hoff af. Un Hans kricht de Prinzessin to'n Fru.

As de Hochtit verbi is, do secht de Voß to Hans, nu schall he em den Kopp afhaugen.

Nę, secht Hans, dat dô 'k ne, dat kann 'k ne.

Ja, secht de Voß, dôn muß du dat. Süß kost di dat din Leben.

Ja, secht Hans, wenn 't denn gar ne anners wesen kann —

He kricht 'n Sewel her, haugt to, un haugt den Voß den Kopp af.

Do is dat 'n Prinz'n, de is verwünscht weß in den Voß.

Sieh so,*) Hans, secht de Prinz, nu büß du holpen un ik uk.

Un weg is he, as wenn em de Wind weg weiht hett. —

Nach der Erzählung des Tagelöhners Hans Lembcke (geb. 1839) in Lensahn. Von Lembcke stammt auch Nr. 26 (De Mann ut'n Paradies, September 1901) und Nr. 38 (Wo bleibt denn der Sohn? Juni 1903).

Mitteilungen.



1. **Ein Baumriese aus der Zeit des holsteinischen Urwaldes.** Vor etwa 30 Jahren hatte ich Gelegenheit, der Schmützeiche im adeligen Gute Salzau einen Besuch abzustatten; heute bin ich in der Lage, dieses alte, bemooste Haupt im Bilde den Lesern der „Heimat" vorführen zu können. Die photographische Aufnahme und die Maße verdanke ich dem Herrn Postmeister E. Tams in Schönberg (Propstei). Haben auch viele Stürme diesem Recken Jahrhunderte lang zugesetzt und sein alterndes Haupt abrasiert, so steht er doch noch „kernfest" auf seinem Platz. Der Baum, dessen Standort sich im Gehege Schmütz befindet, hat zu ebener Erde einen Stammumfang von 10,90 m, in Brusthöhe etwa 9 m; seine Höhe beträgt 25 m, und die Krone mißt im Umfange 50 m. Das Alter des Riesen beläuft sich auf etwa 800—900 Jahre. Die Forstleute nämlich berechnen für jedes Meter des Raumumfanges bei Eichen ein Wachstum von 80 Jahren, vorausgesetzt, daß die Wachstumsverhältnisse in keiner Hinsicht beeinflußt werden. So kommt man zu der oben erwähnten Zahl, die übrigens auch Herr Tams angibt. Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß die Schmützeiche nur von einer Eiche an Stärke und Höhe übertroffen wird, nämlich von der Kroneneiche bei Cismar

Wankendorf. Joh. Fr. Kummerfeld.

2. **Masch un Geest.**

I.

De Geestkerl kem na Masch hendal:
„Minsch," sed he, „ne, nu kik doch mal,
Wat is de Weltværn grot Stück Land —
Un nikmal Knicken an 'e Kant!"

II.

Hans vun 'e Geest
Kann freten as 'n Beest,
Krigt dusend Daler Lohn,
Mag doch nix dohn!

Ut'n Heidgraben. Middeelt vun 3r.

---

*) Das auffallend häufige „Sieh so" habe ich absichtlich überall stehen lassen, da es für die außerordentlich lebendige Diktion dieses Märchens so charakteristisch ist. In den übrigen Märchen dieses vorzüglichen Erzählers kommt es durchaus nicht so oft vor.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 2. Februar 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

II.

Und dann seine Stellung zur Natur! Da ist er so eigenartig, so ganz neu, so ganz er selbst, daß man ihn sofort aus wenigen Zeilen herauskennt. Wohl bietet ihm seine schleswig-holsteinische Heimat mit ihren ragenden, rauschenden Buchenwäldern, ihren juligelben, wogenden Kornfeldern, ihren tiefverschneiten Halden, über die einsam traurig krächzende Krähen fliegen, ihren nebeldüsteren Marsch- und Wattenländereien, ihren einsamen Dünen Motive über Motive, aber nie kommt es ihm darauf an, in modern-realistischer Kleinmalerei das rein Gegenständliche zu zeichnen. Nicht das, was das Auge jedes Alltagsmenschen reizt, nicht das, was überall offen zu Tage tritt, löst in ihm den Prozeß dichterischen Schaffens aus, sondern die geheimnisvolle Stimmung da draußen, die wunderbaren, unerforschlichen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenseele. Daher auch sein großer Reichtum, die Vielgestaltigkeit seiner Naturstimmungen, die auf der Skala menschlichen Empfindens sämtliche Töne vom jubelnden, lachenden, dithyrambisch jauchzenden Glück bis zum dumpfen Entsagen oder schrill und gell aufschreienden Schmerz zum Schwingen bringen. Welch ein Jubel, wenn er in seinem Gedicht „Frühlingstrunken" singt:

Heute hat es zum ersten Mal
Über die jungen Knospen gewittert,
Heut' hat im Garten zum ersten Mal
Um die Erdbeerblüten ein Falter gezittert.

Ich laufe die Steige auf und ab,
Wie von jungem Weine trunken.
Über mir, blankflügelig,
Schießen die Schwalben wie Sonnenfunken.

Es ist eine Freude in mir erwacht,
So muß es im Mark des Bäumchens glühen,
Das dort, wie selig, im Winde sich wiegt
Und will bald blühen, bald blühen!

Bei welchem andern Dichter findet der grenzenlose Jammer des Gestorbenseins in Natur und Menschenseele so ergreifende Töne, wie in Falkes „Gestorben":

.... Die dunklen Ulmen leerten
Wie fassungslos des Kummers Schalen aus,
Und auf den Beeten weinten alle Blumen,
Und von dem Rasen neigten sich die Gräser
Auf meinen Fuß und netzten ihn mit Tränen.
Die erzgegoss'ne Sphinx nur an der Treppe
Sah kalt und unbewegt in diesen Jammer,
Mit großen, leeren Augen, daß mir graufte.
Und doch war über ihren schwarzen Leib
Ein ganzer Zweig voll schwerer, gelber Rosen,
Wie aufgelöst in lauter Leid, gesunken,
Und schüttete der Schmerzen heiligen Tau
Aus seinen goldenen Kelchen auf sie nieder.

Diese Kraft, diese Anschaulichkeit, diese Personifikation und dabei diese satte, wunderbare Stimmungsfülle findet sich höchstens, und auch da noch nicht in derselben Klarheit, in einigen lyrischen Stellen bei dem großen Dänen Jens Peter Jakobsen.

Und wie sehr Falke die ihn umgebende Welt mit den liebevollen Augen und dem warmen Herzen des Naturfreundes und nicht mit dem kritischen Blick des Naturforschers betrachtet, beweist sein „Waldgang“ („Hohe Sommertage“):

Heut' bin ich durch den fremden Wald gegangen,
Abseits von Dorf und Feld und Erntemühen.
Den ganzen Tag trug ich ein Herzverlangen
Nach diesem Gang. Nun stahl das erste Glühen
Des Abends heimlich sich ins Dämmerreich
Des Buchenschlages, und das Laub entbrannte
In einem roten Gold ringsum, und gleich
Glühwürmchen lag's auf Moos und Kraut.
Ich kannte
Nicht Weg und Steg und ließ dem Fuß den Willen,
Der ziellos ging, indes die Augen schweifen.
Hier stand ich still und sah, erschreckt vom schrillen
Raubvogelruf, den Weih die Wipfel streifen.
Dort lockte mich die schwarze Brombeerfrucht,
Ein Schneckenpaar, das einen Pilz bestieg,
Und eines späten Falters scheue Flucht.
Und um mich war das Schweigen, das nicht schwieg,
Das Laute spann, spinnwebenfeine Laute,
Womit es sich dem alten Wald vertraute.

Und als ich stand und so der Stille lauschte,
Ganz hingegeben ihrem Raunen, lenkte
Ein Buntspecht, der durchs niedere Laubdach rauschte,
Mein Auge nach sich, und nun es sich senkte,
Sah ich zwei Herzen in des Bäumchens Rinde,
Verschränkte Herzen, heut' erst eingeschnitten;
Es tropfte noch das Blut der jungen Linde,
Die fremder Liebe willen Schmerz gelitten.
Und als ich weiterschritt, gab mir zur Seite
Ein junges Angesicht traumhaft Geleite.

Und Zwiesprach hielt ich mit dem Weggesellen
Von kranken Nächten und vergrämten Tagen,
Und ließ das rote Blut der Liebe quellen
Und alle Wunden meines Herzens klagen.
Und Tempelstille heiligte den Wald,
Nur meiner Seele große Qual ward laut.
Der holde Schatten ward zur Lichtgestalt,
Und ihr zu Füßen sank ich in das Kraut
Und flüsterte: „Geliebte.“ Stammelte:
„Geliebte. Liebstes. Seele. Hör' mich an.
Ich kann nicht mehr. Die Wege, die ich geh',
Sind so voll Dornen. Sieh mein Blut; es kann
Nicht still werden!“ —
— So lag ich, lag
Am Wege so; und um mich starb der Tag.
Da stand ich auf und war allein und ging
Auf schmalem Pfad, der durchs Gestrüpp sich wand,
Dem Ausgang zu. Dort überm Felde hing
Der stille Mond und kleidete den Rand
Des Waldes weit in Frieden und in Licht,
Mir aber kam die sel'ge Ruhe nicht.
Am Waldrand stand, flimmernd im Mondenschein,
Ein Eichbaum. Von der rissigen Rinde hub
Ein eingekerbtes Kreuz sich ab. Allein
Die Klinge, die dem Stamm die Wunde grub,
War abgebrochen, und das rostige Stück
Stak unterm Kreuz noch in dem alten Baum.
Was redete das Kreuz? Von totem Glück?
Von totem Leid? Von einem toten Traum?

Ein leiser Wind kam übers reife Korn,
Die Büsche rauschten, und in Schatten sank
So Kreuz wie Klinge. Nur ein dürrer Dorn
Am Fuß des alten Baums stand nackt und blank
Im Licht des Mondes. Und es war einmal,
Daß er im Grün die roten Blüten trug,
Flammend, ein selig Frühlingsfeuer. — Qual
Lag in dem Seufzer, den der Wind verschlug,
Und ich ging heim und dachte in der Nacht
Dem Leben nach, das alles sterben macht.

Zu jeder Zeit redet die Natur zu ihm, sei es früh, wenn der Morgen ihm „goldene Perlen“ aufs Kissen wirft, sei es am leuchtenden Tag, sei es am Abend, wenn über „den verhüllten Abendhügeln“ die ersten Sterne stehen und wenn der Wind mit einem Traum vom „schönen Wandertag“ sich auf den Rosen schlafen legt. Der Tag ist ihm ein nackter Knabe, der mit einer großen, strahlenden Sonnenblume in der Hand jubelnd vor ihm herschreitet und ihn ins Feld hinauslockt, wo er seine „Morgenandacht“ hält, eine große Predigt aus „Sonne und Stille.“ Er wandert weiter hinein in den „lachenden Sommer,“ in „das juligelbe Land mit dem träumenden Wälderschweigen fern am duftigen Rand, darüber die Wolken steigen.“ Da mag es wohl sein, daß er unterwegs „das Birkenbäumchen“ findet, in dessen Schatten er lange steht, an dessen schlanken Stamm er seine Wange legt, und wo ihm ist, „als hätte hier am Wege sich eine Seele mir enthüllt.“ Zu ihm redet die ganze Natur, zu ihm redet auch das „süße Schweigen,“ nach dem er sich im Lärm des Tages sehnt:

Was über deinen stillen Mund
Aus einem rätseltiefen Grund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang' die feinen Silberstrahlen
Verborg'ner Quellen selig auf.

Wenn ihn sein Fuß zum Strande führt, so hebt der Dichter eine Muschel aus dem feuchten Sand, trägt sie heim und hält sie an sein Ohr, um aus dem leisen Rauschen holdselige Seemärchen zu erlauschen. Blühen aber am Wege die „gelben Margueriten," dann trägt er mit ihnen den ganzen „lachenden Sommer" nach Hause. Er wandert hinter dem enteilenden Tage drein und sucht ein vergessenes Land:

Es ist ein stilles Land,
Ein Wald am Horizont,
Ein Streifen Heidesand,
Von Mittagsglut besonnt.

Die große Einsamkeit,
Die Stille, wie ein Grab,
Und alles so beiseit,
So von der Welt weit ab.

Ich weiß nicht, wann und wo
Ich ging durchs rote Kraut.
Es dämmert mir nur so,
Als wär's im Traum geschaut.

Wüßt' ich nur ungefähr
Wohin, ich ging' auf Glück,
Und kehrte von daher
Nie mehr zu euch zurück.

Des Suchens müde, kehrt er abends heim und sitzt im gelbroten Dämmerschein träumend in seinem Stübchen, stützt das Haupt und fragt sich, ob er den Tag auch „recht genützt," und aus dem ewigen Sternenraum kommt ihm manch „seliger Dichtertraum." Das ist die Stunde, da er sich hingetragen fühlt, „wo die reinen Flammen wehn, singend um den Sonnenwagen selig heitere Scharen gehn." Kommt aber die dunkle Nacht mit ihren geheimnisvollen Schauern herangeschlichen, dann kommen dem Dichter „in der träumenden Stille ratlose, quälende Fragen," dann „atmet, zittert ein Bangen," und

Unruhig steht die Sehnsucht auf,
Ihr ist so schwül, sie atmet tief,
Und hundert Wünsche stehen auf,
Die sie am müden Tag verschlief.

Lautlos wandelt die Nacht über „weite, stille Strecken," durch „Wälder, Gärten, Dorfgelände"; am Friedhof steht sie einen Augenblick still und wirft eine schwarze Rose in „des Todes still Geheg." Er kennt die unheimlichen Schauer der Nacht, ihr tiefes Schweigen, er kennt auch solche Stunden, da er „selig genossen die schöne Nachteinsamkeit," da er sagen darf:

Mir ist, als könnt' ich gehen
Nur grad' ins Feld hinein,
Mit geschlossenen Augen sehen
Den klaren Vollmondschein.

Das sind die Nächte, in denen „sacht rauschen die alten Bäume," in denen „die alten Sterne stehen über dem träumenden Mann."

Jede Stunde des Tages redet zu ihm; ihm sind eben die Stunden nicht kurze Zwischenräume, von denen der Tag vierundzwanzig hat, nein, ihm sind sie etwas Belebtes, zu dem er in ein ganz persönliches Verhältnis tritt. Wie wäre es ihm sonst möglich, die folgenden wunderbaren Verse zu schreiben:

Eine liebliche Stunde
Stand vor mir, den Finger am Munde.
Große, klare Augen sagten
Von Gedanken, die nicht hervor sich wagten,
Rede nur, winkt' ich, aber mit feinen
Mienen wußte sie zu verneinen.
Stand nur immer und sah mich an,
Eigen an,
Mit dem Finger am Munde —
Eine liebliche, märchenschöne Stunde.

Die soziale Frage, der Kampf der politischen Parteien lockt den Dichter nicht; nur gelegentlich hört man einen leisen Klang, der daran gemahnen könnte, ohne doch Falkes Zugehörigkeit zu irgend einer Partei zu erkennen zu geben. Nicht das Gedicht „Revolution," sondern vielmehr die Verse unter der Überschrift „In der Fabrik" kennzeichnen in diesem Punkte seine Stellung. Das Stampfen und Stöhnen der Hämmer und Maschinen macht ihn beklommen, er sehnt sich aus Ruß und Staub hinaus in den freien Hochwald, und wird den Gedanken an die jungen Mädchen, die er in der Fabrik gesehen, nicht los, und fragt sich immer wieder: „Warum muß Jugend so vergehen?" Aber gegen den Unverstand, gegen

alles Kleinliche, gegen den Stumpfsinn und die rohe Überhebung der satten, selbstgefälligen Dummheit kämpft er mit leidenschaftlichen, zornigen Worten. „Mit Peitschen will ich euch schlagen, mit flammenden Peitschen, bis ihr aufschreit: Halt ein, wir haben gefrevelt!“ Aber „Laus bleibt Laus!“ „Habt ihr je das Genie verstanden? Kam euch nicht immer, wo es erschien, euer bißchen Verstand abhanden?“ Mit herrlichem Stolz weist er sie alle von seiner Tür, er kann sie entbehren, er vergißt Haß und Groll und zieht sich lächelnd in seinen Kreis zurück.

Die Pforten, die zu meinem Zirkel führen,
Sind euch verschlossen, und kein Riegel rückt,
Und wohnt ein Friede hinter diesen Türen,
Wie er nicht einmal eure Träume schmückt.

Es ist auffallend, wie oft das Thema vom Tode in der modernen Lyrik behandelt wird. Ich weiß es nicht, wer hier Bahnbrecher gewesen ist, wage auch nicht zu entscheiden, wie groß der Einfluß gewesen ist, den Falkes Versbuch „Mynheer der Tod“ ausgeübt hat, aber das weiß ich, daß keiner das Thema so mannigfaltig und von einer so hohen Warte aus behandelt hat, wie er. Ihm ist der Tod nicht der grausige Sensenmann, der knochenklappernd erbarmungslos die kalte Hand ausstreckt, nicht der grauenerregende Vernichter, wie Stuck ihn malt, sondern der liebe Freund, wie ihn Dürer zeichnet, der mit lindem Wort unsere Hand erfaßt und uns ins Land des Vergessens führt; er ist ihm eine Mutter, die ihre verlorenen Kinder heimholt.

Schweigend führte mich der Tod
Durch ein erlöschendes Abendrot
An seine gastliche Pforte
Und sprach mit gütigem Worte:
Tritt ein in meinen Garten, Freund.

Du findest hier Gesellschaft viel,
Freundlich Wort, Sang und Saitenspiel,
Friedetag, der deinem Sehnen und Hoffen
Hält seine weichen Arme offen.
Gesell' dich meinen Kindern nun.

Über weiße Blumen schritt
Der Tod und zog mich lächelnd mit,
Kühl, kühle Hand. Mit freundlichem Neigen
Trat er in einen seligen Reigen;
Hier euer Bruder, sprach er sanft.

Mit stillen Augen grüßten sie.
Ich sah so reine Liebe nie
In einem Blick ihren süßen Segen
In eine andre Seele legen.
Da küßte ich dem Tod die Hand.

Wohl hat der Dichter den Tod als Rittmeister gesehen, der seine Schwadronen in die männermordende Schlacht führt und als einziger zurückkehrt.

Dreißig Schritte vor der Front
Der Rittmeister grell übersonnt,
Den Säbel mähnenquer.
Tief in die bleiche Stirn gerückt
Die Pelzmütze, späht er vorgebückt,
Mit Geierblick umher.

Wohl hat er den Tod als Kutscher gesehen, der seine Herrschaft in den Abgrund fährt, oder als Freiersmann, der im Liebesorakelspiel seiner Braut gewiß geworden ist.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein melancholisch Lächeln glitt
Ihm übers gelbe Kalkgesicht,
Dann stand er langsam auf und schritt
Durchs Stoppelfeld. Er eilte nicht....
Und trat ins niedre Häuschen ein:
Schön Annemarie, ich liebe dich
Und frage nicht ja und frage nicht nein.

Wohl ist er draußen auf öder Heide dem Tod, einem Reiter auf einem Rabenrößlein, der ihm mit den Worten: „Dein Glück hält hier“ die harten Hände reichte, begegnet, aber der Gedanke an den Tod hat für ihn keine Schrecken, er vermag ihn sogar humoristisch aufzufassen, wie in dem Gedicht „Eine Reisebekanntschaft“ oder „Der Radfahrer,“ wo er schildert, wie der Tod als Radfahrer gegen den Schädel des Herrn Dr. Skatmann-Kannegießer, den Kritiker des allgemeinen deutschen Bier- nnd Intelligenzblattes, anrennt und als jammervoller Knochentrümmerhaufen liegen bleibt. Er denkt nicht mit Grauen an das Sterben, es ist ihm nur ein freundliches Hinüberschweben, ein leises Erlöschen, ein stilles, müdes Verflackern.

Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

II. Die Klosterbauern im 13. Jahrhundert.

Ihrer überwiegenden Mehrheit nach sind die Propsteier Bauern freie Eigentümer ihrer Hufenstellen gewesen. Daneben gab es aber auch sogenannte Lansten, welche die im direkten Besitz des Klosters stehenden Höfe (curiae) und sonstigen erbeigentümlichen Besitzungen (hereditates) gegen Abgaben und Dienstleistungen bewirtschafteten und im großen und ganzen als Zeitpächter betrachtet werden dürfen, durchgängig aber scheinen sie im Besitz ihrer Pachtstellen belassen worden zu sein, wenn sie ihren Verpflichtungen pünktlich nachkamen. Erweisen aber läßt sich das erst für die späteren Zeiten. Der Klosterhof in Preetz hat wahrscheinlich von vornherein einem besonderen Verwalter unterstanden, der ihn durch angenommenes Gesinde und wohl auch mit Hülfe der dienstpflichtigen [1]) Kätner und Insten im Dorfe Preetz bewirtschaften ließ. Die 11 Hufner des Ortes scheinen, wie auch die übrigen Propsteier, von der Dienstpflicht ganz oder z. T. befreit gewesen zu sein; denn sie zahlen schon im 13. Jahrhundert jeder 16 Weiß- oder Silberpfennige (Witten) „pro servitio," d. h. also „an Stelle von Hofdiensten," welche danach abgelöst worden sein müssen. — Was das Kloster an weit abgelegenen oder zerstreut liegenden Privatländereien hatte, pflegte es an die Hufner des nächsten Dorfes als „Overlant" = Überland zu verpachten, wofür die Pächter dann ein Gewisses an Naturalien (Korn, Schweine, Hühner u. dgl.) zu bezahlen hatten. Im einzelnen gibt uns das agrarhistorisch außerordentlich wertvolle Register des 1286 verstorbenen Propsten Konrad Bocholt recht genaue Auskunft über die Abgaben des Hufners und des Kätners. Vorauszuschicken ist dabei aber zunächst, daß die damals übliche Hufe in der Propstei (mansus) nur gegen 40 heutige Tonnen umfaßte, mit anderen Worten also nur etwa halb so groß war als eine Vollhufe späterer Zeit. Die Prediger an einer Pfarrkirche waren daher auch mit 2 mansi bedacht. Daß man ferner die damaligen Geldabgaben nicht nach dem jetzigen Werte bemessen darf, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung. Man rechnete damals nach Mark (marca), Denaren (denarius, Silber- oder Weißpfennig) und Schillingen (solidus). Die Mark enthielt etwa 233 gr Silbers. Die Preetzer Register rechnen mit der marca denariorum = „eine Mark Pfennige." Vgl. dazu den Aufsatz über das Münzwesen der Herzogtümer, „Heimat" 1903. Um den Wert einer solchen Mark im 13. Jahrhundert zu ermessen, sei bemerkt, daß der ganze jährliche Ertrag des klösterlichen Meierhofes Crampove (jetzt Kramperbrook bei Honigsee) 8 Mark und der von Croch 13 Mark betrug. Die klösterliche Wassermühle in Preetz und die Lutterbeker brachten jährlich 16 und die Wilsauer 13 Mark ein. Ein fettes Schwein kostete zur Zeit der Buchenmast 8 Schillinge, ein mageres oder ein Ferkel 4 Schill. Danach muß man ein Huhn für wenige Pfennige haben kaufen können. Diese Werte also muß man im Auge haben, wenn man die Höhe der damaligen Abgaben richtig bemessen will.

In dem oben erwähnten Register des Propsten C. Bocholt von 1286 werden in den einzelnen Dörfern durchgängig drei Kategorieen von Landstellen unterschieden: 1. mansus = Hufe (mit etwa 40 Tonnen), 2. area = „Wurth" oder Katenstelle [2]) und 3. taberna, d. i. wahrscheinlich Insten- oder Bödner-

---

[1]) Das schließe ich aus der Geringfügigkeit ihrer Abgaben; denn jede Instenkate gab jährlich nur 6 ℔ Wachs an die Kostersche, die übrigen 39 Katenstellen je 12 Hühner.

[2]) In den späteren Urkunden bedeutet Wurth die Hofstätte an sich, ohne Rücksicht auf die Größe des dazu gehörigen Landes.

stelle; denn taberna bedeutet das Zelt oder die Bude. Allem Anschein nach entsprechen diesen drei Kategorieen von Landstellen die coloni, villici und agricolae der lateinischen Urkunden, das soll wohl heißen: die Kolonisten mit Eigentumsrecht an ihren Hufenstellen, die Kätner und die Insten. Ob die Lansten (Landsaten) oder Pächter in diesen drei Bezeichnungen mit einbegriffen gewesen sind, ist nicht ganz sicher. Die weit überwiegende Mehrheit bilden damals in allen Propsteier Dörfern die Hufner; die Zahl der Wurthen oder areae ist nur gering (durchschnittlich 3 in jedem Dorfe, nur im Kirchdorfe Preetz sind es 39 und in Schönberg 16), was sich aus dem damals noch sehr jungen Alter der Kolonistendörfer gut erklären läßt. An jährlicher Abgabe liefert jeder Hufner zunächst eine Tonne (mesa) Roggen und 1/2 bis 1 Tonne Hafer, von jedem Pfluge noch außerdem 6 Himten als Zehnten, einen Himten als Kirchenzins und ein fettes Schwein [1]) im Werte von 8 Schillingen. Die Dienste scheinen sie damals ganz oder z. T. bereits abgelöst zu haben; denn jeder Hufner zahlt 16 Denare „pro servitio," nur in Bruwendorp und Croch (beide als Dörfer vergangen) werden 2 Diensttage, die wohl für die Woche gemeint sind, namhaft gemacht. Für die sämtlichen übrigen Propsteidörfer lassen sich aus dem Bocholtschen Register Hofdienste oder Fuhren nicht direkt nachweisen. In späteren Jahrhunderten aber haben sie allerdings hecken, zäunen und fahren müssen. So setzte es die bekannte Priörin Anna von Buchwald (1484 bis 1508) nach langem Kampfe mit dem Propsten durch, daß die Bauern zu Holzfuhren herangezogen wurden, und zur Erhöhung des sumpfigen Geländes hinter dem Kloster an der Schwentine hat sie bekanntlich nicht weniger als 8000 Fuder Erde und Steine anfahren lassen. Ob damit auch das ganze Dienstgeld fortgefallen ist, würde sich vielleicht noch aus den damaligen Klosterrechnungen ergeben. — Der Abgabe der mansi gegenüber war die der areae oder Wurthen sehr gering. Sie betrug jährlich nur 12 Hühner, was so wenig ist, daß die Verpflichtung zu einigen Hofdiensten stillschweigend vorausgesetzt erscheint. Der Kaufpreis für vier Wurthen betrug im 15. Jahrhundert 55 Mark, wohingegen 4 Hufen mit 150 Mark bezahlt worden sind. Danach zu urteilen, muß eine Wurth also etwa den dritten Teil eines mansus ausgemacht haben. — Die geringste Abgabe endlich zahlten die tabernae, und zwar 6 Schillinge im Jahre. Die Preetzer lieferten an Stelle des baren Geldes 6 Pfund Wachs an „die Kostersche," woraus beiläufig auch das hervorgeht, daß das Pfund Wachs einem Schilling gleich gerechnet worden ist. Für das noch fehlende Wachs sorgten die ebenfalls zum Kloster gehörigen Tasdorfer bei Neumünster. Sie waren also sogenannte „Wachszinsige," Leute, die in anderen Gegenden Deutschlands, wie z. B. in Westfalen, ohne weiteres als Hörige galten. Das war im Preetzer Klostergebiet aber nicht der Fall. Das Bocholtsche Register gibt als Abgabe für einen Tasdorfer Hufner 15 Scheffel Salz und Honig von einem Bienenschwarm im Werte von 8 Schillingen an. Desgleichen lieferten auch die 8 Hufner in Gadeland 4 Tonnen Salz an das Kloster, ein Beweis dafür, daß sowohl hier als bei Tasdorf eine Salzquelle gewesen ist. An sonstigen Naturalien werden noch Gerste, Weizen, Flachs, Aale und Erbsen aufgeführt, welche letzteren von Stein und Wentorf (zusammen 30 Scheffel) geliefert worden sind. Die wenigen Nicht-Ackerbauer in der Propstei waren von der Lieferung von Naturalien befreit und bezahlten jährlich nur 2 Silberpfennige Kirchenzins. Ebenso ist ein Hufner in Fiefbergen, Gerhard der Burmester, der einzige mit Namen aufgeführte, von allen Abgaben befreit und muß dafür dem Propsten für dessen Reisen über Land mit einem Pferde stets zur Verfügung stehen.

---

[1]) In einigen Dörfern wird statt dessen ein Schweinezins gezahlt; vgl. die Tabelle.

Abgaben-Verzeichnis der zum Kloster Preetz gehörigen Propsteier Dörfer vom Jahre 1286 (C. Bocholts Register).

No.	Name des Ortes.	mansi	areae	tabernae	Zehnt-Roggen (Himten)	Dienstgeld	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Schweine (Stückzahl)	Schweinezins	Mühlengeld	Diensttage pro Woche	Hühner	Erbsen
					pro Pflug		in Tonnen									
1	Preetz [1].	11	39	?	7	16 ß	—	11	—	—	11	—	16 M.	—	—	—
2	Pohnsdorf [2] . .	12	3	—	7	16 ß	—	12	—	—	12	—	—	—	36	—
3	Sieversdorf. . .	10	4	—	7	16	—	10	—	5	10	—	—	—	48	—
4	Honigsee	10	1	—	6	16	—	10	—	5	10	—	—	—	12	—
5	Crampove [3] (Hof Kramperbrook)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6	Rönne [4]	11	—	—	—	—	—	20	—	—	—	5 M.	—	—	—	—
7	Wilsau (Mühle)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14 M.	—	—	—
8	Neuwühren [5]. .	16	2	—	7	16	—	16	—	16	16	—	—	—	24	—
9	Bruwendorp [6] .	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	19	—
10	Clausdorf. . . .	12	1	—	6	16	—	12	—	12	12	—	—	—	12	—
11	Croch (= Krog am Wellsee) [7].	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	21	—
12	Elmschenhagen .	12	6	—	6	16	—	12	—	12	—	2 ß pro Hufe	—	—	72	—
13	Gaarden (Hemmighesdorp) [8]	10	4	—	6	16	—	10	—	5	10	—	6 M.	—	48	—
14	Ellerbek [9]. . . .	6	8	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	96	—
15	Brodersdorf [10] .	15	4½	—	6	1	—	15	—	15	—	—	—	—	54	—
16	Laboe	22	6	—	6	16	—	22	—	22	22	—	—	—	72	—
17	Stein [11]	18	3	1	6	16	—	18	—	18	18	—	—	—	36	18 Scheff.
18	Wentorf [12] . . .	12	3	—	—	—	—	—	—	12	12	—	—	—	36	12 Scheff.
19	Lutterbek mit Mühle [13] . . .	8	4	—	—	16	—	—	8	8	8	—	16 M.	—	48	—
20	Prastorf [14] . . .	24	4	—	—	1	—	23	3 Scheffel	23	24	—	—	—	48	—
21	Propst. Hagen [15]	1	7	—	—	16	—	1	—	1	1	—	—	—	48	—
22	Fiefbergen [16] . .	23	1	—	—	—	6 Scheffel pro Hufe	23	—	23	—	—	—	—	12	—
23	Krokau [17]	14	2	—	—	—	14 To.	—	—	14	—	2 ß	—	—	24	—
24	Schönberg . . .	12	16	?	—	—	23 To.	—	—	—	—	2 ß	6 M.	—	—	—
25	Krummbek . . .	15	—	—	—	1 ß	30 To.	—	—	—	—	2 ß	—	—	15	—
26	Osterwisch. . . .	8	4	—	—	—	—	—	8	8	—	—	—	—	—	—
27	Höhndorf [18] . .	10	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
28	Stakendorf [19]. .	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	60	—
29	Gödersdorf [20] .	13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
30	Wakendorf . . .	10	—	—	7	16 ß	—	10	—	5	10	—	—	—	—	—
31	Schellhorn [21] . .	10	—	—	7	16 ß	—	10	—	5	10	—	—	—	—	—

[1]) Die Mühle liefert noch 300 Aale, jede taberna 6 ℔ Wachs. [2]) bezahlt 6 ß für den Bach. [3]) bezahlt in Summa 8 Mark. [4]) bezahlt noch 20 Mark. [5]) bringt für Overlant noch 12 Scheffel Hafer ein. [6]) bezahlt 14 Mark, dazu die eine Kate noch 12 Hühner. Br. ist nicht mehr vorhanden, scheint zwischen Neuwühren, Raisdorf und Clausdorf gelegen zu haben. [7]) bezahlt in Summa 14 Mark und liefert 15 Töpfe Leinöl. [8]) liefert noch 6 Hühner und bezahlt 4 ß von einer Wurth. [9]) bezahlt 5 Mark; die Wurthen sind verpachtet. Die Taberna bezahlt 6 ß. Der Prediger hat 2 mansi. [10]) Jede Hufe gibt 1 ß, ein Huhn und einen Topf Leinöl. 9½ Hufen Land gehören dem Kloster und sind verpachtet für je 1 Schwein und 1 Tonne Hafer. [11]) Die Taberna bezahlt 6 ß. [12]) bezahlt 16 Mark. [13]) Der Müller liefert noch 2 fette Schweine. [14]) Von jeder Hufe 1 ß, 1 Haufen Flachs und 1 Huhn. Nur die Pächter des Klosterlandes liefern fette Schweine, die andern magere zu 4 ß das Stück. [15]) Der Prediger hat 2 Hufen, die zu Pronstorf gehören, und 3 Wurthen. [16]) Jede Hufe gibt noch 1 ß, 1 Huhn und 1 Haufen Flachs. Die Pächter des Overlandes liefern noch 10 To. Winterweizen und 4 To. Hafer. Der Burmester Gerhard ist abgabenfrei, muß aber den Propsten fahren. [17]) Die Tabernae bringen 5 Mark ein. Der Prediger hat 3 Hufen, davon eine bei dem alten Kirchhof in Wisch. [18]) bezahlt nur 20 Mark in Summa. [19]) bezahlt 60 Mark. [20]) bezahlt 33 Mark. [21]) 4 ß aus dem Bach.

Der Zehntroggen belief sich im ganzen auf 60 To. Außer den aufgezählten Propsteier Dörfern hatte das Kloster damals noch Besitzungen in Quernstede (Quarnstedt?), Negernbötel (?), Hitzhusen, Kule (?), Kirch-Barkau. Tasdorf und Gadeland im Kirchspiel Neumünster gehörten ihm ganz.

Während uns das Bocholtsche Register in so vortrefflicher Weise über die Abgabenverhältnisse des 13. Jahrhunderts unterrichtet, sagt es uns leider gar nichts über den etwaigen Verbleib der Wenden, welche doch nachweislich noch 1216 in dem Walde zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck saßen. In dieser Gegend haben denn auch bis auf den heutigen Tag, wie oben schon erwähnt, die Dörfer Fiefbergen, Krummbek und Bentfeld die Form des wendischen Rundlings bewahrt. Ob die Wenden ausgewandert oder mit den deutschen Kolonisten allmählich verwachsen sind, wird sich wohl niemals mehr direkt erweisen lassen. Doch unterliegt das letztere für mich gar keinem Zweifel, wenn ich auch nicht so weit gehen möchte wie Professor K. Jansen, welcher der Ansicht war, daß die Wenden den Propsteiern den Rassenstempel aufgedrückt hätten. Für die älteste Zeit aber mag das wohl zutreffend gewesen sein, wenigstens für gewisse Distrikte. Wesentlich für die Stellung der 1286 noch verbliebenen Wenden ist jedenfalls der Umstand, daß gerade in Krummbek nicht eine einzige Wurth noch taberna, sondern nur 15 mansi aufgeführt werden und in Fiefbergen unter 23 Hufen nur eine area (= Wurth). Wenn es also 1286 hier noch Wenden gab, so sind sie den Deutschen offenbar gleichgestellt gewesen und nicht zu zinspflichtigen Hörigen herabgedrückt worden, eine Fabel, die zur Erklärung des Ursprungs der Leibeigenschaft bis in die neueste Zeit immer wieder aufgetischt worden ist. Auch später ist die Leibeigenschaft in der Propstei niemals eingeführt worden. Davor hat die Bauern — sei es nun die Milde oder die Schwäche des „Krummstabes," in erster Linie aber jedenfalls das Eigentumsrecht an ihrem Grund und Boden bewahrt. Unter adeliger Herrschaft wären in erster Linie die Lansten und Insten wohl bald geliefert gewesen.

Wenn nun der Propst und der Konvent die Lieferungen und Geldzahlungen aus den 30—40 Dörfern allein hätten genießen können, so wären sie wohl niemals in solche Not geraten, wie in den Jahren kurz nach 1400. Trotz aller ihnen verbrieften Rechte mußten sie nämlich den „Grevenscat" zahlen und waren außerdem noch durch die häufige Ausnutzung des Gastrechts seitens der Fürsten nicht unerheblich belastet (vgl. Zeitschr. f. schlesw.-holst. Gesch. 1872; Dr. G. v. Buchwald, Die Priörin Anna von Buchwald). Ferner hat der Bau der Marienkirche und der übrigen Klostergebäude sowie der Loskauf von der Schirmvogtei der Herren von Küren (1266) nicht wenig gekostet. Dieser letztere verschlang, wie oben schon bemerkt, z. B. die ganze Bareinnahme eines Jahres, nämlich 300 Mark. Endlich betrug der an den Papst abzuliefernde Zehnte für das Kloster 25 Mark lübsch.

Für die Klosterbauern war die höchste Gerichtsinstanz auf dem Klosterhofe, wo auch über „Hals und Hand," d. h. in Kriminalsachen, entschieden wurde. Die Anwendung der Folter war erlaubt, und vor 1550 ist gar ein Unschuldiger zu Tode gepeinigt worden. Dem Kloster kostete dieser Fall 200 Mark, welche den Kindern des Toten laut königlicher Entscheidung ausgezahlt worden sind. In schwierigeren Fällen ward das Gutachten der juristischen Fakultät irgend einer benachbarten Universität eingeholt, wie z. B. bei den ein gutes halbes Jahrhundert nach der Reformation beginnenden Hexen- und Zaubererprozessen. In mehr privatrechtlichen Streitsachen entschied das Dinggericht. Jedes Kirchspiel scheint ursprünglich ein solches gehabt zu haben. In späterer Zeit (1550) war das Schönberger das angesehenste. Das Preetzer ist schon in sehr früher Zeit vom Markte, wo es ursprünglich abgehalten worden ist, nach dem Klosterhofe verlegt worden, wo schließlich sämtliche Propsteier Dinggerichte, die von 24 Männern beschickt wurden, vereinigt worden sind. Nach der Zahl der 24 „Holsten" zu schließen, müßte dieses Ding und Recht auf dem Klosterhofe

aus nur zwei Dinggerichten (Preetzer und Schönberger?) kombiniert worden sein. Die Verhandlung in diesen Dinggerichten war mündlich, so daß Akten aus älterer Zeit nicht existieren. An Kriminalsachen aber birgt das Klosterarchiv einen interessanten Bestand. Veröffentlicht ist davon bisher nur wenig und dieses Wenige auch nur im Auszuge (vgl. Urkundensammlung der Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. I, Nachtrag). Die interessantesten Schriftstücke betreffen den „Spaziergang" von 200 bewaffneten Propsteiern nach dem Kloster, wo sie sich über die erhöhte



Matte (Mühlenabgabe), Ziegelfuhren usw. beklagen wollten (1612), den Aufruhr der Preetzer „Blickleute" (Fleckensbewohner) im Jahre 1635, die Hexenprozesse und viele andere Dinge. Die Veröffentlichung des reichen Urkunden- und sonstigen geschichtlichen Materials des Klosters wäre im Interesse unserer Landesgeschichte sehr zu wünschen. (Schluß folgt.)

Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

2a. Aus der Geschichte des hamburgischen Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert.

Von **C. Rud. Schnitger** in Hamburg.

II.

Wenn es nach den Schriften von Dr. Grautoff, O. C. Gaedechens und Dr. Soetbeer schon nicht ganz leicht ist, sich in den Münzverhältnissen zurechtzufinden, wie sie im Mittelalter in Lübeck und Hamburg sich allmählich entwickelt hatten, so ist es fast noch schwieriger, sich ein klares Bild von den im 16. und 17. Jahrhundert hier herrschenden Münzzuständen zu machen. Die Dr. Grautoffsche Darstellung reicht überhaupt der Hauptsache nach nur bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, und Dr. Soetbeers Darlegungen beziehen sich mehr auf die Verhältnisse vom 17. Jahrhundert an. Auch die Auseinandersetzungen, die Valentin Heins in seinem Gazophylacium Mercat.-Arithmet. Seite 234—237 gibt, machen die Sache nicht viel klarer; dagegen ist die hamburgische Münzgeschichte, die O. C. Gaedechens gibt, etwas übersichtlicher, obwohl auch sie sehr viel Details gibt und manche wichtige Punkte nur ganz kurz erläutert.

Ich muß mich also auf die Wiedergabe folgender Tatsachen beschränken. Im Laufe des 16. Jahrhunderts trat, begünstigt durch die Zerteilung des deutschen Reiches in sehr viele kleinere und größere reichsunmittelbare Gebiete, eine stetig fortschreitende Münzverschlechterung ein, der gegenüber selbst Kaiser und Reichstag ohnmächtig waren. Wohl wurden Anläufe zu einer Reichsmünzordnung gemacht; aber die darauf bezüglichen Beschlüsse blieben fast immer ohne die gewünschte und beabsichtigte Wirkung.

Nun waren zu Anfang des 16. Jahrhunderts oder gar schon zu Ende des 15. Jahrhunderts an einzelnen Stellen des deutschen Reiches sog. dicke silberne Pfennige im Gewicht von 2 Lot geschlagen worden, und auch in Hamburg hat man solche geprägt. Sie hatten hier einen Wert von 24 Schillingen damaligen Stadtgeldes (Kurant). Solche „dicke Pfennige" wurden um 1517 auch in der böhmischen Bergstadt Joachimstal ausgemünzt und wurden danach Joachimstaler (zu ergänzen ist wohl „dicke Pfennige") genannt, welcher Name sich dann später zu „Taler" verkürzte. Im Jahre 1519 soll dieser Name zuerst in Hamburg gebraucht sein. Diese auch Reichstaler genannten Münzen hatten um 1519 einen Feingehalt von 15 Lot, so daß danach etwa 8½ Reichstaler aus der Mark fein gemünzt wurden.[1] Im Laufe des 16. Jahrhunderts sank dieser Gehalt, bis er im Augsburger Reichstagsabschied 1566 auf 14 Lot 4 Grän festgesetzt wurde, so daß 9 Reichstaler aus der Mark fein geprägt werden sollten.

---

[1]) Da die Taler 2 Lot wogen, so gingen deren 8 auf die Brutto- (15lötige) Mark oder genau 8⁸⁄₁₅ Taler auf die Mark fein.

Dieser Reichstagsbeschluß ist besonders wichtig, weil der darin festgestellte Münzfuß maßgebend für die 1619 errichtete Hamburger Bank geworden ist.

War nämlich der Feingehalt dieser großen Münzen, wie erwähnt, im Laufe des 16. Jahrhunderts nicht sehr bedeutend verändert worden, so war dies um so mehr der Fall gewesen bei den kleineren Münzen, von der eigentlichen Scheidemünze noch ganz abgesehen. Am besten ist diese Verschlechterung der kleineren Geldsorte aus folgender Zusammenstellung hinsichtlich des Verhältnisses des Talers zu den Schillingen zu ersehen. Der Taler galt 1519: 24 ß, 1530—1560: 31 ß, 1560—1580: 32 ß, 1580—1609 (April) 33 ß, 1609, Mai bis Okt.: 34 ß 9 ₰, 1609 weiter: 36 ß, 1610—1613: 37 ß, 1616: Januar 40 ß, August 41 ß, 1617, November: 42 ß, 1618: September 43 ß, November 44 ß, 1619, Okt.: 48 ß, 1620, August: 52 ß, 1621: Februar 53 ß, März 54 ß 6 ₰, Mai 54 ß, ward aber im Mai 1622 gesetzlich auf den festen Wert von 48 ß gesetzt, und zwar infolge einer Vereinbarung von Gesandten von Dänemark (für Holstein), Hannover, Mecklenburg, Lauenburg, Lübeck, Bremen und Hamburg.

Man nennt diese Jahre der schnell zunehmenden Verschlechterung des Geldes und besonders die Jahre 1618—1621 die Kipper- und Wipper-Periode und bezeichnet damit eine der schlimmsten Zeiten der deutschen Kulturgeschichte. Sie beginnt schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts; doch machte ihr schlimmer Einfluß, wie die vorstehende Übersicht zeigt, sich namentlich seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts geltend, wo auch jener Name aufkam, und ihre Folgen waren noch lange zu spüren. G. Freytag hat in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" diese Zeit sehr anschaulich geschildert, und ich muß auf diese lehrreiche Darstellung verweisen. Der Name rührt von den beiden niederdeutschen Verben kippen und wippen her, die der Hauptsache nach sehr ähnliche Bedeutung haben.[1]) Das erstere Wort hat noch die besondere Bedeutung von „betrügerisch auf der Geldwage wägen" und „die Münzen in betrügerischer Absicht beschneiden"; das zweite Wort, wippen, heißt hier soviel wie „das schwere Geld von der Wagschale werfen," um es später zur Herstellung schlechten, d. h. sehr geringhaltigen und auch im Gewicht leichteren Geldes einzuschmelzen. Als „Kipper und Wipper" bezeichnet man sowohl diejenigen, welche das gute schwere Geld durch Einwechselung gegen leichteres Geld aus dem Verkehr zogen, als auch diejenigen, welche dieses oft übermäßig leichte Geld herstellten.

Dies „Kippen und Wippen" war nicht eigentlich Falschmünzerei in dem Sinne, wie wir sonst den Begriff verstehen; denn die Anfertigung des schlechten Geldes geschah, wenn nicht unter Zustimmung, so doch wenigstens unter Duldung seitens der fürstlichen Münzherren, die ihr Münzrecht meistens durch Münzpächter ausübten. Diese sowohl wie auch die Münzherren fanden zunächst ihren Vorteil bei diesen schlechten Ausmünzungen, während der allmählich immer größer werdende Schaden von der Bevölkerung getragen werden mußte, endlich aber auch die Regierungen traf. Der Wohlstand des Volkes litt empfindlich; denn man beschränkte sich bald nicht mehr auf die Ausmünzung schlechteren, d. h. leichteren und geringhaltigeren Kleingeldes, sondern schmolz auch hin und wieder die guten schweren Reichstaler ein, um leichtere daraus zu prägen, so daß in den Fällen, wo im Großhandel vollwichtige Reichstaler zu Zahlungen nötig waren, solche nur für mehr oder weniger hohes Aufgeld (Agio) zu haben waren.

Um diesem Unwesen zu steuern, und den Kaufmann wie auch den Privat-

---

[1]) Vergl. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, 5. Band, bearbeitet von Dr. Rud. Hildebrandt, Spalte 786 ff., wo diese beiden Wörter ausführlich besprochen werden.

mann in seinem Vermögen einigermaßen zu schützen, ward im Jahre 1619 die Hamburger Bank eingerichtet.

Die Münzverschlechterung, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern sich fühlbar machte, hatte schon im Jahre 1609 die Amsterdamer Kaufleute zur Errichtung einer Bank veranlaßt, um von den Schwierigkeiten der fortdauernden Wertschwankungen der verschiedenen Münzen loszukommen. Man brachte in der Bank, als in einer gemeinschaftlichen Kasse, einen Grundstock guter, vollwichtiger Münzen zusammen, und die beteiligten Kaufleute konnten dann unter sich, jeder bis zur Höhe seines zeitweiligen Guthabens, durch Anweisung (Assignation) darüber verfügen.

Bei den vielfachen Beziehungen, welche zwischen den in Hamburg im 16. Jahrhundert eingewanderten Niederländern und der alten Heimat bestanden, konnte es nicht fehlen, daß die Amsterdamer Einrichtung, welche zwar nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen war, sich aber doch als zweckmäßig erwiesen hatte, auch in Hamburg bekannt wurde. Der Wunsch, hier ebenfalls eine solche Bank zu erhalten, lag nahe, und es sollte schon 1615 eine solche hier begründet werden. Die Bürgerschaft, deren Einwilligung dazu nötig war, lehnte indes die bezüglichen Anträge des Rates anfangs ab, und erst nach langen Verhandlungen kam im Januar 1619 die Gründung der Hamburger Bank zustande. „Ihr Zweck," sagt Dr. Soetbeer, „war zunächst auf sichere Aufbewahrung und leichten Umsatz der den Händen der Kipper und Wipper bis dahin noch entgangenen, reichskonstitutionsmäßig ausgebrachten Spezies-Taler[1]) gerichtet. Die in die Bank eingebrachten Spezies-Taler wurden dem Einbringer mit 1 per Mille Avance gutgeschrieben, beim Herausnehmen dagegen wieder ein Abzug von $1^5/_8$ per Mille gemacht."

Dies ist der Ursprung der Rechnung nach Mark Spezies Banko bei den Hauspösten, die unter dieser Bezeichnung eingetragen wurden, und zwar zum festen Kurse von 1000 ℳ Spez. B. gleich $1001^5/_8$ ℳ B. Erst nach Einführung der Goldwährung hörte das allmählich auf, weil bei Umschreibungen die alten Speziespöste in Reichsmark umgerechnet und neu eingetragen wurden, und das Agio von $1^5/_8$ ‰ ausgezahlt wurde.

Die Zahlungen durch die Bank beruhten also in der Hauptsache auf den dort aufbewahrten guten, vollwichtigen Talern, die anfangs wohl fast allein als Grundlage für die Guthaben genommen wurden. Außerdem waren laut dem ersten „Banco-Mandat" vom 20. Februar 1619 auch hamburgische Stadtmünze,[2]) andere Geldsorten, sowie ungemünztes fremdes Gold oder Silber einzubringen gestattet, deren Wert ebenfalls dem Einbringer gutgeschrieben wurde. Außerdem war angeordnet, daß alle Wechsel über 400 ℳ lübisch Kurant durch die Bank bezahlt werden mußten, wogegen alle Anweisungen auf Geld außerhalb der Bank untersagt waren.

Es konnte bei der herrschenden Münzverschlechterung allerdings nicht ausbleiben, daß für das Bankgeld allmählich ein gewisses Agio gezahlt werden mußte, und zwar in dem Maße, wie sich das Kurantgeld verschlechterte.

Die Bürgerschaft hatte, wie schon erwähnt, nur zögernd in die Einrichtung

---

[1]) „Unter Species verstehet man besonders die nach dem Reichs-Fuß ausgeprägten ganzen, halben, viertel und achtel schweren Reichsthaler und auch Dukaten in natura, oder in specie, das ist, in der Gestalt, wie sie gepräget sind." (Jürgen Ebert Kruse, Allgemeiner und besonders hamburgischer Contorist I, Hamburg 1766, Seite 7.)

[2]) und auch wohl lübsche Stadtmünze, die mit der hamburgischen ja gleichen Münzfuß hatte.

der Bank gewilligt, da man als Folge davon sowohl eine geringere Fürsorge für das Münzwesen, als auch eine zweifache Art der Zahlung (Bankgeld und Kurantgeld) fürchtete, von denen die letztere sehr oft eine Schädigung für den Gläubiger in sich schließen konnte. Die Gestaltung der Münzverhältnisse im 17. Jahrhundert hat bewiesen, daß diese Befürchtung nicht ganz grundlos war. „Für den Großhandel," sagt Dr. Soetbeer, „hatte die Bank eine hinreichende Sicherheit und Leichtigkeit der Zahlungen geschaffen; aber wie konnte es fehlen, daß das für den kleinen Verkehr verwandte Geld, das sog. lübsche Kurantgeld, nicht allmählich immer mehr im Vergleich mit den in den Gewölben der Bank sicher und ohne alle Abnutzung aufbewahrten schweren Spezies-Talern verlor und bedeutenden Kursschwankungen unterlag, da von dem im Umlaufe befindlichen nicht genau geprägten Gelde die besseren Stücke ausgesucht wurden, und die verschiedenen Münzstätten durch fortwährende Ausmünzungen von Münzen zu gleichem Nennwerte, aber geringerem Silbergehalt auf Kosten der Nachbaren zu lucriren (Gewinn zu ziehen) strebten!" Alle Versuche, dem Unwesen der Verschlechterung des Kurantgeldes zu steuern und einen gemeinsamen guten Münzfuß festzusetzen, mißlangen.

Im Jahre 1667 hatte sich Hamburg dem sog. Zinnaischen Münzfuß angeschlossen, den die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen am 28. August desselben Jahres im Kloster Zinna vereinbart hatten, und nach dem die Mark fein zu $10^1/_2$ Reichstalern (31 ℔ 8 ß) ausgemünzt werden sollte; diese Vereinbarung ward jedoch nicht lange aufrecht erhalten. Im Jahre 1690 ward der sog. Leipziger Münzfuß eingerichtet, wonach aus der Mark fein 12 Reichstaler (36 Mark) gemünzt werden sollten. Indes trug man in Hamburg Bedenken, sich dieser Vereinbarung anzuschließen, die gegen früher eine bedeutende Veränderung des Silbergehalts in sich schloß. Dieser war allmählich von 14 Lot 4 Grän im Jahre 1566 auf 12 Lot $3^1/_2$ Grän im Jahre 1667 und gar auf 10 Lot 12 Grän im Jahre 1690 gesunken.[1] Für Hamburg war die Folge ein langes Schwanken in dem Feingehalt der Ausprägung sowohl größerer Geldstücke (2- und 1 Mark-Stücke) als kleinerer Stücke (4- und 2 ß-Stücke). Während erstere 1675 nach dem Gehalt von 30 ℔ auf die Mark fein gemünzt wurden, war der Satz für noch kleinere Stücke 32—34 ℔ 8 ß auf die Mark fein. Immerhin aber war dies Geld noch besser als das nach dem Leipziger Münzfuß geschlagene, war also auch der Gefahr des Auswippens, d. h. der Herausziehung zwecks Einschmelzens für leichtere Münzprägungen ausgesetzt, einer Gefahr, der der hamburgische Rat selbst durch strenge Münzmandate nicht immer wirksam entgegentreten konnte. Für die Ausprägung von Reichstalern hielt Hamburg jedoch an dem alten reichskonstitutionsmäßigen Münzfuß von 1566 fest: 8 Taler auf die Bruttomark von 14 Lot 4 Grän und 9 Taler auf die Mark fein, und tat dies auch dann noch, als andere Reichsstände, ja, der Kaiser selbst Taler zu geringerem Silbergehalt (bis zu 14lötiger Bruttomark) und Gewicht münzen ließen. Bezüglich des letzteren ist noch Folgendes zu bemerken: Die Mark kölnisch, nach der im Münzwesen stets gerechnet wurde, und deren Originalgewicht „sich im Rentekammer-Archiv in Köln vorfand," wurde in 65 536 Richtpfennige oder 4864 holländische As geteilt, deren letztere je $13^1/_2$ Richtpfennige (circa)

---

[1]) Diese Zahlen ergeben sich aus folgenden Proportionen:
a. $10^1/_2$ Reichstaler verhalten sich zu 9 Reichstalern umgekehrt wie 14 Lot 4 Gr. zu x.
b. 12 " " " " $10^1/_2$ " " " 12 " $3^1/_2$ " " x.
Die Multiplikation der beiden inneren Glieder ergibt für a: ($9 \times 14^2/_9 \times 2$) 256, geteilt durch 21 (das Doppelte von $10^1/_2$) 12 Lot $3^3/_7$ Gr., für b: ($10^1/_2 \times 12^7/_{36}$) $128^1/_{24}$, geteilt durch 12: $10^2/_3$ Lot.

hielten. [2]) Diese sehr genaue Einteilung kam nun u. a. auch beim Talergewicht zur Geltung. Die Taler hatten ursprünglich, wie oben erwähnt, ein Gewicht von 2 Lot, die der Zahl von 8192 Richtpfennigteilen entsprechen. Im Laufe der Zeit münzte man die Taler aber nicht nur mit geringerem Silbergehalt, sondern auch etwas leichter aus; so hielten die Taler

anfangs	8192 Richtpftl.	= 2 Lot	= 608 As holl.	à 14 Lot 4 Gr.		auf die Brutto-Mark.
später	8134 „	= $1^{2019}/_{2048}$ Lot	= $603^{3}/_{4}$ „ „	à 14 „ 2 „		
dann	8076 „	= $1^{1990}/_{2048}$ „	= 598 „ „	à 14 „ — „		
endlich nur	7960 „	= $1^{1932}/_{2048}$ „	= 590 „ „	à 14 „ — „		

Für das gewöhnliche Handelsgewicht war die Abnahme also kaum zu bemerken; in der Bank hatte man aber sehr genau justierte Talergewichte, nach denen die einzelnen Münzen geprüft und nach dem verschiedenen Gewicht gesondert wurden.

Die Folge der erwähnten leichteren Ausmünzungen war, daß die schwereren und auch im Silbergehalt besseren Taler sich im freien Verkehr nicht halten konnten, sondern häufig behufs leichterer Ausmünzungen eingeschmolzen wurden. War es nun wohl auch aus diesem Grunde nicht zweckmäßig, daß man in Hamburg trotzdem fortfuhr, Taler nach dem alten Münzfuß von 1566 zu schlagen, so war es andererseits richtig, daß die Bank diese Taler möglichst zurückhielt und beim Herausziehen von Bankguthaben solche nur in den leichteren Talern zahlte, zu deren Annahme in der Bank (à 3 ß) man sich aus verschiedenen Gründen hatte entschließen müssen. Erst im Jahre 1764 hörte die Talerprägung in Hamburg ganz auf.

Inzwischen hatte die Bank infolge von mancherlei Umständen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, wiederholt schlimme Zeiten durchzumachen gehabt, die sogar mehrfach zu ihrer zeitweiligen Schließung geführt hatten, so 1672, 1734, 1755 (Jahr des furchtbaren Erdbebens zu Lissabon). Es war jedoch immer möglich gewesen, den Verkehr der Bank wieder herzustellen, und immer waren noch der Hauptsache nach die alten schweren Taler das Fundament gewesen, auf dem dieser ganze Verkehr beruhte.

Betreffs des übrigen Geldes (der 2 Mark- und 1 Markstücke, 8-, 4- und 2 Schillingstücke) waren inzwischen bedeutsame Änderungen eingetreten. Mancherlei Umstände hatten nämlich in Hamburg (wie auch in Lübeck) zur Festsetzung des Münzfußes von 34 ß pr. Mark fein geführt, der bis zur Einführung der Goldwährung (1873) in Hamburg und Lübeck Gesetz war.

Der Übergang der Preußen bei Arnis am 6. Februar 1864.

Von **Ernst Lorenzen** in Schnelsen. (Nach den Berichten von Augenzeugen.)

Während der dänischen Reaktion in unseren Landen hatte Holstein wenig von der Dänenherrschaft verspürt. Als Bundesland ward mit ihm glimpflich verfahren. Anders stand es um Schleswig. Da lastete mit starkem Druck die Hand des übermütigen Siegers. Da gab es Strafen für das Singen des Vaterlandsliedes, für das Tragen der schleswig-holsteinischen Farben, für das Aussprechen des Namens Schleswig-Holstein. Manche arbeitsstarke, biedere Faust des selbst-

---

[2]) „1 Mark Cölnisch hat 8 Unzen, 16 Lot, 64 Quentin, 256 ₰, 4352 Eschen Cölnisch, 4864 Asen holländisch oder 65 536 Richtpfennigteile.“ (J. E. Kruse a. a. O. Seite 163.) Danach war also $^{1}/_{16}$ Lot (= 1 ₰) = 17 Eschen Cölnisch oder 19 Asen holländisch oder 256 Richtpfennigteile. Über den Ursprung dieser kleinen Einteilungen, von denen die Zahl 65 536 die 16. Potenz von 2 ist, habe ich nichts auffinden können.

bewußten Landmanns ballte sich da, mancher Mund wagte es, den Feinden zum Hohn die Liebe zur Heimat kundzutun. Da endlich schlug die Befreiungsstunde: die Preußen und Österreicher zogen über die Grenze, nordische Zwingherrschaft zu vernichten.

Im Anfange des Jahres 1864 war es, als Arnis die erste dänische Einquartierung erhielt. Beim nahen Gröderberger Noor wurden zwei Schanzen errichtet. Ein Feldtelegraph verband beide. Aber diese Truppe rückte ab nach dem bedrohten Danewerk und machte einer zweiten, stärkeren Platz. Eine Hauptwache wurde eingerichtet beim Fährgang, die Fähre zwischen Angeln und Schwansen, Arnis und Sundsacker aufrecht zu erhalten. Doch es war im Winter, die Schlei vereist -- die Eisdecke eine willkommene Brücke für die nahenden Preußen. Die Dänen mieteten Arbeiter. Ein Aufeisen des Stromes wurde versucht. Nach harter Arbeit ward der Strom frei. Ein starker Eisgang vollendete das Zerstörungswerk. Ein dänisches Kanonenboot wagte sich noch ein paarmal nach Schleswig, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Am 2. Februar sitzen die Jungen in der Schulstube. Da — horch! ein dumpfer Schall, immer stärker. Gute Nacht jetzt, Aufmerksamkeit! „Dat gifft wat!" tönt's durch das Zimmer. „Ja, geht nach Hause," so lautet die Antwort des Lehrers. Es war das Gefecht bei Missunde, von dem die Donnerschläge nach dem entfernten Arnis hindröhnten. Die Schule ward zur Kaserne verwandelt. Sollte sie neue Mannschaften aufnehmen? Sollte sie als Lazarett dienen? Niemand wußte es. Immer mehr zeigt sich der Ernst des Krieges: der Belagerungszustand wird über Arnis erklärt. Niemand darf es betreten von auswärts, denen, die an Fortwandern denken, wird dazu eine bestimmte Frist gegeben. Ein paar ängstliche Seelen verlassen denn auch den bedrohten Ort: die Menge bleibt. Alles beruhigt sich wieder. Da ertönt plötzlich ein Knittern und Knattern, man hört Gewehrfeuer. Die Preußen sind am jenseitigen Ufer der Schlei angelangt. Eine Patrouille steht auf Sundsacker. Rote Husaren sind es, die ihren Gruß nach der dänischen Hauptwache hinübersenden. Pflichtschuldigst bedankt sich diese. Ein Preuße wirft die Arme in die Höhe und stürzt zu Boden. Darob ein wegwerfendes Zeichen von Überlegenheit der Dänen: „Da liegt er!" Aber — reingefallen. Der Husar steht schon wieder; es war nur ein Eulenspiegelstreich, auf den der Däne reagierte. Die Jugend hat diesen Vorgang natürlich vom „Borenlock" (Gefängnis), dessen sichere Mauern ein gutes Versteck abgeben, belauscht und zollt den Dänen hämisch Beifall. — Merkwürdig war's, daß die Einwohner des Fleckens noch immer nicht recht an den Ernst der Situation glauben wollten. Mein Großvater, der Maler G. Lorenzen, soll zuerst seine warnende Stimme erhoben haben: „Dat kriegt wi", als die Preußen drohend ihre Geschützrohre von den Höhen bei der Sundsacker Mühle nach Arnis hinüber richteten. — Währenddessen war nach und nach die ganze preußische Armee an der Schleilinie gegenüber von Arnis und Kappeln aufmarschiert. Das Hauptquartier und der Prinz Friedrich Karl befanden sich auf dem glücksburgischen Schlosse Karlsburg. Preußische Einquartierungen lagen in Winnemark, Karby, Karlsburg, Schuby, Brodersby u. a. Orten. In Karby machten die Preußen Miene, ihre Pferde in die Kirche zu ziehen. Der alte Pastor Jungclaussen stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Kirchentür. „Nicht die Pferde in die Kirche, sie ist für die Leute!" so rief er ihnen zu. Darauf entgegnete dann ein junger Leutnant treffend: „Geben Sie Platz, Herr Pastor! Die Leute schlafen wärmer im Stroh und Heu der Scheunen; für die Pferde gebrauchen wir die Kirche." Und so geschah es denn auch. Am andern Morgen aber herrschte großes Erstaunen: die hungernden Pferde hatten die Kirchenstühle angefressen und erheblich beschädigt.

Die Folge war denu, daß König Wilhelm I. nach dem Kriege ein neues Kirchengestühl schenkte.

Doch zurück zu den Arnissern. Am Nachmittage des 5. Februar langte im Flecken auf schäumendem Roß eine dänische Ordonnanz an. Darauf denn viele Neugier seitens der Einwohner. Eiligst erbricht der Platzkommandant das Schreiben, überfliegt es und — wird leichenblaß. Es wird zum Appell geblasen. Alle Soldaten strömen auf die Straße, alle Einwohner müssen in die Häuser. Die Offiziere gehen an den Reihen entlang. Jedem Soldaten werden ein paar Worte ins Ohr geflüstert. Schweigend lösen sich die Reihen. Der Fähnrich in meiner Großeltern Haus ist sehr niedergeschlagen. Am Abend werden die Wachen in gewohnter Weise bezogen. Die Einwohner dürfen nach 8 Uhr abends das Haus nicht mehr verlassen. Alle Soldaten versammeln sich auf der Straße, und fort geht's. Die Einwohner glauben, es handle sich um eine Nachtübung. Die Kanonen werden vernagelt, die Schlei wird noch einmal aufgeeist. Man benutzt Pulver, um nicht aufgehalten zu werden. Die Wachtfeuer brennen lichterloh.

Schweigend wird der Ort verlassen. Das also war's, was die Ordonnanz brachte, daher das verstörte Wesen des Kommandanten und der Soldaten. Die Danewerke wurden gleichzeitig geräumt, alle Dänen an der ganzen Schleilinie zogen sich zurück. Man fürchtete, den Übergang der Preußen über die Schlei nicht hindern zu können und dann von diesen und den Österreichern in den Danewerken umzingelt zu werden.

Jetzt war der Flecken seine Bedrücker los. Und was sagen die Einwohner dazu? Sie schlafen, niemand weiß davon. Da kommt denn der Schiffer Lorenz Schlösser mit den Grödersbyern. Sie sind vom Durchmarsch der Dänen aufgewacht. Jetzt eilen sie nach Arnis, klopfen an die Fenster und rufen: „Wenn ji nu mal Sleswig-Holsteen singen wüllt, denn kamt herut; de Dänen sünd weg!" Und sie kommen! Männer, Frauen, Kinder — alle kommen, und Arm in Arm geht's durch den Ort, und mächtig erschallt's, das so lange in der Brust verschlossene: Schleswig-Holstein. Ja, so stark erklingt's, daß der Hofbesitzer H. C. Wilhelmsen-Haberkoppel, der am jenseitigen Ufer eine preußische Patrouille, die noch immer Dänen in Schwansen sucht, nach Ellenberg begleitet, um Mitternacht erstaunt aufhorcht, als diese bekannten Laute von Arnis herüberschallen, und sich höchlichst wundert, mitsamt den Preußen, wie so etwas in dem von Dänen besetzten Orte möglich sei. Nun handelte es sich darum, die Preußen vom Abzug der Dänen zu benachrichtigen. Das war nicht so einfach, wie sich die Sache wohl anließ. Es fehlte an Booten. Sie waren von den Dänen nach den Schanzen geschleppt. Die Schiffe waren angeschlossen. Endlich gelingt es, eines Bootes habhaft zu werden. Besatzung findet sich auch. Unter des Schiffers Georg Kuscherts Leitung geht's hinüber nach Sundsacker. Das Boot wird von der preußischen Wache angerufen. Es wird mit Schießen gedroht, falls es nicht umkehrt. Endlich gelingt es den Arnissern, die Preußen vom Zweck ihres Kommens zu benachrichtigen. Der Wachtoffizier wird gerufen. Die Insassen des Bootes müssen es einzeln verlassen. Sie werden nach Karlsburg geführt, zum Prinzen Friedrich Karl, und dort in Haft behalten.

Dann beginnt man mit dem Brückenbau. Trotz des starken Stromes und reißenden Eisgangs gelingt es, 60 Böte festzulegen. Am Morgen beginnt der Übermarsch. Prinz Friedrich Karl soll als Erster die Brücke passiert haben.[1])

[1]) Währenddessen saß mein alter Großvater bei Sundsacker und skizzierte den Übermarsch. Die Herstellung des Bildes mußte natürlich schnell vor sich gehen, damit der Reiz des Frischen den Verkauf begünstigte. Darunter litt dann selbstverständlich der Kunstwert. Genug — das Bild fand guten Absatz und brachte allerhand ein. Später aber kam in meinem Großvater doch die Kritik des Künstlerauges zu ihrem Recht, und er schimpfte weidlich auf das Bild, das fast in jedem Hause hing und doch seine fehlerhafteste Arbeit war.

Die Arnisser hatten sich schon in ihre Freude gefunden. Anfangs waren die vielen Wirtschaften überfüllt, mancher gute Tropfen glitt die Kehle hinunter, manches kräftige Wort wurde gesprochen. Jetzt suchte jeder in seiner Speisekammer nach allerlei schönen Dingen: Brot, Wurst, Speck reichte man den durchziehenden Preußen. Die Offiziere aber drängten diese fort. Niemand durfte stehen bleiben. Es galt, die Dänen möglichst einzuholen. Vorwärts, vorwärts! klang es durch die Reihen. Das Eilen war ja vergeblich; erst bei Düppel trafen sie auf die Dänen.

Und wo waren die Knaben? Sie hatten sich am frühen Morgen in der Schule versammelt, nicht zum Unterricht — bewahre! Es galt einem höheren Zwecke. Jeder hatte einen Packen Bücher mitgebracht. Es waren die verhaßten dänischen Lesebücher, die ihnen so manchen Tropfen Schweiß gekostet hatten, um derentwillen sie draußen vor dem Hause lesen mußten, weil der Vater diese fremden Laute in seinem Heim nicht hören wollte. Diese Bücher werden zerrissen und wandern in den Ofen. Ein Streichholz — gierig verschlingt die Flamme die fremden Vokabeln. Um den Opferaltar stehen die frohlockenden Knaben. Da — die Tür öffnet sich — der Lehrer kommt. „Was treibt ihr hier?" so lautet seine Frage. Er überschaut die Sachlage. „Schade um die neuen Bücher," das waren die Worte des Lehrers, der in seinem Herzen wohl mit den Knaben fühlte und auch durchdrungen war von der Freude, von dieser Stunde an die liebe Vaterlandssprache wieder an ihren Ehrenplatz setzen zu dürfen.

So fühlte damals alt und jung Geibels Wort:

Was brausen und rauschen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen — und Schleswig ist frei.



Die Notlage im Thaulow-Museum.

Von **Karl Bohnsack** in Eckernförde.

Unsere Kunstgewerbe-Museen haben vornehmlich eine zweifache Aufgabe zu lösen: Sie sollen die früheren Erzeugnisse des Kunstgewerbefleißes sammeln und konservieren, sodann aber auch durch die verschiedensten Maßnahmen dafür Sorge tragen, daß jene Schätze nicht etwa tot daliegen, sondern in gesunder Weise auf die Ausübung des modernen Kunstgewerbes einwirken.

Die Fähigkeit der Kunstgewerbemuseen, auch diese letzte Aufgabe zu erfüllen, wird gar oft angezweifelt. Wie häufig hört man nicht den Entrüstungsruf: „Hinweg mit der Renaissance; was soll sie uns heutzutage noch nützen!" Eine solche Auffassung beruht fast durchweg auf einem großen Mißverständnis. Denn unter gesunder Einwirkung ist nicht etwa ein sklavisches, geistloses Kopieren alter Formen zu verstehen. Ein solches Verfahren würde zu nichts führen; es wäre nur dazu angetan, der Faulheit und Gedankenlosigkeit die Wege zu ebnen. Der große, bildende Wert der in Frage stehenden Objekte liegt zunächst auf ganz anderem Gebiete: Unsere Kunstgewerbetreibenden lernen durch eingehendes Studium der Sammlungen, in welch hervorragender Weise unsere Vorfahren es verstanden, aus der Anschauung ihrer Zeit heraus die richtige konstruktive Lösung der ihnen gestellten Aufgaben zu finden, welch feinen Sinn sie besaßen für korrekte Verwendung des dekorativen Schmuckes. Sie lernen erkennen, wie dieselben es beispielsweise vermochten, dem Geist ihrer Zeit in vernünftiger Weise Rechnung tragend, ein Stück Möbel sach- und sinngemäß zu dekorieren, ohne dadurch der

praktischen Verwendbarkeit Abbruch zu tun. Sie sehen, in welch beneidenswerter Weise unsere Vorfahren ferner auch dazu befähigt waren, ihren Erzeugnissen den Stempel ausgesprochenster, doch nicht gesuchter Eigenart aufzuprägen, wie dieser Eigenart äußerlich Ausdruck verliehen wurde, trotz strengster Befolgung des Grundsatzes: „Das Material bedingt die Form."

Wenn der Kunsthandwerker in diesem Sinne die Sammlungen unserer Kunstgewerbe-Museen studiert und sich zunutze macht, dann werden dieselben für ihn ein unversiegbarer Quell reinsten Genusses, und die gesunde Einwirkung auf seine praktische Tätigkeit kann dann auch nicht ausbleiben. Er lernt einsehen, daß er, trotzdem er — als Freier natürlich — auf dem Boden der Überlieferung unserer Vorfahren steht, durchaus in der Lage sein kann, ein anderes, der heutigen Anschauung gerecht werdendes Kunstgewerbe zu entwickeln, welches außerdem noch den Vorzug volkstümlicher Eigenart in demselben Grade besitzt wie das, was frühere Generationen schufen. Und dann ist etwas Großes erreicht: Wir werden nicht mehr gezwungen sein, das Ausland zu kopieren oder doch bis zu einem gewissen Grade im Banne fremden Geistes zu arbeiten. Ein deutsches Kleid wird die deutsche Form schmücken, denn deutsch war der Mann, der beides schuf.

Diese echt nationalen Aufgaben könnte auch unser Kieler Thaulow-Museum erfüllen, wenn die Bedingungen für die Nutzbarmachung der Sammlungen gegeben wären. Leider ist dies gegenwärtig noch nicht der Fall. Der Sammlungsbestand ist bei dem jetzt herrschenden Raummangel derartig unnatürlich zusammengedrängt, daß der einzelne Gegenstand unmöglich noch wirken kann. Manche Gegenstände, z. B. die Truhen, sind aufeinander gestellt, und trotzdem ist der Raum völlig ungenügend, denn Keller und Boden des Museums, sowie die Bodenräume anderer Provinzialgebäude, der Häuser der Invalidenversicherung, des Landesdirektorats und der Landesbrandkasse und endlich die von Privatleuten gemieteten Räumlichkeiten scheinen doch nicht die gegebenen Orte zur Aufbewahrung alter Kunstschätze zu sein. Ganze Zimmerausstattungen, Schränke, Truhen, Schnitzereien aller Art, Metallarbeiten, Webereien, Trachten und Töpferarbeiten werden auf diese Weise dem Publikum dauernd entzogen. Sie bilden ein Kapital, das keine Zinsen bringt. Daß unter diesen Umständen allmählich auch manches zugrunde gehen muß, umsomehr, als beispielsweise die Kellerräume des Museums keineswegs für die Konservierung völlig einwandsfrei erscheinen, wird ohne weiteres einleuchten. Eine Fortdauer dieses Zustandes dürfte daher auch unverantwortlich sein.

Abgesehen von diesem schwerwiegenden Mangel, der durch die Raumnot bedingt ist, wären noch andere Einrichtungen zur Nutzbarmachung für das moderne Kunstgewerbe erwünscht. Vor allem fehlt es an guten Ausstellungsräumen. Es ist von dem Leiter des Museums in den letzten Jahren bekanntlich mit unleugbarem Glücke versucht worden, durch Veranstaltung von Ausstellungen der Erzeugnisse unseres modernen Kunstgewerbes das Interesse der Öffentlichkeit zu wecken und das Kunsthandwerk unserer Heimat zu fördern. So fanden Fachausstellungen für Möbeltischlerei, Schmiedekunst und modernen Buchschmuck statt. Kollektivausstellungen einzelner Künstler und Kunstverbände wurden geboten. Eine kunsthistorische Ausstellung größeren Stils führte dem Publikum die kirchlichen Geräte unserer Heimatprovinz vor Augen und gab dadurch manchem Goldschmied praktische Anregung. So ließe sich noch an manches mehr erinnern. Die letzte derartige Ausstellung, die des Kunstgewerbevereins zu Kiel, ist nun geschlossen worden. Die Räume des Oberlichtgeschosses müssen in Zukunft notwendig für Aufnahme der Trachtensammlung in Anspruch genommen werden, wenn anders dieselbe nicht zugrunde gehen soll. So steht von nun ab nur noch ein völlig unzureichender, kleiner Raum der unteren Vorhalle für solche Zwecke zur Verfügung. Das Museum

wird daher auch weit weniger zur Erfüllung einer seiner vornehmsten Aufgaben, nämlich der Förderung des modernen Kunstgewerbes, imstande sein, weil es in Zukunft an einem der wesentlichsten Mittel hierfür fehlen wird.

Außer an jenen Ausstellungsräumen mangelt es dem Thaulow-Museum an einem Bibliothek- und Lesezimmer, sowie an einem Arbeitssaal, in welchem unsere Kunsthandwerker zeichnen und modellieren können. Ein Vortragssaal, geeignete Büroräumlichkeiten und Packräume sind nicht weniger dringend erwünscht. Um die für die Bürotätigkeit nötigen Lokalitäten zu beschaffen, mußte die Abteilung, in der sich die Abgüsse des Brüggemann-Altars und das Original des kleinen Brüggemann-Altars befinden, für das Publikum abgesperrt werden. Ebenso ist gegenwärtig der übrige Teil der mittelalterlichen Sammlungen nicht zu besichtigen, weil hier notwendige Restaurationsarbeiten verrichtet werden müssen.

Die völlige Unzulänglichkeit der vorhandenen Räume zeigt sich also auf allen Gebieten in der peinlichsten und schärfsten Weise. Auf Grund des Berichts, den der Museumsdirektor Dr. Brandt im März 1903 erstattete, richtete der Kieler Oberbürgermeister Fuß im Provinzial-Landtage an den Ausschuß die Bitte, die Verhältnisse im Museum zu prüfen und möglichst bald eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten. Der Landeshauptmann v. Graba bestätigte den im Museum vorhandenen Notstand in vollem Umfange und sprach die Erwartung aus, dem Wunsche des Vorredners im Laufe des Jahres bereits entsprechen zu können. So ist also die Notlage auch behördlich bereits anerkannt worden. Hoffen wir daher auf eine baldige, glückliche Lösung dieser dringlichen Angelegenheit, damit die Schätze, die zum weitaus größten Teile aus allgemeinen Mitteln erworben wurden, auch der Allgemeinheit wieder zugute kommen.



Bettelreime. II.

Zusammengestellt von G. F. Meyer in Kiel.

8 a. Fruken (Fiken, Fru Mudder, Bur, Tante),
mak de Dör (mal) apen (up),
(Bur, mak de Dör los)
De Rummelputt will in
(Den R. lat in — de R. de kömmt —
Un lat den Spẹlmann — Bootsmann — in),
Dor kummt en Schipp von Holland,
Dat het so'n mojen (goden) Wind.
Schipper, wullt du striken, [2])
Bootsmann, wullt du wiken,
Sett de Segel up de Topp [1])
Un lat mi in mit min Rummelpott.
Angeln. (Grimm in Oldenburg.)

b. [1]) oder:
Sett de Seil in 'e Topp
Un giff mi wat in 'n Rummelpott.
Ik seh de Schosteen roken, [3])
Dat gift woll Nijahrskoken?
Gifft mi een, so blif ik stahn,
Gifft mi twee, so will ik gahn,
Gifft mi dree, so wünsch ik Glück,
Dat de Köksch in't Lẹben blift.
(Suck in Oldesloe.)

c. [2]) oder:
Schiffmann, wust du wiken,
Fuhrmann, wust du striken, —
Sett 'n Sẹgel up den Kopp
Un giff mi wat in 'n Rummelpott.
Hans Peter Landsmann,
Hau de Katt de Schwanz af,
Hau em ni so lank af,
Lat 'n lütt'n Stummel sitten,
Dat he kann bẹt'n wirer wippen.
All de Lüd de sünd so gut,
Lang'n mi 'n Appelkok herut.
Sind se 'n bẹten kleen,
So gift dat twee för een;
Sind se 'n bẹten grot,
So het dat ok keen Not.
Halli! hallo!
Und 'n Appelkok darto!
Süderbrarup. (Lehrer Tolck.)

d. [2]) oder:
Schipper, wollt du wiken,
Spẹlmann, wollt du striken,
Sett dat Sẹgel up den Topp
Un gif uns wat in 'n Rummelpott.
Lat uns nich so lang stahn,
Wi woll'n noch girn bẹt'n (hüt Abend noch) wieder gahn!
Fürstentum Lübeck.

e.[2]) oder:
Schipper, wollt du wiken,
Spelmann, wollt du striken,
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af.
Lat 'n lütt'n Stummel stahn,
Dat de Katt kann wieder gahn.
Herut, herut, du Flellermus!
Wat deist du in dat Burnhus?
In't Burnhus sitt de rike Mann,
De den Büdel füllen kann.
Appeln un Bern sind all got,
Jungs un Deerns danzt in 'n Strohhot.
Fürstentum Lübeck.
(Edelmann, wist du striken —
— — — — — — —
Herut, herut, du Fledermus,
Wat deist du in dat Irrenhus?
Appel un Beeren sind ok got,
Jungs un Deerns danzen in' Strohhot.
(Carstensen in Achtrup.)

f.[2]) oder:
Un as dat Schipp vun Holland keem,
Do harr dat god'n Wind.
De Wind de wull nich wik'n,
De Segel wull nich strik'n.
Tang (tein?) mal in de Bottermelk,
Un tang mal in de Klümp,
Un as de Bur besapen weer,
Do danz he up de Strümp.
Bramstedt. (Ehlers.)

g.[2]) oder:
Dat Schipp dat keem von Holland her,
Het 'n god'n Wind,
Schipper, wullt du wik'n,
Segel mußt du strik'n,
Treck dat Segel up un dal;
Rummel, rummel, rutsch,
Geft mi wat in 'n Pott.
Bramstedt. (Ehlers.)

h.[2]) oder:
Schiffer, sollen wir reisen?
Schöpfer sollen wir preisen.
Nimm de Segel af min Kopp
Gif mi wat in min Rummelpott.
De Mann heet Jakob Jensen.
(Carstensen in Achtrup.)

i.[2]) oder:
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok man 'n Appel weer,
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok man 'n Koken weer.
Baben, wo de Müs lopt,
Hangt schöne Mettwürst,
Sünd en beten kleen.
Gift dat dree för een.
Lat uns nich so lang stahn,
Wi möd hüt Abend noch wieder gahn.
Barmstedt. (E. Danels.)

k.[2]) oder:
Schipper, wullt du wiken,
Spelmann, wullt du striken,
Tee dat Segel up 'n Dutt,
Fro, gef s' mi wat in 'n Rummelputt.
Rummel, rummel, dütten,
Fro, gef s' mi wat in de Pütten.
Achter de grot Dör, dor is dat holl un voll,
Twee oll Eier het se woll,
Fro, gef se mi dat grote Brot,
Dat lütt beholt se all tohop,
Fro, gef se mi de langen,
De kotten lat se hangen,
Dann gaht wi na't Nawerhus,
Dar gift dat Speck un Bradwuß.
Adjö! Adjö! Adjüs!
(Suck in Oldesloe.)

l.[3]) oder:
Ik seeg den Schosteen roken,
De Disch de wör bedeckt
Mit schöne Appelkoken,
De schwömmen in dat Fett.
Un wenn ik een' kunn kriegen,
So schmecke mi dat nett.
Ik hef nich lang Tied to stahn,
Ik mut hüt Abend noch wieder gahn.
(Suck in Oldesloe.)

m.[3]) oder:
Ol Hans Landsmann,
Treck en roden Rock an,
All, wat he verdeenen kann,
Twee Appeln un dree Beeren,
Veer Nöt sünd ok got,
Smit de lütten Jungs un Deerns in' Schot,
Denn ward se grot,
Denn kriegt se en Mann,
Denn lopt s' dorvan.
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af,
Lat en lütten Stummel stahn,
Dat he werrer wassen kann.
(Suck in Oldesloe.)
(Etwas verkürzt und mit dem Anfang:
„Ol Vadder Bargmann" in Bramstedt.)
(Ehlers.)

n. Ol Jochen Markmann
Het en roden Rock an,
Appeln un Beeren smeckt got,
Smit se all in min' Hot.
Rummel, rummel, rum!
(Suck in Oldesloe.)

o. Ol, Jan Bargmann,
Treck 'n rod'n Rock an!
Appeln un Bern smeckt ok noch got,
Gef mi 'n paar in 'n Rummelpott,
All, wat ik verdeen' kann.
Un wenn dat Schipp ut Holland kümmt
Denn het 'n god'n Wind.
Fiken, mak de Dör los,
De Rummelpott will rin!
Baben in den Winkeller (Wiemen?)
Hängt de lang'n Mettwüß.
Geft mi wülk von de lang'n,
Lat de kort'n hang'n.
Sünd se mi to fett,
Je beter as se smeckt.
Sünd se 'n bet'n terbraken,
Je beter lat s' sik kaken.
Hau de Katt den Swanz af,

Hau em nich to lang af,
Lat en lütt'n Stummel stahn,
Dat he werrer wassen kann,
Lat de Katt wieder lop'n,
Lat s' ni to wiet lop'n.
Bramstedt. (Ehlers.)

p. Ol Vadder Barkmann,
Treck 'n grot'n Rock an!
All, wat ik verdeen' kann,
Krigt ol Barkmann, [4])
Appeln un Bern smeckt ok noch got,
Gef mi 'n beten in 'n Rummelpott.
Rummel, rummel, röter!
Gef mi 'n bet'n in 'n Pöter,
Lat mi ni so lang stahn,
Ik wull gern 'n Hus wieder gahn.
Bramstedt. (Ehlers.)

q. [4]) oder:
Stek ik in min'n Rummelputt.
Bab'n in de Muskist,
Hängt twee Mettwüst,
Sünd se mi to mager,
Gef ik se min' Swager,
Sünd se mi to fett,
Hang ik se an't Bett.
Hur, hur — — — (Töne des Rummelpotts).
Bramstedt. (Ehlers.)

r. Schipper, de von Holland kommt,
Het 'n grot'n Rock an.
All, wat he vertelln kann,
Appeln un Bern smeckt ok noch got,
Smit mi een in 'n Rummelpott,
Lat mi nich so lang stahn,
Ik mutt noch 'n Hus wieder gahn.
Bramstedt. (Ehlers.)

9. Rummel, rummel, rutsche,
Gef mi 'n beten in 'n Puttje,
Paar lütt Deerns mit 'n Strohhot,
Bab'n in de Husföst
Hängt de lang'n Mettwüst.
Gef mi de lang'n,
Lat de kott'n hang'n,
Sünd se 'n bet'n to fett,
Dat se beter smeckt,
Sünd se 'n bet'n to kleen,
Gef mi dree, veer för een.
Bramstedt. (Ehlers.)

10. Gud'n Dag, gud'n Dag, Herr Flerrermus,
Wer wahnt in düsse Hus?
Der reiche Mann? Der reiche Mann?
Bab'n in dat Rockhus
Hängt de Mettwuß,
Gef mi von de lang'n,
Lat de kort'n hang'n,
Een, twee, dree, veer,
Wenn't ok noch man 'n lütt'n Appel weer!
Bramstedt. (Ehlers.)

11. Herut, herut, du Flerrermus!
Wat deist du in diss'n Hus?
Dar wahnt de arme Mann,
De uns den Büdel füll'n kann,
Bab'n in den Winkeller
Hangt de lang'n Mettwüß.
Een, twee, dree, veer, fief, süß,
Gef mi 'n paar von de lang'n Wüß.
Bramstedt. (Ehlers.)

12. Rummel, Rummel, Fleddermus,
Wokeen wahnt in dit Hus?
Hier wahnt en riken Mann,
De uns den Schot füllen kann.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man en Groschen weer,
Een poor Pepernöt sünd ok got,
De füll de Herr man in unsen Schot.
(Suck in Oldesloe.)

13. Hier wahnt de rike Mann,
De den Büdel füll'n kann
Mit 'n Schillinger dree, veer,
Wenn 't ok 'n halben Daler weer!
Gretj', stieg up 't Heck,
Snie 'n Stück Speck,
Snie 'n groten Rum,
Snie di nich in 'n Dum'!
(Suck in Oldesloe.)

14. Rummel, rummel, rötjen,
Giff mi wat in Pötjen,
Lat mi hier nich länger stahn,
Ik schall vundag noch wieder gahn.
Schönkirchen. (Amtsvorsteher Wiese.)

15. Lunger, lunger, Fretsack,
Giff den armen Mann doch wat,
Lat em nich to lang stahn,
He woll noch girn bet'n wieder gahn.
Fürstentum Lübeck.

16. Arm Mann bitt wat,
Riek Mann smitt wat,
Vadder un Mudder sünd in Engelland,
Engelland is toslaten,
De Slötel is in't Lock afbraken.
(Suck in Oldesloe.)

17. Rummelputt vör de Dör,
Nu man mit de Koken her,
Appeln un Bern un Pepernöt
Möt wi in den Büdel leg'n.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man 'n Penning weer.
Bramstedt. (Ehlers.)

18. De Rummelpott steiht vör de Dör,
Nu man mit de Koken her,
Appeln un Bern un Pepernöt,
Un de Pförten in de Pütt.
Een, twee, dree, veer,
Wenn 't ok man 'n lütt'n Appel weer.
Lat mi nich so lang stahn,
Ik mutt noch 'n Hus wieder gahn.
Bramstedt. (Ehlers.)

19. Halloh halloh!
Een Appelkok up to.
Un is he 'n beten kleen,
So gifft et twee för een,
Un is he 'n beten grot,
So het et ok keen Not.
(Ernst Lorenzen in Lübeck.)

20. Wucken, wucken,
Ik hef ja nicks to slucken!
Un all de Lüd de sünd so gut
Un langt mi 'n Appelkok herut,

Un all de Lüd de sünd so slecht
Un gęft mi wat mit 'n Stęwelknecht.
(Derselbe.)

21. Hans mit 'n Löterpott,
De Kater löpt in 'n Snee,
Do frorn em de Pöt'n,
Se dehn em ok so weh.
Dar achter bi min Nawer,
Dar wahnt 'n lütt'n Swager,
Dar pip'n de Müs,
De witt'n, de swatt'n.
Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af,
Lat en lütten Stummel stahn,
Dat he werrer wassen kann.
Bramstedt. (Ehlers.)

22. Fastlabend, hick un pick,
Nęg'n Müs beeten sik;
Min weer dar mert'n (mitten) mank,
Beet all de annern dot un krank.
(Suck in Oldesloe.)

23. Fastlabend, Fastlabend in den Busch,
Hebt ju keen Ei, so gäwt mi 'n Wust,
Sünd se noch so kleen,
So gäwt mi twee vör een.
Fastlabend, Fastlabend, hier,
Stick den Fot in't Für,
(Stick den Fot in 'e Aschen,
Wi wöllt em wedder waschen.)
Stick em achter de ol Koh in 'n Stall,
Dann geiht Fastlabend överall.
(Suck in Oldesloe.)

24. Faßlapen, hier nich,
Stick de Föt in Füer nich,
Stick se 'rin na Emen (in der Asche glimmende Kohlen),
Föer dormit na Fehmen (Fehmarn).
As ik wedder von Fehmen köm,
Do blas de Katt dat Füer an,
De Fleddermus, de fęg dat Hus,
De Swanken (Schwalben) de drögen den Dreck 'rut,
Vör de grote Dör, vör de lütte Dör,
Dor stün'n twee Karpunen vör,
De döschen gauden Hawern af
Un möken sik dor Beer af;
Dat Beer füng an to brusen,
De Brut löp ut den Husen.
Lauenburg. (Lehrer Vagt in Kückelühn.)

25. Fastlabend, hier ni.
Stęk 'n Faut in Für ni,
Stęk 'n in 'r Asch'n,
Lat 'n weller wasch'n,
Stęk 'n in 'r Emern,
Föhr damit na Fehmern!
As ik hin na Fehmern keem,
Wör dar nüms to Hus
As de ole Kluckhęhn.
De Katt de klei de Botter ut,
De Hund de wusch de Schötteln ut,
Güng ik hin na Schün,
Dor döschen dree Kapün,
Se döschen gaut Hawerkaff,
Bruen gaut Beer af;
Beer fung an to brusen,
Stenner ut 'n Husen,
Hęhn up 't Heck,
Füll mit 'r Näs in Dreck,
Kreih up 'n Stak'n,
Füll mit 'r Näs in Hak'n,
Keem 'n ol Fru un woll tosehn,
Füll mit 'r Näs in 'n Rönnsteen.
(Suck in Oldesloe.)

26. Fastnacht:
Gun Dag, Fru Mudder,
Gifft Ehr Koh ok brav Bodder?
Geiht Ehr Dochder ok recht steil?
Leggt Ehr Höhner ok brav Eier?
Wi sünd schickt vun Meier,
Hebb 'n Korf to Eier
Un 'n Gäffel to Wüst.
Un sünd se 'n bitt'n to kleen,
So gäwt mi twee, dree för een,
Un sünd se 'n bitt'n tobraken,
Desto bęter lat s' sik kaken.
Kamt hin! — Helpt s' up! —
Hupdideldup,
Muskant, spęl up!
Henstedt. (Suck in Oldesloe.)

27. Gun Dag, gun Dag, gun Dideldumdei,
Nu kam ik üm min Paasch-(Oster-)ei,
Dat een is witt, datt anner swatt,
Dat drütte stęk ik in min' Sack.[1])
Fru, lat mi nich so lang stahn,
Jk mutt noch 'n paar Hüs wiedergahn.
Dithmarschen. (Suck in Oldesloe.)
(Vergl. „Heimat" 1891, S. 86.)

28. [1]) oder:
Dat drütt' is twei,
Dat veert' dat is min Paaschei.
Gęw mi 'n Stück vun 'n Schinken,
Dor kann ik god up drinken;
Gęw mi 'n Stück vun 'n ol Koh
Un dor man 'n half Stieg Paascheier to.
Ol Johann Landsmann
Het 'n roden Rock an,
All, wat man verdeenen kann,
Appeln un Bęrn de sünd ok got;
Jungfern mit 'n Strohhot,
Jungfer, mak de Dör apen
Un lat den Spęlmann in,
Wenn dat Schipp vun Holland kummt,
So het dat goden Wind.
Schipper, wullt du wiken,
Spęlmann, wullt du striken,
Jk danz in 'n Saal
Wohl up un dal,
— — — — — — —
Gęw mi wat in 'n Rummelpott!
Hademarschen. (Frau Bornholt.)



Mitteilungen.

1. **Herzliche Bitte an die Leser und Mitarbeiter der „Heimat."** Die von mir bearbeitete Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein ist so weit vergriffen, daß eine 2. Auflage vorbereitet werden muß. Im Interesse der Sache, der die Landeskunde dienen möchte, liegt es offenbar, daß die in der 1. Auflage vorhandenen Unrichtigkeiten und Mängel möglichst gründlich beseitigt werden. An die Leser und Mitarbeiter der „Heimat" wende ich mich daher mit der Bitte, mir möglichst bald mitzuteilen, was ihnen als fehlerhaft oder mangelhaft an der Landeskunde aufgefallen ist. Meinen Dank für die Hülfsleistung spreche ich im voraus aus.

Nienstedten, 16. Januar 1904. J. Schmarje.

2. **Glattnatter.** Über das Vorkommen der sogen. Zorn- oder Schlingnatter (Coronella laevis Lac.) kann ich berichten, daß dieselbe sich in meiner Heimat (bei Bramstedt i. Holst.) noch hier und da antreffen läßt. Als Knabe habe ich sie mehrere Male in der Heide gefunden. Ich hielt sie damals in meiner Unwissenheit für eine Kreuzotter und erschlug sie. Auch in den diesjährigen Sommerferien hatte ich Gelegenheit, diese Natter zu beobachten. Mein Schwager fand sie auf der Dreschdiele, wohin sie wahrscheinlich mit dem eingefahrenen Korn gelangt war. Da sie nicht fortlief, sondern ihn anfauchte, hielt er sie in der Aufregung für eine Kreuzotter und tötete sie. Leider war das Exemplar stark beschädigt, so daß ich es nicht aufbewahren konnte. Diese Natter maß 56 cm, war oben graubraun, unten stahlblau. Als charakteristisches Unterscheidungsmerkmal von der Kreuzotter hatte sie auf dem Rücken zwei Reihen schwarzbrauner Flecken und einen größeren am Hinterkopfe. Auch besaßen die Rückenschuppen keine erhabenen Kiele wie bei der Kreuzotter. Die Zornnatter scheint trockene Stellen sumpfigen vorzuziehen; denn ich fand sie nur auf höher gelegenen Feldern und Heiden, nicht im Moor oder auf Wiesen. Sie nährt sich der Hauptsache nach wohl von Eidechsen, deren eine ich im Magen des zuletzt beobachteten Exemplars vorfand. Außerdem machte ich in den Sommerferien eine eigenartige Beobachtung, die vielleicht interessiert. Ich bemerkte nämlich, wie eine Kreuzotter eine Maus überfiel. Nachdem sie dieselbe durch einen geschickten Biß getötet hatte, packte sie ihre Beute mit den Zähnen und schlängelte sich dann rückwärts aus dem Fußsteige nach einem Wall. Hierbei war sie so eifrig beschäftigt, daß ich sie längere Zeit beobachten konnte. Erst als sie mich erblickte, ließ sie ihre Beute fahren und schlüpfte in ein Erdloch, so daß sie mir leider entkam. Sonderbarerweise hat sie ihre Beute nicht wieder aufgesucht. Noch nach vier Tagen fand ich die Maus an derselben Stelle, wo die Kreuzotter sie verlassen hatte. — Die Kreuzottern sind in meiner Heimat sehr zahlreich, so daß auf die Erlegung derselben eine Prämie von 20 Pfg. gesetzt ist. Ein Arbeiter hat in diesem Sommer 117 dieser giftigen Reptile getötet, an einem Nachmittage 23 und an einem andern sogar 26. Er fand sie, wie er mir mitteilte, häufig bis zu 7 auf einem Haufen an sonnigen Stellen im Moore liegen. Die ganze Fläche, die der betreffende Mann absuchte, beträgt noch keine 100 Tonnen. Das größte Exemplar unter den 117 maß 68 cm. — Zum Schluß möchte ich mir noch eine Anfrage erlauben. Vorige Woche fand mein Schwager eine Ringelnatter mit aufgeplatztem Leib, aus welchem ein großer, wohlerhaltener Frosch hervorragte. Sollte vielleicht der Bissen für die Schlange zu groß gewesen sein? Hat vielleicht einer der „Heimat"-Leser schon eine ähnliche Beobachtung gemacht?

Klein-Waabs. H. Bebensee.

3. **Kreuzotter.** a. Mit Rücksicht auf die in Nr. 11 der „Heimat" (Jahrgang 1903) gegebene Mitteilung über massenhafte Vermehrung der Kreuzotter in Mittelholstein dürfte nachstehende Bemerkung über die große Vermehrungsfähigkeit dieser vielleicht von Interesse sein. Im Sommer 1878 bemerkte ich in Schonungen des Viehburger Gehölzes bei Kiel eine sehr große Kreuzotter, welche auf einem von Brombeeren umrankten alten Buchenstumpf, an dem jährlich der Leberschwamm (Fistulina hepatica) wuchs, lag. Leider entging sie, durch Zweige geschützt, meinem Angriffe. Im folgenden Jahre traf ich an gleicher Stelle eine Familie lagernd, welche mit kleinen Kindern nach Himbeeren suchte. Auf meine Warnung verließen sie den gefährlichen Ort. An einem schwülen Sonntagnachmittag Anfang August besuchte ich wiederum die Stelle und sah schon aus der Ferne die Schlange auf dem Buchenstumpf zusammengerollt liegen. Durch einen gut gezielten Schlag meines Handstockes wurde sie im Genick getroffen, alsdann getötet und später auf meinem Rückwege mit nach Hause genommen. Das Exemplar war ungemein groß und stark angeschwollen, vielleicht gegen 60—70 cm lang und 4 cm im Durchmesser. Am nächsten Vormittag überlieferte ich das Tier dem zoologischen Museum und sagte mir der derzeitige Direktor, Professor K. Möbius, daß ihm niemals ein so großes Exemplar vorgekommen sei, auch nach der Literatur überschritt dasselbe das übliche Maß. Die Schlange wurde dann aufgeschnitten, und es ergab sich, daß dieselbe mit 13 vollausgebildeten Jungen schwanger war. Wahrscheinlich wären diese, falls ich das Tier nicht erlegt, schon am nächsten

Tage ausgeschlüpft und hätten dann die ganze Gegend unsicher gemacht. Das Exemplar befindet sich, wie ich mich vor 2 Jahren überzeugte, noch in der Alkoholsammlung des Kieler zoologischen Museums als bemerkenswertes Schaustück.

Berlin. P. Hennings.

b. Über ein großes Kreuzotterweibchen berichtete ich in der „Kieler Zeitung" am 1. September 1890: „Heute erschlug der Knabe Heinrich Schmidt von hier auf einer Koppel am Schönkirchen-Mönkeberger Wege eine 65 cm lange Kreuzotter. Es war ein trächtiges Weibchen, aus welchem man bei der Öffnung 15 ausgebildete Junge von 15 cm Länge herausnahm, die schon das schwarze Zickzackband längs des Rückens deutlich zeigten. Im letzten Frühjahr wurden ganz in der Nähe am genannten Wege drei Ottern getötet. Früher ist von einem Vorkommen von Ottern an diesem Wege nichts bekannt geworden; sie müssen sich von dem eine Viertelstunde entfernten Mönkeberger Moor, wo sie häufig sind, nach hier verbreitet haben. Auch anderswo, z. B. auf dem Flüggendorfer Felde, zeigt sich dieses Gezücht an Stellen, wo man es sonst nicht gekannt hat. Ich schreibe die Ausbreitung der Kreuzotter der in unvernünftiger Weise betriebenen Ausrottung ihrer natürlichen Feinde, namentlich des Storches, des Bussards und des Igels, zu. Auf manchen Gütern erhält der Jäger nicht allein für das Töten des Bussards und der Turmfalken, sondern auch der Eulen, dem Vogelschutzgesetz zum Trotz, noch Prämien!" Ich füge hinzu, daß seitdem Ottern an bezeichneter Stelle nicht wieder gefunden sind. Welche Verbreitung diese Tiere aber hierzulande noch haben, geht daraus hervor, daß im Landkreise Kiel im Jahre 1900 1502 Ottern und 1901 deren 2812 getötet und eingeliefert sind, indem der Kreisausschuß eine Prämie von 50 Pfg. auf das Stück gesetzt hatte. Die größte Zahl lieferte im erstgenannten Jahre die Gemeinde Braak mit 266, im letztgenannten Jahre die Gemeinde Padenstedt mit 293 Stück.

Schönkirchen. Wiese.

Bücherschau.

1. **Marie Burmeister, Gottfried Rissoms Haus.** Verlag von Clauß und Feddersen in Hanau. Preis 3 M. — Der Roman schildert den Lebensgang eines tüchtigen Friesen, der, anfangs Lehrer, durch seine Heirat Hofbesitzer wird und als solcher in seinem Familienleben Freud' und Leid durchkosten muß. Es ist eine reine Familiengeschichte; große Fragen werden garnicht oder doch nur leise berührt; die Personen, die wir kennen lernen, sind einander sehr ähnlich und fast ohne Schattenseiten: immerhin ist's aber ein Buch, das als reine und interessante Lektüre für einen Familienkreis durchaus empfohlen werden kann.

Lund.

2. **Kalender 1904.** Herausgegeben vom „Altonaer Tageblatt" und den „Ottensener Nachrichten." Verlag von Chr. Adolff in Altona-Ottensen. 124 S.; 8°. Preis 1,60 M. — Die in den letzten Jahren von Blättern der Provinz beliebte Weise, ihren Lesern als „Weihnachtsgeschenk" ein größeres Werk zu einem herabgesetzten Preise anzubieten, ist im Grunde genommen nichts anderes als eine billige Reklame für den Verleger des Werkes und ein einigermaßen rentables — Geschäft für die Zeitung. Ein ganz anderes Gesicht zeigt die Gratisgabe des „Altonaer Tageblatts" an die Abonnenten: ein vollwichtiger und trefflich ausgestatteter Kalender für den Weihnachtstisch, ein Buch von bleibendem Wert. Zu dem vielseitigen Inhalt haben beigesteuert u. a. auch Otto Ernst („Von Schiffahrt, Angst, Courage und dergleichen" und ein Weinlied: „Mihi est propositum!"), Gustav Falke („Hartsprung," eine Novellette, und „Sechs Sicilianen"), Detlev von Liliencron („Martje Flors Gesundheit." 1713), Wilhelm Lobsien (eine allerliebste Novelle „Im Nebel," ein Stimmungsbild „Herbstwald"), J. H. Fehrs („Kinnerdank"). Damit ist der Inhalt des Kalenders bei weitem nicht erschöpft. Ich wollte mit vorstehendem Auszug nur darlegen, daß der Herausgeber bemüht gewesen ist, ganz besonders seinen Landsleuten ein Vorrecht an der Mitarbeit einzuräumen. Hoffentlich findet das einmal begonnene Werk guten Fortgang, und wenn das eintrifft, so habe ich nur den einen Wunsch, daß der Verlag sich bemühe, seinem Festgeschenk ein recht individuelles — damit meine ich schleswig-holsteinisches — Gepräge zu geben, einesteils durch Heranziehen landsmännischer Schriftsteller, Dichter und Künstler, zum andern aber durch den Stoff selbst. Barfod.

3. **Waitz, Georg, Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern.** Zwei Bände. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, 1851 und 1852. — **Waitz, Georg, Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte.** 2. Ausgabe. Kiel: H. Eckardt, 1898. — Einer Würdigung der Waitzschen Geschichtswerke bedarf es weiter nicht. Einziger Zweck dieser Zeilen ist, die für unsere Landesgeschichte interessierten Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß das schleswig-holsteinische Antiquariat (Inhaber Robert Cordes in Kiel) den Restbestand beider Ausgaben aufgekauft hat. (Siehe Offerte im Annonceteil!) Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 3. März 1904.

Gustav Falke.

Vortrag von **Wilhelm Lobsien** im Kieler Dürerbund.

III.

Es liegt nahe, hier über Falkes Stellung zu Gott zu sprechen. Er ist kein Anhänger des offiziellen Christentums, ihm ist die Kirche nicht der Ort, wo einzig und allein man seine Andacht halten kann, ihm ist das von Priestermund verkündete Bibelwort nicht die allein wahre Offenbarung Gottes, nein, viel lieber geht er am Sonntagmorgen hinaus auf die Heide, und hier wird ihm alles, die Sonne, die Stille, die brütende segenschwere Hitze, die weiten, weiten Strecken, alles wird ihm zu einer großen feierlichen Predigt, die so tief zu ihm redet, daß er alle die bedauert, die zu derselben Stunde im dumpfen Gotteshaus den Worten lauschen, die von der Kanzel tönen. Für ihn ist Gott auch nicht der ewige Richter, der über Gut und Böse belohnend oder strafend zu Gericht sitzt, sondern mehr ein freundlicher alter Vater, ein guter Freund, dem gegenüber ein Tadel frei steht. So schildert er z. B. in dem Gedicht „Gott sendet den Dichter aus," wie ein Poet dem Schöpfer wegen der Unvollkommenheit der Welt arge Vorwürfe macht. Auch in dem Gedicht „Der reuige Gott" tritt ein Dichter mit harten Anklagen vor Gott, aber vor dem gramvollen Schmerz des Schöpfers verstummt sein Vorwurf:

Er aber sprach: „Was mehrst du meine Pein?
Kannst du des Lebens kurze Qual nicht tragen?
Dir winkt Erlösung, aber mich verzehrt
Von Anbeginn und endet nie, die Reue."
Und vor dem Weh, das seine Stimme preßte,
Kroch tiefer meine Klage und verging
Vor Scham und Mitleid.

Dem Dichter kommen aber auch Stunden wildester Verzweiflung, wo er nach seinem Gott sucht und schreit und nicht weiß wohin in seiner Verlassenheit:

Wo bist du, Gott? Wir suchen dich
Seit tausend, tausend Jahren!
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Willst du dich offenbaren?
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich
Mit Angst und Händestrecken!
Wo bist du, Gott? Wir suchen dich!
Warum spielst du Verstecken?

Und plötzlich aus der Tiefe stieg
Ein Kreuz mit schwarzen Armen,
Und eine große Stille schwieg
Ein schweigendes Erbarmen.
Und hoch am Kreuz, wie Tropfenfall
Aus einer Todeswunde,
Klang es erschütternd durch das All
Aus einem bleichen Munde:
„Mein Gott, mein Gott, warum hast du
Mich so verlassen?" — Schweigen —
Fern ging das schwere Wort zur Ruh',
Wie Klang zersprungener Geigen.

Ganz anders ist sein Verhältnis zu Jesus, dem großen Gottessohn. Der hat wie er selber menschlich gelitten, hat es erleben müssen, wie die blöde, dumpfe Menge, der er sein Heiligstes bot, ihn verlachte, verhöhnte, peinigte, und hat dennoch nicht aufgehört, aus vollen Schalen zu spenden.

Er sprach: Ich kann deinen Schmerz verstehn,
Es gibt auf Erden nicht größere Wehn.
Du plagst dich mit deines Geistes Kraft,
Daß sie ein warmes Kleid dir schafft.
Du stehst unter allem Volk allein,
Hast Hunger, und sie bieten dir einen Stein,
Führen deinen Namen im Mund, dein Wort,
Aber kommst du selber, laufen sie fort,
Höhnen dich gar und dein Klagen.
So wirst du täglich ans Kreuz geschlagen.

Es mag Leser geben, die an der eben gekennzeichneten Stellung des Dichters zu Gott und Christus Anstoß nehmen, denen es mißfällt, daß er oft in etwas launigem Tone zur Gottheit redet, daß in seinen Augen der Himmel „eine Wohnung ist, über deren Tor ein Apfelbaum seine weißen Blüten hängt und auf deren Mauer die Engleïn hocken und die Füße baumeln lassen"; — das aber werden sie zugestehen müssen, daß unter allen Dichtern, die nicht nur geistliche Liedersänger sind, selten oder nie die gewaltige Macht der Persönlichkeit Christi so überzeugend ausgesprochen worden ist, wie in Falkes Gedicht „Jesus im Olymp."

Unter den norddeutschen Lyrikern finden wir selten Humoristen. Wohl schlägt der Großmeister moderner Lyrik, Detlev von Liliencron, humoristische Töne an, aber es ist doch eigentlich nicht der wahre Humor, in dessen Wappen die Träne und das Lachen stehen. Hier überragt ihn Falke. Er ist kein lauter Polterer, er verschmäht jede Situationskomik, jeden billigen, derben Witz; er ist fein, still, behäbig, gutmütig spöttelnd, unter Tränen lächelnd. Er belauscht die Konfirmandinnen, die scheinbar sittig aus der Kirche nach Hause gehen, dabei aber unversehens ein Liebesbrieflein fliegen lassen; er sitzt mit der „tapfern Kehle" in verräucherter Kneipe bei Wein und Grog und tauscht mit ihm die „lustigsten Mädelgeschichten" aus; mit „zwei Zehnern im Sack" dünkt er sich reicher als der König und kennt nur die eine Furcht, sein Reichtum möchte all seinen Gläubigern bekannt werden. Für „zwei Witwen" reichen die beiden Zehner zwar nicht; aber was schadet es? Er bleibt den Rest schuldig und zahlt ein ander Mal, „und müßt' ich ganz Hamburg ablaufen und Hemd und Hosen verkaufen." Und wenn er auch in den „Bettelorden" gesteckt wird, so drückt ihn das doch nicht zu Boden; bald darauf, an einem hellen Vollmondabend, schlendert er lustig „zwischen zwei Mamsellen, Wäscherin und Plätterin, links Luischen, rechts Marie, und voran die Musizi," durch die Gassen. In seinem prächtigen „Vorbeimarsch" erzählt er, wie ihm solch lustige Geschichten zugeflogen kommen. Er sitzt in seinem Zimmer, dreht die Daumen umeinander und blickt mißmutig auf die Straße. Da klappert auf einem alten Klepper ein Bauer vorbei, und hinterdrein marschieren zwei johlende Gassenbuben. Dem Dichter kommt's auf eine Handvoll Pracht nicht an, und so wird aus dem Reitersmann ein aus Schlacht und Sieg heimkehrender Weltbeherrscher, und hinterdrein die Buben sind des Fürsten beutetragende Vasallen und sein langer jubelnder Heerestroß. „Kommt alles doch darauf an in der Welt, wie man sich zu den Dingen stellt," und „besonders Poeten kommen oft zu solchen Gnaden unverhofft."

Die eingestreuten Proben zeigen schon, wie meisterhaft, wie geradezu klassisch Falke die Form beherrscht, und dabei tritt uns ein Reichtum der Formen entgegen, der zu offener Bewunderung hinreißt. Seine glänzende Phantasie schafft immer neue, eigenartige, nie gebrauchte Bilder, die aber alle von prächtiger Anschaulichkeit sind. Mit besonderem Geschick verwendet er in der Form das Hinüberziehen einer Zeile in die andere, wodurch das weiche, flüssige Gleiten in seine Verse kommt, das sie vor allen Schöpfungen unserer modernen Lyriker auszeichnet und das oft nachzuahmen versucht worden ist — allerdings stets vergebens. Was bei diesen Nachahmern gemacht klingt, das erscheint bei Falke selbstverständlich, so, als könnte und dürfte es garnicht anders sein; der stille, gemütstiefe Inhalt seiner meisten Verse verlangt es geradezu, daß die Form die einfachen,

schlichten Sätze nicht einzwängt, sondern frei ausklingen läßt. Für ihn hat jedes Wort seine ganz besondere Klangfarbe, seinen ganz besonderen Ton, wodurch in seinen Strophen die wunderbarsten Akkorde erreicht werden. Seine Verse sind Musik, man würde an ihrem Klang und Rhythmus seine helle Freude haben, auch wenn man die Worte nicht verstände. Und diese Musik der Sprache ist dem Dichter die Hauptsache; um die sog. „Gesetze der Dichtkunst,“ die Hauptsorge aller Biedermeier, kümmert er sich herzlich wenig, und wer ängstlich jede Strophe skandieren will, kommt bei ihm oft zu kurz; wer aber mit feinen Ohren lauscht, der wird staunen, immer wieder staunen, wenn ihm die berückend schönen Melodien erklingen. Wer einmal dieses wiegende, gleitende Klingen und Singen vernommen hat, der wird die Töne nie aus Ohr und Herz verlieren, und dennoch jeden Tag mit gleicher, nein, mit wachsender Freude dem Dichter lauschen.

Interessant ist, was Falke selbst über sein Schaffen sagt: „Ich halte es mit den gegebenen Stoffen und erfinde meine Stoffe nicht, nicht aus Prinzip, sondern aus Natur. Auch da, wo scheinbar die Stoffe der reinsten Phantasie angehören, liegt bei mir ein Erlebtes zugrunde, wenn auch nur ein Traumerlebnis. Ich träume ganze Gedichte. Auch wachend kommen mir im Dunkel und in der Stille der Nacht traumhafte Visionen, flüchtige Bilder, die Anregung zu Gedichten geben. — Ich lag schlaflos; plötzlich taucht aus dem Dunkel ein antikes Gespann, ein Muschelwagen mit weißen Rossen, der Lenker von Glanz umstrahlt, kaum erschienen, schon verschwunden. Da ich kein Licht zur Hand hatte, riß ich aus meinem Taschenbuch ein Blatt und schrieb im Dunkeln mit Bleistift und auf der Fläche der linken Hand:

Es kam heran,
Ganz langsam kam's heran,
Mit weißen Rossen, langsam, feierlich,
Des Ruhms Gespann.

Ohne Besinnen, ohne Suchen und Ausdeuten schrieb ich „des Ruhms Gespann.“ Im Nachdenken dieser Erscheinung schlief ich ein.“

In seiner kurzen Biographie hat er es schon ausgesprochen, daß die Musik in ihm den Dichter geweckt habe. Musikalische Empfindungen lösen in ihm dichterische aus, „aus der musikalischen Stimmung, die ihn wie ein warmes Bad umschmeichelt, tauchen die einzelnen Gedichte auf,“ und so verdanken wir der Vereinigung von Musiker und Dichter die wunderbaren Schätze, die er uns geschenkt.

Jegliche Spuren des tausendfüßigen Tages
Bewahrt auf weicher,
Wächserner Tafel die empfindliche Seele.

Alle Eindrücke des Tages, das Große wie das Kleine, nimmt er in sich auf und wandelt sie zu leuchtendem Golde.

Auf und ab, her und hin,
Jeder Tag brachte Gewinn,
War alles Nehmen zugleich ein Geben,
Ich brauchte kaum die Hand zu heben,
Fiel eine volle Frucht hinein;
Ich durfte nur lebenswillig sein.

Unter unsern großen Lyrikern finden wir selten oder gar nie große Dramatiker, und schenken sie uns einmal ein Drama, so schöpfen sie häufig den Stoff dazu aus dem unergründlichen, frischsprudelnden Märchenquell oder holen ihn aus den dämmerigen Hainen der Romantik. Der lyrische Schmelz, der darüber ausgebreitet liegt, der wunderbare Stimmungszauber, das melodienreiche Singen und Klingen der Verse, der ewig sich erneuernde Bilderreichtum — kurz: das Lyrische, das darin steckt, nimmt Herz und Sinn so gefangen, daß man darüber vergessen kann, eine dramatische Arbeit vor sich zu haben. So geht es auch Gustav Falkes Märchenkomödie „Putzi,“ die Ende vorigen Jahres in Meiningen ihre Erstaufführung erlebte. Besonders der erste Akt ist von wunderbarer Feinheit

und Zartheit: das bläulichweiße Mondlicht flutet durch die offene Tür und lugt durch die Fensterscheiben — die Stimmung solcher Stunden bis in die feinsten Schattierungen ist prächtig getroffen. Manche Scenen erinnern an die schönsten Stellen in der „Versunkenen Glocke“ von Hauptmann, nicht in dem Sinne, als wären sie ihnen nachgeahmt, nein, sie sind ganz „Falke“ und ihnen nur gleich in der vollendeten Stimmungsmalerei.

In einer einsamen Hütte wohnt die Witwe eines Waldhüters mit ihrer Tochter Maleen. Es ist Abend, die Mutter ist zur Ruhe gegangen, und Maleen blickt durch die offene Tür in den klaren Vollmond. Da kommt der Kater Putzi, ein verwunschener Prinz, herein und umschmeichelt sie. Einen Augenblick spielt sie mit ihm und geht dann schlafen. Da, während die Uhr zwölf schlägt, bekommt Putzi auf zehn Minuten seine Sprache wieder und bittet Maleen, mit ihm zu dem tausendjährigen Zauberer Muckimack zu gehen, um von ihm seine Erlösung zu erbitten. Sie kommen bei ihm an, und der Zauberer läßt sich durch zwei Eichhörnchen sein großes Wünschelbuch bringen und schlägt „den schwierigen Fall“ auf. Wer Putzi erlösen will, darf nie genascht und noch nie einen Mann geküßt zu haben. Maleen versichert, es nie getan zu haben. Muckimack schickt sie mit einem Raben fort, um aus einem schwarzen Turm eine Rose zu holen. Dem Wächter, der einen Kuß verlangt, soll sie einen Schlag auf den Kopf versetzen und schnell zurückkehren. Soll der Zauber, der Putzi in Katzengestalt gebannt hält, gehoben werden, so darf Maleen auch von der Liebe nicht naschen, muß aber dem Kater in jeder Vollmondnacht einen Kuß geben. Sie verspricht es, und bald zeigt sich die Wirkung; schon im zweiten Akt sehen wir Putzi in Menschengestalt, nur Kopf und Schwanz erinnern an seine Katzengestalt. Maleen tanzt und tollt mit ihm im Zimmer umher, ist aber bald der ganzen Sache überdrüssig; nur auf das Drängen der Mutter, die für die Zukunft der Tochter etwas davon erwartet, versteht sie sich dazu, die Erlösung zu Ende zu führen. Währenddessen kommt der Jäger, Maleens Bewerber; als er sie zärtlich an sich ziehen will, springt Putzi ihm an den Nacken und würgt ihn. Entsetzt starrt der Jäger auf die Mißgeburt, glaubt Maleen mit dem Bösen im Bunde und flieht. Darüber ergrimmt, jagt sie Putzi in den Wald hinaus, bereut es aber gleich und holt ihn zurück. In der nächsten Vollmondnacht küßt sie ihn wieder, und nun steht er vor ihr als Prinz. Die Sprache hat er zurückerhalten, aber, o Schreck! er trägt noch den Schwanz. Sie müssen sich also noch einen Monat gedulden. Aber während sie in junger Liebe täglich im Walde umhertollen, vergißt Maleen der Rose, die daher welk und tot im Topfe steht. Und als nun gar der Prinz der schlafenden Maleen einen Kuß raubt, ist es unmöglich, ihn von seinem Katzenschwanz zu befreien. Wieder gehen sie zu Muckimack. Wieder schickt er sie in den Turm. Dort wird sie einen Dolch finden, mit dem sie den Wächter ins Herz stoßen und, zu Hause angelangt, ihren Finger ritzen und mit dem Blut die Rose tränken soll; dann wird sie neues Leben erhalten. Aber — nimmer darf sie Putzi küssen, sondern soll ihm auf ewig entsagen. Maleen kämpft einen langen Kampf, aber aus Liebe zu Putzi, der über sein Katzenanhängsel sehr traurig ist, will sie entsagen. Und freigemut setzt sie ihren Willen durch, gegen den des Prinzen, als der König, der endlich seinen Sohn gefunden hat, energisch verlangt: „Das geht nicht, nein, das geht nicht, das Ding muß weg, versteht sich! Du kommst doch damit nie, nie auf den Thron! Mon dieu! Mon dieu!“ Seine Belohnung: Adelspatent, den besten Kavalier zum Mann usw. schlägt sie dreist aus und heiratet den Jäger, den sie vor dem Prinzen geliebt hat.

Der letzte Akt ist von echt Falkeschem Humor durchweht, besonders in dem König ist eine prächtige, in ihrer dummen Aufgeblasenheit an Serenissimus

erinnernde Figur geschaffen worden. Aber den Beweis, daß die Bühne von Falke etwas zu erwarten habe, hat der Dichter nicht geliefert.

Die „lustige Person" sagt im Prolog:

— — — — — — — ergetzt
Euch an des Märchens buntem Bilderwesen.
Harmlos wie Kinder. Und fragt nicht zuletzt,
Was sollt' es, wollt' es? Kein Gedankenlesen!

Steckt kein Problem darin, wer will's beklagen?
Man konnte auch einmal ohne Tiefsinn aus,
Und könnt ihr keine Frucht nach Hause tragen,
So nehmt euch ein paar Blumen mit nach Haus.

Ja, Blumen hat Falke uns gegeben, lieblich duftende Blumen aus dem dunklen Märchenwalde.

Um ein ganzes Bild des Dichters zu geben, bedarf es noch der Erwähnung seiner **Romane**. Er hat uns deren bis jetzt drei gegeben: „Aus dem Durchschnitt," „Landen und Stranden" und „Der Mann im Nebel." Die beiden ersteren sind spezifisch hamburgische Romane. „Aus dem Durchschnitt" erschien im Jahre 1892. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Droschkenkutscher Wilhelm Beuthin, der „schöne Wilhelm," wird von allen Dienstmädchen seines Stadtviertels angeschwärmt. Auch Lulu Behn, die Tochter eines reichen Maurermeisters, verliebt sich in ihn. Es kommt so weit, daß ihr Ruf eine Heirat mit dem Kutscher erfordert. Zuvor aber muß ihr Vater ihn von einer Dienstmagd, die mit ihm ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen geblieben ist, gehabt hat, loskaufen; die Scham hierüber treibt Lulu Behn in den Tod. Sie wird an demselben Tage beerdigt, an dem auch aus dem Nachbarhause, aus dem Hause der Weißwarenhändlerin Karoline Wittfoht, ein Sarg hinausgetragen wird. Hier spielen auch die andern im Roman geschilderten Liebesgeschichten. Bei der Wittfoht ist die hübsche Mimi Kruse als Verkäuferin tätig, ein gutmütiges, flatterhaftes Ding, das nach einer guten Partie ausschaut und daher ihren Verehrer, den jungen Volksschullehrer Heinecke, fahren läßt, als der reichgewordene Stadtreisende Pohlenz sie um ihre Hand bittet. An der Liebe der stillen, kranken Therese, der Nichte zu Frau Wittfoht, ist Heinecke achtlos vorübergegangen; erst nach ihrem frühen Tode erfährt er von ihrer tiefen Neigung. Daneben hören wir dann noch von der zu glücklicher Hochzeit führenden, praktischen Gründen entspringenden Neigung zwischen dem alten Beuthin und der Weißwarenhändlerin.

Es ist ein Stück echt Hamburger Lebens, und die Schilderung der Personen, dieser gutmütigen, derben Kerle mit ihrer gemütlich breiten Sprache, dem eigenartigen Gemisch von Hoch und Platt, ihrer Arbeitskraft und Vergnügungssucht, die Darstellung der Örtlichkeit zeugt von feiner, scharfer Beobachtung. In noch größerem Maße trifft dieses für den zweiten Roman zu, den Falke im Jahre 1895 unter dem Titel „Landen und Stranden" herausgegeben hat, und in welchem er das Schicksal einer jungen Verkäuferin bietet, ihre Liebeleien mit ihren verschiedenen Verehrern, bis sie endlich im Tingeltangel landet und strandet. Neben dieser im Mittelpunkt des Romans stehenden Schilderung rollt der Dichter noch das Leben und Treiben zahlreicher anderer Personen vor uns auf, die, trotzdem sie für den Fortgang und Verlauf der Haupthandlung lange nicht immer von Bedeutung oder auch nur notwendig sind, dennoch unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie wunderbar plastisch hineingestellt worden sind. Durch die Schilderung all dieser Personen aus den verschiedensten Ständen und Berufskreisen Hamburgs ist zwar der Roman etwas auseinandergezerrt worden, unser Interesse wird hin- und hergetrieben, aber es ist dadurch auch eine Galerie prächtiger Einzelbilder geschaffen worden. Ich glaube, wer diesen Roman gelesen hat, der kennt die große Hansastadt Hamburg „wie sie weint und lacht," wenigstens einen großen Teil davon.

Diese beiden Hamburger Romane werden von dem im Jahre 1899 erschienenen Roman „Der Mann im Nebel" weit überragt, da hat der Dichter ein Werk geschaffen, das in seiner feinen, intimsten Seelenschilderung, in seiner satten Stimmungsfülle einzig in unserer Romanliteratur dasteht. Bald in Briefform, bald in der gewöhnlichen Romanform, bald in Tagebuchblättern schildert er uns die Flucht des vom Lebens- und Großstadtekel angekränkelten Schriftstellers Randers, die Einsamkeit eines Dorfes an der buchenumsäumten Ostküste Holsteins. Hier lernt er die Komtesse Bruckner kennen, sie gewinnen sich lieb, aber am Morgen der Abreise nach Berlin, wo sie die Hochzeit feiern wollen, packt ihn eine plötzliche krankhafte Angst davor und er flieht nach Sylt, um sich in der Einsamkeit der Dünen eine Blockhütte bauen zu lassen und an der Schönheit der Natur zu genesen. Hier auf Sylt lernt er eine junge Künstlerin kennen, die auch gekommen ist, um die Einsamkeit zu suchen. Sie hat sich im Nebel verirrt, klopft an seine Blockhütte und bleibt die Nacht hindurch in seinem „Fremdenzimmer," das er im Glauben, seinen Lieblingswunsch, nämlich in der Einsamkeit mit einer gleichgestimmten Seele zu leben, einst in Erfüllung gehen zu sehen, stets bereitgehalten hat. Sie bleibt bei ihm, und sie leben ein Leben in Schönheit, bis ihr Liebesrausch sie eines Tages überwältigt. Das Herz zum Zerspringen voll von dem Gedanken, daß sie von nun an zusammengehören, stürmt Randers am andern Morgen aufs Watt hinaus. Hier überrascht ihn die Flut, nur mit Mühe schleppt er sich durch die Wellen ans Land, wo er wie tot aufgefunden wird. Sie pflegt ihn. Im Fieber beichtet er ihr sein einstiges Verhältnis zu Fides Bruckner — und sie verläßt ihn daher, trotzdem er in seiner Liebe sie zu bleiben anbettelt. „Ich muß. Sie wissen es. Ihr Herz ist nicht frei, ist an die Vergangenheit gebunden. Ich will nicht, daß Sie einst bereuen. Sie hatten Fides sehr lieb. Und Sie werden noch manche sehr lieb haben." Da geht er in den Tod. „Randers lag mit dem Gesicht in dem nassen Dünenkraut. Aus der rechten Schläfe sickerte Blut. Der Nebel, von dem Schuß in Bewegung gesetzt, legte sich wieder über ihn. Ein gespenstisches Leben war in diesen Dunstmassen. Weiße Arme streckten sich langsam aus, tasteten an den Dünen hinauf und zogen sich langsam wieder zurück. Lange, feuchte Haare flatterten. Totblasse Gesichter öffneten große traurige Augen, erzitterten, verzerrten sich zu Fratzen und zerrannen in Nichts. — Aber über dem Nebel war der Himmel klar, und Stern stand an Stern."

Es ist ein Werk voll wunderbarer Stimmung, eine weiche, klare Lyrik geht durch das Ganze hindurch, die besonders in den Schilderungen der Nordsee von grandioser Schönheit ist.

Ich habe versucht, ein Bild der Wesenseigenheit des Dichters zu geben, die besonderen Schönheiten seiner Werke herauszustellen, und dabei einen doppelten Zweck verfolgt: die Blätter mögen einesteils dem mir befreundeten Dichter meine Verehrung aussprechen, andernteils des Dichters Namen und Bedeutung in weitere Kreise tragen helfen, auf daß sein Wunsch in Erfüllung gehe:

„Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament."



Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz.

III. Der Klosterhof und das Klosterleben um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Der Klosterhof, welcher nach mehrfachem Umziehen um 1260 an seinem heutigen Orte endlich eine bleibende Stätte und in der seit 1268 begonnenen Marienkirche einen würdigen Mittelpunkt gefunden hatte, bot gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Bild völligen Verfalls. Fast alle, nunmehr 200 und mehr Jahre alten Gebäude [1]) waren dem Einsturz nahe, was zumal bei der damaligen Bauweise nicht wunder nehmen darf. Im Hause der Priörin z. B. war die Decke so schadhaft, daß „dar nicht ene Stede was, dar



Klosterkirche.

me eyn Vath myt Koste setten mochte, sunder de Dreck vel dar in van baven dale und was so armelick gestalt, dat me dar nicht eynen vrommeden (fremden) Menschen mochte in bryngen." So schreibt die damalige Priörin Anna von Buchwald in ihrem eigenhändigen Bericht. Die Fenster im Kapitelhause ließen sich nicht öffnen; immer war es dort „dampig und duster," so daß man dort kaum zu sehen vermochte. Der Schornstein des unter dem Propsten Joh. Knutter (1437 bis 1453) begonnenen Refektoriums, des täglichen Aufenthaltsraumes der Nonnen,

[1]) 1330 hatte eine heftige Feuersbrunst gewütet.

wollte nicht ziehen, und die Klosterlansten waren bei der Gleichgültigkeit des Propsten noch obendrein säumig in der Lieferung des nötigen Brennholzes. Was nützten da die meterdicken Wände und Gewölbe des noch heute stehenden und als Archiv dienenden Baues, außer im Sommer, wo sie allerdings einen willkommenen Schutz gegen die draußen herrschende Hitze geboten haben müssen und noch bieten. Verfallen war ferner das Backhaus und zwar so sehr, daß Regen und Schnee ungehinderten Eingang auf den Kornboden fanden und das hier lagernde Getreide verdarben, daß es auswuchs. Ja, sogar die mit so großen Kosten vor 200 Jahren erbaute Kirche drohte mit dem Einsturz. Oben im Gewölbe hatten sich an mehreren Stellen einige Steine gelöst und hingen „wol eyn Quarter dale under deme Welfte (Gewölbe), dat wy alle in groten Varen dar under gyngen Nacht und Dag und de Prester, de celebrerden dar varliken under, wente (denn) dar weren vele Höle baven deme Altare, dar vaken (oft) Stene und Kalk dal vol." Es fehlte endlich an Räumlichkeiten für die Nonnen zur Aufbewahrung „erer Koste und to anderer Nottrost!" und im „Sekenhuse" konnten nur zwei Kranke zu gleicher Zeit Aufnahme finden. Hier fand also die umsichtige und energische Priörin Anna von Buchwald (1484—1508) ein ergiebiges Arbeitsfeld. Unter ihrer tatkräftigen Leitung wurden alle soeben erwähnten Schäden beseitigt, ja, man darf ruhig sagen, das ganze Kloster völlig neu gestaltet. Was noch stehen konnte, wie die Kirche, das Kapitelhaus, das Refektorium und der Kreuzgang (1458 beendet, jetzt nicht mehr vorhanden) zwischen der Kirche und dem Refektorium, wurde gründlich ausgebessert und mit guten Heizvorrichtungen versehen, so z. B. im Chor der Kirche ein großes, rundes „Vürschap" aufgestellt. Das 1474 erbaute Badehaus ward mit vier neuen „Badeküven" ausgestattet, 15 neue „Sellen" für die Nonnen angefertigt, das Gasthaus, in dem Könige, Fürsten und Adelige häufig einkehrten, mit neuen Glasfenstern versehen. Zu dem 1471 errichteten, vor dem Klosterviereck liegenden Priesterhause und dem ebenfalls noch ziemlich neuen „langen Hause" kam unter Anna von Buchwald noch eine Anzahl ganz neuer Häuser, eine neue Kirchhofsmauer mit Pforte und Schloß, ein neues „Glynt" (Bretterzaun) um das Kloster nach der Wasserseite zu, und um den sumpfigen Grund an der Schwentine, der bisher mit Ellernbusch und anderem Gestrüpp bestanden gewesen war, erst gangbar unb bebaubar zu machen, waren nicht weniger als 8000 Fuder Erde und Geröll nötig. Hier schuf die Priörin ferner noch einen großen Hof oder Garten, wo die Nonnen in ihrer freien Zeit, vor den Blicken neugieriger Erwachsener und Kinder durch den neuen Glynt geschützt, fortan in der freien Gottesnatur lustwandeln, auch ihr Zeug trocknen und mangeln konnten, während sie bisher größtenteils auf den engen Raum des Kreuzganges und den Kirchhof angewiesen gewesen waren. Für sich hatte jede Nonne noch ihren sog. „Kruthof," ein kleines Stück Gartenland, wo sie Blumen und Gemüse ziehen durfte. Endlich schuf die emsige Baumeisterin noch eine Art von Wasserleitung von der Schwentine nach dem Kloster. Bisher war das Wasser zum Kochen und Baden einem vom Flusse aus gezogenen Graben entnommen worden. Derselbe war aber damals fast ganz zugewachsen und so verunreinigt, daß man beim Wasserschöpfen „dode, verkeve (vergiftete, verreckte) Hunde und Honre und ander unreyne Tuch by Stucken in de Grapen kreg!" Anna von Buchwald ließ daher einen neuen Graben „von der Badeporten bet an dat Tegelhus" an der Schwentine auswerfen und diesen mit buchenen Bohlen (Slengen) an den Seiten auslegen und oben bedecken.

So stand denn nach zwanzigjähriger Arbeit das ganze Kloster blitzblank und völlig neu geschaffen da, und man darf es der wackeren Priörin daher nicht verargen, wenn sie bei der Abfassung ihres „Buches im Chor" in dem Bericht über ihre Bautätigkeit, mit Stolz auf ihr Werk zurückblickend, ihre Klosterschwestern

ermahnt: „Hyr umme biddet God vor my, wan gy des bruken." — Natürlich hatte sie die nicht unbeträchtlichen Kosten, zu denen außerdem noch die Reparaturen der klösterlichen Wassermühlen und des Aalwehrs am Lankersee kamen, nicht aus den Einkünften der ihr unterstellten sechs Dörfer Porsfelde, Ratverstorpe, Ebendorpe, Ratkendorpe, Elrebeke, Lubbetyn und Wernouw (zusammen jährlich gegen 300 Mark) allein bestreiten können, sondern das Geld größtenteils von den umwohnenden Hofbesitzern, Bürgern und Adeligen erhalten. Die jeweiligen Pröpste hatten sich dabei recht wenig entgegenkommend erwiesen. Besonders auf Hermann Dornebusch ist sie sehr schlecht zu sprechen; und in der Tat ist die Antwort, die er ihr auf die Bitte, „dat nige Hus bestregen to laten," recht unhöflich und zugleich für die Denkweise eines Propsten der altkatholischen Zeit außerordentlich charakteristisch. „Konde he man de Kaken buwen, dat he wat in de Grapen krege, dat were em sware noch, he dachte nicht to buwende"!

Wenn nun Anna von Buchwald weiter nichts gewesen wäre als eine energische und praktische Verwalterin, so hätte sie, so anerkennenswert diese Eigenschaften auch wären, darum doch noch eine herzlich schlechte Priörin sein können. Doch



Pastorat, Organisten- und Klosterrendanten-Wohnung.
Ganz im Hintergrunde links ein alter Speicher aus dem 16. Jahrhundert.

war sie das mit nichten. Wie sie nach außen das Kloster tadellos in Stand setzte, so sorgte sie auch für die Klosterzucht und das leibliche und geistige Wohl der ihr unterstellten Nonnen, Novizen und Scholarinnen. Ihre Bedeutung liegt aber nicht darin, daß von ihr alle Vorschriften des Benediktiner-Ordens über Lebensweise, Kleidung, die zu lesenden Lektionen, den Gesang, die Gebete, die Disziplin (d. h. körperliche Züchtigung), die von den Scholarinnen und Novizen auswendig zu lernenden und zu singenden Hymnen usw. usw. — strikte durchgeführt worden wären. Wohl hat gerade Anna von Buchwald mit unendlichem Fleiß und gewissenhafter Treue alle diese Obliegenheiten in ihrem Chorbuche genau verzeichnet und gewiß auch für die Durchführung gesorgt, für uns Evangelische aber liegt ihre Größe, möchte man fast sagen, vielmehr darin, daß sie den damaligen Bischof von

Lübeck (Albert von Krummendik) um Verminderung dieses erdrückenden Formelkrams und Gedächtnisballastes, unter dem die Jüngeren und Minderbegabten schier zusammenbrachen, fußfällig angefleht und in der Tat Erleichterung bis auf ein Drittel erreicht hat. Ein Hauch evangelischen Geistes [1]) weht uns an, wenn wir in dem von ihr verfaßten Chorbuche die folgende Stelle lesen:

„Geliebteste! Diese Erleichterungen und Milderungen habe ich, oft genannte Priörin Anna de Bockwalde, von den Herren, unsern Pälaten erreicht, in gutem Eifer und in guter Absicht. Gott sei mein Zeuge! Nicht weil mich Abscheu vor der Arbeit bewog oder Faulheit, sondern damit meine in Christo geliebeten Schwestern nicht allzu sehr ermüdet, geschwächt und bedrückt würden, weil sie ja so schwach und weiblichen Geschlechts sind. Damit sie Gott um so wärmer in anderem dienen und im Dienste fleißiger verharren, damit sie bereitwilliger, eifriger und gehorsamer seien in allen Versuchungen und Thaten usw."

Man erkennt an diesen Worten allerdings, wie Fries in seiner „Priorissa" [2]) bemerkt, „das Ringen eines tief frommen Gemütes gegen den unerträglichen Druck äußerlicher Werkheiligkeit."

In den Händen dieser wackeren Frau — oder genauer: Fräuleins — ruhte die ganze Verwaltung des eigentlichen Klosters und die Obhut über seine weiblichen Insassen, mit Inbegriff des Gesindes. Dem Propsten stand außer den ihm zukommenden geistlichen Verrichtungen die Repräsentation des gesamten Klosters und seiner umfangreichen Besitzungen nach außen zu. (Vergl. Buchwaldt: Die Priörin Anna von Buchwaldt — eine höchst interessante und lehrreiche Abhandlung, welche für S. 59 u. 60 die Hauptquelle gewesen ist. Außer ihm und den Priestern, welche außerhalb des Klostervierecks wohnten, hatten Männer dort nichts zu schaffen. Die neu eintretenden Scholarinnen, Kinder im schulpflichtigen Alter, wurden von einigen älteren Nonnen in der Klosterschule unterrichtet. Sie nahmen an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sowie auch an den Prozessionen teil. Am Vorabend größerer Kirchenfeste hatte eine von ihnen bei den Versammlungen des Konventes die an gewöhnlichen Sonnabenden von einer Nonne gelesenen Lektionen auswendig herzusagen. Auch die Novizen mußten noch fleißig lernen und daneben wohl einen Teil der häuslichen Verrichtungen übernehmen, bis die Einkleidung und die Krönung (Tonsur) sie zur Nonne erhob. Bis dahin hatten sie die freie Wahl, ob sie ihr ganzes Leben dem Dienste des Herrn weihen oder ins weltliche Leben zurücktreten wollten. Bei der Einkleidung wurden der Novize vom Propsten folgende drei Fragen vorgelegt:

Wultu den geistliken Orden entfangen?

Wultu leven na der regulen sunte Benedictus?

Wultu underdanigen unde horsam wesen dinen prelaten unde liden mit düssen Juncfrouwen gud unde arch?

„So ga in Gades Namen unde nim Orloff van dinen Olderen," fuhr der Propst dann fort, hüllte die Hände des Mädchens in die Altardecke, hielt ein Christusbild oder die geweihte Hostie über ihr Haupt und ließ ihr dann unter dem Gesange der Scholarinnen die mit geweihtem Wasser besprengte geistliche Gewandung anlegen. Nach mancherlei Zeremonie und Gesang verkündete er zum Schluß ihre Aufnahme, worauf die Priörin die Novize abermals an den Altar führte, damit diese daselbst einen Ring als Symbol des Verlöbnisses mit dem

---

[1]) Vgl. Buchwaldt a. a. O.

[2]) Die Priorissa, ein edles Frauenbild aus dem Klosterleben des 15. Jahrhunderts. Itzehoe, Verlag von Ad. Nusser. 1886. (Roman.)

Tische des Herrn opfere. Sodann schritt man durch den Kreuzgang zur Tafel. Wenn einige Zeit darauf der Haarschmuck des Mädchens unter der Schere des Bischofs gefallen, war es der Außenwelt vorläufig ganz entrückt. Denn im ersten Jahre durfte die junge Nonne weder an das Fenster noch an das Sprechrad treten, um mit einem Fremden zu reden, ausgenommen mit der Mutter. Ruhig, wenigstens äußerlich, und einförmig flossen ihre Tage fortan dahin. Der Morgen begann mit der Frühmesse, am Tage wechselten Gesang, Beten und Lesen fast ohne Erholung ab, ja selbst des Nachts mußten diese armen Wesen ihr Lager verlassen, um in der ungeheizten [1]) Kirche ihren aufreibenden Dienst, u. A. die zahlreichen, dem Kloster von allen Seiten aufgetragenen und bezahlten Seelenmessen zu verrichten. Wie manche zarte Gesundheit ist dadurch frühzeitig untergraben worden! Den Tag vom Prandium bis zur Vigilia verbrachten die Nonnen meistens im Refektorium (= Erholungsraum), wo nach dem großen Umbau die von den Lansten angefahrenen



Torhaus des Klosters mit dem Denkmal des ehem. Statthalters Grafen Fritz Reventlou.

Holzkloben in dem gewaltigen Kamin loderten. Früher hatte jede Einzelne sich mit ihrer Wärmpfanne begnügen müssen. Hier ward auch das gemeinschaftliche Mahl [2]) eingenommen. Ernstes Schweigen herrschte in dem gewölbten, von mehreren Pfeilern getragenen Raume, welches erst dann einer leise geführten Unterhaltung Platz machte, wenn die Priörin durch Klopfen auf den Tisch das Zeichen dazu gegeben hatte. Doch waren solche Tage selten. Der Bruch des Schweigens wurde

---

[1]) Erst unter Anna von Buchwaldt ward es anders (vergl. S. 55).

[2]) Obwohl die strenge Benediktinerregel den Fleischgenuß ganz verbot, so ist in unserem Klima doch davon abgesehen worden, außer in den Fastenzeiten. Denn wer hätte sonst die vielen gelieferten Schweine und Ferkel, die 1600 Hühner und die 500 Aale verzehren sollen?

mit einem oder mehreren Tagen völliger Schweigsamkeit bestraft. Erst im zweiten Jahre durfte sich bei Tische eine Verwandte zu der jungen Nonne setzen. Im vierten Jahre stand auch ihr dieses Recht zu. Stete Beschäftigung schloß den Müßiggang aus. Sogar bei Tisch ward gelesen. Doch war die Auswahl der erlaubten Bücher nur klein (cantica canticorum, Soror Mechtildis, Miracula beatae virginis, Expositio duodecim tribuum und die vitae patrum). Jegliche weltliche Beschäftigung war im ersten Jahre verboten, nur ihr Bad durfte sich die junge Nonne selbst bereiten. Später ward von der anfänglichen Strenge allmählich nachgelassen. Die älteren Nonnen erhielten dann kleine Ämter je nach ihrer Veranlagung. So gab es eine Unterpriörin, 3 Sangmeisterinnen (cantrix junior, maior und senior) eine Klostersche, 2 Gastmeisterinnen, eine Kellermeisterin, eine Kämmerin, 2 Armenpflegerinnen und noch andere. Das Gesinde und wohl auch die Novizen werden einigen von ihnen bei der Arbeit unterstellt gewesen sein. Die Ämter wechselten. Besonders ist dies bei dem Amte der Priörin nachweisbar, wie denn auch Anna von Buchwald ihre Würde noch bei Lebzeiten niedergelegt hat, um wieder in den Stand einer einfachen Nonne zurückzutreten. Doch war auch in anderer Weise dafür gesorgt, daß kein weltlicher Hochmut im Kloster Platz greife. Dazu diente u. A. die Disziplin (Rutenstreiche). Obligatorisch war sie für alle Nonnen in der Adventszeit und in den Fasten, und zwar dreimal wöchentlich. Erteilt wurde sie von der Priörin oder einer von ihr beauftragten Nonne. Für die übrige Zeit ward sie auf Wunsch und nach Belieben gegeben. Nicht zu verwechseln sind damit die Streiche, welche die Scholarin erhielt (loco, quo sedeat), wenn sie beim Lernen sich als faul und widerspenstig erwiesen hatte. Den Hochmut zu bekämpfen, dienten vor allem auch die allgemeinen, an den Armen im Kapitelhause vollzogenen Fuß- und Handwaschungen, zu denen gerade auch der Propst und die Priörin verpflichtet waren. 12 armen Männern hatte jener, wie einst Christus seinen Jüngern tat, die Füße zu waschen und einem jeden nachher ein Brot, einen Hering und einen Pfennig zu schenken. Bei der großen, feierlichsten Fußwaschung mußte die Priörin den Armen die Füße obendrein noch küssen!

Zu den größten Feierlichkeiten gehörten endlich noch die allgemeinen Prozessionen. Da gab es für die Preetzer und die Leute aus der Umgegend viel zu sehen, wenn die Nonnen, Novizen und Scholarinnen in ihrer Kutte mit gesenktem Haupt oder nur verstohlen um sich blinzelnd, im feierlichen Zuge mit Monstranz und Fahnen sich um das Kloster bewegten. Da mochte wohl in mancher ahnungslosen jungen Mädchenseele der leise Wunsch sich zum ersten Male regen, selbst einmal in diese geheimnißvolle, stille Welt einzutreten, und in dem Herzen mancher älteren Jungfrau, der ein herbes Schicksal frühzeitig den Lebensmut gebrochen, die Hoffnung aufkeimen, in dieser Gemeinschaft den Frieden ihrer Seele wiederzufinden! Wie leicht ließ sich ein jugendliches, unerfahrenes Menschenkind von Eltern oder Anverwandten für das Klosterleben gewinnen! Galt doch dieser entsagungsvolle, aber mit einer guten Versorgung verbundene Dienst des Herrn damals für ein erstrebenswertes Glück! In den zahlreichen adeligen Familien unseres Landes wurden häufig eine oder mehrere Töchter noch als Kinder von vornherein für das Kloster bestimmt und ihnen dort ein kleines Kapital ausgesetzt, dessen Zinsen (4—6 *M* jährlich) als Taschengeld hinreichten. Ganz armen Jungfrauen gab die Priörin aus dem Klostervermögen gelegentlich „etwas in die Hand." Wohl denen, welchen späterhin niemals die schreckliche Erkenntnis ihrer Lage aufgegangen ist, auch wenn sie vernahmen, wie die Schwestern an der Seite eines wackeren Mannes unter blühenden Kindern auf stattlichen Herrensitzen oder Bauerngütern ein glückliches Leben führten. Daß sie keinen wirklichen Einblick in solche Verhältnisse erhielten, dafür war gesorgt. Unsäglich traurig aber muß das Los

derjenigen Nonnen gewesen sein, welche nach der Tonsur noch zu der Einsicht gelangten, daß sie das Opfer ihres eigenen oder fremden, furchtbaren Irrtums geworden seien. Ein Zurück gab es dann nicht mehr. Nur die Zeit konnte der armen Seele schließlich den Frieden verleihen.

„Die letzte Ölung ist ihr erteilt, ein geweihtes Licht brennt in der Zelle, und betend knieen die Krankenwärterinnen am Bette; mit dem letzten Hauche des Lebens erlischt das brennende Licht. Priörin und Konvent begleiten die Schwester zum Grabe. [1])

Zwei Freunde.

Ein Baum mit wirren Ästen
steht einsam dort am Deich.
Die Windsbraut fährt von Westen
gar oft durch sein Gezweig.

Sie möchte ihn wohl beugen
mit ihrer rauhen Hand;
doch Stamm und Äste zeugen,
daß er ihr widerstand.

Und wenn die Schleusen krachen
in Sturm und Wogenschaum,
ist mir's, als hört' ich lachen
den alten, zähen Baum.

Laß nur die Stürme toben,
ich grüß' dich Jahr um Jahr,
hielt auch den Nacken oben
in jeglicher Gefahr.

Sande. J. Brückt.



Mitteilungen des Anthropologischen Vereins.

Das sechzehnte Heft der „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins für Schleswig-Holstein" enthält bemerkenswerte Beiträge aus der Kulturgeschichte und Volkskunde unserer Heimat, also aus Gebieten, auf denen auch die Arbeit des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde sich bewegt. Von Prof. Kauffmann ist darin enthalten ein Überblick über die „Geschichte des Anthropologischen Vereins von 1877—1902," der vor allem auch über die wissenschaftliche Tätigkeit des Vereins berichtet und dieselbe in Zusammenhang bringt mit der Geschichte der anthropologischen Studien überhaupt.

Außerdem bringt das Heft eine sehr interessante Arbeit des Herrn Professor Gering über „Germanische Runenschrift," ein Thema, das im 4. Jahrgang (1894) der „Heimat" schon Fräulein Professor Mestorf kurz behandelt hat. Der Aufsatz nimmt auch Bezug auf die in unserer Provinz gefundenen Runensteine: den von Gottorp, den vor mehr als 900 Jahren die Königin Asfrid ihrem Sohn Sigtrygg errichtete, den Leichenstein von Bjolderup bei Apenrade, die Wedelspangsteine aus dem Park von Luisenlund (alle vier Steine befinden sich jetzt im Kieler Museum), den Dannevirkestein auf dem Tveberg bei Bustorf und endlich den vor einigen Jahren aus den Fundamenten des Schleswiger Domes hervorgeholten Kalksteinblock, den schwedische Seefahrer im 11. Jahrhundert einem in England gestorbenen Genossen gesetzt haben. Nachdem über sonstige Fundstätten von Runenmonumenten berichtet und nachgewiesen ist, daß die Runenschrift entgegen anderen Annahmen einst Gemeingut aller Germanen war, geht die Arbeit ein auf die Entwickelung des gemeingermanischen Runenalphabets und zeigt im einzelnen die Entstehung der Zeichen desselben aus dem altitalischen Alphabet wie auch spätere Umwandlungen, namentlich die Herausbildung der jüngeren germanischen Runenreihe. Allgemein interessant sind die Abschnitte über den Inhalt der Runenschriften

[1]) Vergl. Buchwaldt: Zeitschrift für schlesw.-holst.-lauenburg. Geschichte, Bd. 9.

und ihren wissenschaftlichen Wert, sei derselbe von Bedeutung für Geschichte und Sprachgeschichte (Metrik), für Mythologie oder auch für Sagenforschung. Den Schluß der Arbeit bildet eine Darstellung des Gebrauchs der Runen zur Weissagung und zum Zauber.



Der jüngere Sigtryggstein im Kieler Museum.[1])

Der Kustos am Museum Vaterländischer Altertümer, Dr. Knorr, berichtet über einen „Hacksilberfund und Wohnstätten der letzten heidnischen Zeit aus dem

[1]) Die Klischees zu den Runensteinen sind uns vom Museum vaterländischer Altertümer in Kiel freundlichst zur Verfügung gestellt worden. E.

Gute Neuhaus in Holstein"; der Verfasser erachtet die aus Silberbarren, Münzen usw. bestehenden Funde wieder als Bestätigung der Annahme, daß das nordöstliche Holstein in der letzten heidnischen Zeit reich an wohlhabenden Ansiedelungen gewesen sein muß, die sich in engeren und weiteren Kreisen um Stargard als Mittelpunkt gruppierten. — Außerdem enthält das Heft den Jahresbericht und eine Liste der sichergestellten Altertumsdenkmäler, zu denen im Kreise Kiel zwei Grabhügel auf der Feldmark Gadeland bei Neumünster gehören. Im Besitz der Kieler Universität befinden sich der „Esenhuugh" (Amrum) und das Steinhaus bei Gr.-Rönnau. Staatseigentum sind der Halbkreiswall der Oldenburg, in der Feldmark Kurburg belegene Teile des Danewerks, das Riesenbett bei Apenrade (im Tykskov), der Poppostein bei Poppholz, die Räuberhöhle bei Idstedt, der Runenstein bei Bustorf und eine Steinkammer bei Albertsdorf auf Fehmarn. Als Provinz- oder Kreiseigentum usw. geschützt sind ein Gangbau im Holmeshuushügel (Kr. Hadersleben), die Grabkammer bei Elisenlund, ein Steingrab bei Linden und eins bei Schalkholz (N.-Dithm.), der Opferaltar bei Albersdorf, die Grabkammer bei Delbrücke (S.-Dithm.) und endlich das sogenannte Ansverus-Kreuz bei Ratzeburg.

Der Verein verdient seiner verwandten Bestrebungen wegen die Unterstützung der Mitglieder des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde. Für die nächste Zukunft richtet sich seine Tätigkeit weiter auf die archäologische Erschließung Schleswig-Holsteins. Zunächst sind Ausgrabungen größeren Stils in der Oldenburg geplant, ferner soll zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Danewerks und zur Herstellung einer topographischen Statistik wie einer Fundkarte für Schleswig-Holstein geschritten werden. Auch dem Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch widmet der Verein seine Mitarbeit.

Vorsitzender ist Prof. Kauffmann. Der Jahresbeitrag beträgt 6 *M.*

Kiel. G. Kühn.



De Snee.

De witte Snee liggt up 'e Eer
As 'n Laken up 'n Dodenbaer.
Is nümms, de gern dat Laken lücht;
Is nümms, de gern en Doden sücht?
De Doden schöllt wi laten rau'n;

Den Snee, den mutt de Sünn updaun.
Den Sünnschin ward uns Herrgott geb'n;
Wi möt dat Fröhjahr man aftöb'n.
Denn stigt lebennig ut de Eer,
Wat ünnern Snee begraben weer.

Kiel. Zr.



Die Dämmerstunde.

Von J. H. Löhmann in Flensburg.

Wenn meine Mutter es nicht allzu hilde hatte, hielt sie mit uns beiden Kindern eine Dämmerstunde. In der Werkstatt erklangen die Hämmer von Meister und Gesellen im lustigen Vierviertel-Takt; sie waren nur ihrer drei, das vierte Viertel war eine Pause, — das leichte Viertel des Meisterhammers teilte sich manchmal, auf dem Amboß klingelnd, in zwei Achtel oder eine Triole. In der Zeit zwischen dem Hämmern, wenn das Eisen im Feuer lag und der Blasebalg mit vollen Backen hineinschnob, ertönte gar häufig ein fröhliches Lied, denn die Gesellen waren jung und der Meister, mein Vater, heiteren Gemüts. Unsere Mutter sang mit ihrer tiefen, vollen Altstimme die Lieder ihrer Mädchenzeit, nach denen Knechte und Dierns auf den großen Dielen der sächsischen Bauernhäuser ihre Jotts (improvisierte Tanzabende) abgehalten hatten; Knechte wurden alle jungen,

unverheirateten Bursche genannt, sie mochten Bauernsöhne oder dienende Leutlein sein, Dierns in gleichem Sinne. Oder sie erzählte ihre Dorferlebnisse aus der Kriegszeit von 1812 und 1813, denn sie war geboren 1795, Spukgeschichten: vom Vorwarnen, von Hexen, vom Bannen der Diebe u. dgl. m. Wenn unser Vater einmal aus der Werkstatt in die Stube trat, wo er niemand sehen konnte — seine Augen waren an das helle Feuer der Esse gewöhnt —, aber die Stimme unserer Mutter hörte, dann rief er wohl fröhlich lachend: „Na, spökel ji all weller?“ Das hatte für mich den Erfolg, daß ich nichts für wirklich Geschehenes hielt, aber auch nichts von allem entbehren mochte, „man erzählte sich das so.“ Ich lasse meine Mutter erzählen.

Dat Plaaster op de Näs'.

Mehr as eenmal hett de ol Voß dat vertellt, un de weer all in min Kinnerjahrn en oln Mann un sin Lȩwstid jümmer gut un ehrli wȩn un harr ni en unwahr Wurt seggt. He re mal in düstere Nach vun Schȩmfeld [1]) na Buckerehm. He leet sin Pȩrd gahn, as 't wull, denn he dach, de Run kunn den Weg bȩter finn as he sülbn, un de Krüpp schull em wull antrecken. De Run gung denn uk so 'n lüttjen Schuckeldraff. [2]) Op eenmal schüttel he sik un stopp un keek sik üm. Voß klopp em sach op 'n Hals un keek sik uk üm. Dar seh he en Paar glönige Ogen. Gau nehm he sin Pitsch un hau darna. Dar sä dat: „Miau!“ un „Kiss, Kiss!“ un weg weern de Ogen. Nu leet Voß den Run bȩter utlangn. Dat duer awer ni lang, dar sprung de Run örnli in de Höch. Un as Voß sik weller ümkeek, dar seten op dat Pȩrd sin Rügg en ganz Deel glönige Ogen. He hau wull mit de Pitsch, dat nütz awer niks, de glönigen Ogen sprungn wull 'raf, awer gliks weller op't Pȩrd 'rop. Un je düller he slog, je neger keem' de Ogen un je düller miau un prust dat. Een vun dat Takeltüg waar so driest un sprung em op 'n Puckel un wull em wull vun achtern to eien. [3]) He fuchel mit de Pitsch verdweer un verdwaß. Dat holp för 'n Ogenblick, weg weern se! Gau hal he sin Meß ut de Büchsentasch un bunn dat vär de Pitsch as 'n Blatsch vär de Swȩp [4]) un sä: „Nu kamt man weller, ji Ästüg!“ [5]) Un se leten ni op sik luern. He awer hau, un he drep, — un dar schreg dat ganz barmhatti [6]) au! un weg weer de ganze Swarm un keem nu ni weller. Un Voß japp op [7]) un keek denn mal na sin Klock, de weer all äwer twölf. „Süh, süh,“ sä he, „jüs de Geisterstunn! Schall mi doch wunnern, wat dat op sik hett!“ Un dat schull sik all den annern oder drütten Dag utwisen. Dar bemött [8]) em de ule Püttjerfru, de harr en Plaaster dweer äwer de Näs', datt harr se süns ni hatt, un dat Merkwürdige weer: dat Plaaster beheel se so lang, as se lȩw. Un de ul Püttjersch weer as 'n ole Hex bekannt, un keeneen much ehr geern op sin Hof hem, se kunn dat Vehtüg behexen, un denn geef dat keen Melk mehr. Un Voß harr ehr mal likto [9]) en ole Hex schulln un ehr mit sin Hund vun 'n Hof hißt. Un nu weer dat wiß, darfär harr se em en Tort [10]) andon wullt. Se harr sik mit ehr Hexensüstern in swatte Katten verwannelt, se weern em op 't Pȩrd sprungn un harrn em dat Gesich tweiklein [11]) wullt, un wat Hexen tweikleit, dat heelt sin Dag ni weller. Nu harr Voß de ole Hex mit sin Meß jüs äwer de Näs' drapen, dat se blön dä. Un nu harr de ole Hex drapen, wat se Voß todacht harr, denn so is dat uk, wenn de Hex sik verwannelt hett un denn en blödige Wunn kriggt, denn heelt dat in ehr Leben ni weller. De ole Püttjersch weer tekent, [12]) jedereen gung ehr ut 'n Weg, un se kunn keen Minsch mehr 'n Schabernack andon.

Arwslätel un Arwbibel.

En Arwslätel un Arwbibel mussen 't wȩn, se mussen awer lang in de Fründschüpp [13]) furtarwt hem, — wenn se de harrn, denn kunn' se Spitzbowen

un annere slichte Lüd utfünni maken. Min Grotvader un sin Broder harrn dat. Wenn denn een keem un sä: „Mi sünd de Wüß ut 'n Rok stahln," oder: „Se hebbt mi en paar Schap vun de Kuppel halt," un denn min Grotvader dę: „Künnt ji mi den Kierl ni seggn?" denn kunn he ni Nę seggn. Mennimal hett min Moler to min Grotvader seggt: „Dot dat doch ni mehr, Valer, ji makt ju ja all de slichten Lüd to Feend, un de sett uns noch den roden Hahn op't Dack!" „Min Dochder," sä he denn," „ik kann ja ni anners, ik mutt de guden Lüd doch hölpen." Un denn slot he sik mit sin Broder in de lüttje Verlehntsdönsch [14]) in; ji kennt de lütti Dönsch ja, min Kinner, ju lütti Annamellersch wahnt dar nu in. Jk weer doch nischieri waarn, ik harr dat ja ni don schullt, denn Luern is häßli, — ik slek mi ünner de Finstern un schul vun een Eck rin. Sehn kunn' se mi ni, se harrn de Sid na 't Finster kehrt. Dar seten se denn, min Grotvader un sin Broder, op twee Stöhl, een gegen den annern äwer, mit de Kneen tosam. De Arwbibel harrn se op ehr Kneen liggn, de Hann daräwer leggt un de Müs' [15]) vun ehr Duums een an de anner stütt. Wat sehn de beiden oln Lüd eernsthafti ut! Twischen ehr Müs' bummel de Slätel. Wat hör ik niep to! Jk kunn ja ni allns hörn, wenn uk 'n Ritz in de Finsterrut [16]) weer. Se mummeln [17]) allerlei. Un denn sän se Nams, natürli vun de Lüd, vun de se meen', dat se dat harrn don kunnt, un darbi keken se den Slätel scharp an, se rippen un röhrn sik awer ni. Un so lang se unschüllige Lüd drepen, so lang ripp un röhr sik de Slätel uk ni, he hung ruhi as 'n Slätel an de Wand. So drad [18]) se den Schülligen sin Nam sän, denn kunn' se den Slätel nich mehr holn, mit alle Kraft nich, denn full he dal. Un wenn de Slätel fulln weer, denn harr de Schüllige keen ruhige Stunn mehr, he muß sik mellen un dat weller hinbringn, wenn he wat stahln harr.

Fotspor in 'n Rok.

Am sękersten weer't, kreeg man 'n Fotspor vun 'n Deef. Sin Fot harr doch in Sand, Eer oder Lehm indrückt. So wit de Fotspor gung, nehm man dat Sand, de Eeer oder dat Lehm, kreeg dat in 'n linn' Büdel und hung den in de Oken [19]) in 'n Rok. So as dat Sand, de Eer oder dat Lehm an to vergahn, intodrögen fung, fung uk de Deef an to vergahn, he swunn hin as de Snee vär de Sünn. Denn muß de Deef kam, denn jammer he vun Himmel to Eer, se muchen doch de Fotspor ut 'n Rok nehm', he kunn ni leben un ni starben.

Värwarn.

Malins heff ik wat belęwt, min Kinner, un dat is wahr. Jk weer noch so 'n Gär vun 'n Jahrer teihn, ik seet awer all mit min Moder op, wenn Vader noch ni na Hus kam' weer; he un de annern Buervägd mussen mennimal na Rendsborg to Amt. Dar waarn se lang' opholn un de Weg weer lang, un wenn sin ol Brun uk gut utlangn dä, he kunn eerst merrn in de Nacht an't Hus 'ran kam'. Moder un ik, wi harrn lang tosam sęten, se bi't Spinnrad un ik mit de Knütthas', dar keem Vader, wi kunn' den Brun' all gnickern [20]) hörn. Wi lepen denn 'rut un holpen Vader, den Brun' aftotöm [21]) un in 'n Stall to bringn, uk geebn wi em Foder vär. Wi gungn in de Dönsch, ik sett Vader den Stęwelknech hin, he lę [22]) den Fot 'rin, ik heel beide Hann' op dat Tahnenn [23]) — mit een Hand alleen kunn ik ni dull 'nug dal drücken, de Stęwel seet to fast un ik weer noch to lütti —, min Vader tog de Stęweln ut. Un denn reck he sik un sett sik in 'n Lähnstohl. Min Moder bröch Kaffi op 'n Disch, un nu harr se eerst Tid, min Vader örnli antosehn, se harr dat ja so hild hatt, se wull Vader ja ni luern laten. „Jung, Klas," sä se, „du sühst ja so witt un ganz

verbiestert ut. Fehlt di wat?" „Nę, min Diern," sä he, „mi fehlt niks, ik heff blot wat ganz Besünners belęwt." Un nu vertell he.

As ik op düss' Sid vun Schęmfeld weer — un dar kenn ik ja jeden Placken, jeden Tun, jeden Bom un Busch —, un ik dach an rein garniks, dar stunn min Brun op eenmal still. Ik klopp em sachen op 'n Hals un sä fründli: „Na, min ol Brun, nu man to, Moder ward süns de Tid lang, un du kriggst din Foder." De Brun gung awer ni, he spiel [24]) banni de Ohrn. Ik klapps em weller un sä: „Wat schad di denn, min Ol?" He gung awer trügaars, [25]) spiel in eensten [26]) furt de Ohrn un schul na de Sid. Da keek ik na desülwige Sid. Un wat seh ik dar? Dar weer süns ja, un uk värmorgns [27]) noch, as ik utriden dä, en hogen Tun, un nu weer he op 'n tęmli Enn' lang ganz weg. 's nachts süht dat jümmer anners ut as dags, un ik dach uk, du verkiekst di wull. Awer nę, dat bleev so. Un as ik noch länger hinsehn dä, wat seh ik dar? Dar slęp [28]) dar wat langsam 'ran, ganz sit, [29]) un dat slęp sik där de lerrige Stęd, dar süns de Tun weer, un denn slęp sik dat wider rop [30]) — de Koppel is ja wat hoch —, un dar heel dat still. Un to beide Siden weer dat grimmeln vull. — Wa lang dat duer, weet ik ni. Un denn weer dat jüs, as wenn en Nęwel [31]) wegtrock, un as dat kam weer, so gung't weller weg. Ik wisch de Ogen ut, as wenn ik dar wat inkręgen harr; so scharp ik uk hinsehn dä, dar weer niks mehr to sehn, un de Tun weer uk weller dar. Un dar gung min Brun uk weller to. Den ganzen Weg must ik dar an denken, wat dat wull bedüden schull. — Vader sweeg still. Moder meen: „Du hest di wull verkiekt, Klas? Du büst wull all wat möd węn?" „Dat meen ik uk," sä Vader, „awer min ol Brun muß dat uk sehn hem. Warüm stunn he süns still un spiel de Ohrn, un gung wider, ganz vun sülbn, as dat värbi weer?" Dar kunn min Moder niks op seggn. —

Min Kinner, wat heff ik niep tohört! sä denn min Moder. Ik weer ja noch lüttj, heff awer niks vergęten, wat min Vader sä. Un denn hett min Vader an desülwige Stell dat noch eenmal belęwt. Dar sä min Moder: „Weetst du wat, Klas? Du hest ja din Broder in Remmels, de ja uk Buervagd is." (Remmels is neeg bi Rendsborg.) „Bliv de Nach bi em un ri den annern Morgen na Hus, denn sühst du so 'n Spökeli ni weller! Bi Dag sühst du allns, as 't würkli is."

Dat duer lang, min Kinner; ju Grotvader weer all dot, un ik deen in Winnbargn bi Meldörp. Dar waar 'n gräßliche Geschich vertellt. Fränz Delfs in Schęmfeld, de harr sin Valer, sin Moler un sin Broder mit Rottenkrut [32]) vergeben, [33]) dat harr he in de Grütt kręgen. De Delfs de döchen all niks, weern slich bi anner Lüd un leben sülbn in Strit un Larm mit enanner; Geld harrn se 'nug. Fränz Delfs weer frech bet to Enn. Dat dä em ni leed, dat he sin neegsten Frünn [34]) vergeben harr. Sin Öttel [35]) weer, he schull in 'n Kohhut neiht un op 'n Slöp [36]) na 'n Richtplatz slępt warrn; de Scharprichter schull em den Kopp afhaun un em denn op't Rad flechen. Sehn heff ik dat nich, min Kinner, ju Vader is noch darbi węn. Ik besöch awer bald na de Tid min Moder, un dar hebbt wi darvun snackt. „Weetst du noch, Moder, wat Vader uns vertell, as he malins [37]) 's nachts vun Rendsborg keem?" „Diern, Trina," sä he, „hest du dat beholn, du weerst ja noch so lüttj?" „Ja, Moder," sä ik, „dat weet ik noch so gut, as wenn't güstern weer." „Süh mal, Trina," sä Moder, „dat is jüs so indrapen, as din Vader dat vär lange Jahrn sehn hett. Fränz Delfs schull ja in 'n Kohhut op 'n Slöp na 'n Richplatz föhrt [38]) warrn. De Platz weer op de hoge Koppel, de din Vader sehn hett. De hoge Tun weer darbi in 'n Weg. De Tun waar 'rut kręgen un de Wall dalleggt, so wit, as 't nödig dä. Un där dat Lock togen de Pęr de Slöp mit den arm' Sünner. Un dat hett din

Vader uk sehn. Un denn weer dat swatt vull vun Minschen, de tosehn wulln, wasücken en arm Sünner hinricht waar. Un all de Minschen hett din Vader ja uk 'rüm grimmeln sehn. Mi dünkt, dat hett richti värwarnt."

Anmerkungen: [1]) Schenefeld. [2]) Zuckeldraff, kurzer Trab. [3]) übers Gesicht streicheln. [4]) eine Schnur aus Pferdehaaren vor der Peitsche zum Knallen. [5]) Aaszeug. [6]) zum Erbarmen. [7]) holte tief Atem. [8]) begegnete. [9]) geradezu. [10]) Schaden. [11]) entzweikratzen. [12]) gezeichnet. [13]) Verwandtschaft. [14]) Abschiedsstube. [15]) Mäuse, Muskeln. [16]) Scheibe. [17]) murmelten. [18]) sobald. [19]) unter der First. [20]) wiehern. [21]) abzuzäumen. [22]) legte. [23]) Zehenende. [24]) spitzte, bewegte in die Höhe richtend die Ohren. [25]) rückwärts, dem Gesäß zu. [26]) in einem fort. [27]) heutemorgen. [28]) schleppte. [29]) niedrig. [30]) weiter hinauf. [31]) Nebel. [32]) Rattenpulver, Rattengift, Arsenik. [33]) vergiftet. [34]) Verwandte, sonst auch Freunde. [35]) Urteil. [36]) Schlitten. [37]) einst. [38]) gefahren.



Mitteilungen.

1. **Der 24. Februar.** Müllenhoff teilt in seiner Sagensammlung S. 534 Nr. DXXV unter obiger Überschrift das Bruchstück einer dithmarsischen Sage mit, nach welcher ein Sohn, der viele Jahre in der Fremde gewesen und reich heimkehrt, von seinen geldgierigen Eltern, die ihn nicht erkennen, umgebracht wird. Dieselbe Sage habe ich in Delve in Dithmarschen aufgezeichnet in Form eines Liedes. Dasselbe lautet:

1. Es waren einmal zwei Reitersöhne,
   die hatten Lust wohl in die Welt zu gehn
   |: um ein Soldat zu werden. :|
2. Sie ritten hier, sie ritten dort,
   sie ritten immer weiter fort
   |: wohl vor ihrer eignen Mutter Tür. :|
3. „Guten Tag, guten Tag, Frau Wirtelein,
   wo binden wir die Pferde an,
   |: daß sie uns nicht gestohlen werden? :|
4. „„Das eine bind't in diesen Stall,
   das andre in den andern Stall;
   |: da werden sie nicht gestohlen."" :|
5. Der eine sprach: „Ich hab' noch Geld,
   ich hab' noch beide Taschen voll,
   |: dazu noch 400 Dukaten." :|
6. Und als es kam um Mitternacht,
   die Frau zu ihrem Manne sprach:
   |: „Laßt uns den Reiter ermorden." :|
7. Die Frau vernahm von Manns Gewalt;
   sie nahm das Messer in ihre Hand
   |: und stach den Reiter durch das Herze. :|
8. Und als es kam an andern Tag,
   Der andre Reiter in den Stall 'einkam:
   |: Wo ist mein Kamerad geblieben? :|
9. „„Er ist nicht hier, er ist nicht da,
   er ist schon wieder fortgeritten,
   |: fort — — — — — —"" :|
10. „Ach nein, ach nein, das kann nicht sein;
    in diesem Hause da wird er sein,"
    |: sprach er mit fließenden Tränen. :|
11. „Ihr habt ihn doch nichts zu leid getan?
    Er war ja euer eigener Sohn,
    |: der aus dem Krieg ist g'kommen." :|
12. Die Frau wohl in den Brunnen sprang,
    der Mann sich in den Stall erhangt.
    |: War das nicht Schimpf und Schande? :|

In Erck und Böhme (Leipzig 1894) S. 172—177 finden sich von diesem Liede drei Lesarten mit 7 Melodien. Zwei Lesarten tragen die Überschrift: „Die Mordeltern," und eine hat die Überschrift: „Der Gastwirtssohn und die Mordeltern." Das Lied ist durch ganz Deutschland verbreitet. Vogel in seinen Leipziger Annalen erzählt die Sage als wirklich geschehene Begebenheit unter dem Jahre 1618 zu Leipzig beim Gastwirt zum güldenen Siebe in der Hallischen Gasse. 1649 kam zu . . . . . in Böhmen eines armen Mannes Sohn zu Hause, der 18 Jahre im Kriege gewesen war, und gab sich erstlich niemandem als seiner Schwester zu erkennen. In der Nacht ermorden die Eltern ihn. Nachdem sie aber erfahren, daß es ihr Sohn gewesen, stürzt sich der Vater in den Brunnen; die Mutter erhängte sich und die Schwester starb vor Schreck, heißt es in einer Chronik. Z. Werner in seinem 29. Februar hat die Sage dramatisch behandelt, und 1810 ward das Drama auf die Bühne gebracht. — In den „Pommerschen Blättern," Jahrg. X, S. 21 ff. findet sich ebenfalls eine Lesart zu dieser Sage aus Garziger, aber von dem Liede nur ein Bruchstück.

Lunden. Heinr. Carstens.

2. **Über den Fund von Eisenschlacken.** Als ich in den siebziger Jahren bei der Grundsteuerregulierung als Mitglied der Einschätzungskommission für den Kreis Apenrade tätig war, kam ich auch in die Gemarkung Nübbel nahe der Bahnstation Jordkirch. Bei Untersuchung der dortigen ziemlich umfangreichen Waldungen veranlaßte ich den mich begleitenden Arbeiter, an einer bestimmten Stelle ein Loch zu graben. Dieser versuchte es, stieß jedoch gleich auf Steine. Befremdet durch das Vorkommen derselben in dem sonst lehmigen Waldboden, ließ ich eine größere Strecke bloßlegen und fand nun einen umfang-

reichen Haufen von Eisenschlacken. Ich nahm einige Stücke mit, und als ich später Herrn Dr. Meyn in Ütersen zu begleiten hatte, zeigte ich sie ihm mit der Bitte um nähere Erklärung des Fundes. Dieser sagte mir, an dem betreffenden Orte, wo das Brennmaterial dazu vorhanden gewesen sei, hätten unsere Vorfahren aus herbeigeschafftem Ortstein ihr Eisen ausgeschmolzen.

Kolstrup. H. Neumann.

3. **Die „Wokerblomenköst" in Esingen** (vergl. „Heimat" 1903, Nr. 2). Der Brauch, den Besitzer, auf dessen Grundstück die gelbe Wucherblume sich findet, mit einer Strafe zu belegen, wird noch in der Gegenwart in meinem Heimatsorte, in Esingen bei Pinneberg, geübt. Das „Pinneberger Wochenblatt" berichtet unter dem 4. Juli 1901 folgendes: „Eine Veranstaltung, welche schon seit einer Reihe von Jahren alljährlich um diese Zeit stattfindet, hat sich noch bis zum heutigen Tage in Esingen erhalten. Es ist dies die sogenannte Wucherblumenschau, welche vor etwa 300 bis 400 Jahren von einem Grafen eingeführt sein soll, als einmal durch die oben bezeichnete Blume alles verwuchert war, wodurch eine Teurung hervorgerufen wurde. Die Wucherblumenschau wird in folgender Weise vorgenommen: Zur Zeit der Wucherblumenblüte tut sich eine Anzahl Einwohner zusammen. Diese setzen einen Tag fest zur Besichtigung der Ländereien. Der Tag wird den Grundbesitzern vorher bekannt gegeben. Ist nun der Termin herangerückt, dann werden von dem Komitee Gärten und Felder abgesucht. Für jede Wucherblume hat dann der betreffende Besitzer, auf dessen Grund und Boden dieselbe gefunden ist, eine Strafe von 5 Pfennig zu entrichten. Auf diese Weise sind die Blumen in dortiger Gegend recht spärlich geworden; denn ein jeder paßt so gut wie möglich auf, bevor die Schau beginnt. Am Abend ist dann ein Zechgelage mit Ball vorgesehen, woran sich fast die gesamte Einwohnerschaft, arm und reich, beteiligt. Da die ganze Veranstaltung eine historische ist, so wird sie auch von der Behörde anstandslos freigegeben." Dieser Zeitungsnotiz füge ich hinzu, daß die Strafe für jede Blüte früher einen Sechsling betrug und mit der Einführung der deutschen Reichswährung in 5 Pfennig umgewandelt wurde. Die Wucherblumenschau wurde sogar von dem bekannten Landdrosten, Kammerherrn von Scheel, welcher in der Zeit nach 1848—51 in Pinneberg das dänische Regiment führte und zur Demütigung der „Insurgenten" jedes öffentliche Tanzvergnügen verbot, als ein historisches Fest anerkannt und zugelassen. Leider hat in den letzten Jahren die „Wokerblomenköst," wie die Feier im Volksmunde heißt, mehr und mehr den Stempel eines Festes verloren und dafür den Charakter einer gewöhnlichen Tanzmusik angenommen. Die Einrichtung hat doch die Folge gehabt, daß in der Esinger Feldmark die Wucherblume selten ist, während in den benachbarten Feldmarken sie sich häufig als ein sehr lästiges Unkraut findet.

Altona. D. Kolster.

4. **Kapitän Hammer in Keitum am 3. März 1864.** Am Morgen des 3. März 1864, als das Festland Schleswigs bereits bis auf die Halbinsel Düppel von den verbündeten Heeren erobert worden war, wurde das Dorf Keitum auf Sylt von dänischen Soldaten umlagert, es durfte keine Person aus dem Dorfe hinaus noch in dasselbe hinein. Die Soldaten waren sogenannte Mariner, fast lauter zusammengelaufenes Gesindel, das Korps des Kapitän Hammer, der mit seinen zehn Kanonenbooten das Wattenmeer zwischen den friesischen Inseln und dem Festlande durchkreuzte und diese Inseln für „gammel Danmark" sichern sollte. Bekanntlich waren die Inselbewohner bis auf wenige eingewanderte Jüten echte deutsche Patrioten und hatten dieses oft in freimütiger Weise bekundet und über die Gewalttätigkeit der dänischen Beamten geklagt. Auf Sylt hatten nämlich schon ein dänischer Landvogt, Kontroleur und Landschaftsarzt ihr „Levebrød" erhalten. Kapitän Hammer wollte den Syltern zeigen, daß sie Dänen seien. Zu dem Zwecke gedachte er einige der angesehensten und den Dänen unliebsamsten Bewohner nach Kopenhagen abzuführen. Es wurden die Kapitäne z. S. U. Bleicken, C. Bleicken, H. Prott, C. Hein, Gemeindevorsteher Simonsen, Dr. Jenner, Kaufmann W. Hendricks und der emeritierte Lehrer und Organist C. P. Hansen — der Chronist von Sylt — aufgefordert, ihm, dem Kapitän Hammer, nach der Landvogtei in Tinnum zu folgen, woselbst sie sich zu verantworten hätten. — Die genannten Herren wurden auf Leiterwagen gepackt und unter der Eskorte der braven Mariner durch das Dorf Keitum nach dem Gerichtslokale geführt. Soweit ging für Hammer alles nach Wunsch. Alle Einwendungen der betreffenden Personen, nichts verbrochen zu haben, blieben fruchtlos. Aber ganz Keitum geriet in Aufruhr, und wie ein Lauffeuer verbreitete diese Nachricht sich über die ganze Insel. Aus allen Dörfern strömten die kräftigsten Bewohner nach Keitum, versammelten sich dort im „landschaftlichen Hause" und faßten den Beschluß, ihre Kameraden aus der Gewalt der Dänen zu befreien. Die jüngeren Leute versahen sich mit den verschiedenartigsten Waffen, und so ging es im Eilmarsche westwärts nach der Tinnumer Landvogtei. Hier umschloß die Schar, etwa 300 Personen, das vom Hauptgebäude und den beiden längsseits stehenden Wirtschaftsgebäuden gebildete Viereck, auf dem Hammers Truppe,

gegen 30 Personen, mit geladenem Gewehr stand. Als Hammer die Menschenmenge erblickte, trat er aus dem Gerichtssaal und fragte, was sie wünschte. „Wir verlangen die Freiheit unserer Landsleute!“ war die Antwort. „Entfernt Euch, oder ich lasse schießen!“ drohte der Kapitän. „Wir fürchten keine Drohung, wir gehen nicht eher, bevor die Freiheit unserer Brüder uns gesichert ist.“ Ein alter weißhaariger Kapitän, namens Theyde Michel Decker, aus Westerland entblößte seine Brust und rief: „Zielt nur hierher, ich will der Erste sein, der sein Leben für seine Brüder opfert; aber davon bin ich überzeugt, daß kein einziger von Ihren Leuten lebendig vom Platze kommen wird.“ Hammer, hierdurch in Wut gebracht, ließ seine Soldaten die Gewehre heben und kommandierte: „Legt an!“ Als indeß keiner von den Syltern zurückwich und einige Stimmen sogar „Feuer!“ riefen, wurde ihm die Sache doch etwas bedenklich und kommandierte er: „Gewehr ab!“ Die Verhandlung im Gerichtssaal wurde abgebrochen, und die Acht, nachdem sie nochmals ernstlich ermahnt und bedroht worden waren, erhielten ihre Freiheit. Mit offenen Armen wurden sie von den draußen stehenden Landsleuten empfangen und mit großem Jubel nach Keitum zurückgeführt. Hammer soll mit den Zähnen geknirscht und den Syltern vor seinen Marinern Rache geschworen haben.

Kiel. H. C. Dau.

5. **Wie sah es hier vor der Erbauung Friedrichstadts aus?** In dem Artikel „Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein“ (vergl. Nr. 12, Jahrgang 1903) wird den Holländern das Verdienst zugeschrieben, die Treene eingedeicht und gegen Ebbe und Flut geschützt zu haben. Dazu möchte ich folgendes berichtigend bemerken. Früher unterschied man die Südereider von der Nordereider; die erstere floß bei Friedrichstadt ungefähr in dem jetzigen Eiderbett, während die letztere das heutige Treenetal ausfüllte, dann aber ihren Lauf nach Nordwesten fortsetzte und Eiderstedt von dem Festlande abtrennte. 1489 wurde die Nordereider abgedeicht, so daß ihre Gewässer sich seit jener Zeit in südwestlicher Richtung in die Untereider ergossen. Der Deich, welcher den Mildter-Koog gegen die Treene schützt, wurde bereits 1436 aufgeführt, der Goosdeich, früher Hövedtdeich genannt, 1494; 1540 endlich, mit dem Treenedeich bei Spätinghof, wurde der Abschluß der Schutzwälle im Osten vollendet. Im Jahre 1570 wurde die Treene durch einen Deich von der Eider (bei der Köllnschen Mühle) nach Koldenbüttel ganz abgeschnitten. Zu derselben Zeit wird auch der Eiderdeich von dem Hövedtdeich (Goosdeich) nach jenem Treenedeich aufgeführt worden sein. Das Wasser der Treene leitete man durch zwei Sielzüge, den „Oster- und Wester-Sieltog,“ nach der Eider; drei Schleusen, „Neuenwerksschleusen,“ regelten den Abfluß. Somit war der Grund und Boden, Seebüll genannt, auf dem reichlich 50 Jahre später die Stadt erbaut wurde, gegen Überschwemmungen geschützt. Lassen wir jetzt Bolten reden: „Der Grund und das ganze Territorium der Stadt Friedrichstadt gehörete ehedem ganz zum Drager-Spätjen, oder zum Drager Anteile des durch die Abdeichung der Treene 1570 gewonnenen Herrn-Kooges. Ehe Eiderstedt landfest ward, war hier eine sandschieferichte, etwas erhöhte Gegend, welche Seebüll oder Sehebüll hieß, und auf welcher 1570 die mehrgedachten Sieltöge, der Oster-Sieltog und der Wester-Sieltog, von der Treene nach der Eider durchgegraben und bei denselben die Neuenwerks-Schleusen angelegt wurden. Das Land Seebüll wurde nachher von diesen Schleusen gemeiniglich auf dem Neuenwerke genannt; allwo man auch bald nach der Eindeichung dieses Herrn-Kooges einige wenige zerstreute Häuser, unter andern auch ein Fährhaus über die Eider, Neuenwerker-Fähre genannt, erbauete, welche nach Süderstapel zur Kirche gingen. . . . Es hatte vormals der Landvogt Adolph Vaget 11 Demate Landes auf Seebüll liegen, und auf demselben ein Gebäude stehen, welches letztere anfangs da, wo jetzo die Wester-Schleuse vom Wester-Sieltoge befindlich ist, gelegen, nachher, weil diese Schleuse von ihrer Stelle etwas westlicher auf ihren jetzigen Platz verrücket worden, etwas weiter nach Osten auf das gegenwärtige Wester-Eiland bei Friedrichstadt zu stehen gekommen, endlich aber zur Erbauung der Stadt Friedrichstadt überlassen worden; sowie auf jenen 11 Dem. die Stadt zu stehen kam. . . . Schon damals wollte man hier auf dem Neuenwerke gern mit Schiffen anlegen, und an diesem hierzu bequemen Platze Waren einnehmen; welches daher die Herrschaft auf geschehene Vorstellung unterm 30. Oktober 1613 ernstlich verbieten mußte. Auf diesem Spätjen, Seebüll oder Neuenwerke ist nachher die jetzige Stadt Friedrichstadt zu stehen gekommen. Man gedenket noch zuweilen des Reimes, in welchem die Alten die Erbauung einer Stadt auf Seebüll geweissaget haben sollten, also lautend:

Wann up Seebüll een Stadt steit,
Un in de Olde-Koog de Hahn kreit,
Un in de Wohld de engelsche Trommel schleit,
Wo et denn wol in Stapelholm togeit?“

Friedrichstadt. Honnens.

6. **Danksagung und Anfrage.** Für die überaus zahlreichen Einsendungen auf meine Anfrage in der diesjährigen Nr. 1 der „Heimat“ sage ich den betreffenden Herren meinen

besten Dank. Zugleich bitte ich diejenigen Veteranen, welche vor März 1848 in Schleswig beim 1. Dragoner-Regiment gestanden haben, mir gütigst auf einer Postkarte folgende Fragen beantworten zu wollen: 1. Name, Geburtsort und Geburtsdatum? 2. Wo zur Militärsession erschienen und wann? 3. Wann in das Regiment eingetreten und in welche Eskadron?

Flensburg, Friesische Straße 68. H. Hansen, Gymn.-Professor a. D.

7. **Ettgrön.** Hansen meint, Ettgrön wäre ein dänischer Eindringling. Dies ist nicht der Fall. Im mittelniederdeutschen Wörterbuch findet sich etgrode „zweiter Wiesenwachs, Nachweide" verzeichnet; ebenso heißt noch heute in Ostfriesland et-, ettgrode, etgroe Nachweide (ten Doornkaat-Koolman, Ostfries. Wörterb.), und im neuesten „Korrespondenzbl. des Vereins f. ndd. Sprachforschung (Heft XXIV S. 62) ist für Güterloh Itgro „Grummet" bezeugt. Alle diese Formen beweisen aber, daß Hansen recht hat, wenn er meint, das Grön in Ettgrön beruhe auf Volksetymologie. Allerdings kommt grön auch von der Wurzel gro „wachsen" (vergl. das grüne Holz im Gegensatz zum dürren).

Solingen. J. Bernhardt.

8. **„Koffern."** Auf der Insel Föhr besteht die Sitte, daß der Tänzer sein Mädchen abends nach Hause begleitet und die beiden in dem Flur des elterlichen Hauses, auf der dort in der Regel aufgestellten Truhe (oder Koffer) sitzend, noch ein wenig mit einander plaudern. Dieses Beisammensein heißt „Koffern." In Ermangelung einer Truhe werden den jungen Leuten zwei Stühle hingestellt. Einem Fremden, der, um die Sitten des Landes kennen zu lernen, an einem öffentlichen Tanz teilnahm, wurde gesagt, dann müsse er auch das Koffern mitmachen. Was das sei, würde er schon erfahren, wenn er sein Mädchen heimbegleite. Als er sich nun von seiner Tänzerin vor dem Hause verabschieden wollte, sagte sie mit einem verschämten Blick nach dem Hausflur: „Da steiht de Koffer," worauf denn dem jungen Manne bald klar wurde, was „Koffern" bedeute. Dr. Gmelin.

9. **Was sich das Volk erzählt.** (Aus dem Fürstentum Lübeck.) 1. Trost. En Fru wär hel krank, se meen, se müß starb'n. Da birr se ehrn Mann, he schull ehr doch 'n bet'n ut de Bibel vörles'n. De kunn öwer nich les'n. He kreeg sik doch sin Brill un 'n oln Kalenner her, kiek wiß in't Bok 'rin un seggt ümmer: „Denn is dat mal witt un denn is dat mal swatt! Denn is dat mal witt un denn is dat mal swatt!" Na 'n lütt Tied ünnerbrick sin Fru em. „Och, Vadder," segg se, „wisch mi doch de Näs mal aff, wat is dat eenmal tröstli'!" — 2. Dat Fett! Meister un Gesell sitt achter't Kartüffelfatt un langt bei' fix to. Nu steiht öwer dat Fatt gra' so, dat dat Fett up 'n Geselln sin Siet is. „Dat Fatt het mi dree Daler kost'!" segg do de Meister un dreiht dat so, dat dat Fett up sin Siet to stahn kömmt. „Da's 't woll noch wert!" segg de anner un dreiht 't wöller üm. Se biern öwer bei' so, as wenn se dat Fat bekiek'n woll'n. — 3. Kanehl un Kamumm. En Jung schall för sin Mudder Kanehl un Kamumm hal'n, de se to de Winachtskok'n bruk'n will. Up 'n Weg na'n Kopmann bet he in een' Gang för sik her: „Kanehl un Kamumm! Kanehl un Kamumm! Kanehl un Kamumm!" damit he dat jo un jo nich vergitt. Mit eenmal stött he an 'n Steen un fallt verlang hen. As he wö'r upstahn is, seggt he ümmer: „Kohbeen un Kohmund! Kohbeen un Kohmund!" Dat kriggt he natürli nich. — 4. Dat Fürtüg. As dat Fürtüg noch in'n Gang wär, dunn wär dat manchmal 'n bös Stück Arbeit, sik buten de Piep antostęken. En Arbeitsmann güng von Hassendörp na 'n Pingsbarg. Eh'n but'n Dörp will he sich 'n Piep ansmök'n. Da will dat nich fängen. „Schiet schall sin' Will'n nich hem!" seggt he un pinkert lusti' wieder. Dat will em öwer nich glück'n. „Schiet schall sin' Will'n nich hem!" seggt he ümmerto — öwer as he sin' Knösel in Brand het, is he gra' up 'n Pingsbarg.

Kiel. G. F. Meyer.

Aufruf zur Mitarbeit

behufs Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namensformen für Orte in fremden Sprachgebieten.

In Bezug auf den Gebrauch deutscher Namensformen für Orte in fremdsprachiger Umgebung stimmen die Forscher aller in Betracht kommenden Wissensgebiete überein: nur solche deutsche Ortsnamen haben für die Gegenwart Berechtigung, die noch im Volksmunde lebendig sind, d. h. die noch heute zum Sprachschatze einer deutschen Minderheit der Einwohner oder zu dem der deutschen Nachbarn jenseit der Sprachgrenze gehören. Alle „Buchnamen," die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren, jetzt aber verklungen sind, haben nur geschichtlichen Wert.

Die Schwierigkeit liegt aber in der zuverlässigen Feststellung der Namensformen, die heute noch gebraucht werden, der Wissenschaft und damit der Allgemeinheit aber unbekannt sind. Hier droht kostbares altes deutsches Sprachgut verloren zu gehen, das die Mundarten treulich bewahrt haben, das die Schriftsprache aus einfacher Unkenntnis aber nicht übernommen hat. So ist z. B. noch heute im deutschen Elsaß Nanzig der gebräuchliche Name für Nancy, noch heute fährt die Postkutsche aus Graubünden ins Veltlin nicht nach Chiavenna, sondern nach Cläven, noch heute heißt Maros Vasarhely bei den siebenbürger Sachsen Neumarkt, noch heute kennt die deutsche Muttersprache der Balten kein Pskow, sondern wie zur Hansezeit nur ein Pleskau. Es ist die höchste Zeit, uns sichere Kenntnis dieser heute noch lebendigen deutschen Namensformen zu verschaffen, um sie als Beleg vergangener Kolonisationstätigkeit unseres Volkes oder lebhafter deutscher Kulturbeziehungen über die Grenzen unseres Sprachgebietes hinaus in der deutschen Schriftsprache zur Geltung zu bringen, aus der sie bisher vielfach nur verbannt waren, weil man sie für verklungen hielt.

Wir richten daher an alle, die sich an Ort und Stelle verläßliche Kenntnis des Gegenstandes verschafften, die herzliche Bitte, ihre Beobachtungen der Schriftleitung der „Deutschen Erde," dem mitunterzeichneten Herrn Prof. Paul Langhans in Gotha, mitteilen zu wollen.

Geh. Staatsarchivar und Geh. Archivrat Dr. **Paul Bailleu**, Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Charlottenburg. **Ernst v. Braunschweig**, Kaiserl. Gesandter z. D., Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Alfred Kirchhoff**, Vorsitzender der Zentralkommission für deutsche Landes- und Volkskunde, Halle. Geh. Ober-Baurat **Otto Sarrazin**, Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin. Prof. Dr. **Ernst Hasse**, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, Leipzig. Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. **Reinhold Koser**, Generaldirektor der Preußischen Archive, Charlottenburg. Prof. Dr. **Alois Brandl**, Berlin. Geh. Justizrat Prof. Dr. **Felix Dahn**, Breslau. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Theob. Fischer**, Marburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Moritz Heyne**, Göttingen. Prof. Dr. **Karl Lamprecht**, Leipzig. Prof. **Paul Langhans**, Gotha. Prof. Dr. **Georg v. Mayr**, Unterstaatssekretär z. D., München. Prof. Dr. **Hans Meyer**, Leipzig. Hofrat Prof. Dr. **Albrecht Penck**, Wien. Geh. Hofrat Prof. Dr. **Dietrich Schäfer**, Berlin. Prof. Dr. **Ferdinand Vetter**, Bern. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Ad. Wagner**, Berlin.



Bücherschau.

1. **Geschichte des Kirchspiels Satrup bis zum Jahre 1800.** Seinen lieben Gemeindegliedern dargeboten von **C. J. Rickmers**, Pastor. 8°. 222 S. Druck von F. Timm in Gettorf. Preis? — Das Buch ist aus Vorträgen erwachsen und bietet, obgleich das Kirchspiel Satrup „immer abseits der großen Woge der Weltgeschichte gelegen hat," doch viel kulturgeschichtlich interessantes Material. Naturgemäß ist manches nur dem wichtig, der die Gegend kennt, oder denen, die sich mit Spezialstudien befassen; viele Einzelzüge aber bieten Kulturbilder, die jeden fesseln müssen, — die z. B. auch sehr gut in der „Heimat" stehen könnten. Ich nenne beispielsweise die Geschichten von der „Sagerschen," die Schilderung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, den Bericht über die kirchlichen Zustände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, manche Mitteilung über das Schulwesen, z. B. auf S. 139 und S. 163. Wer sich mit Namendeutungen beschäftigt, wird in dem Buche manchen Hinweis auf die frühere Schreibung heute noch üblicher Namen finden. Zuweilen geht der Verfasser auch über die im Titel festgesetzte Grenze hinaus; so hat er die Predigergeschichte bis zur Gegenwart fortgeführt. Lund.

2. **F. A. Feddersen, Erzählungen eines Dorfpredigers.** 2. Band. 8°. 151 S. Hanau, Verlag von Clauß und Feddersen. Preis? — Das Heft enthält allerlei Bilder und Skizzen in buntestem Durcheinander, bald in poetischer Form, bald in Prosa, bald auf friesischem Boden, bald in Kanaan wurzelnd; der anspruchslose Leser wird an der Liebe zur Heimat, zur Natur, zu den Gestalten der Bibel seine Freude haben können. Lund.

3. **Der Heidjer.** Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr Christi 1904. Herausgegeben von Hans Müller-Brauel. Mit Zeichnungen von Hugo Friedrich Hartmann. Hannover: Gebrüder Jänecke, 1904. — Künstler wie Wilhelm Feldmann-Berlin, Hugo Friedrich Hartmann-Bardowiek, Franz Becker-Osnabrück, Theodor Hermann-Zeven, Otto Kaule-Bardowiek, Architekt Wilhelm Mathies-Bardowiek u. a. mit ihnen gründeten im Winter 1901 auf Anregung des Herausgebers eine „Vereinigung niedersächsischer Künstler, „Die Heidjer"

mit folgendem Programm: „Wir sehen unsere Aufgabe darin, Land und Volk unserer niederdeutschen Heimat künstlerisch darzustellen und auf ein Kunstgewerbe hinzuarbeiten, welches wohl neu ist in seiner Formensprache, aber dennoch heimatlich in seinem ganzen Wesen und Empfinden." Nicht umsonst hat der Kalender sich den Namen dieser Künstlergenossenschaft zu eigen gemacht; denn mit Hilfe der Mitglieder derselben und mit andern Gesinnungsgenossen will er an seinem Teile mitarbeiten an diesem lobenswerten Streben. In den Monatsbildern führt der Kalender in Hartmanns trefflicher Strichmanier ehrwürdige Baudenkmäler aus einer Reihe niedersächsischer Städte (u. a. aus Lübeck und Hamburg) vor, läßt uns durch Wort und Bild einen Blick tun in die Museen von Bremen, Hannover und Altona („Nordfriesischer Pesel," „Trachtengruppe von der holsteinischen Geest" aus dem Altonaer Museum, erläutert von dem Direktor desselben, Dr. Otto Lehmann) und will also beitragen, daß das schöne Alte, was unsere Väter schufen und besaßen, geehrt und geschätzt werde. Er berichtet aber auch von neuester niedersächsischer Kunst (Reproduktionen von Bildern der Künstler Hartmann, Franz Hecker, Ernst Müller-Scheeßel), von einer neu-niedersächsischen gewerblichen Kunst und zeigt die Wege, wie man zu derselben gelange: Der Anfang ist da; das beweisen verschiedene Entwürfe von Möbeln, Hausgeräten, Kleidung und Wohnhäusern niedersächsischer Künstler. Und schließlich gesellt der Kalender zu dem Bilde lebender und strebender niedersächsischer Kunst auch dasjenige niedersächsischer Dichtung. Ich wünsche von Herzen, daß dieser Kalender auch in unserm nordelbischen Lande viele Freunde gewinne und das Heimatgefühl angesichts der vielbewegten Welt dort draußen in schleswig-holsteinischen Familien erstarke. Barfod.

4. **Adolf Bartels: Luther.** Eine dramatische Trilogie. Verl. v. Callwey in München. — Im ersten Teil, „der junge Luther" führt uns Bartels das Werden und Wachsen des späteren Reformators vor Augen und weiß hier in dramatisch bewegten Scenen das Leben und Treiben und Denken damaliger Tage zu gestalten. Der zweite Teil, ein Zwischenspiel, führt den Namen „der Reichstag zu Worms" und schildert in historisch treuen Bildern Luthers Verteidigung vor Kaiser und Reich. Der letzte Teil „Der Reformator" behandelt den Mann gewordenen kraftvollen Kämpfer Luther, der seine Lehre und ihre Reinheit gegen Freund und Feind verteidigt. — Bartels hat sich mit großer Liebe an sein Werk gemacht, man spürt überall seine warme, freudige Begeisterung für seinen Helden. W. L.

5. **Eugen Wolff: „Von Shakespeare zu Zola."** Zur Entwicklungsgeschichte des Kunststils in der deutschen Dichtung. Verlag von Costenoble in Berlin. — Der Verfasser hat den Versuch unternommen, Shakespeare in seiner fortdauernden Bedeutung für die lebendige, moderne literarische Entwicklung zu erkennen, zugleich aber die seiner Fortwirkung durch die Bedingungen seines Schaffens gesteckten Grenzen hervortreten zu lassen. An ihm, wie später namentlich an Goethe, verfolgt er die Betrachtung des Menschen als organisches Naturwesen. Die deutschen Klassiker bringen mehr und mehr den Geist zu einseitiger Entfaltung, freilich unter herrlichem Gewinn, indem sie ihm die volle Herrschaft über das Schicksal erobern. — In der Stilentwicklung des 19. Jahrhunderts gebührt einem H. v. Kleist besondere Beachtung: wie er von Shakespeare ausgeht, über ihn hinaus zu gelangen sucht, indem er zugleich die Machtvollkommenheiten des Äschylos glücklich anstrebt, bis er unter neuer Schulung an Shakespeare und den Holländern zu einem deutschen Realismus gelangt, der Kleinkunst und Höhenkunst zu vereinen strebt. Alsdann sind er die Meister der realistischen Erzählungskunst, daneben Hebbel und schließlich Anzengruber, welche die Tradition eines wirklichkeitsechten, doch künstlerisch geläuterten, echt deutschen Stils immer weiter führen. Die Mündung solcher geschichtlichen Wahrnehmungen kann nicht zweifelhaft sein: nicht fremde Doktrin, sondern Heimatkunst! Aber eine Heimatkunst, welche die Errungenschaften des modernen Realismus nicht über Bord wirft. (s. V.) W. L.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 16. Heft. Lipsius & Tischer in Kiel, 1903. — Kollert, Katechismus der Physik. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 7 M. — J. Bernhardt, Zur Syntax der gesprochenen Sprache, Separatabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1903. Verlag von Diedr. Soltau in Norden und Leipzig. — Handelskammer zu Kiel, vorläufiger Bericht über ihre Tätigkeit, sowie über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1903. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 4. April 1904.

Frühlingsklang.

Schwarzdrossel flötet im Tannenhag,
Die Lerche trillert in Lüften,
Vom Baum schallt munterer Finkenschlag
Und Ammernsang auf den Triften.

Und wie sie rufen, gleich erwacht
Der Keim in der Erde Tiefen,
Und ihre Hülle sprengen mit Macht
Viel Knospen, die lange schliefen.

Es geht ja ein Auferstehungshauch
Nun wieder über die Lande.
Zu dir, mein Herz, will dringen er auch
Und lösen drückende Bande.

Nicht sollst du fürder seufzen bang,
Nein, jubeln laut und frohlocken:
Dir schallt ja nicht nur Vogelsang,
Dir läuten auch Osterglocken!

Neumühlen. G. Schröder.



Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850.

Von **Karl Bohnsack** in Eckernförde.

Den Vierländern in ihrem interessanten Marschlande an der Elbe, jenem großen Blumen- und Gemüsegarten Hamburgs, wollen wir heute einen Besuch abstatten. So folge mir denn, lieber Leser, in das Haus eines biedern Bauern.

Nach einem freundlichen „goden Dag" führt uns derselbe über die lange Diele hinein in die „Döns," in die Wohnstube. Auf einem der gemütlichen, alten Lehnstühle nehmen wir Platz und erzählen uns dann von diesem und jenem. Wir reden über die Ernteaussichten. Wir sprechen von dem Stand der Blumen und ihren Marktpreisen. Während wir mitten im schönsten Erzählen sind, wird plötzlich die Tür geöffnet, und herein tritt ein wunderlich aufgeputzter Gesell. Eine Weste trägt er mit zwei Reihen silberner Knöpfe und eine grüne Jacke darüber, ebenfalls mit Silberknöpfen versehen. Auf dem Kopfe hat er einen hohen Zylinder. Denselben schmückt ein bunter Blumenstrauß, der hergestellt ist aus allerlei künstlichen Blumen. In der Mitte erblicken wir die Gestalt eines kleinen Engels. Der eben Angekommene bittet uns, am nächsten Sonntag doch ja rechtzeitig zur Hochzeit da sein zu wollen. Trina Harden und Hein Puttfarken wollen in den heiligen Stand der Ehe treten. Mit Dank nehmen wir natürlich die freundliche Einladung an, denn eine vierländer Hochzeit, an der 250—300 Personen teilnehmen, ist etwas, was einem nicht alle Tage geboten wird. Jetzt wissen wir also, wer der Fremdling ist. Er ist einer der Musikanten, die am nächsten Sonntag zur Hochzeit aufspielen werden. Er muß heute von Haus zu Haus pilgern, um die Gäste zur Hochzeit zu bitten. „Hochtidsbidder" heißt ihn darum der Volksmund, und „Hochtids-" oder „Kößrükel" wird der Blumenstrauß genannt, der seinen Zylinder ziert.

Trina Harden ist also die junge Braut und Hein Puttfarken der glückliche Bräutigam, der sie am nächsten Sonntag zum Altare führen will. Die beiden kannten sich schon lange, sie liebten sich auch schon lange und waren sich längst einig, als endlich „de grot Löv," die Verlobung, gefeiert wurde. Damals war die Braut von Haus zu Haus gegangen, um ihre Gäste einzuladen. Sie sagte: „Annern Sünndag is min Löv, un ji kamt wull all en beten hin to min Löv." Der Sonntag ist da, und die Gäste, sie sind alle erschienen. Des Nachmittags beim Kaffee wendet sich der Bräutigam an seine Schwiegereltern und sagt: „Na, ik un Trina, wi sünd uns enig, un ji hebbt ok wull nicks dorbi intowenn, dat wi uns krigen dot." Die beiden Alten geben ihr Zugeständnis. Die Geladenen erheben sich von ihren Sitzen und beglückwünschen das Brautpaar mit den Worten: „Na, denn gratuleert wi ok velmals." Des Abends, als die Gäste Abschied



Bauernhof mit Heuberg.

nehmen, wendet sich der Bräutigam an dieselben mit der Bitte: „Annern Sünndag besökt ji mi ja wull all en beten." Und am nächsten Sonntag kommen sie dann zu ihm. Da wendet sich die Braut an ihre Schwiegereltern und sagt: „Ik un Hein, wi sünd uns enig, un ji hebbt ok wull nicks dorbi intowenn, dat wi uns krigen dot." Und jetzt folgen dieselben Förmlichkeiten, die wir schon am vorigen Sonntag im Hause der Braut kennen gelernt haben.

Aber Hein und Trina lieben sich sehr, und sie wollen darum auch die Hochzeit nicht auf die lange Bank schieben, sondern gar bald darangehen, sich ihr eignes, gemütliches Heim zu gründen. Deshalb geht Hein Puttfarken eines Tages nach

Bergedorf, um dort seinen Bürgereid zu leisten. Er erhält seinen Bürgerschein ausgeliefert, und erst der Besitz dieses Scheines berechtigt ihn, seine heißgeliebte Trina zum Altare zu führen. Er geht jetzt zum Pastoren und sagt: „Trina Harden un ik wulln uns annern Sünndag gern ton ersten Mal opbeden laten.“ Und am folgenden Sonntag findet dann das erste Aufgebot statt. Der Pastor verkündet es von der Kanzel herab mit den Worten: „Folgende Personen haben sich entschlossen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten und werden deshalb zum ersten Mal aufgeboten: Der viel ehr- und achtbare Hufner Hein Puttfarken und die viel ehr- und tugendsame Hufnerstochter Trina Harden. Wer gegen das Vorhaben der Personen etwas einzuwenden habe, der melde sich bei Zeiten und schweige hernach. Der liebe Gott möge ihnen seinen Segen geben.“ Am folgenden Sonntage, dem Hochzeitstage also, erfolgt dann das Aufgebot zum zweiten Male. Am Tage vor dem ersten Aufgebot waren Braut und Bräutigam bereits beim Pastoren zur Beichte gewesen. Dann war die Braut weiter gegangen zum Küster und Organisten, um den Brautgesang, der am Tage des ersten Aufgebots gespielt wurde, zu bestimmen. Für den einzelnen Vers zahlte man damals 2 ß (1 Mark Kurant = 1,20 *M*). Trina aber, eine vermögende Hufnerstochter, hält sich bei diesem Kleinhandel nicht auf. Sie wählt ein ganzes Lied mit recht vielen Versen und zahlt dafür stolz ihre 14 ß. Bewirtet wird sie mit Limonade und Käsebutterbrot oder auch mit Kuchen. Dann geht sie fort. Nach wenigen Minuten aber erscheint sie ein zweites Mal. Trina hat etwas sehr Wichtiges vergessen. Sie bittet den Organisten, doch ja noch einmal nachsehen zu wollen, ob auch die Gestirne der Kirche in Ordnung sind. Es wäre ja zu schrecklich für die arme Braut, wenn an ihrem Ehrentage die Sterne stille ständen. Der Organist verspricht ihr, alles besorgen zu wollen, und beruhigt wendet sich die Braut von hinnen. Sie geht jetzt zum Kirchendiener und Bälgentreter, um dem für seine kunstreiche Tätigkeit ein kleines Trinkgeld zu geben. 4 β (1 Schilling = $7^1/_2$ Pf.) kann der Mann nur beanspruchen; Trina zahlt ihm 2 ß. Dann geht sie heim nach Haus.



Junges Mädchen mit Butterkorb.

Am folgenden Tage findet also das erste Aufgebot statt. Der Bräutigam sitzt an seinem, die Braut an ihrem Platze. Sie sitzen nicht etwa nebeneinander. Die verschiedenen Plätze sind gekennzeichnet durch Namensinschriften, welche entweder ausgeführt sind in Intarsia, in Form einer Stickerei oder auch in Schnitzmanier. Nach dem Gottesdienst erhält das Brautpaar das Abendmahl. Viele Neugierige bleiben natürlich in der Kirche, um dem Akte beizuwohnen. Es sei

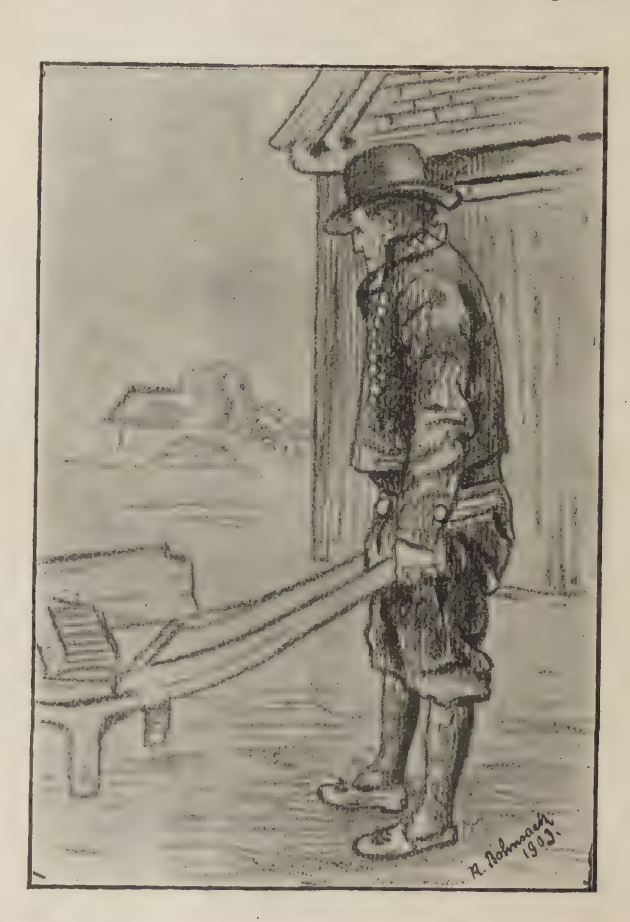
hier gleich erwähnt, daß es nicht immer hieß: „Der viel ehr- und achtbare Hufner.“ Je nachdem, ob der sich Verheiratende als Hufner, Kätner oder als einfacher Einwohner sich erwies, war auch der Wortlaut des Aufgebots ein verschiedener. Doch selbst beim Hufner hieß es nicht immer: „Der viel ehr- und achtbare.“ War derselbe vor der Hochzeit einmal vom Pfade der Tugend abgewichen, so hieß es einfach: „Der Hufner so und so.“ Hatte die Braut ihre Ehre nicht unbefleckt erhalten, so sagte der Pastor: „Die Hufnerstochter so und so.“ Und die Braut durfte dann auch nicht die schöne Brautkrone auf ihrem Kopfe tragen. In der einfachsten Weise fand die Trauung statt, nicht vor Gottes Altar, sondern in der Wohnung des Pastoren.

Am nächsten Tage, dem Montage, erfolgte dann die Einladung durch die Musikanten. Wir kennen ja die Leute bereits und brauchen uns darum jetzt nicht bei ihnen aufzuhalten. Der Freitag, der dritte Tag vor der Hochzeit, ist da. Die Braut geht gegen Abend in die Pastorenwohnung, um den Brautkranz zu holen. Drei solcher Brautkronen werden dort zum Leihen aufbewahrt. Für die eine zahlt man 6, für die andere 12 und für die dritte 15 ℔. Trina wählt natürlich die beste, und ihr zu Ehren wird auch noch hier und dort eine neue Blume hineingesteckt. Dann wird die Krone in einen hölzernen Kasten gelegt, ein großes Tuch darüber gedeckt, und die glückliche Braut begibt sich mit ihrem Schatze nach Haus.

Der folgende Tag bringt die Freuden des Polterabends. Nur weibliche Personen erscheinen im Brauthause. Da kommen die verschiedenen Großmägde: Trina, Fieken und Marieken, Anke, Beke, Mette, Gesche und wie sie sonst alle heißen mögen. Fast jede trägt den Butterkorb mit dem bunten Buttertuche darüber. Sie gehen alle zur Braut und sagen: „Goden Abend! Ik schall velmals gröten vun de un de, un ik wull ju ok en beten to de Köß bring'n.“ „Na, min Dern,“ sagt dann die Braut, „denn sett di man en beten dal.“ Die Mädchen bringen die verschiedensten Angebinde. Da erblicken wir in diesem Korbe schön geformte Butterstücke: in der Mitte eine Gluckhenne und rings herum sechs kleine Küchlein, dort wieder in der Mitte ein großes und um dasselbe herum die kleinen Lämmer. Auch schöne, in Eichenholz geschnitzte Butterformen, ferner zwei Eimer mit frischer Milch, eine Tüte mit Zucker, 8—10 Pfund Kaffee und noch manches andere mehr wird der Braut überreicht. Bewirtet werden die jungen Mädchen mit Weißwein, Butterkuchen, weichen Kringeln, sowie mit Käse- und Fleischbutterbrot. Sie sprechen allem tapfer zu und erzählen sich ihre vielen, kleinen Geheimnisse. Wie im Nu verfliegen die Stunden. Von draußen her ertönt ab und zu ein leiser Pfiff. Auch ans Fenster wird hin und wieder geklopft. Kein Wunder, den da draußen Stehenden wird schließlich auch einmal die Zeit lang. Endlich nehmen die jungen Mädchen denn auch Abschied von ihrer Freundin. Sie werden von ihren Burschen in Empfang genommen, und nun geht's lachend und singend Arm in Arm in fröhlichster Stimmung den Deich entlang nach Haus. Besonders ein Lied ist's, das in jener Zeit gar oft und gern gesungen wurde. Es lautet: „Vergnügte Stunden, wo sind sie geflogen hin? Sie sind entschwunden. Allerschönstes Kind, ach, gedenkst du noch der herrlichen Zeit, weil nun, weil nun die Liebe tut ruh'n?“

Endlich ist der große Tag der Hochzeit da. Es ist morgens sechs Uhr. Da spannt der Knecht bereits an, um die Frau, welche den Brautkranz aufsetzen soll, von ihrer Wohnung zu holen. Ein paar Stunden später erscheinen die Musiker, um dem Brautpaar ein Ständchen zu bringen. Sie spielen das Lied: „Wie herrlich strahlt der Morgenstern.“ Um neun Uhr kommen schon die ersten Gäste. Sie werden bewirtet mit Glühwein und Kuchen. Sobald alle beisammen sind, besteigen

sie ihre schönen, bunten Stuhlwagen, die oft reich verziert sind mit in Holz geschnitzten Blumen und Engelgestalten. Der erste ist der Brautwagen. Auf dem vorderen Stuhl sitzt das Brautpaar, die Braut mit der hohen Brautkrone. Auf dem zweiten Stuhl haben zwei der Brautjungfern Platz genommen, und hinten sitzen oft noch zwei Musiker. Der eigentliche Musikantenwagen ist der zweite. Und hinter diesem folgen dann all die andern mit den vielen frohen Gästen. Nach der Trauung fahren sie zurück nach dem Brauthause. Dort ist inzwischen für das Essen gedeckt worden. Die verheirateten Männer der Verwandtschaft, auch die beiden Väter, sowie der Pastor und der Organist verfügen sich in die große, die Frauen dieser Männer in die kleine, die Altenteilsstube. Auch auf der großen Diele soll gegessen werden. Dort stehen in drei langen Reihen die Tische nebeneinander. Wenn wir hinaufkommen auf eine solche Bauerndiele, so erblicken wir links die Kuh-, rechts die Pferdeställe. An den Kuhställen entlang stehen die Tische für die jungen Mädchen. An der einen Schmalseite sitzt die Braut und ihr zunächst die Brautjungfern. Auf der entgegengesetzten Seite, bei den Pferdeställen, sitzen die jungen, unverheirateten Männer, an der einen Schmalseite wiederum der Bräutigam. In der Mitte haben die übrigen Geladenen in bunter Ordnung Platz genommen. — Doch der Weg zur Kirche war ein weiter, und die Luft wehte frisch. Kein Wunder, daß wir mittlerweile Appetit verspüren und die Tafel einmal einer genauern Prüfung unterziehen. Aber da entdecken wir zu unserm Schrecken noch herzlich wenig Genießbares. Vor mir steht ein hölzerner Teller, und neben dem Teller liegt ein alter Zinnlöffel. Messer und Gabeln gibt's nicht; die hat sich ein jeder selbst mitzubringen. Auf den Tischen, an welchen die Männer sitzen, brennen bereits die acht Hochzeitslichter. Auch Teller, mit Tabak gefüllt, stehen dort, und neben den Tellern liegen lange Kalkpfeifen und große, bunte Schwefelhölzer. Endlich



Vierländer bei der Arbeit.

wird das erste Genießbare hereingetragen. Die Männer trinken Rum aus Gläsern, die so groß sind wie gewöhnliche Weingläser. Je acht benutzen ein Glas. Dann aber beginnt die Schmauserei. Die Braten sind draußen im Backofen, die übrigen Speisen auf den beiden offenen Herden der großen Diele zubereitet worden. Es gibt zunächst Fleischsuppe mit Fleischklößen und gekochten Rosinen. Je vier Personen bedienen sich eines Tellers. Dann wird gekochtes Rindfleisch mit Pflaumen aufgetragen. Zum Fleisch ißt man Brot. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kartoffel in jener Zeit noch kein so gewöhnlicher Artikel war, wie dies heutzutage der Fall ist. Darauf gibt's dicken Reis mit Milch, Zucker und Kanel, und dann werden endlich die verschiedenen großen Braten aufgetragen. Zu diesem Gericht ißt man auch Kartoffeln, und Weiß- und Rotwein wird dazu getrunken. Zum Schluß wird noch Käsebutterbrot herumgereicht. Wenn das Essen beendet ist, geht der Küster zu den Musikern und fordert sie auf, ein Lied zu spielen. Man singt: „Nun danket alle Gott." Dann wird die Tafel aufgehoben.

Nach dem Essen wird weidlich getanzt und tüchtig gezecht. Diejenigen, welche Kaffee oder Tee trinken und Kuchen essen wollen, gehen in eine der Stuben. Getanzt wird auf der großen Diele. Das Brautpaar eröffnet den Ball mit einem Walzer, und dann folgen all die andern Tänze, von denen man heute zum Teil kaum noch die Namen kennt. Es werden folgende Tänze aufgeführt: Walzer, Schottschquadrille, Windmühle, der erste Reihentanz, der zweite Reihentanz, Kegelquadrille, Englisch, Fandango, Hanax, Tampête, Française, Écossaise mit Kompliment, Hoppskontra oder Kontraachterüm, Dreetritt, Sönnros', Lusti un Polnisch und vielleicht noch einige andere mehr. Nachts um zwölf Uhr „ward de Brut de Mütz opdanzt". Der Bräutigam tanzt noch einmal wieder mit seiner Braut. Die Frau, die den Brautkranz aufsetzte, erscheint und entreißt scheinbar mit Gewalt dem Bräutigam seine Liebste. Sie gehen in ein Nebengemach. Dort schneidet die Frau der Braut die beiden langen, blonden Zöpfe, das Wahrzeichen der vierländer Jungfrau, ab. Im neuen Hochzeitsfrauenkleide erscheint sie dann als vollgültige Ehefrau wieder unter ihren Gästen. Sie präsentiert denselben von einer großen Torte. Darauf nehmen ihre älteren Kolleginnen sie in ihre Mitte, gehen an den Musikantentisch und singen dort das alte, bekannte Hochzeitslied: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." — Dann beginnt der Tanz aufs neue. Er wird diesmal eröffnet von dem Bruder des jungen Ehemannes oder — falls ein solcher nicht vorhanden — von dem Onkel desselben und der neuen Ehefrau. Für die Ehre, den ersten Tanz mit der jungen Frau vorführen zu dürfen, zahlt er den Musikanten 6 ß. Es ist der beliebte Tanz „Lusti un Polnisch." An diesem Tanze dürfen sonst nur noch Frauen teilnehmen. Der Text desselben lautet:

O wacker, lütten Derns,
worüm gaht ji mi quitt?
Wull hierüm, wull dorüm
is alles verbrüdt.

Is nu denn gescheh'n,
is nu denn gescheh'n,
wi wüllt uns op 'n anner Mal
beter vörseh'n.

Darauf tanzen alle wieder in bunter Ordnung durcheinander, und wenn sie des Vergnügens müde sind, gehen sie heim in ihre Wohnungen. Das junge Ehepaar verbringt die erste Nacht noch im elterlichen Hause. Damit dasselbe weder Hunger noch Durst leide, haben bereits vorher gute Freunde unter das Kissen des Ehemannes eine Flasche Wein, unter das der jungen Frau ein Franzbrot gelegt.

Am nächsten Tage erfolgt „de Intog na den Brögam sin Stä." Diejenigen, welche gestern der Hochzeit beiwohnten, können auch heute am Einzuge nach des Bräutigams Stelle teilnehmen. Doch nicht alle erscheinen. Manche haben ihren

Rausch noch nicht ausgeschlafen. Da werden all die verschiedenen Sachen, die zur Aussteuer gehören, die Tische und die Stühle, die Betten und das Bettzeug, die Kisten, die Laden und was sonst noch dazu gehören mag, auf zwei große Leiterwagen gepackt. Auf den vorderen kommen auch die Betten, und auf das erste setzen sich wohl zwei der Musikanten, um unterwegs eins aufzuspielen. Der zweite Wagen ist ein Stuhlwagen. In demselben sitzen das Ehepaar, sowie die Eltern der jungen Frau. Und dann folgen all die andern. Im Hause des jungen Hufners beginnt das Schmausen von neuem. Dieselbe Speisenfolge, die wir gestern auf der Hochzeit kennen lernten, wird heute noch einmal durchgekostet. Dann wird wieder nach Herzenslust getanzt und gezecht, und spät in der Nacht oder des Morgens früh gehen die Gäste zurück in ihre Wohnungen.

Am folgenden Sonntag macht das junge Ehepaar seinen ersten gemeinschaftlichen Kirchgang. Nach dem Gottesdienste gehen die beiden in das frühere Wohnhaus der jungen Frau. Sobald das Essen beendet, begeben sich die Familienangehörigen hinauf auf die große Diele. Sie gehen nach den Pferdeställen. Der Vater sagt: „Dat erst Perd heck för mi nahm, nu sök du di ok en ut." Und der Schwiegersohn sucht sich eins derselben, jedenfalls nicht das schlechteste, aus. Dann begeben sie sich nach den Kuhställen. Der Vater spricht: „De erst Koh heck för mi nahm, nu sök du di ok en ut." Der junge Hufner bestimmt eine derselben. „Perd- un Kohnehmen" heißt der Volksmund diese Sitte. Am folgenden Tage werden die beiden Tiere ihrem Bestimmungsorte zugeführt, das Pferd durch den Großknecht, die Kuh durch die Großmagd. Sie erhalten je 8 ß Trinkgeld. Das ist der Schlußakt der vierländer Hochzeit.

Du fragst, lieber Leser: „Und jetzt?" Gegenwärtig ist nur noch herzlich wenig von all diesen Sitten zu spüren. Der Pflug der Zeit, der alles ebnet und alles gleichmacht, hat auch hier seine breiten Spuren hinterlassen und leider nicht immer das Vorhandene durch Besseres ersetzt.



Wandsbek.

Ein Beitrag zur Erklärung der Ortsnamen.

Von **Paul Weber** in Wandsbek.

Die Deutung eines Orts- und Landschaftsnamens aus der Schreibung der Urkunde, in der er zuerst erwähnt wird, wird nicht immer zum Ziele führen, namentlich dann nicht, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß schon zur Zeit der Entstehung der Urkunde der betreffende Name uralt war, wie das z. B. bei Flußnamen oft der Fall ist. Da entsteht dann die Frage, ob die Auffassung, die sich von der Bedeutung des Namens in der Schreibweise der Urkunde zeigt, wohl noch die richtige war, ob nicht der Einfluß des Christentums oder eine falsche Schreibung einen ganz anderen Sinn hervortreten läßt, als ursprünglich in dem Namen lag. Oft ist allerdings schon die Deutung aus Formen schwierig, welche den Verfassern der Urkunden ersichtlich noch verständlich waren, denn viele alte Sprachwurzeln erstrecken ihre Zweige nicht mehr bis ins 20. Jahrhundert. In allen derartigen Fällen wird es darauf ankommen, durch Vergleiche und Nachforschungen hinter den rechten Sinn zu kommen, vor allen Dingen aber alle wahrscheinlichen und möglichen Erklärungen zu sammeln, auch solche, die auf den ersten Blick unwesentlich erscheinen, um so für eine Weiterarbeit vor allem erst einmal Grundlagen zu haben. Diesem Zwecke sollen auch die nachstehenden Aufzeichnungen dienen.

Die überaus reichen Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, die Schleswig-Holstein aufweist, geben Kunde von einem außerordentlichen Kulturzustande der Bewohner Schleswig-Holsteins in vorchristlicher Zeit.[1]) Diese Leute werden ganz sicher auch das Land genau gekannt und für alle Flüsse, Berge usw. Namen gehabt haben, und da heißt es doch wohl ihren Einfluß unterschätzen, wenn man in dem Maße, wie das bisher geschehen ist, wo dunkle Ortsnamen vorkommen, immer gleich mit einem Hinweise auf die Wenden kommt. In allen Namen sollte man vor allem nach deutschen Spuren und Anklängen forschen, denn selbst der Umstand, daß ein Name wendische Form und Schreibung angenommen hat, ist nicht von vornherein ein Beweis für den wendischen Ursprung. War das Land, in dem sich die Wenden ansiedelten, den Sachsen bekannt, und das war es sicher, so werden die Flüsse, Seen und Landschaften bei diesen immer nach den alten Bezeichnungen benannt worden sein, und es ist wohl anzunehmen, daß die Eindringlinge die bestehenden Namen ihren Sprechwerkzeugen entsprechend ummodelten. Die Polen machen es ja heute noch mit allen deutschen Städtenamen so. Bei ähnlichen deutschen und wendischen Namen können daher die letzteren recht wohl die abgeleiteten, die ersten die ursprünglichen sein.

Den Namen Wandsbek aber, wie das bisher immer geschehen ist, mit Wenden in Verbindung zu bringen, beruht auf ganz willkürlichen Folgerungen. Denn Wenden sind hier, so viel man weiß, nie dauernd ansässig gewesen, die Ableitung von Wendenbek ist ebenso gezwungen wie die Erklärung, die Hansen[2]) anführt: Wands heiße im Altwendischen Schlange. Beneke,[3]) der diese Erklärungen bespricht, kommt daher schon zu dem Schlusse: „Die geäußerten Vermutungen entbehren aller urkundlichen Begründung und gehen meist von der etymologischen Hypothese aus, daß der Name Wandesbeck (wie die ältere Schreibart lautet) mit den Wenden zusammenhänge, womit man wiederum den Namen der viel jüngeren Pertinenz Wendemuth und den Namen des Baches Wands, Wans, Wandsbach oder Wandse in Verbindung bringt." Alle anderen Bäche und Flüsse, die sich mit dem Wandsbach in die Alster ergießen, tragen, wie bemerkt werden mag, germanische Namen, weshalb sollte hier eine Ausnahme bestehen?

Drei Schreibarten des Namens kommen bei einer Untersuchung in Betracht, nämlich Wantesbecke, Wandesbeck und Wansbeck. Die Schreibung Wantesbecke ist die älteste urkundlich bestätigte, sie kommt vor in einer Urkunde vom 10. Oktober 1296, die sich im Hamburger Stadtarchive befindet. In derselben bestätigen die Grafen Adolf und Johann von Holstein und Stormarn dem Kloster Frauental bei Hamburg den gekauften großen und kleinen Zehnten in 13 Ortschaften, darunter „Wantesbecke." Im Jahre 1315 gibt es in Hamburg einen Wulf de Wantesbecke, 1345 einen Johannes Wantesbecke, die nach dem Verlassungsprotokoll des Kirchspiels St. Jakobi Grundstücke veräußert haben.[3]) Die Bezeichnungen Wandesbeck und Wandsbeck sind später die allgemein gebräuchlichen, Wansbeck kommt nebenher vor. Die wechselnde Schreibung der Endung beck und bek bedarf dabei keiner Erörterung.

Wantesbeck, Wandesbeck. Es sei hier zunächst darüber eine Äußerung des bekannten Germanisten Prof. H. von Pfister-Schweighusen, Darmstadt, wiedergegeben: „Jeder Gedanke an Wenden-Leute ist hintan zu halten. Das verbietet sich schon durch den starkförmigen Wesfall in „s." Es heißt Franke**n**berg, Sachse**n**burg, Hesse**n**stein, Schwabe**n**heim. Zweitens verwehrt dortige mir bekannte Mundart die Entfaltung eines **a**-Lautes aus **e** oder noch älterem **i**. So ist also an Wenden nicht zu denken. Wäre das **t** in jener urkundlichen Form sicher, so läge das altsächsische, noch englische Hauptwort Want (Mangel) zu Grunde. Niederdeutsche Form Wantesbeke, hochd. Wanzesbach. Schließendes **e** ist Dativ: zum Wanzes-

bache, wie z. B. die vielen Ortsnamen auf felde, walde, berge. Diese Deutung ist mir die wahrscheinlichste. Gestützt wird sie durch den Namen Eilbeke*) d. i. Agilbeke und meint Schrecksbach. Irgend ein mythisches Ereignis lieh den Namen. In Hessen gibt es eine Schrecksbach und eine Hungersbach. Läge gleichwohl eine schreiberische Nachlässigkeit vor, so wäre bei echtem (?) **d** die Bedeutung vielmehr „Grenzbach." Meine Deutung „zur Mangelsbach" stehet und fällt mit verbürgter Richtigkeit obiger urkundlicher Form."

Want. Die Folgerung aus dem Schlußbuchstaben bei Want dürfte insofern nicht ohne Bedenken sein, als die Rechtschreibung in alten Urkunden oft zu wünschen übrig läßt; es kann auch wohl eine falsche Beugung vorkommen. Die Wand wird außerdem im Althochdeutschen, Mittelniederdeutschen usw. immer Wan**t** geschrieben. Hoffmann von Fallersleben schreibt das Niederdeutsche im Reinecke Fuchs nach alten Quellen so, daß er t im Auslaut, d im Inlaut anwendet. Da Wand weiblichen Geschlechtes ist, so würde Wantes einen männlichen Wesfall bedeuten und somit ein männliches Hauptwort voraussetzen. Es läßt sich jedoch bei einzelnen Worten im Althochdeutschen und Mittelniederdeutschen auch ein weibliches Genitiv-**S** nachweisen, das die Urkundenschreiber wohl veranlassen konnte, es auch dort anzubringen, wo es nicht gebräuchlich war, abgesehen davon, daß das weibliche Genitiv-**S** sehr wohl eine ältere, also ursprünglichere Beugungsform darstellen kann, oder daß es eine früher vor sich gegangene Geschlechtsänderung erkennen läßt.**)

Für das Want deutet Jakob Grimm [4]) übrigens noch auf eine andere Bedeutung hin. Er sagt bei Besprechung des Wortes „Handschuh": „Es gab noch ein älteres einfaches Wort ahd. want (?), das noch im mittelalterlichen wantus (Waltfarius 1422), wanto, quantus, quanto, franz. gant, ital. guanto zu erkennen ist und im altnord. vöttrwantr (wie möttul: mantull) und vetlinger fortlebt, dänisch vante.

Wandsbeck. Ein im niederösterreichischen Waldviertel sehr geschätzter Heimatforscher, Herr Franz Kießling in Dresendorf, hält eine Ableitung von Personennamen für wahrscheinlich: „Im Bestimmungsworte „Wand" hat man wohl einen verkürzten Personennamen zu vermuten. So z. B. ist der niederösterreichische Ortsname Wolfsloch auf Wolfe d. i. die Rufform für Wolfgang, Wolfmar, Wolfram, Wolfbert u. dergl. zu beziehen. Ähnlich der Ortsname Sussenbach auf Surzzo, Ravelsbach auf Rapholt oder Raffolt. Der Bach erhielt in solchen Fällen nach demjenigen den Namen, der sich zuerst an dem Gewässer ansiedelte. Ich vermute daher in Wands die wesfällige Verkürzung eines germanischen Personen-Vollnamens wie z. B. Wandilhart, Wandilmar, Wandelbert u. dergl." Aus Personennamen entstanden die Wandsbek benachbarten Orte Rahlstedt (früher Radolfsstedt, Radolvesstedt), Volksdorf (früher Volkwardesdorf) usw.

Vandalen. Da Müllenhoff der Ansicht ist, daß die Vandalen einst auf der zimbrischen Halbinsel wohnten, so kann man im Namen Wandsbek vielleicht einen Anklang finden. Er sagt darüber: „Der Name der Vandalen aber erscheint selbst unzweifelhaft bei dem Gauvölkchen des heutigen Wendsyssel im nördlichsten Jütland jenseit des Limfjord: Wandali, Wendilenses hießen die Einwohner, Wendala, Wendila das Land bei Saxo, Vendilsskage, Vandilsysla bei Isländern; Wulfgar, Fürst der Wenden, ist an des Dänenkönigs Hrodhgar Hofe einer der ersten Dienstmannen im Beowulf." Und später heißt es: „Alle genannten Völker gehören zu den Sueven, noch im Scopesv. werden die Bewohner Holsteins so genannt, und daher hat sicherlich unser Schwabstedt an der Eider in Schleswig,

*) Name des Wandsbaches auf dem Hamburger Gebiete.
**) Die Liebe ist in den romanischen Sprachen männlich (el amor), bei uns weiblich trotzdem sagen wir Liebesdienst.

Swavestede bei Neocorus, seinen Namen empfangen.“ Nach Grimm sind die „Wandalen“ die Umherziehenden, Much [6]) deutet „Vandalen“ die Wandelbaren und bringt an anderer Stelle den Nameu in Verbindung mit dem altsächsischen vanum = schön. Sehr überzeugend sind die Müllenhoffschen Ausführungen aber wohl nicht.

Wonsbek, Wennebek, Winnebek. Ein Vergleich mit Wandsbek ähnlich klingenden Flußnamen in Schleswig-Holstein bringt keine Aufklärung. Wonsbek hieß nach dem Aufsatze in Nr. 8 der „Heimat“ Jahrgang 1903 früher Odinsbek, Wodinsbeck usw.; die Bedeutung dieses Namens liegt auf der Hand. Bei Langwedel gibt es nach Schröder ein Wennebek, das nach anderer Mitteilung Winnebek genannt wird.

Wansbeck. Viel mehr Übereinstimmung findet man, wenn man der Spur Dr. Clements folgt und sich im Lande der Angelsachsen umsieht. Clement [8]) weist an unzähligen Beispielen nach, daß die deutschen Einwanderer bei der Eroberung Englands die Namen der Flüsse und Orte ihrer alten Heimat dorthin übertrugen. Dort kommen die Silben Wand, Want und Wan sehr viel in Ortsnamen vor, es gibt Wandorp, Wantsham, Wansdyke, Wandsworth, Wanstead und einen Fluß Wansbeck. Den letzteren schildert eine Zuschrift aus Newcastle o. T., wie folgt: „Es gibt in der Grafschaft Northumberland einen Fluß Wansbeck, der bei Scarlet Hall beginnt und zwischen Newbegin und Blyth in die Nordsee mündet. Dieser Fluß fließt durch Morpeth (16½ engl. Meilen nördlich von Newcastle), wo es ein Wansbeck-Haus gibt. Der östliche Teil der Grafschaft Northumberland heißt Wansbeck-Division und umfaßt ein ziemlich weites Gebiet. Das Tal, durch welches der Fluß fließt, heißt Wansbeck-Valley.“ Es würde sich nun darum handeln, festzustellen, ob Wansbeck die ursprüngliche Schreibung ist, oder ob vielleicht ein d oder t im Laufe der Jahrhunderte ausgefallen ist. Denn es ist eher möglich, daß im Laufe der Zeit ein Buchstabe verloren geht, als daß einer eingefügt wird. Für das Gegenteil gibt es freilich auch Beweise. Im Merseburger Spruch heißt es z. B. invar = entfahr, insprinc = entspring. Aus dem althochdeutschen sinfluot, große Flut, wurde ein Sin**t**flut und ist jetzt gar eine Sün**d**flut geworden. Wie schon gesagt, gibt es im Englischen noch das Wort „Want,“ das einen Mangel, Fehler, eine Lücke usw. bezeichnet. Einen ähnlichen Sinn hat die Vorsilbe wan in Zusammensetzungen: wanworth = Unwert, wanuse = Mißbrauch, wantrust = Mißtrauen und wanwyt = Verstandesmangel, Wissensmangel, im Deutschen mit abweichender Bedeutung: Wahnwitz. Die Annahme einer gleichen Wurzel liegt nahe. Im Englischen gibt es auch ein Zeitwort to wand, das mit dem gotischen vandus, die Stute, altschw. vand, zusammenhängt und winden, flechten bezeichnet, wanded chair = ein geflochtener (Weiden-) Stuhl. [9]) „Die Geschichte schweigt oft, wo die Sprache spricht,“ sagt Dr. Clement sehr zutreffend; vielleicht läßt sich gerade durch Forschung in England noch mancher dunkle Ortsname in Schleswig-Holstein deuten. Müllenhoff [11]) schreibt: „Was die Angelsachsen an alten Erinnerungen bewahrt haben, dürfen wir umsomehr unserm Lande zusprechen, weil hier die Heimat ihrer Helden und der Spielraum ihrer Taten ist.“ Durch normannische Mordbrennerei sind freilich die Aufzeichnungen der Geschichte und Heldenlieder der Angelsachsen zum größten Teile zerstört worden; sie hätten uns wahrscheinlich auch über unsere Heimat mehr Aufklärung geben können. Aber sicher ist noch vieles vorhanden, das man auf seine Bedeutung für uns nicht geprüft hat.

Wanen. Führte man das Wort vanum = schön bei Deutung des Namens der Vandalen schon an, so bringt es Quitzmann [10]) mit dem Göttergeschlechte der Wanen in Verbindung. Er verdient Erwähnung, weil er eine ganze Anzahl von Orten in Bayern und Österreich anführt, deren Namen an die Wanen erinnern, z. B. Wanebach, Wannbach, Wannenbach, Wanigesdorf, Waniustorf usw. Ferner

gibt es ein Wanfried in Hessen, ein Wansdorf in Brandenburg. Er weist den Wanenkult besonders den slavischen Völkern zu, die ihn aus dem Norden nach Süddeutschland brachten. In der Tat scheint dieser Göttername der einzige zu sein, der sich auch bei „Wandsbek" zur Erklärung heranziehen ließe, denn an eine Verbindung mit Wodan wie bei Wonsbeck ist doch wohl nicht zu denken. An sich ist eine solche Erörterung auch schon deshalb angebracht, weil gerade Quellen, Flüsse und Haine bei den Germanen Gottheiten geweiht waren. So berichtet Helmold in seiner Chronik der Slaven [13]) noch aus dem Jahre 1126 über Neumünster: „Vicelin sah, daß die Einwohner, was die Religion anlangte, nichts weiter als den Namen von Christen hatten. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglauben herrschte bei ihnen."

Bei Wandsbek kommt noch hinzu, daß die nahe Osterbek (Ostara) wie auch die Alster, in die beide sich ergießen, in ihren Namen auf die Götterverehrung hinweisen. Außerdem war Hamburg ein dem Kultus geweihter Ort. Das germanische Heiligtum soll sich in der Gegend des jetzigen Alstertors befunden haben, und die Alster hat von diesem Heiligtume wohl den Namen (Alfstara = zum Heiligtume führend).

Daß die Vanengottheiten in Nordalbingien viel verehrt wurden, ist bekannt; hier deutet der Vogel auf sie hin, der ihnen heilig ist: der Schwan. Schon die Angelsachsen legten ihre Eide auf den Schwan ab. [14]) Seit ewiger Zeit werden auf der Alster Schwäne gehegt. Ein Schwan mit gezacktem Halsringe bildet das Wappen Stormarns, dessen Hauptstadt Hamburg einst war. Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts mußten bei den Festessen, die der Senat von Hamburg am Petri- und am Matthias-Abend (21. und 24. Februar) in jedem Jahre gab, Schwäne die Festtafel zieren. Vor allem deuten die Schwäne auf Freia, Schwanenhemden legten die Walküren an, wenn sie Luft nnd Wasser ritten; ihr Haupt war Freia.

Wanadisbek. Und Freia hat einen Beinamen, der unserem Flußnamen sehr ähnelt, den der „Vanadis" (Uhland, [15]) sowie: die Edda — Gyfagimung 35). Die Bezeichnung der „Disen" (Frauen, Jungfrauen) war auch in Deutschland gebräuchlich, ist also nicht spezifisch nordisch. Im Merseburger Heilspruch heißt es: „Eiris sagun idisi." Will man dem Namen des Wandsbaches dasselbe Alter einräumen, das Osterbek und Alster unzweifelhaft haben, so ist die Ableitung von Wanadisbek durchaus möglich. Die spätere Schreibung Wantes- und Wandesbek läßt sich dadurch erklären, daß der Name eben durch mündliche Überlieferung erhalten geblieben war; als nun die Leute schon seit Jahrhunderten Christen waren, erkannten sie den Sinn des Wortes nicht mehr, sie legten daher Begriffe hinein, die ihnen nahe lagen, und schrieben den Namen dementsprechend. So bringt das Volk ja heute auch noch die Worte, die ihm unverständlich sind, in eine seinen Begriffen entsprechende Form; man frage nur einen Apotheker nach den volkstümlichen Bezeichnungen mancher Heilmittel. Träfe die Deutung Wanadisbek zu, so wäre die Wandsbek der Freia, wie die Osterbek der Ostara geweiht gewesen.

Wan. Schließlich mögen noch zwei Eddastellen angeführt werden als Zeichen dafür, daß Wan überhaupt ein alter Flußname mit mythischer Bedeutung ist. Es heißt im Grunnismal 26 bis 28:

> Eikthyrnir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal,
> Der an Läwads Laube zehrt.
> Von seinem Horngeweih tropft es nach Hwergelmir;
> Davon stammen alle Ströme:
> — — — — — — — — — —
> Wina heißt einer, ein anderer Weyswinn,
> Ein dritter Diotnuma.

Slyt und Slöt, Slönn und Hrönn,
Slid und Hrid, Sylgr und Ylgr,
Wid und Wan, Wönd und Strönd.

In der jüngeren Edda gibt es noch eine andere Erklärung. Gylfanning: „Der Fenriswolf riß den Rachen furchtbar auf, schnappte nach ihnen und wollte sie beißen; aber sie steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Oberkiefer stand: damit ist ihm das Maul aufgesperrt. Er heult entsetzlich, und Geifer rinnt aus seinem Munde und wird zu dem Fluß, den man Wan nennt."

Quellen:
[1]) J. Mestorf: Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein. [2]) Pastor A. U. Hansen, Chronik von Wandsbek. [3]) Dr. Otto Beneke, Geschichtliche Notizen über Wandsbeks Vorzeit. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 3. [4]) Jakob Grimm, Deutsche Grammatik. [5]) Müllenhoff, Nordalbingische Studien. [6]) Rudolf Much, Deutsche Stammsitze. [7]) Schröder und Biernatzki, Topographie von Holstein. [8]) Dr. K. J. Clement, Schleswig das Urheim der Angeln und Friesen. [9]) Dr. F. Flügel, Englisch-deutsches Wörterbuch. [10]) Dr. Anton Quitzmann, Die Religion der Baiwaren. [11]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. [12]) Grimm, Deutsche Mythologie. [13]) Helmold, Chronik der Slaven, übersetzt von Dr. J. C. M. Laurent. [14]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. [15]) Uhland, Abhandlungen über Thor.



Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz.[1])

Heimatschutz fordern wir! — Einen fremden Eindringling zwar haben wir hier nicht zu befürchten, wohl aber die einheimischen Vandalen. Seit der Begründung des neuen Deutschen Reichs sind „deutsche Interessen", „vaterländische Bestrebungen" und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie darf ungescheut entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was heute geschieht. Ja, die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Übergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern ebensosehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und die Gebilde der

[1]) Der hier mitgeteilte Aufruf zur Gründung eines Bundes für Heimatschutz entspricht so sehr den Zielen, welche sich auch unser Verein für Natur- und Landeskunde gesetzt hat, daß ich nicht unterlassen kann, ihn hier im vollen Wortlaut zu veröffentlichen und so unseren Mitgliedern Kenntnis davon zu geben, wie überall im deutschen Vaterlande die Liebe zu den Schätzen der Heimat kräftig gepflegt wird und noch mehr gefördert werden soll. Unter den über 200 Männern, die sich zur Förderung des Planes zunächst vereinigt haben, finden wir aus unserm Vereinsgebiet folgende Namen: Baltzer, Baudirektor Lübeck, Professor Dr. Justus Brinkmann, Museumsdirektor, Hamburg, Prof. Dr. Richard Haupt, Provinzial-Konservator der Provinz Schleswig-Holstein, Eutin, Dr. Otto Lehmann, Museums-Direktor, Altona, K. Mühlke, Geheimer Baurat, Schleswig, Prinz E. v. Schönaich-Carolath, Fideikommißherr, Haseldorf, O. Schwindrazheim, Maler und Schriftsteller, Hamburg, Dr. Richard Stettiner, Assistent am Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg. Als Geschäftsführer zeichnet vorläufig Robert Mielke, Charlottenburg 5, Römerstraße 18. Die Schriftleitung.

Natur. Heide und Anger, Moor und Wiese, Busch und Hecke verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät. Und mit ihnen verschwindet eine ebenso eigenartige als poetische Tier- und niedere Pflanzenwelt. In der Forstwirtschaft gilt trotz der einsichtsvollen Gegenbestrebungen nicht weniger Fachmänner vielfach ausschließlich der Gesichtspunkt, hohe Erträge zu erzielen. Namentlich in Gemeindewaldungen und Privatforsten wird nur allzuoft jede ideale Rücksicht beiseite geschoben. Sebst die Kuppen unserer Berge, welche die Linien der Landschaft seit Urzeiten bestimmen, die phantastischen Felsbildungen, welche die Abhänge unserer Täler schmücken, werden durch Steinbrüche angetastet, die häufig genug an gleichgültigeren Stellen angelegt werden könnten. Den Zauber einsamer Gebirgswelt vernichtet man durch aufdringliche Bauten. Eiserne Brücken spannt man in unschönen, das Landschaftsbild verunstaltenden Formen über unsere Wasserläufe, auch da, wo allen Anforderungen der Zweckmäßigkeit mit schlichten Stein- oder Holzbrücken zu entsprechen gewesen wäre. Bäche und Flüsse werden zugunsten praktischer Zwecke so völlig umgestaltet, daß von ihrer natürlichen Schönheit nichts mehr übrig bleibt. Der Baum, der seit Jahrhunderten Schatten gespendet, wird den Theorien der Wegebaukommission zuliebe gefällt; das alte Tor, das vorspringende Haus wird niedergerissen, weil der enge Durchgang, die krumme Straße angeblich nicht mehr den Forderungen des Verkehrs entspricht; dies aber nicht nur in Städten mit einigen hunderttausend Einwohnern, sondern in jeder Mittel- und Kleinstadt bis zum winzigsten Flecken herab, weil sie alle von der Sucht geplagt werden, großstädtisch scheinen zu wollen. Hier legt man — unbekümmert um natürliche Verhältnisse oder um malerische Wirkungen — Bauwerke frei, die doch erst als Glieder eines architektonischen und geschichtlichen Zusammenhanges in ihrer vollen Bedeutung erscheinen. Dort wird das der Natur unseres Landes und unserer Empfindung so entsprechende steile Dach von dem flachen verdrängt, der kräftige Hohlziegel muß der Dachpappe oder einem anderen unschönen Surrogat, der anmutende Fachwerkbau und das verputzte Haus dem kahlen Backsteinkasten weichen. Wo wir auch hinblicken, nichts als Verunstaltungen, nichts von dem natürlichen Takte, durch den sich unter den Händen unserer Altvordern das Nützliche ganz von selber schön gestaltete, so daß die Brücke, die Mühle, die Scheune zu anmutsvollen Gebilden in der Landschaft wurden.

Man sollte nun meinen, die ungeheure Verbreitung eines modischen Naturkultus, wie er in dem außerordentlich gesteigerten Reisebedürfnis, in den die ganze Welt überschwemmenden Anpreisungen von Luftkurorten, schön gelegenen Sommerfrischen, Aussichtspunkten, kurz in der gesamten Fremdenindustrie zutage tritt, müsse im entschiedenen Gegensatz zu der auf anderer Seite herrschenden Nichtachtung idealer Gefühlswerte stehen. Leider aber ist dies nur in beschränktem Maße der Fall. Im Gegenteil: Vergnügungssucht, die sich für Naturbegeisterung hält auf der einen Seite, und auf der anderen das Verlangen aus den Reizen der Landschaft und der Altertümlichkeit pekuniären Vorteil zu ziehen, sind in eine so verhängnisvolle Wechselwirkung getreten, daß gerade von dieser Seite her die schwersten Gefahren drohen. Durch die sogenannten „Erschließungen“ und sonstigen Zurüstungen, welche sich Tal, Wald und Berg, Fels und Wasserfall, Dörfer, Städte und Burgtrümmer gefallen lassen müssen, durch Drahtseilbahnen, Hotelkästen, Walpurgishallen, Rübezahlburgen und zahllose andere schön sein sollende Geschmacklosigkeiten werden alle Ursprünglichkeit und wahre Schönheit in beinahe gleichem Maße zerstört, wie durch die Verwüstungen, die das Gefolge rücksichtsloser industrieller Ausbeutung der Natur bilden.

Wir haben nicht die törichte Absicht, die außerordentlichen Errungenschaften der Gegenwart auf praktischem Gebiet zurückdrängen zu wollen. Wohl aber dürfen

wir einen Ausgleich anstreben zwischen jener herzlosen Ausbeutung des Heimatbodens und den Forderungen des Gemüts, dessen Wurzeln keine Lebensnahrung mehr finden werden, wenn wir in gleichem Maße fortfahren, die Schönheiten des deutschen Landes achtlos zu vernichten. Würden wir diesen Ausgleich nicht finden, so wäre das gleichbedeutend mit der Zerstörung des besten und bedeutungsvollsten Teiles unserer Kultur.

Manches zwar geschieht schon zur Besserung. Als Anfänge staatlicher Fürsorge sind zu begrüßen: das vor kurzem veröffentlichte Gesetz für Denkmalschutz im Großherzogtum Hessen, in dem auch die landschaftliche Natur Berücksichtigung findet; das vom preußischen Landtage genehmigte Gesetz gegen den Unfug des Reklamewesens; die von der preußischen Regierung veranlaßte Herausgabe forstbotanischer Merkbücher, und die seit mehreren Jahren vom preußischen Kultusministerium eingeleiteten umfassenden Ermittelungen zur Klärung der Frage des Naturschutzes. In hohem Grade bedeutungsvoll sind ferner die „Tagungen für Denkmalpflege", welche seit einigen Jahren bestrebt sind, die ererbten baukünstlerischen Schätze unseres Landes vor Verstörung und Entstellung zu behüten, sowie der neuerdings entworfene Arbeitsplan des Ausschusses zur Pflege heimatlicher Bauweise in Sachsen und Thüringen. Dazu kommen die in einzelnen Teilen Deutschlands auftauchenden Volkskunst- und Trachtenvereine, die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, die in Rothenburg, Hildesheim und einigen anderen Städten getroffenen Bestimmungen zur Wahrung ihres altertümlichen Charakters, die Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins um die Rettung des Siebengebirges, der Isartalverein in München, der Dürerbund, der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege, der Badische Verein für ländliche Wohlfahrtspflege, der Verein für Erhaltung der Alpenflora in Bamberg, die Maßnahmen zum Schutz der Vögel, der bayerische Verein „Heimat", der hannoversche Verein Niedersachsen und zahlreiche örtliche Gruppen, die das Interesse für die engere Heimat beleben wollen — lauter Erscheinungen, die von erwachendem Verständnis für die Bedeutung dessen zeugen, was auf dem Spiele steht. Aber es fehlt an einem Zusammenschluß aller dieser vereinzelten, ähnlich gesinnten und strebenden Elemente, der in ihnen das lebendige Bewußtsein weckte, von dem großen gemeinsamen Ziel, das es zu erreichen gilt, und das in dem Worte „Heimatschutz" den entsprechenden umfassenden Ausdruck finden würde.

Schaffen wir also einen sich über ganz Deutschland erstreckenden Bund aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!

Was im einzelnen zu tun ist, auf welchem Wege wir hoffen, das gesteckte Ziel zu erreichen, das läßt sich an dieser Stelle nur andeutungsweise sagen. Folgendes möge genügen:

Für die Erhaltung der kunstgeschichtlich bedeutsamen — namentlich der öffentlichen — Bauwerke ist durch die staatliche organisierte Denkmalspflege in ausgezeichneter Weise gesorgt. Immerhin bleibt auch hier für die private Tätigkeit noch eine reiche Fülle von Anlässen übrig, um ergänzend und helfend einzugreifen. Das Arbeitsfeld wäre demnach in die folgenden sechs Gruppen zu teilen: 1. Denkmalpflege. 2. Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Erhaltung des vorhandenen Bestandes. 3. Schutz der landschaftlichen Natur einschließlich der Ruinen. 4. Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt, sowie der geologischen Eigentümlichkeiten. 5. Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände. 6. Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten. Für jede dieser

Gruppen soll ein besonderer Leiter ernannt werden, dem ein Geschäftsführer und eine Anzahl Vertrauensmänner zur Seite zu stellen sind. Der Gruppenleiter hat sich mit den bestehenden, sein Arbeitsgebiet berührenden Vereinigungen in Verbindung zu setzen und sich um Gewinnung korrespondierender Mitglieder zu bemühen. Bei der Wahl der Gruppenleiter ist Sorge zu tragen, daß ihre Wohnsitze in verschiedenen Teilen Deutschlands liegen. Jährlich findet eine Generalversammlung statt, die von den dem Bunde beigetretenen Vereinen durch Delegierte beschickt wird. Der Vorsitz des ganzen Bundes wird einem der Gruppenleiter zu übertragen sein.

Wie aus dem vorangegangenen ersichtlich ist, besteht nicht die Absicht, einen neuen Verein neben anderen zu gründen, sondern die bereits vorhanden Verbände um einen Mittelpunkt zu gemeinsamem Wirken zu sammeln. Es liegt auf der Hand, welche Vorteile hieraus für die Sache erwachsen müssen. Um nur einen zu nennen: die Möglichkeit, etwas zu erreichen, verdoppelt und verdreifacht sich, wenn in jedem einzelnen Fall das ganze Gewicht einer großen Gesamtheit in die Wagschale geworfen werden kann. So sehr aber das Zusammenfassen der Grundgedanke, der eigentliche Zweck des zu gründenden Bundes ist, dennoch läßt es sich nicht umgehen, bei der Organisation desselben auch an die Aufnahme einzelner Personen zu denken. Bestünde an jeder bedeutsamen Stelle in Deutschland für jede der angeführten Aufgaben bereits ein lebendig wirkender Verein, so könnte man sich freilich damit begnügen, nur die Schaffung einer Zentralstelle anzuregen. Leider aber sind wir noch sehr weit von jenem Zustand entfernt. Bis dahin also wird es unumgänglich nötig sein, die weiten Lücken nach Kräften auszufüllen, d. h. auch einzelne, soweit sie nicht bereits Mitglieder eines der beigetretenen Vereine sind, zur Mitarbeit zu werben, und zwar eine möglichst große Anzahl einzelner, und das in möglichst vielen, auch kleinen und kleinsten Ortschaften unseres Vaterlandes. Ohne solche überallhin verbreitete Mithilfe wird es dabei bleiben, daß nach wie vor täglich und stündlich unersetzliche ideale Besitztümer unseres Volkes dahingeopfert werden aus Achtlosigkeit, Unverstand und Gewinnsucht, ohne daß wir rechtzeitig davon erfahren, um noch rettend eingreifen zu können.

Die Erwerbung der Mitgliedschaft ist weder für Vereine noch für einzelne an die Zahlung eines Jahresbeitrags geknüpft. Dagegen wird auf freiwillige — einmalige oder jährliche — Zuwendungen allerdings gerechnet. Die Mitgliedschaft schließt für die beitretenden Vereine sowie für einzelne die Verpflichtung ein, die vom Bunde vertretenen Gedanken in ihrer Gesamtheit zu verbreiten, ihnen nach Kräften Geltung zu verschaffen, und, wenn das Einschreiten des Bundes wünschenswert erscheint, dies schnell zu seiner Kenntnis zu bringen. Der einzelne kann in verschiedener Eigenschaft Mitglied werden: als „Helfer", als „Gönner" oder als beides zugleich. Der „Helfer" stellt seine persönliche Tätigkeit den Interessen des Bundes zur Verfügung. Er soll namentlich bemüht sein, in seinem Wohnort oder in dessen Nähe die Gründung eines örtlichen Vereins für Heimatschutz herbeizuführen, sofern ein solcher daselbst noch nicht besteht. Auch soll er, falls eine Vereinigung mit ähnlichen, aber einseitigen oder teilweise bedenklichen Zielen bereits vorhanden ist, dieselbe dahin zu beeinflußen suchen, daß sie die Gesinnungen und Absichten des Bundes zu den ihrigen macht. Der „Gönner" verpflichtet sich lediglich zu Geldbeiträgen. Um den Vorsitzenden des Bundes zu entlasten, ist eine Zentralgeschäftsstelle in einer großen Stadt zu errichten. Ihr liegt es ob, die Kasse zu verwalten, Nachrichten zu geben und zu empfangen, Anmeldungen von Mitgliedern entgegenzunehmen usw. Durch jährlich wiederholt erscheinende gedruckte Mitteilungen soll von hier aus das Interesse für das gemeinsame Ganze lebendig erhalten werden.

In England besteht seit einer Reihe von Jahren eine Gesellschaft, die die gleichen Zwecke verfolgt und deren erfolgreiche Wirksamkeit beweist, daß unsere

Ziele nicht jenseits des Erreichbaren liegen. In Frankreich ist vor drei Jahren eine »société pour la protection des paysages de France« gegründet worden, deren Mitglieder zu den hervorragendsten Männern des Landes gehören.

Und so wenden wir uns an alle, die Herz und Sinn haben für unser teures Vaterland, an den Städter wie an den Landmann, an das Alter, dessen Erinnerungen in dem Deutschland von ehemals leben, an die Jugend, die den Widerspruch zwischen dem Land der Dichtung und dem Land der Wirklichkeit dunkel empfindet, an den Pfarrer, den Lehrer, den Künstler, dessen Jugendbrunnen verschüttet zu werden droht, an alle Stände und Berufsarten, damit sie sich mit uns vereinigen zum Schutze der deutschen Heimat.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

42. Dat Könirik vun 'n Mornsteern.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Söhn hatt, de hett Hans heeten. Hans is ümmer fliti weß un hett all'ns nagahn.

Do secht de Ol mal to sin Fru: ‚Hans hett dat je al all' in Hänn' un is ümmer fliti un allerwęgens achteran: wi möt em de Stę' man öwerlaten, Mudder, he will wul to Gang' kam'n.'

‚Ja, Vadder,' sech' se, ‚dat künn' wi je.'

Do lat se Hans de Stę' tôschriben.

Twee Jahr geiht dat uk gôt. Hans is ümmer fliti un wahrt sin'n Kram. Awer do fangt he dat Ruchlęben[1]) an un dat Drinken. Un dat dur't ne so lang', do hett he de ganz Stę' hendör.

Do knütt he sik 'n bęten Tüch in 'n Dôk, kricht de Swęp hęr un winn't de üm 'n Stock un do secht he: ‚So, nu gah ik na de Welt herin.' Un 'n annern Dach, do kamt de Schüldners[2]) un fat de Stę' an. All', wat dar is, ward verköfft, un de Ol'n behol't niks na.

As Hans 'n paar Dag' reist hett, kümmt he vör 'n Stadt.

Do begegent em 'n Pudel.

‚Gun Dach, Hans,' secht de Pudel.

‚Gun Dach, Pudel,' secht Hans.

‚Wat schad't di, Hans?' secht de Pudel, ‚du süchs je so bedröwt ut.'

Do vertell't Hans em dat, wo em dat gahn deit, dat he de ganz Stę' verbröcht hett, un dat he ne een'n Schillink Geld in 'e Tasch hett.

‚Ja, Hans,' secht de Pudel, ‚wenn du swigen kanns, will ik di helpen.'

---

*) Mit einigen Änderungen abgedruckt aus dem ‚Eekbom' (15. Mai 1903). Die Änderungen betreffen — abgesehen von der Orthographie, in der außer für ee die gewohnten Typen gesetzt sind — teils die Fassung, teils die Form der Wörter, in der ich mich hier strenger an die Aussprache der Erzählerin angeschlossen habe. Ganz streng allerdings auch noch nicht. Denn die Erzählerin spricht z. B. ‚Könirik vun M.', und ihr ‚up' und ‚Sluß' klingt mehr wie ‚op' und ‚Sloß'. — Eine andere Fassung dieses Märchens (Grimm Nr. 92. ‚Der König vom goldenen Berge') findet sich in meiner zu Weihnachten erschienenen Sammlung ‚Wat Grotmoder vertellt' S. 49 ff. ‚Op'n Goll'nmarker Sloß' von Fritz Wulf in Altenkrempe, und eine dritte, wahrscheinlich aus dem Dänischen stammende Fassung ist mir von dem alten Lorenz Jensen in Flensburg erzählt worden. Eine auf Seeland gefundene dänische Fassung ist veröffentlicht von Svend Grundtvig, Gamle danske Minder 1857 S. 186 ff. ‚Slottet sønden for Solen, østen for Maanen og midt i Vinden,' und eine norwegische von Asbjörnsen und Moe, Norske Folke-Eventyr Nr. 41 ‚Østenfor Sol og vestenfor Maane.'.

‚Jg,' secht Hans, ‚swigen kann ik.'

‚Ja, is 't uk wiß?'

Jg, secht Hans, dar kann he sik to verlaten.

Do gift de Pudel em 'n Büd'l mit Geld un secht, he schall dar na de Stadt rin gahn un in dat öbders Weertshus ankehrn. Un denn schall he den öbderß'n Schepstimmermann kam'n laten un schall em fragen, wat he wul to öwermorn 'n Schipp trech hebb'n kann, 'n dreemasti Schipp. Denn ward he wul segg'n: ne, he hett ne so vel Verlag.[3]) Denn schall he em fragen, wenn he dat hälfs Geld fôrt kricht, wat he dat denn kann. Denn ward he wul ja segg'n. Denn schall he em dat Geld geben. Un denn schall he man weller kam'n un mehr hal'n.

Na, Hans geiht je hen un makt dat so, as de Pudel secht hett.

Annern Morn kümmt he weller an bi den Pudel.

‚Na, Hans,' secht de Pudel, ‚is din Geld all'?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja,' secht de Pudel, ‚denn gah nu man hen un nimm di Lü' an to dat Schipp: 'n Kaptain un sößtein Mann. Un denn lat di vun den Kaptain segg'n, wat ji mit hebb'n möt to leben, up 'n Jahr's Reis'. Un dat köp denn man all' in. Dat Geld gew ik di mit.'

‚Jg,' secht Hans.

Annern Morn kümmt Hans weller.

‚Na, Hans,' secht de Pudel, ‚is din Geld all'?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja,' secht de Pudel, ‚denn gah nu man hen un betahl dat Schipp ganz. Dat Geld gew ik di mit. Un wenn dat all' so wid is, denn gaht ji to See. Un wenn ji up 't Water sünd un ji hört 'n Hund bell'n, denn letts du 'n Boot int Water setten un krichs dar twee Mann up af un letts den Hund hal'n. De Hund, dat bün ik.'

‚Jg,' secht Hans.

As dat nu all' so wid is, do gaht se je to See.

Hans de sitt in 'e Kajüt un smökt ut de lang' Pip. An den Pudel denkt he gar ne.

As se al 'n gri Titlank föhrt hebbt, do seggt de Madrosen een to 'n annern: ‚Wi sünd so wid up 't Water un künnt niks sehn as Water un Heb'n un künnt doch 'n Hund bell'n hörn?'

Hans, de hört dat. ‚Wat is dat?' sech' 'e.

‚Ja,' seggt se, ‚wi sünd so wid up 't Water un künnt niks sehn as Water un Heb'n un künnt doch 'n Hund bell'n hörn.'

‚Den Hund mö' wi hebb'n!' secht Hans.

‚Wo schüwwi den' kriegen?' seggt se. ‚Wi künnt je gar ne sehn, wo he is.'

‚Ja,' secht Hans, ‚dat 's een'n dôn't, sett man gau 'n Boot int Water un denn segelt man los'. Twee Mann möt hen un möt den Hund hal'n.'

Nu stig't je twee Mann in un segelt los'. Un so as se segelt, kamt se gra' up den Hund tô. De Hund is awer so swar, dat se em gar ne mal suffanner[4]) int Boot kriegen künnt.

Nu föhrt se je wa' trüch mit den Hund.

As se bi dat Schipp ankamt, ‚na Hans,' secht de Pudel, ‚un du harrs mi ganz vergeten un harrs gar ne an mi dacht?'

‚Ne,' secht Hans.

‚Dat is mi wat netts!' secht de Pudel. ‚Awer nu wi' 'k di mal wat segg'n,'

sech' 'e. ‚Din Lü' hebbt bet her tô ümmerlos' arbei't un wakt: lat ehr nu man êrs mal utslapen. Dat Segeln wüllt wi beiden so lang' dôn.'

‚Dat künn' wi je ne,' secht Hans.

‚Jg,' secht de Pudel, ‚dat künn' wi.'

Do secht Hans to den Kaptain, he schall man eers mal utslapen mit sin Lü'. Dat Segeln will he nu wul dôn.

Nu leggt de Kaptain un de Madrosen sik je hen un slapt, un de Pudel de segelt.

Hans sitt weller in 'e Kajüt un smökt ut de lang' Pip.

As se 'n Titlank segelt hebbt, do gift dat mit 'n Mal 'n Knall'.

‚Pudel, wat maks du!' secht Hans. ‚Du föhrs dat Schipp je twei.'

Na 'n lütt Tit knall't dat noch mal. Un so noch mehr Mal.

Do sünd se an Land.

‚So, Hans,' secht de Pudel, ‚wider wüwwi ne. Nu wi' 'k di wat segg'n. Nu schenk din Lü' dat Schipp, un denn wüllt ik un du to Fôt weg.'

Hans de will eers ne, awer toletz deit he dat doch un schenkt de Lü' dat Schipp.

Wat de sik wul frei't hebbt! Dat kunn'n s' uk wul: 'n ganz Schipp!

Nu gaht se je to Fôt wider, de beiden.

As se 'n lütt Flach gahn hebbt, do secht Hans: ‚Pudel, wat hett dat to bedüd'n? Du löpps baben de Eer lank un ik gah ümmer bet an 'e Knee'n in 'e Mgd'.' [5])

‚O,' secht de Pudel, ‚dat deit niks. Gah du man frisch tô.'

Jn 'n Ogenblick sünd se ganz na de Eer herin.

Do kamt se in dat Könirik vun 'n Mornsteern.

Dar hebbt twee so 'n hübsch Sluss'n stahn, de sünd verwünscht weß. De een Sluß hett den Pudel tôhört, dat is 'n verwünschten Prinzen weß. Un de anner Sluß hett sin Swester tôhört, de is uk verwünscht weß.

Nu gaht se na den Sluß herin, wo de Prinzessin in weß is. Dar is awer keen Minsch to hörn un to sehn weß. Un do bringt de Pudel em na 'n Stuw herin un secht: ‚So, Hans, kanns du nu swigen?'

‚Jg,' secht Hans.

‚Ja, dat muß du uk. Du muß hier nu alleen so lang' bliben, bet ik weller kam, dree Ebenlit. [6]) Wenn du eten un drinken wullt, denn is dar de Disch deckt. Un wenn du slapen wullt, dar steiht 'n Bett. Awer du muß swigen. Di mag passeer'n, wat dar will, un se mögt mit di upstell'n, wat se wüllt, du dörfs keen'n Lut vun di geb'n, du muß uthol'n un swigen.'

‚Jg,' secht Hans.

Darmit geiht de Pudel vun em af un lett em alleen.

's Nachs Klock twölf kamt dar wilk herin mit Röder, dar wüllt se Hans mit rödern. Dree Keerls sünd dat weß.

Se kri't em ut 'n Bett herut, awer se künnt em dar ne rup kriegen na de Röder. Se smit em ümmer öwer weg.

Hans gift keen'n Lut vun sik un swicht ümmer bômstill.

As de Stunn' üm is, lat se em ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

Do kümmt dar een an, de is gänzli swart. Hans kann dat awer ne sehn, wat dat 'n Mann'sminsch oder 'n Frunsminsch is.

Dat is de Prinzessin weß.

Nu hett se so 'n lütt Glas' hatt, de Prinzessin, dar is Salw in weß.

Dar smert se em mit in, un do lecht se em to Bett un küßt em, eenmal. Un do geiht se wa' weg.

Annern Morn, as Hans upwakt, do deit em niks mehr weh.

Annern Abend Klock twölf kamt se weller, de Keerls. Do kamt se mit 'n groten Block un 'n Äx un wüllt em twei haugen. Se kri't em fat un ut 'n Bett herut un wüllt em up den Block smiten. Se künnt em dar awer ne rup kriegen un smit em ümmer rechs un links öwer den Block weg.

Hans swicht ümmer still un secht niks.

As de Stunn' üm is, do lat se em weller ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

As Hans 'n beten legen hett, do kümmt de Prinzessin weller. Do is se bet an de Knee'n wit weß.

Se smert em weller in mit de Salw un lecht em to Bett un küßt em tweemal. Un do geit se wa' rut.

Annern Morn kann Hans niks mehr föhl'n. Do is 't all' wa' beter weß.

Den drüdd'n Abend kamt se mit 'n groten Sack, dar schall he in.

Se kri't em je wa' rut ut 'n Bett un wüllt em in den Sack smiten. Se smit em awer ümmer öwer weg un künnt em dar ne rin kriegen. Un so arbei't se de ganz Stunn' mit em dör.

Hans hölt ut un swicht ümmer bômstill.

As de Stunn' üm is, lat se em weller ligg'n un gaht hen, wo se her kam'n sünd.

As he 'n beten legen hett, do kümmt se weller, de Prinzessin. Do is se ganz wit weß.

Do kann he sehn, dat dat 'n Frunsminsch is.

Se smert em je weller in un lecht em to Bett un küßt em dreemal.

Annern Morn, as Hans upwakt, do deit em niks mehr weh.

Do kümmt de Prinz herin.

‚Gun Morn, Hans,' sech' 'e.

Hans swicht still.

‚Gun Morn, Hans,' sech' 'e noch mal. ‚Antwôr mi man,' sech' 'e, ‚ik bün de Pudel.'

Hans swicht still.

Do geiht he hen, de Prinz, un treckt dat Hunn'fell öwer.

Do kenn't Hans em.

‚Worüm wuß du mi ne antwôr'n?' secht de Prinz.

‚Ne,' secht Hans, ‚dar wull ik mi wul vör wahrn. Ik schull je swigen, bet du weller kam'n dees.'

‚Na, Hans,' secht de Prinz, ‚denn stah nu man up un denn kumm mit.'

Hans kümmt up un treckt sik an un geiht mit em.

Do geiht de Prinz mit em hen na siu Swester, na de Prinzessin. Un do et un drinkt se tosam'n. Un as se eten un drunken hebbt, do besehrt se de beiden Sluss'n.

Do is dar vun all'n in weß, Peer un Suldaten un all'.

As se dat nu all' besehn hebbt, do secht de Prinz: ‚So, Hans, du heß uthol'n un swegen un heß mi un min Swester erlöst. Nu kanns du man segg'n, wat du am leewßen wullt. Wullt du leewer min'n Sluß hebb'n oder wullt du leewer min Swester ehr'n Sluß hebb'n un denn min Swester to 'n Fru?'

Do secht Hans, denn will he dat hebb'n, wat ehr'n Sluß is, un denn sin Swester to 'n Fru.

Do kricht he ehr'n Sluß. Un de Prinzessin, dat ward do sin Fru.

Nu is he dar je bi ehr, un do vertell't he ehr dat mal, wo he dar hendör kam'n is, dat he 'n Bur'nsöhn is un dat he dat all' hendör bröcht hett, un dat

sin Vadder un Mudder arm sünd. Un do secht he: ‚Ik wull, dat ik nu bi ęhr weer, denn kunn ik ęhr wat afgęben; ik heff nu je so vęl.‘

Do secht sê, wat sin Fru is: ‚Ja, Hans, sech' se, wenn du ne vun min Schönheit sprękfen wullt, denn schaß du hen. Awer du muß nich vun min Schönheit sprękfen. Denn kanns du hier ne weller kam'n.‘

Nę, secht Hans, dat will he denn uk ne.

He denkt je, he hett so lang' swigen kunnt, denn kann he dat nu uk wul.

Do gift se em 'n goll'n Rink un secht, wenn he ne länger gahn mag, denn schall he den Rink man ümdreihn, denn so is he vör sin'n Vadder sin Dǫr.

Do nimmt he rikli Geld mit, dat he sin Ol'n wat afgęben kann, un do geiht he los'.

As he ne länger gahn mag, do dreiht he den Rink üm, un mit 'n Mal is he vör sin'n Vadder sin Dǫr.

De Ol'n verfeert sik je un węt je gar ne, wat se segg'n schüllt. Hans is je in Prinzentüch weß.

Nu is dar 'n Eddelmann weß — dat is de Gôd'sherr weß —, de hett dree Döchter hatt. Un de Deerns hebbt je Luß hatt to den fein'n Herrn.

Do lett de Eddelmann em to Gesellschop nödi'n. Un do büt he em een vun sin Döchter an.

Nę, secht Hans, dar will he keen vun hebb'n.

‚Ja, worüm dat ne?‘ fragt de Eddelmann.

Nę, sech' 'e, so as sin Döchter int Gesich utseht, so sücht sin Fru achter ut. [7])

Do lett de Eddelmann em instęken.

's Nachs kümmt de Prinzessin bi em an.

‚Hans, Hans,‘ sech' se, ‚wat heß du nu eenmal dąn! du heß je vun min Schönheit spraken! Nu kanns du je min Dag' ne wa' hen na mi kam'n.‘

‚Kanns du mi hier denn ne rut helpen?‘ secht Hans.

‚Ja,‘ sech' se, ‚dat kann ik, awer mitnęhm'n kann ik di ne.‘

Nu helpt se em dar je wa' rut. Un do secht se em attüs, un mit 'n Mal is se verswunn'n.

Do is se weller in dat Könirik vun 'n Mornsteern. Un Hans is weller, wat he weß is.

Nu will he je so geern wa' hen na ęhr un geiht je los'. He weet awer je ne hen to finn'n. He weet je gar ne, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is.

As he 'n Titlank gahn hett, do kümmt he in 'n Holt.

Dar slat sik dree Riesen.

‚Wat slat ji ju hier?‘ fragt Hans.

‚Och, du kleiner Erdenwurm,‘ seggt se, ‚wat geiht di dat an?‘

‚Ja, ik will ju bald bi kleiner Erdenwurm,‘ secht Hans. ‚Ik heff dar ęben eers dree drapen, de heff ik düchti afrapst.‘

Do ward se bang' vör em un seggt em dat. ‚Wi slat uns üm 'n Paar Stęweln, seggt se, dar hewwi uns al söben Jahr üm slagen. Un wi węt ne, wikker as ęhr hebb'n schall.‘

‚Wat sünd dat denn vör Stęweln?‘ fragt Hans.

‚Ja,‘ seggt se, ‚dar kann 'n hunnert Schrę' up eenmal mit wech pedd'n.‘

‚Lat mi ęhr doch mal sehn,‘ secht Hans.

Do gęwt se em de Stęweln hen, un Hans kümmt gau bi un treckt ęhr an. Un so as he ęhr an hett, geiht he dar mit af. Un de Riesen kikt achter em an. Fat kriegen künnt se em je ne.

As he 'n Titlank gahn hett, do dröppt he weller dree Riesen, de slat sik uk.

‚Wat slat ji ju hier?‘ fragt Hans.

'Och, du kleiner Erdenwurm,' seggt se, 'wat geiht di dat an?'

'Ja, ik will ju bald bi kleiner Erdenwurm,' secht Hans. 'Ik heff dar ęben eers dree drapen, de heff ik düchti afrapst.'

Do ward de uk bang' vör em un seggt em dat. 'Wi slat uns üm 'n Hôt,' seggt se, 'dar hewwi uns al sȳben Jahr üm slagen, un wie węt ne, wikker as em hebb'n schall.'

'Wat is dat denn vör 'n Hôt?' fragt Hans.

'Ja,' seggt se, 'de em upsetten deit, den' kann nümm's sehn.'

'Lat mi em doch mal sehn,' secht Hans.

Do wis't se em den Hôt, un do sett Hans em up un geiht dar mit af.

Do hett he de uk anföhrt.

Nu kann he je so wid weg pedd'n, un do denkt he: Schaß mal na de Sünn' gahn, de kümmt je wid herüm, wat de dat ne weet, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is.*)

As he dar kümmt bi de Sünn', nę, secht de Sünn', se weet dat ne, awer he schall mal na ęhr'n Bröder Maan gahn — de kümmt uk je wid herüm —, un schall den' mal fragen.

As he bi den Maan kümmt, nę, seggt de Maan, he wêt dat uk ne. Awer he schall mal na sin'n Nawer Wind gahn un fragen den' mal.

Do geiht he na den Wind hen. 'Du, Wind,' sech' 'e, 'kanns du mi dat ne segg'n, wo dat Könirik vun 'n Mornsteern is?'

'Ją,' secht de Wind, 'dar will ik morn fröh hen. Ik schall dar Köſstüch [8]) drögen.'

'Och,' secht Hans, 'ik wull geern mit.'

'Ja,' secht de Wind, 'wenn du mit mi kam'n kanns.'

'Ja, wi künnt je mal 'n Versȫk maken,' secht Hans.'

Do fangt de Wind an to weih'n, un Hans ümmer gegen em up.

'Ją,' secht de Wind, 'dat schall wul gahn.'

Do secht he Hans Bescheed, wonehr as he den annern Morn weg will.

Annern Morn paßt Hans up. Un do treckt he de groten Stęweln an un sett den Hôt up, un dunn ümmer gegen den Wind up.

As se in dat Könirik vun 'n Mornsteern ankamt, do hängt dat Köſstüch al all' buten, un de Wind geiht dar mank to weih'n.

Hans treckt de Stęweln ut un geiht na 'n Sluß herin.

De Stęweln hett he je uttrecken müßt; süß harr he je to wid pedd't.

Den Hôt behölt he up.

Nu hett de Prinzessin sik awer wiltdes 'n annern Brüdiam anschafft hatt. Se hett dacht, Hans kȫm je ne weller. Un as Hans nu kümmt, do is dat gra' so wid, dat de Hochtit ward.

As dat Ęten los' gahn schall, do geiht Hans uk mit rin na 'n Saal — sehn hett em je nümm's kunnt — un geiht achter de Prinzessin ęhr'n Stôhl henstahn. Un so as se sik wat upfüll't, itt Hans dat af. Se kann ümmerlos' füll'n, ęhr Töller is ümmer glik weller lerdi.

Toletz do scheneert ęhr dat al, un se hölt up vun füll'n.

Do buckt Hans ęhr vör 't Ohr un secht, se schall mal mit rut kam'n.

Do geiht he vörup na de anner Stuw rin, un se geiht em na. Em sülb'n hett se je ne sehn kunnt, awer se hett je sehn, wo de Dȫr sik apen dąn hett.

As se nu bi em in 'e Stuw is, do nimmt he den Hôt af.

*) Den Besuch bei der Sonne habe ich hier aus den andern Fassungen eingeschoben. In dieser Fassung fehlt er. Als ich die Erzählerin darauf aufmerksam machte, behauptete sie mit aller Bestimmtheit: 'Nę, bi de Sünn' is he ne weß.'

'Mein Gott, Hans,' sech' se, 'wo kümms du hier eenmal her!'

'Ja,' secht Hans, 'nu bün ik hier doch weller.'

'Wat stell' ik eenmal up?' sech' se. 'Kriegen kann ik di je doch ne. Ik heff nu je al 'n annern.'

'Ja,' secht Hans, 'dat mutt denn je sin'n Will'n hebb'n. Du kanns dar je niks an dôn. Awer weg will ik ne weller.'

'Nę,' sech' se, 'dat schaß du uk ne.' Un darmit geiht se weller na 'n Saal herin.

Dar hebbt se nu allerhand vör un gęwt sik Rętels up, un de een weet dit un de anner dat.

Do fragt de Prinzessin ęhr, wat se ęhr uk mal wat upgęben schall.

'Jg,' seggt de annern.

Ja, sech' se dunn, se hett 'n Schapp, dar hett se den Slötel to verlgrn halt, un do hett se sik 'n ni'n maken laten. Un nu hett se den ol'n Slötel weller funn'n. Wikkern as se nu bruken schall, den ol'n Slötel oder den ni'n.

Do seggt se all': 'den ol'n.'

'Ja,' sech' se dunn, 'ik heff 'n Mann 'hatt, den' harr ik verlgrn, un do heff ik mi 'n ni'n anschafft. Un nu is de ol weller kam'n. Denn will ik den' nu uk weller nęhm'n.'

Un do hett se Hans weller ngm'n, un de anner hett trüchstahn müßt.

Nach Frau Block in Krötz.*)

Anmerkungen: 1) das Rauhleben, das wilde Leben. 2) hier: Gläubiger. 3) er hat nicht so viel, um das Geld auslegen zu können. 4) selbander. 5) mnd. modde oder mudde: Schlamm. 6) Ębenlit, Ęmlit, Emlit: Zeitraum von 24 Stunden. 7) erzählt wurde natürlich: 'achter vör 'n N. ut.' 8) Hochzeitszeug, -wäsche.



Mitteilungen.

1. **Verzeichnis großer Bäume in der Gegend von Schönkirchen.** 1. Mehrere große Eichen beim Hofe Schrevenborn, deren eine einen Stammumfang von 7 m in 1 m Höhe hat und vollständig gesund ist. 2. Zwei nebeneinander stehende Buchen im Gehölz beim Eiskeller daselbst von 6,5 und 4,7 m Stammumfang. Die größte teilt sich in 1,5 m Höhe in 2 gewaltige Äste. 3. Drei alte Buchen in der östlichen Ecke der „Schüttbrehm," Guts Hagen, da, wo der Weg von Christinental in das Gehölz einbiegt, von 4 m, 5 m und 6 m Umfang. Letztere hat am Boden einen Umfang von 10 m und eine morsche Stelle. 4. Die große, 1895 abgestorbene Buche in der „Holzkoppel" bei Dobersdorf hatte in 1 m Höhe 6,5 m, am Boden 15 m Umfang und 30 m Höhe. Man sehe die anziehende Schilderung dieses Riesenbaumes von Herrn Bielenberg in Nr. 2 der „Heimat" von 1896. Abgebildet ist sie in: „Mielck, Riesen der Pflanzenwelt" auf Tafel 4. Die Originalzeichnung von Wolperding befindet sich in meinem Besitz. 5. Eine Eiche auf der Koppel an der östlichen Ecke des „Siedlandsholz" bei Dobersdorf. Umfang in 1 m Höhe 7,3 m, am Boden 12,5 m.

---

*) Frau Stina Block, geb. Pohlmann in Krötz bei Oldenburg in Holstein, geb. 1821 zu Johannisthal bei Oldenburg. Ihre Märchen hat sie als Kind in Krötz gehört, teils von ihrem Vater, von dem auch dies Märchen stammt, teils von ihrem Onkel Jochen Land, 'wenn he abens mit de Pip köm.' 'Jochen Land hett bi 'n Dänen deent un hett dat in Stralsund (1809) noch mit dör makt, as de Franzosen achter Schild her weß sünd to jagen. Schild, dat is je 'n Rebeller weß. As he sik ne mehr hett bargen kunnt, is he to Water an ręden, un dar is he mit sin Peerd versapen.' Von den (12) Märchen, die Frau Block mir früher erzählt hat, stehen drei in 'Wat Grotmoder vertellt': 'Ruchklas', 'De Köni un de Ęnt', zuerst in der 'Heimat' veröffentlicht, und 'De Suldat un de Düwel'. Als ich sie den letzten Sommer mal wieder besuchte, freute sie sich, mir noch einige neue erzählen zu können. Geistig war sie noch frisch und klar, und wenn sie erzählte, leuchteten ihr die Augen. Körperlich war sie nur noch ein Schatten: schon seit einem Jahre war sie garnicht mehr aus dem Bett gekommen.

Vollständig gesund und schön. 6. Eine Eiche in der Wiese beim Hofe Dobersdorf, 6 m Umfang. 7. Eine Eiche am Hofe daselbst von gleichem Durchmesser, beide mit prachtvollen, runden Kronen. 8. Eine alte Eiche am Südende des Geheges „Flehm" im Gute Dobersdorf von 5 m Umfang, mit abgebrochener Spitze. 9. Eine Edeltanne in einem kleinen Gehölz nordöstlich von der Rastorfer Mühle im Gute Rastorf. Hoher, weithin, z. B. bis Neumühlen sichtbarer Baum von 2,5 m Umfang. 10. Eine Buche bei der Oppendorfer Mühle im Gute Oppendorf von 6 m Stammumfang und 20 m Kronendurchmesser; eigentlich ein Riesenbusch, der sich in geringer Höhe über dem Boden in 10 starke Äste teilt. 11. Eine Buche im Gehege „Petersföhren" daselbst von 4 m Umfang; daneben 3 fast ebenso starke Stämme. 12. Eine Weide am Wege von Schönkirchen nach Oppendorf an einem Bache daselbst. Hoher Baum von 3,5 m Umfang, die größte ihrer Art, welche ich in unserer Gegend kenne. Die hier aufgeführten Buchen sind sämtlich Rotbuchen (Fagus sylvatica), während unter den Eichen Quercus pedunculata zu verstehen ist. — Mögen diese und manche andere schöne Bäume noch lange von der Axt verschont bleiben.

Schönkirchen. H. F. Wiese.

2. **Das Ansveruskreuz bei Ratzeburg.** In der Nähe des Dorfes Einhaus bei Ratzeburg steht an einem Feldwege ein etwa $2^1/_2$ m hohes Steinkreuz, das unter dem Namen Ansveruskreuz bekannt ist. Die Vorderseite des Kreuzes zeigt einige Linien, die ein Kreuz anzudeuten scheinen. In dem Querarm des Kreuzes befinden sich einige Vertiefungen, die augenscheinlich dazu bestimmt waren, zur Befestigung einer Tafel zu dienen. Besser erhalten ist die der Koppel zugekehrte Rückseite. Sie zeigt ein Kruzifix, vor dem ein Domherr kniet. Neben dem Domherrn ist eine Zeichnung sichtbar, deren Bedeutung jedoch nicht mehr zu erkennen ist, da der Stein gerade an dieser Stelle sehr beschädigt ist. Auch das etwas höher eingemeißelte Spruchband ist ziemlich stark beschädigt; auf ihm sind folgende Buchstaben deutlich zu erkennen: or d'n p me. In Verbindung mit der Inschrift des Kruzifixes wird den Buchstaben folgende Deutung gegeben: Jesu Nazarene, rex Judæorum, ora deum pro me. (Herr Jesu Christ, bitte Gott für mich.) Der Stein steht an der Stelle, wo Ansverus 1066 (?) gesteinigt worden ist. Im Ratzeburger Dom werden noch mehrere Ansverusbilder gezeigt.

Kükelühn bei Hansühn. H. Vagt.



Die Vorderseite des Ansveruskreuzes.

Bücherschau.

1. **Der Gemüsegarten.** Von E. Lesser, Obstbaumwanderlehrer der Landwirtschaftskammer für Schleswig-Holstein in Kiel. Preis 0,50 M. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart. — Das Büchlein berichtet im allgemeinen Teil über den Boden und seine Bearbeitung, die Düngung, die Aussaat, das Begießen, die Anzucht der Setzpflanzen, die Auswahl der Gemüsearten, die Schädlinge im Gemüsebau. Der spezielle Teil beschreibt das Kulturverfahren und die Aufbewahrungsart der einzelnen Gemüsearten. Es ist dem Verfasser, dem auf seinen Reisen oft Bitten um Auskunft über diese oder jene Frage im Gartenbau entgegengebracht worden sind, in trefflicher Weise gelungen, eine kurze, leichtverständliche Anleitung, einen praktischen Ratgeber für den Gemüsebau herzustellen.

Eckmann.

2. **Das Ärztliche Hausbuch für Gesunde und Kranke.** Mit 430 Abbildungen und 27 meist farbigen Tafeln. Unter Mitwirkung von 32 Ärzten herausgegeben von Dr. med. Karl Reißig in Hamburg. Preis: elegant gebunden 15 M. Leipzig 1904, F. C. W. Vogel. — Der Laie hat ein berechtigtes Verlangen, über den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen, soweit dies ohne Fachbildung möglich ist, aufgeklärt zu werden. Dieses Bedürfnis führte zur Herausgabe des vorliegenden, von hervorragenden Fachmännern geschriebenen Werkes. Den Hauptteil des Buches nimmt der spezielle Teil ein, unter dem man nach Stichworten alphabetisch geordnet über Krankheiten, Gesundheits- und Krankenpflege, Kinderpflege usw. Belehrung erhält. Der allgemeine Teil enthält eine mit farbigen Tafeln und Bildern reich ausgestattete Abhandlung über Bau und Verrichtungen des gesunden Körpers, außerdem eine eingehende Auseinandersetzung über Wesen, Ursachen, Entstehung, Verlauf und Ausgang der Krankheiten. Besonders erwähnt sei hier noch, daß man auch über das Verhältnis des Patienten zum Arzte, über Krankenkassen usw. Auskunft erhält, Themata, nach denen man bisher in allen derartigen Werken vergebens suchte. Das Buch wird hoffentlich zur Aufklärung viel beitragen und das Publikum vor den Machwerken von Platen, Bilz, Kuhne und Genossen, die ja leider in Deutschland nicht wie in Österreich wegen ihrer Gemeingefährlichkeit verboten sind, schützen. Demgemäß finden sich auch die Lehren der Naturheilkundigen, der Impfgegner, Homöopathen, die Geheimmittel usw. besprochen und auf ihren wahren Wert zurückgeführt. — Die Ausstattung ist ganz vorzüglich. Die farbigen Tafeln sind von einer Schönheit und Naturtreue, wie man sie bisher nur in teuren Fachwerken fand, die 430 Abbildungen großenteils nach Photographien hergestellt und ebenfalls vielfach Fachwerken entnommen. Der größte Wert ist darauf gelegt, dem Laien das im Bilde zu zeigen, was er praktisch verwerten kann in der Kranken- und Säuglingspflege, Kleidung, der ersten Hülfe bei Verletzungen, Vorbeugung von Vergiftungen usw. Daß daneben die Darstellung der in die Augen fallenden Krankheiten, wie einzelner Geistesstörungen, Vergiftungen, Mißbildungen und angeborener Fehler, sowie die Behandlungsmethoden mit Licht, Wasser und Luft nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. – Der Preis ist so niedrig gestellt, weil das Buch nicht in erster Linie finanziellen Erfolg haben soll, sondern der Aufklärung des Publikums und der Bekämpfung der Kurpfuscherei zu dienen berufen ist.

Ellerbek. Dr. Jens Paulsen.

3. **Grimm-Speckter: Brüderchen und Schwesterchen.** Verlag von Janßen in Hamburg. Wundervoll ist das Märchenbuch von Grimm, zu dem Speckter die Zeichnungen geliefert hat. Die Bilder sind 1847 für eine englische Ausgabe gezeichnet worden und in Deutschland wenig bekannt, da auch Speckter selbst nichts zu ihrer Verbreitung getan hat. Es ist daher erfreulich, daß die prächtigen Zeichnungen, den Originallithographien im Ton und in der ursprünglichen Größe genau nachgebildet, mit einem deutschen Text neu erschienen sind.

W. L.



Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Thaulow-Museum, Bericht über das Jahr vom 1. April 1902 bis zum 1. April 1903, erstattet vom Direktor Dr. G. Brandt. — Deutsche Bauernkunst von O. Schwindrazheim. Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Verlag von Martin Gerlach u. Co. in Wien. Preis 12 M.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 5. Mai 1904.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

1. Hinrich Ringelink aus Flensburg.

(Fortsetzung, vergl. Jahrgang 1903, Nr. 12.)

In der St. Nikolaikirche zu Flensburg hat in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal eine große Holzauktion stattgefunden. Haupt (Bau- und Kunstdenkmäler Bd. I. S. 272) schreibt darüber: „Sie (die Kirche) war gefüllt mit unglaublich reichem Denkmälerschmuck; bei der „Restauration“ 1840/46 ward die Ausstattung fuderweis veräußert und meist verbrannt. Vgl. Holdt 299 f. Erhalten ist manches im Flensburger und im Thaulow-Museum. Weiter heißt es (S. 276): „Ren.-Skulpturen, besonders wohl vom Schülerchore: Säulen, Konsolen, Türstücke, ein Epitaphrahmstück s. Thaulow-Museum.“ Schon aus diesen Angaben geht hervor, wie reich der Anteil unseres Museums an der Bergung der Kunstdenkmäler der St. Nikolaikirche zu Flensburg ist. Ein Teil dieser Schätze kann mit Sicherheit Hinrich Ringelink zugesprochen werden, so drei Bruchstücke großer Epitaphe, deren eines wir abbilden. (Abbild 1.) Es ist das seitliche Behangstück eines offenbar einst sehr stattlichen Grabdenkmals. Das monumentale, prachtvoll ausgebildete Rollwerkornament umschließt einen in halbkreisförmigem Feld liegenden Frauenkopf, dessen schönes, volles Oval ein muschelartiger Kopfputz ziert, während es nach unten von einem herabhängenden Tuch abgeschlossen wird. An doppeltem Bande, dessen Quastende seitlich vom Frauenkopf herabfällt, hängt ein schweres Fruchtbündel, oben im Rollwerkornament klettert ein dicker, kleiner Putto herum, damit beschäftigt, einen Tuchbehang zu befestigen. Die Formen des großzügigen Rollwerkornamentes selbst sind von vollendetem Ebenmaß und vollkommener Schönheit. Die aufgebogenen oder aufgerollten Kanten, nach denen das Ornament Rollwerk genannt wird, die durchgeschobenen, dreipaßförmigen Endigungen (bei dem abgebildeten Stück leider lädiert), die Bandauflagen, die Voluten in schön gerundeter Linienführung, alle Einzelheiten sind unbedingt vorbildlich. Die Holzflächen innerhalb des Ornamentes werden nicht dekoriert, nur ab und zu belebt ein kleines Zierstück, Quader, Knopf, Rosette, Muschel oder dergl. gar zu große, leere Flächen. Ein Ornamentstück, wie wir es hier abgebildet und beschrieben haben, ist typisch für unseren Spätrenaissance-Meister. Die gleichen Motive wiederholen sich immer wieder in den Behangstücken seiner Epitaphe. An einer anderen Schnitzarbeit aus der Flensburger Nikolaikirche, nämlich den Resten eines Taufdeckels, begegnen wir Pilastern mit nackten weiblichen Halbfiguren, wie wir sie an Ringelinks stattlichem Abendmahlsschrank und seiner Truhenwand in unserem Museum kennen lernten. Die Figuren sind fast genaue Wiederholungen der entsprechenden Zierteile unserer

Profanmöbel; auch das vom jonischen Kapitäl des Pilasters hinter der Figur herabfallende, faltenreiche Tuch und die ornamentale Umbildung der Arme zu runden Voluten, wie wir sie an den inneren Pilasterfiguren des Mittelgeschosses im Schrank kennen lernten, fehlen nicht. Das Bruchstück des Taufdeckels stellt das auf sechseckigem Grundriß aufgebaute, untere Stockwerk des jedenfalls mehrgeschossigen Aufbaues dar. Die erwähnten Pilaster, sechs an der Zahl, sind über Eck gestellt und trugen das zweite Stockwerk. Der unter letzterem befindliche Fries ist erhalten, er zeigt die umlaufende Inschrift: „Dit is min leve Sone an welckerem ick ein Wolgefallen hebe. Matth. 3." Wir dürfen aus der Inschrift schließen, daß in dem jetzt leeren Untergeschoß des Deckels, wie das in den Taufdeckeln unserer Kirchen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein die Regel bildete, eine vollplastische Darstellung der Taufe Christi enthalten war. Leider aber irrt sich Haupt (Bau- und Kunstdenkmäler I. S. 274) mit der Annahme, die in dem jetzigen, spät barocken Taufdeckel angebrachte Taufe Christi stamme wohl von dem alten, 1593 geschenkten Deckel, — also dem, dessen Reste wir zu besitzen annehmen dürfen. Gegen diese Ansicht spricht sowohl die im völligen Einklang mit dem ganzen Deckel stehende manieriert-barocke Behandlung der Gruppe als auch der Umstand, daß letztere zu groß wäre, um in das dafür bestimmte Geschoß des alten Taufdeckels überhaupt hinein zu passen. Letzterer würde nach Haupts Angabe also aus dem Jahre 1593 zu datieren sein, was mit der Annahme Ringelinkschen Ursprungs sehr gut harmoniert, er wäre 1722 vom Blitz zerstört und durch ein Schnitzwerk von Johann Zimmer ersetzt worden.



Abbild. 1. Seitenstück eines Epitaphs aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.

Eine weitere, aus der Nikolaikirche zu Flensburg stammende Schnitzerei Hinrich Ringelinks geben wir in Abbild. 2. Es ist der Sockel für eine Säule, vermutlich aus einem großen Grabdenkmal. Das Seitenstück dazu mit der zugehörigen Säule darauf befindet sich im Flensburger Museum. Der in Einteilung und Formengebung reizvolle Sockel zeigt im oberen Teil wieder die schönen weiblichen Halbfiguren, dieses Mal allerdings geflügelt, deren vollendete Modellierung des Körpers, deren ovale Gesichter und



Abbild. 2. Sockel für eine Säule,
aus einem Epitaph der St. Nikolaikirche in Flensburg.

kräftige Haarbehandlung uns aus den besprochenen Werken Ringelinks bekannt ist. Originell sind die als Löwenfüße gebildeten Ständer im unteren Sockelteil. — In Abbildung 3 und 4 sehen unsere Leser die unteren reich geschmückten Schaftstücke von Halbsäulen. Das wundervolle Rollwerkornament des ersten enthält vor ovaler Kartusche die Figur eines trauernden Genius mit gesenkter Fackel. Die nackte, kräftig und gut modellierte Gestalt des Jünglings hat das Haupt trauernd zur



Abbild. 3. Unterstück eines Säulenschaftes aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.



Abbild. 4. Unterstück eines Säulenschaftes aus der St. Nikolaikirche in Flensburg.

Seite geneigt und führt die rechte Hand an die Schläfe, während er die linke ungezwungen auf eine Volute des Ornamentes legt. Ein Gegenstück dazu, gleichfalls im Besitz des Museums, zeigt eine ähnliche Jünglingsfigur mit Stundenglas und Totenkopf. Offenbar handelt es sich also hier um Teile eines Grabdenkmals. Das in Abbildung 4 gegebene Säulenstück, das im Ornament eine Faunfigur mit

Maske zeigt, könnte seiner Form und Größe nach demselben Epitaph angehört haben. Auch dazu besitzen wir ein Pendantstück.

Mit besonderer Vorliebe verwendet Ringelink Putten und Engelchen. Alle diese kleinen, dicken Kerle haben eine spaßhafte Familienähnlichkeit mit einander,

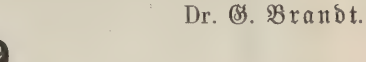


Abbild. 5. Engelfigur von Hinrich Ringelink.

man erkennt sofort den gleichen Ursprung an ihren runden Köpfen mit den vollen Backen, der stark gewölbten Stirn, dem kecken Stumpfnäschen, dem spitz heraustretenden Kinn, dem schwungvollen Haarpull und den Locken, die an der Seite fast wie ornamentale Voluten behandelt sind. Auch im Übrigen zeigen sie die gleiche zu runder Fülle neigende Körperkonstitution. Einem kleinen Putten begegneten wir oben, im Ornament eines Epitaphs herumkletternd, einen anderen geflügelten Putten mit Totenkopf, auf einer Kugel stehend, sehen wir in Abbildung 5. Ein Vergleich beider erläutert die oben behauptete Ähnlichkeit. Der erstere stammt aus der Flensburger Nikolaikirche, der letztere ist ursprünglich in der Kirche zu Tondern gewesen. Er hat unter einem jüngeren Ölanstrich noch die ursprüngliche Bemalung auf Kreidegrund. Haare, Totenkopf und Kugel sind vergoldet, ein hellgrünes Band hebt sich gut von dem rosigen Jnkarnat ab und die Flügel sind in lustigen bunten Farben bemalt. — Ein größerer Putto konnte noch kürzlich von uns aus Flensburg erworben werden, er trägt das Bruchstück eines Kreuzes, ist sonst dem abgebildeten in Haltung und Form sehr ähnlich. Er hat unter dunkelholzfarbigem Überstrich dieselbe hellgraue Farbe, wie die übrigen aus der Nikolaikirche ins Museum gelangten Stücke.

Die eingehender beschriebenen und meistens in Abbildungen dem Leser vorgeführten Arbeiten Hinrich Ringelinks geben einen ausreichenden Begriff von der Kunst und Art unseres Meisters. Wir würden bei weiterer Beschreibung fürchten müssen zu ermüden. Eine Reihe schöner Konsolen, große Supraporten, Schilder mit Wappen und Hausmarken, sowie andere Bruchstücke und Ornamentteile könnten wir noch aus dem Besitze des Thaulow-Museums aufführen, doch mag das oben Gegebene genügen, um unseren Schnittker zu kennzeichnen in seinen Stärken: der vollkommenen Schönheit und, wo es darauf ankommt, der Monumentalität seiner Arbeiten, sowie in seinen Schwächen: der Glattheit in der Technik, dem Hinneigen zum Konventionellen, der ewigen Wiederkehr seiner Formen und Motive.

Kiel. Dr. G. Brandt.



Vom lieben Gott.[1]

Eine Skizze

von **Timm Kröger** in Kiel.

Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt, wollte das aber auch anerkannt wissen. Und wenn man zweifelte und andeutete, es sei mir wohl erzählt, was ich aus frühester Jugend wirklich wußte, dann wurde ich schier zornig.

Ich sehe mich und meine Schwester in einem gelben Mädchenkattunkleid. Mutter will mit uns ausgehen; es ist ein besonderer Gang. Ich soll zu hohen Ehren kommen. Mir soll der „Pock" gesetzt werden. Wir gehen über die Schröderkoppel, die Schröderkoppel ist voller gelber Blumen. Auf der anderen Seite an der Schröderkoppel wohnt die kleine Elsbe Paulsen. Die nehmen wir mit. Eine Zeitlang werde ich von Mutter getragen.

Ich finde mich in einem großen, weißgetünchten Raum unter vielen Frauen und Kindern. Und ein alter Mann ist da mit einem großen, grauen Bart. Der will mich stechen. Ich schreie, ich wehre mich, werde aber vergewaltigt. Der alte Mann mit dem großen, grauen Bart sticht mich in den Arm.

---

[1]) Autorisierter Abdruck aus dem Türmerjahrbuch 1903.

Der Impfschein liegt vor mir. So weise ich urkundlich nach: es ist am 19. August 1847 gewesen, — sechs oder sieben Monate vor dem tollen Frühling. Zwei Jahr und neun Monate alt war ich, da hat mich Physikus Dr. Mau aus Rendsburg geimpft.

Er hat mir weh getan, ich habe es ihm nicht nachgetragen. Im Gegenteil: wenn ich mir nachher den lieben Gott vorstellte, so sah er aus wie Physikus Dr. Mau. Ich glaube, daß mir sein tiefgefurchtes Gesicht und sein langer, weißer Bart so gefallen haben.

* * *

Schlechte Streiche (Undä) lagen nicht in meiner Natur. – Ruhig, vergnügt, zuweilen ausgelassen, zuweilen sonderbar und grüblerisch. Ich wurde viel gelobt, es gefiel mir, ich wurde lobgierig und bin, wenn ich mich recht kenne, noch jetzt auf Lob erpicht.

Früh erwachte der Kausalitätstrieb. Woher kommt das? — Warum ist das? — Wer hat das gemacht? — Wie habe ich meine arme Mutter mit Fragen gequält! — Wer hat den Himmel gemacht? — Gott und wieder Gott und immer wieder der liebe Gott. Er sei, erfuhr ich, die Ursache alles Seins. — Und wo wohnt der liebe Gott? — Im Himmel.

Erst hatte der liebe Gott in meiner Vorstellung eine Frauenhaube auf und zeigte viel Ähnlichkeit mit Tante Anna aus Steenfeld. Das war eine unschickliche Vorstellung. Der liebe Gott war doch keine Frau. Ich wandelte sein Urbild um. Er erhielt ein Mannsgesicht mit tiefen Falten und einen langen, wallenden, weißen Bart. Nun sah er aus wie Physikus Dr. Mau.

Meine Mutter hatte im Hausstand viel zu tun und gab in religiösen Dingen eilige Auskünfte, solche, die sie buchstäblich nicht immer verantworten konnte. Aber sie gab Stoff für Grübeleien. Bei der Lage unseres Hauses — die bot eine großartige Fernsicht — wurde meine Seele mit dem Auge in die Weite gezogen. Die runde Himmelskuppel gab meinen Gedanken Flug und Freiheit, der farbig verblutende Tag, der rote, verlöschende Abendhimmel warf ein wunderbares Schimmern und Leuchten in meine Seele. Die ernste Schwere unserer Landschaft fiel mit gewichtigeren Gedanken in mein Gemüt, als meine Jugend ertrug.

Ich maß die fliehende Landschaft bis zum Himmelsrand. Hans Vollert und Bock und Lust und Steinberg, — die Häuser kannte ich alle. — Aber was dahinter lag, war mir unbekanntes Land.

Während ich durch die Fenster ins Abendrot starrte, lernte meine Schwester Gretel (sie war sechs Jahre älter als ich) Bibelsprüche. Ich warf meine Fragen hinein, sie hörte aber in ihrer Schulnot nur halb hin. — Du, Grete, wakeen wahnt in't letzt Huus?

Ich sprach von dem der Himmelswand zu allernächst gelegenen Haus, Grete verstand es vom letzten Haus im Dorf. Sie antwortete: Jörn Böge.

Jörn Böge kannte ich ganz gut. Es war der Zimmermann, er ging bei uns ein und aus. Also, Jörn Böge war der Nachbar vom lieben Gott.

Nun traf es sich, daß Jörn am folgenden Tage bei uns arbeitete. Ich mußte ihn immer ansehen. Als er im Wohnzimmer frühstückte, stand ich mit schiefem Kopf in der Ecke und ließ ihn nicht aus den Augen. — Vater saß mit am Tisch. Jörn erzählte ihm Neuigkeiten, es kamen darin Gespräche vor, die er mit seinem Nachbar geführt habe. — Sein Nachbar? –– Das war ja der liebe Gott! — Also mit dem unterhielt Jörn Böge sich von Angesicht zu Angesicht? — Der robuste Zimmermann, der am langen Tisch Brot und Wurst und Käse aß, Milch trank und einen kleinen Schnaps mit behutsamer Geschicklichkeit stürzte, der war Gottes Nachbar und Freund! Haare hatte dieser Freund auf seinen sommer

sprossigen Händen, Handgelenke und Arme, stark und eckig wie seine Axt, das braune Haupthaar kraus, Augen grau und ruhig, gelassene Züge, wie wir sie bei sanften und starken Menschen sehen, — das war der Mann, der am Rand der Welt wohnte und mit dem lieben Gott sprach.

Ich hätte ihm gern vieles abgefragt, aber das mochte ich nicht tun. Ich lief lieber nach der Küche und fragte Mutter. Als sie dahintergekommen war, was ich meinte, lachte sie, wie sie selten gelacht hat. Und als sie ausgelacht hatte, trocknete sie erst ihre Hände, nahm mich dann in die Arme, küßte mich auf die Stirn und sagte: Ja, kleiner Schatz, der liebe Gott wohnt bei Jörn Böge und ist sein Nachbar. Und Jörn Zimmermann spricht mit ihm. Er wohnt aber auch bei uns und ist unser guter Freund. Und ich führe jeden Abend mit ihm ein Gespräch. Er ist überall. Sehen kann man ihn nicht. Und da ... da ... da ... (sie klopfte auf meine Brust) da wohnt er auch. Und da sollst du ihn behalten.

Der liebe Gott überall.

Ich suchte ihn in der Natur. — Ihre hundertfachen Stimmen, ihr Rauschen und ihr Brausen war mir göttlicher Odem. Und wenn es ganz still war, dann schwieg das All rund um mich her, schwieg aus Respekt vor dem lieben Gott. Denn dann kam er in Person.

Ich sagte „ganz still." Aber das ist nicht genau. Eine restlos in Schweigen aufgehende Ruhe kenne ich nicht. Es mag ein Fehler in meinem Gehör sein. Die von keinem ungehörigen Ton verunreinigte Stille zerfließt in stummem Summen. Die Farben, die farbigen Töne sind weggewischt, das stumme Summen ist der weiße, der farblose Untergrund der Leinwand, worauf Gott seine Träume, seine Lieder und seine Bilder malt und schreibt.

Eines Tages — ich war ganz allein und spielte in der Kinderstube, — da schlug die göttliche Stille, eine tiefe .... eine heilige Stille, über mir zusammen. Mir grauste .... Schatten flogen über sie hin. — Wie Schatten fliehender Wolken an Sommertagen über Wiesen ziehn. — Ein fern verhallendes Stampfen und Stoßen. Das kam von der Diele her.

Nun war Gott nahe.

Die Kornböden zogen sich über die Stuben hin. Auf dem fernsten ging ein schwerer Mann, vom Seitenflügel kam es her, das war er, das war der liebe Gott. Er kam näher ..., dumpf ..., wohlwollend. Was die Bretterdecke erbeben machte, war der Fuß des allmächtigen Gottes. Über mir hielt er an. Gottes Auge sieht durch Balken und Bretter, nun ruhte es groß und grau und erdrückend auf meiner Erscheinung. Und ich — ich armer Junge — war nicht einmal im Sonntagsstaat, meine Hosen waren gar geflickt.

Wieder lief ich zur Mutter und erzählte. Aber sie hatte keine Zeit. — Was du nur immer mit dem lieben Gott hast! Ist er auf dem Kornboden, dann ist er in Hinnerk Butenschöns Gesellschaft, Hinnerk ging hinauf, das Korn umzustechen.

Meint ihr, ich bin die Treppe hinaufgesprungen? Ich tat es nicht. — Meint ihr, ich habe Hinnerk gefragt? — Auch das unterließ ich. — Hat mich unbewußte Scheu, es könnte mein Glauben Schaden nehmen, zurückgehalten?

* * *

Schlafstuben waren im Dorf unbekannt, man schlief in Wandbetten, die in das Zimmer hineingebaut und nach der Stube hin mit Schubtüren versehen waren. Die Stunden, die ich im Wandbett verlebt habe, gehören zu meinen glücklichsten. Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett. So waren wir abseits und doch zugegen. Im Schlitz der Türen konnten wir uns

die Weltfreude nach unserm Gefallen zumessen: zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir's wollten. Und das Gespräch am Ofen summte und brummte in unser Verlies. Wie das Verlies uns so warm und behaglich barg!

Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei . . ., nämlich bei den lustigen Geschichten unseres Ohms. Vom bösen Weibstück erzählte er, und wie Hans Jörn das Tanzen aus sich selbst gelernt habe; von des alten Tellheims Pelzmütze und Krischans Pferdeprozeß. — Und noch viele andere Geschichten. Aber nicht lange, dann bekam uns der lose, der schöne Traum. — Es kam aber vor, daß wir ihm wieder entschlüpften. Wenn es hinterm Ofen zu laut und lustig wurde, wenn Nachbar Sievert sich auf die Schenkel schlug und auflachte, wenn der dröhnende Baß der übrigen sich an die Wände stieß, dann tauchten wir aus dem Meer der Vergessenheit herauf, allerdings nur, um gleich wieder hinabzusinken. Wir taten einen einzigen Atemzug, — einen kurzen, aber lang genug, im süßen Glücksgefühl zu erbeben. Ein seliges Erschauern — dann, ja, dann hatte der Schlaf uns wieder und hielt uns bis zum lichten Morgen.

* * *

Aus der Wandbettstelle hat nachher eine nüchterne Zeit die Schlafstube gemacht. Nun liegen auch in meinem Dorf Kinder und Kranke wie Ausgestoßene. — Damals aber, so lange, wie ich im Dorf war, blieb es beim Alten. Die freistehende Setzbettstelle war nur als Lagerstatt der Schwerkranken bekannt. Da war sie am Platz, weil Schwerkranke Bedienung von allen Seiten brauchen. Die Setzbettstelle war gefürchtet, aus ihr, — hielt man dafür —, kam selten einer wieder lebendig heraus.

Als ich noch an Gottes großem Herzen ruhte, — wie träumte sich's süß im Wandbett. Wie verhallte aller Lärm — wie verhallte er so weltenfern! Und wie das Erwachen des neuen Tags! Wenn die Köchin die Asche im Ofen schürte, — mich ging's nicht an. Wenn der Großknecht die Wirtschaftsschlüssel vom Schlüsselbrett nahm, — mich scherte es nicht. Und am allerwenigsten kümmerten mich die Geräusche der Nacht. Wenn unser Hofwächter an's Fenster schlug, die Stunde abzurufen, mir gab es, wenn ich es überhaupt hörte, nur das Gefühl tiefen Glücks, — und was die Natur da draußen brauste und rauschte: das alles war Gottes Hauch. Regen und Hagel, — wenn der Sturm sie gegen die Fenster warf, — es war eine väterlich kameradschaftliche Vertraulichkeit des lieben Gottes. Was die *knarrenden Äste der Ulmen bog, die Kronen der Buchen tief aufrauschen* ließ: es war seine Stimme. — Seine freundliche, seine lobende, seine gütige Stimme.

Wie durstig trank mein kleines, noch immer nach Anerkennung verlangendes Herz dies Lob! Wenn es um die Ecken und Erker und Essen strich, Scherze waren's, Grüße waren's, zuweilen waren's Geschichten, gesungen, gepfiffen, erzählt, gemurmelt vom lieben, vom gütigen Gott.

Wie lachte er in seinem Faltengesicht und wie in seinem langen, weißen Physikusbart!

* * *

Nach einer Reihe von Jahren, — ich war aber noch immer ein junger Knabe —, da bat ich den lieben Gott um den rechten Glauben. Ich flehte zu Gott und zweifelte zugleich an seinem Sein. — Mein naiver, mein taufrischer Glaube an ihn war tot.

Weshalb?

Ich will nicht bitter werden, ich will die Liebe im Herzen behalten, ich schweige darüber, wodurch ich Gott verlieren konnte. — Die weißgetünchten Wände

unserer Schulstube wissen's. — Ich will auch nicht ungerecht sein, — vielleicht wissen die Schulstubenwände doch nicht alles. — Auch deshalb schweige ich über das Wodurch und Weshalb.

Ich habe meinen Gott lange Zeit verloren gehabt . . ., viele Jahre . . . Ich habe ihn wiedergefunden; aber einen anderen Gott habe ich gefunden, als den, von dem die vier Kalkwände zu reden wissen. Etwas anders war er zwar auch, als der, der mit unsterblichem Fuß über die Kornböden geschritten war und mit Jörn Böge als Nachbar geplaudert hatte. Männlicher und größer und erhabener war er geworden, aber im Grunde war er doch noch derselbe . . ., der liebe, liebe Gott. Und immer noch bilde ich mir ein, sein wohlgelittenes Kind zu sein.

Wenn ich's im groben überschlage, so habe ich bis zu meiner Konfirmation achttausend Religions-, Bet- und Bibelstunden angesichts der vier Weißgekalkten gehabt, und unter der Rute der Zucht habe ich Bibelsprüche und Gebete und Gesänge gelernt. Aber als ich heranwuchs und meinen Gott schon halb verloren hatte, lauteten die Gebete, die ich vor den Schultüren oder in der Einsamkeit der großen Natur verrichtete, ganz anders.

So lag ich eines Abends zwischen blühenden Erbsenranken unseres Gartens, der Andacht voll.

Das feine Läuten der Sterbeglocken war in meine Seele gefallen. Mein Vater war krank, ich hatte mir dabei bisher nicht viel gedacht; in den letzten Jahren war er fast immer krank. Aber heute war ich aufgerüttelt worden. In den Goldweiden unseres Ziegelbusches hatte ich, ohne zu wollen, das Gespräch zweier Bauern, die im vorbeiführenden Weg aufeinander gestoßen, gehört. Sie sprachen von Vaters Krankheit.

„Dor kommt niks na“ — hatte der eine gesagt — „he is in de Settbettstell. Nu weeß Bescheed.“ „Ja“ — hatte der andere erwidert — „wenn he in de Settbettstell is, denn is't ut.“

Also mein Vater wird sterben, er wird von Angesicht zu Angesicht sehen, wie es mit all den Dingen bestellt ist, die man uns zu glauben befiehlt. Es war spät. Ein lauer Juniabend. Sterne der Hoffnung glänzten am Himmelsbogen. Ich ging in den Garten. Alles so still und heimlich. Die Nachtigall, die sonst jeden Abend im Apfelbaum schlug, schwieg; stumm war das farblose Summen der Nähe Gottes vor meinem Ohr. Dumpfer Wellenschlag weither. Das war der Schritt der herankommenden Ewigkeit.

Übermäßig betrübt war ich nicht. Denn meinem Vater war das Leben wegen seines bresthaften Leibes schon lange äußerlich eine Pein und eine Last. Meine Gefühle ihm gegenüber waren mehr namenloser Respekt als Liebe. Um hingebende Liebe zu wecken, dazu war er zu streng, zu ernst, zu sehr verkörperte Pflicht und Mensch gewordene Gerechtigkeit. Kaum hatte ich ihn lachen gehört, und lustig, — was man so lustig sein nennt —, lustig hatte ich ihn niemals gesehen. Wir alle, die wir in seiner Umgebung lebten, erstarben vor ihm in Achtung: — Kinder und Gesinde, und im weiteren Sinne das ganze Dorf. Und doch habe ich das Gefühl, daß er nach Liebe dürstete, daß er die Einsamkeit, in die ihn ein seltener Respekt hinaufgehoben hatte, gern für liebe Kindes- und Freundesworte hingegeben hätte. Es war ihm die Wünschelrute versagt, die nach den Quellen der Freundschaft, der Liebe und des Frohsinns einschlägt. Gott hatte ihm viel gegeben, die Anweisung auf Glück und Fröhlichkeit nicht. Er ist sein Leben lang ein einsamer Mann geblieben . . . . Einsam, aber aufrechten Sinnes . . ., niemals einen Zweifel an der Form, worin ihn die Religion gelehrt war, hegend. — Gesichert in seinem Herrn und Heiland, — so sah er dem Tode entgegen.

Am stummen Abend zwischen den Erbsenranken lag ich und betete; — für

meinen Vater betete ich nicht. Der hatte, das wußte ich, den rechten Glauben. Ich betete für mich, für meine arme geängstigte Seele. — Ich will es hersetzen, das Gebet. Wer es lästerlich finden will, der mag es tun; wer nicht den Angstschrei meines jungen Gemüts hören will, der mag seine Ohren verstopfen.

Großer Gott! betete ich, — man sagt, daß du bist und alles erschaffen hast. Ich weiß nicht, ob es wahr ist. Wie kann ich es wissen! Meine Seele ist von Furcht und Zweifel voll. Es wird mir befohlen. Wie kann man mir befehlen, zu glauben? Man befiehlt mir, an dich und an deine dreieinige Natur, an deinen eingebornen Sohn zu glauben. Und glauben müsse ich, daß er auch für mich zur Vergebung meiner Sünden am Kreuz gestorben sei. Denn böse sei ich von Mutterleibe an, der Hölle schuldig, bevor ich das erste Wort gelallt. — Und wenn ich das alles nicht glaube, so müsse ich ewig in der Hölle brennen. Man hat mir auch gesagt, wenn ich aus aufrichtigem Herzen bäte, du würdest mir den rechten Glauben aus deiner Gnadenfülle schenken. Herr Gott, ich habe Angst vor der Hölle. Wenn du bist, so schenke mir den rechten Glauben, — wenn es wirklich der rechte ist. — Amen!

* * *

Kaum wage ich weiter zu erzählen, die Einwendungen der Hörer sehe ich voraus. — Die es milde machen, sprechen von lebhafter Phantasie. Man sehe nicht nur, — sagen sie —, die wirklich außer uns seienden Dinge, sondern auch solche, deren Bilder eine gefällige Einbildungskraft selbst schaffend aus dem unbegreiflichen Wunderbau unseres Gehirns heraus auf die Netzhaut werfe.

Ich will sie reden lassen. Es ist ein Glück, daß wir drei: meine beiden Augen und ich, ganz genau wissen, woran wir sind.

* * *

Amen! hatte ich gesagt. Still und stumm lauschte ich dem großen Schweigen.

Da sah ich.

Ich war ganz ruhig, als ich es sah. Ich wunderte mich nicht einmal. Mir war, als könnte es nicht anders sein, als müßte ich sehen, was ich sah.

Hinter dem Wall, der den Garten von dem Wege trennte, wuchs vor meinen Augen eine Riesenerscheinung auf, wie eines Mannes Bild, — hoch wie ein Bauernhaus. Lang und weiß und wallend fiel der Bart auf die Brust, ein mildes Lächeln lag in den Zügen.

Stumm und starr stand ich in meinen Erbsen und dachte.

Ich weiß nicht, was ich dachte.

Da verschwand die Gestalt.

War das die Antwort auf mein Gebet? War Gott es selbst? Oder war es der Tod, der unser Haus umschlich?

Und im Wandbett träumte ich in der Nacht. Mein Vater war tot. Seine Seele stand vor dem lieben Gott.

Dein Wandel ist viel gelobt worden, — sagte Gott. — Und sah aus wie der weiße Mann hinter der Gartenhecke. Und nun war es ganz sicher: es war das Physikusgesicht meiner jungen Kindheit.

Man hat dir echten Stolz und echte Demut, Ehrlichkeit und Gradheit hat man dir nachgesagt, und zu allermeist unbestechliche Rechtlichkeit.

Ich habe gute Freunde und Nachbarn gefunden, Menschen, die gern loben, — war die bescheidene Antwort.

Wo dein Fuß hintrat, sproß Segen auf. Es ging vieles durch deine Hände, und kein unrecht Gut blieb darin.

Ich habe versucht, meine Schuldigkeit zu tun, ich bin aber ein schwaches Menschenkind und trage der Sünden Last.

Zum erstenmal wurde ich meines Vaters so recht von Herzen froh. Stolz war ich ja immer auf ihn gewesen.

Im Bauernanzug stand er da, Wahrheit und Einfachheit in jeder Falte. Strenge, gradlinige Gerechtigkeit um Lippen und Mund, durchgreifende Kraft im Kinn.

Hans, sagte der liebe Gott, — und eine warme Herzlichkeit brach hervor —, du bist ein getreuer Knecht gewesen und hast gut verwaltet, was ich dir gegeben habe. — Aber wie ist es mit dem Frohsein? Bist du auch vergnügt und lustig gewesen und hast du Freude um dich verbreitet?

Nein, sagte mein Vater — und sah dem Herrgott frei ins Gesicht. — Vergnügt und lustig bin ich nicht gewesen. Ich kam vor Arbeit nicht dazu, ich hatte keine Zeit, froh zu sein.

Und dann ....

Und dann? ermunterte der Herr ....

Die Gabe, Freude um mich zu verbreiten, habe ich nicht bekommen. Ich habe schwer darunter gelitten, setzte er seufzend hinzu.

Da hast du recht, Hans. Ich habe es dir nicht gegeben. Nun, ich denke, du wirst bei mir lernen, froh zu sein. Komm!

Die Himmelstore öffneten sich. Vater zog zu Gottes Freude ein.

* * *

Man rüttelte mich — Mutter stand vor meinem Bett. — Komm auf, Kind, Vater stirbt!

So war es. — Vater lag im Sterben. Mit vollem Bewußtsein schaute er dem Tod furchtlos ins Auge. Dreimal betete er es seinem Heilande nach: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

Knarrte nicht die Pforte? — So deuchte uns, aber man vernahm keinen Schritt. Die Stubentür hörten wir gehen, aber sie hing ruhig in den Angeln; die Umstehenden gaben vor dem Bette Raum, es war ihnen, als ob etwas anschliche.

Beugte sich ein Schatten über den Kranken?

Dein, o Gott! — rief der Sterbende und war — hinüber.

Aus den Augen aller floß ein erlösender Tränenstrom. Aber ich, — ich konnte nicht weinen, ... ich pries sein Los.



Der erste Schuß auf dänischer Seite im Jahre 1848.

Übersetzung aus der Festschrift in Veranlassung der dänischen Erinnerungsfeier an 1848 im Juni 1898.

1. Der erste Schuß zur See.

Beitrag des Strandkontrolleurs S. W. Raßmussen, der derzeit an Bord der dänischen Kriegsbrigg „St. Thomas“ Dienste tat, welches Schiff unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Erhebung der Herzogtümer von Kopenhagen ausgesandt war.

„Gegen Vormittag langten wir auf der Sonderburger Reede an, wo der „Hekla“ (ein anderweitiges Kriegsschiff) bereits lag. Dort erfuhren wir, daß sich Holstein im Aufruhr befände, daß die Prinzen aus der Königlichen Verwandtschaft, der Herzog von Augustenburg und der Prinz von Noer, die beide den Eid der Treue (Homagial-Eid) abgelegt, sich an die Spitze des Aufruhrs gestellt

hätten, — daß man vorgegeben habe, der König werde in Kopenhagen gefangen gehalten, sowie einen ganzen Teil anderer Lügen mehr. Die Bewohner von Alsen und Sundewitt dagegen waren dem König treu geblieben. Der Herzog war in großer Hast geflüchtet, und holsteinische Truppen nach dem Norden und gegen Alsen im Anzuge. Die Aufgabe der Brigg „St. Thomas“ war, alle Boote von der Seite des Sundewitts nach Alsen überzuführen. Während der Nacht ruderten Patrouillen im Sunde, die mit Schußwaffen versehen waren. Ich war mit in einem dieser Boote; von dem Leutenant bekamen wir Ordre, unsere Pistolen abzufeuern, — ich denke, um dadurch den Einwohnern zu imponieren, denn Feinde waren damals noch keine da; indes daß selbige sich auf dem Marsche nach Alsen befanden, stand fest. Der Herzog hatte dieselben bereits erwartet, indes wir kamen denselben zuvor, und der Herzog mußte sich zurückziehen. Dieses Mal war Fahrt in der Sache und die Deutschen werden sich wohl nicht haben denken können, daß die dummen Dänen wirklich auftreten und den Holsteinern Trotz bieten würden. — Ich hatte vordem auf Hamburg gefahren und kannte die Stimmung des Volkes vollkommen, verstand Deutsch, besonders Plattdeusch, ebensogut wie Jütisch. „In Dänemark ist alles zusammen Plunderkram, da lebt man nur von unserm Gelde,“ — das waren die Glaubensartikel in Holstein.

„Kennst du das Land, von Gott veracht',
Wo man aus Bäumen Schuhe macht“ usw.,

sang man und rechnete uns, kurz gesagt, für nichts. Dänisches Gesinde und dänische Seefahrer wollte man dagegen gerne haben. Am Tage nach unserer Ankunft gingen wir durch den Sund in die Apenrader Föhrde hinein; in der Nähe der Stadt sahen wir einen Haufen Menschen mit einer Danebrogsflagge der Küste zulaufen. Dieselben machten uns Zeichen, schwenkten die Kopfbedeckung und riefen „Hurra!“ Später kam eine Jolle an unser Schiff, und wir erfuhren, daß jene Schiffszimmerleute und junge Seeleute von Apenrade waren. Dieselben hatten gleich das dänische Kriegsschiff erkannt und wollten ihre dänische Gesinnung zu erkennen geben. Sie berichteten, die Stadt befände sich im Aufruhr, die Beamten seien, wie üblich, deutsch gesinnt, und namentlich seien der Bürgermeister, der Apotheker und dessen Bruder Wühler. Etwas später gingen wir vor Anker dicht bei dem Hafen. — Wir hatten den Anker fallen lassen und lagen mit der Breitseite gegen die Stadt. Die Zimmergesellen wurden mit einem Brief an den Stadtvogt (Bürgermeister) abgefertigt, daß er augenblicklich an Bord zu kommen habe, und der Apotheker und dessen Bruder mitzukommen hätten. Die letztgenannten Herren kamen nicht, aber der Bürgermeister (er hieß, soweit ich erinnere, Schouv oder Schow) dagegen kam. Im Boote hatte er eine weiße Binde um den Arm, das war das vorläufig angenommene Kennzeichen der gesinnungstüchtigen Schleswig-Holsteiner; indeß zupfte er die Binde ab, bevor er an Bord kam. Der alte Suenson (Kommandant des Schiffes) sah ihn an, als wenn er ihn fressen wollte. Der Deutsche begann sich zu verteidigen und zu demonstrieren, allein der Alte sagte trocken: „Ja! all dies können Sie in Kopenhagen erzählen — wohin Sie gleich verschickt werden sollen.“ Wir bereiteten uns vor, an Land zu gehen, doch wir wurden von dem Topposten (Ausguck im Top) dahin gewarnt, daß Truppen vom Süden her in die Stadt einzögen. Unsere Offiziere meinten, aber waren sich doch nicht sicher in dieser Meinung, ob das nicht dänische Truppen seien — möglicherweise treu gebliebene Holsteiner, die da kamen. Aber es kam auch ein Wagenzug und von einem Wagen zeigte man eine dreifarbige Fahne. Nun wußten wir Bescheid. Ein Schuß klar und denselben hingebrannt nach dem Wagen mit der Flagge! Kanonier Hoyer ergriff eine Kartusche, die Kanone ward geladen und einige Sekunden später sauste eine 18pfündige Kugel durch die Wagenreihe —

die Fahne verschwand, und im Galopp jagten die Wagen der Stadt zu. Die Truppen zogen hinten um die Stadt herum und in selbige hinein. Dieses war der erste Schuß, der von der dänischen Kriegsmacht in dem Dreijahrskriege abgefeuert worden. Derselbe war von Wirkung und gut, um die Deutschen zu Verstand zu bringen. Dieselben konnten daran erkennen, daß wir wach waren und bereit, für das zu kämpfen, was unser war.

Am Nachmittage kam „Hekla" zu uns; gegen Abend legten wir die Brigg etwas in die Föhrde hinaus, denn dort, wo wir gelegen hatten, konnte man uns mit Gewehrkugeln treffen, ohne daß wir jemanden hätten sehen können. Am nächsten Morgen gingen wir wieder in den Hafen und legten uns mit der Breitseite wie früher gegen die Stadt; erst „klar Schiff" und demnächst hieß es: „Arbeitsschaluppe aus." Ein Detachement bewaffneter Matrosen und (Artillerie) Konstabler ging in dies Boot. Ich war Ältester, und wir ruderten dem Lande zu. Wir hatten ein „Kanonade" genanntes Geschütz in unserm Boot und in der Schaluppe des „Hekla" befand sich eine Haubitze. Der alte Suenson stand in seiner Gig und drehte eine Cigarette; er drehte stets Cigaretten, wenn er nicht seine Brille putzte; im Vorderraum seiner Gig war eine Haubitze aufgestellt auf drei Stücken Holz, denn für Geschütze war das Fahrzeug nicht eingerichtet. Hätte man das Geschütz tatsächlich abgefeuert, würde dasselbe nach hinten in der Gig geflogen sein, aber das sah doch nach etwas aus, und wir befanden uns ja auf dem Kriegspfade. Im Hafen lag ein kleiner Dampfer, „Christian der Achte," und diesem galt unser Zug, denn wenn wir im Jahre 1848 etwas nötig hatten, so waren es Dampfschiffe für Transporte und zu Bugsierungen. Als wir in der Hafenmündung anlangten, kam ein deutscher Offizier, rief den Kapitän an und sagte: „Wollen Sie einen Landgang machen? Das nützt Ihnen nichts, denn die Stadt ist von unsern Truppen besetzt!" Er sprach ein breites Dänisch und kommandierte auch so seine Soldaten auf dänisch, was wir später zu hören bekamen. „Einen Landgang mit einer Barkasse machen," brummte Suenson „ich glaube, er ist verrückt!" Dagegen rief er laut dem Offizier zu: „Ich will das Dampfschiff haben, welches hier im Hafen liegt, und ich rate Ihnen im Namen des Königs, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen." — „Wir erkennen keinen König an, wir haben einen . . . . . ;" den Rest hörte ich nicht, weil wir in demselben Augenblick an das Bollwerk anlegten. „Schießt auf ihn" rief Suenson, und ein alter Konstabel (Wilhelm Ohlsen) riß das Gewehr an die Backe; indes zog der Deutsche sich hinter einen Haufen Zimmerholz zurück und ging zu seinen Leuten, Kieler Jägern, die er auf dänisch kommandierte: „Tretet an!" Wir enterten geschwind den Dampfer und warfen seine Vertauung los. Der Deutsche rief den Kapitän abermals an und sagte: „Ich lasse auf Sie schießen, wenn Sie nicht das Dampfschiff liegen lassen, und wegrudern!" — „Ja! das versuchen Sie nur, ich antworte mit glühenden Bomben (allerdings eine kleine Übertreibung), sehen Sie, was dort liegt?" und dabei zeigte er auf „Hekla" und die Brigg, und die boten einen ziemlich ernsten Anblick. Ich sah dorthin, wohin er zeigte, und gerade hinein in die Mündung von „Heklas" Sechzigpfünder. Die Besatzung stand bei den Kanonen, und das Schiff lag dem Hafen so nahe, daß ich die Geschoßbohre sehen konnte, die der Kanonenkommandant in Händen hielt, die Steuerbordbatterie der Brigg, 8—18 Pfünder, alle mit Zündrohr versehen, ja, das waren vielversprechende Aussichten für das Publikum am Lande — indes bedenklicher für uns (im Boote), denn wir waren ohne jegliche Deckung zwischen den Deutschen und dem etwaigen Feuer unserer Schiffe. Der deutsche Offizier kommandierte „fertig" und die Soldaten zogen die Gewehre in Anschlag — doch glücklicherweise nichts weiter. Unsere Arbeitsschaluppe und die Schaluppe des „Hekla" waren mittler-

weile vor das Dampfschiff (siehe oben) gespannt, und bald lag dasselbe draußen auf der Reede. Dasselbe ward bemannt und der dritte Leutnant Pedersen vorläufiger Führer desselben. Die deutschen Soldaten zogen sich aus der Stadt zurück, und Steen Bille ging an Land und übernahm die Geschäfte."

2. Der erste Schuß auf dem Lande.

Von Kapitän Dons (3. dänisches Jägerkorps, 4. Kompagnie).

Am 7. April 1848 war die Avantgarde des Hauptkorps bis Klipleff und nächste Umgegend gekommen, und im Laufe des Vormittags vom 8. s. M. rückte dieselbe mit dem 3. (dänischen) Jägerkorps, Husaren an der Spitze, vor bis Bommerlunder Krug. Hier wimmelte es bald von Jägern, Infanterie und Husaren, und auch die verschiedenen Stäbe fanden sich daselbst ein, u. a. bemerkte man den Stabschef, Kapitän Läßoe.

Gegen Nachmittag ward das 3. Jägerkorps beordert, das Dorf Bau zu rekognoszieren, um zu untersuchen, ob dies Dorf vom Feinde besetzt sei. Die 4. Kompagnie des Jägerkorps rückte unter Kapitän v. Münnich auf beiden Seiten des Landweges von Bommerlund nach Bau in einer Kette vor, und ich, der als Freiwilliger zwei Tage vorher von der Kompagnie angenommen war, folgte dem Kapitän im Landwege selbst, von wo aus er die Kompagnie leitete, und uns schloß sich alsbald der Adjutant des Jägerkorps, Premierleutnant v. Magius, zu Pferde an.

Als wir uns dem Dorfe Bau bald genähert hatten, ohne daß ein Schuß gegen die vorrückende Abteilung gefallen war, machte die Kette Halt, und der Kapitän wie der Adjutant äußerten die Meinung, daß der Ort nicht besetzt sei; indes um diese Frage näher zu untersuchen, ritt Premierleutnant v. Magius in das Dorf hinein und forderte mich auf, ihm zu folgen, und etwas später begab sich auch der Kapitän dahin. Der Adjutant und ich bildeten somit gewissermaßen die Vorhut.

Am Eingange des Orts war alles stille und kein Mensch zu sehen; indes bei dem dritten oder vierten Hause veränderte sich plötzlich die Situation. Mit einem Male ward die oberste Halbtür des Hauses aufgerissen und im nächsten Augenblick auch die unterste, und heraus stürzten uns entgegen etwa fünf oder sechs Insurgenten in hellblauen Jacken und runden Feldmützen und mit Gewehren in den Händen. Premierleutnant v. Magius ergriff mit Blitzesschnelle ein Pistol und schoß auf dieselben, doch ohne zu treffen, und rief gleichzeitig mir zu: „Schießen! Schießen!" Unkriegsgewandt, wie die Insurgenten waren, vergaßen dieselben im Schreck, die Waffen zu gebrauchen, und flüchteten durch einen schmalen Gang zwischen den Gebäuden hinein in den gegen Osten belegenen Garten. Ich hatte in wenigen Schritten Abstand von den Fliehenden meine Riflebüchse an die Backe gelegt, aber der Schuß versagte; erst als dieselben 100 bis 200 Schritte fort waren, hatte ich Gelegenheit, den Fliehenden meine Kugel nachzusenden, und Kapitän v. Münnich und sein Bursche, die während dieser Episode etwa 100 Schritte hinter uns waren, meinten, sie hätten einen der Insurgenten fallen sehen. Als wir am nächsten Tage den Ort besetzten, klärte es sich auch auf, daß der eine derselben im Oberschenkel getroffen war.

Premierleutnant v. Magius war somit derjenige, der beim Hauptkorps den ersten Schuß gegen den Feind abgab, und seine rasche Entschlossenheit bewahrte uns und andere davor, entweder niedergeschossen oder gefangen genommen zu werden; außerdem war das eine günstige Introduktion für seine spätere, ehrenvolle militärische Laufbahn.

Pl. in E.

Warnitz.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

> Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
> Das Korn wächst dort in langen schönen Auen
> Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.
> Schiller.

Auf der steil emporragenden Nordostecke der Halbinsel Sundewitt, zwischen der Apenrader Förde und dem Alsensund, liegt das $^3/_4$ Meile lange und $^1/_2$ Meile breite Kirchspiel Warnitz. Als ausgesonderter Bezirk ist das ehemalige „Birk" Warnitz auf Sundewitt, das im Jahre 1231 Warnaes genannt wird, schon im Waldemarschen (II.) Erdbuche ausdrücklich bezeichnet. Da hier Arngiald (Herdgeld) als Einnahme aufgeführt wird, so deutet dieser Umstand auf eine städtische Ansiedelung hin. Jedenfalls hat Warnitz im 14. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung gehabt. Dafür spricht der Umstand, daß ein altes Kirchspielverzeichnis aus dem Jahre 1340 mehrere Edelhöfe dortselbst aufführt, die jetzt längst verschwunden sind — Brattburg, Ornum, Hipholm, Gammelgaard und noch einen, dessen Platz heute (dänisch) Volden (der Wall) heißt. Auf Brattburg lebte einst Hans Blome zu Ornumgaard, der von Paul Uck, dem Amtmann zu Sonderburg, ermordet wurde. Der Name Warnitz (Varnis) — nach dem Waldemarschen Erdbuch Warnaes — hat zu mancherlei Mutmaßungen Veranlassung gegeben. Namhafte Gelehrte wollen Warnitz von Warna naes, d. i. Vorgebirge der Warnen, ableiten, indem sie behaupten, daß der herulische Stamm der Warnen seine Wohnsitze einst im nördlichen Schleswig aufgeschlagen habe; indes machen ähnliche mit Var- zusammengesetzte Namen auf dänischem und skandinavischem Boden, insbesondere Vornaes bei Svendborg auf Fünen und Varnes in Norwegen, den vorjütischen Ursprung des schleswigschen Warnitz (Warnaes) zweifelhaft.



Abb. 1. Buchenhain am Strande.

Das Kirchdorf Warnitz und seine nächste Umgebung ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Der Naturfreund, der Archäologe und der Kulturhistoriker finden hier gleichzeitig ihre Rechnung.

Der berühmteste Warnitzer ist wohl der im Jahre 1783 in Blaukrug, im Kirchspiel Warnitz, geborene Maler Christoffer Wilhelm Eckersberg, der in Dänemark als der hervorragendste Maler der Neuzeit gilt.

Die Häuser und Höfe des Kirchdorfes, deren stattliches Aussehen eine wohl-

habende, fast ausschließlich dem Landbau obliegende Bevölkerung bekundet, liegen weit über die Dorfgemarkung zerstreut. Nur Kirche, Pfarre und Schulhaus, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, halten enge Nachbarschaft. Die halbversteckt hinter breitästigen Rüstern und Linden liegenden strohgedeckten Häuser und Gehöfte mit ihren weißgetünchten Mauern tragen ein wesentlich anderes Gepräge als in niedersächsischen Landen: die Häuser haben Schornsteine und zeigen nirgend das berühmte sächsische Pferd auf dem Dachfirst. Ställe und Scheuern sind nicht unter einem Dache vereint, sondern bilden gesonderte Gebäude zu beiden Seiten der Wohnhäuser. Rankenrosen und Waldreben umhüllen mit schützendem Mantel die Hausfassaden. Die Gärten zieren altväterliche Blumen — Reseda, Krauseminze, Rittersporn, Goldlack und Baldersbraue (Baldersbryn) (Matricaria inodora).

Die Baulichkeiten tragen fast alle ein cyklopenhaftes Gepräge. Die in Nordschleswig auf der Oberfläche wie in den verschiedenen Erdschichten vorkommenden zahlreichen Granitsteine finden hier als Baumaterial überall Verwendung. Die



Abb. 2. Kirche zu Warnitz.

Mauern der Häuser, die Brückenpfosten, die Hofeinfahrten bestehen fast ausschließlich aus diesen erratischen Blöcken der skandinavischen Urgebirge. Die Sprache der Dorfbewohner ist jenes plattdänische Patois, dessen sich Dänisch- wie Deutschgesinnte in jener Gegend zu bedienen pflegen, und das aus politischen Gründen von den Dänen als die dänische Ursprache reklamiert zu werden pflegt.

Sehenswert ist der stimmungsvolle Dorffriedhof von Warnitz und die aus Felssteinen erbaute hochgelegene Kirche. Sie besitzt keinen Turm und ist nicht gewölbt, aber gut unterhalten und macht mit ihrem weißen Gemäuer und ihrer zierlichen Schieferbedachung einen freundlichen Eindruck. Die Kirche hat man für eine Kapelle der Loiter gehalten. Sie kommt 1305 als „Wemming“ vor (Gude, Sundewitt S. 37; Jensen, Kirchl. Statistik S. 328). Bis 1631 war hier ein Diakonat. Die mit reichen Seitenreliefs versehene Kanzel vom Jahre 1606 zeigt

mehrfach üppige Architekturdarstellungen. Künstlerisch bemerkenswert sind die mit Arabesken verzierten Emporen, ein alter, eigentümlich geformter Taufstein, sowie ein achtarmiger Kronleuchter und vier fast gleiche gotische Leuchter mit oben verjüngter Säule. Ein Triumphkruzifix in spätromanischer Arbeit bildet die größte Kostbarkeit des Gotteshauses. Der berühmteste Seelsorger, der einst von der Kanzel dieses Kirchleins das Evangelium predigte, war der 1733 verstorbene B. Chr. Ägidius, der Herausgeber des „Warnitzer Gesangbuches," das in dieser und einigen benachbarten Gemeinden, z. B. in Bülderup und Rapstedt, seinerzeit gebraucht wurde.

Auf dem Totenacker, der das schmucklose Gotteshaus umgibt, befindet sich ein mit zwei Glocken versehenes hölzernes Glockenhaus, dessen Teeranstrich in wirksamem Kontrast steht zu dem weißgetünchten Kirchlein.

Kulturhistorisch interessant ist das am Glockenturm befestigte Halseisen, das Professor Dr. Richard Haupt in seinem bekannten Werke „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein" Bd. I S. 52 besonders erwähnt.



Abb. 3. Hünengrab im Walde.

In alter Zeit wurde das Recht meistens auf Friedhöfen „gehegt." In Warnitz hatte seit uralten Zeiten ein Birkgericht seinen Sitz, das aus dem Birkvogt mit einem Sandmann, acht Dinghörern und dem Dingschreiber bestand. (Joh. Fr. Hansen, Vollständigere Staatsbeschreibung des Herzogtums Schleswig. Flensburg 1778, S. 288/9.)

Das Halseisen am Glockenhause ist eine sichtbare Erinnerung an jene fernen Tage.

Hochgewipfelte Eichen, die außerhalb der aus moosigen Felssteinen erbauten Friedhofsmauer stehen, breiten ihre laubigen Zweige über den Gottesacker. Der Sonnenschein zittert durch die verglasten Kirchenfenster, fährt kosend über den messingenen Kronleuchter, über den leuchtergeschmückten Altar und spielt mit den bunten Flittern und Glasperlen der Totenkränze auf den Gräbern. Vor der Ostseite der Kirche breitet ein uralter Ahorn sein mächtiges Geäst. Die Sagengebilde einer reckenhaften Zeit wohnen in seinem Schatten. Unversiegbares Wasser entquillt dem Stamm. Es ist jener Baum der Viggo-Sage, unter dem der unglückliche Junker und seine Braut ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Der Sage nach besitzt das dem hohlen Baumstamm entspringende Quellwasser eine heilkräftige Wirkung.

Nicht weit vom Dorfe, dem Strande zu, liegt das Tykskov-Gehölz. Die glatten, schlanken Stämme der Buchen gleichen den Säulen unserer gotischen Dome, und das mächtige Laubgewölbe über uns, durch das verstohlen dann und wann ein Sonnenstrahl seinen Lichtreflex senkt, erscheint uns wie eine gigantische Riesenkuppel, die einen Michel Angelo zu der gewaltigen Schöpfung des St. Peter-Domes hätte begeistern können. Mitten in der Hölzung, in schwermütiger Welt-

verlassenheit, liegt ein für Altertumsforscher besonders interessantes Denkmal germanischer Vorzeit — das besterhaltene Riesenbett der zimbrischen Halbinsel. Der berühmte dänische Archäologe J. A. A. Worsaae („Om Slesvigs Oldtidsminder“ S. 24 Anm. 1) hat zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf diesen „Kœmpesten“ gelenkt. Das merkwürdige Riesenbett ist $1^1/_2$ m hoch in der Richtung von Osten nach Westen erbaut, 75 Schritt lang, auf der höchsten Fläche 12 Schritt, mit Seitenabdachungen 16 Schritt breit. Das östliche Ende wird durch vier große Steine bezeichnet, von denen der eine aufrecht 1 m hoch ist. Am westlichen Ende liegen fünf Steine, an den Langseiten je zwei Reihen Steine. Die Grabkammer ist in der Mitte von Osten nach Westen und zwar aus vier Tragsteinen erbaut, welche nicht über die Oberfläche hervorragen.

Bei der schon in früherer Zeit vorgenommenen Öffnung ist der gewichtige Deckstein nach Osten hin zurückgeschoben, der westliche Träger etwas schräge ausgewichen. Die ausgeleerte Grabkammer ist etwa 160 cm lang, 80 cm breit, 150 cm tief. Der Deckstein hat einen Umfang von 6 m und 170 cm Länge, 190 cm Breite und etwa 80 cm Tiefe. Das 778 qm große Riesenbett wurde von der Königlichen Regierung im Jahre 1873 für 50 Taler angekauft.

Die Baukunst dieser Urbewohner, die ohne die technischen Hülfsmittel unserer Kultur die Felssteine so kunstgerecht zu einem Grabmal, das Jahrtausenden zu trotzen vermochte, schichteten, wird nicht nur dem Laien, sondern in noch höherem Grade dem Sachverständigen Bewunderung abnötigen.

Die Lage dieses Totenmals, das Odinsbekenner in prähistorischer Zeit hoch über dem Meeresstrande errichteten, stimmt überein mit der Schilderung aus den sagenhaften Tagen der Vorzeit, wie sie uns aus dem ältesten Heldengesang des „Beowulf“ entgegenklingt.

„Darauf gruben und häuften die gautischen Helden
Einen Hügel am Berghange hoch und breit,
Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
Und zimmerten fertig in 10 Tagen
Des Schlachthelden Grabmal. Der Scheithaufen größten
Umschloß nun der Wall, so würdig geschaffen,
Wie es die Klügsten erwirken gekonnt,
Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort,
Gold und Gestein, das die streitbaren Gauten
Erst enthoben der Erde Hut.“

Das Riesenbett hat vermutlich einst frei auf der Höhe gelegen, da die Bestattungssitte der heidnischen Zeit diese Annahme wahrscheinlich macht, und der Wald kaum solange gestanden hat.

Am östlichen Waldessaum liegt der heutige Hof „Wall“ (dänisch Volden). Hinter den Wirtschaftsgebäuden befindet sich ein von Unkraut überwucherter Burgplatz. Trümmer von Mauerwerk und ein deutlich erkennbarer Erdwall kennzeichnen die Stätte des eingangs erwähnten namenlosen Edelhofes. Träumerisch umschlingt in verworrenem Gerank Brombeergesträuch die Trümmerstätte, aus der die Sage ihre Wunderblumen ersprießen läßt. Sie erzählt uns von dem jugendlichen Burgherrn Junker Viggo, der in Liebe entbrannt war zu einer schönen Edeldame auf Fünen. Der Vater der Geliebten hatte die Herzallerliebste jedoch schon einem älteren, reicheren Freier zugesagt. Viggo geht daher mit seinen Mannen im Winter über das Eis nach Fünen, um die Geliebte mit Gewalt zu erringen. Er tötet seinen Nebenbuhler, erobert die Burg, bei deren Verteidigung der Vater der Geliebten erschlagen wird. Als die Liebenden auf dem Wege nach Warnitz sich mitten auf dem Eise befinden, tritt Tauwetter ein, das Eis bricht, Viggo und seine Geliebte werden getrennt und landen an verschiedenen Küsten. In der Todesangst

hat die Braut sich der Jungfrau Maria gelobt und war nach ihrer glücklichen Errettung in ein Kloster getreten, aus dem, als Viggo ihren Aufenthaltsort erfährt, nur der Spruch des heiligen Vaters sie zu erlösen vermag. Der Junker pilgert nach Rom; der heilige Vater löst das Gelübde, und Viggo eilt zur Heimat, wo die Trauung in der Kirche zu Warnitz in nächtlicher Stunde vollzogen wird. Kaum ist der Trauungsakt vorüber, so erlöschen die Kerzen und die Geliebte sinkt sterbend in die Arme Viggos. Eine Himmelsbraut durfte nicht eines Menschen Weib werden. Verzweiflung im Herzen leitet Viggo die Bestattung auf dem Warnitz-Friedhof. Er pflanzt einen Ahorn auf das Grab, hängt seine Rüstung an die Kirchhofsmauer und zieht als Pilger in das heilige Land. Viele Jahre sind seit diesem Tage vergangen. Vom Alter gebeugt und sterbensmüde kehrt Viggo unerkannt in die Heimat zurück und eilt zum Grabe der Jugendgeliebten. Die Erinnerung überwältigt ihn. Gramvoll sinkt er am Grabe nieder und lehnt sein müdes Haupt gegen den Stamm des Ahorns, den er in seinen Jugendtagen auf das Grab gepflanzt hatte. Durch Wundermacht entspringt ein sprudelnder Quell dem Baumstamm und verkündet in stummer Sprache dem geprüften Dulder die Vergebung seiner Sündenschuld.

Als am Abend der Küster die Betglocke läuten will, findet er auf dem Grabe eine Leiche, welche als die des längstverschollenen Junkers Viggo erkannt wird.

Ein gemeinsames Grab vereint die Liebenden.

In der östlichen Kirchenmauer wird noch heute eine Steinfigur als das Bildnis des unglücklichen Junkers gezeigt.

Allmählich nähern wir uns dem Strande. Vor dem entzückten Auge breitet sich ein schönheitverklärtes Bild voll berauschender Farbenfülle. Tief unter uns im seligen Zauber unberührter Lieblichkeit liegt der glänzende Wasserspiegel der Apenrader Förde, in der die blaßroten Abendwolken sich spiegeln. In der Ferne taucht die bewaldete Küste der Loiter Halbinsel, sowie die grünumsponnene Insel Barsoe aus der klaren Flut empor. Je länger wir das im stillen Abendfrieden vor uns liegende Naturgemälde betrachten, desto mächtiger wird der Gedanke, daß es im Leben des Menschen Augenblicke gibt, im Vergleich zu welchen ein Trank aus dem Becher, dem nektargefüllten der ewigen Götter, ein eitler Schaum ist.



Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel.

Von Dr. **Christian Greve** in Magdeburg.

Die ersten Ärzte waren die Priester, deren Heilmittel darin bestanden, durch Opfer und geheimnisvolle Handlungen den Zorn der Götter abzuwenden, von dem die Krankheiten hergeleitet wurden.

Außer den Priestern fiel später besonders den Frauen die Aufgabe der Krankenheilung zu. Dieselben gebrauchten schon heilkräftige Getränke, denn sie mußten wohl einsehen, daß durch Beschwörungen, Amulette usw. allein die Krankheiten nicht zu bannen waren. So wurden die Menschen von selbst dazu getrieben, Heilmittel in der Natur zu suchen, die teils dem Tierreich, zum größten Teile aber dem Pflanzenreich entnommen waren. Die Kenntnis derselben vererbte sich durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis sie schließlich auch schriftlich festgehalten wurde. Ja, der Gebrauch heilkräftiger Kräuter und deren Kenntnis hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Viele derselben sind offizinell (†) geworden, viele heute noch beim Volke in Gebrauch, viele bereits der Vergessenheit anheimgefallen.

Die bekanntesten und gewöhnlichsten unter den einheimischen Pflanzen, die Heilzwecken dienten oder noch dienen, sind folgende:

† Aconitum Napellus, Eisenhut. In Gärten. Selten als Gartenflüchtling. Dieses ungemein giftige Mittel ist so alt wie die Medizin und entstammte nach dem Glauben der Alten dem Geifer des Cerberus. Im Mittelalter wurde die Pflanze aus Scheu nicht gebraucht. Jetzt ist sie offizinell als alkoholischer Extrakt und als Tinktur. Der wirksame Bestandteil ist ein Alkaloid, das Aconitin, das verlangsamend auf die Herztätigkeit wirkt.

Papaver somniferum, Mohn. Die narkotische Wirkung des Mohns ist lange bekannt. Man gebrauchte ihn gegen Schmerzen aller Art und gegen Krämpfe.

Brassica oleracea, Küchenkohl, ist schon von Pythagoras empfohlen und sollte der Verdauung förderlich sein.

† Cochlearia officinalis, Löffelkraut. Als antiskorbutisches Mittel lange bekannt; der Löffelkrautspiritus ist heute noch offizinell.

Drosera rotundifolia, Sonnentau. Die Blätter waren bekannt als Mittel gegen Unregelmäßigkeiten im Blutumlauf. — Ihrer eiweißverdauenden Eigenschaften wegen sind in neuerer Zeit wissenschaftliche Versuche angestellt worden, die ergeben haben, daß der Saft imstande ist, kleine Hautauswüchse zu beseitigen.

Hypericum perforatum, Johanniskraut, schützt, wenn in der Johannisnacht eingesammelt, vor Hexerei.

Impatiens noli me tangere, gem. Springkraut. Als Heilmittel schon lange bekannt. Der berühmte Boerhave erklärte es für giftig und schädlich. Von andern wurde es zur Auswaschung und Ausheilung von Wunden empfohlen, sowie als Dekokt gegen die goldene Ader und als harntreibendes Mittel, von noch andern als Brech- und Abführmittel.

Anthyllis vulneraria, Wundklee. Wie der Name sagt, als Wundmittel benutzt.

Geum urbanum, Nelkenwurz, ist ein gutes Fiebermittel und soll fast so stark wie Chinin wirken.

† Conium maculatum, Schierling. Er war als Gift schon im Altertum bekannt. Sokrates trank den Schierlingsbecher. Später wurde er nur äußerlich zu Pflastern gebraucht.

† Sambucus niger, Hollunder. Von den Blättern wurde und wird heute noch ein schweißtreibender Tee bereitet.

† Valeriana officinalis, Baldrian. Der Ruf dieser heute noch offizinellen Pflanze reicht bis ins Altertum. Der Name steht vielleicht mit Balder in Zusammenhang. Wenn Hertha auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt, trug sie einen Baldrianstengel als Gerte. Die Sage berichtet weiter, daß schon der kunstreiche Schmied Wieland diese Pflanze zu Heilzwecken gebraucht habe. Heute ist eine Tinktur und das flüchtige Öl, das sie enthält, offizinell. Baldrianwasser wird vom Volke noch heute gegen allerlei Augenleiden gebraucht.

† Tussilago farfara, Huflattich. Die Blumen liefern einen guten Brusttee, was schon dem alten Hippokrates bekannt war. Offizinell sind heute die Blätter.

† Artemisia absinthium, Wermut. Hieß früher auch Alse, Elf, Elsen und wurde in heidnischer Zeit beim Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt. Auch im Mittelalter wurde die Pflanze sehr gepflegt und geehrt. Innerlich ist sie ein reizendes, die Verdauung förderndes Mittel. Außerdem fand sie Anwendung zu Kräuterkissen gegen rosenartige und wassersüchtige Entzündungen. Es ist so bitter, daß Tiere, die auf der Weide davon fressen, bitteres Fleisch bekommen.

Cichorium intybus, gem. Wegwarte. Wurde wegen ihrer seifenartigen,

auflösenden und eröffnenden Kräfte gegen Gelbsucht, Wechselfieber, Verstopfung und hypochondrische Zustände gebraucht. Die Wurzel mit Zucker als Hustenmittel gekocht.

† Gentiana pseumonauthe, Enzian. War schon im Mittelalter berühmt. Der bekannte Arzt Theophr. Bombast. Paracelsus besaß ein Geheimmittel, das gegen alles half und durch das er einst dem Kurfürsten von Bayern das Leben rettete. Dasselbe bestand der Hauptsache nach aus Enzianwurzel. Der wirksame Bestandteil ist ein Bitterstoff, der von tonisierender Wirkung und gut gegen Magenschwäche ist.

† Menyanthes trifoliata, Fieber- oder Bitterklee. Die Blätter wurden als Tee gegen Fieber, Wassersucht und Skorbut gebraucht. Offizinell sind die Blätter.

Convolvulus sepium, Zaunwinde, wurde als Purgiermittel geschätzt.

Pulmonaria officinalis, Lungenkraut. Wie schon der Name sagt, gegen Blutspeien viel gesammelt.

† Hyoscyamus niger, Bilsenkraut. Stellt heute ein nicht unwichtiges Mittel unseres Arzneischatzes dar. Ohne zu wissen, welche Stoffe darin wirkten, benutzten es schon die Römer als Schlafmittel bei Wahnsinnigen. Auch später wurde es noch gegen Krämpfe und als Schlafmittel empfohlen.

† Datura strammonium, Stechapfel, ist ebenfalls ein uraltes, schon den Arabern bekanntes Mittel. Der Name rührt von στρέφειν, drehen, her, weil derjenige, der davon einnimmt, die Augen verdreht. Zigeuner sollen die Pflanze nach Europa gebracht haben. Gebraucht wird es wie auch früher als schmerzstillendes Mittel und gegen Asthma.

† Verbascum thapsus, Königskerze, Wollkraut. Die Blätter wurden zu Brusttee gebraucht und sind auch heute noch offizinell.

Linaria vulgaris, Leinkraut, als schmerzstillendes, erweichendes Mittel zu Umschlägen, auch als Tee im Gebrauch.

† Melissa officinalis, Melisse. Liefert das nach Zitronen riechende Melissenkraut. In alten Rezepten fehlt es fast nie. Zu offizinellen Zwecken dienen heute die Kulturformen.

Plantago major, Wegerich, als Fiebermittel bekannt. Nach der alten Volksmedizin gab es 77 Fieber. Ebensoviele Wurzeln sollte der Wegerich haben, und jede einzelne half gegen eines der 77 Fieber. Da man aber nicht wußte welche, mußte die ganze Wurzel eingenommen werden. Später wurden außerdem auch die Blätter und Samen innerlich gegen Blutflüsse, äußerlich bei Quetschungen als zusammenziehendes Mittel gebraucht.

† Acorus Calamus, Kalmus. Stammt aus dem Orient und ist bei uns verwildert. Er wurde gebraucht zur Stärkung des Magens als Aufguß auf Branntwein. Die Wurzeln kaute man gegen Zahnschmerzen.

Arum maculatum, Aronstab. Die Wurzel galt für magenstärkend und purgierend. Der wirksame Bestandteil ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß derselbe, wo er hinkommt, Entzündung hervorruft.

Convallaria majalis, Maiglöckchen. Ist sehr scharf und wurde früher viel gebraucht, ohne daß man die besondere Wirkung kannte. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß ein aus der ganzen Pflanze hergestelltes Extrakt wie Digitalis wirkt.

Bovista gigantea, Bovist. Die flockige, mit dem Sporenpulver erfüllte Inhaltmasse wird heute noch von der Landbevölkerung als blutstillendes Mittel viel gesammelt.

Unterzieht man die genannten Pflanzen einer Durchsicht, so wird man finden, daß eine große Zahl derselben auch heute noch geschätzte Arzneipflanzen sind. Doch sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß in den meisten Fällen die Volksmedizin

es gewesen ist, die diese Mittel gefunden und eingeführt hat. Werden viele derselben noch heute in den Apotheken als „Folia“ oder „Herba“ vorrätig gehalten, so werden aus einer sehr großen Anzahl aber durch moderne pharmakologische Methoden die wirksamen Stoffe isoliert und können so — was besonders für die stark giftigen Mittel wichtig ist — genau dosiert werden. Außer dem Aufguß mit Branntwein kannte das Volk solche Methoden nicht, sondern es gebrauchte die Kräuter, deren Wirkung man aus Erfahrung kennen gelernt, wie sie gewachsen waren.

Unkel Beeck.

Von L. **Stüve** in Lübeck.

Vör ungefähr twintig Jahr wahn' in de Gegend von Ahrensböck een Mann, de dat to'n gewisse Berühmtheit bröcht hett. Denn, wenn in D—dörp (da wahn' he) oller in de Ümgegend malins 'n Streich utöwt weer, dann heet dat blots: Dor is „Unkel Beeck“ wedder west. Ja, dat is wahr: sin grötst Vergnögen weer, wenn he sinen Naber oder Fründ mal sonnen degten Streich spęlen kunn. Dann güng ornlich son heemlich Lüchten ut sin lütten plitschen Ogen öwer sin glatt Gesich un sin rundliche Figur kreg ornlich Lewen.

Toletz wahn' he un sin Fru buten ut'n Dörp rut in de letz ol lütt Kaat. Sin Burstä harr he nämlich all bi goden Tiden an sinen Broder verköfft, dor he doch keen Arben harr.

De Streich, de Unkel Hinrich Beeck noch bett in sin hoges Öller utöwt hett, sünd mehr son Ort Jungstæg, äwer ik mött seggen: mi hefft se veel Spaß makt, as se mi von gode Frünn vertellt würden, un mi dücht, dat weer binah schad, wenn se so ganz in Vergetenheit kamen schullen. Dorüm will ik eenige wedder vertellen, so god ik kann.

I. Dę grotę Felsen.

Bur Mau sin Koppel weer heel bargig un grad up de Höcht, sowat 'n tein bet föftein Foot von't Hecklock af leeg 'n groten allmächtigen Felsen. Tomal bi'n Plögen weer de grot Steen bannig hinnerlich un de Bur harr em al männigmal na'n Bungsbarg ruppe wünscht, äwer de Steen harr sik dor ümmer nich an kehrt.

Ins Dags drapt Unkel Beeck mal mit Bur Mau tosamen. Se fangt 'n Klöhnen an un de Bur vertellt denn ok, dat he morgen de Krüzkoppel plögen will. „Denn kann' sik mol wedder an den olen verflixten Felsen argern,“ meent Mau. „De grot Steen,“ segg Unkel Beeck, „hett mi ok all langn in Magen legen; ik, in din Stä würd em enfach rutsmiten!“ „Smit du em man rut,“ lach Mau, „he is jo nich to rippen un to rögen.“ Unkel Beeck sin Ogen füngen an to lüchten, un as de beiden ut'nanner güngn, wüß Unkel all, wat he to don harr.

Den annern Morgen in alle Hergottsfröh seh wi Unkel Beeck na de Krüzkoppel henlankpedden, 'n sekern Tunpahl uppe Schuller. De Steen leg dar noch so still un in Fręden, as wie he villicht all hunnerte von Johren dar legen harr — awer nu schull he 'n bęten upmuntert waren. „He is nich to rippen un to rögen? Dat willn wi em mol wisen.“ — — Unkel Beeck mött würklich al den Murr, den he in de Knaken hett, upbeden, he böhrt un böhrt un binah will em de Puß utgahn, dunn — hurra! de Steen rögt sik. Nu is dat wunnen Spill — un bold wöltert he den Steen mit lichte Möh den Barg hendal. Mirrn vör't Hecklock, dor lett he em liggen. „Siso,“ seggt Unkel Beeck un verpußt sik 'n bęten,“ nu kann de Bur men kamen — de Koppel is schir.“ Beeck verstickt sik dich bi't Hecklock achtern Knick. — —

De Bur kümt. Wie he na'n Hecklock rinnerbögen will, prallt de Peer mit eenmal torüg. „Nanu," seggt verwunnert de Bur, de achterto güng, „wat fallt denn de olen Kraken in?" Unkel Beeck richt sik bett tohöcht, schuult dörch't Knickholt un griint sik. Dormit awer ward Bur Mau den Felsen mirrn in't Hecklock wis un is ganz baff. — „De verdreihte Beeck," schimpt he toletz," hätt'n also doch richtig ruterkregen!"

II. De Hock is behext.

Dat weer in de Orn. Unkel Beeck steit annen Weg un süht, dat Bur Schult von de Weetenkoppel runner kümt. „Is de Weeten drög?" fragt he den Buren all von witen un geit denn noch 'n Flag mit em den Weg entlank. „Ja, binah öwerdrög," segg Schult, „he is all ornlich krosch; morn fröh, glik na'n Dau will ik em inföhren." Unkel Beeck wüß genog un güng wedder torüg.

All 'n beten vör de Sünn is Unkel Beeck morgens up de Weitenkoppel in vulle Arbeit. Wat mag he dor blots bi de Hocken to tüdern häwwen? Mit 'n finen Wihrdraht binnt he de beiden iersten Hocken tosamen, dat von butento nix to sehn is. Nu is he farig. To Prow fat' he noch in paar Garben rin — allens is god. „So, nu kann't Inföhren minswegen losgahn," segg Unkel Beeck vergnögt un riwt sik de Hänn'," ik häff all 'n beten vörarbeit't." Wedder verswinnt he achter'n Knick. Kum hett he 'n bequemen Utkik funn', dunn hört he ok all den Kurnwagen rummeln, un in 'n Ogenblick föhrt de Knecht ok all na de Koppel rup. Prr! De Grotdiern langt Jochen de Fork to, un 't Upladen schall losgahn. Recht mit sonnen Füriwer stickt Jochen in 'ne Garw herin. De Fork gnupst af. „Wat is dat?" frögt Jochen un versöcht dat tom twedenmal: datsülwig Spillwark; tom drüddenmal: wedder will de Garw nich loslaten. Un so de annern Garwen ok. „De Hock is behext," meent Jochen toletz, „dor is ja woll de Deubel mit in'n Spill." „Hier sitt he," wispert de Schelm achter'n Knick un giff sik all Möh, üm nich luthals uptoprußen. „Jochen," jammert de Grotdiern, „nu föhr doch blots von diss' Koppel herunner, mi ward hier grugen." — Bi de anner Hock weer't desülwig Geschicht. Nu wüß ok Jochen nich mehr, wat he dorto seggen schull, un jagt in enen Karriehr na'n annern Enn' von de Koppel, do em dat doch 'n beten schanirlich west weer, mit 'n leddigen Wagen wedder tohus to kamen. Tom Glücken fünn he hier de Garwen nich so wedderharig, un nu flögen se so hastig up 'n Wagen, dat Greten gorkeen Tid fünn, sik wider to grugen.

Tohus vertellt nu de Knecht sinen Herrn, de beiden ersten Hocken harren nich ehren Schick. Bur Schult will irst nich an de Sak glöwen, perrt äwer doch mal na de Koppel henlank un ünnersöch den Fall. — „Süh," seggt he dunn un lacht sik, „dor hätt Unkel Beeck sik mal veel Möh dahn!"

Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein.[1])

Wie für die übrigen Teile unseres Vaterlandes wird auch für unsere Provinz die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuchs geplant. Da Herr Oberstabsarzt Dr. Prahl, der die Bearbeitung desselben ursprünglich übernommen und die einleitenden Schritte getan hat, von dieser Arbeit krankheithalber

[1]) Unser „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde usw." ist auch an seinem Teile bemüht gewesen, für den Schutz der Naturdenkmäler unserer Provinz einzustehen (s. „Die Heimat," 1900, S. 235), und hat seitdem mehrfach Notizen und Bilder über seltene Baumriesen usw. in seiner Monatsschrift veröffentlicht. Überall in deutschen Landen und

zurückgetreten ist, ist dieselbe von dem Naturwissenschaftlichen Verein für Schleswig-Holstein dem Unterzeichneten übertragen worden.

Durch die Vermittlung der Königlichen Regierung ist bereits ein reichhaltiges Material seitens der Forstbeamten und der Vorstände der einzelnen Gemeinden zusammengebracht worden. Namentlich dürften die durch Größe und historische Erinnerungen merkwürdigen Bäume darin wohl ziemlich vollständig vertreten sein. Dagegen harren noch viele mehr botanische Fragen ihrer Lösung. Besonders wird festzustellen sein, zu welcher Art der betreffende Baum gehört, z. B. bei den Eichen, Ulmen, Linden, Pappeln usw.; es wird die Verbreitung kleinerer, strauchartiger, leichter übersehbarer, aber botanisch interessanter Gewächse genauer zu untersuchen sein, wie die der Zwergbirke, es werden auch die Angaben über wichtige Begleitpflanzen unserer Bäume, z. B. die Mistel, die Linnaea borealis u. a. nachzuprüfen sein.

Aber auch in anderer Hinsicht ist noch viel zu tun. Die Zahl der Bäume, an die der Volksmund Sagen knüpft, dürfte sich noch vermehren lassen, die historischen Erinnerungen sind vielfach in verschiedener Weise dargestellt, über das Alter mancher Bäume sind vielleicht noch positive Angaben zu erbringen.

Es gehört ja nun zu den hervorragendsten Aufgaben des Vereins, die naturkundliche Erforschung unserer Provinz zu fördern, und deshalb wendet sich der Unterzeichnete an alle Vereinsmitglieder mit der Bitte, ihn bei der Durchführung dieser Arbeit gütigst unterstützen zu wollen.

Da der Unterzeichnete persönlich alle Teile der Provinz bereist, um die ihm bekannt gewordenen Bäume aufzusuchen, bittet er alle Herren, die geneigt sind, ihn in der Umgebung ihres Wohnortes zu führen, zur Vermeidung eines zeitraubenden Suchens um die Aufgabe ihrer Adresse. Ebenso würde der Unterzeichnete dankbar sein, wenn sich die Herren Mitglieder bereit erklärten, ihm in der geeigneten Jahreszeit Material zuzusenden, um eine genaue Bestimmung der Bäume zu ermöglichen. Den Herren Amateurphotographen besonders malerische und interessante Bäume genau ihrer Lage nach zu bezeichnen, ist der Unterzeichnete gern bereit.

Viele schöne Exemplare sind erst in den letzten Jahren verschwunden; das eine oder andere hätte sich vielleicht noch lange erhalten lassen. Deshalb bittet der Unterzeichnete um baldige Einsendung der Adressen. Genaue Angaben oder Anfragen werden dann den Herren Interessenten zugehen. Auch der kleinste Beitrag ist willkommen.

Altona, Waterloostraße 14 I. Dr. W. Heering.



Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

A. Kränkliches Aussehen, körperliches Unbehagen.

1. He süht man leeg ut.
2. He süht man keesig ut.
3. He süht ut as dat Leiden Christi.
4. He süht ut as Mutter Maria (von de Goldschum affkleit is).
5. He süht man minn ut.
6. He süht man 'ring ut.
7. He süht man schetterig ut.

über die Grenzen derselben weit hinaus wird im Dienste der Naturästhetik wacker gearbeitet; um so dringender ist die an die Mitglieder unsers Vereins gerichtete Bitte, nicht nur Herrn Dr. Heering an dem Zustandekommen eines forstbotanischen Merkbuches für Schleswig-Holstein behilflich zu sein, sondern auch über den Rahmen dieses Werkes hinaus fleißig Umschau zu halten nach sonstigen Naturdenkmälern jeglicher Art, für die Erhaltung derselben kräftig einzustehen oder, so sie dennoch vom Rad der Kultur unbedingt zermalmt werden müssen, sie wenigstens in Wort und, wenn möglich, auch im Bilde durch unsere Monatsschrift dem Gedächtnis kommender Geschlechter zu bewahren. Barfod.

8. He süht ut as 'n nüchtern Kalf.
9. He süht ut, as wenn he kein Dag in de Er stęk'n het.
10. He süht ut as 'n Liek.
11. He süht ut as 'n Dod'n.
12. He süht ut as de Dod von Lübeck.
13. He süht ut as 'n afftrocken Katt (Schwansen)
14. He süht ut, as wenn he mit de Schap dörch de Röp fritt.
15. Man kann em dat Vaderunser dörch de Backen blasen.
16. He is so witt as Kalk an de Wand — as de 'kalkte Wand.
17. He het 'n Boddermelksfarf.
18. He het sik fürchterli verringert.
19. He is nich god up'n Damm.
20. He spęlt Pottschennt! — Ik bün ganz Pottschennt! (Patient.)
21. Mit em is dat man Schiet. — He is ganz up't Schiet.
22. He is nich god up'n Schick.
23. Mi is so slech to Mod.
24. Ik bün slech to Paß.
25. Ik bün nich god to Weg.
26. Ik bün so bęwerig.
27. Dar sitt mi wat in de Knaken.
28. Dat het mi all lang in de Knaken stęk'n.
29. He is ümmer so lösig.
30. Ik bün den ganzen Dag so lösig to Paß. (Kr. Rendsburg.)
31. He is ut luter Wehdag tosamensett. (Fürst. Lübeck.)
32. He stęhnt grot Stück'n.
33. He stęhnt Stück'n as 'n Pund grot.
34. He stęhnt, as wenn't to'n Starwen geiht.
35. Sin Ęten is för de Katt.
36. He süht ut as de dür Tied.
37. He schufft (schleicht umher) as de düre Tied. (Dithm.)
38. He het nich vęl totosett'n.
39. He is heel (sehr) kümmerlich.
40. He kann kum in de Hut hängen.
41. Dat is so up un aff mit em.
42. He is ganz up 'n Hund.
43. He het all lang 'rumquient.
44. De quient sacht noch 'n Tiedlang los. (Fürst. Lübeck.)
45. Dat Kind is a. vermükert, b. miesig. c. minn, d. piepi', e. piepsi'.
46. He ward swiemelig (ohnmächtig).
47. He beschwiemt sik.
48. Lange Quinen (Kränkeln) is de wisse Dod. (Eckart, Niederd. Sprichw. u. plattd. Redensarten.)
49. He kann 'n god'n Stot verdräg'n.
50. Wat de Seke (Sieche) nich mag, dat mag de 'Sunde. (Eckart.)
51. Is't nich för de Seken, so is't för de Sunden.
52. De is wat tag.
53. De gnarrn Wagens holt manchmal am längsten.

B. Krankheit.

54. He het Uttęhrn. (Schwindsucht.)
55. He het dat up (in) de Bost.
56. He hiemt.
57. He lüdet kene gode Klocke (hustet bedenklich. Eckart).
58. He het Hartspann' un Revkok'n (Magenkrankheit. Fürst. Lübeck.)
59. He het 'n Klümp in'n Hals (ist erkältet).
60. He het grot Bohn' ęten (kann nicht hören).
61. He het Bukbingen (Leibschmerzen).
62. He het Liefwehdag in'n grot'n Tehn. (stellt sich krank. Fürst. Lüb.)
63. He het 'n Knak'n in'n Been.
64. He kriegt den Dod in de Been (hat geschwollene Beine. Eckart.)
65. He is spattlahm.
66. Mi dot de Kusen weh.
67. Lewer 'n Schępel Lüs as eenmal de Krätz'. (Fürst. Lübeck.)
68. Dat ol Wief ut Klenzau (d. h. Influenza. Klenzau, Dorf bei Eutin).
69. He het a. Dünnmessen, b. de schnell Kathrin, c. Geschwindemachefort. (Fürst. Lübeck). d. He hett en Kummhurtig. (Diarrhoe. Eckart.)
70. He het Rosinen ęten. (Ausschlag.)
71. Em hebbt se mit 'n Hand voll Rosinen smęt'n.
72. He het 'n Figenbart.
73. Em wast de Schelmstück'n ut'n Mund 'rut.
74. He is krank vör de Garkök.
75. He is so krank as 'n Hohn, mag gern wat ęt'n un nix don.
76. Is nix ungesunner as Krankheit.
77. Krankspęl'n döcht nich!
78. Krankheit kömmt to Peer un geiht to Fot.
79. En Kranken argert de Fleg an de Wand.
80. Geisteskrank:
   a. He het 'n Vagel — Piepmatz — Splien — Fimmel — Ticker — Ticker mit 'n Band an 'n Been — Ticker mit 'n Tolop — Törrn — Rappel — Sirs — Raptus — Lütt'n weg — Rad los — Schruf los — Schruf verlarn.
   b. He het sin fief Schwin nich tosam — sin fief Swin nich — sin' recht'n Schick nich — sin' Witz nich — een' weg — een' to vęl — een' to Holt jagt — een' wegschickt na'n Swinhöd'n — na'n Nötplück'n — man een rechter Siet.
   c. He is verrück' — öwersnappt — nich ganz richtig — nich recht bi Trost — unklok — klok, meist unklok — öwerstudiert — öwerspönsch — narrsch — tumpi — splienig — fimmelig — mall — dwatsch — en dwatschen Kerl — klicksch — man half recht — nich von hier.
   d. Em is een uthüppt.
   e. Dat spökt bi em in'n Gęwel.
   f. He is bischurn nich klok.
   g. He het dat öwer'n (in'n) Kopp.
   h. He het sik wat in'n Kopp sett.
   i. He het een up de Luk. (Lauenburg.)

C. Genesung.

81. He het sik noch mal wöller 'rut makt.
82. He het 'n frischen Akkord makt.
83. He het noch mal von Frischen wö'r annahm.
84. He is weller ganz.
85. He is weller in de Been.
86. He het dat noch mal weller dörchhalt.
87. He is mit 'n blau Og davonkam'.
88. He is da eben bilank kam'.
89. He woll sik noch nich geb'n.
90. He is wöller kandidl.
91. Dat is en ganzen Tagen (Zäher).
92. De kann solang leb'n as he will.
93. Den het uns' Herrgott verget'n.
94. He kommt noch mal wöller in de Pick. (Kr. Rendsburg.)
95. De is Kropperbusch vörbi. (Vgl. Müllenhoff: „De Sassen un de Jüten." Häufig entstellt. Angeln: „Krabbelbusch"; Husum: „Krolberbusch.")
96. He is von'n Dod'n upstahn.
97. He het 't von 'n Dod halt.
98. He het den Dod 'n Schepel (Schüpp) Hawern versprakeu.
99. He het sik noch mal wöller dörch- (trech-) sükt.
100. He is in de Winst.
101. Dat harr all meist mit em knepen.
102. He het de Engel singen hört.
103. Wenn't an't Starben geiht, besinnt he sik noch mal.
104. Dar is noch Höp (Hoffnung), solang as de Minsch levt.
105. Wat leb'n schall, kümmt nich üm.
106. Et sükt (siecht) sik wol, men et starvt sik so hast nich. (Eckart.)
107. Du mußt herut un wenn't Hunn reg'nt un Katt'n sneet. (Itzehoe.)
108. So licht dot wi dat noch nich, noch erst 'n paar Jahr annehm'.
109. Unkrut vergeiht nich.

D. Naher Tod.

110. He het bald ut 't letzte Lock piept.
111. He fleit up't letzte Lock.
112. He hört 'n Kuckuck nich mehr ropen.
113. He hört de Vagels nich mehr singen.
114. He süht de Sünn nich mehr upgahn
115. He makt dat nich lang mehr.
116. He mutt mit Hans Klapperbeen.
117. He is up't Affglied'n.
118. He is upschleten.
119. He liggt up't Letzte.
120. He rutscht bald aff.
121. He kriggt de letzte Medizin.
122. He het de längste Tied levt.
123. He levt ok keen hunnert Jahr mehr.
124. He het sin Testament all makt
125. He kann sin Testament man maken.
126. He mutt in't Gras bieten
127. He is up von Köm un Tabak.
128. He seggt bald Amen.
129. He reist bald aff na Kassel.
130. He mutt bald daran glöb'n.
131. He mutt bald bi Petrus Kegel upsett'n.
132. He kömmt bald a. na Kösters Kamp, b. na Kuhlmann, c. na Vadder Irdmann, d. na de grot Armee.
133. He kriggt bald 'n Erdklut up'n Kopp.
134. He driggt sin Sarg up de Näs. (Schwansen.)
135. He brukt nich Dokter un Apthcker.
136. He geiht up de letzten Been.
137. He steiht mit een' Fot in't Graff.
138. He geiht up Grabes Bord.
139. He stippet na sinem Grabe. (Körte.)
140. Vör em hebbt se dat letzte Brot backt.
141. Em steiht de Dod up't Gesicht schreb'n.
142. Em sitt de Dod up de Hacken.
143. Em sitt de Dod up de Lippen. (F. Lüb.)
144. Em mutt de Discher bald 'n Hus bugen.
145. Mit em is dat Matthäi am Letzten.
146. Ik seh em all dot in't Sarg.
147. Vör em gev ik ok nich vel.
148. Vör em gev ik ok nix mehr.
149. Dat geiht up't Letzte mit em.
150. Em geiht de Pust' ut.
151. Bi em het Petrus an de Dör kloppt.
152. Mit em sust se bald aff.
153. Ik heff nix mit em in'n Sinn.
154. Dat geiht em an'n Kragen.
155. Ik mak en Krüz vör em.
156. Dar kümmt woll nix mehr na.
157. Sin Tied is daher.
158. De makt keen Katt mehr to schrieg'n. (Angeln.)
159. Dat is 'n god'n Bad'n na'n Dod (geht gekrümmt).
160. Ahn Dokter starv de nich.
161. Kannst 'n Kulngräwer man bestell'n.
162. Wenn de Tied da is, helpt keen Dokter un Apthcker.
163. Ehr de Dod nich vör de Dör steiht, ward nich na'n Dokter schickt.
164. Wenn dat Brot is ret'n mit 'n Knus', gifft 'n Dod'n in't Hus.
165. a. De Ul'n schreet, b. de Hunn hult, c. de Myrthen blöht (Schwansen) — dat gifft 'n Dod'n in't Hus.

Mitteilungen.

1. **Der Umschwung.** Es war in den kurzen Tagen des Jahres 1839, da läutete in der Dämmerung unsere Bingelglocke, die einzige, die wir hatten, in Unterbrechungen eine Stunde lang. „Warüm?" fragten wir Kinder. „Uns' König (Friedrich VI.) is dot, darüm!" sagten die Alten. Das war nach unserm Gefühl schlimm und noch feierlich dazu. Die Läuter ließen uns Knaben gern in die Kirche. Mitten darin standen zwei Laternen, und das Tau,

das von der Glocke im Dachreiter durch die Kirchendecke führte, hing daneben. Wir durften zu Ehren „unsers Königs“ am Ziehen des Taues helfen, ein erhebendes Gefühl. Graulich war es auch, hinter dem Altar herumzugehen; dort war es finster, und wer schlimme Gedanken gehabt hatte, dem konnte etwas begegnen. So 1839; das Volk hielt den dänischen König Friedrich VI. für seinen König, der Gegensatz der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen war selbst in Dithmarschen, wo meine Heimat liegt, noch nicht lebendig geworden. — 1845 hielt Christian VIII. seinen Umzug in Schleswig-Holstein. In Heide, dem Hauptort Norderdithmarschens, wurden ihm zu Ehren die Spritzen vorgeführt; es war auf dem bekannten großen Marktplatz. Viel Ehre müssen die Heider damit nicht eingelegt haben, denn den Kronprinzen hatte man sprechen hören: „Det er Skid“ („dat is Schit“). Neugierige genug waren versammelt. Ein Hoch mußte der König doch haben, und der Landvogt war ja der Mann, der es pflichtschuldigst veranlassen mußte. Der Schluß seiner kurzen Ansprache war: „Der König soll leben, hoch!“ Aber es „hochte“ sich nicht, die Versammlung blieb stumm. Aus Furcht oder Ehrerbietung? — Da schwenkte „Vetter Blank“ seine Mütze; er war ein volkstümlicher Mann, Bäcker seines Berufs, dessen Worte am Klang nicht immer seine innersten Gedanken verrieten, wie sein Backwerk am Duft den innern Gehalt wahrnehmen ließ. Er wiederholte mit kräftiger Stimme die erfolglosen Worte des Landvogts: „De Keuni schall leben!“ und setzte hinzu: „un de ganze Gesellschaft daneben,“ wie es in Gesellschaften häufig so vorkam. Das wirkte: mit ungeheurer Heiterkeit erscholl ein kräftiges Hurra, wie Christian es wohl kaum ein zweites Mal auf seiner Rundreise gehört haben wird. — In Burg in Süderdithmarschen wurde er von einer berittenen Garde eingeholt. Junge Burschen bildeten dieselbe; sie ließen sich gerne in weißen Hosen, hoch zu Roß, von Männlein und Weiblein bewundern. Wir Knaben mußten ja auch dabei sein, standen im Walde am Hohlweg, unterhielten uns vor der Ankunft des Königs mit den Gerüchten über ihn, um bei dessen Eintreffen zu beurteilen, ob sein Aussehen die Gerüchte bestätige. Und welches Inhalts waren die Gespräche? „Du, se seggt all, de ul dänsche König schull banni dick wȩn.“ „Du, dat kummt vun't vȩle Frȩten.“ „Ja, he kann 's nachts nich mal dœrliggn, he mutt twischenin mal en Happen hem.“ „Ja, denn mutt he wull dick warrn.“ „He is ni blot dick, he hett uk noch 'n Verdruß op'n Puckel.“ „Is awer nich to sehn, se hebbt em utpulstert.“ „He döcht suns uk niks, he will uns ja dänsch maken.“ „Un den oln Kierl schüll wi noch wat vœrsingen!“ „Du, denn kriegt wi em in den Vagt sin Hof noch bȩter to sehn as hier.“ — Mit solchen Gedanken wurde der König von der Jugend erwartet, empfangen, begafft. Ehrerbietung vor der „Majestät“ hatte niemand, niemand konnte die Herrlichkeit des Königs erkennen. Es war ein bedeutender Umschwung in der Gesinnung des Volks von 1839 bis 1845 vor sich gegangen. — Im Sommer 1864 war im selbigen Orte die ganze Bevölkerung in freudiger Erregung, man feierte den Herzog Friedrich VIII. und glaubte vor dem Ziel seiner nationalen Wünsche zu sein, der Anerkennung Friedrichs als des angestammten Herzogs. Die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen im Jahre 1867 war eine schmerzlich empfundene Täuschung, und die schleswig-holsteinische Landespartei fand in Dithmarschen einen Führer und viele Anhänger. Erst die Erfolge der Kriege gegen Österreich 1866 und gegen Frankreich 1870/71 ließen erkennen, daß Preußen seinen deutschen Beruf erkannt habe und durchführe. Erst mit dieser Erkenntnis vollzog sich nach norddeutscher Stammesart ein langsamer Übergang zur Zufriedenheit und Anerkennung der preußischen Führung im Deutschen Reiche. — Ein großartiger Umschwung innerhalb eines Menschenlebens von hinbrütender Gleichgültigkeit eines kräftigen deutschen Volksstammes unter der Regierung eines kleinen nichtdeutschen Volkes bis zur selbstbewußten Mitwirkung in der Leitung seiner eigenen und der Geschicke der Völker!

Flensburg. J. H. Löhmann.

2. **Der Pastor und die Chorknaben.** Das kleine Wissersche Märchen Nr. 37 in Heft 6 des vorigen Jahrganges unserer „Heimat“ hat mich an eins erinnert, das ich vor langen Jahren in meiner Heimat Gramm habe erzählen hören, natürlich in plattdänischer Sprache. Ich teile dasselbe beifolgend mit: Da war einmal ein Pastor, der war sehr hinter den Chorknaben her, wenn sie Unfug machten. Darüber wollten sich diese rächen und spickten den gepolsterten Rand mit Stecknadeln. Am nächsten Sonntag predigt der Pastor über die Schöpfung. Er ereifert sich sehr, namentlich bei Beantwortung der Frage: „Wer hat die Welt erschaffen?“ In seinem Eifer holt er aus und läßt die Hand schwer auf die Kanzel fallen; dabei sticht er sich und es entfährt ihm als Antwort: „Das haben natürlich wieder die ver....... Jungen getan!“

Wandsbek P. Langesen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 6. Juni 1904.

Die Einwanderung der Wagrier in Holstein.

Von **v. Osten** in Ütersen.

Im 5. Jahrhundert n. Chr., als durch die große Völkerwanderung alle Verhältnisse in Europa umgestaltet wurden, war Schleswig größtenteils von Angeln, Holstein größtenteils von Sachsen bewohnt. Die stammverwandten Angeln und Sachsen vereinigten sich seit dem Jahre 449 zu gemeinsamen Zügen nach Britannien und gründeten hier neue Königreiche.

Ein ganz anderes Bild gewährt der Zustand unseres Landes zur Zeit Karls des Großen. In Schleswig bildeten eingewanderte Jüten, die sich mit den zurückgebliebenen Angeln vermischt hatten, die herrschende Bevölkerung. Holstein hieß damals Nordelbingen, d. h. das Land im Norden der Elbe. Unter den hier wohnenden Sachsen wurden drei Zweige unterschieden: Dithmarscher im Westen, Holsten im Norden und Stormarn im Süden. Im östlichen Teile des Landes hatten sich die Wagrier und im jetzigen Lauenburg die Polaben niedergelassen.

Die Sachsen, Angeln und auch die Jüten gehören zu dem großen germanischen, die Wagrier und Polaben aber zu dem großen slavischen Volksstamme.

Von den meisten Geschichtsforschern wird nun angenommen, daß die Jüten schon alsbald nach der Auswanderung der Angelsachsen in Schleswig eingedrungen sind, daß aber die Einwanderung der Wagrier in das östliche Holstein weit später, nämlich erst im Anfange des 9. Jahrhunderts erfolgt sei.

Für die letztere Ansicht werden einige Wahrscheinlichkeitsgründe angeführt, die jedoch nicht Beweiskraft genug haben. Es wird darauf hingewiesen, daß nach geschichtlichen Mitteilungen Karl der Große im Jahre 804 siegreich in Nordelbingen eingedrungen ist, 10000 Sachsen aus dem Lande weggeführt und die leer gewordenen Gebiete den Slaven eingeräumt hat, die mit ihm verbündet waren. Aber, könnte man fragen, wo haben sich diese Slaven denn vorher aufgehalten? Der geschichtliche Bericht wird doch am leichtesten verständlich, wenn man annimmt, daß sie schon das östliche Holstein bewohnt, aber von Karl dem Großen die Erlaubnis erhalten haben, sich weiter nach Westen auszudehnen. — Dr. Michelsen weist in seiner schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte I, S. 71 für die späte Einwanderung der Wagrier auf den Umstand hin, daß im Jahre 786 bei der Abgrenzung des Bistums Verden, dem am rechten Elbufer ein beträchtliches Stück des Slavenlandes zugelegt war, die Bille und Trave als Grenzflüsse genannt werden, Nordelbingen also ausgeschlossen wird. Der Verfasser fügt jedoch in einer Anmerkung hinzu, „daß die Echtheit dieser Stiftungsurkunde sehr angezweifelt ist." — Ferner wird von Dr. Michelsen hervorgehoben, daß,

wie die Geschichte meldet, der slavische Fürst Trasiko im Jahre 798 in das Land der Sachsen eingedrungen sei und diese bei Sventana besiegt habe. Da bei diesem Namen an die Schwentine zu denken ist, so müsse diese also zum Gebiet der Sachsen gehört haben. Er bemerkt aber selber, daß der Name Schwentine aus der slavischen Sprache stammt und den „heiligen Fluß" bedeuten soll. Woher denn der Name schon 798, wenn erst 804 die Slaven eingewandert sind? Auch ist doch höchst wahrscheinlich, daß der Fürst Trasiko aus dem östlichen Holstein gegen die Sachsen ins Feld gezogen ist.

Professor Dr. Jansen in Kiel ist meines Wissens der erste Geschichtsforscher, der mit Entschiedenheit für die Behauptung auftritt, daß die Einwanderung der Wagrier schon weit früher, schon am Ende des 5. oder doch am Anfange des 6. Jahrhunderts stattgefunden habe.[1])

Wenn wir die damaligen Zeitverhältnisse ins Auge fassen, so werden wir nicht umhin können, ihm beizustimmen.

Die Slaven, aus Asien stammend, hatten sich in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Christi in dem östlichen Europa niedergelassen. Von römischen Schriftstellern werden sie gewöhnlich Wenden genannt; es ist jedoch zweifelhaft, ob dieser Name die Gesamtheit des Volkes umfaßt oder sich nur auf diejenigen Zweige desselben bezieht, welche zunächst mit den Römern in Berührung kamen. Zur Zeit der Völkerwanderung (375—476) rückten sie den deutschen Völkern in westlicher Richtung nach und drangen in einzelnen Zügen bis an die Elbe und Saale vor. In der Gegend des heutigen Meklenburg verließen die germanischen Vandalen im Anfange des 5. Jahrhunderts ihre Wohnsitze, um sich weiter nach Süden zu begeben. Bald aber zogen slavische Volkszweige, unter welchen die Obotriten sich die Herrschaft erkämpft hatten, wieder ein. Diese gründeten hier die mikilenburg, d. h. Großburg, deren Name auf das ganze Land übergegangen ist.[2]) — Sollte nun diese Völkerschaft bei dem Wandertriebe, der sie beseelte, hier zur Ruhe gelangt sein? Sollten die Obotriten Jahrhunderte gewartet haben, um das östliche Holstein zu besetzen, welches ihnen so nahe war?

Es kommt bei Beantwortung dieser Frage noch ein Umstand in Betracht, der in den Geschichtsbüchern gewöhnlich nicht berührt wird. Der Götze Zwantewit, der Kriegsgott, dem alle wendischen Völker an der Ostsee ihre Opfer darbrachten, hatte seinen Tempel zu Arkona, auf der Nordspitze der Insel Rügen. Aus dieser Tatsache, daß nämlich das gemeinsame Heiligtum auf einer Insel und zwar auf der dem Lande abgewandten Seite derselben errichtet war, ergibt sich, daß die Wenden sich den Seeunternehmungen gewidmet hatten. Im mittleren Deutschland waren die Slaven auch als gute Ackerbauer bekannt, und man rühmte von ihnen, daß sie es verständen, „aus grünem Walde Feld zu machen"; von den an der Ostsee wohnenden Zweigen schreibt aber der Prediger Helmold zu Bosau, Verfasser der „Slavenchronik," daß sie von jeher den Ackerbau vernachlässigt und auf den Bau der Häuser keine Sorgfalt verwendet, dagegen regen Seeverkehr geübt, Seehandel und Seeraub getrieben haben.

In Meklenburg angelangt, war es ihnen leicht, auf ihren Schiffen die ganze ostholsteinische Küste in Augenschein zu nehmen und sich alle für ihren Zweck günstigen Landungsplätze und Schlupfwinkel zu merken. Sollten sie da noch länger gezögert haben, sich zu rüsten, um von der Seeseite her in das Land einzudringen? Bei dem Mangel an historischen Zeugnissen läßt sich freilich der Zeitpunkt der Einwanderung nicht feststellen; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die ersten

---

[1]) „Poleographie der zimbrischen Halbinsel." S. 34—36.

[2]) Das jetzige Dorf Meklenburg, nach der alten Burg benannt, liegt südlich von Wismar.

Züge der Wagrier schon am Ende des 5. Jahrhunderts ihre Wohnsitze in Meklenburg verlassen haben, zumal da sie um diese Zeit schon von nachfolgenden Scharen gedrängt wurden.

Wenn nun die Wagrier bei ihrem Unternehmen den Seeweg und nicht den langen, beschwerlichen Landweg längs der Küste benutzt haben, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die an der Ostspitze hervorragenden Inseln Fehmarn und Land Oldenburg zuerst von ihnen in Besitz genommen sind.

Die Insel Fehmarn soll in alter Zeit mit dem Lande Oldenburg in Verbindung gestanden haben. Die Sage berichtet, der Fehmarnsund sei einst so schmal und seicht gewesen, daß man ihn, auf einen in der Mitte liegenden Pferdekopf tretend, trockenen Fußes habe überschreiten können. Diese eigentümlich klingende Sage ist vielleicht durch das wendische Wort perekop veranlaßt worden, welches auf deutsch aber nicht Pferdekopf, sondern Landenge heißt. Die Verbindung wird jedoch ohne Bedeutung gewesen sein; denn der wendische Name für Fehmarn: ve morje, d. h. im Meer, und der Name brode in Großenbrode, d. h. Furt, deuten schon auf eine Insel hin.

Das Land Oldenburg war damals durch einen breiten Meeresarm, als dessen Überreste der Wesseker See, die Brökau und der Gruber See anzusehen sind, von dem übrigen Holstein gänzlich geschieden. Auf dem Hügel, der jetzt die Stadt Oldenburg trägt, also an der Südwestseite der Insel, suchten die Wagrier einen festen Wohnsitz herzustellen, um den von der Natur gewiesenen Übergang nach dem Festlande zu sichern. Da sie diese neue Anlage stargard, d. h. die alte Burg, nannten, so könnte man schließen, daß sie hier schon alte Wälle und Festungswerke angetroffen, daß sie also ein anderes Volk aus ihren Wohnsitzen vertrieben hätten.[1]) Möglich ist aber auch, daß der Ort ursprünglich einfach gard, d. h. die Burg, genannt worden ist, und daß man erst später, als neue Burgen in Wagrien entstanden, die nähere Bezeichnung hinzugefügt hat. Christiani sagt (I S. 24): „Es ist nicht zu glauben, daß ein Ort gleich bei seinem ersten Entstehen den Namen einer alten Burg erhalten habe."

Ehe die Wagrier den Meeresarm überschritten, um das Festland einzunehmen, suchten sie im Land Oldenburg ihren Götzendienst einzurichten. Außer dem Hauptgötzen Zwantewit verehrten alle Wagrier den Gott Prowe. Demselben weihten sie eine Stätte in einem Eichenwalde des Wienberges, nordöstlich von Oldenburg. Hier auf dem höchsten Punkte der Insel trat an den Festtagen eine große Volksmenge zusammen, um Gaben zu opfern und durch den Mund der Priester die Stimme der Gottheit zu vernehmen.

Eine zweite Haltestelle auf ihrem Wege ins Innere fanden die Wagrier in dem Abschnitt der Kossau, der ostholsteinischen Seengruppe und der Kremperau. Diese Stellung, die nur an einigen Punkten zugänglich ist, wurde durch drei Ansiedelungen bezeichnet: Lütjenburg, Plön und Krempe. Der Name Lütjenburg, richtiger Lütkenburg, hängt nicht mit dem plattdeutschen Worte „lüttj" zusammen, sondern ist aus dem slavischen Worte liutcka, d. h. stark, entstanden. Die Burg lag wahrscheinlich auf dem jetzigen Vogelsberge, einem Hügel im Norden der Stadt, an dessen Fuß noch die Überreste des früheren Burggrabens zu erkennen sind. Diese Höhe überschaute nicht nur die von Osten nach Westen führende Landstraße, sondern auch den nahen Binnensee und die ganze Howachter Bucht. — Bei Plön, wo der Engpaß zwischen den Seen verteidigt werden mußte, gründeten die Wagrier auf einer naheliegenden Insel im großen See die Burg plune oder

[1]) Dr. v. Maak (Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes S. 57) meint, das Land Oldenburg sei die Nerthusinsel, der trockengelegte Siggener See der heilige See, Heiligenhafen (to dem hilligen havene) der geweihete Landungsplatz gewesen. (?)

plone, d. h. „im Wasser.“ Wahrscheinlich haben sie auch den westlichen Eingang durch eine Anlage gesichert. — Krempe oder Krempen, ursprünglich der Name einer Burg auf einer Insel im Neustädter Binnensee, war für ein seeräuberisches Volk ein sehr geeigneter Stützpunkt.[1]) Zu diesen drei Orten wird Utin oder Eutin an dem Übergang über die Schwentine bald hinzugekommen sein.

Alle vier Plätze waren zugleich Mittelpunkte einer gleichnamigen Landschaft, wodurch die Bedeutung für die nächste Umgegend noch erhöht wurde.[2]) Eine dritte Grenze, welche die Wagrier herzustellen suchten, stützte sich in der rechten Flanke auf den Brückenkopf Preetz, Poretze, d. h. Ort am Flusse, in der linken auf Alt-Lübeck[3]) an der Mündung der Schwartau in die Trave, in der Front auf den Alberg oder Gipsberg.

Endlich werden die Slaven auch auf dem Landwege bis an die natürliche Grenze der Halbinsel, die Wakenitz-Delvenaulinie, vorgedrungen sein. Die im jetzigen Lauenburg wohnenden Obotriten wurden nach dem slavischen Namen der Elbe (lave oder labe) Polaben, d. h. Elbanwohner, genannt.

Um diese Zeit war aber Karl der Große, der Gründer des Frankenreichs, schon mächtig genug, den Slaven zu gebieten: „Bis hierher, und nicht weiter!“ Er zog, wie schon gesagt, im Jahre 804 über die Elbe, gründete die Hammaburg, d. h. die Burg im Walde, und rückte dann weiter vor, um die in Nordelbingen wohnenden Sachsen zum Gehorsam zu zwingen. — Es lag nicht in seinem Plan, sein Reich bis an die Ostsee auszudehnen, weil er dadurch eine höchst gefährliche, offene Meeresküste gegen die sieggewohnten Dänen erhalten hätte. Bei dem Mangel einer Kriegsflotte hielt er es für zweckmäßiger, ein von ihm abhängiges und mit ihm befreundetes Volk als Wächter der Grenze einzuschieben. — Andererseits war er jedoch entschlossen, festen Fuß in Nordelbingen zu behalten und dem weiteren Vordringen der Slaven vorzubeugen. Er gründete daher 812 die Sachsenmark, d. h. einen Gürtel von Grenzbefestigungen, der sich vom Kieler Meerbusen längs der Schwentine nach Plön, von da über Segeberg längs der Trave nach Oldesloe und dann über die Quellgegend der Bille nach der Delvenau hinzog.

Mit der Darstellung des Professors Dr. Jansen sind alte Sagen in Einklang zu bringen, nach welchen die Stadt Oldenburg schon zur Zeit Karls des Großen ein bedeutender Seehandelsplatz und Fürstensitz gewesen ist. Der bekannte Historiker G. Waitz hat in seiner ausführlichen Geschichte Schleswig-Holsteins (I. 1 S. 20. 21) die Frage nach der Zeit der Einwanderung der Wagrier nicht näher erörtert; er scheint aber anzunehmen, daß jedenfalls die Stadt Oldenburg schon recht früh eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, weil er diesen Ort mit Schleswig in eine Linie stellt.

* * *

Die Wagrier standen zur Zeit ihrer Einwanderung rücksichtlich ihrer äußeren Kultur nicht hinter den Germanen zurück. Sie liebten Gesang und Saitenspiel, zeichneten sich aus durch Gastfreiheit, waren keusch in ihren Sitten und traten

[1]) Nach dieser Burg ist das Dorf Krempe benannt, welches später, als der Ort Nienkrempe oder Neustadt entstand, den Namen Altenkrempe erhielt. Was das slavische Wort krempen bedeutet, ist unbekannt. Die Stadt Krempe im Kreise Steinburg soll nach der Kremperau, welche früher crimpa d. h. Krummau hieß, benannt sein.

[2]) Die Gebiete, welche die Wenden in Besitz nahmen, wurden in Landschaften oder Gaue eingeteilt, z. B. Land Plön, Gau Süsel usw. Die Bezeichnung „Land Oldenburg“ hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten.

[3]) Der Name Lübek ist nach Professor Leskien in Leipzig von zweifelhafter Ableitung. — Auch die Bedeutung von Eutin scheint nicht festzustehen.

mit ihren Grenznachbarn in friedlichen Verkehr. In ihren späteren Kriegen zeigten sie sich aber äußerst roh und wild. Helmold meint, es sei ihnen eine unersättliche, ruhelose Grausamkeit angeboren. Die ihnen verhaßte deutsche Oberherrschaft und die zwangsweise, schonungslose Einführung des Christentums hatte so nachteilig auf ihren Charakter eingewirkt. Die Beharrlichkeit, mit welcher sie früher ihre Selbständigkeit und Eigenart verteidigt hatten, war in eine blinde, blutgierige Wut gegen das Christentum und die deutschen Nachbarn ausgeartet. Fast das ganze Volk der Wagrier erschien wie eine große Raub- und Mordbande. Es verdiente zuletzt kein besseres Schicksal mehr, als ausgerottet oder vertrieben zu werden.

Das geschah in den Jahren 1139 und 1140. Die Holsten und Stormarn verwandelten durch wiederholte Einfälle ganz Wagrien in eine blutgetränkte Wüste und machten der wendischen Herrschaft in Nordelbingen für immer ein Ende. Nur zahlreiche Ortsnamen und die Einrichtung einiger Dörfer erinnern daran, daß einst ein slavischer Volkszweig das schöne Wagrien bewohnt hat.



Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen. I.[1])

Von Geheim. Baurat **Mühlke** in Schleswig.

Wohl keine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes beherbergt innerhalb ihrer Grenzen so viele Überreste verschiedener deutscher Stämme, wie Schleswig-Holstein. Nördlich des Dannewerkes, der alten Völkerscheide der Nord- und Südgermanen, hausen Abkömmlinge der Friesen, Angeln und Jüten. Südlich derselben wohnen holsatische Sachsen, längs der Ostseeküste gemischt mit Überbleibseln des Wendenvolkes, im Westen an der Nordsee durchsetzt mit rheinischen, holländischen und friesischen Einwanderern. So ist es auch natürlich, daß die verschiedensten Typen deutscher Bauernhäuser im Lande erhalten sind. Dabei haben innerhalb desselben Volksstammes einzelne Sippen noch besondere Eigenheiten in ihren Lebensgewohnheiten, Bauweisen und Kleinkünsten entwickelt. Es hebt sich noch heute das Propsteier Ländchen als besonderes, abgeschlossenes Kulturgebiet hervor. Es unterscheiden sich Land und Leute der Marschen von den benachbarten Geestgebieten, Insel- und Festlandsfriesen, die Helgoländer und Blankeneser Schiffer- und Fischeransiedelungen von den benachbarten Ackerbaudörfern. Besonders in den fruchtbaren Marschgebieten an der Elbmündung, Dithmarschens und an der Eidermündung entwickelte sich der Ackerbau bereits in früheren Jahrhunderten zu hoher Blüte, und mit der Wohlhabenheit der auch ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit wahrenden Bauern Hand in Hand erblühte ein Kunstsinn, dessen Erzeugnisse im Vergleich mit der städtischen Kunst derselben Zeit eine hohe Stellung einnehmen, vor jener aber voraus haben, daß selbst bei reicherer Außenseite ein zähes Festhalten an alten Lebensgewohnheiten und die genaueste Anpassung an die Zweckbestimmung gewahrt ist.

Wie groß trotz der Einäscherung durch Blitzschlag, Feuersbrünste und Neuerungssucht die Zahl der jetzt noch im Lande vorhandenen Erzeugnisse alter Volkskunst ist, hat sich so recht bei den für das Werk „Das Deutsche Bauernhaus" vorgenommenen Aufnahme-Arbeiten der schleswig-holsteinischen, Hamburger und Lübecker Architekten-Vereine gezeigt. Die auf das Gebiet nördlich der Elbe und des Travekanals in dem Werke vorgesehenen 12 Tafeln werden nur einen geringen Bruchteil dessen wiedergeben können, was wert ist, aufgemessen und gezeichnet zu werden. Es wäre ja nun richtiger, wenn alle noch vorhandenen Überbleibsel alter

[1]) Entnommen der „Denkmalpflege," Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin.

Volkskunst innerhalb des Rahmens, für den sie geschaffen waren, erhalten bleiben könnten und ihre Versetzung an eine andere Stelle überhaupt entbehrlich wäre. Immerhin ist es doch vorzuziehen, die wichtigsten und eigenartigsten Stücke derselben wenigstens innerhalb der Grenzen des Sondergebietes in Museen zurückzuhalten, als anzusehen, daß sie durch den Kunsthandel verschleudert werden und



Abb. 1. Bunsoher Pesel. Aus dem Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf.

womöglich ins Ausland wandern. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß innerhalb der schleswig-holsteinischen Lande eine ganze Reihe von kleineren und größeren Sammelstätten entstanden ist, von welchen die Rettung der alten Kunstschätze betrieben wird. Dabei hat es sich als das natürlichste herausgebildet, daß entsprechend den einzelnen abgeschlossenen Landschaften zerstreut im Lande

kleinere öffentliche Sammlungen entstanden. Immer mehr gewinnt dabei auch das Bestreben Raum, ganze Zimmereinrichtungen mit allem Zubehör an beweglichem Hausgerät, ja, womöglich ganze Bauernhäuser den Sammlungen einzuverleiben und so für jedes Gerät den Rahmen, für den es geschaffen und in dem es benutzt wurde, zu erhalten.

Für die Arbeit des Forschers möchte es ja auf den ersten Blick bequemer sein, alle diese Sammlungen in einem großen Provinzialmuseum zu vereinigen. Es wäre auch wohl leichter, letzteres mit größeren Mitteln für die Weiterarbeit auszustatten. Immerhin hat die jetzige Einrichtung der vielen kleineren Anstalten auch ihre Vorzüge. Gerade daß letztere in nächster Nähe, gewissermaßen im Mittelpunkt ihrer besonderen Landschaft liegen, gibt Gewähr für die stete Fühlung mit dem Arbeitsfelde, vergrößert die Zahl der Mitarbeiter, damit zugleich den Einfluß auf die Bevölkerung und schafft schließlich Anregung zu Pflegstätten alter Kunstübungen. Dem ehrlichen Kunstforscher wird es auch nur nützen, wenn er

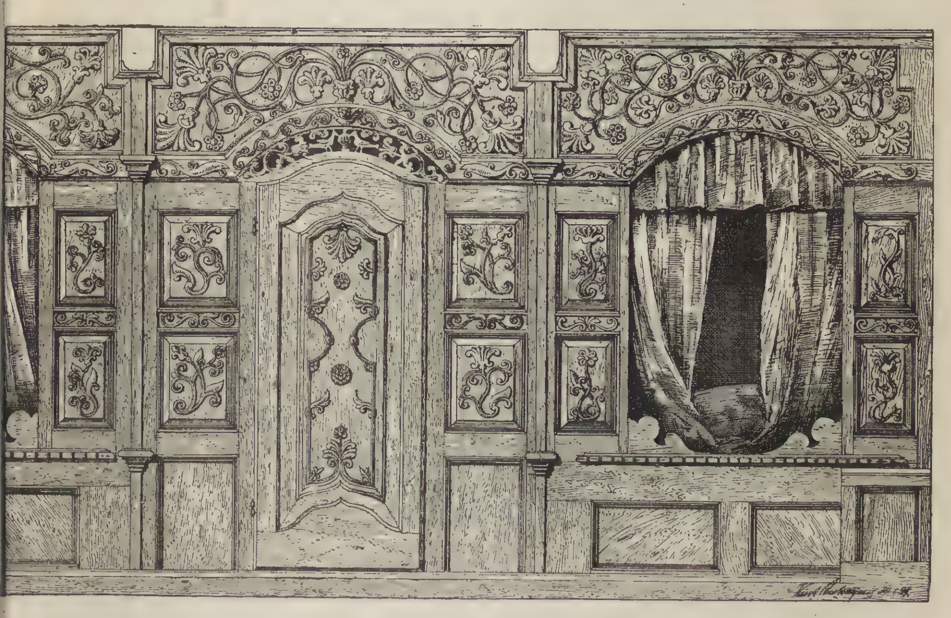


Abb. 2. Heldtsches Haus. Wandgetäfel der „Kleinen Stube" (Dönsch). (Maßstab 1 : 30.)

gezwungen wird, bei seinen Arbeiten sich innerhalb der Landschaft aufzuhalten, deren Volkskunst er ergründen will.

Von den kleineren Museen Schleswig-Holsteins ist an erster Stelle das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf zu nennen. Seit seiner Gründung im Jahre 1872 hat es sich immer mehr zu einem echten Bauernhausmuseum entwickelt. Als eine Anstalt der beiden Kreise Norder- und Süderdithmarschen beschränkt es sein Arbeitsfeld auf die Landgebiete dieser beiden Kreise, somit auf den Bereich der ehemaligen Bauernrepublik Dithmarschen. Das Museum beherbergt seit 1885 den Swinschen Pesel, wohl eines der reichsten Kunstwerke, die je für einen Landmann gearbeitet sind, das Wohn- und Schlafzimmer des Marcus Swin aus dem Geschlechte der Wurthmannen, eines Mitgliedes der obersten republikanischen Behörde der Dithmarscher, des Rates der Achtundvierziger, der nach der Unterjochung des Landes seinem Volke weiter als Landvogt des schles-

wig-holsteinischen Herzogs diente. 1568 wurde der Pesel vermutlich mit dem zugehörigen Anbau des Hauses errichtet. Über die reiche und doch trauliche Ausstattung des Raumes, die durch Sauermanns Schnitzschule ausgeführte Wiederherstellung, über die Einflüsse, die auf den leider unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben, gibt Dr. Deneckens Aufsatz im ersten gelegentlich der Eröffnung des neuen Museumsgebäudes 1896 erstatteten Berichte genaue Auskunft. Das Museum enthält noch eine Fülle von Einrichtungsstücken alter Bauernhäuser, als Möbel und Holzarbeiten, von ganzen Peselteilen bis zu den kleinsten Gebrauchsgeräten, Metallarbeiten, Töpferwaren, Glasmalereien, Webereien, Trachten, Filigrane und sonstige Schmucksachen. Größere Teile eines einfacheren Pesels aus dem Geestdorfe Bunsohe in Süderdithmarschen sind zu einem vollständigen Bauernhauszimmer zusammengestellt. Abb. 1 zeigt linksseitig die Bettwand mit der verzierten und bemalten Holzverkleidung, rechtsseitig die Ofenwand mit dem gußeisernen Bilegger, der messingnen Ofenstülp und dem zum Kleidertrocknen dienenden geschützten Ofenheck.



Abb. 3. Heldtsches Haus, einst in Ostenfeld.

Daneben ist der Hängeschrank, das Pfeifenreck und sonstiger Hausrat als Truhen, Stühle usw. zu erkennen. Wie sich alle diese Einrichtungen aus den Lebensgewohnheiten des Volkes entwickelt haben, hierüber gibt ein Aufsatz des zeitigen Leiters des Museums Johannes Goos in dem genannten Museumsbericht näheren Aufschluß.

Der Meldorfer Museumsleitung stehen nur mäßige Mittel zur Verfügung. In dem verhältnismäßig kleinen Gebäude kann auch nur Raum für eine kleine Anzahl von Sammlungsstücken geschaffen werden. Die Museumsleitung bemüht sich daher, wenigstens ein Inventar tunlichst aller noch in ihrem Arbeitsgebiet vorhandenen Kunstgegenstände zu beschaffen, um so leichter im Falle der Gefahr für die Erhaltung einzutreten. So waren auch Verhandlungen über die Erwerbung

und Überführung eines zweiten Pesels aus einem Bunsohe benachbarten Geestdorfe, der aus Ende des 17. Jahrhunderts stammt, im Gange, die leider zu keinem Ergebnis führten.

Die Dithmarschen nächst gelegene Elbmarsch, die hauptsächlich von Holländern kolonisierte fruchtbare Wilstermarsch verdankt der Tatkraft und Anregung des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Detlefsen ihr kleines Museum in Glückstadt. Hier sind namentlich Trachten, Kleiderschmuck, Webereien und kleines Hausgerät gesammelt worden. Gelegentlich wurde das Landvolk durch eine Ausstellung des alten Besitzes auf den großen Wert der Werke der Volkskunst aufmerksam gemacht. Bis zu der Aufstellung einer vollständigen Wilstermarschstube hat es das Glückstadter Museum mangels der erforderlichen Mittel und des nötigen Raumes noch nicht gebracht. Dafür begegnen wir aber derartigen Zimmern im Hamburger Kunstgewerbemuseum, im Altonaer Museum. Inzwischen hat auch das Flensburger Museum eine Wilster-



Abb. 4. Heldtsches Haus. Diele.

marschstube aufgestellt und selbst nach Kopenhagen und Holmenkollen bei Christiania ist eine vollständige Wilstermarschstube verschleppt worden.[1])

Wie schon Jahrg. 1899 d. Zeitschr., Seite 51 berichtet wurde, ist im Weichbilde der alten Hafenstadt Husum inmitten einer Parkanlage eines der nördlichsten Sachsenhäuser, das Heldtsche Haus aus Ostenfeld, wieder aufgebaut und dem Vaterlande erhalten worden. Unter der sachverständigen Leitung des Gymnasiallehrers Voß hat sich dieses Haus zu einem rechten Bauernhausmuseum herausgebildet, das erfreulicherweise von Einheimischen und Fremden tüchtig besucht wird. Maler Richard Hagn hat mehrfach seine Arbeitsstätte im Haus aufgeschlagen und letzteres durch seine Bilder weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die Abbildungen 2 bis 5

[1]) Über die Wilstermarschstube in Holmenkollen vergl. Zentralbl. d. Bauverw. 1900, S. 306 u. 307.

stellen den Bau nach Aufnahmen des Regierungs-Baumeisters Auhagen dar, welche noch vor dem Abbruche in Ostenfeld vorgenommen wurden. In dem Schaubilde der Diele sieht man den vom ersten Umbau des Hauses herrührenden, mit einem Schwibbbogen überwölbten Wandherd, während bei dem Wiederaufbau der älteste frei in der Diele, neben dem Krüzboom stehende Herd wiederhergestellt ist. Der früher mit geschnitzter Wandverkleidung geschmückte Pesel ist nach dem Vorbilde der nach Kopenhagen verschleppten ersten Vertäfelung nachgearbeitet worden. Der im Jahre 1789 letzte Umbau des Hauses verwandelte das rechtsseitige Siddels in eine kleine Wohnstube, nach dem Sprachgebrauch Dönsch genannt. Die

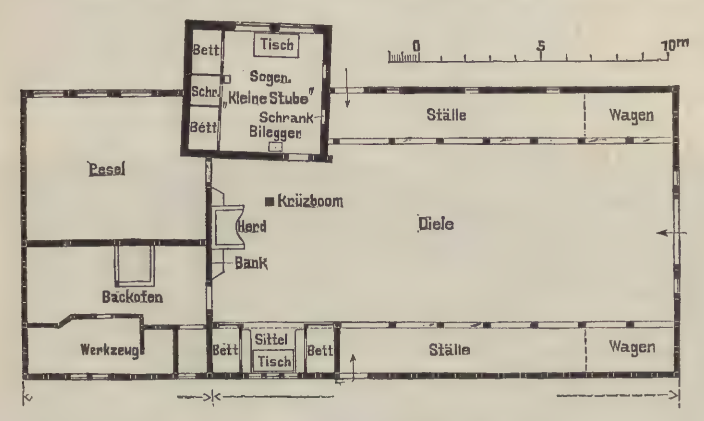


Abb. 5. Grundriß des Heldtschen Hauses.

eine ganze Wand dieses Raumes einnehmende Bett- und Schrankvertäfelung (Abb. 2) ist augenscheinlich das Werk eines einfachen Dorftischlers, dem die Rokokoschnörkel der damaligen Mode wohl eine Anregung gegeben haben mögen. Im übrigen hat er aber seine Ranken und Blumen mit eigener Erfindungskraft gebildet und seinem Werke trotz des Reichtums der Schnitzerei eine klare, einfache Gesamtgliederung zu erhalten gewußt. Der Pesel, die Diele mit dem erhaltenen linksseitigen Siddels, die Dönsch, überhaupt alle Teile des Hauses sind mit altem Hausrat so besetzt, daß es den Anschein erweckt, als ob der Besitzer die Räume noch in alter Weise bewirtschaftete. (Schluß folgt.)



Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

2b. Aus der Geschichte des hamburgischen Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

Hatte in alter Zeit das hamburgische und lübische Geld auch in Holstein volle Gültigkeit gehabt, so hatte, nachdem dort eigene Münzstätten errichtet worden waren, das in diesen geprägte holsteinische Geld im großen und ganzen im Gehalt mit dem der beiden Städte übereingestimmt, und selbst wenn Abweichungen in der Ausmünzung stattgefunden hatten, so waren diese doch nicht derartig gewesen, daß im Verkehr oder bei den öffentlichen Kassen ein Kursunterschied hätte gemacht werden müssen. Das Bankogeld, dem die alten vollhaltigen

Taler als Grundlage dienten, hatte von 1700 bis 1710 dasselbe Agio von 14 bis 16 % gegen Holsteiner wie gegen Hamburger Kurant gehabt, d. h. 100 ß Spezies Banko waren gleich 114 bis 116 ß Kurant. Im Jahre 1710 begannen jedoch die Münzpächter in Schleswig und in Holstein Kurantgeld, namentlich Sechsschillingsstücke, nach einem viel leichteren Münzfuß zu prägen. War dieser nämlich bisher unter oder nur für ganz kleine Münzsorten über 34 ß per Mark fein gewesen, so brachte man es nun auf 40 ß per Mark fein, was eine Verschlechterung um fast 18 % bedeutete.

Anfangs kamen nur kleinere Mengen dieses leichten Geldes und diese auch nur nach und nach in den Verkehr, und die Abweichung blieb längere Zeit unbekannt. Als aber der Gewinn aus diesem Unternehmen die Pächter zu größeren Ausmünzungen veranlaßte und die schlechtere Beschaffenheit des neuen Geldes bekannter wurde, verschlechterte sich auch der Kurs des Kurantgeldes, bis er 1717 die Höhe von 125 ß Kurant gegen 100 ß Banko hatte. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß diese Verschlechterung der Münzen sich im Verkehr wie bei den öffentlichen Kassen, so auch bei den milden Stiftungen empfindlich geltend machte. Der hamburgische Rat erließ zwar im April 1717 ein in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßtes Mandat gegen dieses Unwesen und beauftragte die „p. t. Herren Gerichtsverwalter" mit der genauesten Aufsicht; aber Abhülfe ward dadurch nicht geschaffen. Darauf ward im Mai 1717 im Kurszettel zwischen dem alten Kurantgelde und den neuen Sechsschillingsstücken, natürlich zu Ungunsten der letzteren, unterschieden. Mochte nun schon das erwähnte Mandat am dänischen Hofe verstimmt haben, so erregte die zweite Maßregel großen Zorn, und der dänische Minister-Resident in Hamburg erhielt den Auftrag, beim Senat die Aufhebung jenes Unterschiedes im Kurszettel zu verlangen und Repressalien anzukündigen, wenn diesem Verlangen nicht entsprochen würde. Da der Senat sich aber dessen weigerte, so wurden hamburgische Schiffe seitens der Dänen in Glückstadt angehalten. Allerdings gelang es durch Vermittlung des Kaisers und anderer Fürsten, zu Ende des Jahres 1717 die hamburgischen Schiffe wieder los zu bekommen, und auch auf der Änderung im Kurszettel wurde nicht weiter bestanden; aber die Ausprägung der schlechten Sechsschillingsstücke in Holstein und Schleswig ward in großem Maßstabe weiter betrieben,[1]) so daß deren Kurs im Jahre 1724 sogar 33 % schlechter als Banko war.

Zu diesem Übelstande kam noch ein zweiter, nämlich die Ausprägung bedeutender Mengen sehr geringhaltiger Scheidemünze (Sechslinge). Diese wurden besonders zum Ankauf der schweren Hamburger Taler verwendet, die dann sämtlich in den Schmelztiegel wanderten. In Hamburg, das mit Holstein in lebhaftem Verkehr stand, wurden die Nachteile dieser schlechten Prägungen ganz besonders schwer empfunden, und man beschloß daher am 25. Januar 1725, „eine ganz neue Stadtmünze nach dem festen und öffentlich bekannt zu machenden Münzfuße von 34 ß pr. Mark fein[2]) in genügender Menge prägen zu lassen, derselben einen beständigen Kurs von 16 pCt. gegen Banko durch Errichtung einer Kurant-Bank, wo das neue Geld zu dem gedachten Kurse jederzeit gegeben und wieder angenommen werde, zu sichern und anzuordnen, daß alle in Kurant-Geld zu leistenden Zahlungen hieselbst, wenn von den Parteien ein anderes nicht beliebt, nur in der neuen Stadtmünze zu geschehen hätten."

[1]) Von 1711 bis 1724 sollen im ganzen für etwa 17½ Millionen Mark Kurant in Sechsschillingsstücken geprägt sein. (Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 11, Anm. 28.)

[2]) Derselbe Münzfuß war 1693 in Dänemark für das kleine Kurantgeld festgesetzt worden. — Nach Lübeck hin erfolgte nur eine Mitteilung des oben erwähnten Beschlusses vom 25. Januar 1725. (Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 11, 29.)

Zur Ausführung dieses Beschlusses bedurfte es natürlich einiger Zeit; aber ehe noch eine genügende Menge des neuen Stadtgeldes hatte geprägt werden, ehe noch die Kurantbank völlig hatte eingerichtet werden können, wurde durch Verordnung vom 15. Juli 1726 der Wert der dänischen Sechsschillingstücke auf fünf Schillinge herabgesetzt, und zwar trat diese Verminderung des Wertes für Holstein ohne jede Frist ein. Für Hamburg mußte diese Maßregel um so nachteiliger sein, als eine dänische Verordnung vom 14. August 1726 bestimmte, „daß es den eigenen Untertanen gestattet sei, was sie für ausländische (d. h. hauptsächlich aus Hamburg bezogene) Waren an Kaufleute schuldig sein möchten, doch zu dem früheren vollen Nennwerte der Sechsschillingstücke zu bezahlen." Die Folge war, daß die entwertete Münze zum allergrößten Teil nach Hamburg kam, das also den Schaden zu tragen hatte, ohne etwas dagegen tun zu können.

Am 15. November 1726 ward endlich die Kurantbank eröffnet, und die neue Anordnung des hamburgischen Münzwesens trat in Kraft. Da aber zwischen dem neuen hamburger Kurantgelde und dem dänischen (den früheren Sechsschillingstücken) auch nach jener Wertherabsetzung immer noch eine Agio-Differenz zu Ungunsten der letzteren verblieb, und es daher bei der Kurantbank nicht zu demselben Kurse wie das hamburger Kurantgeld angenommen wurde, so verlangte die dänische Regierung zunächst sofortige Gleichstellung des dänischen mit dem hamburger Kurantgelde; als man diese unbillige Forderung in Hamburg ablehnte, verbot die dänische Regierung jeglichen Handel zwischen Dänemark und Hamburg.

Alle Vorstellungen von seiten Hamburgs blieben fruchtlos; erst 1736, am 28. April, kam ein Vergleich zustande, demgemäß Hamburg die Kurantbank und das feste Agio des neuen hamburgischen Kurantgeldes gegen Spezies-Banko (die oben erwähnten 16 %) aufhob, dem dänischen Kurantgelde, so lange es nach dem Satz von $11\frac{1}{3}$ Reichstalern pr. Mark fein gemünzt werde,[1]) freien Lauf neben dem hamburgischen Gelde verstattete, und die Festsetzung des Kurses von Kurantgeld, einheimischem wie fremdem, dem Übereinkommen der Parteien an der Börse überließ.

An Kurantgeld nach dem Münzfuß von 34 ℳ auf die Mark fein wurden nach 1726 wiederholt größere Mengen geprägt. Um dies nicht verschwinden zu lassen, ward darauf gehalten, daß die städtischen Abgaben sowie Zinsen und Mieten nur in Hamburger (sog. grob) Kourant, d. h. in Stücken à 2 ℳ, 1 ℳ, 8 ß und 4 ß bezahlt wurden, ein Gebrauch, der noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein innegehalten wurde. Im Kleinverkehr herrschte das holsteinische Kurantgeld vor, neben den kleinen hamburgischen Münzen (Stücken à 2 ß, 1 ß und Scheidemünzen). Ersteres hatte zwar gleichen Nennwert, war aber etwas geringhaltiger und nutzte sich schneller ab. Infolgedessen schmolz man das schwerere hamburgische große Kurantgeld gern ein, um leichteres holsteinisches daraus zu prägen, und ersteres wäre wohl kaum vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten gewesen, wenn nicht die Kammer[2]) stets einen großen Vorrat davon zurückgehalten hätte und kurz vor den Zins- und Mieteterminen davon zu bestimmtem Kurse größere Beträge an Geldwechsler überließ, die dann ihren Kunden gegen geringe Vergütung je nach Bedarf davon gaben. Nach den Terminen floß das Hamburger Kurant zum allergrößten Teil in die Kassen der Kammer zurück, so daß hamburgische Vier- und Achtschillingsstücke nur einzeln, Ein- und Zweimarkstücke nur äußerst selten im Kleinverkehr vorkamen. Es galt als etwas Besonderes, wenn Kinder zum

---

[1]) was mit dem von Hamburg festgesetzten Münzfuß von 34 ℳ auf die Mark fein übereinstimmte.

[2]) oder Kämmerei, frühere Bezeichnung der jetzigen Finanzdeputation.

Geburtstage ein oder einige der letztgenannten größten Stücke, die, nebenbei gesagt, auch hübsch geprägt waren, zum Geschenk erhielten.

Es erübrigt nun noch, auf die Einrichtung der sog. Bankvaluta kurz einzugehen. Verschiedene Umstände, u. a. auch ein Abkommen von 1765 mit Dänemark, betreffend die Einwechselung von dänischem Kurantgelde bis zur Höhe von 1½ Millionen Mark Banko, um den dortigen Kurs zu halten, hatten 1766 wiederum eine Schließung der Bank zur Folge, die trotz aller erhobenen Gegenvorstellungen bis zum 19. Dezember 1768 dauerte.[1])

Man suchte nach Mitteln, um solche Kalamität für die Zukunft zu verhindern und für die Sicherheit der Bank bessere Grundlagen zu schaffen; aber vergeblich. Erst ein Wort Sonnins, des berühmten Baumeisters, soll den richtigen Weg gewiesen haben; er machte darauf aufmerksam, daß in China das Silber nach Gehalt und Gewicht, nicht nach dem Gepräge berechnet würde. Die Bankverwaltung beschloß, diesen Fingerzeig zu benutzen, indem man die Guthaben fortan auf ungemünztes Silber begründete, zu welchem Zweck zunächst die noch in der Bank lagernden Taler eingeschmolzen werden sollten. Senat und Oberalten waren für diesen Gedanken gewonnen; die Sechziger [2]) aber wollten nichts davon wissen, weil es schade sei, die alten vollwichtigen Speziestaler in den Schmelztiegel zu werfen. Jedoch auch dieser Widerstand wurde überwunden, da die Kammer Geld aufnehmen mußte, und die Bank sich unter gewissen Bedingungen zur Übernahme dieser Anleihe bereit erklärte. Zu diesen Bedingungen gehörte auch die Einwilligung zur Veränderung des Bankfonds, der in Zukunft auf Feinsilber statt auf die schweren Taler gegründet werden sollte; letztere durften zur Gewinnung der neuen Grundlage eingeschmolzen werden. Im Januar 1770 bestätigte der Senat dies und setzte den Preis für in die Bank eingehendes Silber auf 27 ℔ 10 β, für ausgehendes auf 27 ℔ 12 β Banko fest.

Die neue Einrichtung konnte indes noch nicht recht festen Fuß fassen, und es blieb eine gewisse Unruhe in den beteiligten Kreisen bestehen, bis ein unvorhergesehener Umstand der Bankverwaltung zu Hülfe kam. Der dänische Minister Graf Schimmelmann wollte neue Taler prägen lassen, und zwar so, daß sie in der Hamburger Bank unbeanstandet für 3 ℔ Banko angenommen würden. Der hamburgische Syndikus Schuback, dessen Rat der Graf darüber einholte, riet zur Ausmünzung vollwichtiger Taler (à 2 Lot oder 8192 Richtpfennige) und im Gehalt von 14 Lot 4 Grän auf die Bruttomark, also zur Prägung von Talern nach dem alten Münzfuß von 1566. Nun war es freilich nicht die Absicht des Grafen, so schwere Taler schlagen zu lassen; da er jedoch für seine Münzen ungehinderte Annahme in der Hamburger Bank haben wollte, so ließ er sich durch einen seiner Beamten einen Beutel mit 1000 Speziestalern aus der Bank holen, „wie sie dort gegeben und genommen wurden." Nun nahm die Bank allerdings, wie erwähnt, auch leichtere Taler bis zu 7960 Richtpfennigteilen im Gewicht; aber zufällig stand dem Bankkassierer ein Beutel mit schwereren Talern (à 8076 und mehr Richtpfennigteile) zur Hand, der dem gräflichen Beamten verabfolgt wurde, und zwar mit der Bestätigung, daß dies die Taler seien, die bei der Bank gegeben und genommen wurden, worauf der Beutel mit dem Bankſiegel

[1]) Vergl. hierüber Dr. C. Levy v. Halle a. a. O. Seite 2. Im Gottorper Vergleich vom 20. Mai 1768 ward durch dessen Art. IX diese Geldangelegenheit zwischen Hamburg und Dänemark geregelt. (Vergl. R. Nehlsen, Hamburgische Geschichte nach Quellen und Urkunden II, Seite 426 und 427.)

[2]) Die Sechziger waren eins der sog. bürgerlichen Kollegien (Oberalten, Sechziger, Hundertachtziger und Adjunkten), die auch die kirchliche Verwaltung führten. Vergl. darüber Dr. F. G. Buek, Die Hamburgischen Oberalten, Seite 2 ff., und desselben Verfassers Handbuch der hamburgischen Verfassung und Verwaltung, Seite 44 ff.

verschlossen wurde. Graf Schimmelmann ließ nun die neuen Taler zu 8076 Richtpfennigteilen prägen, und die neuen Münzen kamen allmählich in Umlauf. Als sie nun in größerer Menge zur Bank kamen, war man anfangs überrascht über das größere Gewicht. Als die Verwaltung aber die Ursache erfuhr, wies sie fortan die leichteren Taler (à 7960 Richtpfennigteile) ab und begründete dies mit einer Korrektur der Talergewichte. Von den neuen dänischen Speziestalern [1]) waren 9¼ Stück auf die Mark fein geschlagen, wodurch man zu dem festen Satz von 27 ℔ 12 β Banko für die Mark fein gelangte.

Daß die Bank jetzt die leichteren Taler nicht mehr nahm, kam dem Einbringen von ungemünztem Silber zu statten, das denn auch von 1774 an zur Regel wurde. Mißlich war es allerdings, daß diese Einrichtung immer noch jährlich neu bestätigt werden mußte; indes auch dieser Mangel ward dadurch beseitigt, daß 1780 die bis dahin provisorische Einrichtung zu einer dauernden gemacht wurde, und 1790 ward die sog. Spezieskasse, d. h. die Annahme von Speziestalern zur Fundierung von Bankkonten, geschlossen. Von jetzt an bildete Feinsilber (im Gehalt von 15 Lot 12 Grän bis 15 Lot 16 Grän) die ausschließliche Grundlage für Bankguthaben, abgesehen von dem hamburgischen Kurantgelde und den spanischen Piastern in der sog. Lehnbank.

Ein sehr schwerer Schlag für die hamburgische Kaufmannschaft und insbesondere für die Bank war die Wegnahme der Gold- und Silbervorräte der letzteren durch die Franzosen in der Zeit vom 4. Dezember 1813 bis zum 18. April 1814; indes gehört der Bericht darüber nicht eigentlich hierher. Es sei nur erwähnt, daß aus dem Silber auf Anordnung des Finanzdirektors, Grafen Chaban, eine größere Anzahl von Zweimarkstücken geschlagen wurde mit einem Stempel, der die Jahreszahl 1809 zeigte. Diese Münzen hießen im Volksmunde, nach dem erwähnten Grafen, „Chabans" und sind schon lange recht selten geworden. [2])

Es ist vorhin schon gesagt worden, daß die letzte Prägung von Hamburger Talern im Jahre 1764 stattfand; sie sind aber verhältnismäßig schnell wieder aus dem Verkehr verschwunden. Die Bezeichnung „Hamburger Taler" war aber bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts üblich bei der Festsetzung der kleinen Mieten (z. B. für sogenannte „Sähle" und „Buden") sowie des Dienstmädchenlohnes; die Zahlung erfolgte aber in preußischen Talern oder in Kurantgeld nach dem Satz von 3 ℔ Kurant für den Hamburger Taler oder 6 preußische für 5 Hamburger Taler. Dieser „Hamburger Taler" scheint aber schon lange nur eine Rechnungsmünze gewesen zu sein; anders wenigstens verstehe ich es nicht, wenn J. C. Kruse [3]) sagt: „Seit dem Jahre 1622 ist der Reichstaler in Hamburg auch für eine Rechnungsmünze, die 48 β gelten soll, erkläret worden, also daß man seit der Zeit einen Taler Species zu 48 β Species, einen Taler Banco zu 48 β Banco und einen Taler Courant zu 48 β Courant rechnet." Infolge des Bankagios von etwa 25 % galt demnach ein sog. Speziestaler 60 β Kurant.

Die Hamburger Bank war nur eine Girobank, d. h. sie diente nur zur Ausgleichung der Zahlungen der Kaufleute untereinander; mit sog. Bankiergeschäften befaßte sie sich nicht. Ihre Fundierung auf Feinsilber gab ihr eine große Solidität, „und ihre Valuta," sagt Dr. von Halle, „ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Maßstab und Standard aller Währungen, Wechsel- und Edelmetall-

[1]) Solche Taler wurden auch später noch zu gleichem Satze geprägt und sind lange in Schleswig-Holstein wie in Hamburg zum Kurse von 60 β Kurant als beliebte Münze im Umlauf gewesen. Auch Schweden-Norwegen hatte solche „Speziestaler."

[2]) Im Museum hamburgischer Altertümer werden im Schaukasten für Geld usw. u. a. auch ein alter Hamburger Taler und zwei „Chabans" gezeigt.

[3]) a. a. O. Seite 163.

preise gewesen.“ Die Veränderungen aber, die sich namentlich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts im Finanzwesen vollzogen, die Errichtung des deutschen Reiches und die damit in Verbindung stehende Einführung der Goldwährung in Deutschland, die Errichtung der Reichsbank und großer Privatbanken usw. machten auch ihren Einfluß auf die Hamburger Bank geltend. Ihre Institutionen paßten in die ganz veränderten Verhältnisse nicht mehr hinein, und so wurde sie Ende 1875 geschlossen; in demselben Gebäude ward im Januar 1876 eine Hauptstelle der deutschen Reichsbank eröffnet.

Nach dem Abzuge der Franzosen war die hamburgische Münze nicht wieder eingerichtet worden, nachdem die Franzosen sie aufgehoben und die Apparate verkauft hatten. Der frühere Münzmeister H. S. Knoph hatte diese zum Teil erworben und zur Einrichtung einer Privatmünze gebraucht, in der für Rechnung der Bank Dukaten sowie Scheidemünzen geprägt wurden. 1842 gab er sein Geschäft auf, und die Ausmünzungen geschahen danach in Altona, später auch in Berlin.

Von Interesse dürfte wohl noch folgende Übersicht über das um 1828 in Hamburg im Umlauf befindliche nichthamburgische Geld sein. Es kursierte

1. dänisches Geld, und zwar
   a. schleswig-holstein. Kurant: 4- und 12 Schillingstücke,
   b. „ Spezies à 60 β, ferner Stücke zu 40 β, 20 β, 10 β, 5 β und 2½ β,
   c. schleswig-holsteinische Schillinge,
   d. Reichsbankgeld: Reichsbank-Spezies à 60 β, Reichsbank-Taler à 30 β, 16 Reichsbank-Schilling = 5 β Kurant, 8 Reichsbank-Schill. = 2½ β Kurant;
2. mecklenburgisches Geld, und zwar
   Stücke zu 2 ℳ und 1 ℳ. Neue ⅔ Stücke à 31 β, ferner Stücke zu 12, 8, 4, 2 und 1 β, sowie Sechslinge und Dreilinge,
3. lübeckisches Geld in gleichen Sorten wie das Hamburger Geld, nur Sechslinge und Dreilinge nicht,
4. hannöversche, brandenburger, sächsische, braunschweigische Zweidritel- und Eindrittelstücke à 31 β bezw. 15½ β.

Dazu kamen an Silbermünzen noch die preußischen und andere Taler à 40 β, sowie Hamburger und holländische Dukaten à 8 ℳ nominal und dänische Dukaten à 6 ℳ nominal, sowie Louisd'or à 13 ℳ 12 β ca. in Kurant. In den vierziger und fünfziger Jahren kam in großer Menge Papiergeld sowohl deutscher Staaten als auch dänisches hierher, das aber zum Teil sehr unbeliebt war und nur ungern genommen wurde, bis die Goldwährung 1874 allen diesen Schwierigkeiten ein Ende machte.

Anhang I.

Das Hamburger Kurantgeld ist nach folgendem Münzfuß geprägt: [2])

1. Grob Kurant.

1. Benennung der Münzen.	2. Stück auf die Mark fein Silber.	3. Stück auf die Brutto-Mark.	4. Gehalt der Brutto-Mark.	5. Kurswert der vollständigen Münze.
2-Markstücke = 32 Schill.	17	12¾	12 Lot	122⁵⁸/₁₁₁ ℳ Kur. = 100 ℳ Banko.
1- „ = 16 „	34	25½	12 „	
½- „ = 8 „	68	42½	10 „	
¼- „ = 4 „	136	76½	9 „	
⅛- „ = 2 „	272	119	7 „	

[1]) Der Schilling ist hier dem jetzigen Wert von 7½ ₰ gleich oder 1 ℳ Kurant = 1,20 Reichsmark.

[2]) Beide obenstehenden Tabellen sind entnommen aus Dr. Ad. Soetbeers „Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse,“ Seite 20.

2. Scheidemünzen.

1. Benennung der Münzen.	2. Stück auf die Mark fein Silber.	3. Stück auf die Brutto-Mark.	4. Gehalt der Brutto-Mark.	5. Kurswert der vollständigen Münze.
1 Schillingsstück	576	216	6 Lot	$129^{81}/_{111}$ ℳ K. = 100 ℳ B.
1 Sechslingsstück = $^1/_2$ Sch.	1216	304	4 „	$136^{104}/_{111}$ ℳ Kur. –
1 Dreilingsstück = $^1/_4$ „	2432	456	3 „	100 ℳ Banko.

Anhang II.

1. Geld-Kurszettel, Hamburg den 30. September 1828.[1]

Schleswig-holsteinische Spezies	$1^1/_2$ (⁰/₀₀) Av. g. als Banko.	
Dukaten, neue	[2]) — % besser „ „	
Gold al Marco	$103^1/_4$ ß (Banko) pr. Dukaten.	
Louis- und Friedrichsd'or (vollwichtig) 11 ℳ $4^7/_8$ ß das Stück in Banko.		
Hamburger Kurant	23	schlechter als Banko.
Dänisches grob. Kurant	$23^1/_8$	
Schillinge	$23^3/_4$ und $24^1/_4$	
Neue $^2/_3$-Stücke für voll	$27^7/_8$	
Preußisches Kurant	$49^1/_4$	
Sächsisches „	$44^3/_4$	
Louis- und Friedrichsd'or	$32^5/_8$ und $32^3/_4$	
Neue $^2/_3$-Stücke für voll	$3^7/_8$ %	schlechter als grob. Kurant.
Louis- und Friedrichsd'or „ „	$7^3/_4$ %	
Dukaten à $2^3/_4$ ℛ l. G.	—	schlechter als neue $^2/_3$-Stücke für voll.
Louis- und Friedrichsd'or für voll	$3^3/_4$ %	
Neue $^2/_3$-Stücke	30 ß $9^1/_2$ ₰	das Stück in grob. Kurant.
Dukaten, neue	— ℳ — ß	
Louis- und Friedrichsd'or	13 „ $14^3/_4$ „	
Grob. Silber 4 à 5 lötig	— ℳ — ß	die Mark fein in Banko.
Grob. Silber 6 à 7 „	— „ — „	
Grob. Silber 8 à 11 „	27 „ 10 „	
Grob. Silber 12 à 15 „	27 „ $10^1/_2$ „	
Fein. Silber	27 „ $11^1/_2$ „	
Piaster	27 „ $12^1/_2$ „	



Sagen und Sagenhaftes von Föhr. III.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

10. Noch ein Wechselbalg.

Einst war einem Elternpaar von einem Odderbaanki ihr kleiner Sohn gestohlen und an dessen Stelle das Kind eines Zwerges von völlig gleichem Aussehen gelegt. Die Eltern merkten den Betrug garnicht, und als später ihr eigenes Kind wieder gelaufen kam, wußten sie ebensowenig, wer ihr Sohn sei, bis sie durch einen Zufall darauf kamen. Als nämlich einst die Mutter, die ihre Kinder bei sich hatte, die Tenne fegte, wollte sie die Spreu nicht aus der Nordertür, sondern aus der Südertür ausfegen. Da fing das eine Kind an zu lachen, und als die Mutter fragte: „Worüber lachst du?" da antwortete es: „So fegst du

---

[1]) Aus „Privilegirte wöchentliche gemeinnützige Nachrichten von und für Hamburg; N. 234, Mittewochen den 1. October 1828." Die Wechsel- und Geldkurse wurden „posttäglich," d. h. jeden Dienstag und Freitag, notiert.

[2]) Wo kein Kurs angegeben ist, hat an dem betr. Tage keine Notierung stattgefunden.

gerade recht, daß mein Vater auch etwas Korn bekommt!" Nun wußte die Frau, daß dies das Kind eines Odderbaanki war; denn man darf die Tenne nur mit der Sonne fegen, weil sonst die Zwerge einen Teil des Kornes bekommen. Die Frau nahm jetzt das Kind, setzte es vor die Tür, wo es alsbald verschwunden war.

11. Schutzmittel gegen das Umtauschen der Kinder.

Gegen die Odderbaanki, die gerne kleine Kinder aus der Wiege stehlen oder gegen ein Kind der ihrigen umtauschen, kann man sich auf folgende Weisen schützen: Man muß vor dem Einlegen des Kindes in die Wiege eine Schere hineinlegen, und zwar geöffnet, daß die Klingen die Stellung eines Kreuzes einnehmen. Beim Windeln muß man das Wickelband kreuzweise übereinander umbinden und zum größeren Schutze dem Kinde ein Kreuzeszeichen über Brust und Stirn machen. Ist erst das Kind getauft, so haben die Odderbaanki keine Macht mehr über dasselbe. Es soll auch gut sein, kleinen Kindern eine Bibel oder ein Gesangbuch in die Wiege zu legen.

12. Ein Mädchen heiratet einen Odderbaanki.

Bekanntlich waren die Odderbaanki immer auf schöne Mädchen erpicht und immer bestrebt, Mädchen aus der Oberwelt in ihre unterirdischen Hütten zu entführen. Einst gingen in heißer Sommerzeit zwei Mädchen aus Hedehusum hinauf nach einem Kornfeld, das zwischen den vielen Hügeln der Westerberge lag. Hier gingen sie ihrer Arbeit nach; aber besonders das eine Mädchen, das nicht gerne arbeiten mochte, fing bald an, die Arbeit zu verwünschen, und sagte, daß es doch die Zwerge in den Westerbergen viel schöner hätten, wenigstens die Zwergjungfrauen, die nichts zu tun hätten. Das andere Mädchen lachte und spottete darüber und sagte: „So möchtest du vielleicht gar einen kleinen Mann von ihnen heiraten?" „Ei, warum nicht," sagte das Mädchen, „wenn ich dann nur gute Tage kriegte, so würde ich das gerne tun!" Als nun nach einigen Tagen das betreffende Mädchen in der Nähe des ersteren Feldes allein beschäftigt war, stand plötzlich ein kleines Männchen vor ihm und fragte es, ob es sich wirklich so verhielte, wie es neulich seiner Freundin erzählt habe; er sei mit Freuden bereit, es als seine Gemahlin heimzuführen. Das Mädchen nahm den Antrag an und ging mit ihm in den Berg, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert ward. Die Ehe soll eine recht glückliche gewesen sein, und sogar einige Kinder soll sie ihrem Manne geboren haben.

13. Ein gefangener Odderbaanki.

In den Gotinger Bergen lebten ehemals recht viele Odderbaanki, die mehrfach gesehen worden waren. Ein Gotinger Bauer, der eines Nachts am Strande ging, hörte im langen Strandhalm [1]) etwas rauschen, und wie er schnell zugriff, da hatte er ein kleines Männchen gefaßt, das gleich zu heulen und zu schreien anfing. Er ließ es aber nicht los, sondern nahm es mit heim, um es seiner Familie zeigen zu können.

Am andern Tage war natürlich die Freude groß; die Kinder brachten alles Mögliche an Leckereien herbei, aber vergebens, das Odderbaanki aß nicht und trank nicht und blieb auf alles Zureden stumm. Um es zum Sprechen zu bringen, machte man alle Arbeiten ungeschickt und verkehrt; der eine Sohn wollte mit einem Siebe Wasser aus einem Eimer zum Trinken nehmen, was ihm aber nie glückte.

---

[1]) Als Strandhalm bezeichnet man hier die am Strande wachsenden Gräser, besonders das Sand-Haargras (Elynus arenarius) und das Sandgras (Ammophila arenaria).

Eine Zeitlang beobachtete das Männlein dieses, dann aber rief es: „Wer kann doch so dumm sein!" und riß ihm das Sieb aus der Hand. Mehr Worte waren nicht aus ihm heraus zu bekommen, und bei erster Gelegenheit war es entflohen.



Flensburg um 1600.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

IV. Das Flensburger Armenwesen.

Die reiche Zeit war auch reich an Armen. Oder waren es vorzugsweise arbeitsscheue Schmarotzer, welche sich die Wohlhabenheit der Bürger zunutze machten? Jedenfalls wurde sehr über die „große Beschwerde des vielfältigen und unaufhörlichen Bettelns" geklagt.

Hatte man in anderen protestantischen Ländern die nach Einführung der Reformation eingezogenen Kirchengüter zur Gründung bezw. Verbesserung der Schulen benutzt, so waren diese frei gewordenen Mittel hier in Flensburg vorzugsweise den Armen zugute gekommen. Hier hatte der Staat nach der Reformation das Minoritenkloster, Haus und Kirche zum heiligen Geist und das St. Jürgenshospital eingezogen, und diese Besitzungen samt den mit denselben verbundenen „Lansten" (dienst- oder abgabenpflichtige Güter), Renten usw. waren der Armen- und Krankenfürsorge bestimmt worden. Das Haus zum heiligen Geist und das St. Jürgenshospital hatten freilich auch schon vor der Reformation dem genannten Zwecke gedient. Nach der Reformation aber waren alle diese Güter vereinigt und dem „Hospital zum heiligen Geist," das 1563 in den Räumen des alten Klosters eingerichtet war, zur Unterhaltung der hier zu versorgenden „Armen und elenden Kranken" zugewendet. Es gehörten zu dieser reichen Stiftung „alle des heiligen Geistes und St. Jürgens Lansten, mit aller Herrlichkeit und Freiheit, nämlich den jährlichen Mieten und Pachten, samt allen Brüchen, Diensten, Hölzungen, Mastgerechtigkeiten, Mastgeldern, Schweinen, Schafen, Lämmern, Hühnern, Gänsen"; ferner: das Kloster, der Kaland (eine vorzugsweise aus Geistlichen bestehende Gilde) mit allen seinen Renten, Häusern und Feldern, Kleinodien, Küchengerät, Grapen, Kannen, Schüsseln, Betten, Bettausstattungen, ein den Marianern gehöriges Gebäude bei der Marienkirche und endlich die Marien- und die Gertrudenhölzung, das heilige Geist- und das Jürgens-Holz. Diese reiche Stiftung wurde verwaltet von sechs von dem Könige bestimmten Vorstehern, welche alljährlich zu Ostern vor dem Amtmanne, den beiden Pastoren in Nikolai und Marien und den beiden Bürgermeistern Rechenschaft abzulegen hatten.

Da nun aber die Einnahmen dieser großen Stiftung, wenn vielleicht auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise nur den wenigen im Kloster untergebrachten Armen zugute kamen, mußten noch andere Mittel zur Unterstützung der übrigen Bedürftigen aufgebracht werden. Die Stadt bestimmte daher einen Teil der Brüchen, z. B. für die Übertretung der Sabbatruhe, ferner das mindergewichtige Brot zu diesem Zweck und stellte auch den Bürgermeistern eine Summe für Almosen zur Verfügung.

Über größere Mittel zur Armenpflege verfügte die Kirche. Sie hatte zunächst die Klingbeutel- oder Kollektengelder, die wenigstens zum Teil den Armen zukamen. Ferner wurden die von den Bürgern zwecks Befreiung vom Tragen des Klingbeutels bezahlten sog. Abkaufsgelder zur Armenpflege verwandt, und endlich dienten die Zinsen mancher von der Kirche verwalteten Vermächtnisse diesem Zweck, und die meisten der von reichen Bürgern gestifteten Legate standen unter kirch-

licher Verwaltung. Das aber ist ein Zeichen der damaligen Zeit, daß auch der Sinn der reichen Flensburger Bürger darauf gerichtet war, in ihren letztwilligen Verfügungen der Linderung der Not zu gedenken. Teils wurden Armenhäuser gebaut, teils Kapitalien der Fürsorge für die Armen geopfert. Wohl die meisten der jetzt noch — wenn auch nicht in alter Form — bestehenden Armenhäuser verdanken ihre Entstehung dem Wohltätigkeitssinn der Zeit um 1600 herum.

Vor allen Dingen muß hier das Testament des Predigers Thomas Atzersen erwähnt werden. Er vermachte kurz vor seinem Tode (1553) die damals bedeutende Summe von 2700 Mark für arme Studierende, ehrbare Dienstmägde, die sich verheiraten wollten, Waisen und andere Notdürftige.

Dieses Testament wurde Muster für eine ganze Reihe anderer. Bis zum Jahre 1630 entstanden noch 30 Legate, die in dem Sinne des Atzersenschen verwendet werden sollten. Das größte derselben ist das 25 000 Mark betragende des Bürgermeisters Gerdt v. Meerfeldt (gestorben 1599). Hans Kellinghusen vermachte 1588 tausend Mark lübsch „darum man alse twolff Arme Personen einem Jederen des Sondages wen de Miße uth is in der kercken Nikolai an einem Orde (in einer Ecke) ein Spon botter und vor dree Penning Brodt und ein Soßling tho Beer, einem Jederen datt rechte Arme Luede sindt, de gerne in der kerken gaen." Erwähnt seien ferner noch die Stiftungen der Familien Nacke und thor Schmede.

Außer Kapitalien wurden aber auch Armenhäuser gestiftet. Der Bürgermeister Diedrich Nacke verfügte in seinem Testament 1595 die Erbauung von fünf Armenwohnungen, die dem Nordertor östlich angebaut wurden (jetzt Junkerhohlweg). Hans Kellinghusen ist der Gründer von 8 Armenwohnungen „außer der Johannis-Pforte." Sie standen zum Teil auf dem Grund der Tuchfabrik von Buntzen und sind 1869 nach dem Munketoft verlegt. Außerhalb der Johannispforte ließen auch Reinhold thor Schmede und Harder Vake ein Armenhaus mit 12 Wohnungen bauen, das in wesentlich anderer Gestalt noch Hafermarkt 26 besteht. Diesen beiden Stiftern verdankt auch das ehemals an der Rotenstraße auf dem Grunde des Klosters belegene Armenhaus mit 12 Wohnungen, das nach dem Munketoft verlegt ist, seine Entstehung.

Alle diese Stiftungen kamen vor allen Dingen solchen Armen zugute, die Reinhold thor Schmede in seinem Testament vom Jahre 1603 bezeichnet als „alt breßhaffte Leute, Bürger und Bürgerinnen in dieser Stadt, die sich Christlich Ehrlich und wol in Ihrem Leben und Wandel verhalten, Schoß und Schult gegeben und die Bürgerliche Last getragen, Und aber wegen Elters oder sonsten Unfals und minderwertigen glückes in unvermißliche Armuth gerathen." Für solche verschämten Armen sollte auch „auf Vergünstigung des Bürgermeisters" von den Kanzeln aus gebeten werden. Am meisten zur Last aber fiel die große Zahl fremder und einheimischer Armen, welche an den Türen der Bürger ihre Almosen erbaten. Bei der Größe der Not und dem Fehlen städtischer Mittel, die Armut zu lindern, mußte die Stadtverwaltung die Sorge für diese Armen der Wohltätigkeit der Bürger überlassen und sich mit einer Regelung der Bettelei begnügen. Den Fremden wurde das Betteln in der Stadt überhaupt verboten. Kamen fremde Arme in die Stadt, welche nachweislich durch Feuer, Wasser oder sonstiges Unglück in Not geraten waren, so konnten sie — je nachdem sie vom Norden oder vom Süden in die Stadt kamen — von dem Bürgermeister in Marien oder von dem in Nikolai aus dem diesem zur Verfügung stehenden Armengelde unterstützt werden, mußten dann aber die Stadt verlassen.

Zur Beaufsichtigung der einheimischen Bettler bestellte man 2 Armenvögte, Prachermeister, die im heiligen Geist-Hause ihre Wohnung hatten, und gestattete

nur solchen Armen das Betteln, welche durch die Kämmerei Erlaubnis erhalten hatten. Zu dem Zweck mußten sich alle Armen, auch die armen Kurrendeschüler, auf der Kämmerei melden, die Armen des Nordens am Montag, die des Südens am Dienstag nach dem 1. Advent. Waren sie hülfsbedürftig, so wurde ihnen ein für ein Jahr gültiges Zeichen mit der betreffenden Jahreszahl eingehändigt, das sie zum Betteln berechtigte. War jemand durch Krankheit verhindert, selbst sein Almosen zu erbitten, so konnte er einen Stellvertreter mit dem Zeichen senden. Es durfte nur unter Leitung des Prachermeisters — bei den armen Schülern vertrat ein „Vorsteher" diese Stelle — und nur zu bestimmten Zeiten gebettelt werden. Die armen Schüler hatten stets den Vortritt. Erlaubt war das Betteln nur nach den Gottesdiensten, und zwar außer Sonntags in Marien am Dienstag und Donnerstag, in Nikolai Mittwochs und Freitags und in Johannis am Donnerstag, und zwar durfte jeder nur in dem Stadtteil betteln, in dem er wohnte. An den genannten Tagen gingen die Armenvögte mit den Armen — aber nur mit denen, die den Gottesdienst besucht hatten — vor die Türen der Bürger, erbaten die Almosen und verteilten sie unter die anwesenden Armen. Die Bürger wurden gebeten, das Verteilen der Gaben selbst mit zu überwachen, damit keine Parteilichkeit vorkäme. Doch ging es oft nicht ohne Murren und Zank unter den Armen ab, trotzdem widersetzlichen Armen Turm und Halseisen drohte und sie das Recht auf Almosen verloren. Wollte ein Bürger von der Last des fast täglichen Almosengebens sich frei machen, so zahlte er jährlich ein- oder mehreremal eine vereinbarte größere Summe, die dann Johanni oder Weihnachten unter die Armen verteilt wurde.

Bramstedts Quellen.

Von **Wilhelm Ehlers** in Pinneberg, früher in Bramstedt.

Kurörter aller Art üben in heutiger Zeit große Anziehungskraft auf die Bevölkerung der umgebenden Landschaft, namentlich die Bewohner der Großstädte aus. Kranke und Sieche erhoffen in See-, Sol- und Moorbädern Genesung von ihren Gebrechen durch die segenspendende Heilkraft des Wassers. Der eine findet die gewünschte Heilung; dem andern bleibt Hilfe versagt. Auch unser kleines Bramstedt mit seinen 2300 Einwohnern, zwar in der Heimat überall bekannt durch seinen Roland auf dem umfangreichen, von schattigen Linden umrahmten „Bleeck," erfreut sich einer heilkräftigen Quelle. Der Ruf des hiesigen Sol- und Moorbades reicht bereits weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus.

Freilich hat Bramstedt als „Badeort" schon bessere Zeiten gesehen. Weit heilbringender und kräftiger noch als die gegenwärtigen müssen die hiesigen Brunnen in früherer Zeit gewesen sein. Bramstedt war durch seine „Wunderquellen" zu Zeiten für die Herzogtümer und Hamburg ein stark besuchter „Bade- und Kurort." Wem Arzt und Medizin die Hilfe versagten, reiste nach dem Gesundbrunnen bei Bramstedt, dessen „gesegnetes" Wasser jede Krankheit bannen konnte.

Die ältesten Nachrichten auf das Vorhandensein einer Wunderquelle lassen sich ableiten aus einem Altarleuchter der hiesigen Kirche. Dieser ist nämlich nach seiner Inschrift am Fuße das Geschenk eines durch die Wunderkraft des Wassers Genesenen.

„Anno 1681 d. 1. Juli ist Lorenz Jessen,
Kön. Prov. Verwalter in Glvckstadt dvrch
Gebravch des Wassers von Qvartan Befreiet.
Verehret diese Levchter zvm Gedächtnis."

Die erste schriftliche Nachricht soll nach einer Notiz in den „Bramstedter Nachrichten" (Nr. 24. Jg. 1) in einer seltenen Schrift enthalten sein, die folgenden Titel trägt: „Gründliche Nachrichten wegen des Gesundbrunnens zu Bramstedt vom 7. des Heumonats im 1681. Jahre zum Druck übergeben durch Christian von Stöcken, der heiligen Schrift Doktor und Königlichen Propsten des Amtes Segeberg." Diese erste Wunderquelle, auch Schaf- oder Gesundbrunnen genannt, befand sich 1/2 Std. östlich des Ortes einige hundert Schritt vom rechten Ufer der Osterau. Noch heute bezeichnet man ein Grundstück südlich von der Chaussee nach Bimöhlen auf dem „Karkenmoor" als Brunnenwiese.

Das Gelände an der Osterau war damals sehr holzreich, und Bramstedts Einwohner trieben ihre Schweine dorthin zur Mast. Die Borstentiere sollen hier Quellen losgewühlt haben. Ein Hirtenknabe, Gerd Gusler, sah das Wasser unter eimem Eichbaum hervorsprudeln. Er fing von dem Quellwasser in seinem Hute auf, trank davon bei einem heftigen Fieberschauer — und war plötzlich von der Krankheit zu seiner Verwunderung genesen. Der Vater dieses Jungen riet sofort einer fieberkranken Nachbarin zu einem Versuch mit dem Wasser. Es bewährte auch jetzt seine Kraft, und der Ruhm der Quelle war gesichert. Ohne Unterschied der Krankheit, von nah und fern, pilgerten Blinde und Taube, Lahme und Krüppel, Kranke mit Leiden aller Art zum Wunderbrunnen mit dem „gesegneten Wasser"; alle beseelt von der Hoffnung, von ihres Leibes Gebrechen durch des Wassers Wunderkraft geheilt zu werden. Von wunderbaren Heilungen wird mancherlei berichtet: Taube erlangten das Gehör wieder, und ein Lahmer, der mühsam auf seinen Krücken gekommen war, hing diese sofort an einen Baum. Auch oben genannter Königlicher Proviant-Verwalter ist damals vom Quartanfieber genesen und zeigte sich durch die Stiftung dankbar.

Ein buntbewegtes Leben muß sich damals in dem kleinen Dörfchen am Rande der Heide abgespielt haben. Zelte und Hütten auf dem Felde dienten den zahlreichen „Wallfahrern" als Unterkunft. Der genannte Propst Stöcken berichtet, daß einst 3000 Menschen seiner Brunnenpredigt beiwohnten.

Der Ruhm des heilkräftigen Wassers erlosch auf Jahrzehnte, bis um 1761 wiederum große Scharen Heilungsuchender die Quelle besuchten. Verschiedene Abhandlungen über Untersuchungen des Wassers (Dr. Lesser-Preetz, Dr. Hensler, Altonaer Ärzte) wiesen das Vorhandensein von Kohlensäure, Kalk, Schwefel, Eisen und Salzen nach. Eine Abhandlung über den zweckmäßigen Gebrauch des Wassers wurde von dem genannten Dr. Hensler geschrieben. Darin lesen wir, daß dies Wasser — „Nutzen schaffe für alle Krankheiten, welche von dicken, zähen Feuchtigkeiten im Körper und wodurch in vielen Teilen und subtilen Geäder Verstopfungen und Stockungen entstehen. Hierher sind zu rechnen das sogenannte Malum hypochondriacum, welches sich durch Spannen, Drücken und Anschwellen unter den Rippen, viele Blähungen, Verstopfung des Leibes, Bitteres Aufstoßen usw. äußert. — Es kann Hülfe leisten in Verhaltung der Bleichsucht und in Verhaltung der goldenen Ader. — Andertägige und Quartanfieber werden dadurch kuriert; Schlappigkeit des Magens und der Gedärme kann gestärket und eine bessere Verdauung dadurch beschaffet werden. — Es reinigt die Nieren, wird den Schleim aus denselben wegführen, wodurch der Stein erzeugt wird."

Die Schar der zuströmenden Kranken war groß; des starken Zudrangs halber mußte das Verhalten der Brunnengäste durch ein Plakat des Amtmannes geregelt werden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde eine Wache, bestehend aus 3 Unteroffizieren und 9 Mann, mit besonderer Anweisung dahinverlegt und für diese ein besonderes Wachthaus in der Nähe des Brunnenhauses gebaut. Der Wache wurde durch ihre Instruktion ganz besondere Höflichkeit und Freundlichkeit

gegenüber den Gästen anbefohlen; jedoch bei vorfallendem Drängen und bei Streitigkeiten und Unordnungen, wenn Güte nicht helfen will, durfte der Unteroffizier mit dem Stock, der Gemeine mit dem Gewehr zuzuschlagen „drohen," es „muß aber nicht in Wirklichkeit geschehen," sondern der Vorfall ist zur Anzeige zu bringen.

Nach amtlichem Befehl war der Brunnen von morgens 5 Uhr bis mittags 12 Uhr nur den Gästen geöffnet. Das Schöpfen mit Holzgefäßen war strenge verboten. Keinem Besucher wurden mehr als 2—3 Flaschen verabreicht; nach auswärts sandte man nur 20 Flaschen auf einmal. Brunnenhaus, Badehaus an der Aue und Wachthaus waren durch Barriere eingefriedigt. An ihrem Eingang befand sich ein Armenblock. Die Einnahmen sprechen für außerordentlich starken Besuch; allein vom 19. April bis 23. Juli wurden 2022 ℔ 8 β (schleswig-holsteinische Münze) eingenommen, an manchen Tagen 80—85 ℔. Das eidlich aufgenommene Protokoll auf dem Amthause zu Bramstedt gibt sicheres Zeugnis für die Heilungen und die gewaltige Wunderkraft des Wassers. Ein Herr von Buchwaldt aus Helmstorf bei Lütjenburg bekundet für sich und 3 Angehörige die Heilung von Geschwulsten durch Genuß des Wassers. Claus Stamm aus Lüteney bei Schleswig, der schon 2 Jahre stockblind gewesen war, konnte „Tag und Nacht" wieder unterscheiden. (Zeuge: Amtschirurg Christian Peter Spickholz in Bramstedt.) Im nächsten Jahre wurde der Besuch geringer und hörte auf lange Jahre wiederum gänzlich auf. Ihre frühere Anziehungskraft gewannen die Quellen noch einmal von 1806—1820. Man berichtet, daß der Ort zeitweise — d. h. in der Saison — mit Badegästen nur so vollgepfropft war, so daß die Frau des 1. Gasthauses (jetzt Holstein. Haus), die Frau Ratmann Schröder, nebst ihren Dienstmädchen 3 Wochen „nicht aus den Kleidern gekommen war." In diese Zeit fällt auch die Entdeckung neuer Stahlquellen, von denen mehrere nahe beieinander in der Nähe des Zusammenflusses der Schmalfelder-Au und der Lentfördener-Au (Ohl-Au) südlich der Hambrücke gefunden wurden. Eine „Salzwiese" fand man am rechten Ufer der Osterau, 10 Minuten vom Orte. (1880 wurde hier das jetzige Solbad „Matthiasbad" von Herrn M. Heesch eröffnet.) Bedeutende Kieler Chemiker schrieben Gutachten über die verschiedenen Heilquellen und empfahlen das Wasser namentlich zur Heilung von Gicht und Lähmungen. Aber wiederum verschwand des Wassers Heilkraft; die Wunder hörten auf und die Gäste blieben fern.

Nach Volksmeinung trug das Bretterdach der Hütte die Schuld daran; auch bezichtigte man den Apotheker, dem Wasser die Kraft genommen zu haben, da er seiner Apotheke wegen das „Wunderwasser" als gewöhnliches Quellwasser erklärte und ihm jede Heilkraft absprach. Auf kurze Zeit soll der Brunnen seine bewährte Heilkraft um 1840, wie noch lebende alte Leute berichten, noch einmal ausgeübt haben. Die alten Brunnen und Quellen sind verschüttet und verschwunden; das neue Sol- und Moorbad, 1880 gegründet und mehrmals erweitert, blüht und zieht jährlich mehr und mehr Besucher in unseren Ort.



Plattdeutsche Redensarten von Krankheit und Tod.

Gesammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

E. Tod und Begräbnis.

166. He is a. affschurrt, b. affrutscht, c. affschrammt, d. inslapen, e. wohl (gut) verwahrt, f. wohl uphab'n.
167. He is fertig mit de Welt.
168. He is fertig mit Schleswig-Holsteen. (F. Lüb.)
169. He is to de grot Armee gahn.
170. He is dotblęb'n. — Dat deit he ok nich wöller.
171. He is 'storb'n. — Ah! — so wat mutt'n nich an sik hem.
172. He is bi'n lewen Gott in't Ellernbrook. (F. Lüb.)
173. He het fröh daran müßt.
174. He het fröh daran glöb'n müßt.

175. Em hebbt de Engels in'n Slap sung'n.
176. Em is de Pust' utgahn.
177. Fründ Hein het em halt.
178. Em deit de Kopp nich mehr weh.
179. Dat Laken is man wat kort 'schor'n.
180. Kann rasch wat passeer'n.
181. He het keen' licht'n Dod hatt. Gud, dat he darmit to Enn is.
182. Gud, dat he sik nich mehr to quälen brukt.
183. De Tied is nich länger west — het nich sin schullt.
184. Den Weg mütt wi all mal gahn.
185. Eenen Dod sind wi man schüllig.
186. Em het de Düwel in Hänn.
187. He mutt bi Petrus Gös höd'n.
188. He mutt up de linker (rechter) Siet Gös (Schap, Swin) höd'n.
189. He harr gern noch 'n paar Jahr mitlop'n konnt.
190. He harr gern noch 'n paar Jahr lęvt.
191. Em kann keen Minsch wat nasegg'n.
192. Wer dot is, het betahlt.
193. Wer dot is, lött sin Kieken.
194. He het sik versapen.
195. He is to Water gahn.
196. He het sik upknöpt.
197. He het sik afbunn (aufgehängt. Lauenburg).
198. He het sik to Schann sapen.
199. Nu ward de Brannwin billig. (Trinker gestorben.)
200. Nu ward he den Rachen woll voll hem. (Geizhals gestorben.)
201. De Olen mütt starwen un de Jungen könnt starwen.
202. Twee Ogen könnt vęl utmaken.
203. Sparebrot is dot (Vater gestorben. Eckart).
204. De is nu all lang in Naberskrog. — Nu is he all lang in Naberskrog. („Heimat.")
205. De liggt all lang in't Water. (Schwansen.)
206. De is all ünner de Er.
207. Em hebbt de Maden all upfręt'n.
208. Da het wöller een de Schoh an de Wand hängt. (Glocken läuten. F. Lüb.)
209. Da gaht s' aff mit em.
210. Da gaht s' aff mit 'n seli'n Herrn. (F. Lüb.)
211. De halt bald een' na! (Wenn die Leichenwagen nicht in geschlossenem Zuge fahren. Dithm.)
212. Sünner Sang un Klang.
213. Wi hebbt em a. inbuddelt, b. inpurrt, c. inkuhlt, d. inkleit, e. inscharrt, f. ünnerscharrt.
214. Wi hebbt em to Gröff brocht. (Dithm.)
215. Se hebbt em wegsapen.
216. Se hebbt em dat Fell versapen.
217. Klocken un Scholen un een Tunn Beer achterup (bei Begräbnissen. Eckart.)
218. He is vergęten un begraben.
219. Sarg: a. Rustkist, b. Fleeschkist, c. Nęsendrücker.

F. Allgemeines.

220. Ümsünst is nix as de bittere Dod.
221. Ümsünst is de Dod un ok de noch nich mal.
222. De Dod will 'n Ursak hem.
223. De Dod is keen Spęlmann, he kümmt nich ansiedeln. (F. Lüb.)
224. De Dod het man een El. (Dithm.)
225. Mit 'n Dod is nich to fackeln — nich to spaßen
226. De ersten föftig Jahr hol fast, dat sünd de besten.
227. A.: Na, paß up, Petrus nimmt di mi! B.: Denn blief ik up de Bank vör de Dör. (Ost-Holstein.)
228. Een' sin Dot is den annern sin Brot.
229. Een' sin Dot is den annern sin Nachtigall.
230. De een de starvt, de anner de arvt.
231. Wenn een Düwel dot is, staht tein anner wö'r vör de Dör. (F. Lüb.)
232. Dodesfälle hęvt den Kontrakt up.
233. Für den Tod kein Kraut gewachsen ist, süng de Aptheker, da mak he Lussalv. (Eckart.)
234. Wenn du dot büst, mutt ik ahn di farrig ward'n, sä de Bur. (Eckart.)
235. De Dod kummt nich up een Dunenküssen anręd'n. (Eckart.)
236. Ik verlat mi up Gott un up min Fru ehr Tagheit. (Eckart.)
237. De selig will starb'n, de mutt sin Got gęb'n an de recht'n Arb'n.
238. Up de Welt un von de Welt kost' Geld.
239. Da is en P (Pest) vörschręb'n.
240. In't Starb'n sind wi all Meisters un Lihrjungs.
241. Wenn de Bom is grot, is de Planter dot.
242. Wenn ol Böm ümplant ward, gaht se ut.
243. Wenn du affgüngst, du wörst ok noch keen' smuck'n Dod'n affgęb'n.
244. Wenn dat Kind versapen is, ward de Sod tomakt.
245. Dat anner Kind is nu ok je dot! — Wat von een? — Dat mit de hölten Hacken (mit de rugen Feut) un lellern Tehn.
246. Kak mi Fledersupp, wenn ik dot bün! (Deine Hülfe kommt zu spät. F. Lüb.)
247. Dat Licht brennt, as wenn't för 'n Dod'n brennt.
248. In de Dodenlad' sett'n. (In die Sterbekasse zahlen.)
249. De Faßlabenstot deit de olen Peer un olen Lüd den Dot.
250. Nu kriegt wi den Faßlabenstot, de deit ok mennig ol Wief den Dot.
251. Hol apen de Darm, de Föt hol warm, de Kopp hol kolt, denn warrst du olt.
252. De Achterport lat apen stahn un 'n Doktor siiner Wege gahn. (Eckart.)
253. Mit Dokter un Aptheker is nich gut to spiesen.
254. De Dokter is 'n Engel, wenn man em nödig het, un 'n Düwel, wenn man em betahl'n schall.
255. Im Beenhus un in Gottes Riek sind wi eenanner alle gliek.

Mitteilungen.

1. **Nochmals „Hammer auf Sylt" am 15. Juni 1864.** Die den Syltern am 3. März 1864 seitens des Kapitäns Hammer geschworene Rache brachte er leider am 15. Juni desselben Jahres zur Ausführung. Diesmal hatte er sich indes besser vorgesehen. Von der dänischen Regierung wurde ihm eine Kompagnie regulärer Truppen zur Verfügung gestellt. Mit denselben landete er in der Nacht des 15. Juni unbemerkt auf List, der Nordspitze der Insel, und vor Tagesanbruch waren die Dörfer Keitum und Archsum umstellt. Die früher in Nr. 3 der „Heimat" bezeichneten Personen wurden aufs neue nach der Landvogtei geführt, und nach kurzen Verhandlungen wurde beschlossen, dieselben als „landesfeindlich" nach Kopenhagen zu führen. Nur der Küster und Lehrer emer. C. P. Hansen wurde seines Alters wegen — nach vorheriger strenger Ermahnung und Drohung — von dieser Wegführung dispensiert. Wie sehr auch die Sylter Bevölkerung im innersten Herzen empört war, so war sie doch genötigt, diesen Gewaltakt angesichts der bewaffneten Macht geschehen zu lassen. Die sieben Sylter wurden auf einem Kanonenboot längs der Westküste Schleswigs und durch den Lymfjord nach Kopenhagen geführt, überall, wo sie landeten, vom dänischen Pöbel verhöhnt und insultiert. Nachdem sie kurze Zeit auf „Dronning Marie" unter strenger Bewachung geschmachtet, wurden sie auf die Festung Kronborg gebracht, wo ihnen doch eine einigermaßen erträgliche Behandlung zuteil wurde. Freilich wurden die Sylter mit unerquicklichen Verhören gequält, und, obgleich man ihnen kein der verfügten Strafe entsprechendes Verbrechen nachweisen konnte, blieben dieselben doch in der Festungshaft. Während dieser Zeit führte Hammer auf den Inseln Sylt und Föhr ein strenges und gewalttätiges Regiment. Einige Bewohner wurden in Eisenketten krumm geschlossen, andere mit Stockschlägen gemißhandelt; aber des Usurpators Stunde hatte auch bald geschlagen. Nachdem die Insel Alsen am 29. Juni von den Preußen genommen und am 10. Juli General Vogel von Falkenstein über den Lymfjord bis nach Skagen vorgerückt war, wurde am 13. Juli, von den Österreichern, namentlich von dem preußischen Kanonenboot „Blitz," das möglichst weit in die Listertiefe hineingedampft war, unterstützt, die Insel Sylt besetzt. Von Sylt aus besetzten die Österreicher die Inseln Amrum und Föhr, und nachdem zwei andere preußische Kanonenboote in die Schmaltiefe hineingesegelt waren, befand Kapitän Hammer sich gleichsam in der Mausefalle und mußte sich nach einigen Tagen mit seiner Flotte ergeben. — Erst nachdem die Friedensunterhandlungen vom 31. Juli an in Wien begonnen, wurde auf die Freilassung der sieben Sylter Patrioten gedrungen, und am 24. August kehrten dieselben in ihre Heimat zurück. Dieser Tag wurde unter großem Jubel von der ganzen Inselbevölkerung gefeiert.

H. C. Dau.

2. **Eisenschlacken.** Unter dieser Stichmarke erschienen in der „Heimat" schon häufig Mitteilungen. Vielleicht interessiert auch folgender Beitrag: Genannte Schlacken finden sich auch auf der Feldmark meines Heimatdorfes, Schmalfeld bei Kaltenkirchen, und zwar auf einer Koppel am Rande des Schmalfelder Wohlds. Ungefähr 2—3 ha sind hier mit diesen Schlacken förmlich übersäet. Der Sage nach soll an dieser Stelle in alten Zeiten eine Feldschmiede gestanden haben. Darauf scheinen auch die Namen der Koppel, Schmiedbrook, sowie der eines Weges, Schmiedbrooksredder, hinzudeuten. Der Boden ist lehmig und sehr eisenhaltig, da das Wasser in den Gräben ganz rötlich gefärbt ist.

Klein-Waabs. H. Bebensee.

3. Eine **Schwarzdrossel,** junges Männchen, kämpft hier schon seit einigen Wochen gegen sein Spiegelbild im Kellerfenster, und das dumpfe Geräusch der gegen die Scheiben geführten Schnabelschläge höre ich mit Unterbrechungen den Tag über in meiner Stube. Von Zeit zu Zeit ruht der Vogel halb erschöpft in einer nahen Tanne aus, um dann den Kampf von neuem zu beginnen. Vor mehreren Jahren erlebte ich dasselbe Schauspiel mit einem Buchfinken, der sich vor demselben Fenster längere Zeit mit seinem Spiegelbild herumbiß.

Eranthis hiemalis hat hier vom 9. Februar bis zum 29. März, also 7 Wochen lang geblüht.

Schönkirchen, 10. April 1904. H. F. Wiese.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Dr. Hugo Gilbert, Theodor Storm als Erzieher. Verlag von Lübcke u. Nöhring in Lübeck. — 43. Bericht des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von J. Mestorf. — Aus Bauernlanden, Gedichte von Wilhelm Lennemann. Verlag von Ferd. Bischoff jr. in Iserlohn. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 7. Juli 1904.

Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.

Vortrag
gehalten auf dem 6. Verbandstag der plattdeutschen Vereine in Kiel, am 8. Mai 1904,
von Dr. **Otto Mensing** in Kiel.

Meine Herren!

Es ist eine schöne Sitte, daß Sie sich bei Ihren Verhandlungen unserer angestammten Mundart, der plattdeutschen Sprache bedienen. Wenn ich bei dem, was ich Ihnen vortragen möchte, von dieser Sitte abweiche, so bin ich wohl schon durch die Wahl meines Themas hinlänglich vor dem Verdacht geschützt, als ob ich es deswegen täte, weil ich die plattdeutsche Sprache für zu gering hielte, um in ihr meine Ausführungen zu machen. Wenn ich hochdeutsch zu Ihnen rede, so geschieht es lediglich deshalb — und das ist vielleicht für die ganze Sachlage bezeichnend —, weil ich, obwohl geborener Niederdeutscher und mit unserer Mundart von Jugend auf vertraut, mir doch nicht Übung und Gewandtheit genug zutraue, um sie in längerer zusammenhängender Rede ohne Unbequemlichkeit anwenden zu können. So wollen Sie denn freundlichst auf hochdeutsch hinnehmen, was aus einem gut niederdeutschen Herzen kommt und einer gut niederdeutschen Sache dienen möchte.

In dem Verbandsorgan der plattdeutschen Vereine, im „Ekbom", hat vor einigen Wochen ein ziemlich lebhafter Meinungsaustausch stattgefunden über die Frage, ob das Plattdeutsche als Volkssprache dem Untergang geweiht sei oder nicht. Die Beweise, die damals für ein kräftiges Weiterleben der plattdeutschen Sprache ins Feld geführt wurden, waren leider wenig überzeugend; denn sie beruhten zumeist auf dem grundsätzlichen Irrtum, als ob durch künstlich geschaffene Bewegungen der natürliche Werdegang einer sprachlichen Entwicklung aufgehalten oder gar ganz abgeschnitten werden könne. Aber wir brauchen die Frage auch heute noch garnicht so scharf zuzuspitzen. Um Untergang oder Weiterleben, um Sein oder Nichtsein handelt es sich für uns zunächst noch nicht. Zwar bietet die Geschichte auch dafür Beispiele, daß Gegenden, die früher rein niederdeutsch waren, ihre Mundart und damit ihre Eigenart völlig aufgegeben haben und ganz hochdeutsch geworden sind, fast ohne eine Erinnerung an den früheren Zustand zu bewahren. Aber solche radikalen Umwälzungen pflegen nur in der unmittelbarsten Nähe einer anderen, konkurrierenden Volkssprache sich zu vollziehen und bedürfen vieler Jahrhunderte zu ihrer Vollendung. So weit ist es ja nun gewiß in unserem guten Lande Schleswig-Holstein noch nicht gekommen, daß der plattdeutschen Sprache der Untergang unmittelbar bevorstünde. Aber Gefahren drohen ihr von allen Seiten. Schon die bloße Existenz der plattdeutschen Vereine beweist es zur Genüge. Durch den Einfluß der allgemein verbindlichen hochdeutschen Schriftsprache, durch den Einfluß von Schule und Kirche, von Gericht und Kaserne wird die plattdeutsche Sprache immer mehr mit

hochdeutschen Elementen durchsetzt und verliert dadurch zwar allmählich, aber mit immer gesteigerter Geschwindigkeit ihren eigentlichen Charakter. In diesem Entwicklungsprozeß stehen wir schon seit Jahrhunderten; er ist aber noch niemals mit so unheimlicher Schnelligkeit vorwärtsgeschritten, wie in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts. Schon lange sind wir soweit, daß das Niederdeutsche seine Eigenart im Satzbau, in der sogen. Syntax, aufzugeben begonnen hat. Dieser Rückgang datiert schon seit der Zeit, wo das Niederdeutsche aus der Sprache des amtlichen und geschäftlichen Verkehrs verdrängt wurde, d. h. schon seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts. Viele von Ihnen, meine Herren, werden mit lebhafter Teilnahme die dithmarsische Chronik des Neokorus gelesen haben. Aber so interessant sie ist, so unschätzbar wertvoll ihr Inhalt, so tief steht sie schon, wenn man sie vom sprachlichen, insbesondere vom syntaktischen Standpunkt aus betrachtet. Das fühlt man recht deutlich, wenn man etwa zwei Jahrhunderte zurückgeht, in die Zeit, wo das Niederdeutsche noch die diplomatische Sprache des mächtigen Hansabundes war, wo Gesetze in ihr verfaßt, politische Verhandlungen in ihr geführt, Geschichte in ihr geschrieben wurde. Vergleicht man etwa die Chroniken unserer Nachbarstadt Lübeck aus der Blütezeit der mittelniederdeutschen Prosa mit unserem Neokorus, so liegt der Unterschied handgreiflich zu Tage; man erschrickt förmlich vor dem Abstand; es ist wie Tag und Nacht. Schon zu des Neokorus Zeiten begann hochdeutscher Satzbau seinen Einzug in die plattdeutsche Schriftsprache zu halten, und diese Entwicklung ist weitergegangen: die Fäden, die Altes und Neues verknüpfen könnten, sind hier seit Jahrhunderten abgerissen und lassen sich nicht wieder anknüpfen. Aber auch der niederdeutsche Wortschatz, von einem Reichtum, der keiner andern Sprache weicht, noch heute von staunenerregender Fülle, durchsetzt sich seit langem immer mehr mit hochdeutschen Bestandteilen. Altes kostbares Sprachgut wird leichten Herzens aufgegeben. Die Kinder schon lernen in der Schule die hochdeutschen Bezeichnungen für die gewöhnlichen Dinge des Lebens, für Tiere, Pflanzen usw.; sie nehmen sie an und spotten wohl noch gar der Alten, die am überkommenen Ausdruck festhalten. Sie lernen etwa in der Schule die „Ameise“ kennen; der Name gewinnt bei ihnen Boden, und sie vergessen bald die bezeichnenden Ausdrücke, die ihre Muttersprache in großer Zahl dafür bietet; viele Gegenden Holsteins besitzen heute schon keinen plattdeutschen Namen mehr für ein so gewöhnliches Tier wie die Ameise. In einer Stadt wie Kiel wird man kaum noch den „Adebar“ nennen hören. Der hochdeutsche „Frosch“ verdrängt den „Brettfot,“ die „Tutz“ und selbst den „Pogg“; ein so bezeichnender Ausdruck wie „Erdslöper“ für die Eidechse ist im Schwinden; der alte köstliche Name „Sünndrang“ für die Blindschleiche ist fast schon ausgestorben; nur in alten Reimen und Sprüchen leben wohl die bodenständigen Bezeichnungen noch fort, bis auch sie der Vergessenheit anheimfallen. Und so ist es überall, wohin Sie den Blick wenden, selbst bei den alltäglichsten Dingen.

Aber noch ein anderer Faktor wirkt mit bei der Verdrängung niederdeutscher Wörter: es ist eine wirtschaftliche, eine soziale Macht. Die Industrie mit ihrem gleichmachenden Einfluß beginnt auch in rein bäuerliche Gegenden ihren Einzug zu halten. Es ist noch nicht lange her, da hatte jedes Dorf einen oder mehrere Weber, die sich oft kümmerlich genug von ihrer Hände Arbeit ernährten. Wo sind heute die Weber geblieben? Die Welle der städtischen Konkurrenz hat sie hinweggeschwemmt. Die Handarbeit lohnt nicht mehr; die Maschine tritt an ihre Stelle. Ein ganzes Gewerbe geht rettungslos zu Grunde. Jedesmal aber, wenn die Kultur einen solchen Stand vom Erdboden hinwegfegt, dann vernichtet sie zugleich ein Stück alten Sprachgutes. Mit der Sache schwinden die Namen; was neu auftaucht, wird von vornherein hochdeutsch benannt; denn die Kraft zu sprachlicher Neuschöpfung wohnt dem Plattdeutschen nur in geringem Grade mehr inne: das erste Zeichen einer niedergehenden Sprache.

Unsere Väter und Großväter haben ihre Zeitung noch beim dürftigen Schein eines Talglichts gelesen; sie verstanden und übten noch die Kunst, sich ihre Beleuchtung selbst herzustellen. Es war ja ein Festtag für das ganze Haus, wenn die Dochte, aus Heede gefertigt, in langer Reihe von den weißen Stäben herabhingen, wenn der Talg im eisernen Grapen geschmolzen wurde, wenn unter Lachen und Scherzen die Dochte wieder und wieder in die Lichtform getaucht (gestippt) wurden und so allmählich ihrer Bestimmung entgegengingen. Wer weiß heute noch etwas von „Lichtstippen?" Wer kennt noch Namen wie „Lichthaspel," „Lichtdisch", „Provit", oder die minderwertigen „Schnöterkatten"? Wer vollends erinnert sich jener noch primitiveren Form der Beleuchtung, wo der Dienstjunge mit dem brennenden Kienspan, dem „Lichtspät" den spinnenden Mädchen Licht spendete? Mit der Sitte sind auch hier die Namen unwiederbringlich verloren. — Oder wenden Sie den Blick auf die Geräte des Ackerbaus; wie anders heute alles als noch vor 30 oder 40 Jahren! Was für ein anderes Werkzeug, der moderne Pflug als der, mit dem unsere Väter ihren Acker durchfurchten! Mehr als 40 verschiedene Teile, die sämtlich gute plattdeutsche Namen trugen, habe ich mir einmal von einem alten Dorfschmied aufzählen lassen; kaum ein Viertel davon kennt das heute lebende Geschlecht. Mit Recht spricht man von Segnungen der Kultur; aber für unsere plattdeutsche Sprache sind die Errungenschaften der Technik eher das Gegenteil, ein Fluch; sie nagen an ihrem Bestande, sie untergraben und unterwühlen ihn; und ein Stück nach dem andern bröckelt ab.

Was wird das Ergebnis dieser Entwicklung sein, wenn sie rastlos immer weiter fortschreitet? Die plattdeutsche Sprache wird in absehbarer Zeit nicht zu Grunde gehen, aber sie wird immer mehr hochdeutsche Bestandteile in sich aufnehmen; ihre ursprüngliche Reinheit wird immer mehr getrübt werden; eine Art Mischsprache wird sich bilden, und es besteht die Gefahr, daß eine Zeit komme, wo im wesentlichen nur mehr die Laute und die Formen niederdeutsch sind: hochdeutscher Inhalt in plattdeutscher Form. Mancher plattdeutsch redende Städter ist schon heute auf diesem Standpunkt angelangt. Und selbst an jenem festesten Bollwerk der Sprache, an den Lauten und Formen, beginnt schon die mächtige Welle des hochdeutschen Einflusses zu nagen. Aber wir hoffen, daß es stark genug ist, um noch auf lange dem Ansturm zu stehen. Nicht von einem Untergang der plattdeutschen Sprache wollen wir heute reden; wohl aber müssen wir uns darüber klar sein, daß ein Rückgang in dem geschilderten Sinne vor sich geht, ein Rückgang, der sich mit steigender Geschwindigkeit fühlbar macht und den zu hemmen keine Macht der Welt imstande ist.

Was folgt nun aus diesen Tatsachen für uns, die wir den Rückgang bedauernd, aber machtlos vor unsern Augen sich vollziehen sehen? Sollen wir müßig zuschauen? Gewiß nicht. Gerade weil wir wissen, daß niemand von uns das rollende Rad der Entwicklung aufhalten kann, gerade deshalb erwächst uns die Pflicht, das Vorhandene nach Kräften zu bewahren — und das ist die große Aufgabe, die Sie in Ihren Vereinen erfüllen; der Wissenschaft aber erwächst noch die besondere Pflicht, das, was wir im lebendigen Gebrauch nicht mehr festhalten können, wenigstens in der Schrift niederzulegen, und so den nach uns kommenden Geschlechtern Zeugnis abzulegen von der Eigenart ihrer Vorfahren in Sprache und Sitte. Und das ist das hohe Ziel, welches sich das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch gesteckt hat.

Es sind in diesen Tagen gerade 2 Jahre verflossen, seit auf dem Verbandstage der plattdeutschen Vereine in Altona durch Herrn Prof. Kauffmann aus Kiel die erste öffentliche Anregung zur Begründung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs gegeben wurde. Und wer von Ihnen damals den Ausführungen des Redners folgen durfte, der wird sich erinnern, welch' lebhaften Wiederhall seine Worte in

Ihrem Kreise fanden. Ihre freudige Zustimmung hat wesentlich dazu beigetragen, uns den Mut zu machen, mit unserem Plan in das Licht der breitesten Öffentlichkeit zu treten. Im November des Jahres 1902 hat sich in Kiel ein Ausschuß zur Herstellung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs gebildet, dem wie bei einem großen wissenschaftlichen Unternehmen selbstverständlich vor allem Lehrer der Kieler Hochschule, unserer Landesuniversität, angehören, dem aber auch Vertreter der wichtigsten Vereine, die für uns in Betracht kommen, beigetreten sind. Auch der Provinzialverband plattdeutscher Vereine ist durch seinen Vorsitzenden vertreten. Die ersten notwendigen Geldmittel hat uns in entgegenkommendster Weise die Gesellschaft für schl.-holst. Geschichte zur Verfügung gestellt, der wir auch sonst für tatkräftige Unterstützung zu großem Dank verpflichtet sind. Auch die Provinziallandtags-Kommission für Kunst und Wissenschaft hat uns bereitwilligst eine größere Summe für die Organisation der Sammeltätigkeit bewilligt.

Ein Aufruf zur Mitarbeit wurde im Dezember 1902 durch Abdruck in fast sämtlichen größeren Zeitungen über das ganze Land verbreitet; und es war uns eine große Freude, daß gleich in den ersten Tagen zahlreiche Meldungen einliefen aus allen Teilen der Provinz, von Männern und Frauen, jeden Alters und jeden Standes. Anweisungen zur Sammeltätigkeit wurden an alle, die sich zur Mitarbeit meldeten, versandt. Gleichförmige Zettel sind in großer Menge hergestellt und werden an jeden, der sich für das Unternehmen interessiert, in beliebiger Anzahl verschickt.*) — Die Zahl der Mitarbeiter ist von Tag zu Tag gewachsen; angemeldet sind heute über 500. Material geliefert haben bis jetzt etwa 150. Auf eine besondere Aufforderung haben sich auch eine Anzahl der in unserer Provinz besonders gut organisierten Lehrervereine zu korporativer Sammeltätigkeit bereit erklärt. Viele Sammler haben mit geradezu rührendem Eifer gearbeitet; hochbetagte Leute — 80- und 90jährige sind unter unseren Mitarbeitern — haben aus ihrer Erinnerung Hunderte, ja Tausende von Zetteln ausgefüllt. Andere haben unermüdlich beobachtet, den Leuten auf den Mund gesehen, Umfrage gehalten — und schon heute darf man sagen, daß manches, was in absehbarer Zeit aus der Sprache verschwinden wird, für die Wissenschaft gerettet ist. Die Zahl der beschriebenen Zettel dürfte mit Einschluß der von der Zentralstelle bearbeiteten heute, nach noch nicht 1½ Jahren der Sammeltätigkeit, etwa 40000 betragen, und in ihnen steckt Material für viele weitere Tausende. Außerdem sind noch längere zusammenhängende Aufzeichnungen in ansehnlicher Menge eingegangen.

Das ist gewiß ein schöner Erfolg, dessen wir uns von Herzen freuen dürfen. Aber es wäre nichts verkehrter, als nun halt zu machen und sich mit dem Getanen zu begnügen. Noch ist der Reichtum unserer Volkssprache nicht von ferne ausgeschöpft, noch sind unermeßliche Schätze zu heben. Der Kreis unserer Mitarbeiter muß sich immer noch erweitern; unsere Sache muß immer noch mehr ins Volk eindringen. Neue Freunde unserem vaterländischen Werk zu werben, das ist unser unablässiges Bemühen, und zu diesem Ziel möchten auch meine heutigen Ausführungen ein weniges beitragen.

Es sind über das Wörterbuch und seine Aufgaben, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit habe, noch vielfach recht unklare und unzulängliche Vorstellungen verbreitet. Man denkt sich in Laienkreisen leicht etwas Verkehrtes darunter; man denkt vielleicht an Lexika, wie man sie in der Schule benutzt hat, trockene Wörterverzeichnisse u. dgl. Mit diesen Büchern hat das von uns geplante Werk nichts gemein als den Namen. Dieser Name deckt freilich die Sache, die er bezeichnen soll, nicht völlig; aber das läßt sich nicht ändern: die deutsche Sprache

*) Zu beziehen durch die Zentralstelle: Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstraße 52a.

besitzt kein Wort, das dies täte. Ein Fremdwort zwar stünde zur Verfügung. Vor 100 Jahren hat ein eifriger Freund der plattdeutschen Sprache, der königl. dänische Kanzleisekretär, Joh. Friedr. Schütze in Altona, umfangreiche Sammlungen auf diesem Gebiet veranstaltet; das Ergebnis seiner Bemühungen hat er in einem für uns als Quelle hochwichtigen Werk niedergelegt, und dies Werk nannte er: Holsteinisches Idiotikon. Das griechische Wort, das hier zu Grunde liegt, bedeutet „eigentümlich"; ein Idiotikon ist demnach eine Sammlung von Wörtern und Gebräuchen, die einer Landschaft „eigentümlich" sind. Freilich sind darunter nicht etwa bloß Absonderlichkeiten und Seltenheiten zu verstehen; sondern der Name umfaßt, richtig verstanden, den ganzen Wortschatz, der das feste Besitztum einer Landschaft bildet; denn jedes Wort, das zu diesem festen Besitz gehört, hat innerhalb der Landschaft sein besonderes Gepräge erhalten: in der Form oder in der Aussprache, in der Bedeutung oder seiner Verwendung im Satz. Die Gesamtheit dieser Wörter, untersucht in ihren sämtlichen Verwendungen in der Rede, gibt das klarste Bild von der Eigenart der Sprachgemeinschaft. So wäre das Wort Idiotikon gewiß eine treffende Bezeichnung für das, was wir erstreben. Wenn wir es dennoch gemieden haben, so hat das vor allem seinen Grund darin, daß wir bei unserer Arbeit auf die Mitwirkung der breitesten Schichten der Bevölkerung rechnen müssen; der fremdartige, vielen nicht verständliche, vielleicht gar mißverständliche Ausdruck schien uns der Volkstümlichkeit unseres Unternehmens im Wege zu stehen, und auf die kam es uns vor allem an.

Welche Aufgaben soll nun das Wörterbuch im einzelnen lösen? Es soll darin zunächst die Geschichte eines jeden Wortes verfolgt werden, das irgendwo und irgendwann einmal in unserem Lande Schleswig-Holstein heimisch gewesen ist. Jedes Wort hat seine Geschichte; es verändert im Laufe der Jahrhunderte nicht bloß seine Form, sondern oft auch seine Bedeutung; sein ursprünglicher Inhalt wird bald erweitert, bald verengert; Verbindungen mit anderen Wörtern, die es eingehen konnte, sterben ab, andere werden neu entwickelt. Um diesen Wandlungen der Wörter auf die Spur zu kommen, muß der ganze Wortschatz von den ältesten uns erreichbaren Quellen an bis auf die heutige Volkssprache systematisch durchforscht werden. Unsere Kenntnis der plattdeutschen Sprache in Schleswig-Holstein reicht um etwa 6 Jahrhunderte zurück, und ein freundliches Geschick hat es gefügt, daß innerhalb dieses langen Zeitraums die Kette der Überlieferung nie völlig abreißt, wenn ihre Glieder auch manchmal nur locker zusammenhängen. Unsere Forschung führt uns zurück bis in jene Zeit, wo die Amtssprache in unserem Lande noch die lateinische war, wo noch jeder wichtigere Vorgang des öffentlichen Lebens (Kauf und Verkauf, Tausch und Vertrag usw.) in lateinischer Sprache beurkundet wurde. Schon diese lateinischen Schriftstücke gewähren uns eine gewisse Ausbeute für die Kenntnis unserer Landessprache; sie enthalten nämlich zahlreiche Namen von Orten und Personen in niederdeutscher Form, auch manche einzelnen Wörter, die zur Verdeutlichung der weniger verständlichen oder minder bezeichnenden lateinischen Ausdrücke beigefügt wurden, z. B. aus dem Jahre 1317: cum stagno dicto dik; d. h. mit einem stehenden Gewässer genannt „Dik".

Bald nach 1300 tauchen dann die ersten, vollständig in niederdeutscher Sprache geschriebenen Urkunden auf; sie werden mit der Zeit immer häufiger und erstrecken sich ohne erhebliche Unterbrechung etwa über 300 Jahre. Das Sprachmaterial, das uns diese Urkunden darbieten, ist sehr wertvoll, namentlich deshalb, weil diese Schriftstücke ihrer Bestimmung gemäß sämtlich genau den Ort und die Zeit ihrer Abfassung angeben, sodaß wir bei genügender Vorsicht für die Geschichte der in ihnen enthaltenen Wörter ganz bestimmte Daten gewinnen können. Diesem großen Vorteil stehen freilich schwere Mängel gegenüber. Es handelt sich in diesen Ur-

kunden immer wieder um dieselben Dinge: Bündnisse, Verträge, Ernennungen, Belehnungen, Schenkungen, Verkäufe, letztwillige Verfügungen usw. Es läßt sich denken, daß sich dabei viele Wendungen wiederholen; die **Formel** nimmt einen breiten Raum ein; für dieselben Sachen wählt man herkömmlicher Weise auch dieselben Wörter. Daher ist der Wortschatz der Urkunden im Verhältnis zu ihrer Masse wenig umfangreich; sie geben nur einen Ausschnitt aus dem ganzen Sprachleben. Da müssen denn andere Quellen ergänzend eintreten. Wertvoll sind uns eine Reihe von sog. Glossaren oder Vokabularen, in denen lateinische Ausdrücke durch niederdeutsche übersetzt werden; ein sehr umfangreiches ist im Jahre 1419 in Itzehoe geschrieben.

Das 15. und 16. Jahrhundert bieten uns dann eine ziemlich reiche Literatur, namentlich Prosa: Rechtsaufzeichnungen (Stadt- und Landrechte, Deichrechte); Chroniken (gereimte und ungereimte); Predigten, Streitschriften aus der Zeit der Reformation, Gebetbücher, Schriften über Hexenwesen und Zauberei, Sprichwörtersammlungen und anderes mehr, literarhistorisch meist ohne besonderen Wert, aber sprachlich von großer Bedeutung. Aber auch Werke der schönen Literatur, Dichtungen, sind uns aus jener Zeit erhalten; ich erinnere an die herrlichen Volkslieder der Dithmarscher auf die Schlacht von Hemmingstedt (1500); ferner manche lyrischen Gedichte, einzelne Dramen, Satiren und anderes. Bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus fließen die Quellen noch ziemlich reichlich, obwohl das Plattdeutsche damals aus der amtlichen Sprache bereits völlig verschwunden ist. So besitzen wir aus der Zeit des 30 jährigen Krieges besonders treue Bilder schleswig-holsteinischen Bauernlebens und schleswig-holsteinischer Volkssprache in den derben, possenhaften Zwischenspielen, die Johann **Rist** (geboren zu Ottensen, tätig in Heide und Wedel) in seine hochdeutschen Dramen eingelegt hat. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts werden die Quellen spärlicher. Am dürftigsten scheint das 18. Jahrhundert vertreten zu sein; doch mag noch manches in seltenen Büchern versteckt liegen, anderes handschriftlich erhalten sein.*) Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist unsere Hauptquelle das oben genannte Buch von **Schütze**, der nicht bloß Wörter, sondern auch kleinere und größere Gedichte oder Sprichwörter mitteilt; was er um 1800 als veraltet bezeichnet, wird um die Mitte des Jahrhunderts noch gebräuchlich gewesen sein. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist auch noch ziemlich dürftig vertreten; wenn wir von ein paar Liedern des Wandsbeker Boten und einigen plattdeutschen Schriften des trefflichen Claus Harms absehen, sind wir im wesentlichen auf die plattdeutschen Stücke in Müllenhoffs Sagen und Märchen aus Schleswig-Holstein angewiesen; seine 1845 abgeschlossene Sammlung knüpft in ihren älteren Partien unmittelbar an die Zeit an, die Schütze als Gegenwart behandelt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt dann ja die Blüte der neuplattdeutschen Literatur: den Reigen eröffnet 1850 Sophie **Detlefs**; 1852 folgt **Klaus Groth** mit dem Quickborn; 1858 setzt Johann **Meyer** ein, und nun folgt in langer Reihe die Schar der Ihnen wohl bekannten, z. T. noch unter uns lebenden Dichter und Schriftsteller, von denen ich nur J. **Mähl** und Joh. Heinrich **Fehrs** nennen will, bis auf unsere Jungen und Jüngsten herab.

Damit sind wir bis zur **Gegenwart** gelangt und stehen vor einer zweiten großen Aufgabe des Wörterbuchs: der Darstellung der heute in Schleswig-Holstein gesprochenen **lebendigen Volkssprache**. Alles Frühere ist Sache der gelehrten Arbeit; hier aber ist der Punkt, wo die Wissenschaft mit dem Volke engste Fühlung gewinnen muß, um ihre Aufgabe zu lösen, und dafür möchten wir auch Ihr Interesse und das der von Ihnen vertretenen Vereine zu gewinnen suchen. Wir

*) Mitteilungen darüber an die Zentralstelle wären sehr erwünscht.

brauchen Männer, die selbst plattdeutsch sprechen und plattdeutsch Sprechende beobachten können. Hauptschauplatz der Sammeltätigkeit ist das platte Land und die kleinere vom hochdeutschen Einfluß noch weniger berührte Landstadt: die Sprache der Bauern und der Handwerker, überhaupt der sog. kleinen Leute, ist es, die unsere Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch nimmt. Wir in den großen Städten sind schlecht daran; wir hören nur selten mehr reines schleswig-holsteinisches Platt; aber unter Ihnen wird mancher sein, der noch mit wenigen hundert Schritten in dörfliche Verhältnisse gelangen und an der Quelle beobachten kann; mancher auch, der sich selbst seine Quelle sein und aus dem Born der Erinnerung schöpfen kann, der, einmal aufgeschlossen, voll und reich zu sprudeln pflegt.

Gesammelt wird die heutige Volkssprache in ihrem ganzen Umfang, in allen ihren Erscheinungen. Alles und jedes muß aufgezeichnet werden, das Alltägliche und Gewöhnliche so gut wie das Seltene und Absterbende. Nichts ist so unbedeutend, nichts ist so klein, daß nicht einmal etwas Großes und Bedeutendes daraus entstehen könnte, wenn es durch glückliche Kombination in den richtigen Zusammenhang gerückt wird. Und niemand braucht zu fürchten, daß er überflüssige oder vergebliche Arbeit tue, wenn er die gewöhnlichen Spracherscheinungen verzeichnet. Ich höre wohl oft die Befürchtung aussprechen: Das ist gewiß schon vorhanden, das ist wohl schon doppelt und dreifach eingeliefert! Ja, uns wäre es ganz recht, wenn es zehnfach und zwanzigfach geliefert würde; denn eine der Hauptaufgaben des Wörterbuchs besteht darin, die landschaftliche Verbreitung der einzelnen Spracherscheinungen festzustellen, zu konstatieren, daß ein Wort oder eine Wortverbindung hier vorhanden ist, dort fehlt, hier diese, dort jene Form hat usw. Nur auf dieser Grundlage wird es möglich werden, die einzelnen Dialekte unseres Landes genau abzugrenzen und in ihrer Eigenart zu erkennen: eine sehr notwendige Arbeit, die zur Lösung der großen Fragen der Besiedelungsgeschichte unseres Landes wichtiges Material liefern wird. Daher ist genaue Angabe des Ortes, wo die Spracherscheinung beobachtet ist, eins der wichtigsten Erfordernisse. Über die einzelnen Gebiete, auf die sich die Sammeltätigkeit zu erstrecken hat, und die Art, wie sie methodisch vorgenommen werden kann, geben unsere gedruckten Anweisungen nähere Auskunft.

Es war bisher immer nur von Wörtern und Wortverbindungen, also von sprachlichen Dingen die Rede. Aber die Sammlung dieser Dinge bildet erst die eine Seite unserer Aufgabe; ebenso wichtig ist eine andere Seite, die ich nun zum Schluß noch kurz berühren zu dürfen bitte. Es handelt sich für uns nicht bloß um die Sprache, sondern auch um alles das, was wir in dem Worte: Volkssitte zusammenfassen können. Wir wollen nicht bloß erforschen, wie das Volk spricht, sondern auch wie es denkt und fühlt, wie es lacht und weint, wie es arbeitet und spielt, wie es seine Feste feiert; kurz der ganze Kreis des Volkslebens muß durchlaufen werden. Und hierbei sind wir noch mehr als bei den sprachlichen Sammlungen auf die Mitarbeit weiter Volkskreise angewiesen; denn für die Volkssitte ergeben unsere literarischen Quellen nur ein ziemlich dürftiges Material; hier muß vor allem aus der Gegenwart und aus der Erinnerung der älteren Leute geschöpft werden. Hohe Zeit ist es auch hier, daß Hand angelegt werde; denn manches Stück alten Volkslebens ist schon verloren, manches schwindet vor unsern Augen dahin. Nur ein paar Gebiete, auf denen die Sammeltätigkeit reichen Ertrag verspricht, möchte ich hier noch kurz erwähnen.

Das Denken des Volks ist noch heute trotz aller Aufklärung und Kultur von abergläubischen Vorstellungen durchsetzt; sein Handeln wird durch sie noch vielfach bestimmt. Sie sind für die Wissenschaft von größter Wichtigkeit, da sie oft die letzten Überbleibsel überwundener Kulturstufen, untergegangener religiöser

Vorstellungen bilden; vieles davon führt uns bis in die graue Zeit des Heidentums zurück. Darum müssen sie bis in ihre letzten Reste verfolgt werden; der ganze Weg muß durchmessen werden von so einfachen und harmlosen Dingen wie dem Glauben, daß Besuch zu erwarten stehe, wenn die Katze sich leckt oder der Hahn hinter dem Fenster kräht, bis zu den Todesahnungen, die den Menschen beschleichen beim Schrei der Eulen oder dem nächtlichen Heulen der Hunde. — Aberglaube tritt noch reichlich zu Tage in den drastischen Mitteln der Volksmedizin, in den Beschwörungsformeln zur Heilung von Menschen und Vieh: Warzen und Gerstenkörner, Rose und Ausschlag, Fieber und Gliederreißen, selbst so vorübergehende Leiden wie Schluckup und Nasenbluten werden durch alte, oft schon unverständlich gewordene Reime besprochen: Sie wissen, welche Rolle das „Raden und Böten" einst bei uns gespielt hat. Alles, was sich davon irgend erhalten hat, muß sorgfältig aufgezeichnet werden. Im Zusammenhang mit abergläubischen Vorstellungen stehen auch vielfach die Wetterregeln, wenn auch hier die praktische Erfahrung stärker mitspricht. An solchen alten Bauernregeln, die über Aussaat und Ernte, Regen und Sonnenschein handeln, scheint unser Land noch besonders reich zu sein. Allerlei Aberglaube knüpft sich ja auch an die einzelnen Tage der Woche und an bestimmte Daten des Jahres: Montag wird ja nicht wochenalt, und bekannt sind die „Zwölften", in denen man kein Zeug trocknen darf, oder die Johannisnacht, in der „de Krew" durch die Luft fliegt. — Sagen lebten einst in unserem Volk in großer Menge. Müllenhoff hat das meiste davon verzeichnet; glücklicherweise; denn heute würden wir eine Sammlung wie die seine schwerlich mehr zustande bringen; so stark ist hier der Verfall. Besser scheinen sich die Märchen gehalten zu haben; Sie wissen, welche Schätze Wisser noch aus Ostholstein zu Tage gefördert hat; es gilt auch andere Teile des Landes danach abzusuchen. Motive aus Sage und Märchen werden oft unerkannt und unverstanden weitergeführt, z. B. in den Spielen der Kinder. „Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel" darf man auch in dieser Beziehung sagen. Eine genaue Beobachtung und Aufzeichnung der Kinderspiele ist darum von großer Bedeutung. Auch die Abzählreime, deren sich die Kinder beim Spiel bedienen, so wunderlich und sinnlos sie oft klingen, müssen aus dem Munde der Spielenden gesammelt werden, überhaupt alles, was das Volk noch in poetischer Form besitzt: die Kinderreime, in denen sich die Vertrautheit mit der Natur, namentlich mit der Tierwelt oft so überraschend wiederspiegelt, die Lieder aus der Kinderstube, wie Schaukelreime und Wiegenlieder, aber auch die Tanzlieder der Erwachsenen, Liebes- und Werbelieder, Gesellschaftslieder usw. Manches ist ja auf diesem Gebiet schon zusammengebracht; in den letzten Heften der „Heimat" hat Lehrer Meyer aus Kiel sehr verdienstliche Zusammenstellungen veröffentlicht; aber der Stoff ist noch lange nicht erschöpft; manches auch hat dort aus Rücksicht auf den Leserkreis unterdrückt werden müssen, was natürlich in einer wissenschaftlichen Sammlung nicht fehlen darf. Auch hier müssen wir Vollständigkeit anstreben und wenigstens versuchen, mit der Zeit etwas ähnliches zusammenzubringen, wie es Wossidlo in seinen „Volksüberlieferungen" mit bewunderungswürdigem Sammlerfleiß und Organisationstalent für Mecklenburg geleistet hat. —

Ein weites und lohnendes Arbeitsfeld öffnet sich auch dem, der es sich zur Aufgabe macht, die zahlreichen Rätsel oder Scherzfragen, die noch in unserem Lande umgehen, dem Munde des Volkes abzulauschen. Reiches Beobachtungsmaterial bieten auch die Sitten und Gebräuche des Volks an den Festtagen: zu Weihnachten und Neujahr, zu Fastnacht, Ostern und Pfingsten; ich erinnere etwa an die Rummelpottlieder, an das Heißeweckenklopfen, an die Oster- und Maifeuer (Osterman und Bokenbrennen) usw.; aber auch bei Volksfesten wie Ringreiten und

Vogelschießen, bei Familienfesten wie Polterabend und Hochzeit, Geburt und Taufe (Keesfot, Basselhus, Kindelbeer 2c.); an die Vorgänge bei Schlachtfest und Erntebier (Stäketen, Swinsköst, Fockber usw.). Und so könnte ich Ihnen noch vieles aufzählen, aber das Gesagte mag genügen: es gibt keine Äußerung echten Volkslebens, dessen Aufzeichnung von uns nicht dankbar entgegengenommen würde, um dereinst an ihrer Stelle verwertet zu werden.

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, wohin unsere Bestrebungen gehen. Vielleicht hat das wenige, was ich Ihnen im Rahmen dieses Vortrages bieten konnte, in Ihnen die Überzeugung gefestigt, daß die Ziele, die wir verfolgen, des Schweißes der Edlen wert sind; und vielleicht nehmen sie aus unserer altehrwürdigen meerbespülten Holstenstadt die Anregung mit hinaus ins Land und in ihre Vereine, für unsere Sache zu wirken und nach Kräften dazu beizutragen, daß aus unseren Bestrebungen dermaleinst ein Werk entstehe, das — vielleicht auf Jahrhunderte hinaus — unseren Nachkommen ein treues und unverfälschtes Bild schleswig-holsteinischer Eigenart überliefere, ein Denkmal, würdig unserer geliebten Heimat Schleswig-Holstein, würdig unserer guten alten plattdeutschen Muttersprache.

Flensburg um 1600.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

V. Der Handel in Flensburg.

Das Flensburger Handelsrecht unterschied damals sehr streng zwischen Bürgern und Fremden oder Gästen, wie diese vielfach genannt wurden: und zwar wurden nicht nur die auswärts Wohnenden „Fremde" genannt, sondern alle Nichtbürger galten dem Gesetz als Fremde, auch wenn sie in der Stadt wohnten. Der Handel mit den Fremden war ein ausschließliches Recht der Bürger d. h. dieser allein durfte von Fremden kaufen und an solche verkaufen und die „Fremden" durften nur von Bürgern ihre Waren beziehen, nur an Bürger ihre Produkte absetzen, nicht an Fremde.

Dieses Handelsrecht der Flensburger Bürger erstreckte sich aber um das Jahr 1600 nicht allein auf Stadt und Amt Flensburg, sondern auch auf Sundewitt, Alsen, Aerrö, so daß also in diesem ganzen Gebiet der Handel ausschließlich in den Händen der Flensburger Bürger lag. Um in diesem Rechte nicht gekränkt zu werden, waren für jede Harde 2 Bürger ausgewählt, die auf Übertretungen in ihrem Gebiete zu achten und die Bestrafung derselben von den Hardestingen zu erwirken hatten. Fand sich ein Übertreter auf dem eigenen Gebiet, dem Stadtfeld, so machte man kurzen Prozeß, wie das früher erwähnte Verfahren gegen Markus Hügel beweist, dem man einfach das Haus einriß. So konsequent wurde jenes Gesetz, daß „Gast nicht mit Gast" handeln dürfe, durchgeführt, daß es den Bürgern sogar verboten war, mit dem Gelde „Fremder" zu handeln.

Dieses Privilegium des Flensburger Bürgers ist vermutlich die Ursache des noch gegenwärtig hier in Flensburg wenig entwickelten Markthandels. Weil nämlich die nicht mit dem Flensburger Bürgerrecht begabten Einwohner der Stadt, also Handwerksgesellen, Arbeiter usw. ihre Bedürfnisse, z. B. an Korn, Eiern, Hühnern, Gänsen, Holz und Torf nicht direkt von den Landleuten auf dem Markte kaufen durften, mußte sich unter den Bürgern ein eigener Kleinkaufmanns- oder Hökerstand ausbilden, der die ländlichen Produkte aufkaufte und an die „Fremden" in der Stadt verkaufte. Je mehr die Stadt wuchs, je mehr Arbeiter, Knechte

und dergl. dienende Leute in die Stadt zogen, um so mehr Hökereien entstanden. War es nun an sich für die Landleute schon viel bequemer, ihre Produkte direkt an die Höker zu verkaufen, statt damit auf dem Markt zu stehen, so war jener Kleinkaufmannsstand der Entwickelung eines regen Markthandels noch dadurch hinderlich, daß „Höker, Schlachter und Grützweiber", trotz wiederholten Verbotes, um möglichst billig einzukaufen, den in die Stadt fahrenden Landleuten oft weit entgegenliefen, um ihnen hier schon ihre Produkte abzunehmen. Die Folge davon war, daß sie ebenso billig verkaufen konnten, wie die um des größeren Profits willen auf dem Markt stehenden Landleute, und daß also auch die Bürgerfrauen keine Veranlassung hatten, den Markt zu besuchen.

Wie die Landleute, so durften auch fremde Kaufleute ihre Waren nur an Bürger und auch an diese nur unter bestimmten Einschränkungen verkaufen. Sie waren nämlich nur zum Großhandel berechtigt und mußten sich den Preis für ihre Waren vorschreiben lassen. Dieser Handel vollzog sich fast nur an der Schiffbrücke, da die meisten Kaufleute per Schiff hier ankamen. Das kleinste Maß für wägbare Sachen, mit dem sie messen durften, war einhalb „Schiffpfund,"[1] für mit der Elle zu messende einhalb Stück, z. B. Leinen. War einem Bürger ein so großes Quantum der Ware zu viel, so durfte er sich mit andern Bürgern zusammentun zu gemeinsamem Einkauf, um so den Vorteil des Masseneinkaufs genießen zu können. Um den eigenen Kaufmannsstand nicht zu schädigen und die Bürger vor Übervorteilung zu schützen, durften die fremden Kaufleute ihre Waren nicht verkaufen, bevor die „Mäkler", 6 dazu gewählte Bürger, den Preis festgestellt, „den Kauf gesetzt" hatten.

Das Gesetz, daß Gast nicht mit Gast handeln durfte, hatte aber auch seine Ausnahmen. Auch fremden Hausierern und Krämern nämlich war, den ersteren bei besonderer Genehmigung seitens des Rates, den letzteren zu den Jahrmärkten, gestattet, während 8 Tage auch an Fremde und Hausleute ihre Waren zu verkaufen.

Gehandelt wurde außer in den Häusern der Kaufleute, bei den Schiffen und in den Verkaufsbuden an der Schiffbrücke, auf der Straße und am Markt.

Der wichtigste Ort für den Handel war aber die Schiffbrücke. Gerade im 16. Jahrhundert wurden für den Ausbau und die Instandsetzung derselben besondere Opfer aufgewendet. Der Süderbrücke, welche vermutlich bis zur Kompagniestraße reichte, scheint besonders dem Verkehr mit Stückgut, vielleicht auch mit Fischen vorbehalten zu sein, während an der Norderbrücke die Schiffe mit Holz, „Osemund" (schwedisches Eisen) und anderen schweren Lasten anlegten. Die Polizeiverordnung von 1558 verbietet, Bauholz, Bretter, Brennholz an der Süderbrücke zu löschen. Zur Instandhaltung der Brücke sollte das von den fremden (nicht dänischen) Schiffen, erhobene Brücken- oder Palegeld dienen. Nach der Brückenordnung von 1480 wurde erhoben von einem Schiff über 10 Last[2]) 2, von einem solchen über 20 Last 4 Schilling lübsch; ferner 1 Last Korn, Tonnengut, Schoffholt (Dauben), Klapholte (Planken), Wagenschotte (astfreies Eichenholz), Pech oder Teer 9 Pf.

Kam ein Schiff an der Brücke an, so mußte der Schiffer dem Stadtdiener, der „auf der Pforte" an der Schiffbrücke (wahrscheinlich am östlichen Ende der Schiffbrückstraße) wohnte, einen Nachweis seiner Schiffslast vorlegen und angeben, wem die Last gehöre. Bevor diese Meldung gemacht und der Zoll bezahlt war, durfte nichts von dem Schiff entfernt werden. War die Ladung für einen hiesigen

---

[1]) 1 Schiffpfund = 20 Liespfund à 14 Pfund.

[2]) 1 Last trockener Ware = 22 Tonnen à 8 Scheffel; 1 Last Bier = 12 Tonnen à 14 Liespfund netto.

Kaufmann bestimmt, so mußte der Schiffer demselben einen Nachweis über die in der Fremde in seinem Auftrage geladenen oder gekauften Waren und den Preis derselben von der Hand des Verkäufers vorlegen, sonst verlor er den Anspruch auf Fracht. Für Entladung des Schiffes erhielten die Schiffer und „Bootsleute" sog. Priemgeld, nämlich von einem Bund Fischen, einem Schiffpfund Flachs oder Hanf 6, von einer Last Roggen 2 Pfg. Die Ladung wurde entweder auf der großen Stadtwage in der Kompagnie oder von dem bestallten Wäger „auf der kleinen Schalen met der Wichte" an Bord nachgewogen. Im letzteren Falle wurde für 1 Last 4 Schill. Wägegeld gegeben. Auf der Kompagnie kostete ein Schiffpfund zu wägen 1 Schill. lübsch für Bürger und 2 Sch. für Fremde. (Da alle Lasten über 5 Schiffpfund auf der Stadtwage gewogen werden mußten, läßt sich daraus, daß diese im Jahre 1620 383 *M* 6 Schill. — die *M* zu 16 Schill. gerechnet — einnahm, die Größe der Ein- und Ausfuhr schätzen, sie betrug vielleicht 11000 Zentner.)

Manche Waren wurden gleich von den Schiffen an die Bürger verkauft. Dabei suchte jeder für sich so viele Vorteile wie möglich zu erringen. Damit nun aber die reichen Bürger ihr Ansehen nicht zum Nachteil der Armen ausnutzten, durften die Bürger selbst überhaupt nicht in das Schiff treten „und die Säcke aufhalten, in der Hoffnung, bessere Maße wie andere zu empfangen", sondern sie mußten ihre Diener oder Mägde ins Schiff schicken. Einesteils um einen weiten Transport der zum Wiederverkauf im Kleinhandel bestimmten Waren zu vermeiden, dann aber auch wohl, weil das kauflustige Publikum besonders gerade die Schiffbrücke aufsuchte, waren hier mietbare Verkaufsbuden errichtet, wo der Verkauf der auf den Schiffen zurückgebliebenen Waren fortgesetzt wurde, auch wohl fremde Kaufleute ihre Waren zum Verkauf auslegten. Diese Buden wurden wie es scheint, besonders gern von jungen Kaufleuten, Kaufgesellen, gemietet, doch mußten diese Bürger sein und „den Bürgern etliche Jahre zuvor für Hausknechte oder sonsten" gedient haben. Die täglichen Gebrauchswaren wurden vorzugsweise auf den Märkten und Straßen „angefeilt" (feilgeboten).

Außer dem Wochenmarkt, der täglich um 10 Uhr, wie an andern Orten so jedenfalls auch hier, durch Aufstecken eines „Wisches", eines Strohbündels an langer Stange oder an dem Brunnen auf dem Marktplatz eröffnet wurde, hatte man auch damals schon Krammärkte und einen Pferdemarkt. Letzterer fand auf Dionysii, den 9. Oktober, bei der „Papagoyen-Stange", auf unserem jetzigen Jahrmarktsplatze statt. Die Bedeutung der 8 Tage dauernden Krammärkte bestand nicht zum wenigsten darin, daß während dieser Zeit das eingangs erwähnte Handelsprivilegium aufgehoben war, und nun die Landleute und „fremden" Einwohner der Stadt nicht verpflichtet waren, nur bei Bürgern zu kaufen, sondern daß sie auch bei den fremden Krämern handeln, und auch selbst Waren zum Verkauf feilbieten durften.

Das Handeln war damals eine vielleicht noch größere Kunst als heute. An feste Preise war man nicht gewöhnt. Es galt vielmehr als selbstverständlich, daß jeder Käufer von dem geforderten Preise soviel wie möglich abzudingen suchte. Dabei durfte ihm niemand „in den Kauf fallen", d. h. es durfte niemand dem Verkäufer einen höheren Preis bieten, so lange jemand noch mit ihm um den Preis dang, damit „den Hausleuten die Waren nicht über die billige Gebühr" gesteigert würden.

Der Handel Flensburgs stand damals recht in Blüte. 200 Schiffe hatte Flensburg 1597 in See. Es stand in Handelsverbindungen mit den Ostseehäfen, besonders mit Wismar, und mit den wichtigsten Örtern des atlantischen Ozeans: Sluis, la Rochelle, Bordeaux, Lissabon. Der Verkehr Flensburgs mit den Nord-

seehäfen ging vorzugsweise wohl über Husum, in welchen beiden Städten sich zum gegenseitigen Vorteil ein Transithandel entwickelte. Diese Verbindung mit Husum aber führte in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts zu einem Streit zwischen beiden Städten, der, von den Flensburgern veranlaßt, zu ihrem Schaden verlief. Statt sich nämlich die Benutzung des Husumer Hafens durch ein gleiches Zugeständnis an die Husumer bezüglich des hiesigen Hafens zu sichern, verboten die Flensburger zuerst 1573 und später noch wiederholt den Husumern die Ausschiffung ihrer Waren in dem Flensburger Hafen und die Weiterführung derselben durch hiesiges Gebiet. Sie stützten sich dabei auf eine Verordnung Friedrich II. vom Jahre 1566, nach welcher die an der Schiffbrücke ankommenden Schiffe mit fremder Ladung entweder diese hier zum Verkauf auslegen oder den Hafen innerhalb 9 Tagen verlassen mußten. Nach längeren erfolglosen Verhandlungen sahen die Husumer sich veranlaßt, zu Repressalien zu greifen und nun auch ihrerseits den Flensburgern die Benutzung des Husumer Hafens zu verbieten. Dieses Verhalten Husums nötigte die Flensburger sich nach einem neuen Nordseehafen und nach einem neuen Verbindungswege zwischen Ost- und Nordsee, der, wenn möglich, gar nicht durch fremdes Gebiet ging, umzusehen. Nun gehörte die Landschaft Bredstedt damals zur Verwaltung des Flensburger Amtmanns, und da die Natur bei dem hier gelegenen Okholm die Anlage eines Hafens zu begünstigen schien, beschlossen die Flensburger, hier einen Hafen anzulegen. Im Jahre 1580 wurde hier der Bau eines Hafens von den Flensburgern in Angriff genommen und zugleich eine Landstraße gebaut, die über Blunke, Langenhorn, Mönkebüll, Lütjenholm, Goldelund, Sillerup und Wiehekrug nach Flensburg führte. Aber schon im Jahre 1585 waren so große Reparaturen an dem neuen Hafen erforderlich, daß er von den Flensburgern aufgegeben wurde.



Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen. II.

Von Geheim. Baurat **Mühlke** in Schleswig.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, auch die übrigen kleineren Museen des Landes, die Sammlungen der Kreisverbände in Hadersleben, der Stadt Schleswig, der Insel Fehmarn zu Burg auf Fehmarn usw. einzeln zu schildern. Es seien daher nachfolgend nur noch die größeren Sammlungen des Landes besprochen, zunächst die des Hamburger Kunstgewerbemuseums, das zwar an der Grenze des Landes in der Hansestadt belegen ist, aber einen großen Teil seiner Schätze aus Schleswig-Hostein bezogen hat. Der verdienstvolle Vorsteher dieser Anstalt, Prof. Dr. Justus Brinckmann, blickte am 12. Februar d. J. auf eine 27jährige Amtstätigkeit zurück. Schon seit Jahrzehnten hat er auf die Sammlung volkstümlicher Kunstarbeiten Schleswig-Holsteins sein Augenmerk gelenkt und sich um deren Sichtung und Wertschätzung verdient gemacht. In seinem Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe ist der Schilderung der Kerbschnittarbeiten, der Schnitzarbeiten, der verschiedensten Gewebe von den einfachsten Knüpfarbeiten bis zu den kunstvoll gezeichneten Beiderwandgeweben, der Fayencen, Metallarbeiten usw. ein weiter Raum gewidmet. Vor allem nahm Brinckmann darauf Bedacht, der Beziehung des Kunstwerkes zum Gebrauch und zum täglichen Leben des Volkes nachzuspüren und es ist ihm gelungen, nach dieser Richtung wichtige Fingerzeige zu geben. Der Aufstellung einer größeren Anzahl vollständiger Bauernstuben standen die beschränkten Raumverhältnisse

des Museums und der Umstand entgegen, daß die für die Großstadt Hamburg bestimmten Sammlungen auf allen Gebieten der Kunstarbeit Vorbildliches und Lehrreiches umfassen sollten und sich daher nicht auf die heimatliche Kunstweise beschränken konnten. So hat Dr. Brinckmann nur ein besonderes Beispiel holsteinischer Kunst, das aus dem Jahre 1744 stammende Wilstermarschzimmer des Joachim Krey aus Klein-Wisch seinen Sammlungen einverleibt. Die durch eine photographische Wiedergabe in den Blättern für Arch. und Kunsthandwerk Jahrg. XIII, Bl. 110 weiteren Kreisen bekannt gewordene Arbeit zeichnet sich durch die für die Wilstermarsch charakteristische und wohl von Hamburg beeinflußte Durchbildung der Wandtäfelung und der Durchgucköffnung zwischen Diele und Stube aus und durch sonstige an Rokokoschnörkel erinnernde Schnitzwerke der Stühle, des Ofenhecks, des Hängeschrankes und anderen Hausrats. In diesem Raum ist auch der unweit Margaretenhof aufgefundene Pelikan aufgehängt. Unter der Decke mit seinen ausgebreiteten bunten Flügeln schwebend, könnte er wohl zunächst für einen großen Schützenvogel gehalten werden. Erst durch weitere Nachfragen wurde von Brinkmann festgestellt, daß es sich hier um einen alten Brauch handelt, nach welchem über der Wiege des Kindes ein Pelikan als das Wahrzeichen der Mutterliebe aufgehängt wurde.

In neuester Zeit ist nun das städtische Museum zu Altona in die Fußtapfen seiner älteren benachbarten Schwesteranstalt getreten. Hier hatte sich von vorn herein die Notwendigkeit herausgebildet, bei den Sammlungen die kulturhistorische Entwickelung der schleswig-holsteinischen Lande in den Vordergrund zu stellen und, da diese Entwickelung in den einzelnen Landschaften verschiedene Wege gegangen war, die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart für die Zusammengehörigkeit der Sammlungsstücke maßgebend sein zu lassen. Es geben die nach einheitlichem Maßstabe gearbeiteten Modelle von Bauernhäusern, die Gruppen von Bauerntrachten und eine ganze Anzahl von Bauernstuben ein Bild der Sitten, Gebräuche und Kunstarbeiten der einzelnen Landschaften. Eine genauere Beschreibung der kulturhistorischen Abteilung des Museums liefert die Festschrift zur Eröffnung des Hauses in dem Aufsatze des Direktors Dr. Lehmann. Besondere Beachtung verdient es, daß, soviel diesseit bekannt, hier zum ersten Male der besonderen Bauart der alten Fischerhäuser von Blankenese und deren Verwandtschaft mit Helgoländer Häusern nachgespürt ist. Es handelt sich um Zwillingshäuser mit einer gemeinschaftlichen Hausdiele, die als Küche dient, und anschließender geräumiger, ebenfalls für zwei Familien gemeinschaftlicher Querdiele, welche für das Flicken der Netze sowie andere Hantierung der Fischerei geeignet eingerichtet ist. Daneben sind getrennte Wohnzimmer und im ersten Stock je ein Oberzimmer, Saal, für jede der beiden Familien eingerichtet. So unterscheidet sich das Blankeneser Fischerhaus im ganzen Aufbau in bestimmter Weise von den mehr breit gelagerten benachbarten Bauernhäusern, und auch die innere Einrichtung ist genau entsprechend dem Berufe des Besitzers geeignet für den Betrieb von Schiffahrt und Fischerei ausgebildet.

Das in Abb. 6 dargestellte Propsteierzimmer des Altonaer Museums ist ein Beispiel der Volkskunst aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus einem gleichfalls eigenartig entwickelten Ländchen, der Propstei, das einst der Herrschaft des Klosters Preetz unterstanden hatte. Wandgetäfel und Decke sind in schlichter aber wirkungsvoller Weise durchgeführt. Die Schnitzerei ist auf ein Paar vertieft gearbeitete herzförmige Zeichnungen der Thürfüllungen beschränkt. Durchgucköffnungen und Wandschränke unterbrechen auch hier die Wände. Die Lehnstühle mit den binsengeflochtenen Sitzen, dem Kissenbelag, den Seitenbacken an den hohen Lehnen und den geschwungenen Armlehnen sind in ihren einfachen Formen geradezu

mustergültig für die Benutzung gearbeitet und würden auch für die Bedürfnisse der Jetztzeit durchaus brauchbar sein.

Die rühmenswerte Arbeit, welche das städtische Museum in Flensburg unter der sachverständigen Leitung seines verdienten Gründers und Vorstehers Heinrich Sauermann für die Erhaltung und Sammlung der alten Kunstarbeiten namentlich im Norden der Provinz, in dem einstigen Herzogtum Schleswig und an der friesischen Westküste bisher geleistet hat, ist in dem Aufsatz Zentralblatt der Bauverwaltung 1896 Nr. 18 und 20 in eingehender Weise geschildert worden. Namentlich ist auf die reiche Sammlung von mittelalterlichen profanen Möbeln hingewiesen worden, wie sie in gleicher Menge wohl kein anderes norddeutsches Museum aufweisen kann. Ebenso wurde auf das gedeihliche Zusammenwirken des Museums und der unter gemeinschaftlicher Leitung arbeitenden Schnitzschule aufmerksam gemacht. Inzwischen ist ein wenn auch nur geringer Teil der Sammlungsstücke, namentlich solcher, die aus Bauernhäusern stammen, in Meibergs Werke: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig" zeichnerisch wiedergegeben worden. Immerhin ist für die Sammlungen eine richtige Würdigung, Sichtung und Nutzbarmachung erst gewonnen worden, nachdem sie in dem neuen Museumsbau in angemessener Weise aufgestellt und zugänglich gemacht wurden. Es sind hierbei ebenfalls eine ganze Reihe vollständiger Wohnungseinrichtungen zusammengestellt, so ein nordschleswiger Zimmer, mehrere Bauernstuben von der friesischen Küste und den Nordseeinseln, aus Stapelholm, Dithmarschen und schließlich aus der Wilstermarsch. Da außer den bäuerlichen Zimmereinrichtungen auch ein bürgerliches Wohnzimmer aus Friedrichstadt und eine Diele aus einem Schleswiger Herrenhause im neuen Museum Aufnahme gefunden haben, ist es möglich, Vergleiche zwischen den bäuerlichen und städtischen Wohnungseinrichtungen derselben Zeit und derselben Landschaften zu ziehen. Mit der Fertigstellung und Eröffnung des Flensburger Museums im August v. J. ist ein weiterer großer Fortschritt auf dem Wege zur Erhaltung und Erforschung der alten Volkskunst Schleswig-Holsteins gewonnen worden.

Das Thaulow-Museum in Kiel ist aus den Privatsammlungen des Gründers Thaulow hervorgegangen. Sein Sammlungsgebiet erstreckt sich auf alle Teile der Provinz und zwar auf profane und kirchliche Arbeiten. Bei der Auswahl der gesammelten Kunstarbeiten war weniger die Absicht maßgebend gewesen, für die Beziehungen des Lebens des Volkes zur Kunstarbeit und die Entwicklung der letzteren in den Sondergebieten Unterlagen zu gewinnen. Vielmehr hatte man mehr darauf Bedacht genommen, recht viele reich gearbeitete Stücke zu sammeln. Erst nach Übergang des Museums in die Verwaltung der Provinzialbehörde bemühte sich der derzeitige Leiter der Anstalt Universitätsprofesser Dr. Matthaei, das Gesammelte zu sichten und nach den einzelnen Entwicklungsstufen und Kulturabschnitten übersichtlicher und lehrreicher zu gestalten. Für eine weitergehende Durchführung dieser Gesichtspunkte wäre jedoch entweder eine Beschränkung des Arbeitsfeldes oder eine wesentliche Erweiterung der Museumsgebäude und der sonstigen Einrichtungen der Anstalt erforderlich. Immerhin umfassen die Sammlungen auch schon jetzt recht wertvolle Stücke alter schleswig-holsteinischer Volkskunst. Als besonders rühmenswert muß es auch hervorgehoben werden, daß eines der besten Bilder des Halligmalers Alberts, die Darstellung des Königpesels der Hallig Hooge hier im Thaulow-Museum eine Heimstätte gefunden hat und so die eigenartige Durchbildung einer Friesenstube wenigstens im Bilde festgehalten ist.

Wenn man vom schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseum spricht, dar[f] man die dänischen Museen in Kopenhagen, namentlich das Volksmuseum de[s] Direktors Bernhard Olsen daselbst nicht außer acht lassen. In letzterem wa[r]

schon bei der ersten Anlage darauf Bedacht genommen, in einzelnen Zimmereinrichtungen ein abgeschlossenes Bild der Kultur bestimmter Landschaften zu geben. So war Holstein durch ein Wilstermarschzimmer aus Urendorf vertreten, Südschweden durch Bauernstuben aus Schonen und den Nachbarlandschaften, Dänemark

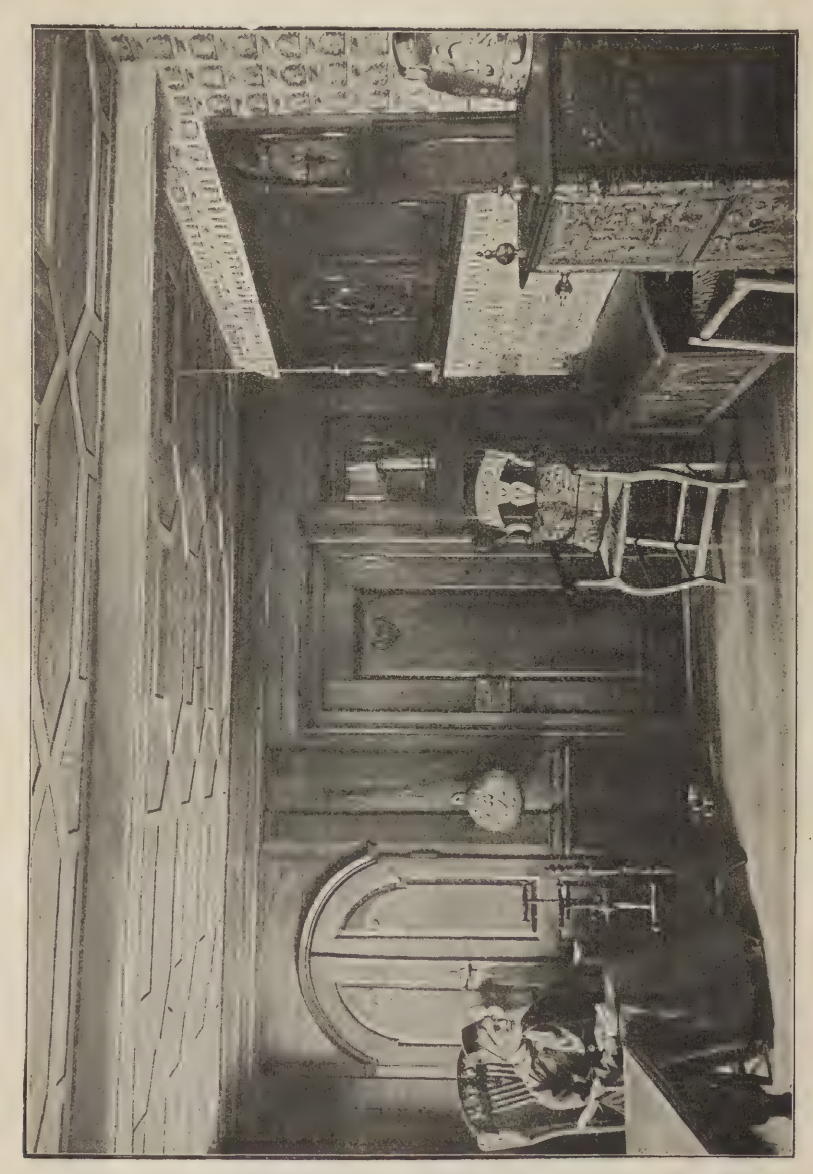


Abb. 6. Propsteier Stube, jetzt im Altonaer Museum.

selbst durch Zimmer aus Aalborg in Jütland und Amager bei Kopenhagen. Für die Neuerwerbungen an altem Hausrat boten diese Räume auf die Dauer aber keinen Platz und so entstand nach dem Vorbilde der skandinavischen Freiluftmuseen zunächst im Rosenborgpark innerhalb der Stadt ein aus zwei südschwedischen vollständig überführten Bauernhäusern bestehendes kleines Museum. Dem folgte in

allerjüngster Zeit die in ländlicher Umgegend bei Kongens Lyngby zwischen Kopenhagen und Hilleröd ins Leben gerufene Erweiterung des dänischen Volksmuseum. Hier will Olsen eine ganze Reihe Bauernhäuser aus allen Landschaften der ehemals dänischen und mit Dänemark verbunden gewesenen Gebiete zur Aufstellung bringen. Mit einem südschwedischen Zwillingshofe und einem Schwesterhause des Ostenfelder Heldtschen Hauses aus dem Schleswigschen ist der Anfang gemacht worden. Ein nordschleswiger aus Bohlwerk errichteter Hof aus der Umgegend von Hadersleben soll demnächst folgen. So wird nach einigen Jahren dicht bei der Großstadt Kopenhagen eine vollständige Sammlung von Bauernhäusern der verschiedensten nordischen Landschaften zu schauen sein. Es wird daselbst dem Großstädter vor die Augen geführt werden, wie die ländlichen Bauten unbehindert durch die Enge des städtischen Zwanges sich aus dem Bedürfnis des ländlichen Gewerbes unter stetiger Mitwirkung ganzer Geschlechter der ländlichen Bevölkerung entwickelten und mit den einfachsten zur Verfügung stehenden heimischen Baustoffen hergestellt wurden.

Es ist nun Pflicht der Jetztzeit, nicht nur die Zeugen alter Volkskunst zu sammeln, zu erhalten, zu sichten und hochzuschätzen, sondern auch an dem Wiedererstehen einer neuen heimatlichen Kunst, die von gleichem Geiste getragen ist, zu arbeiten. In Schleswig-Holstein sind ja die allerersten Anfänge einer solchen Neuarbeit zu spüren, und gerade an die beschriebenen Bauernhausmuseen in Meldorf, Husum, Flensburg, Kiel, Hamburg knüpfen diese Bestrebungen zur Wiedererweckung und Weiterentwicklung eines gesunden heimatlichen Kunstschaffens an. Wenn diese Anregungen weitere Früchte tragen sollen, müssen wir aber vor allem auch der ländlichen Bevölkerung das Bewußtsein einimpfen, daß gleich wie die sonstige Nachahmung städtischer Sitte und Übel ist, es auch falsch wäre, auf dem Lande nach städtischer Weise zu bauen und zu bilden. Vielmehr tut es not, Kleinmeister und Bauhandwerker zu schulen, die des Volkes Sitte und Sprache verstehen und nach dieser bauen, bilden und schaffen. Es wird lange währen, bis eine Saat solcher Art geeigneten Boden finden wird, um zu wachsen und zu reifen. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß diese Bestrebungen auch jetzt schon auf nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. **)

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

43. Hans un de Preester. *)

Dar is mal 'n Preester weß de hett sik dree Knech'n hol'n. De een, dat 's rech so 'n dörneihten [1]) weß, de hett Hans heeten.

Nu hett he 'n Wisch hatt, de Preester, dar schüllt se mal een'n Morgen hen to meih'n. De Wisch is awer 'n ari Flach vun 'n Dörp af weß, un do kriegt se gliks so vel to leben mit, dat se vör 'n ganz'n Dag wat hebbt.

*) Aus der Sammlung ‚Wat Grotmoder vertellt,' verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1904.

**) Zu Nr. 42 (im Aprilheft). Eine vierte Fassung, in der durch den hochdeutschen Firnis der plattdeutsche Untergrund deutlich hindurch schimmert, habe ich in Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß gefunden. Sie stammt von dem Schullehrer Bahr in Wrohe bei Westensee. Der Inhalt ist folgender. Hans will in die Fremde, und seine armen Eltern geben ihm all ihr bißchen Geld mit. Hans bringt es aber gleich hindurch. Wie er abends traurig im Wirtshausgarten sitzt, kommt ein Pudel zu ihm und gibt ihm Geld wieder; er solle aber fleißig an ihn denken. Hans vergißt jedoch den Pudel und bringt auch dies Geld wieder hindurch. Der Pudel gibt ihm zum zweiten Mal Geld. Dafür soll

As se dar nu kamt in de Wisch, do secht Hans: O, wüllt man eers 'n Ogenblick ligg'n gahn.

Na, se leggt sik je hen un slapt eers 'n Stot.

As se wa' upwakt sünd, do secht Hans: Meih'n künnt wi den ganz'n Dag je noch: wüllt man eers 'n beten Frukkoß [2]) eten.

Ja, seggt de annern beiden, dat künnt wi je.

Do et se je Frukkoß, un dat smeckt ehr so schön, un do et se gliks ehr'n ganz'n Brotbüdel lerdi.

Nu hebbt se sik je so vull packt hatt, un warm is dat uk weß, do seggt se een to 'n annern: O, wüllt man noch 'n Ogenblick ligg'n blib'n. Un daröwer slapt se wa' to, un slapt so lang', bet de Sünn' al meis' ünnergahn will.

Do wakt se up.

Döwel ja, seggt de annern beiden, wat nu? Dat 's je Fierabend, un wi hebbt je noch keen'n Hau dan! Wat schall de Herr segg'n, wenn de morn fröh mennimal kümmt un will sehn, wo wid as wi sünd?

O, secht Hans, dar lat mi man vör sorgen. Makt man to, dat wi hen to Hus kamt.

Darmit staht se je up un gaht los.

As se ut de Wisch sünd, do kamt se öwer 'n Dreeschkoppel, wo Peer un Kög' up gaht.

So, secht Hans, nu wüllt wi unsen Brotbüdel vull Schellbiters [3]) un Schallkatten [4]) sammeln. Un wenn dar 'n paar Peerfigen [5]) un Sünn'nbackskooken [6]) mank kamt, is 't uk keen Malhör.

Nu sammelt se den Brotbüdel je vull.

As se to Hus kamt, na, Hans, secht de Preester, wo wid sünd ji?

Ja, uns' Herr, secht Hans, de Wisch hebbt wi af.

Süh, dat 's je schön, Hans, secht de Preester. Denn sünd ji je heel fliti weß. — Wat heß dar in 'n Büdel? Hebbt ji jun Brot gar ne up kregen?

er ein Schiff bauen lassen und Leute annehmen. Sie sollen aber nicht ohne den Pudel abfahren. Sie warten und warten, aber der Pudel kommt nicht, und so fahren sie endlich ohne den Pudel ab. Wie sie auf See sind, wird Hans den Pudel am Ufer gewahr. Sie fahren zurück und nehmen ihn mit aufs Schiff. Nach längerer Fahrt landen sie, worauf Hans und der Pudel zu Fuß weiter gehen. Nach kurzer Wanderung fallen sie durch die Erde hindurch und kommen so in das Königreich von Süd-Nord-Babylon. Wie Hans wieder zu sich kommt, steht eine Prinzessin neben ihm. Die ist in den Pudel verwünscht gewesen und ist jetzt erlöst. Hans geht mit ihr in ihr schönes Schloß und bekommt sie zur Frau. Nach einiger Zeit will Hans seine armen Eltern mal besuchen. Die Prinzessin hat nichts dagegen; er soll aber nicht von ihr sprechen. Er legt sich auf ihre Weisung zum Schlaf nieder, und wie er wieder erwacht, ist er zu Hause, bei seinen Eltern. Hier vergißt er aber das Verbot der Prinzessin und kann nun nicht wieder zu ihr zurück kommen. Er macht sich aber doch auf die Reise. Unterwegs trifft er zwei Riesen, die sich um einen Hut, weiterhin zwei andere, die sich um ein Paar Stiefel, und zuletzt noch zwei, die sich um einen Sattel streiten. Auf seine Fragen: ‚Blot üm 'n ol'n Hoot, blot üm 'n Paar ol Stewelu, blot üm 'n ol'n Sadel?' antworten sie: ‚Ja, dar is awer noch wat bi: de em upsetten deit, den' kann keen Minsch sehn, de ehr antrecken deit, de kann 'n Mil weg pedd'n, de sik dar up setten deit, de kann mit den Wind dör de Luff riden.' Durch List nimmt Hans ihnen Hut, Stiefel und Sattel ab. Dann kommt er zu einer Frau, die Herr ist über alle Tiere. Die Frau ruft alle ihre Tiere zusammen, aber keins weiß, wo das Königreich von Süd-Nord-Babylon ist. Dann kommt er zu einer Frau, die Herr ist über alle Winde. Auch die Winde werden zusammen gerufen, und da sagt der Südwind, er wisse es; er solle den andern Tag dahin, um Zeug zu trocknen. Da setzt Hans sich auf seinen Sattel und reitet mit dem Südwind hin. Wie er dort ankommt, ist die Prinzessin, die mittlerweile einen andern Mann genommen hat, gra' bi un hängt Tüg up. Nachdem er ihr zuerst, durch seinen Hut unsichtbar, das Zeug immer zur Erde gerissen hat, gibt er sich ihr zu erkennen, worauf sie sich durch das Gleichnis von dem Schlüssel, das sie ‚ihren Leuten' vorlegt, von ihrem neuen Mann frei macht und Hans wieder nimmt.

Ja, secht Hans, dar hebbt wi 'n Imm'nswarm in. As wi bi to meih'n weer'n, do köm dar 'n Swarm anfleegen; den' hebbt wi infat. Un nu dach'n wi, wenn de Herr uns dar 'n paar Schilling vör geben wull, denn kunn de Herr em kriegen.

Ja, ne, secht de Preester, geben do 'k ju dar niks vör. Wat ji in min'n Deens kriegen doot, dat kümmt mi bi.

Ja, secht Hans, wenn de Herr so is — wi hebbt uns so sur dan bi 'n Meih'n — un will uns dar gar niks vör geben, denn wull ik, dat de Imm'n to luter Schellbiters un Schallkatten wörr'n, mit Peerfigen un Sünn'nbackskooken mank, un dat de ganz Wisch weller upstünn'!

Annern Morgen, do will de Preester de Imm'n je in 'n Rump [7]) kriegen. Awer as he den Büdel apen makt, da sünd dar luter Schellbiters un Schallkatten in.

Do secht he to Hans, he schall em den Voß mal sadeln.

Hans sadelt em den Voß, un do ritt de Preester hen na de Wisch.

Do is des Dösters de ganz Wisch weller upstahn bet up' n lütten Placken, [8]) un dar kümmt dat Gras' uk al wa' in Enn'. [9])

Do ritt he wa' hen to Hus, de Preester, un do secht he to Hans: Hier sünd dree Daler, Hans, awer denn maks mi so 'n Tög' uk ne weller.

Nach Buck in Stawedder, geb. 1827. „Ik heff as Goosharrjung bi Slüter in Süsel deent, do heff ik de Geschich vun 'n Sweden vertell'n hört, de weer dar vun de Franzosentit her behäng'n bleben. 'n Ruß weer dar uk.' Die Geschichte findet sich auch in einer dänischen Sammlung.

Anmerkungen: [1]) Wörtlich: durchgenäht, durchtrieben. [2]) Frühstück. [3]) Schwarze Käfer. [4]) Mistkäfer. [5]) Pferdefeigen, Roßäpfel. [6]) (Von der Sonne gebackene) Kuhfladen. [7]) Rumpf, Bienenkorb. [8]) Fleck, Stück. [9]) In die Höhe.

44. Hans Hildebrand. *)

Dar is mal 'n Bur'n weß — Hans Hildebrand hett he heeten — de hett so 'n hübsch Fru hatt, dar is de Preester ümmer hen gahn.

Nu is he so 'n beten tumpi un tüffeli weß, de Bur, un sin Fru un de Preester hebbt em je gern los wesen wullt.

Do snackt sin Fru em vör, he schall na Rom reisen un schall dar Weisheit un Verstand lehrn.

Hans Hildebrand, de lett sik je besnacken, un do rüst sin Fru em ut to de Reis', un he reist je af.

As he eben ut 'n Dörp is, do begegent em de Bodderkeerl, de ümmer de Bodder vun em kricht.

Na, Hans Hildebrand, secht de Bodderkeerl, woneb'n wullt Du denn hen?

Ja, secht Hans Hildebrand, Du weeß je, ik bün je so 'n beten sünnerli, un nu meent min Fru, ik schall na Rom reisen un schall dar Weisheit un Verstand lehrn.

O, Minsch, secht de Bodderkeerl, de Preester hölt je mit din Fru to. Se wüllt di je man blots los wesen, de beiden. Kumm du man weller mit trüch. Ik pack min Bodder na de een Kip herin, un du lechs di in de anner — mit dat Laken deck ik di to —, un denn dreg' ik mit di na din Hus hen. Un wenn ik in de Stuw kam, denn sett ik min beiden Kipen dar an de Wand hen. Du muß di awer jo ne ehr wat marken laten, as bet ik di nömen do.

Na, Hans Hildebrand lecht sik in de lerdi Kip, un de Bodderkeerl dricht mit em los.

*) In der Grimmschen Sammlung (Nr. 95. Der alte Hildebrand) steht eine aus Österreich stammende Fassung.

As se dar nu ankamt in de Stuw, do is de Preester al dar un sitt mit Hans Hildebrand sin Fru an 'n Disch. Un se hett 'n Buddel Win rup hal't ut 'n Keller, dar sünd se bi to drinken. Se sünd je so vergnögt, dat se den Ol'n los sünd.

As de Bodderkeerl dar nu öwer to kümmt, do paßt ehr dat je ne rech. Awer se wüllt sik je niks marken laten, un do nödigt se den Bodderkeerl uk mit ran, un do geiht 't Drinken je vun frischen weller los.

As se nu rech in Gang' sünd, do meent de Preester, dar müß je doch mal ins 'n Ding bi sung'n ward'n. De Fru schall anfang'n.

Nu fangt se je an:

Ich hab' mein'n Mann nach Rom gesandt, diderallallalla,
er lernt da Weisheit und Verstand, diderallallallalla.

Nu kümmt de Preester:

Ik wull, dat he ne weller köm, diderallallalla,
un unse Leew keen Ende nöm, diderallallalla.

Nu de Bodderkeerl:

Nu hörs du wul, Hans Hildebrand, diderallallallalla,
lichs in de Kip dar an de Wand, diderallallallalla.

Do kümmt Hans Hildebrand ut de Kip herut un singt:

Nu kann ik dat ne länger liden, diderallallallalla,
nu mutt ik ut de Kip rut stigen, diderallallallalla.

Do makt de Preester, dat he ut 'n Hus' kümmt, un is sin Dag' ne weller kam'n.

Nach Wilh. Harms in Altenkrempe bei Neustadt in Holstein, geb. 1855.

Nach Stina Howe geb. Kloth in Kasseedorf, geb. 1826, is Hans Hill'brand, wie sie ihn nennt, man so 'n lütten Keerl weß, un de Stutenmann hett em in de Kip hendragen.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde.[1]

I.

Schon längere Zeit vor dem verhängnisvollen 24. März 1848 herrschte unverkennbar in der Stadt Schleswig eine bedeutungsvolle Aufregung. Volksversammlungen, Zusammenrottung von Bürgern und Militär waren an der Tagesordnung. Von unserem Kommandanten, dem sehr streng dänisch gesinnten Oberstleutnant Renouard, war uns Jägern der Besuch jeglicher Versammlung verboten. Dagegen gab uns unser Kompagniechef, Kapitän Lange, verblümt zu verstehen, daß ihm der Besuch solcher Versammlungen keineswegs unangenehm sei. Der Hauptmann war nämlich durchaus kein Freund der Dänen. — Wir Jäger waren bei der Bürgerschaft außerordentlich beliebt. Bei den in damaliger erregter Zeit häufig vorkommenden Straßenkrawallen mußten wir vielfach Platz schaffen. Da unser Korps ausnahmslos aus Holsteinern und Südschleswigern bestand, gingen wir bei derartigen Anlässen stets sehr gelinde vor. Anders war es mit dem mehr aus dänischen (? H.) Elementen bestehenden Dragoner-Regiment. Diese schritten rücksichtslos ein und machten sich daher unbeliebt. Am

[1]) Mit Anmerkungen von Professor Hansen in Flensburg.

Morgen des 24. März wurden wir zum feldmarschmäßigen Antreten beim Schloß Gottorf befohlen. In der Nacht vom 23. zum 24. März hatten, wie uns damals gerüchtsweise zu Ohren kam, die Generale Castenschiold, v. Lützow und der bis dahin allmächtige Regierungspräsident v. Scheel die Stadt heimlich verlassen. Daraus entnahmen wir, daß zweifellos etwas Außergewöhnliches im Werke sei. Als unser Korps aufmarschiert stand, wurde uns von unserem Oberstleutnant kurz gesagt, daß wir wegen Unruhe der Schleswiger Einwohner nach Norden abmarschieren müßten. Mit voller Musik rückten wir ab. Wir kamen bis in die nach dem Hesterberge führende Allee. Da machte meine, die 1. Kompagnie, Halt. Unser Hauptmann Lange trat mit gezogenem Degen vor uns hin und wollte die Ursache des plötzlichen Aufenthalts wissen. Ihm wurde erklärt, die Kompagnie wünsche den Grund des unerwarteten Abmarsches nach Norden zu wissen. Wenn uns keine genügende Aufklärung gegeben würde, würden wir nicht weiter mitgehen. Seine Antwort war: „Leute, tut, was Ihr wollt, aber haltet treu zusammen!" Auch der Oberstleutnant mußte einsehen, daß unsere Weigerung ernst zu nehmen sei, darum befahl er der Kompagnie, die ein Däne, Hauptmann Löwenfeldt, führte, die Spitze zu nehmen; wir von der ersten sollten uns hinten anschließen. Zu uns gewandt rief er: „Und Euch werde ich strafen, bei meiner Ehre!" Er ist aber nicht dazu gekommen. Beim jetzt erfolgten Abmarsch ging noch ein Teil unserer Kompagnie mit, 25 Mann aber, darunter auch ich, gingen in die Stadt zurück. Von den Bürgern wurden wir begeistert empfangen. Der Zug ging nach dem Rathause, wo wir auf das beste bewirtet wurden. Doch der Ernst der Lage sollte uns bald zum Bewußtsein kommen. Etwa 14 Tage vor den vorstehend geschilderten Ereignissen hatte ein Leutnant v. Bassewitz, der bis dahin bei unserer Kompagnie gestanden hatte, seinen Abschied genommen. Derselbe war ein geborener Däne, aber sein Vaterland war ihm durch Familienverhältnisse usw. gründlich verleidet. Nun hatte er, wie bemerkt, sich bei uns, wohl in Voraussicht der kommenden Dinge, verabschieden lassen, war aber in Schleswig geblieben. In Zivilkleidung ging er nun jeden Tag in Wirtschaften und an andere Stellen, wo er sicher war, Jäger zu finden, und forderte dann die Leute auf, die dänische Kokarde wegzuwerfen. „Was wollt Ihr damit, Ihr seid doch keine Dänen, sondern Deutsche." Dieser Leutnant kam denn auch bald zu uns auf das Rathaus, wo wir uns mit den Bürgern vergnügten. Er trug noch Zivilkleidung. „Na Leute" redete er uns an, „was wollt Ihr denn?" „Wir wollen hier bleiben," war unsere Antwort. „Nun, das meine ich auch." „Wollt Ihr mir dann folgen?" fragte er weiter. „Ja, aber wohin?" „Nun, vorerst müssen wir die Stadt besetzen. Begebt Euch jetzt nach Hause und holt eure sämtlichen Sachen. Es ist jetzt Kriegszeit, und Ihr werdet vielleicht Eure Quartiere nicht wieder beziehen." Als Appellplatz wurde der sogenannte Holsteinische Platz bezeichnet. Nachdem wir seinen Anordnungen gemäß uns mit sämtlichen Ausrüstungsgegenständen versehen hatten, begaben wir uns auf den bezeichneten Platz. Gleich darauf erschien auch der Leutnant, jetzt aber in voller Uniform. Vorerst hatten wir uns jetzt im Pulverturm mit genügender Munition zu versehen. Dann wurde von dort bis zu den „Hühnerhäusern," also auf der nördlichen Seite Schleswigs eine Postenkette ausgestellt. Der Befehl lautete: Auf alles, was auf feindliche Art zurück kommt, wird geschossen, überhaupt ist nichts ohne Untersuchung in die Stadt hinein noch hinaus zu lassen. Ein Haus auf dem „Hesterberge" bezeichnete der Leutnant uns als sein Quartier. Auch hatten wir bereits die dänische Kokarde mit den deutschen Farben vertauscht, das heißt, die alten Farben waren in der Eile mit den deutschen übermalt worden.

Nach etwa 2 Stunden kam ein Wochenwagen, der in der Richtung nach Flensburg die Stadt verlassen wollte. Bei der näheren Untersuchung kam ein

Wachtmeister, namens Bork von unserer 4. Kompagnie nebst 2 Gemeinen zum Vorschein. Die beiden Jäger meldeten sich sofort zum freiwilligen Bleiben. Anders aber der Wachtmeister, der wollte durchaus weiter. Angeblich wollte er seinem Sohne nach, der ebenfalls bei uns gedient, und mit dem Korps nach Norden abmarschiert war. Der wachhabende Gefreite ließ ihn aber nicht passieren. Wütend riß der Wachtmeister seinen Waffenrock auf und forderte den Posten auf, ihn zu erschießen. Der meinte jedoch ruhig: „Dar heff ick keen Ehr von, so'n ohlen Kerl dod tau scheten, awer hier bliewen schast du." — Nun wurde der Leutnant geholt. Bork beklagte sich bei diesem jämmerlich über die ihm wiederfahrene Behandlung. Das Ende war, daß der Leutnant ihn laufen ließ. Er bemerkte dabei: „Herr Bork, wir werden hier auch ohne Sie fertig, hüten Sie sich aber, wieder zu kommen." Hätte Bassewitz eine Ahnung gehabt von dem Unheil, das der Wachtmeister vorher angerichtet hatte, er wäre wohl anders mit ihm verfahren. Bei dem mit den beiden Gemeinen nach Borks Entfernung angestelltem Verhör gestanden diese, sie hätten zusammen mit dem Wachtmeister auf unserer Montierungskammer aus sämtlichen dort lagernden Büchsen die Zündpistons herausgenommen. Die Pistons hatte Bork mit in seine Wohnung genommen. Sofort begab sich der Leutnant in diese Wohnung zum Nachsuchen, begleitet von 2 Jägern. Sie fanden denn auch die Pistons im Kartoffelkeller und zwar waren dieselben in Essig gelegt, um sie durch Rost unbrauchbar zu machen. Nachdem die Sachen sauber gereinigt waren, wurden sie wieder in die Büchsen eingesetzt. Hierauf wurden Wagen bestellt und in Gemeinschaft mit Schleswiger Bürgern sämtliche Waffen, Munition und sonstige Vorräte von der bisherigen Montierungskammer nach Schloß Gottorf geschafft. Darüber war es Abend geworden. In der Nacht vom 24. zum 25. März ereignete sich bei uns nichts Erwähnenswertes. Nachzutragen ist noch, daß gleichzeitig mit uns auch das ebenfalls in Schleswig liegende Dragonerregiment, teils nach Norden, teils nach Süden verlegt wurde, nach welchen Garnisonen ist mir nicht mehr erinnerlich. Der bei weitem größte Teil des nach Flensburg abgezogenen Jägerkorps weigerte sich hier, weiter nach Norden zu marschieren und kehrte am nächsten Tage unter der Führung des Kapitäns Lange nach Schleswig zurück.

Wir in Schleswig Zurückgebliebenen waren schon mittags von den Bürgern auf Wache abgelöst worden, hatten daher nichts zu tun und empfingen die Heimkehrenden.

Unser neuer Kommandant Lange meinte: „Ihr Bengels seid klug gewesen, daß Ihr hier geblieben seid." Vorläufig rückten wir für die Nacht in unsere alten Quartiere ein. Vor dem Wegtreten wurde uns noch gesagt, wir sollten am kommenden Morgen nach Rendsburg marschieren. Unsere Offiziere glaubten ja jedenfalls, unsere Stellung für sehr gefährdet halten zu müssen, da wir ganz allein die Besatzung von Schleswig bildeten, denn, wie schon bemerkt, hatte auch das frühere daselbst liegende Dragonerregiment am 24. März nach verschiedenen Richtungen hin sich aufgelöst.

Es kam aber anders. Kurz vor dem Ausmarsch traf in Rendsburg Gegenbefehl ein und zugleich die Nachricht, wir hätten am Montag, den 27. März, morgens 9 Uhr auf dem Schloßplatz anzutreten, da der Generalstab aus Rendsburg eintreffen würde. Zur angegebenen Stunde kam jedoch kein Generalstab, vielmehr mußten wir bis um Mittag warten. Endlich traf der Prinz von Noer mit seinen Offizieren ein. Wir mußten einen großen Kreis schließen; die Herren vom Stabe hielten in der Mitte.

Nachdem Stillgestanden kommandiert war, nahm Oberst v. Abercron das Wort. Zunächst richtete er die Frage an uns: „Nun, Leute, wollt Ihr für Euer Vaterland fechten?" „Ja, das wollen wir", war die Antwort. Da fuhr der Oberst fort: „Ihr seid jetzt alle Freiwillige, darum steht es jedem von Euch frei, nach

Hause zu gehen, und ich fordere diejenigen, die sich fürchten, in den Kampf zu gehen, auf, aus dem Gliede zu treten." Keiner rührte sich. Darauf der Oberst: „Wenn unter Euch eine solche Gesinnung herrscht, dann haben wir in 4—6 Wochen den Feind geschlagen. Wir sind nicht allein, der gesamte deutsche Bund steht hinter uns und wird uns helfen".

Kurz darauf erhielten wir Marschordre nach Flensburg, welche auch sofort ausgeführt wurde. Fröhlich verließen wir zum zweiten Male Schleswig, von der unterwegs angetroffenen Bevölkerung in jeder Weise herzlich bewillkommt. Leider hatten wir an Offizieren Mangel. Außer unserem Kommandeur Lange, der als Major bestätigt war, hatten wir im ganzen Korps nur noch als Leutnants die Herren Bassewitz und Zeska, also fürwahr wenig genug. In Flensburg auf dem Südermarkt angelangt, mußten wir sehr lange auf unsere Quartierbillets warten. Endlich im Besitz derselben, wurde uns befohlen, nichts von unseren Gegenständen abzulegen, da bei einem etwaigen Alarm wir binnen 3 Minuten uns kampfbereit zu stellen hätten. Morgens um 7 Uhr ging's los, denn unsererseits wurde eine Landung dänischer Truppen befürchtet, und um einer solchen wirksam begegnen zu konnen, wurden wir in die am Hafen liegenden Häuser verteilt. Hier am Hafen trafen wir bereits die mit uns in der letzten Nacht in Flensburg eingetroffenen Kieler Studenten und Turner an.

Nordoe.

Von G. Rickers in Kiel.

Etwa 2 km südlich von Itzehoe liegt ein mit Heidekraut, Ginster und Eichenkratt, den Resten früherer ausgedehnten Waldungen, bestandenes Hochplateau, die Heide von Nordoe. Ein Meierhof und eine Windmühle sind die einzigen Wahrzeichen menschlicher Wirksamkeit; hier hat man die Natur in ihrem Urzustande, und wenn auch die rege Fabrikstadt Itzehoe nahe ist, so glaubt man doch, hier ein „Abseits" zu haben, auf das Storms Wort paßt: „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit". Ganz eigenartig ist der Blick auf dieses Hochplateau von der Marsch aus Steil scheint es aufzusteigen, und die braune Heidefläche mit der Windmühle und dem „Tempel von Nordoe" hebt sich in scharfen Umrissen vom Himmel ab. Der „Tempel" ist eine Steinpyramide, von der ein im Volksmunde verbreitetes Scherzrätsel sagt: „De Tempel von Nordoe ist Kremp neger as Itzehoe". Der Tempel liegt nämlich näher bei Krempe als Itzehoe. Über die Entstehung dieses Tempels erzählt die Sage: „Der Herr von Rantzow hatte mit dem derzeitigen König von Dänemark gewettet, daß er imstande sei, in einer Nacht einen Turm errichten zu lassen, der ebenso hoch sei, wie der Kremper Kirchturm. Es handelte sich dabei für den Rantzower um die Gewinnung der Mühlengerechtsamkeit. Der König versprach ihm diese, wenn er jenen Bau ausführen werde. Der schlaue Rantzow ließ nun jene Steinpyramide errichten, dessen Spitze allerdings in gleicher Höhe mit der des Kremper Kirchturms lag."

Aus den erhaltenen Inschriften geht hervor, daß das Denkmal von Heinrich v. Rantzow im Jahre 1578 zu seiner Familie und der dänischen Könige Ehren errichtet worden ist. — Auf einem Hügel, vielleicht einem Hünengrabe, erhebt sich ein zweiter kleinerer Hügel, dessen Spitze jenes Denkmal trägt. Der Sockel desselben besteht aus grob behauenen Granitsteinen, die möglicherweise dem Hünengrabe entnommen sind. Auf dem Sockel steht ein vierseitiger Hohlprisma, das oben mit einer vierseitigen Pyramide abschließt, deren Spitze eine Wetterfahne trägt. Das Ganze ist etwa von doppelter Mannshöhe. Die Seiten des Hohlprismas sind glatt geschliffen und mit in lateinischen Majuskeln ausgeführten Inschriften bedeckt. Die Ostseite trägt folgende Inschrift:

DEO TRINO ET UNI SACRUM
D. FRIDERICO I. CHRISTIANO III.
FILIO DANORUM REGIBUS PIIS
VICTORIOSIS AC BENE DE SE
MERITIS, HENRICUS RANTZOVIUS
DUORUM POSTERIORUM IN HOL-
SATIA VICARUM NEC NON IOHANN
RANTZOVIO, ANNAE VALSTOR:
PIAE PARENTIBUS GRATITUDIUS
ERGO TUM SIBI AC UXORI SUAE
CHRISTIANNAE AB HALLE FILIIS-
QUE AC FILI AB. FRANCISCO,
BREDONI, FREDERICO, GERHARDO
THEODORICO, CALO, IOHANNI,
MAGDALENAE, CATHARINAE,
ELISABETHAE, OLIGARDAE,
MARGARETHAE, ET EORUM
POSTERIS POSUIT.

Nordseite.

CONSTRUXIT TRIBUS EX ORDINE
DANORUM REGIBUS SIBI AC SUIS
HENRICUS RANTZOVIUS HOC MONU-
MENTUM POSTERITAS EX OPTASIS
SIMA ET UT INVIOLATUM MANEAT
ROGAT AETERNEQUE ET DIVINATI
IN OMNIA ORBI VENTURA SECULA
COMMENDAT ANNO A PRINCIPIO
MUNDI 5540. ANNO A DILUVIO
CHOATO 3484. ANNO A CHRISTO
DEO NATO 1578. ANNO A NATO PSEU-
DO PROPHETA MAHOMETA 985
OPERIS VIOLATOR INFELIA ESTO.

Westseite.

HEINR. RANTZOW HEREN IO-
HANNIS SOHNE ERBE TZUM BREI-
TENBERGE, RANTZOWSHOLM,
MEHLBEK, TUSCHENBEK, WAN-
DESBEK, NUTZKOW, BINNEN
DER DRAKENBORCH, RINTELN UND
KOLINGSHAVE FIIRI FECIT.
HUET DICH MIT FLEIS UND
NICHT TZERBRICH WAS TZUR -
GEDAECHTNUS IS UFGERICHT; DENN
WO SOLCHES VON DIR BESCHICHT
VORPLEIBT DIE STRAFE GEWISS-
LICH NICHT. HIERMIT BEFEHLE
ICH LESER DICH IN GOTTES SCHIRM
STETS EWIGLICH.
HENR. RANTZOVIUS LIC LATUS
MEMORIAE FRATRIS PAULI AC MAGDA
LENAE SORORIS DEDICAVIT.
SPES SALUTIS IPSAM SAEVITIAM
SOLORIS LEVAT ANNO DOMINI 1578.
AETATIS 51. HENRICUS RANTZOVI-
US MORTUUS ANNO DEI 15 AETATIS.

Südseite.

UMBRA HORIS PHOEBIS DES IGNATCLE-
MATE NOSTRANODUS QUOD SIGNUM
SOL TENET ARTE DOCET
NON SOL — MUTET POST PLURIMA
SEGULA CURSUM PHOEBUS POSTERITAS
SERA NOTARE POTEST, SALVO
REGE DANIAE FELICES RANTZOVII.

Die Anordnung der Inschrift hier entspricht genau der auf dem Denkmal. Die Südseite enthält endlich noch eine Sonnenuhr. — Auf den rohbehauenen Granitsteinen des Sockels befinden sich ebenfalls eingemeißelte Schriftzüge, die aber nicht zu entziffern sind. Der kleine Bau ist vorzüglich erhalten; das muß um so mehr in Erstaunen setzen, als derselbe doch über 300 Jahre hindurch auf seiner einsamen Höhe allem Wind und Wetter ausgesetzt gewesen ist. Auch die Stürme des 30 jähr. Krieges sind an jener Heide nicht spurlos vorübergegangen. In den Jahren 1627 und 28 hausten in der Gegend arg die Söldner Wallensteins. Es ist sonderbar, daß die rohen Gesellen keine Hand an jenes Denkmal legten, während sie doch ein kleines Dorf, das in der Nähe lag, vollständig niederbrannten. Diese Tatsache mag Veranlassung gegeben haben zu der Sage, daß in einem der Häuser jenes Dorfes ein von der Breitenburg abführender unterirdischer Gang mündete, den die Verteidiger der Burg während der Wallensteinischen Belagerung zur Herbeischaffung von Lebensmitteln benutzt hätten. Durch Geld bestochen habe endlich eine alte Frau dem Feinde den Eingang verraten. Diese habe man später aber zur Strafe von Pferden zerreißen lassen.

Die Sage scheint sich dieses Gebietes überhaupt sehr bemächtigt zu haben. Von der „Kaninchenkuhl", einer ca. 15 m tiefen trichterförmigen Erdsenkung, erzählt sie, daß sie die Stelle sei, wo einst ein Schloß versunken wäre. Ein befestigter Platz mag in der Gegend wohl gewesen sein, denn Spuren von Wällen findet man an mehreren Stellen. Übrigens soll nach Schröders Topographie die Kaninchenkuhle ihren Namen daher haben, daß die Grafen von Breitenburg hier bereits im 16. Jahrhundert bis ungefähr 1718 Kaninchen gehalten haben.

Mitteilung.

Die Brauteiche bei Schleswig. An dem alten Kirchwege, der von dem Dorfe Hüsby nach der Stadt Schleswig führt, steht die alte, sagenumwobene Brauteiche (siehe „Heimat" 1896, Heft 4, S. XIV). Bei einer Höhe von 20 m hat der Stamm in Schulterhöhe einen Umfang von 5,08 m. Nachdem die sogenannte Königseiche — Umfang des Stammes in derselben Höhe 5,48 m — in dem nahegelegenen Tiergarten im vorigen Winter als vollständig durchmorschter Baum endlich der Axt zum Opfer gefallen ist, sieht man die Brauteiche in der weiten Umgebung Schleswigs als den bedeutendsten und zugleich bekanntesten Repräsentanten ihres Geschlechts an. Unter ihrer kugelförmigen Krone, die



Brauteiche bei Schleswig.
Amateur-Photographie von Marie Metting in Schleswig.

sich weithin über den Weg ausdehnt, gewährt sie manchem auf der staubigen Straße hinziehenden Wanderer Ruhe und Kühlung. Noch scheint der Stamm vollständig gesund und ist darum das Gerede kaum als glaubhaft zu bezeichnen, wonach Schleswiger Bürger nach dem Einzuge der Dänen 1850 einige ihrer besten Waffen, um sie den Augen der Feinde zu verbergen, dem hohlen Raume, der sich in dem gewaltigen Stamme befinden soll, anvertraut hätten, wo sie noch bis zum heutigen Tage ein beschauliches Dasein führen sollten.

Schleswig. W. Metting.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 8. August 1904.

Im Waldesdom.

Mein Tagwerk ist vollendet,
nun winkt der grüne Wald.
Sein tiefes Schweigen spendet
Auch mir die Ruhe bald.

Dann geht auf weichen Schwingen
ein Hauch durch Wald und Ried.
Mir ist's, als hört' ich klingen
ein altes Sphärenlied.

Ein Lied, wie leises Läuten
und ferner Wogen Schall,
daraus ich sollte deuten
des Daseins Rätsel all.

Die Menge stillt die Tränen
dort in dem Dom von Stein. —
Ich bin mit meinem Sehnen
im Waldesdom allein.

Sande. J. Brüdt.



Paul Trede.

Zu seinem 75. Geburtstage am 19. August.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"
(Goethe: „Aus meinem Leben.")

Es sind jetzt reichlich fünfzig Jahre her, denn es war an einem kalten Februarmorgen des Jahres 1844, als in frühester Morgenstunde — fast war es noch Nacht — aus der Haustür einer kleinen Kate des Dörfchens Ahrentsee bei Brockdorf in der Wilstermarsch zwei Menschen heraustraten. Man sah es den beiden an, daß sie einen weiteren Gang durch den knirschenden Schnee vorhatten, denn sie waren in ihrer zwar einfachen, doch warmen Kleidung vollständig reisemäßig ausgerüstet, und der ältere von ihnen war mit einem festen „Handstock" versehen. Es waren Vater und Sohn. Der erstere war ein schlank gewachsener, aber in harter Arbeit und einfachem Leben starkknochig und wetterhart herausgereifter Mann, letzterer ein hellblonder, eben konfirmierter, schmächtiger Knabe, dessen große, etwas träumerische Augen sich, als er der ebenfalls in die Tür getretenen Mutter die Hand zum Abschied reichte, mit Tränen füllten, denn er war ein gutes, sonderlich der Mutter sehr zugetanes Kind. Aber einen weiteren großen Abschied kannten diese einfachen Leute nicht, und so traten die beiden Wanderer rüstig auf die nach Beidenfleth führende Landstraße hinaus, um in der

ihnen gewohnten schweigsamen Weise den Weg nach der etwa zwei Meilen entfernten Stadt Itzehoe zurückzulegen.

Die weite Marsch lag in ihrem weißen Winterkleide noch in tiefem Schlafe da, und Dunkel deckte den schwer erkennbaren Weg. Nur die hohen Pappeln, welche die verstreut liegenden großen Gehöfte umgaben, ragten gespenstisch erkennbar gen Himmel und gaben im falben Licht des schon weit nach Westen vorgerückten Mondes den beiden Wanderern einigermaßen die Richtung an, die sie in dieser tief verschneiten, sonst busch- und baumlosen Ebene einzuschlagen hatten. Einen eigentlichen Weg vermochten aber die Wanderer trotzdem bald nicht mehr zu unterscheiden, und so schritten sie nach sicher festgestellter Richtung über zugefrorene Gräben und Teiche, über manche im Sommer äußerst gefährliche, jetzt dank dem schon wochenlangen harten Froste ganz sicher gewordene Moorstrecken, ja, bei Beidenfleth sogar über die mit einer festen Eisdecke belegte, sonst so reißende Stör ihrem Ziel entgegen.

Alles Leben schien erstorben, und nur hin und wieder aus einem Strohschober aufflatternde Raben oder ein auf dem Dach einer Kate plötzlich aufkreischender Nachtkauz erschreckten zuweilen die in so mancherlei Gedanken versunkenen beiden Pilger.

Endlich nach einem dreistündigen ermüdenden Marsch sahen die Wanderer den von der noch tiefstehenden Wintersonne kaum schon beschienenen, damals noch stumpfen Turm der St. Laurentius-Kirche von Itzehoe vor sich auftauchen. Hin und wieder begegneten ihnen einzelne Fußgänger von dort, die den entgegengesetzten Kurs hielten wie sie. Wagen kamen des Weges auf der von ihnen nun erreichten größeren Landstraße daher, deren Pferde vom Frühreif weiß überdeckt waren. Langsam regte sich bei den einzelnen Gebäuden, an denen sie noch vorüberkamen, das Leben, und allmählich angeregt von mancherlei Neuem und Interessantem, zogen Vater und Sohn, äußerst einfach in ihrem ganzen Auftreten, endlich beim feierlich stimmenden Klang der Morgenglocken ein in den Ort, dessen fremdartig sie anmutende Atmosphäre vielleicht das Schicksal des Knaben barg.

Fünfzehn Jahre lang hatte er unter den Augen seiner Eltern in seinem stillen Dörfchen gelebt, wohl glaubten sie ihr Kind gut zu kennen, — und doch hatten sie es nicht erkannt, so wenig, wie er noch sich selber verstand. Denn mit ihm und in ihm selber trat an diesem Wintermorgen ein Menschenkind ein in die große Welt des Menschenlebens, das dazu berufen war, in seiner schleswig-holsteinischen Heimat und weit hinaus über dieselbe einst viele zu erfreuen mit dem Besten, was das empfängliche Menschenherz kennt, denn es war nichts weniger als ein junges Dichtergemüt, dem sich an diesem Morgen die Bahn, die es zu wandeln hatte, auftat.

Paul Trede, das war der Name des Knaben, den wir so haben in das weitere Menschenleben eintreten sehen. Er war am 19. August 1829 als der einzige seine beiden Brüder überlebende Sohn des Tagelöhners Marx Trede und dessen Ehefrau Marie, geborener Sachau aus Beidenfleth zu Ahrentsee bei Brockdorf an der Elbe geboren, hatte daselbst die Dorfschule besucht und war schon während seiner Knabenjahre bei den Bauern seines Dorfes in den Sommermonaten zu allerlei landwirtschaftlichen Verrichtungen im Dienst gewesen. Da aber sein Vater für den aufgeweckten Knaben andere Pläne hatte, als ihn für den wenig einträglichen und schweren Beruf eines Tagelöhners zu bestimmen, so war er nach Fehlschlagen mehrerer anderer Bemühungen für einen Beruf des Knaben an diesem Morgen mit demselben ausgezogen, um ihn in der Buchdruckerei des von dem Senator und Buchdrucker Peter Samuel Schönfeldt in Itzehoe herausgegebenen „Itzehoer Wochenblatts,“ das schon damals im Lande weit ver-

breitet war und einen guten Ruf hatte, als Lehrling der „Buchdruckerkunst," wie man damals noch sagte, einstellen zu lassen. Wohl waren den Eltern mancherlei Bedenken aufgestiegen, ob es dem „Jungen" möglich sein werde, eine so „gelehrte Kunst" zu erlernen. Da aber Paul in der Schule während der letzten Jahre stets der Erste gewesen war und auch der zu Rate gezogene Lehrer keine Bedenken für diese Berufswahl hatte, so war denn beschlossen, es mit dem Knaben zu wagen. Und das Wagnis gelang wider Erwarten gut, denn bereits am selben Tage wurde Paul nach voraufgegangener Prüfung durch den Herrn Senator selbst als ordentlicher Buchdruckerlehrling in das genannte Geschäft eingestellt, unter der Bedingung, daß die ersten sechs Wochen als Probezeit zu rechnen seien und der eigentliche, auf fünf Jahre lautende Lehrkontrakt erst vom 1. April an in Kraft trete.

So stand denn der Knabe Paul Trede aus Ahrentsee jetzt plötzlich mitten im großen Getriebe des Geschäftslebens, und wohl ward es ihm „heiß und kalt," wenn er sah, wie gewandt und rasch seine Mitlehrlinge Dinge verrichteten, die ihm oft „schier zauberhaft" vorkamen. Aber er hat's doch erreicht, daß er nicht nur bald ihnen ebenbürtig war in all den verschiedenen Handgriffen und Verrichtungen seines Berufs, sondern daß er, nachdem er die fünf langen Jahre seiner Lehrzeit „mit heißem Bemühn" überstanden hatte, er sich sagen durfte, er sei manchem von ihnen sogar in manchen Stücken überlegen, nicht nur als eigentlicher „Buchdrucker," sondern auch auf dem Gebiete des allgemeinen Wissens und Erkennens mancher Dinge, von denen wenige seiner Kameraden einen rechten Begriff hatten.



Paul Trede.[1]

Insbesondere beschäftigte sich der strebsame junge Mann neben dem von ihm schon jetzt begonnenen Studium der englischen Sprache mit dem der Geschichte und der schöngeistigen Literatur. Bald auch wagte er sich dann an eigene Ausführungen auf dem Gebiete der letzteren heran, und schon während er noch in der Lehre war, veröffentlichte er seine ersten Gedichte im „Dithmarscher und Eiderstedter Boten," in dem auch Friedrich Hebbel einst seine Erstlingsdichtungen der Öffentlichkeit übergeben hatte. Auch in der „Hamburger Reform" erschien bereits um diese Zeit ein Gedicht von ihm, das aber so voll demokratischen Überschwangs war, daß er, als es erschienen war, selbst einsah, das sei nicht der Weg, den er als Dichter zu gehen habe. Er befleißigte sich also nun größerer Mäßigung, und seine nächsten poetischen Ergüsse bewegten sich vorerst ausschließlich auf dem Gebiete der Natureindrücke und kleinerer Herzensgeständnisse. Der weitere Anfang seiner Poeten-

[1]) Das Klischee ist uns von Lühr & Dircks' Verlag in Garding freundlichst zur Verfügung gestellt worden. E.

laufbahn war demnach einstweilen ein noch sehr zahmer, und sein Leben bewegte sich noch in sehr beschränkten Bahnen.

Das sollte aber bald anders werden. Noch hatte der junge Trede seine Lehrzeit nicht ganz beendet, als an ihn der Ruf zum Eintritt in die gegen Dänemark im Felde stehende schleswig-holsteinische Armee erging. Er wurde im Frühjahr 1849 in das 10. Infanteriebataillon derselben eingestellt und rückte, notdürftig ausgebildet, alsbald mit ins Feld. Jetzt begann für den jungen Dichter eine schwere, aber ebenso interessante und für sein Talent fruchtbringende Zeit. Drei Jahre hat er die Wechselfälle des Befreiungskampfes seines Vaterlandes, an manchem größeren und kleineren Gefecht selbst beteiligt, mit durchlebt (zu einem großen Teil als Freiwilliger in der berühmten Fröhlichschen Patrouille), und reichen Gewinn für die Festigung seines Körpers und Charakters trug er nach Beendigung mit nach Hause. Aber wie voll Unruhe auch das Leben im Felde war, Trede fand bei allem noch Muße, ab und zu seiner Lieblingsbeschäftigung, derjenigen mit der Poesie in Prosa und in Versen sich hinzugeben, und eine ganze Reihe von später veröffentlichten Briefen aus dem Felde und im Felde entstandenen Dichtungen beweist, daß das Krieger- und Kriegsleben sein poetisches Fühlen und Können nur gekräftigt und gefördert hatte.

Als die Armee im Februar 1851 aufgelöst wurde, trat Trede wieder in das alte Geschäft, in dem er gelernt hatte, als Gehülfe ein. Zwar schweren Herzens über den Ausgang des auch von ihm so hoffnungsmutig begonnenen Kampfes schied er aus den Reihen derer, mit denen zusammen er Blut und Leben für die Freiheit seines Volkes eingesetzt hatte; wie schweren Herzens, das mag das folgende, noch im Felde geschriebene, freilich wohl ein Jahr später ausgeführte Gedicht beweisen, aber nicht ohne Hoffnung, die sich doch ebenfalls als sein unverlorenes Eigentum in demselben bekundet:

Als ich zuletzt auf Posten war.

„Als ich zuletzt auf Posten war, —
Wie wunderherrlich war die Nacht!
Wie war der Himmel doch so klar,
Wie funkelte der Sterne Pracht!
Wie schmückte ringsum Wald und Feld
Der Mond mit seinem Silberschein!
Ein Paradies schien mir die Welt; —
Sie konnte garnicht schöner sein."

„Und was mir durch die Seele ging
In dieser schönen, stillen Nacht,
Zum Liede ward es, und ich sing',
Was damals ich nur still gedacht.
O Land, in Strömen floß dein Blut!
Was Gott von Gütern dir beschert,
Dein edelstes, dein schönstes Gut —
Vernichtet ward es und verheert."

Und doch: „Der Tag erscheint, die Stunde naht,
Wie traurig auch das Heute ist —:
Einst geht sie auf, die blut'ge Saat,
Und reift trotz unsrer Feinde List.
Das Ziel im Auge unverwandt,
Vorwärts zum Sturz der Tyrannei!
O Vaterland, du schönes Land,
Dann wirst du glücklich sein und frei!" —

So dacht' ich einst in jener Nacht,
Als ich zuletzt auf Posten war.
Der Kampf ist aus, vorbei die Schlacht,
Vorüber schon ein ganzes Jahr!
Aufs neu' gefesselt, — nicht besiegt, —
O deutsches Volk, wir fassen's kaum.
Und hinter uns in Nebel liegt
Die große Zeit, gleich einem Traum! —

(Paul Trede: „Grüne Blätter." Verlag von Lühr & Dircks in Garding.)

Und dann, im Frühjahr 1852, nachdem er während des letzten Jahres in ruhiger Weise in seiner alten Stadt Itzehoe seinem Beruf und seinen wieder aufgenommenen Studien, auch seiner geliebten Muse gelebt hatte, kam auch für ihn die längst ersehnte Zeit des Wanderns, hinaus ins große, schöne weitere Vaterland, um sich hier sowohl in seinem Beruf als auch in Lebenserfahrung weiter Schätze zu sammeln, technische, Geistes- und Herzensschätze.

Drei Jahre hat Trede das damals ach noch so zerrissene Reich durchwandert, ja, er ist auch weit über dasselbe hinausgekommen. Drei Jahre in Arbeit, in Lernen und im Vollgenuß der goldenen Freiheit, hat er auch draußen manch

herziges Lied gesungen, das zum Teil dort draußen, zum Teil in der Heimat ihm manchen Freund erwarb. Als er im Februar 1855 wieder in seine alte Lehrstadt zurückkehrte, um nun zum dritten Mal in dasselbe alte Geschäft, von dem sein Weg ausgegangen war, und zwar jetzt für seine ganze weitere Berufstätigkeit, einzutreten, da war er ein gereifter Mann mit weitem, aber ernsten Blick geworden, dessen Poesien, die er jetzt bald hier, bald dort veröffentlichte, schon den Stempel nicht nur einer hohen technischen Vollendung, sondern auch den schönen Adel einer reinen und festen Seele zeigten.

Und nun auch zog die Liebe, nicht die flüchtige, von Blume zu Baume gaukelnde des Jünglings — auch diese hat der Poet Trede gekannt —, sondern die echte, dauernde des Mannes ein in sein Herz. Wie rein und schön sie war, das zeigt uns der Kranz, den er unter dem Titel „Maigrün“ in seinen „Grünen Blättern“ ihr gewunden hat. Eine edle Tochter Alt-Englands (Schottlands) war es, die er zu seiner Herzenskönigin erkor, und mit ihr schloß er dann in der Folge den Bund fürs Leben. Klein und einfach war das Heim, das er sich nun gründete, und viel Arbeit und Mühe hat er's sich kosten lassen, es behaglich auszubauen, aber Liebe und Zufriedenheit waren seine steten Hausgenossen, und es gestaltete sich sein einfaches und bescheidenes Leben unter ihrer und der Poesie verklärender Führung zu einem so schönen, wie er es sich nur je gewünscht hatte. Was Wunder denn auch, daß das, was an Früchten dieses Lebens unter dem Titel „Aus der Mitte des Lebens“ sich in seiner oben genannten Gedichtsammlung findet, das weitaus Beste ist, was wir von ihm kennen. Hier in diesen Dichtungen tritt uns das ganze Wesen des Poeten so geradezu plastisch vor Augen, daß es kaum eines eigenen Bildnisses bedarf, um den Mann, der solche Weisen sang, auch nach seinem leiblichen Angesicht kennen zu lernen. Ein alter schleswig-holsteinischer Poet, frei und fromm, froh und friedlich, frisch und freundlich, blondlockig und blauäugig, voll Herzensgüte und ernster Besonnenheit bei tiefster Seelenstimmung und großer Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute — das ist Paul Trede, wie er leibt und lebt, und so tritt uns sein Bild in allen seinen Werken entgegen.

Und dieser Werke, auf die der jetzt 75jährige, einstige Ahrentseer Tagelöhnerssohn heute zurückblickt, sind nicht wenige. Abgesehen von jener großen Zahl von Romanen, Novellen, Essais usw., die Trede während mehrerer Jahrzehnte aus dem Englischen übersetzt und in schleswig-holsteinischen und auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, und die gesammelt wohl ein Dutzend starker Bände darstellen, beträgt die Zahl der von ihm herausgegebenen Bücher ein volles halbes Dutzend, welche sämtlich einen dankbaren Leserkreis gefunden haben. Sein erstes Werkchen, das er schon 1856 veröffentlichte, und das sofort von berufenster Seite in anerkennendster Weise besprochen wurde, war ein Bändchen erzählender plattdeutscher und lyrischer hochdeutscher Gedichte, deren ersterer Teil den Titel „Klas vun Brochdörp“ trug, und in dem er in humoristischer Weise eine jener Gestalten seines Heimatskirchdorfes darstellt, die ihm in ihrer Einfältigkeit und treuherzigen Biederkeit, dabei aber auch in ihrer weltfremden Unbeholfenheit und doch bäuerischen Schlauheit nur zu bekannt waren. Sodann aber folgten die Jahre, in denen er um des für ihn notwendigen materiellen Gewinnes willen nur an eine Veröffentlichung seiner Arbeiten und Dichtungen in Zeitschriften denken konnte, zu denen in unserer Heimat außer schon erwähnten Zeitungen vor allem auch der von 1868 bis 1871 bei H. Ehlers in Neustadt erschienene „Jugendbote“ gehörte. Erst im Jahre 1880 konnte er es wagen, mit seiner inzwischen geschaffenen vortrefflichen plattdeutschen Erzählung „Abel“ im Buchhandel hervorzutreten, und nun war das Eis auch auf dieser Straße für ihn gebrochen,

denn das Buch wies für den Verleger (Lühr & Dircks in Garding) einen solchen Erfolg auf, daß er es schon im folgenden Jahre wagte, auch die inzwischen ge- sammelte Lyrik Tredes in einem stattlichen Bande unter dem Titel „Grüne Blätter" zu verlegen. Im Jahre 1883 erschien dann eine zweite plattdeutsche Erzählung „Lena Ellerbrook," dann ein kleines Lustspiel: „Engelsch un Plattdütsch is een- dohn," und endlich ein Band „Brochdorper Lüd" in demselben Verlage.

Alle diese Arbeiten, teils in hochdeutscher, teils in plattdeutscher Sprache, sin nicht nur ein laut redendes Zeugnis für den in der Tat bewundernswerten Fleiß, für die ganz ungewöhnliche Schaffenskraft des Dichters, bei deren Beurteilung man vor allen Dingen auch in Betracht zu ziehen hat, daß er seine ganze lite- rarische Tätigkeit einzig in die Stunden seiner Muße verlegen konnte, da er vo allem während der ganzen Zeit seines Schaffens von früh bis spät seine Kräft seinem Beruf im Geschäft der „Itzehoer Nachrichten" zu leihen hatte, — sie sin auch ein solches von einem Talent, das nicht allzu häufig sich gerade in den Kreisen findet, denen Paul Trede von Haus aus angehörte. Aber es ist mi dem Angeführten lange noch nicht alles angeführt, was der so schaffensfrohe Poe an Früchten seiner stillen Nächte, von denen er manche zu einem großen Tei seiner Muse geopfert, uns geschenkt hat; wollten wir alles aufzählen, es möcht den erlaubten Raum dieser Zeilen weit überschreiten. So sei denn nur noc gesagt, daß auch noch in den Jahren, da mancher Andere die Feder wohl zu Seite legt, selbst mit Beginn der Siebziger noch der Dichter nicht die Zeit ge kommen fand, da er sich still unter die Flügel seiner Muse bergen und auf den Lorbeer, den sie auch ihm gereicht hatte, sollte ausruhen dürfen. Noch am Tag seines goldenen Geschäftsjubiläums überraschte er seine Freunde mit einem überau gelungenen launigen Lenzgedicht, das wiederum bewies, wie jung der alternd Mann im Herzen noch immer geblieben, und seitdem hat noch manches gute un schöne Wort in Prosa und in gebundener Form bald hier, bald dort seine Ve ehrer erfreut. —

Nun weilt Paul Trede zwar nicht mehr im Lande seiner Väter, in seinen von ihm so sehr geliebten Schleswig-Holstein, denn im Jahre 1899 schied er au dem Geschäft, dem er über ein halbes Jahrhundert mit großer Treue gedient und siedelte, nachdem er einige Jahre zuvor seine treue Lebensgefährtin hatt begraben müssen, mit seiner jüngsten Tochter zunächst nach Hannover, später na Bremen über, wo er noch (Vor dem Steintor 50^{III}) lebt und, obwohl er nicht Größeres mehr zu veröffentlichen gedenkt, doch seiner Muse Treue bewahrt ha bis auf diesen Tag, so daß sein Pult wohl noch manches gelungene Gedicht manche launige oder einen Schatz von Lebensweisheit enthaltende kleinere Er zählung bergen dürfte. Aber ist er auch fortgezogen aus der Heimat, nimme hat er ihrer vergessen, sondern manche schöne Beziehung pflegt er auch heute noc mit Freunden und Vereinen daheim, zu denen in erster Reihe der Itzehoer Kamp genossenverein von 1848—51 und der Plattdeutsche Verein daselbst, dessen Ehre mitglied er ist, gehören. Vor allem aber ist es sein Dörfchen an der Elbe, de er sich auch heute noch aufs engste verbunden fühlt, so daß er auch jetzt no aufs tiefste für dasselbe fühlt, was er ihm einst bei einem seiner letzten Be suche sang:

Brochdörp.

Se sünd dar noch bi't Habermeihn,
De Weet steiht al in Hocken.
Wo klingt dat œwert Feld so rein!
Se lüd wul al de Klocken.

To Kark! To Kark! De ole Klang, —
Ik kenn em al vun Widen.
Dat geit dar all sin olen Gang,
Un doch — wu fleegt de Tiden!

Sünd mehr als veertig Jahr vergahn,
Do hör ik to din Kinner!
Do heff ik mank de Hocken stahn
In't Feld as Garbenbinner. —
Ik muß di doch mal weddersehn,
Min Dörp, in Sünndagsfreden.
Hier is ja doch min Heimat we'n,
Hier güng ik mit tum Beden.

Förwahr, di sünd de langen Jahrn
Noch garnich antospören,
Mi dünkt, du büst noch smucker warn,
Wi weern ja do noch Gören; —
Dar kikst du ut'n Dak herut, —
Dat is ja wul din Sleier, —
Jüs as so'n junge, smucke Brut,
De utsüggt na den Freier.

Dat is man Spaß, du weetst dat wul,
Di mægt se all ja liden;
Se sünd na di ja rein so dull,
Se kamt vun alle Siden
Un wöllt di sehn in all din Staat,
Din Feld vull Gottessegen,
Un all so schier un so akrat,
Dar kommt so licht nix gegen.

De Elwstrom awer hett di fat,
De kennt di un versteiht di,
De fichelt mit di fröh un lat
Un strakelt di un eit di.
Wa nett, dat ik em ok mal drap!
Mag geern mal mit em snacken;
He sung mi mennigmal in Slap
Un köhl de hitten Backen.

Ja, ja, dat weer vær Jahren mal,
Do weer min Og noch heller;
Do güng't bargop, nu geit't bargdal,
Un doch kenn ik di weller.
Un doch kam ik so geern mal her
Un much wat vun di weten,
Un wenn ik ok vergeten weer, —
Ik kann di nich vergeten.

Doch nu Adjüs vel dusendmal,
Lütj Dörp, so still un lurig!
Ik kam ja sach mal wedder dal,
Doch Scheeden makt mi trurig.
Min Haar ward nu bi lütjen gries,
Ik bün nich mehr so stewig! —
Dat kann ja we'n, — un wenn't nich is, —
Na, denn Adjüs op ewig!

(Paul Trede: „Grüne Blätter." Lühr & Dircks in Garding.)

Das ist Paul Trede, der jetzt 75jährige. Er ist einer der beliebtesten Dichter seiner meerumrauschten Heimat nicht nur, sondern sein Name wird gern gehört, weit über dieselbe hinaus, und wie sehr seine Poesien Anerkennung gefunden haben auch in Kreisen, in die die Stimme eines Tagelöhnersohnes selten zu dringen pflegt, das beweist der Umstand, daß zu seinem goldenen Berufsjubiläum im Jahre 1894 ihm „in besonderer Anerkennung für volkstümliches Wirken auf dem Gebiete der schönen Literatur," wie ausdrücklich betont wurde, der Kronenorden 4. Klasse verliehen ward. Sein Leben, was seinen Beruf anlangt, ist kein von ihm selbst gewähltes gewesen, sondern „wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht" haben die Pferde des Schicksals auch seinen Lebenswagen davongeführt. Aber das ist sein Verdienst, daß er das Gefährt gelenkt hat tüchtiger Hand, daß es nicht nur bewahrt geblieben ist vorm „Steine hier, vorm Sturze da," sondern auch einen schönen Weg gefunden hat, ihm selber und vielen seines Volkes zur Freude.

Möge ihm die Fahrt auch für den Rest des Weges auf stiller Abendsonnenbahn dahingehen, dann wird's auch ihm klar sein, woher er gekommen und wohin sie geht: vom Licht zum Licht!

Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck.

Vortrag, gehalten im Museum zu Lübeck am 6. Dezember 1903 von Dr. **Theodor Hach.**

I.

Nach altem deutschen Rechte ward das Gericht „bei scheinender Sonne" und unter freiem Himmel abgehalten. Das Recht, so auch natürlich das strafrechtliche Urteil der Malefizrechtstage, wurde von den „freien Leuten" gefunden, „geschöpft." Die Schöppen, welche bei jeder Gerichtssitzung aus solchen Personen gewählt wurden, die dem Angeklagten ebenbürtig waren, oftmals also auch Bauern und sog. „gemeine Leute," fanden das Recht. An ihr Erachten

war der „erfahrene Mann," der Richter gebunden, im Verfahren wie in der Strafbestimmung. Aus diesem, oft dem Gutdünken gleichenden Vorgang erklärt sich manche, unserm verfeinerten Gefühl unbegreifliche abschreckende Grausamkeit früherer Urteilssprüche, die vielfach auf dem alten mosaischen Grundsaz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" gegründet waren.



Gruppe der Straf- und Folterwerkzeuge im Museum Lüb. Kunst- und Kulturgeschichte.

In Lübeck war eine ganze Anzahl grausamster Strafen, wie sie namentlich aus süddeutschen Gerichtsaufzeichnungen bekannt geworden sind, offenbar garnicht üblich geworden. Dennoch ist auch aus den hiesigen alten Kriminalaufzeichnungen,

den sog. »Libri confessionalium et condemnatorum,« dem Verzeichnisse der Geständnisse und Urteilsvollstreckungen, ersichtlich, wie wenig das einzelne Leben galt und wie grausam man vorging, um von verbrecherischen, ja, nur von leichteren Übeltaten abzuschrecken und der sog. „Gerechtigkeit" genüge zu leisten.



Darstellung der Anwendung der Straf- und Folterwerkzeuge.
(Nach einer Abbildung im Museum Lüb. Kunst- und Kulturgeschichte.)

Nach den schon genannten »Libri confessionalium« ist berechnet, daß in Lübeck in den Jahren von 1371—1460 im ganzen 411 Personen und 1461—1582 im ganzen 252 Personen, also in rund 200 Jahren 600 Personen durch Schwert, Rad, Galgen, Feuer und Lebendigbegraben hingerichtet worden sind, und im 17. Jahrhundert, der Glanzzeit der Hexenprozesse, ist die Anzahl sicher noch eine

viel größere gewesen, ganz abgesehen von denen, die im Gefängnis oder vor und in der Folterung aus Angst ihr Leben eingebüßt haben.

Die in dem „Peinlichen Gerichte," im Untersuchungsverfahren wie in der Vollstreckung, üblich gewesenen Werkzeuge, Folter- und Strafwerkzeuge, wollen wir uns nun näher betrachten, zuvor aber kurz die Örtlichkeit der Gerichtshegung uns vergegenwärtigen.

Dieselbe befand sich auf dem Markte und zwar schon ums Jahr 1600 unter dem Säulengange zwischen der Börsentür und dem Eingange zum Ratsweinkeller. Ursprünglich war sie auf offenem Markte, wo auch die Urteilsvollstreckung erfolgte. Der Scharfrichter oder Frohn und die Frohnknechte, ausgezeichnet durch ihre hohen, spitzen Kopfbedeckungen, mußten bei jeder Gerichtssitzung anwesend sein, die der Frohn auf einem Steine, dem sog. Schandsteine, stehend eröffnete mit dem lauten dreimaligen Rufe: „Wol klagen will, de klage fast!" War dann das Urteil gefällt und der Übeltäter dem Frohne zur Vollstreckung übergeben, so führte dieser ihn in die Frohnerei, oben im Kleinen Schrangen belegen, ab, bis die Urteilsvollstreckung erfolgen konnte. Von den Strafen kommen hier die Todes-, Leibes- und Ehrenstrafen in Betracht. Wir beginnen mit den Arten der Todesstrafen, deren härteste und qualvollste zweifellos die Strafe des Siedens war. Sie war besonders bestimmt für Münzfälscher, Urkundenfälscher u. dgl. Verbrecher.

Die Vollstreckung dieser Strafe bestand darin, daß der Verbrecher an einem Pfahl festgebunden, in einem Kessel, der mit Wasser, Wein oder Öl gefüllt war, aufrecht stehen mußte, und nun durch untergelegtes Feuer die Flüssigkeit zum Sieden und dadurch der Unglückliche zu Tode gebracht wurde.

In Lübeck ist diese Strafe z. B. in den Jahren 1329 und 1459 vollzogen. Das Lübeckische Passional von 1492 zeigt das Sieden z. B. bei Johannes dem Evangelisten, der am 6. Mai vor der porta latina in Öl gesotten wurde; daher heißt dieser Tag auch in den Kalendarien „St. Johannis in de ölyeboden."

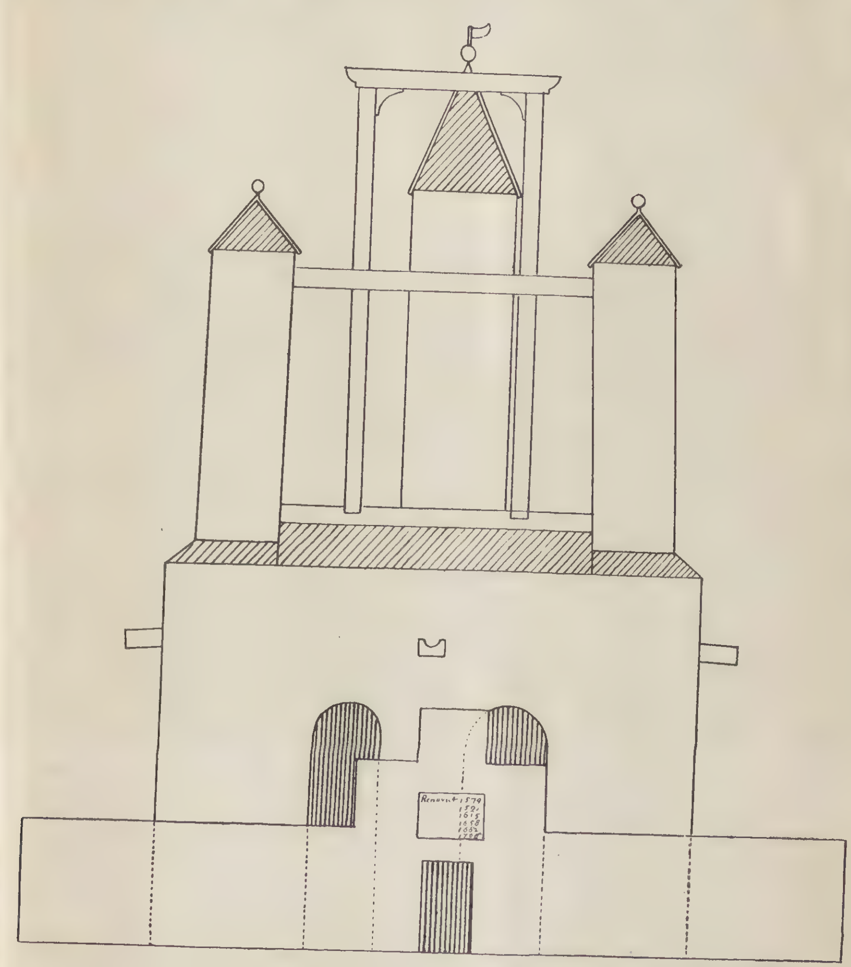
Diese Strafe wurde doch nur selten vollzogen und schon 1471 in Lübeck nicht mehr. Es trat an ihre Stelle, im Gnadenwege zunächst, die einfache Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Eben im Jahre 1471 wurde eine solche vollzogen vor dem Mühlentor, und zwar mit Feuer „so witte alse de Kride." Auch 1495 wurde eine Frau verbrannt als Hexe wegen Teufelsverschreibung; ebenso 1637 noch 5 Hexen, 1502 und 1509 je ein Münzfälscher usw.

In unserer kirchlichen Halle am Laurentiusaltar von 1522 wird im Hauptbild der Heilige auf dem Rost liegend verbrannt; man nannte eben die gitterartig übereinander gelegten Hölzer auch „Herd" oder „Roste."

Bei Männern selten, bei Frauen vielfach zuerkannt ward die Strafe lebendig begraben zu werden, z. B. wegen schweren Diebstahls usw. Diese Strafe wurde in der Weise vollzogen, daß die betreffende Person rücklings in ein Grab, oft auf Dornen oder glühende Kohlen gelegt, oben damit bedeckt und dann mit Erde überschüttet und schließlich mit einem spitzen Pfahl durchbohrt wurde. Solches geschah meistens unter dem Galgen.

So hingerichtet wurde z. B. 1497 eine Frau, die einen, jedenfalls kostbaren Frauenrock gestohlen hatte, 1495 eine andere wegen mehrfacher Diebstähle, ebenso 1506, 1586, 1589, 1592. Als 1645 eine Frau erst ihr Kind und dann sich selbst getötet hatte, wurde ihr Leichnam noch zur Sühne ihres Verbrechens unter dem Galgen vergraben, der als der schimpflichste Ort galt, nach 5. Moses, c. 21 v. 23 (maledictus est Deo, qui pendet in ligno). Lebendig begraben wurden nach dem ältesten lübeckischen Rechte die Frauen wegen Diebstahls u. dergl., da man sie an den Galgen zu hängen „vor wiflike ere," „um weiblicher Zucht willen" Bedenken trug.

Sonst winkte den Straßenräubern wie denen, die schweren Diebstahl, d. h. solchen in höherem Werte als einen Vierling (= 1/4 Mark lübisch bezw. 5 Goldgulden) begangen hatten, der Tod am Galgen. Das Wort Galgen wird vom nordischen „Gagl" hergeleitet, das soviel ist wie „Ast," und ursprünglich geschah die Vollziehung des Hängens auch an einem Baume, besonders an Eichbäumen. Lebendig wird geschildert, wie „Reineke Vos" verurteilt wird, „dat hi hinghe bi sine Kelen an enen bom alse en Deef," und wie an ihm, dem Freigeborenen, die andern Frei- und Edelgeborenen: Isegrim der Wolf, Hinze der Kater und Brun der Bär, sich das Urteil zu vollziehen anschicken.



Der alte Galgen bis 1736. (Nach einer Zeichnung im Staatsarchiv.)

An Stelle des Baumes trat der gezimmerte Galgen, der meistens aus zwei Balken und einem Querbalken, oder aus drei Hochpfosten und drei Verbindungsbalken bestand. Es gab gewissermaßen, ähnlich wie bei der Kreuzigung Christi, dessen Kreuz zum Zeichen größerer Schmach vielfach höher dargestellt ist als das der Schächer, auch beim Galgen eine Art Rangordnung: „die größten Schelme in den höchsten Galgen." Bis 1674 ward stets in den Urteilen festgestellt,

ob der Betreffende in den oberen oder untersten Galgen gehängt werden sollte; z. B. im Jahre 1399 ward ein Pferdedieb gehängt „an den neddersten Galgen.“ Hierfür weitere Beispiele anzuführen, wird nicht nötig sein. Blieb doch der Galgen selten längere Zeit leer; oftmals hing eine ganze Anzahl Aufgeknüpfter gleichzeitig im Galgen und blieb dort so lange hängen, bis etwa Verwandte den Leichnam einlösten, oder bis dieser von selbst herabfiel. Noch 1724 war ein Dieb im Mai gehängt, und schon am 22. Dezember war der Leichnam herabgefallen.

Die Galgen standen wohl niemals innerhalb der Stadt, sondern stets in einiger Entfernung vor dem Tore, meist auf einer Höhe als weithin sichtbares Wahrzeichen der Hohen Gerichtsbarkeit. Hier in Lübeck war der Galgen vor dem Burgtore und zwar bis 1794 rechts von der Travemünder Landstraße nahe der Adolfstraße errichtet.

Er bestand bis 1736 in seinem unteren Teile aus massivem Mauerwerk von etwa 11,5 m im Quadrat, das von einer massiven Backsteinmauer von mehr als 17 m Seitenlänge eingefriedigt war. An der Westseite hatte die Mauer eine schmale Eingangspforte von etwa 1 m Breite, die von einem niedrigen Treppengiebel überhöht war. Von der Mitte des Unterbaues führte eine Wendeltreppe auf die durch 4 Ecktürmchen und einen höheren Mittelturm gezierte Plattform; die Ecktürme waren durch starke Balken verbunden, welche den sog. „neddersten Galgen“ ausmachten, außerdem befand sich dort noch ein an den westlichen Balken angelehnter höherer Galgen, aus zwei oben mit Querholz verbundenen Holzständern bestehend, der sog. „höchste Galgen,“ der eine Höhe von rund 10 m hatte. Über der Eingangstür war im Mauerwerk eine Tafel eingelassen, welche die Inschrift hatte: Renovatum 1579, 1595, 1615, 1658, 1682, 1705 und 1751.

Diese Jahreszahlen beziehen sich wohl nur auf die Erneuerung des Holzwerkes. Im Jahre 1736 war das Mauerwerk mit den Türmen innerhalb der Umfassungsmauer abgebrochen und dafür durch den Stadtbaumeister Josef Wilhelm Petrini († 1747) ein einfacher Holzgalgen auf niedrigem gemauerten Sockel wiedererrichtet. Dies neue Machwerk fand nicht allgemeinen Beifall, wie folgende Aufzeichnung von unbekannter Handschrift des 18. Jahrhunderts beweist, die unter die Abbildung des alten Galgens mit den Türmen (Mus. Lub. Nr. 746) geschrieben ist:

> „Dieses ist die Abbildung des vormahligen Lübeckischen Galgens oder Hoch-Gerichtes, wie solches von Steinen vortrefflich und dauerhafft auffgeführt war. Das aber, ohnerachtet solcher biß an's Ende der Welt ohne jemandes Schaden hätte stehen können, wenn nicht die grosse Erfahrenheit und Klugheit des damahligen Baumeisters Petrini und der HH. des Bauhoffes es vor gut angesehen hätten, statt des dauerhafften steinernen, den unvergleichlichen wohl inventirten hölzernen Galgen dahin zu bauen, anderer der Stadt zum großen Schaden und disrespect dabey vorgegangenen Schildburgerstreichen nicht zu gedencken. O der Schande!“

Der so geschmähete hölzerne Galgen blieb dann auf dem alten Platze, bis 1794 die Galgenstätte nach dem sog. Radeberg, auf dem nunmehr alle Arten von Hinrichtungen vollzogen wurden, verlegt ward. Der dort 1794 errichtete Galgen hatte kein Mauerwerk, sondern bestand nur aus drei ins Dreieck gestellten Holzpfeilern, die oben durch Querbalken miteinander verbunden waren.

Im Jahre 1811 wurde mit den anderen Hoheitszeichen durch die Franzosen auch dieser Galgen, bei dessen Errichtung wie bei der seiner Vorgänger ein besonders feierlicher Aufzug stattgefunden hatte, beseitigt und ist auch nach der Wiederbefreiung Lübecks nicht mehr erneuert worden. Denn an die Stelle der

Hinrichtung mittels des Stranges war auch in Lübeck nunmehr ausschließlich die Enthauptung getreten, von der weiterhin noch zu reden ist.

Es wurde eben schon der Radeberg erwähnt; dieser lag links von der Arnimstraße beim Wege nach dem Heil. Geistkamp und war zuletzt unter dem Namen „Köpfelberg" bekannt. Er ist nun gänzlich abgetragen. Auf ihm wurden ehemals alle diejenigen vom Leben zum Tode gebracht, welche verurteilt waren, „geräbert" zu werden. Noch 1704 wurde dort ein Mörder und Kirchendieb gerabebrecht, und 1753 erging über einen Mörder das Urteil, daß er „von unten auf" mit 16 Stößen gerädert, der Leib aufs Rad geflochten und der Kopf oben darauf befestigt werden sollte. Dies war eine der grausamsten Weisen der Hinrichtung, der gegenüber das Rädern von oben herab, wobei dem Verurteilten zuerst Brust und Genick mit dem Rade oder mit dem Hammer zerschlagen wurden, eine wahre Erlösung war. Eine Verschärfung der Strafe war es, daß der Körper in den ältesten Zeiten lebend, später regelmäßig noch der Leichnam auf das wagerecht auf einer Stange befestigte Rad geflochten ward.

Eine weitere Strafschärfung bestand noch darin, daß der Leichnam gevierteilt und vor den verschiedenen Toren der Stadt die Körperteile, aufs Rad geflochten, ausgestellt wurden. Gevierteilt wurde noch 1753 eine Weibsperson, welche einen Postkontoristen ermordet und außerdem den Leichnam schrecklich verstümmelt hatte. Als 1541 ein Mann erst seine Kinder, dann sich selbst getötet hatte, ward sein Leichnam noch auf ein Rad gebunden und samt dem Rade verbrannt. Ein Rad hat sich in Lübeck nicht erhalten; die Sammlung Hamburgischer Altertümer im Johanneum zu Hamburg bewahrt jedoch ein solches, so auch andere Museen.

Noch manch andere Todesstrafe war ehemals üblich, z. B. das Ertränken im Wasser usw., die wir aus schriftlichen Quellen und aus Abbildungen, z. B. den alten Passionalen und Heiligenleben, die hier in Lübeck seit 1492 gedruckt sind, kennen. Doch haben auch sie keine greifbaren Werkzeuge uns hinterlassen.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde. [1])

II.

Unsere Inanspruchnahme der Häuser ging manchmal in recht gewaltsamer Weise vor sich, gutwillig waren nur wenige der Bewohner zum Öffnen zu bewegen. Im Hafen vor der Schiffbrücke lag ein dänischer Kriegsdampfer. Sei es nun, daß die Besatzung des Dampfers erkannt hatte, daß wir in Überzahl waren, oder wollten sie die Stadt schonen, ohne einen Schuß zu tun oder Landung versucht zu haben, fuhr das Schiff ab. Wir waren leider ohne Artillerie und konnten dem Fahrzeug in keiner Weise schaden. Glücklich, daß die Geschichte so glatt verlaufen war, wurde uns seitens der Stadt eine gute Bewirtung zu teil. Abends mußten wir Posten ausstellen gegen Norden, da das Gerücht sich verbreitet hatte, der Feind sei bereits im Anzuge. Am nächsten Tage wurde von unseren Offizieren der Versuch gemacht, anstatt des bisher gebräuchlichen dänischen Kommandos das deutsche einzuführen, welcher aber kläglich scheiterte. Denn obgleich wir ohne Ausnahme

---

[1]) Mit Anmerkungen von Professor Hansen in Flensburg.

deutsch verstanden, saß doch das dänische Kommando noch bei allen zu fest. Die Sache wurde aufgegeben, wenigstens vorläufig.

Unsere Aufgabe in den nächsten 4 Tagen bestand in Ausübung des Vorpostendienstes hauptsächlich in der Gegend von Bau und Krusau. Dann sollten wir durch die 5. Kieler Jäger (die sogen. Lauenburger) abgelöst werden. Bekanntlich hatten sich die bei diesem Korps stehenden eigentlichen Lauenburger geweigert, weiter Dienst zu tun. Dieselben waren bei unserer Ablösung durch das 5. Korps vertreten denn auch bereits entlassen, nicht ohne von ihren bisherigen Kameraden mit allerlei Spitznamen (Kohlplanters usw.) belegt worden zu sein. Teilweise war es bereits zu Tätlichkeiten gekommen. Auch bei uns erregte das Abziehen dieses, unsere Sache verlassenden, etwa 70 Mann starken Haufens große Erbitterung.

Es wurden Stimmen bei uns laut, man müßte die Abziehenden mit Gewalt zwingen, zurückzukehren. Um solchen Gewaltakten vorzubeugen, befahl Major Lange, Halt zu machen; wenigstens ist es uns vorgekommen, als wenn durch diesen Aufenthalt nur unsere übereifrigen Kameraden verhindert werden sollten, den Abtrünnigen noch stärker zuzusetzen, als es bereits von ihren eigenen Korpskameraden geschehen war.

Wieder rückten wir in Flensburg ein und bezogen sogenannte Alarmquartiere. Jeder einzelnen Kompagnie wurde ein Tanzsaal angewiesen. Wir von der 1. Kompagnie glaubten nach dem 4tägigen anstrengenden Vorpostendienst Anrecht auf bessere Einlogierung beanspruchen zu können. Wir weigerten uns deshalb, den uns als Quartier angewiesenen Tanzsaal zu beziehen. Unser damals zum Hauptmann beförderter früherer Leutnant Bassewitz wollte uns in gütlicher Weise bereden, das Quartier zu beziehen. Wir wollten es nicht. Dazu kam, daß auch unser inzwischen neu zugeteilter Adjutant Graf Reventlow die Räume für durchaus unzureichend erklärte. Das Ende war, wir erhielten in der Stadt Logis. Zu unserem allgemeinem Bedauern ging aber infolge dieser Meinungsverschiedenheit unser allverehrter Hauptmann Bassewitz von uns zur 2. Kompagnie zurück.

Unser Dienst auf Vorposten war in letzter Zeit nicht leicht gewesen und unsere Wäsche war nicht mehr besonders sauber. Da von dem Feinde noch nichts Bestimmtes verlautete, glaubten wir nunmehr Zeit zu haben, einmal eine gründliche Wäsche vornehmen zu können. Wir gaben also unsere Sachen in die Wäsche. Aus dem geplanten Wechsel wurde aber nichts; denn schon am folgenden Tage, am 9. April, erhielten wir Befehl, sofort nach der vom Feinde bedrohten Stellung bei Bau abzurücken. Noch nicht weit von Flensburg erhielten wir schon Gegenbefehl zurück nach Glücksburg. Hier hatte der Feind Truppen ans Land gesetzt. Bei unserer Ankunft waren aber dieselben von unserer mittlerweile nachgerückten Infanterie schon zurückgeschlagen.

Während wir durch nutzloses Hin- und Hermarschieren die Zeit verloren, war die Schlacht bei Bau geschlagen, mit dem für unsere Sache so ungünstigen Ausgang. Das 5. Jägerkorps (Kieler) unter Major Michelsen war fast vollständig vernichtet. Bekanntlich auch die heldenmütigen Studenten und Turner. Das 5. Korps war mit dem Tage von Bau aus der Armeeliste gestrichen, ein eigenes 5. Korps ist nicht wieder errichtet, die Überlebenden wurden bei den bestehenden 4 Jägerkorps verteilt.

Während der Schlacht bei Bau waren wir zur Untätigkeit verurteilt, denn bei Glücksburg versuchten die Dänen weiter keine Landung. Nur wurden 2 dänische Matrosen, die von einem Kriegsdampfer als Spione an Land gesandt waren, im Dorfe Bockholm abgefaßt. Durch einen Gefreiten und 2 Mann sollten dieselben nach Flensburg transportiert werden. Unterwegs nahmen die beiden Gefangenen, die allzugroße Sorglosigkeit ihrer Wächter ausnutzend, die Gelegenheit wahr zu

entfliehen. Durch kraftvolle Stöße entledigen sie sich der beiden, ihnen zur Seite gehenden Gemeinen, und bevor sich der Gefreite besinnen konnte, hatte ihm einer der beiden sein Gewehr entrissen und ihn mit seiner eigenen Waffe erschossen.

Wir sollten aber auch doch am Tage von Bau noch etwas von den Dänen verspüren. Am Spätnachmittag von Glücksburg nach Holnis beordert, hatten wir mit daselbst gelandeten Dänen ein heftiges Gefecht. Die Dänen bedrängten uns recht stark. Meine 1. Kompagnie wurde in der Dunkelheit von unserm Korps getrennt. In einem Dorfe Angelns kamen wir schließlich ins Quartier, durften aber weder Waffen noch Gepäck ablegen. Eine aus 3 Mann bestehende, uns zugeteilte Dragoner-Patrouille meldete denn auch bald den Anmarsch des Feindes. Major Lange, der bei uns war, befahl, wir sollten uns zur besseren Verteidigung des Dorfes in die Häuser verteilen. Der Feind kam aber nicht. Aus den Häusern mußten wir wieder hinaus und dann auf dem großen Dorfplatz ein Karree formieren. Der Feind, den wir dicht vor dem Dorfe bemerken konnten, wagte keinen Angriff. Wahrscheinlich hat er sich bei Abschätzung unserer Stärke getäuscht. Die Dänen sollen in sehr bedeutender Überzahl gewesen sein, und es wäre uns bei einem ernsthaften Angriff des Feindes mit unserer einen Kompagnie wahrscheinlich sehr übel ergangen. Unser Bleiben in dem Dorfe war aber infolge fortgesetzter Beunruhigung nicht angebracht, wohl oder übel mußten wir weiter südlich. Wir marschierten, da wir auf keine Unterstützung oder Aufnahme seitens eines Truppenteils unserer Armee rechnen konnten, bis nach Missunde zurück. Bei Missunde trafen wir auf die dort liegende Fähre. Diese wurde zum Übergang über die Schlei benutzt, auf der südlichen Seite der Schlei aber festgelegt, um den Feind am Verfolgen zu hindern. Weiter südlich ging es bis nach Kosel, wo wir uns nach langer Zeit einmal gründlich satt essen konnten. Etwa um 4 Uhr nachmittags am 10. April kamen wir dort todmüde an. Rast gab es aber auch hier noch nicht, denn aus Eckernförde kam die Nachricht, der Feind sei dort gelandet. Infolge dessen mußten wir in der Nacht weiter bis Hütten und Ascheffel. Wir waren mit unserer 1. Kompagnie noch immer von allen Verbindungen mit unsern Kameraden abgeschnitten. Bei diesem Nachtmarsch trafen wir eine Freischar, die erste, welche uns zu Gesicht kam. Unsere Begegnung war gerade nicht sehr freundschaftlich. Wir regulären Truppen hatten überhaupt nicht viel mit den, vielfach aus zweifelhaften Elementen bestehenden sog. Freischaren im Sinn. Man muß einen Unterschied machen zwischen Freischar und Freikorps. Letztere haben gewiß unserer Sache sehr wesentliche Dienste geleistet, waren auch im Gegensatz zu den Freischaren militärisch organisiert und von tapferen Leuten befehligt. Für die sog. Freischaren hatten wir aber nicht viel übrig. Wir kamen nach Ascheffel. Dort erstatteten 3 Bauern bei unserem Major Meldung, daß die Dänen schon südlich von uns eine Postenkette ausgestellt hätten. Wir waren also nach dieser Meldung vollständig abgeschnitten.

Unsere beiden einzigen bei uns sich befindenden Offiziere, Major Lange und Adjutant Graf Reventlow, ritten mit den 3 Bauern auf Kundschaft aus. Sie blieben sehr lange fort. Schon waren wir uns einig, auf eigene Faust uns Durchgang nach Süden zu bahnen, als die Herren zurückkamen. Sie hatten vom Feinde nichts bemerkt. Wir blieben denn auch vollständig unbehelligt.

Am Morgen des 11. April ging es immer weiter südlich, bis wir Sehestedt erreichten. Dort trafen wir denn endlich unsere Kameraden. Wir wurden einquartiert in Alt-Wittenbek. Wie schon erzählt, hatte unser bisheriger Hauptmann v. Bassewitz infolge von Meinungsverschiedenheiten in betreff der Quartiere in Flensburg unsere Kompagnie verlassen, und waren wir bis dahin noch von Major Lange befehligt. Dieser wurde jetzt Abteilungskommandeur und mußte uns ver-

lassen. In Alt-Wittenbek erhielten wir nun einen neuen Hauptmann. Derselbe war ein echter Bayer und sehr diensteifrig. Sein Name ist mir leider nicht bekannt geworden, da er uns nur kurze Zeit führte und bereits in der Schlacht bei Schleswig am Ostersonntag fiel.[1])

Wie bemerkt, war unser neuer Hauptmann sehr diensteifrig. Am Tage nach seinem Dienstantritt wurden wir gleich zum Exerzieren befohlen. Es war am Gründonnerstag. Unsere Kameraden lagen ruhig in ihren Quartieren. Seitens unserer Offiziere wurde dem Herrn Hauptmann bedeutet, der Gründonnerstag sei hier ein wichtiger Feiertag. „Nun, dann auf morgen". Wie ihm gesagt wurde, der stille Freitag würde noch viel höher gehalten, entließ er uns mit den Worten: „Na, dann ist es wohl bei Euch jeden Tag Sonntag".

Das Schlimmste war, daß unser Hauptmann ein für uns völlig unverständliches bayrisches Deutsch sprach. Dies führte zu vielen Mißverständnissen. Nachdem wir am Sonnabend nach Ottendorf umquartiert waren, mußten wir früh am Ostersonntag, den 23. April, nach Schleswig abrücken. Nachmittags etwa um 4 Uhr langten wir bei Bustorf an. Das Dannewerk war schon von der preußischen Garde erstürmt. Auch wir wurden sofort ins Gefecht geführt. Die preußische Brigademusik spielte uns hinein. Das erste uns begegnende war ein strammer preußischer Gardist, der sich aus dem Gefecht zurückzog. Ihm war nämlich ein Ohr abgeschossen, das Blut lief nur so herunter. Er begrüßte uns mit den Worten: „Nun man frisch druf, Kameraden, noch ist das Hundezeug da! Een Ohr ist schon weck, dat andere hab ik noch".

Die von uns eingeschlagene Straße führte durch einen Wald und war dänischerseits stark besetzt. Inzwischen war der Prinz von Noer mit seinem Stabe bei uns eingetroffen. Er befahl sofort energisch anzugreifen, und Straße und Wald zu säubern. Wir von der 1. Kompagnie sollten da die Spitze nehmen. Unser früherer Kompagniechef, jetziger Abteilungskommandeur Major Lange, der noch immer an seiner alten 1. Kompagnie hing, bedeutete dem Prinzen, daß die Kompagnie ihren Hauptmann nicht verstehen könnte.

„Nun, dann nimmt die zweite Kompagnie die Spitze, und die erste schließt sich an", meinte der Prinz. — Aber wie der Blitz sprang unser Hauptmann vor den Prinzen hin und sagte: „Ich bin Führer der 1. Kompagnie und beanspruche die Ehre, die mir zukommt!" Da half es nichts, wir mußten mit ihm ins Gefecht.

Die Straße war denn auch bald vom Feinde rein. Die Dänen leisteten wenig Widerstand. Um aber unsere zweite Aufgabe, das Gehölz zu säubern, erfüllen zu können, mußten wir eine, zwischen Straße und Gehege liegende Wiese überschreiten. Ohne Zögern wurde der Angriff begonnen. Der Hauptmann voraus und wir in Kompagniekolonne hinterher. Mit Gewehrfeuer wurden wir beim Betreten der Wiese empfangen. Aus unserer Mitte wurden Rufe laut: „Will denn de Kerl (der Hauptmann) nich schwärmen laten"? Wir boten ja in unserer festgeschlossenen Masse dem Feinde einen trefflichen Zielpunkt. Nichts von Ausschwärmen wurde befohlen, und wir hatten erst Deckung, als wir den Knick, der Gehölz und Wiese trennte, erreicht hatten. In der Wiese ließen wir leider 17 Tote und Verwundete. Auch das Holz war bald genommen. Auf der andern Seite des Holzes lag eine lange, schmale Koppel. Diese wimmelte geradezu von auf der Flucht befindlichen Dänen. Die meisten kamen glücklich über den zweiten Knick. Wir folgten über die erste Koppel, und beim zweiten Knick angelangt, wollten wir natürlich

[1]) Es war der Sekonde-Leutnant Wilhelm Waldmann aus Bayern. (Nach Riese, Namentliches Verzeichnis der Toten und Invaliden usw. der schleswig-holsteinischen Armee. Kiel 1852.) Daß ein Leutnant eine Kompagnie befehligte, war bei dem damaligen Mangel an Offizieren wohl nichts Ungewöhnliches. Hansen.

hinter dem frisch aufgegrabenen Wall Deckung suchen. Von dieser sicheren Stellung aus hätten wir den dänischen sog. Kastelljägern, die unsere Gegner waren, arg zusetzen können. Es kam aber anders. Bekanntlich trugen in der ersten Zeit des Krieges Dänen und Schleswig-Holsteiner eine und dieselbe Uniform. Unser Hauptmann glaubte nun in den Fliehenden Leute von seiner Armee vor sich zu haben. Vergeblich machten wir ihn aufmerksam auf seinen Irrtum: „Herr Hauptmann, es sind Dänen"! „Ach was, es sind unsre eigne Leit! Ihr seid feig, wollt Ihr rieber oder ich stech' Euch durch." Mit diesen Worten sprang er über den Wall, von ungefähr 30 Mann, unter denen auch ich war, gefolgt. Sofort erfolgte dänischerseits eine Salve, und als erster stürzte der Hauptmann tot zusammen. — Der bei dem Hauptmann befindliche Hornist Detleffsen sprang mit den Worten: „Hier hol de Deuwel dat ut!" auf die andere Seite des Walles zurück, bevor noch der Feind Zeit genug zu einer zweiten Salve hatte.

Von uns warfen sich einige platt zur Erde, andere auch in den Wallgraben, um Deckung zu haben. Inzwischen waren aber auch unsere auf der andern Seite sich befindenden Kameraden nicht müßig gewesen, und die Dänen wichen vor unseren, für damalige Verhältnisse sehr weittragenden, gezogenen Büchsen mit großem Verlust zurück. Unter Führung eines Leutnants und eines Feldwebels waren wir bis abends 10 Uhr im Gefecht. Ermüdet lagerten wir an der von uns genommenen Straße im Wallgraben. Zu tun gab es für uns nichts mehr, nur unsere Artillerie beschoß noch den fliehenden Feind. Zu essen hatten wir an dem ganzen heißen Tage nichts bekommen. Mancher Kamerad war gefallen. Mein Nebenmann, ein Jäger namens Thode, hatte mir am Morgen gesagt: „Ach, Huß, ik woll, wi weern dissen Dag dör. Ik warr hüt fall'n. Ik harr so 'n Ahnung, as wenn ik ut den Krieg nich torügg käm'n ded, darüm heff ik mien Familie un mien Brut ok gliek för ümmer Adjüs seggt." Er wurde denn auch im Laufe des Tages an meiner Seite erschossen. [1])

Spät in der Nacht kam der Prinz von Noer in Begleitung des Herzogs von Augustenburg zu uns. Bei unserer Kompagnie machten beide Halt. Trotz unserer Müdigkeit mußten wir antreten. Der Prinz fragte: „Wo sind denn die Herren Offiziere?" Wir mußten ja leider melden, der Hauptmann sei gefallen. „Nun, dann führen die Herren Leutnants die Jäger unter Dach, denn (zu uns gewandt) Ihr habt Eure Sache gut gemacht, und dort auf dem Hofe sollt Ihr alle Quartier haben!" Wir hatten es uns aber erst eben in den Stallungen des Gutes im Stroh bequem gemacht, als Infanterie bei uns ankam von der Brigade Baudissin. Denen war ebenfalls dort Quartier angewiesen. Die Mehrzahl unserer Kameraden ließ sich denn auch auf eine Räumung ein; ich und etwa 30 Kameraden blieben ruhig liegen und machten die Infanterie glauben, daß wir ebenfalls Infanteristen wären, — eine Notlüge, die in Anbetracht unserer Müdigkeit wohl zu verzeihen war. In der folgenden Nacht blieben wir unbehelligt. Am andern Morgen wurde aber die Sache ungemütlich. Wir stachen denn doch in unserer grünen Uniform gegen die blaue der Infanteristen gar zu sehr ab. Baudissin, dem die Geschichte bekannt geworden war, schalt tüchtig und sandte uns zur Strafe sofort auf Vorposten. Wo unsere Leute einquartiert waren, bekamen wir nicht zu wissen. Wir glaubten sie in Schleswig. Unser Vorpostendienst war ganz und gar unwichtig. Seit dem 22. April hatten wir nichts zu wissen bekommen. Baudissins Leute kochten in aller Ruhe ab und ließen es sich wohl sein, wir erhielten nichts. Mit uns in gleicher Verdammnis war ein Unteroffizier von unserer Truppe. Wir baten denselben, zu gestatten, daß wir in kleinen Gruppen eine in der Nähe liegende Wirtschaft, genannt „Taterkrug," aufsuchten. „Ich muß

---

[1]) Riese, S. 6: Hans Hinrich Thode aus Melsdorf, Gut Quarnbek. Hansen.

selbst hungern," brummte er. Schließlich aber übermannte der Hunger die Disziplin und suchten wir denn in Abteilungen von 2—3 Mann den Krug auf. Es gab dort warmen Kaffee und Brod dazu, für uns ausgehungerte Leute eine herrliche Mahlzeit. Um 10 Uhr vormittags etwa wurden wir auf Vorposten abgelöst. Bald kam auch einer unserer Gefreiten, um sich nach den Nachzüglern umzusehen. Die erste Frage lautete natürlich: „Wo sind unsere Kameraden?" Die lagen anstatt, wie wir glaubten, in Schleswig, in einem großen Dorfe namens Schuby, waren mit Suppe und anderen guten Sachen vortrefflich verpflegt worden, während uns nichts Gutes widerfahren war. Unsere zweite Frage war, ob uns schon ein neuer Hauptmann zugeteilt sei. Ja, wir hätten bereits einen und zwar einen von der preußischen Garde. Mit Vergnügen und in der Hoffnung, unter Obdach zu kommen und einmal wieder warmes Essen zu erhalten, folgten wir dem Gefreiten nach Schuby. Dieses ist ein stattliches Dorf mit einem großen freien Platz inmitten desselben. Bei unserer Ankunft stand unser Korps bereits marschfertig auf diesem Platz. Uns Nachzüglern wurde durch Wink bedeutet, in einiger Entfernung stehen zu bleiben. Der Gefreite erstattete Meldung, worauf der sich in gleicher Lage mit uns befindende Unteroffizier zum Hauptmann gerufen wurde. Was der Hauptmann mit diesem verhandelt, konnten wir nicht verstehen; gute Worte waren es aber nicht. Wir hofften doch jedenfalls Essen zu erhalten. Endlich kam der Unteroffizier zu uns zurück mit einem sehr verdrießlichen Gesicht. Ungefähr 30 Schritt hinter ihm folgte unser jetziger Hauptmann. Bei uns angelangt, kommandierte der Unteroffizier: „Augen links!" Der preußische Gardeoffizier begrüßte uns mit einem „Guten Morgen, Jäger!" Da er uns noch nicht als Hauptmann vorgestellt war, erwiderten wir einfach: „Guten Morgen!" „Also Ihr seid Nachzügler von gestern?" redete er uns an. „Ich bin jetzt Euer Hauptmann und Kompagniechef. Wäre ich es schon gestern gewesen, hätte ich Euch alle mit Arrest bestrafen lassen. Für heute nehmt Ihr die Spitze auf Wanderup, rechts und links vom Gros als Seitenplänkler." Das war eine böse Bescherung. Essen gab's natürlich wieder einmal nicht für uns. Spät abends kamen wir in Wanderup an. Alles war von Militär vollgepfropft. Unser früherer Kapitän, jetzt Major Lange traf uns dort. „Leute," sagte er, „seht zu, wie Ihr unter Dach kommt; hier liegen 15000 Mann." Ich kam mit vielen anderen in ein großes Bauernhaus. Auf dem Herde stand ein großer Kessel mit gekochter Grütze. Löffel hatten wir nicht, mit allen zehn Fingern wurde zugelangt, um nur den gröbsten Hunger zu stillen. Weiter gab es an diesem Tage auch noch nichts. Kaum hatten wir uns zum Schlafen niedergelegt, als eine Abteilung Preußen kam. „Die Holsteiner sollen raus, hier sollen wir Quartier haben!" Damit begrüßten sie uns. Wir gingen selbstverständlich höchst ungern, räumten aber doch das Haus. Mißmutig gingen wir nach dem Dorfplatz. Dort war noch immer Major Lange. Er wunderte sich, uns nochmals ohne Obdach zu sehen, und sandte uns auf der Stelle zurück mit dem Befehl, die Preußen hinauszuwerfen. Zum Glück räumten aber diese das Haus gutwillig. Die meisten unserer Armee hatten die Nacht draußen zubringen müssen. Am nächsten Morgen bekamen alle Truppen zwei Stunden Zeit zum Abkochen. Proviant wurde uns geliefert, Feuerung sollten die Einwohner uns geben. Bereitwilligst wurde uns Brennmaterial zur Verfügung gestellt, nur der Gastwirt machte, obgleich er Torf genug hatte, Einwände.

Bei dem entstandenen Wortwechsel wurden einige von unseren Offizieren aufmerksam. Einer meinte: „Leute, zum Faseln ist keine Zeit; will Euch der Mann gutwillig keine Feuerung verabfolgen, dann nehmt sie da, wo sie liegt." Viele von uns waren bereits recht erbittert, und es wurde nun so ziemlich der ganze Torfstall demoliert. Jetzt wollte der Wirt aber auch keine Getränke mehr ver-

kaufen; hier wurde ebenfalls Gewalt gebraucht. Dem Manne war infolge seines unsinnigen Widerstandes ein beträchtlicher Schade zugefügt.

Von Wanderup sollten wir urspr̈glich nach Westen abschwenken, um nach den Plänen der Heeresleitung den Feind in der Flanke fassen zu können. Ein Königliches Gehege wurde uns als Biwakplatz angewiesen. Im Glauben, längere Zeit hier liegen zu müssen, bauten wir uns bequeme Hütten. Kaum mit dem Bau derselben fertig geworden, gab es Marschordre nach Flensburg. Mit unserer Truppe zog der Herzog von Augustenburg. Vor dem Einzug in die Stadt ließ der Herzog Halt machen. Er hielt eine Ansprache, in welcher wir ermahnt wurden, an den Bürgern der Stadt Flensburg keine Rache zu üben. Teilweise hatten sich nämlich Flensburgs Bürger während und nach der Schlacht von Bau sehr fanatisch dänisch gesinnt gegen uns gezeigt. Man sagte sogar, einzelne Bürger hätten auf schleswig-holsteinische Soldaten geschossen.[1]) Ein Wunder war es darum nicht, wenn wir nicht mit sympathischen Gefühlen Flensburg wieder betraten. Bei unserem heutigen Einzuge zeigte sich jedoch ein wesentlich anderes Bild. Aus vielen Fenstern wurden wir durch Schwenken weißer Tücher begrüßt. Dies veranlaßte den Herzog, ironisch gegen uns gewandt, auszurufen: „Die Leute scheinen hier alle recht deutsch zu sein!" Unser Bleiben war auch diesmal für Flensburg nur bis zum folgenden Tage bemessen. Es ging gleich weiter nach Norden.

Auf dem Marsch nach Hadersleben begriffen, begab sich unser Herr Hauptmann v. Schöning, mit dem wir in Schuby unter so eigentümlichen Umständen bekannt geworden waren, mit den uns zum Aufklärungsdienst beigegebenen 3 Dragonern behufs Rekognoszierung in die Umgegend. Auf der Chaussee nach der Stadt begegneten sie einer 3 Mann starken Dragonerpatrouille der Dänen. Sofort wurden diese angegriffen. Einer der Dänen entkam, 2 brachten unsere Leute als Gefangene ein. Unsere Avantgarde hatte die Verfolgung des Feindes bis dicht vor Hadersleben unternommen. Leider konnte den Dänen kein wesentlicher Schade zugefügt werden, denn der vom Oberkommando ausgegebene strikte Befehl lautete: „Die Dänen sind in Hadersleben hineinzuwerfen, aber nicht weiter zu verfolgen." Unsere 3. Kompagnie hatte sich allerdings in der Hitze der Verfolgung zu nahe an die Stadt gewagt. Auf der Brücke, die über eine südlich von der Stadt fließende Aue führt, war der Führer der 3. Kompagnie, Hauptmann Sandra,[2]) schwer verwundet liegen geblieben. Wir von der ersten Kompagnie betrachteten es als Ehrenpflicht, den allgemein geschätzten Offizier vor dänischer Gefangenschaft zu retten. Es gelang uns auch, aber unter schweren Opfern; von unserer Kompagnie wurden 11 Mann schwer verwundet. Nun muß noch erzählt werden, daß unser in der Schlacht bei Schleswig gefallener bayrischer Hauptmann uns einen Teil der uns zukommenden Löhnung nicht ausbezahlt hatte, wahrscheinlich aus Unkenntnis der Verhältnisse. Dieser Teil wurde uns später ausbezahlt. Unser Hauptmann v. Schöning, der bei uns sich sehr beliebt gemacht hatte durch seine Tüchtigkeit und Leutseligkeit, schlug nun vor, dieses Geld zum besten der 11 Verwundeten herzugeben. Der Herr Hauptmann spendete aus seiner Tasche 10 Thaler dazu; unsere zurückbehaltene Löhnung betrug pro Mann 1 Banktaler. Es kam somit eine hübsche Summe zusammen, und wir gaben es gern.

In der Nacht wurden wir still geweckt. Die 4. Kompagnie unseres Korps unter Hauptmann Heyde war schon zu Wagen weg. Der Feind hatte nämlich die Stadt in der Nacht ganz still verlassen, um nach Norden zu entkommen. Unsere Avantgarde erreichte die Dänen bei Thomashuus, wo sich ein hitziges Gefecht

---

[1]) Eins der vielen falschen Gerüchte jener Zeit. Hansen.
[2]) Hauptmann v. Sandrart (Moltke, Gesch. d. Krieges gegen Dänemark 1848/49, S. 209.)

entspann. Wie wir später erfuhren, waren preußische Abteilungen kommandiert, den Feind von Jütland abzuschneiden und somit im Rücken zu fassen, während wir den Frontangriff auszuführen hatten. Schade, daß die Preußen um etwa 2 Stunden zu spät an ihrem Bestimmungsort waren, sonst wäre wohl dem ganzen Kriege ein frühes und für unsere Sache ruhmvolles Ende beschieden gewesen. Meine Kompagnie war bei dem Gefecht bei Thomashuus nicht beteiligt. Wir wurden späterhin in die Vorpostenkette eingestellt, die bis Wonsild sich erstreckte, und auch, als es schien, daß die Dänen sich viel weiter, als bisher angenommen war, zurückgezogen hatten, vielfach zum Kundschafterdienst verwendet.



Sagen und Sagenhaftes von Föhr. IV.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

14. Die Odderbaanki bei Dunsum.

In der Nähe des Dorfes Dunsum befand sich ehemals ein tiefes Loch im Boden, welches zwölf Odderbaanki gemacht haben sollten, um darin zu wohnen. Oftmals verwandelten sie sich in Kröten[1]) und krochen in die Häuser und naschten von dem verschütteten Bier oder der Milch, und man ließ ihnen gerne gewähren, wußte man doch, daß es Odderbaankis waren.

Einst war eine alte geizige Frau, die ihnen die Überreste nicht gönnte, und als eine Kröte in ihr Haus kroch, nahm sie einen Besen und schlug das Tier tot. In der Nacht darauf hörte man draußen in der Marsch lautes Gebrüll des Viehes, und als man am andern Morgen hinauskam, da lag sämtliches Vieh der betreffenden Frau tot. Die Odderbaanki hatten so den Tod ihres Genossen gerächt.

Nach dieser Zeit hatten die Zwerge viele Jahre lang Ruhe, und man schützte die Kröten, soviel man konnte. Einmal aber war ein Mann unachtsam und zertrat einer Kröte ein Bein. Die Rache blieb nicht aus; denn am andern Morgen fand er sein bestes Pferd tot in seiner Fenne liegen. Seit der Zeit fürchtet jeder, den Kröten wehe zu tun.

15. Die Metallsucht der Odderbaanki.

Die Odderbaanki liebten Metall über alles, namentlich wenn es blinkte und glimmerte. Legte man am Abend ein Stück blankes Eisen oder eine blanke Münze auf einen Hügel, so war dasselbe am andern Morgen verschwunden: ein Odderbaanki hatte es genommen.

16. Der letzte Odderbaanki.

Am längsten sollen sich die Odderbaanki in den Bergen bei Hedehusum aufgehalten haben; der letzte derselben war ein tüchtiger Schmied. Wenn eine Pflugschar stumpf oder sonst ein eisernes Gerät schadhaft geworden war, so brauchte man nur damit hinaus auf einen Hügel zu gehen, es dort hinzulegen mit einem Schilling darauf, so war am andern Morgen der Schaden kuriert, alles schön

---

[1]) Es dürfte wohl wenig Gegenden geben, wo die Kröten so zahlreich sind, als auf den Nordseeinseln, besonders auf Föhr. Da die Häuser der alten Bauart keine höher gelegte Türschwelle hatten, so krochen sie gerne in die Häuser hinein. Auch die mit Heidekraut bedeckten Hünengräber beherbergen immer eine große Menge von Kröten, die oft wei[t] in den Hügel sich hineingraben.

blank und neu, aber das Geldstück war fort. Wenn man aber versäumte, ein Geldstück mit hinzulegen, sei es aus Nachlässigkeit oder Geiz, so fand man am andern Morgen das Gerät unverändert, nur darauf einen großen Haufen von Unrat, den der rachsüchtige Zwerg darauf gesetzt hatte.

17. Das Verschwinden der Odderbaanki von Föhr.

Die Odderbaanki haben von jeher auf Föhr gelebt, auch als das Christentum Eingang fand, wurde ihre Zahl nicht geringer; doch als die Reformation eingeführt wurde, war es ihnen hier nicht mehr geheuer, in großen Scharen eilten sie westwärts über den Deich in die Nordsee.

18. Die Überfahrt der Odderbaanki nach Amrum.

In einer stockfinsteren und stürmischen Nacht wurde einst der Fährmann, der mit seinem alten Boote die Verbindung zwischen Föhr und Amrum besorgte und der in Utersum ein altes, halbverfallenes Haus besaß, durch starkes Klopfen aus dem Schlafe geweckt. Als er heraustrat, konnte er nichts sehen, aber eine dünne Stimme fragte ihn, ob er einige Passagiere nach Amrum übersetzen wolle. Der Fährmann sagte kurz: „Bei diesem Wetter nicht.“ Die Stimme aber erscholl wieder: „Fahre nur zu, es soll euer Schaden nicht sein, und mit uns sinkt das Boot nicht!“ Nach langem Überlegen beschloß der Schiffer endlich, die Fahrt zu wagen, und ging hinauf, wo er sein Boot angebunden hatte.

Schon lange, bevor er sein Boot erreicht hatte, hörte er gedämpftes Stimmengewirr und dazwischen lautes Poltern im Boote. Als er dasselbe erreicht hatte, fand er das Boot schon so voll von kleinen Odderbaanki, daß er selbst kaum noch Platz finden konnte. Nachdem er die erste Ladung glücklich nach Amrum übergeschifft hatte, kehrte er zurück und setzte so die ganze Nacht von den kleinen Leutchen über. So wie die Insel Amrum erreicht war, verließen immer alle, auch die letzten, ganz eilig das Boot und verschwanden ohne ein Wörtchen des Dankes. Mißmutig über diesen Undank kehrte der Schiffer heim, band sein Boot an und ging nach seiner Wohnung. Doch als er zur Tür hineingehen wollte, stieß sein Fuß gegen einen Gegenstand, und als er sich bückte, fand er einen Hut, der mit lauter Goldstücken gefüllt war. Denn jeder Zwerg hatte die Überfahrt mit einem Goldstück belohnt. Der Schiffer war jetzt reich für sein Lebtag und konnte jetzt täglich zu seinem Vergnügen umhersegeln.

20. Über Mondbälken oder Muunbälkchen.

Früher gab es auch Muunbälkchen, das waren kleine Männlein, die besonders des Abends bei Mondschein oder in Finsternis umherschlichen und kleine Kinder zu greifen suchten, die sie dann mitnahmen. Man sagt deshalb auf Föhr noch immer zu Kindern, die zu spät draußen laufen, die Muunbälkchen könnten kommen, sie zu holen.

21. Die Leuchtermännchen.

Auch die Leuchtermännchen waren Zwerge, ähnlich wie die Odderbaanki; sie trieben ihr Wesen hauptsächlich des Nachts in einsamen Tälern und Niederungen, die mit Wasser bedeckt waren, so namentlich bei den Dörfern Hedehusum und Witsum. Hier konnte man des Nachts manchmal die Leuchtermännchen mit den winzig kleinen Laternen sehen, wie sie über das Feld und durch das Gras huschten. Sie taten niemand etwas zu leide, doch ging man ihnen gerne aus dem Wege.



Fünf Volkslieder. I.

Aufgezeichnet in Dithmarschen und Stapelholm.

Von Heinrich Carstens.

1. Eduard und Isabelle.

1. Eine Heldin wohlerzogen,
mit Namen Isabell;
|: sie schoß mit Pfeil und Bogen
so gut als Wilhelm Tell. :|

2. Ein Ritter jung von Jahren,
mit Namen Eduard,
|: der sich beim Ritterspiele
in sie verliebet hat. :|

3. Er schenkt ihr Papageien,
gekauft zu Hildesheim;
|: er schenkt, sie zu erfreuen,
den schönsten Wachtelhahn. |:

4. Er kauft ihr in der Stille
den schönsten Ritterstrauß;
|: doch nichts bricht ihren Willen,
sie schlug ihm alles aus. :|

5. „Fahre hin, du Stolze, du Spröde,
dein Stolz wird dir gereun;
noch eh' ich tot sein werde,
wirst du noch Tränen wein."

6. Einst ritt sie eine Strecke
als Jäger verkleidet ins Holz;
|: da erblickt' sie in einer Ecke
einen Bären voll ernstem Stolz. |:

7. Schnell wie vom Blitz ergriffen
naht' sich das kühne Weib,
|: und schoß mit einem Pfeile
das Untier durch den Leib. :|

8. Das Roß mag meiner warten,
eilt schnell zum Bären hin;
|: da erblicket sie Eduarden
in Bärenhaut gehüllt. :|

9. Er konnte kaum mehr sprechen,
sein Auge bedeckte ein Flor,
|: und noch im Todesröcheln
warf er ihr Unrecht vor. :|

10. Sie weinet, sie klaget, sie jammert,
rauft sich die Haare aus,
|: setzt sich aufs Roß und jaget
halb tot und bleich nach Haus. :|

11. Sein Leichnam ward zur Stelle
der kühleren Erde vertraut,
|: und eine finst're Zelle
ward auf sein Grab gebaut. :|

12. Kaum nach Verlauf vier Wochen
von Gram und Schmerzen verzehrt,
da begrub man ihre Knochen
zum Staube des Eduard.

Diese offenbar aus dem Süden eingewanderte Ballade wird in Dithmarschen viel gesungen. Ich habe sie aufgezeichnet nach dem Diktat des Herrn J. J. Broders in Lunden. Eine fast mit obigem Liede übereinstimmende Fassung findet sich in E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, II. Teil, S. 294 ff. Das Lied wird auch nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Fr. L. Krause in Wien von den Schwaben im Banat gesungen. Vergl. ferner die Lesarten aus Mecklenburg im Ur-Quell IV, S. 71 u. 72 und Weibersbrunn S. 145.

2. Die Räuberbraut.

1. In einem Städtchen in einem tiefen Tale,
da saß ein Mädchen an einem Wasserfalle,
|: das war so schön, so schön wie Milch und Blut,
von Herzen war sie einem Reiter gut. :|

2. Armes Mädchen, du dauerst meiner Seele,
dieweil ich muß in eine Räuberhöhle;
|: mit mir kannst du ja niemals glücklich sein,
weil ich muß in den tiefen Wald hinein. :|

3. Nimm diesen Ring, und sollt' dich jemand fragen,
sprich: Eines Räubers Hand hat ihn getragen,
|: der dich geliebet hat bei Tag und Nacht
und der so viele Menschen umgebracht. :|

4. Geh' nach der grünen, grünen Wiese,
da gibt's der Männer gar zu viele,
|: mit denen du dereinst kannst glücklich sein,
ich aber muß in'n finstern Wald hinein. :|

5. Bald darauf, da sah man Schwerter blitzen,
der Räuberhauptmann kämpfte an der Spitzen,
|: sie gruben ihm ein Grab in kühler Erd'
und senkten ihn hinab mit seinem Schwert. :|

6. Die Räuberbraut, die ihn so treu geliebet,
ja, diese Nachricht hat sie sehr betrübet;
sie weinte manche heiße Träne drauf,
und aus den Tränen wuchs ein Blumenstrauß.

Von J. Coltzau jun. aus Delve, Str. 4 von J. Behrens aus Dahrenwurth. — Varianten: Str. 1, V. 1 u. 2: In einem kleinen Tale stand ein Mädchen an einem Wasserfalle; Str. 2, V. 1: holdes Mädchen; V. 4: finstern Wald.

3. Eduard und Lina.

1. In des Gartens dunkler Laube
saßen beide Hand in Hand,
Ritter Eduard mit seiner Lina
schlossen dort ein festes Band.

2. Liebste Lina, sprach er tröstend,
Liebste, laß dein Weinen sein;
denn eh' die Rosen wieder blühen,
werd' ich auch wieder bei dir sein.

3. Und er ging wohl in den Kampf
fürs geliebte Vaterland;
er gedacht' an seine Lina,
wenn der Mond am Himmel stand.

4. Und kaum war ein Jahr verflossen,
eh' die Rosenknospe brach,
schlich sich Eduard in den Garten,
wo er sie zuletzt noch sprach.

5. Und was fand er statt der Rose?
Eines Hügels Leichenstein,
und in Marmor stand geschrieben:
Lina ist jetzt nicht mehr dein.

6. Nun stand er betrübt und traurig:
Ist das denn mein verdammter (verdienter) Lohn?
Ich, dein Geliebter, bin gekommen,
und du ruhst im Grabe schon?

7. Und er ging wohl in ein Kloster,
legt' Schwert und Panzer ab.
In des Kirchhofs düstern Mauern
grub ein Mönch ihm bald sein Grab.

In Dithmarschen und Südschleswig überall bekannt. — S. die Lesarten aus Mecklenburg „Am Ur-Quell" IV, S. 71, und Wiesen- und Weibersbrunn daselbst S. 144, 145.

Mitteilung.

2. **Fadenwurzelige Segge, Carex chodorrhiza** Ehrh., in Holstein. Zu den seltensten Pflanzen Schleswig-Holsteins gehört Carex chodorrhiza Ehrh. Die Segge ist in früherer Zeit einige Male in der Provinz gefunden worden. In seiner „Kritischen Flora der Provinz Schleswig-Holstein usw." hat Herr Dr. Prahl die auf das Vorkommen dieser Pflanze bezüglichen Angaben zusammengefaßt. Durch Exemplare belegt sind die Standortsangaben: 1. Pünsdorf bei Itzehoe (Exemplare in Noltes Herbar von 1817). 2. Süseler Moor bei Eutin (Nolte 1821). 3. Ausacker Moor in Angeln (Hansen 1829). Zu diesen drei Angaben tritt als ebenfalls sicher hinzu die von Sonder bei Ahrensburg (Sonder, Flora Hamburgensis S. 483). Ferner ist die Pflanze angegeben worden 1. von Thun bei Trittau und Segeberg, 2. von Nolte bei Langenlehsten im östlichen Lauenburg und für den Priwall bei Travemünde. Die Thunschen Angaben haben sich zum Teil als falsch herausgestellt und sind daher auch die über das Vorkommen von C. chodorrhiza gemachten zweifelhaft. Bei Langenlehsten mag sich die Pflanze sehr wohl gefunden haben, kann dort auch jetzt noch sich finden. Ein Irrtum Noltes ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil er vorher Exemplare bei Süsel gesammelt hatte. Auffällig ist jedoch die Angabe vom Priwall, einer sandigen, sehr trockenen Halbinsel gegenüber Travemünde. An allen angegebenen Standorten ist die Pflanze seit langen Jahren nicht mehr gefunden worden, im Ausacker Moore, dem letzten sicheren Standorte, nicht seit 1862. Infolgedessen hat man seit langer Zeit geglaubt, daß die Pflanze aus dem Gebiet verschwunden sei. Herr Dr. Prahl sagt schon in der 1. Auflage seiner Schulflora von Schleswig-Holstein (1888) zu den Angaben über das Vorkommen von Carex chodorrhiza: „ob noch?" In der Synopsis von Ascherson und Graebner (Synopsis der mitteleuropäischen Flora) wird II. 2 S. 23 die Pflanze als in Schleswig-Holstein, Hannover, Niedersachsen, Mecklenburg und Pommern, also als im *ganzen nordwestlichen Deutschland, verschwunden bezeichnet.* — Am 7. Juli d. J. führte mich eine Exkursion in das Sumpfgebiet des Ahrensfelder Teiches südlich von Ahrensburg. Schon nach kurzem Suchen fand ich auf einem Sphagnumsumpf eine geringe Menge einer von mir lebend noch nicht beobachteten Segge, die ich für C. chodorrhiza halten mußte. Die nähere Untersuchung bestätigte das. Zeitmangels halber konnte ich den Sumpf nicht weiter absuchen, ging aber zwei Tage später wieder hin und fand jetzt eine größere Menge der seltenen Segge. An einigen Stellen waren reichlich Blütenstände entwickelt, an anderen waren fast alle Exemplare steril. Mehrere Male fand ich aufgenommene Sphagnumhaufen, die äußerlich kaum etwas von der Segge zeigten, beim Zerrupfen ganz von ihr durchsetzt. Herr J. Schmidt (Hamburg) stellte einige Tage später etwa 200 m weiter südlich ein zweites Vorkommen fest. Auch hier war die Pflanze reichlich vorhanden. Mit der Hauptform fand ich, allerdings nur vereinzelt, die f. sphagnicola Laest. Dieser Standort bei Ahrensburg ist höchst wahrscheinlich mit dem von Sonder beobachteten identisch. Dafür spricht, außer von Sonder selbst vor langen Jahren gemachten Angaben, das Fehlen ähnlicher Sümpfe in der Umgegend des Ortes, sowie ferner auch die Häufigkeit des Vorkommens. Sonder sagt von C. chodorrhiza: „bisher nur in einem Sumpfe bei Ahrensburg, aber dort in Menge." — Wie die Pflanze bei Ahrensburg noch jetzt vorhanden ist, findet sie sich möglicherweise auch sonst in Schleswig-Holstein resp. im nordwestlichen Deutschland. Die Pflanze dürfte sich wahrscheinlich an diesem von der Kultur bisher völlig unberührt gebliebenen Orte noch lange Zeit halten. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß sich mit C. chodorrhiza zusammen C. dioica × canescens (C. microstachya Ehrh.) und C. paniculata × canescens (C. ludibunda Gay) fanden.

Hamburg. P. Junge.

Bücherschau.

Deutsche Bauernkunst. Von **O. Schwindrazheim.** Buch- und Kunstverlag von Martin Gerlach & Ko. in Wien. Preis 12 M. — Das vorliegende Werk ist herausgegeben im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung, die damit ihren übrigen Schriften eine hoch zu schätzende Gabe hinzugefügt hat. Der Verfasser, dessen Name auf dem Gebiete der Heimat- und Volkskunst einen guten Klang besitzt, ist auch den Lesern der „Heimat" nicht unbekannt; es sei verwiesen auf die in früheren Jahrgängen von ihm veröffentlichten und von seiner Hand reich illustrierten Beiträge: „Deutsche Heimatkunst" (1902, S. 197 u. 221) und „Feldeinfassungen und Durchlässe" (1903, S. 121 und 169). Wenn auch bei Abfassung des Buches dem Verfasser der Gedanke anregend gewesen ist, darin der namentlich von Landlehrern oft geäußerten Annahme entgegenzutreten, daß auf dem Lande gegenüber der Stadt mit ihren Museen, Ausstellungen usw. so garnichts vorhanden sei, was künstlerisches Interesse erregen könne, so wendet es sich doch auch an andere Kreise, eben an all und jeden, in ihm Liebe zur mißachteten Bauernkunst zu erwecken. Das wird ihm hoffentlich in reichem Maße gelingen; denn auf welches Gebiet der bäuerlichen Kleinkunst man auch dem Verfasser folgen mag, stets spürt man, mit welch warmer Liebe er selbst zuwerke gegangen ist. Das, was er früher einmal in einem an anderer Stelle veröffentlichten Aufsatze dem geraten hat, der Bauernkunst kennen lernen wolle, herumzuspazieren im deutschen Vaterland und brav die Augen aufzumachen, hat er selbst mit bewundernswerter Gründlichkeit getan und durch die Frucht der mühsamen Arbeit, eben das vorliegende Werk, andern die Beschäftigung mit der Bauernkunst gar bequem gemacht. Bis dahin war es kaum möglich, aus Büchern sie kennen zu lernen, weil es Werke über Bauernkunst, also über alles, was zur äußeren und inneren Ausstattung des bäuerlichen Wohnsitzes gehört, eingeschlossen die Tracht der Bewohner und Form und Ausstattung ihrer Kirche einfach nicht gab oder nur in geringer Zahl und wenig umfangreich, wenn auch das Bauernhaus selbst steigendes künstlerisches Interesse erregte. — Auf das Gebäude des deutschen Bauern kommt der Verfasser natürlicherweise auch zu sprechen. Er gibt in dem ersten Teile seines Buches, der die Geschichte der deutschen Bauernkunst behandelt, einen interessanten Überblick über die Entwickelung derselben. Ausgehend von den Urformen des bäuerlichen Wohnsitzes, kommt der Verfasser des weiteren in diesem Teile, nachdem in Einzelkapiteln der Einfluß des allmählich sich entwickelnden Dorfhandwerks, des Herrenhofes, des Klosters und der Stadt nachgewiesen ist, auf die Bauernkunst des Mittelalters und ihre Erzeugnisse, um darauf im Fortgang über Renaissance, Barock und Rokoko zur um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnenden Verfallzeit, also zur Jetztzeit überzugehen. — Während sich dieser erste Teil anlehnt an die auf diesem Gebiete reichlich vorhandene Literatur, beruhte der zweite, der unsere Bauernkunst in ihren Eigenschaften darstellt, sowie auch der folgende Teil auf den eigentlichen gründlichen Studien des Verfassers. Dabei ist es natürlich, daß die dem Verfasser naheliegenden und darum bekannteren Gegenden, wie z. B. die Marschen zu beiden Seiten der Unterelbe, in Wort und Bild des öfteren herangezogen werden. An den Elbmarschen weist z. B. auch der Verfasser in höchst interessanter Weise die Wirkung von Heimats- und Stammeseinfluß auf die Bauernkunst nach. Der letzte Teil lehrt uns dann unsere Bauernkunst in ihren einzelnen Erzeugnissen kennen. Da wird einem so recht bewußt, daß die Kunst nicht erst beim Ölgemälde anfängt, sondern daß z. B. eine Feldeinfassng oder Garteneinfriedigung, das Hoftor, das Mauerwerk des Hauses, Türen und Fenster, Wandschrank, Bett, Stuhl und Tisch usw. auf dem Lande z. T. wichtige und interessante Kunstgegenstände sind. Alle diese Dinge werden in Einzelabschnitten in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit vortrefflich behandelt und, was noch besser ist, in sehr zahlreichen und vorzüglichen Illustrationen, zur Hauptsache nach Federzeichnungen und Buntstiftskizzen des Verfassers, uns vor Augen gestellt. — Es folgt noch ein Ausblick, in dem mancher gute Ratschlag gegeben wird, wie jeder sich betätigen kann als Helfer bei der Riesenarbeit, das unendlich weite Gebiet der Bauernkunst immer mehr, gründlicher als einem einzelnen es möglich ist, zu durchforschen. Das Werk schließt mit dem Wunsche, daß unsere Bauernkunst einen nicht unwichtigen Platz in der erstrebten deutschen Volkskunst, nach der heute so heiß gerungen wird, einnehmen möge. — Der Verfasser hat ein gut' Teil dazu beigetragen, ihr diesen Platz zu sichern.

Kiel. G. Kühn.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Katalog der Sammlungen des Museums fehmarnscher Altertümer. — Heinrich Theen, Geschichte der Bienenzucht in Schleswig-Holstein.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 9. September 1904.

Hermann Heiberg.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

Ein grauer Morgen. Ganz feiner, durchdringender Regen rieselt vom Himmel herab, ganz fein, beinahe wie Nebel. Vom Schloß Gottorp her kommt ein einzelner Glockenton. Langsam, groß, fast feierlich schwebt er über die Baumkronen der Straße und verklingt über den grauen Fluten der Schlei, die in schläfriger Ruhe daliegen und nur hin und wieder ein krauses Wellenhaupt emporheben. Ein leises Singen geht durch die Straße, die man Lollfuß nennt: der Morgenwind geht durch die Stadt, vorüber an den kleinen gemütlichen, schiefen Häusern mit den lustigen Giebeldächern, vorüber an dem vornehm-schlichten, in behaglicher Ruhe von der allgemeinen Straßenflucht zurücktretenden großen Hause, in dem der Schleswiger Dichter Hermann Heiberg lebt und schafft.

Ein echtes und rechtes Dichterheim, etwas abseit vom Straßenlärm und doch nicht in klösterlicher Einsamkeit, groß und dabei doch behaglich, von der anheimelnden Gemütlichkeit, die sich in allen alten Häusern ausprägt, und dahinter ein parkartiger Garten, im Sommer des Dichters liebster Aufenthalt. Sein Arbeitszimmer weist zur Straße hinaus; in seiner Schlichtheit predigt es von Arbeit und Schaffen, und die große Heiberg-Bibliothek im Wandschrank ist ein Beweis, daß hier gearbeitet worden ist.

Wie seine Wohnung ihn auf der einen Seite in den stillen Frieden der Garteneinsamkeit, auf der andern Seite in das Gewirr der Straße mit ihren hastenden Menschen blicken läßt, so hat ihn auch das Leben immer geführt, daß er hineingestellt wurde in das Toben der lauten Welt sowohl als in ihre stillen, verborgenen Wege, und seine feine Kunst in der Zeichnung aller Lebenszufälle und seine Stimmungsmalerei sind die Früchte dieser Führung.

Er begann seine Dichterlaufbahn als gereifter Mann, der Welt und Menschen kennen gelernt hatte. „Wie mich das an meine Zeit erinnert, als mir berufene Leute Gutes über mein Schaffen sagten! Und ich hatte doch ein solches Leben in der Welt hinter mir." So schrieb der Dichter mir, als mein Erstlingswerk herausgekommen war, und ich meine, in diesem Worte steckt der Grund zu dem ungeheuren Erfolg, den Heibergs Bücher allezeit gehabt haben: er hatte das Leben in der Welt hinter sich, er kannte es in all seinen Erscheinungsformen. Aber er stand nicht etwa als ein Sattgewordener müde abseits und grollte, nein, als ein Reifer, ein Lachender, ein fröhlicher Künstler sah er zurück auf das bunte Bild, das an seinen Augen vorübergezogen war, und griff heraus, was ihm im Augenblick gefiel, und umgab das so herausgerissene mit buntem Schmuck und stellte es vor alle hin, die schauen und genießen wollten.

Hermann Heiberg ist am 17. November 1840 in der Stadt Schleswig geboren worden als der Sohn eines Rechtsanwalts; mütterlicherseits gehört er zum gräflichen Hause Baudissin. Er hat eine herrliche, sonnige Kindheit verlebt, und wüßte man es nicht aus seinen eigenen Erzählungen („Aus den Papieren der Herzogin von Seeland"), so müßte man es erkennen aus seiner feinen Kunst in der Zeichnung von Kindern und ihrer tollen Streiche; das kann nur der schreiben, der selber mit dabei gewesen ist. Und der Dichter ist mit dabei gewesen. Er sagt selbst: „Es ist mir noch ganz rätselhaft, daß ich mit normalen Gliedmaßen in der Welt herumgehe; denn ich verdiente viele Prügel. Diese letzteren nahm ich mehrfach auch in der Schule in Empfang. Ich ließ unversehens eine Anzahl der lose eingesetzten Tintenfässer verschwinden, legte Pulver in den Ofen, das dann beim Eintritt des betreffenden Geschichtslehrers einen Ausweg suchte und ihm und uns eine wirklich realistische Darstellung der historischen Schlachten verschaffte, setzte dem Zeichenlehrer zur Zeit der Maikäfer ganze Scharen dieser doch nicht von Tuchwolle sich nährenden Vielfüßler auf den Rücken, schnitt auch hier in die Tische und fügte wohl die Anfangsbuchstaben des jeweiligen kleinen Mädchens hinzu, das ich mit meiner Knabenliebe beehrte. — Ich war nur im Abschreiben von deutschen Aufsätzen und sonstigen Exerzitien einer der fleißigsten Schüler, welche das alte Gymnasium barg. Zwei Dinge schätzte ich sehr: Essen und Rauchen. Ich sehe freilich noch mein Gesicht bei dem ersten Rauchversuche. Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. — Der Kitzel, meine Umgebung zu kopieren in Gang, Haltung und Worten, war mir angeboren. Ich wußte es, und dieser Trieb ging auch in andern Dingen so weit, daß ich einmal meine schriftlichen Arbeiten unter möglichst genauer Nachahmung der Handschrift des jeweiligen Lehrers einreichte. Auch Karrikaturenzeichnen verschmähte ich nicht. Überdies machte ich Gedichte, war abwechselnd ausgelassen oder tiefsinnig, haßte und liebte mit Heftigkeit und war auch häufig ein rechter Hansnarr, indem ich Stege an den Beinkleidern und flatternde Halstücher trug, oder mich auch als Philosoph gebend auf Planken und Zäune setzte und hier Bücher studierte, von deren Inhalt ich kein Wort verstand. — Ich war so heftig, daß ich mich einmal in meinem Zimmer einschloß und alles zerschlug. Aber ich bereute auch ehrlich, und diese Zwischenpausen meiner verständigeren und besseren Natur kamen mir dann in allem, im Hause, in der Schule und im Verkehr mit meinen Kameraden wieder zu gut. — Ohne Unterricht zu erhalten oder eines solchen sonderlich lange zu bedürfen, betrieb ich alle möglichen Dinge, war ein Schwimmer, lag mit dem Segelboot auf dem Wasser, konnte reiten und kutschieren, spielte Komödie, sang, übte mich auf der Flöte, schwang das Tanzbein und war überhaupt von der Natur zu allem leidlich veranlagt — mit einer Ausnahme: Mathematik war und blieb mir immer ein chinesisches Alphabet."

Seinem Wunsche, die Rechte zu studieren, mußte er entsagen, und er beschloß daher, den Kaufmannsberuf zu ergreifen. Seine Lehrzeit machte er in einer Kieler Buchhandlung durch und übernahm dann später die selbständige Leitung eines gleichen Geschäfts in seiner Vaterstadt. Er vergrößerte es sehr, gründete eine große Druckerei und einen umfassenden Verlag, gab aber dennoch alles auf, um in Berlin einen größeren Wirkungskreis zu suchen. Nachdem er den geschäftlichen Teil der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und später den der „Spenerschen Zeitung" geleitet hatte, wandte er sich ganz dem rein geschäftlichen Leben und Treiben zu, und hatte auch bald die Freude, in die Direktion der Preußischen Bank-Anstalt in Berlin berufen zu werden, wo er Gelegenheit fand, die vielseitigsten Erfahrungen zu sammeln. Er befaßte sich mit dem Bankgeschäft, lernte das Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekenwesen kennen, das Getriebe

und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Spezialitäten, die Fabrik- und Bergwerkverhältnisse, kam mit den Großen und Kleinen des Berliner und auswärtigen Lebens in Berührung und machte viele und häufig langausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich. In Paris und London suchte er Fühlung mit den großen Banken, vervollständigte seine Kenntnisse in fremden Sprachen und benutzte seine freie Zeit, um sich Einblick in Land, Leute, Kunst und öffentliches Leben zu verschaffen. Später stellte er sich auf eigene Füße und beschäftigte sich vornehmlich mit der Einleitung zur Finanzierung von Eisenbahn-, Sekundär- und Tramway-Unternehmungen, war auch eine Zeitlang chinesischer Bevollmächtigter in London, zog sich aber endlich, angewidert von allem, was „Geschäft" hieß, und nach bedeutenden Verlusten von allen Unternehmungen zurück,



Hermann Heiberg.

Im Jahre 1881 schrieb er, um, wie er selber sagt, „seine mißmutigen Gedanken zu töten," sein erstes Buch: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland," eine prächtige Sammlung von Plaudereien, Skizzen, Novelletten, und errang sich mit einem Schlage einen riesigen Erfolg und einen großen Freundes- und Leserkreis, und — was noch mehr heißen will — den Mut, von nun an einzig seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu leben. Es ist bis auf den heutigen Tag ein Leben voll ernster, fleißiger Arbeit gewesen, bis auf den heutigen Tag ist seine Feder unermüdlich im Dienst seiner glänzenden Phantasie gewesen, und oft war es die nackte Sorge, die mit der Peitsche drohend hinter dem Dichter stand und ihn zur Arbeit antrieb. Freude und Sorge, sie beide sind neben ihm hergegangen und haben um die Herrschaft über seine dichterische Kunst gerungen, und oft will es scheinen, als habe die Sorge an manchem Lebenstag den Sieg errungen. Aber wenn man dem liebenswürdigen, von vornehmster Adelsgesinnung erfüllten Dichter in die milden, gütigen Augen schaut, dann weiß und spürt man gleich, daß aller Neid, aller Haß und alle bittere Sorge die tiefe Güte, das milde Verzeihen aller menschlichen Schwäche in ihm nicht hat ertöten können. Der sonnige Humor, der schon im ersten Werk alle Herzen im Sturm eroberte, ist ihm bis heute geblieben und hat alle Bitternisse lachend vertrieben.

Es gab eine Zeit, in der der junge deutsche Naturalismus Heiberg zu seinem Führer ausrief und zu seiner Fahne schwur, wie die jungen Lyriker zu Lilien-

cron. Die ungewöhnliche Frische seiner Darstellungsweise, das Ungewollte, unbewußt Natürliche in ihr, die bis ins Kleinste genaue Zeichnung des Milieus sowohl als des rein Äußerlichen seiner Personen, die Unbekümmertheit, mit der er ins Lebensgetriebe hineingriff und sich seine Stoffe herausholte — all dieses macht es begreiflich, daß man ihn zu den Naturalisten zählte, um so mehr, als er sich auch nicht scheute, die dunkelsten Nachtseiten des Lebens durchzusuchen und zu schildern, und den gewagtesten Situationen gegenüberzutreten. Aber — und dadurch unterschied er sich von den meisten andern Romanschriftstellern — er schilderte nie das Gemeine um des Gemeinen willen, sondern versuchte, Tun und Denken seiner Helden aus ihrer dunklen Umgebung heraus begreiflich zu machen. Seine eigentliche Domäne ist der naturalistische Roman niemals gewesen, vielleicht schon aus dem Grunde, weil er kein Problemdichter war und ist, weil er seine Kunst nie in den Dienst weder einer Schule noch einer Parteiidee stellte, weil er nie einer philosophischen, religiösen oder sozialen Weltanschauung dienen wollte, sondern sich in klarer Erkenntnis seines Talents als Unterhaltungsschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes fühlte. Indem er bald im leichten, frölichen, geistvollen, Plauderton des Lebens lustige Nichtigkeiten bespöttelte oder die harmlosen Schwächen der Menschen ironisch belächelte, bald in fest und sicher komponierten Novellen die goldene Jugendzeit schilderte, oft Züge aus seiner eigenen verwob in die seiner Helden, indem er in anmutigen Bildern das Keimen und Werden der Liebe in jungen Menschenherzen zeichnete, bald aber in seinen großen Romanen die tiefsten Leidenschaften in ihrer herz- und sinnaufrüttelnden Gewalt wirken ließ, den Kampf ums Leben, das jammernde Untergehen oder den lachenden Sieg mit seinem fröhlichen Genießen schilderte, indem er all dieses verlebendigte, wollte er unterhalten, wollte er Freude verbreiten, wollte er mit frohen Händen aus vollen Schalen seine Gaben verschenken.

Und er brachte das rechte Rüstzeug dazu mit. Vor allem seine glänzende Fabulierkunst, seine unerschöpfliche Phantasie, zwei Gaben, die er in gleich großem Umfang empfangen hat wie sein Landsmann Wilhelm Jensen. Mag er sich auf dem Boden des sog. Gesellschaftsromans bewegen und ein blendendes Bild der obersten Klassen geben, mag er die Finanz- oder Geburtsaristokratie schildern oder das Leben der armseligsten Fischerfamilien, mag er die Großstadt zum Schauplatz seiner Romane machen oder das einsamste Dorf: immer wieder verblüfft er durch seine erstaunliche Phantasie. Immer neue Gestalten treten fordernd vor ihn hin und heischen von ihm aufgenommen zu werden in den Kreis der darzustellenden Personen, immer neue Situationen werden vor ihm lebendig, immer mehr Verwicklungen knüpfen und lösen sich. Dieser Umstand bedeutet für Heiberg seinen Vorzug und seinen Nachteil zugleich. Er wurde einer der interessantesten Schriftsteller, der immer zu fesseln weiß, der seine Leser in Bann hält, der sich eine große Gemeinde schafft, — aber er wurde auch einer der am schnellsten schaffenden Schriftsteller. Es war nicht immer die Sorge ums Brot, die ihn zum Schaffen trieb, wenn sie auch oft, oft die Knute schwang, nein, es war auch seine Lust zum Fabulieren und seine Leichtigkeit in dieser Kunst. Hätte er um seinen Stoff mehr ringen und kämpfen, mehr suchen und spekulieren müssen, wäre ihm nicht alles zugeflogen, ich glaube, er hätte weniger Werke zwar, dafür aber um so wertvollere geschaffen. Für den, der seinen „Apotheker Heinrich" oder „Ein Weib" kennt, bedarf es in dieser Sache keines Beweises. Diese beiden Romane werden all seine andern überdauern; denn sie gehen über Unterhaltungslektüre, auch die beste, weit hinaus und tragen wie kein anderer die Heibergschen Vorzüge scharf ausgeprägt zur Schau. Was in vielen seiner Novellen so liebenswürdig erfreut: der herzerfrischende Humor, der harmlos gutmütige Spott, die Vorliebe für Sonder-

linge, die intime Schilderung des Kleinstadtlebens, — das alles tritt im „Apotheker Heinrich" doppelt verschönt auf. In seinen Novellen schenkte er das alles brockenweise, als schmückende Anhängsel, als fröhliche Nebensächlichkeiten, aber in seinem Roman trat es als ein Hauptteil, fast möchte ich sagen als Hauptzweck in den Vordergrund, war es der Teil, um den sich alles gruppierte. Was in den Novellen Skizze war, wird hier zu einem großen Gemälde ausgestaltet. Der Roman „Apotheker Heinrich" ist der Kleinstadtroman schlechthin, wie er bis heute noch nicht übertroffen ist. Ein solches Buch konnte nur schaffen, wer in einer Kleinstadt großgeworden ist, wer als Knabe in allen Winkeln, Scheunen und Ecken umhergestöbert ist, wer neben der Liebe für das Trauliche, Stillbehagliche und Beschauliche den Blick für alles Kleine und Kleinliche der Kleinstadtmenschen sich bewahrt hat, wer spotten kann ohne zu verletzen, wer noch Sinn hat für die unsagbare Geduld und Langsamkeit in allem Handeln und Denken. Heiberg hat das alles, und daher sind ihm die prächtigen Typen gelungen, diese echt deutschen, lebenswahren Gestalten. Er hat Liebe zu ihnen, und in seiner Liebe hat er sie umgeben mit dem lachenden Humor und dem jammernden Schmerz, so daß man mit ihnen lacht und mit ihnen trauert, weil man sich eins fühlt mit ihnen. Und weil dem so ist, deshalb mutet der Roman neuartig an, trotzdem die Fabel uralt ist. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Ehe, einer Spekulationsheirat zwischen einem reichen Sonderling und einem jungen lebensprühenden Mädchen, aber das Drum und Dran, das Was und Wie ist ein Zeichen Heibergscher Eigenart, trägt seine spezifische Note. Für uns hier droben kommt dabei noch hinzu, daß er die Geschichte in unsere Landschaft hineingestellt, daß er den Charakter nordischer Natur als Rahmen benutzt hat. Und in der Naturschilderung, speziell der unserer Heimat, ist er Meister. Er kennt die donnernde, aufbrüllende See so gut wie den Gottesfrieden stillverborgener Waldseen, den geheimnisvollen Zauber der weiten toteinsamen Heide so wohl wie die weihevolle Stimmung unter rauschenden Buchenkronen. Er kennt unsere Heimat, wenn der Schneesturm darüber rast und das Eis an die Küste kracht, wenn sammetgrün die Wiesen aufgehen, wenn der Sommer auf den Feldern liegt, wenn der nebelgraue Herbst Freude und Hoffnung begräbt, er kennt die tiefen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenseele, er weiß und schildert, wie sehr der Mensch in all seinen Stimmungen und Handlungen von der Stimmung der ihn umgebenden Natur abhängig ist. Und weil er das weiß, deshalb gelingen ihm auch am besten die Personen, die er seiner Heimaterde entwachsen läßt („Ein Weib" u. v. a.) Und unter all seinen Personen sind es wiederum zwei Gruppen, die er besonders darzustellen liebt: Frauen und Kinder. Aber es sind durchweg keine Alltagsfrauen, die er schildert, sondern Charaktere, die in irgend einer Weise sich von andern abheben, im guten oder bösen Sinne, schöne, geistvolle, kapriziöse, leichtlebige Frauen oder dämonische, in Haß und Liebe gleich leidenschaftliche Wesen im Kampfe gegen sich selbst, gegen den Mann oder gegen die Welt. Allzutief läßt der Dichter sie zwar nicht tauchen oder große Ideen verkörpern, aber interessant weiß er sie darzustellen. Denn auch hier spürt man dahinter die Liebe, in gleichem Maße wie in den von ihm geschilderten Kindergestalten. Läuft auch mitunter ein alberner, verzeichneter Bengel in die Gesellschaft hinein, der besser draußen geblieben wäre: — es ist immer noch eine große Schar prächtiger, kerngesunder Kinder nach, die umsomehr erfreut, als wir verhältnismäßig arm sind an gut geschilderten Kindergestalten; meistens werden dressierte Puppen als Verkörperer von Wohlanständigkeit und Tantenmoral geschildert, aber keine Buben, die fessellos in goldener Ungebundenheit unbekümmert um Gesetz und Rechte ihrer eigenen Knabennatur folgen. Heiberg hat manchen Prachtjungen geschildert; denn er schuf aus der Erinnerung an seine eigene Knabenzeit und ganz ohne pädagogische Nebenabsichten.

Hat er überhaupt pädagogische Absichten? Ich erwähnte eingangs, daß er kein Problemdichter sei, daß er sich nicht in den Dienst einer Parteiidee oder einer religiösen oder politischen Weltanschauung stelle. Das ist nur insoweit richtig, als er sich nicht einseitig in den Dienst einer solchen stellt, sich ihr auf Kosten seiner Kunst mit Haut und Haaren verschreibt, sich ihr als dem Höchsten und Erstrebenswerten knechtisch unterwirft. Denn allerdings hat er pädagogische Nebenabsichten; will er der Prediger einer, seiner Weltauffassung sein, läßt er seine Helden die Vertreter dieser Anschauung sein. Ihr oberstes Prinzip ist vornehmste Adelsgesinnung, Vornehmheit in Denken und im Tun als angeborene oder selbst erworbene Tugend. Und er knüpft diese Tugend nicht kurzsichtig an eine einzige bestimmte Menschen- oder Gesellschaftsklasse, sondern er findet sie überall, auch unter dem gröbsten Kittel und in der armseligsten Hütte und stellt sie geschickt immer als das erstrebenswerteste Ziel der erbärmlichsten Knechtsgesinnung gegenüber. Und noch etwas anderes predigt der Dichter, nämlich das Schöne und Gute. Man spürt es überall an seinen Büchern, daß es ihm ernst darum ist, eine gute und schöne Welt hervorzuzaubern, ohne doch die Augen zu verschließen vor dem Niedersten und Gemeinsten; weiß er doch, daß in der ernsten Heranziehung auch des letzteren ein bedeutsames erzieherisches Moment liegt. Und gerade weil Heiberg diese Vornehmheit der Gesinnung, diese Erziehung zum Guten und Schönen als einen Ausfluß seines eigenen Herzens predigt, sie als seine eigene, innerste Persönlichkeit gibt, gerade deshalb hat er in deutschen Familien sich einen dauernden Platz erworben, wird er immer zum Bestandteil einer deutschen Hausbibliothek gehören.

Ich habe versucht, aus der besonderen Art der Heibergschen Muse etwas herauszugreifen, um darauf hinzuweisen als auf unleugbare Vorzüge und Schönheiten; denn es konnte und durfte nicht in meiner Absicht liegen, alle Werke des Dichters zu charakterisieren. Er schafft noch immer fleißig und rüstig weiter, und er freut sich seiner Schaffenslust und Schaffenskraft, wenn er auch oft wünscht, mehr Zeit und Ruhe zu haben, um ausreifen zu lassen; weiß und sagt er doch selbst in seiner bescheidenen, liebenswürdigen Weise, daß in der großen Zahl seiner Romane auch solche sind, die zu schnell aus der Feder geflossen sind, die niedergeschrieben worden sind, bevor sie innerlich bis ins Kleinste verarbeitet waren. Aber wer ist der Mann, dessen Werke alle gut sind? Wo ist der, unter dessen Weizen nicht auch Spreu zu finden wäre? Wenn ein Sturmwind kommt, so bläst er die Spreu davon, und der Weizen bleibt. So mag auch der Wind im Laufe der Zeit die Spreu aus dem reichen, gesegneten Erntevorrat der Heibergschen Muse verwehen; der Weizen, all das Liebe, Gute und Schöne, was der Dichter geschaffen hat, wird dauernd bleiben, wird sich seinen Freundeskreis immer erhalten und ihn weiter und weiter ziehen. Und nicht nur seine deutsche Heimat schätzt und liebt ihn, nein, viele seiner Bücher sind in die Sprachen fast aller europäischen Länder übertragen und haben ihm auch da Liebe und Dankbarkeit erworben.

Über ehemalige Folter- und Strafwerkzeuge im Museum und ihre ehemalige Anwendung in Lübeck.

Vortrag, gehalten im Museum zu Lübeck am 6. Dezember 1903 von Dr. **Theodor Hach.**

II.

Besser sind wir über die Werkzeuge unterrichtet, mit denen die Enthauptung vollzogen wurde, die uns nun beschäftigen soll. Die Enthauptung wurde in ältester Zeit auf dem Markte vor der Gerichtslaube vollstreckt, später auf dem alten Köpfelberg, der bis 1794 nahe dem alten Galgen hinter der Adolf-

straße lag. Der alte Köpfelberg hatte eine Umzäunung von Pallisaden. Eine in derselben befindliche Tür führte mittels Zugbrücke über einen Graben; von hier kam man in eine gemauerte Kammer, aus welcher eine steinerne Treppe auf das zur Hinrichtung bestimmte Plateau führte. In der Kammer hielten sich zur Zeit der Hinrichtung die Totenfrau und die Totengräber mit einem Sarge auf, da man in der Regel den mit dem Schwerte Gerichteten ein ehrliches Begräbnis gestattete auf dem Armsünder-Kirchhof (dem St. Gertruden-Kirchhof). Im Jahre 1794 ward diese Richtstätte nebst dem nahen Galgen, wie schon erwähnt, nach dem Radeberge, der seither Köpfelberg hieß, verlegt; seit der Franzosenherrschaft ließ man sie verfallen, und nur noch 1827 ward sie wieder instandgesetzt zu der letzten hier stattgefundenen Hinrichtung mit dem Schwerte, der des Mörders Reyher, von dem wir nur noch eine Abbildung haben, wie er auf dem zu diesem Zwecke neu erbauten Karren zur Richtstätte hingefahren wird.

Die Enthauptung galt von jeher als die wenigst schimpfliche Todesstrafe. Sie wurde in Lübeck auf dreierlei Weise vollzogen, nämlich

1. mit der Barte (dem einfachen Beil), das auch zum Abhauen einzelner Gliedmaßen, z. B. der Hand, oder der Finger, mit denen der Meineid geschworen oder wissentlich falsches Geld ausgegeben war, usw., diente;
2. mit der „guden Dwele" (dem Fallbeil) oder
3. mit dem Richtschwerte.

Die Barte, das Beil, wurde, wie Abbildungen uns zeigen, teils unmittelbar, teils (so beim Handabhauen, aber auch beim Enthaupten) in der Art gehandhabt, daß die Schneide des Beils auf den Nacken oder auf die Hand usw. aufgesetzt und auf den Beilrücken mit einem hölzernen Schlägel kräftig darauf geschlagen wurde; dies Verfahren z. B. sehen wir auf Bildern des lübeckischen Passionals mehrfach abgebildet.

Die Dwele („gude Dwele")[1]) entsprach völlig der Fallbeilvorrichtung, der später berühmten Guillotine. Daß sie in Lübeck im 15. und 16. Jahrhundert im Gebrauch gewesen ist, zeigen dieselben Passionale. In einer Führung, über deren unteres Querbrett der Hinzurichtende den Kopf legen mußte, war ein an der Unterkante mit einem scharfgeschliffenen Beile ausgestattetes, vielfach noch mit einem Gewichte beschwertes Brett befestigt, das der Scharfrichter durch einen Zug an dem es oben in Ruhe festhaltenden Seile herabfallen ließ.

Weitaus die gebräuchlichste Enthauptungsmethode bestand in dem Abschlagen des Hauptes mittels Schwertstreiches; sie galt auch als die sozusagen mindest ehrenrührige. Vom Lebendigbegrabenwerden, vom Rad, vom Galgen konnte Begnadigung stattfinden zur Enthauptung mit dem Schwerte. Im Jahre 1544 wurde hier erstmalig eine Frau, die ihren Mann vergiftet hatte, geköpft, welches vorher nicht üblich gewesen, seither aber mehr geschehen ist, so auch 1632 und öfter. Im Jahre 1672 wurde ein Handwerker wegen Einbruchsdiebstahls zum Galgen verurteilt. Um aber den unschuldigen Kindern die Möglichkeit zu erhalten, in einem Amte Meister zu werden, wurde der Missetäter in poenam gladii begnadigt und mit dem Schwerte hingerichtet. Der letzte so Enthauptete war der schon erwähnte Reyher 1827. Das Schwert, das ihm den Kopf vom Rumpf trennte, birgt unsere Sammlung im Museum. Es ist ziemlich schlicht. Nur in

---

[1]) Irrtümlich ist in zu engem Anschluß an J. C. Dreyers „Anmerkungen über Lebens- und Leibesstrafen, Lübeck 1792" die „gude Dwele" unter den Werkzeugen zur Enthauptung aufgeführt und als „Fallbeil" bezeichnet worden, während dieselbe als fester Strick aufzufassen ist, also zu dem Abschnitt über das Hängen in den Galgen gehört hätte. Es ist also zu lesen: „Das Fallbeil entsprach" usw. und 8 Zeilen vorher: „2. mit dem Fallbeil."

der kurzen Mittelrinne über dem Handgriffe sieht man beiderseits in Punktmanier eingraviert ein kleines laufendes Tier, vielleicht die Marke des Klingenschmiedes. Der ebendort auf einem anderen Richtschwerte in einer flachen Rinne sich findende Name Jantes Wirsberg, den man früher mit dem berühmten Wrisberg aus dem 30jährigen Kriege in Verbindung brachte, ist der Name eines Mitgliedes der im 16.—17. Jahrhundert in Solingen tätigen Klingenschmiedfamilie Wirsberg. Das von Jantes Wirsberg gearbeitete Richtschwert zeigt über dem Namen einerseits einen Galgen, andererseits ein Rad, zeigt symbolisch also seine Bestimmung an, doch ohne darauf näher hindeutende Wortinschrift.

Diese findet sich auf einer anderen Klinge in folgender Fassung:

„Wan ich aufheben du das Schwert,
So geb Got dem Sunder das ewige Leben."

Es ist dies ein vielfach auf Richtschwertern vorkommender Spruch vom 16. bis 18. Jahrhundert, der meistens lautet:

„Wenn ich das Schwert tu aufheben,
Geb Gott dem Sünder das ewige Leben."

Ein anderes, im unteren Teile der Klinge blau angelaufenes Schwert hat beiderseits Messingeinlagen, die über einem von einer Krone überdeckten Monogramm aus den Buchstaben H. J. C. die Figur der Gerechtigkeit mit Schwert und Wage in den Händen darstellen.

Derjenige, der die Hinrichtung Reyhers vollzog, war der Scharfrichter Johann Philipp Christian Suhr, der, 1820 als Scharfrichter angestellt, noch bis 1858 im Adreßbuch als Scharfrichter und Tierarzt aufgeführt ist, und zwar bis 1838 im alten Schrangen 963 (in der alten Frohnerei), seit 1840 an der Mauer „unter dem weiten Lohberg oben der Pforte" Nr. 431. Bei der Hinrichtung Reyhers soll auch der Richtstuhl gebraucht sein, den unser Museum bewahrt. Es ist ein rot angestrichener Armlehnstuhl, an welchem Riemen zum Festschnallen der Arme des Delinquenten befestigt sind.

Aus Suhrs Besitze stammt auch noch ein langes Scharfrichterschwert in Lederscheide, das aber keinerlei Verzierungen auf der Klinge aufweist. Der erste festangestellte Scharfrichter in Lübeck kommt schon im 14. Jahrhundert vor. —

Scharfrichter: Johannes Schutte, magister budellorum 1388. Hans Meyer, de vronemester 1476. Jochim Harborch 1493. Jochim Bockholt 1494. Meister Hans Kräe 1641. Meister Wilm Fischer 1645. Meister Lorenz Kunnraht 1656. Meister Christian Struck (Strauch) 1667. Caspar Asthusen und Caspar Fabian 1683 (ob dieselbe Person?) Johann Heinrich Müller 1706, † 1728 Januar. Martin Witte 1728, 1759. Johann Christian Hennings, erw. 1754, † 1819 Juni 26. August Diedrich Otto Hennings, seinem Vater adjungiert, † 1816 Juni 6. Johann Christian Philipp Suhr, erw. 1820, lebte noch 1858, wird 1855 zuletzt im Staatskalender als Scharfrichter genannt, wurde 1853 weil geisteskrank pensioniert mit 500 ℳ jährlich und Belassung der bisher von ihm bewohnten Amtswohnung. Er hatte den Genuß des Halbmeisterkatens in Nusse.

Wir könnten nun die Formen der Todesstrafen wohl verlassen, müssen aber zuvor doch noch zweierlei erwähnen, nämlich die doppelte Stärkung, welche denen geboten wurde, welche, seit 1631 her von der Geistlichkeit der St. Marien- und St. Johannis-Kirche begleitet, ihren letzten Gang zur Richtstätte gingen. Bei der Ratsapotheke, die seit 1441 an der Stelle der jetzigen Kommerzbank lag, erhielten sie einen letzten Labetrunk aus einer silbernen Schale, die, schon 1569 erwähnt, 1811 den Franzosen zum Opfer fiel. Von ihrem Schmucke ist nur eine Abbildung erhalten. Sie zeigt zwischen phantastischen Figuren des 15. Jahrhunderts die Umschrift Per crucis hoc signum fugiat procul omne malorum. Die zweite

Labung der Armensünder war eine geistliche. Im Jahre 1471 hatten nach einer Vereinbarung des Bürgermeisters Bertold Wittig mit den Predigermönchen diese sich verpflichtet, „wanner da ener verordelet is to dem dode, den man buden deme borchdore döden schal und word gebrocht vör unser kerken (das ist die Burgkirche), deme schölen wy wisen dat hylge Sacramente des Lychnams unsers Herrn Jhesu Christi in de monstrantien“ und dazu sollten sie die feierlichen Weisen: »O salutaris hostia« und »media vita« (mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben) usw. singen, und haben es auch sicher oft genug getan! Später, nach der Reformation, wurde dem Todeskandidaten dann statt der geistlichen Stärkung auch hier beim Burgtore noch ein stärkender Trunk gereicht, den Reyher aber brutal zurückwies.



Die Butterbude mit dem Finkenbauer.

Wir wenden uns nun wieder den Lebenden zu, die leiden mußten für ihre Verbrechen und Übeltaten und zwar am lebendigen Leibe in mancherlei Weise. Vom Handabhauen und ähnlichen Leibesstrafen ist schon die Rede gewesen. Eine weitere vielfach angewandte Strafe war der Staupenschlag, das Auspeitschen mit dem Staupbesen, einer großen Rute, und das Scheren der Haare in bestimmten Formen. Beide Strafen standen auf allerlei Vergehen und Verbrechen und hatten fast stets die Verweisung aus der Stadt im Gefolge. So wurde ein Junge von 18 Jahren, der etwa 70 Pferden die Schweifhaare abgeschnitten, 1611 gestäupt, im selben Jahre auch ein Betrüger, der bei einer betrügerischen Eheschließung sich fälschlich als Geistlicher geriert hatte. Gestäupt wurde auch wegen Verbreitung falschen Gerüchtes, wegen Unsittlichkeit usw. Im Jahre 1625 wurde

wegen Diebstahls eine Frau gestäupt und erhielt gleichzeitig ein Brandmal auf den Rücken gebrannt, vielleicht mit dem noch jetzt erhaltenen Brandeisen, mit dem Galgen und Rad aufgebrannt wurde. Ein anderes beliebtes Brandmarkungszeichen hatte die Form des Schlüssels. So wurden 1442 in Holstein Verbrecher aus Lübeck erkannt „an den verscharenen Tevesteken uppe eren höveden" und „an den gebarneten slötel."

Mutwillige Körperverletzungen und ähnliche Missetaten fanden ihre Strafe dadurch, daß dem Übeltäter auf einem Block ein Messer durch die Hand gestochen wurde, so daß er sich nur befreien konnte, wenn er die Hand los-, d. h. das Messer durch das ganze Fleisch der Hand riß. Um ihn nun nicht für immer arbeitsunfähig zu machen, sollte das Messer nur zwischen dem vierten und fünften Finger durchgestochen werden.

Alle diese Strafen wurden auf offenem Markte vollstreckt und zwar auf dem Pranger daselbst oder im sog. Finkenbauer. Letzteres ist noch erhalten in dem auf dem Markte stehenden Gebäude, der sog. Butterbude (s. Abb.) Hier mußten lästerhafte Zungen und auch Marktfrevler ausstehen, wie noch manche Reliquien und Nachrichten dartun. Der eigentliche Ort, wo Staupbesen und Brandmarkung erteilt wurden, war der sog. Kaak, die Stäupsäule, der Pranger. Er stand auf dem Markte nördlich vor der Bretterbude und einem seit lange beseitigten, östlich von diesem belegenen Fleischschrangen. Auch er ist im Jahre 1811 auf Befehl der Franzosen abgebrochen worden.

Der Kaak bestand aus einer aus Quadersteinen, die mit eisernen Klammern zusammengefügt waren, erbauten, 2 m hohen sechsseitigen Terrasse, auf welche eine durch ein eisernes Gittertor verschlossene Treppe führte. Auf der Terrasse befand sich eine Säule, auf der zu oberst eine Figur stand, die in drohender Gebärde eine Rute hielt. Man sieht die Säule auf einer Abbildung des Marktes um 1580.

Angebunden an diese Säule und mit sonderbarem Kopfschmuck oder mit Schandpuppen geziert, mußten die zum Pranger Verurteilten ihre Strafzeit abstehen, später jedem kenntlich gemacht durch angehängte Tafeln, welche sie als Dieb, Diebin usw. benannten. Liederliche und diebische Dirnen wurden auch mit angehängten Ruten öffentlich dort zur Schau gestellt und auch mit einer großen Schere, die noch 1810 unter den Reliquien des hiesigen Niedergerichts vorhanden war, seither aber verschwunden ist.

Noch sei gleich hier des Halseisens gedacht, das auf der Ostseite des Marktes an einem Pfeiler des sog. langen Hauses, unter dem die Goldschmiedebuden bis 1866 sich befanden, hing; ferner sei die Schandglocke genannt, welche oberhalb der ehemaligen Oberen Wage (jetzt Rathauswärterwohnung) hing und besonders über stadtflüchtige leichtsinnige und betrügerische Bankerotteure geläutet worden war.

Am Kaak getragen wurde auch der sog. „spanische Kragen" oder „spanische Mantel," ein aus Eichenholz mit Eisenbeschlag hergestellter Mantel, der, dem Übeltäter über den Kopf gestülpt, ihm auf den Schultern ruhte und bis unter die Knie reichte; ein solcher befand sich bis 1811 in Ritzerau, vielleicht der jetzt im Museum aufbewahrte.

Der Kaak war, wie schon gesagt, 1811 abgebrochen. Nun hatte aber 1814 die Frau eines aus Hamburg vertriebenen hierher geflüchteten Schneiders hier im Entbindunghause Zeug im Werte von 1 ℳ gestohlen, hätte also an den Pranger kommen müssen. Sie wurde indes mit Rücksicht auf die Umstände verurteilt, zwei Tage um die Mittagszeit im Entbindungshause ausgestellt zu werden, unter Umhängung eines Brettes mit dem Worte „Diebin."

Nicht nur am Pranger damit ausstehen, sondern vielfach auch, vom Büttel

angetrieben, durch die Straßen damit wandern mußten diejenigen Übeltäter männlichen oder meistens weiblichen Geschlechts, welche über andere bösen Leumund gebracht hatten und zum Tragen der Schandsteine verurteilt waren. Es waren dies je zwei durch eine eiserne Kette miteinander verbundene Steine, teils von schüsselförmiger, teils von viereckiger Gestalt, die den dazu Verurteilten um den Nacken gelegt oder über die Schulter gehängt wurden. Die noch vorhandenen Paare haben ein Gewicht von 2 L℔ 8 ℔ (= 18 kg) bezw. von 2 L℔ 2 ℔ (= 15 kg). Nachdem noch 1579 einen Frauenverläumder die Strafe getroffen, daß ihm die „Schand-Steene . . . um den Hals gehangen, womit he driwerbe uppe dem markede geföret und darup ut de Stadt verwiset worden," sind nach 1586 keine Beispiele dieser Strafe in den lübeckischen Strafprotokollen angetroffen; die Steine aber waren zum Andenken im alten Niedergericht oben am Gewölbe aufgehangen gewesen, bis sie später ans Museum gekommen sind.

Von einer Art der Strafvollstreckung ist bis jetzt noch nicht geredet worden, nämlich von der Strafe des Gefängnisses, des Kerkers.

Von ihren Schrecken wissen wir aus zahlreichen wahren und erfundenen Berichten und Geschichten; wir fühlen mit dem Chor der Gefangenen im Fidelio die Freude, nach langer Kerkernacht das erquickende Sonnenlicht zu schauen; wir schauern mit Fidelio in der feuchten Finsternis tief im weltverlorenen Kerker, wo der Gefangene unter der Last seiner Ketten zusammensinkt, aller Lebenskraft beraubt. Wir haben keine genauere Kenntnis von den schweren Kerkern unserer lübischen Vorzeit; aber die vielen im Museum erhaltenen Arm- und Beinschellen mit langen und kurzen Ketten, mit den Andeutungen, daß sie im Mauerwerk befestigt oder angeschmiedet fast ein Nichts nur von Bewegung gestatteten, wie einige der vorgelegten Beispiele erkennen lassen: Alles dieses genügt, um mit Grausen uns abzuwenden und mit dem Dichter zu sprechen: „dort unten aber ist's fürchterlich." Aber nicht nur bei den zum Kerker rechtskräftig Verdammten war es fürchterlich, nein, auch bei denen, die, um für ein todeswürdiges Verbrechen ihnen den Beweis der Schuld abringen zu können (wenigstens seit dem 15. Jahrhundert her), „der peinlichen Frage," der Folter unterworfen wurden, dem Hauptbeweismittel, namentlich seit Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung von 1532.

Wenn dem Untersuchungsgefangenen unter Ausbreitung der Folterwerkzeuge vor seinen Augen, ja, unter teilweiser Anlegung derselben, kein Geständnis abgelockt werden konnte, so wurde nunmehr furchtbarer Ernst gemacht, und in steigendem Grade gelangten zur Anwendung: Daumen- und Fußschrauben, das Aufziehen in die Luft, die Reckung auf der Folterbank mit ihren verschiedenen Verschärfungen: dem „gespickten Hasen," dem Brennen mit dem Bündel brennender Talgkerzen usw., und wenn das alles nichts half, dann endlich das äußerste Mittel: der Leibgürtel.

Daumen- und Fußschrauben, Folterbank, der gespickte Hase, der Leibgürtel finden sich sämtlich auch in unserer Sammlung. Alle diese Torturen fanden im tiefen Keller der schon früher erwähnten Frohnerei statt, der wir nun noch eine Betrachtung widmen wollen.

Sie lag an der südlichen Seite des kleinen Alten Schrangen, hatte die alte Hausnummer Johs. Qt. Nr. 963 und war ein von Osten nach Westen sich streckendes langes Gebäude. Zuerst im Jahre 1424 erwähnt, war es 1555 neu erbaut und wurde im Jahre 1840 abgebrochen, nachdem es schon seit 1836 seinem ursprünglichen Zwecke nicht mehr diente. Der Eingang war an der Nordseite und führte auf die große Diele, von der eine Treppe zum Keller, eine Haupttreppe aber zu dem Wohnräume enthaltenden ersten Stockwerke führte. Neben der letzteren Treppe lag eine kleinere Stube, ihr gegenüber stand ein Kamin. An

die Stube stieß rechts das sog. Herrenzimmer, wo die Gerichtsherren die Voruntersuchungen hielten. In der Ecke an der Kaminseite stand ein dreiseitiger Ofen. Das Zimmer hatte eine schlichte Holztäfelung und oberhalb dieser nach Norden eine hohe und breite Fensterluchte, die 12 Fensterquadrate zu je 9 Scheiben hatte und von außen mit eisernen Trallen versehen war. Westlich an das Herrenzimmer stieß, durch eine Tür damit verbuuden, die geräumige Küche, welche nach der Straße hin ein größeres und ein kleineres Fenster hatte. In ihr stand der etwa $2^1/_2$ m breite Herd, südlich daneben ein Schrank. Aus der Südostecke führte eine Treppe hinab in den Torturkeller und daneben eine andere Treppe hinauf in das zweite Stockwerk. In diesem lagen an der Süd-, West- und Nordseite um einen Vorplatz im Westen gruppiert die sog. „Cohen," Gefängnisräume von teilweise sehr kleinen Ausmessungen; sie führten die Namen Holland (dies war die zweitgrößte), Paris und Brabant (die kleinsten, kaum $1^1/_2$—2 □m Bodenfläche) und Hamburg (die größte, ungefähr $5^1/_2$ □m haltende Zelle). Neben dieser nach oben führenden Treppe befand sich eine Tür, die auf einen Vorplatz sich öffnete, an dem nordwestlich eine große Gefangenenstube lag, die in der Nordostecke einen von dem Feuerherd der Küche her erwärmten Ofen hatte, und durch ein großes Fenster Licht erhielt.

Neben diesem Gefangenzimmer und am Westende eines langen schmalen an der Südseite von der Diele hinlaufenden Ganges befanden sich unentbehrliche Ausbauten für die Gefangenen und die Bewohner.

So stand die Frohnerei, bis sie 1840 abgebrochen ward. Die Folterwerkzeuge, die das Museum jetzt noch birgt, sind die letzten Zeugen der entsetzlichen Zustände, die man in früheren Jahrhunderten als unentbehrliche Bestandteile einer wohlgeregelten Rechtspflege betrachtet hatte.

Daß wir, hoffentlich für immer, aus den Banden vorzeitlicher Grausamkeit gegen die eines Verbrechens Verdächtigen, wie gegen die der Strafe Verfallenen befreit sind, das ist eine der dankbarst anzuerkennenden Folgen der fortschreitenden Aufklärung, die unter Friedrich dem Großen begonnen, durch Frankreich fortgeführt, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in ganz Deutschland die Abschaffung der Folter nach sich zog und auch dazu führte, die Todesstrafe, wenn überhaupt, nur noch durch die Enthauptung vollziehen zu lassen.



Die Schlacht in der Hamme.

1. Entstehung und Verlauf des Krieges zwischen den holsteinischen Fürsten und den Dithmarschern bis 1404.

Von **Wilhelm Laß** in Kiel.

Da der vertragslose Zustand leicht zu Übergriffen und Wiedervergeltungsmaßregeln in der Gestalt von Raubzügen verleitete, hatten bereits im Mittelalter die einander benachbarten kleinen Territorialstaaten vielfach schriftliche Übereinkommen getroffen, in denen sie sich gegenseitig gewisse Rechte zusicherten und die Schlichtung von Streitigkeiten durch ein aus Bevollmächtigten beider Parteien bestehendes Schiedsgericht festsetzten. Es wurde durch dieses Vorgehen das Ziel verfolgt, einigermaßen erträgliche friedliche Verhältnisse herbeizuführen und allerlei Unbequemlichkeiten in Zeiten der Bedrängnis aus dem Wege zu gehen. Das Mittel des Vertragsschlusses wandten nach dem Tode des Grafen Gerhard des Großen auch die holsteinischen Fürsten an, indem sie mit dem dith-

marscher Freistaate ein Abkommen trafen, das bestimmt war, beide Teile vor unliebsamen Zwischenfällen zu bewahren. Das Zustandekommen des Vertrages läßt darauf schließen, daß die Schlacht bei Oldenwöhrden trotz des zwischen dem Grafen Gerhard und den Dithmarschern vereinbarten Friedensvertrages auf beiden Seiten eine tiefgehende Verstimmung hinterlassen hatte, die die Gefahr von ernstlichen Komplikationen nur erhöhte. Der Inhalt des im Jahre 1341 zwischen den Grafen Klaus und Heinrich (Isern Hinnerk) auf der einen und den Bevollmächtigten des dithmarscher Freistaates auf der anderen Seite abgeschlossenen Vertrages berechtigt direkt zu der Annahme, daß es schon zu Lebzeiten des Grafen Gerhard des Großen oder doch unmittelbar nach seinem Tode zu ernsten Händeln und Verwicklungen gekommen sein muß. Es wurde in demselben eine völlige Aussöhnung wegen der letzten Fehde vereinbart. Den Dithmarschern wurde Sicherheit und Freiheit des Handelns in Holstein in Städten und auf Märkten zugesichert. Klagen wider die Holsteiner wegen erfahrener Schädigungen sollten binnen vier Wochen erledigt werden und zwar so, daß die Brüche binnen dieser Zeit ausgezahlt werden konnte. Der Verkehr auf Eider und Treene sollte von Verkehrsabgaben frei sein; auch sollten die Dithmarscher in Holstein selbst volle Zollfreiheit genießen. Die Grafen verpflichteten sich, niemandem Hülfe zu leisten gegen Dithmarschen und an der Grenze keine neuen Schlösser zu erbauen. Wurde ein Dithmarscher in Holstein getötet, so sollte eine Mannbuße von 100 ℔ lübsch gezahlt werden.

Der Vertrag wurde im Jahre 1355 erneuert und in einigen Punkten erweitert. Graf Klaus scheint sich an die Bestimmungen desselben nicht immer strenge gehalten zu haben, denn die Dithmarscher beklagten sich bei ihm wiederholt darüber, daß einige ihrer Genossen in Holstein erschlagen worden seien, ohne daß die vertragsmäßig festgesetzte Mannbuße entrichtet worden war. Um sich selbst Genugtuung zu verschaffen, unternahmen sie einen Raubzug. Graf Klaus zog ihnen mit einem bewaffneten Gefolge und der Mannschaft der Kirchspiele Schenefeld und Hademarschen entgegen und überfiel sie bei Tipperslo, einem jetzt unbekannten Orte nahe der Grenze. Nach diesem Gefecht, das nach der holsteinischen Chronik mit der Niederlage der Plünderer endete, kam ein neuer Vergleich zustande, der neben den eben bereits erwähnten Bestimmungen noch den Passus enthielt, daß kein Teil die Feinde des andern unterstützen solle. Solange die Bestimmungen der Vereinbarung von beiden Seiten innegehalten werden, heißt es, solle zwischen Dithmarschen und Holstein Frieden herrschen. Wünsche eine Partei die Aufhebung des Vertrages, so habe sie ihn sechs Wochen vorher zu kündigen. Es handelt sich hier also im wesentlichen um eine Bestätigung der früheren Abmachungen.

Die Kenntnis dieses Vertragszustandes zwischen Dithmarschen und Holstein ist notwendig zum Verständnis der Ursachen des Krieges, der im Jahre 1402 nach dem Tode der Grafen Klaus und Heinrich zwischen den beiden Söhnen des letzteren, dem Herzog Gerhard IV. und dem Grafen Albrecht von Holstein (der dritte Sohn, Heinrich, war Bischof in Osnabrück) ausbrach. Er wurde verursacht durch einen Raubzug des Herzogs Erich von Lauenburg, der am Dienstag nach Pfingsten des genannten Jahres von der holsteinischen Grenze her unerwartet in das Kirchspiel Albersdorf einbrach und das Dorf Tennsbüttel plündern und niederbrennen ließ. Da er es unterlassen hatte, vorher die Fehde anzusagen, bezeichneten die Dithmarscher sein Vorgehen als gemeinen Raub. Sein Schwiegersohn, Graf Albrecht von Holstein, durch dessen Land er gezogen war, wurde öffentlich bei Fürsten und Städten des geheimen Einverständnisses beschuldigt und der Treulosigkeit und Vertragsbrüchigkeit geziehen. Graf Albrecht erklärte diesen Beschuldigungen gegenüber, daß der Durchzug der lauenburgischen Mannschaft durch sein

Land ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei, daß also auf seiner Seite ein Bruch der bestehenden Verträge nicht vorliege. Um sich für die schweren Beleidigungen, die man ihm zugefügt hatte, zu rächen, unternahm er am Fronleichnamstage (24. Mai) einen Plünderungszug in die Kirchspiele Albersdorf, Tellingstedt und Nordhastedt. Am 1. Oktober fiel er abermals unvermutet in das Land ein und drang in die Norderhamme vor, und zwar in die Kirchspiele Hennstedt und Delve. Auf seinem Zuge verwüstete er die Ortschaften Hennstedt, Linden, Barkenholm, Süderheistedt, Nordheistedt, Feddringen, Lammersbule, Wiemerstedt, Delve, Bergewöhrden, Schwienhusen und Hollingstedt; selbst Lunden und Hemme sollen von der Plünderung nicht verschont geblieben sein. Auffällig ist, daß anscheinend aus dem Kirchspiel Tellingstedt keine Schadenersatzansprüche gestellt wurden, trotzdem doch der Einbruch von der holsteinischen Seite her geschah.

Trotz der Schäden, die ihnen von dem Lauenburger Herzog und dem Grafen Albrecht zugefügt worden waren, versuchten die Dithmarscher, die schwebenden Händel auf gütlichem Wege aus der Welt zu schaffen. Sie wandten sich zunächst an den Herzog Gerhard, bei dem sie bittere Klage über den Bruch der Verträge seitens des Grafen Albrecht führten und Ersatz des Schadens verlangten, der ihnen aus dem Plünderungszuge des Herzogs Erich erwachsen war. Sie glaubten, hierzu um so mehr berechtigt zu sein, weil kein Krieg angesagt worden war. In öffentlicher Sitzung machte Herzog Gerhard seinem Bruder schwere Vorwürfe, indem er ihn in erregten Worten des Vertragsbruches beschuldigte, weil er entgegen den mit den Bevollmächtigten des Freistaates getroffenen schriftlichen Vereinbarungen den Herzog von Sachsen-Lauenburg mit seinen Leuten durch sein Land hatte ziehen lassen. Graf Albrecht leugnete jede öffentliche oder geheime Teilnahme an dem Zuge seines Schwiegervaters und erklärte unter seinem Eide, daß er von der ganzen Sache nichts gewußt habe. Die Folge dieser Aussage war, daß die Brüder sich zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Dithmarscher verbündeten und ihnen den Krieg erklärten. Sie mögen vielleicht dazu veranlaßt worden sein durch das Verhalten der Dithmarscher, die sich von der Überzeugung nicht abbringen ließen, daß Graf Albrecht Anstifter, mindestens aber Mitwisser des Zuges des Herzogs Erich gewesen sei, denn in einer holsteinischen Chronik wird erzählt, daß die Fürsten den Dithmarschern hätten entsagen müssen, wenn sie ihren Vorwitz nicht länger hätten ertragen wollen. Noch in diesem Stadium wurde wiederholt versucht, eine Einigung zwischen den Parteien herbeizuführen, und es fand auch zu dem Behufe eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten beider Parteien am Kuckuckswall bei Albersdorf statt, die aber vollständig resultatlos verlief, weil die beiderseitige Erbitterung und Feindschaft schon zu groß war. Die Hansestädte versuchten ebenfalls zu vermitteln, aber ihre Bemühungen hatten gleichfalls nur einen negativen Erfolg aufzuweisen. Die Fürsten wollten eben den Krieg, und der holsteinische Adel, der des Friedens schon lange überdrüssig war, schürte gleichfalls zum Kampfe gegen das ihm verhaßte selbstbewußte Bauernvolk. Die Fürsten wußten übrigens nicht nur die Stader, mit denen die Ditmarscher verfeindet waren, sondern auch die Stadt Hamburg auf ihre Seite zu bringen, so daß der Freistaat rings von Feinden umgeben war. Das Ziel der holsteinischen Herrscher war, die Dithmarscher vollständig zu unterwerfen und zu zinspflichtigen Untertanen zu machen.

Die Operationen gegen die Dithmarscher begannen im Frühjahr 1403. Das fürstliche Heer zog bei Albersdorf über die Grenze und wandte sich zunächst nach Meldorf. Auf Anraten des kriegserfahrenen Klaus von Ahlefeld wurde bei Dellbrücke ein festes Blockhaus errichtet, die Marienburg, in die man eine ständige Besatzung legte, welche später die umliegenden Ortschaften plünderte und verwüstete.

Auf seinem Wege nach Meldorf hatte das Heer wiederholt kleine Scharmützel mit den Dithmarschern zu bestehen, die von der holsteinischen Übermacht regelmäßig geschlagen wurden. Meldorf selbst, das eine offene Stadt war, nahm man mit Sturm und plünderte es. Da die Dithmarscher sich zu sammeln begannen und Graf Albrecht einen Überfall befürchten mochte, gab er noch vor dem Eintritt der Dunkelheit den Befehl zum Rückzuge nach der Marienburg. Kein Holsteiner, heißt es, getraute sich, in der eingenommenen Stadt eine Nacht zu bleiben, aus Furcht, die Dithmarscher möchten ihn unsanft wecken.

Am Tage nach dem Sturm auf Meldorf unternahm Graf Albrecht mit seinen Leuten einen Zug durch die Norderhamme. In den Kirchspielen Weddingstedt und Hennstedt machte er reiche Beute. Die Dithmarscher traten ihm westlich von der Broklandsau mit überlegener Streitmacht entgegen, so daß er schleunigst den Rückzug über den Ulerdamm antreten mußte. Er wäre wohl unfehlbar mit seinen Leuten erschlagen worden, wenn nicht ein starker Sturm das Wasser der Nordsee mit solcher Gewalt in die Untereider und ihre Nebenflüsse getrieben hätte, daß die Brücke des Ulerdamms weggeschwemmt wurde. Dadurch wurde den Dithmarschern die Möglichkeit genommen, dem fliehenden Feinde nachzusetzen und ihm seine Beute abzujagen.

Über die Lage des Ulerdamms gehen in den Chroniken die Ansichten auseinander. Von einzelnen Geschichtsschreibern wird er nach dem Aukrug bei Süderheistedt verlegt; aber diese Annahme muß als unhaltbar bezeichnet werden, denn der Name Ulerdamm wird nach den Ereignissen des Jahres 1403 in den Chroniken nicht wieder genannt. Wäre es der Damm bei Süderheistedt gewesen, auf dem jetzt eine Chaussee entlang führt, dann würde die Bezeichnung sich doch wahrscheinlich erhalten haben oder in Flurbezeichnungen in der einen oder der anderen Form der Nachwelt aufbewahrt worden sein. Das ist nicht der Fall. Durch die Herren Landesbaurat Eckermann in Kiel (früher Wegebauinspektor in Heide) und Lehrer Laß in Süderheistedt ist festgestellt worden, daß der Ulerdamm sich bei Feddringen befand. Beide Herren haben Schriftstücke aufgefunden, die über die Richtigkeit ihrer Vermutungen keinen Zweifel mehr zulassen. Dazu kommt noch die von Herrn Heinrich Carstens-Dahrenwurt erfolgte Feststellung, daß einzelne Flurbezeichnungen, wie Dammbrücke, Dammwisch usw. deutlich an den Ulerdamm erinnern. Da der Ulerdamm nicht die einzige Verbindung durch das muldenförmig sich hinziehende Tal der Broklandsau war, hatte Graf Albrecht wohl Grund zu der Befürchtung, die Dithmarscher könnten ihm durch die Besetzung der Engpässe im Rederstaller Moor und bei der Tielenbrücke den Rückzug abschneiden, denn ihnen stand noch die Möglichkeit offen, über Weddingstedt nach Süderheistedt zu ziehen und beim Aukrug über die Broklandsau zu gehen. Weil ihm der Marsch auf den schmalen Wegen nicht schnell genug ging, trieb er zur Eile an. Bald war er an der Spitze des Zuges, bald beim Nachtrab, überall aufmunternd und anspornend. In seiner Erregung soll er dem Pferde die Sporen gegeben haben, um in dem Gedränge schneller an die Spitze des Zuges zu kommen. Das Tier scheute und stürzte, der Graf drückte sich bei dem Falle den schweren Panzer in den Leib, so daß er lebensgefährlich verletzt wurde. Noch auf dem Heimwege erlag er seinen Wunden; seine Leiche wurde in Itzehoe beigesetzt. Die Holsteiner, die anscheinend ihren Rückzug über die Tielenbrücke genommen haben, erreichten glücklich die Grenze.

Wie wir wir schon gesehen haben, besaßen die Holsteiner in der Marienburg einen wichtigen Stützpunkt für ihre Operationen gegen die Dithmarscher. Die Besatzung dieser Festung machte fortgesetzt Ausfälle und Plünderungszüge und beunruhigte dadurch die nähere und weitere Umgebung. Es scheint, daß die Dith-

marscher wiederholt den Versuch gemacht haben, das Blockhaus in ihren Besitz zu bringen; aber sie wurden stets mit Verlusten zurückgeschlagen. Auf Veranlassung des kühnen Rolves Boykenson, eines angesehenen Führers aus dem Geschlechte der Vogdemannen, wurde während der Abwesenheit des Grafen Albrecht mit seinen Mannschaften in der Norderhamme ein abermaliger Versuch zur Erstürmung des Blockhauses gemacht. Mit den Worten: „Tredet hertho, gi stolten Dithmerschen, unsen Kummer willen wi wrecken, wat Händeken gebuwet han, dat können Händeken thobreken!“ trat er vor seine Landsleute, um ihren Mut anzufeuern. Der Sturm auf die Marienburg war wieder vergeblich und verlustreich. Unter den Gefallenen befand sich Rolves Boykenson, der von einer feindlichen Büchsenkugel tötlich am Kopfe verletzt worden war. Um ihre Gegner zu verhöhnen, steckten die Holsteiner das Haupt des gefallenen Führers auf einen Pfahl, den sie vor der Burg aufpflanzten.

So erlitten die Dithmarscher Niederlage auf Niederlage, aber ihren Mut verloren sie trotzdem nicht. Wohl waren sie geneigt, mit Herzog Gerhard einen Friedensvertrag abzuschließen, der ihnen ihre Selbständigkeit sicherte, und in diesem Sinne wurden auch von Lübeck und Hamburg aus Vermittlungsversuche gemacht. Da Herzog Gerhard von den Dithmarschern volle Unterwerfung verlangte und darauf bestand, daß sie Abgaben entrichten und ihm in seinen Kriegen Heeresfolge leisten sollten, konnte von einer Verständigung nicht die Rede sein. Wollte der Fürst sein Ziel erreichen, so mußte er mit starker Heeresmacht in das Land einbrechen und den Widerstand der Bauern mit eiserner Gewalt brechen. Das sollte geschehen durch den Zug, den er am 4. August 1404 unternahm und der mit der vollständigen Niederlage des holsteinischen Heeres in der Hamme endete.



Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere.

Von F. Kunze.

I.

Zu den mannigfaltigen Privilegien, welche in der „guten alten Zeit“ den unmittelbar am Meeresstrande oder Stromufer angesiedelten Bewohnern eingeräumt wurden — vermeintlich als Entschädigung für die ihnen hier jeden Augenblick durch „Sturm und Wellen“ drohende Gefahr — gehörte auch das uralte „Strandrecht,“ dessen materielle Ergebnisse teilweise auch dem gesetzgebenden Fürsten mit zugute kamen, wenigstens in diesem und jenem Küstenlande. Unter dem sogen. „Strandrecht“ (lat. littorum, franz. Droit de Rivage) verstand man in mittelalterlichen Tagen die durch „ewiges Herkommen“ oder gesetzliche Bestimmung eingeräumte Befugnis, ein gescheitertes oder gestrandetes Schiff sowie dessen freizügige Bestandteile oder auch Gegenstände, Waren usw., welche von einem solchen verunglückten Fahrzeuge ans Land geschwemmt wurden, sich anzueignen. Nach und nach wurde dieses nahe an Raub grenzende Vorrecht in den einzelnen Küstengebieten wieder aufgehoben — so auch durch die Carolina Art. 218 —, aber in manchen nordischen Ländern konnte noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts die ungehinderte Aneignung des ans Land treibenden „Strandgutes“ stattfinden. Im Jahre 1794 erklärt noch Salzmann in Constans' „Kuriosen Lebensgeschichten“: „Das Strandrecht ist ein Recht, welches verschiedene „christliche“ Staaten, die nahe am Meere liegen, haben, nämlich die verunglückten Schiffe zu berauben und diejenigen, die sich ans Ufer retten, zu plündern. Es pflegen daher in solchen Gegenden die Herren Geistlichen in ihren Kirchengebeten

den lieben Gott anzurufen, daß er recht viele Schiffe zerschlagen und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle." In gesitteteren und rechtlich vollkommneren Folgezeiten wurde jegliches „Strandgut," nämlich die von einem verunglückten Schiffe geretteten Güter und Trümmer, im engeren Sinne die bei einer stattgefundenen Seenot geborgenen Gegenstände, dem ausersehenen Berger überwiesen, der dann den ihm anvertrauten „Seeauswurf" gegen Bezahlung der zu beanspruchenden Bergungskosten herauszugeben hat, sobald der empfangsberechtigte Eigentümer ermittelt ist. Das regelt sich heute nach der Strandungsordnung vom Jahre 1874.

Kraft jenes vormärzlichen Strandrechtes eigneten sich nicht nur die rücksichtslosen Küstenbewohner, sondern auch häufig diejenigen Landesfürsten, denen dieses oder jenes Strandgebiet staatlich zugehörig war, das Privilegium an, alles, was an den Ufern frei wächst oder gefunden wird, in Besitz zu nehmen. Wie ist aber die seeanwohnende Menschheit auf diese scheinbar so widersinnige Art der Eigentumserwerbung gekommen? Nun, die eigentliche Ursache ist schwer zu ergründen. Es ist ja natürlich, daß bei einem so schweren Unglücksfalle wie beim Stranden, Scheitern und Versinken eines Schiffes eine entsprechende Belohnung solchen mutbeseelten Leuten, welche sofort hilfsbereit beisprangen, nicht verweigert werden durfte. Nicht minder erkenntlich mußte man sich auch dem „glücklichen Finder" solcher Waren und Gegenstände erzeigen, welche verunglückten Fahrzeugen entstammten und von den Wellen fortgeführt wurden. In Wirklichkeit entstand doch auch eine gewisse Lebensgefahr für hilfeleistende Strandbewohner bezw. für die sich aufopfernde Mannschaft der an der Rettung beteiligten Boote, Kähne usw. Nur die sichere Erwartung eines hohen Lohnes konnte in früheren Zeiten ermuntern zur Verrichtung derartiger Not- und Liebeswerke, noch dazu bei rauhen Seemannsgemütern. Geriet ein segelndes Fahrzeug nur auf den Sand, so brauchte sein Führer oder Eigentümer verhältnismäßig weniger Opfer zu bringen als für den Fall, daß es völlig strandete oder von den verschlingenden Wellen bedroht schien. Ja, sein Tribut war erklärlicher Weise ein sehr hoher, wenn das gefährdete Schiff bereits von seiner Bemannung verlassen worden war. Vielfach hatte der verantwortliche Führer behufs Erhaltung des eigenen Lebens mit Reißaus genommen, so daß herbeieilende Helfer bezüglich des ihnen zu gewährenden „Bergelohns" mit niemandem zu verhandeln vermochten; ja, es lag hierbei die Möglichkeit nahe, den alten juristischen Grundsatz, „daß eine verlassene Sache Eigentum desjenigen ist, der sie zuerst findet" (res derelicta credit primo occopanti), zur Verwirklichung kommen zu lassen. Indes, die eingetretene Not mußte in diesem Falle als ausreichender Entschuldigungsgrund gelten; „für verlassen kann dasjenige Gut nicht angesehen werden, von dem sich jemand seiner augenblicklichen Rettung wegen trennen mußte."

Diese vorstehende Begründung des uralten Strandrechtbrauches hat einen gewissen Schein von Glaubwürdigkeit für sich, und doch scheint sie nicht zutreffend zu sein, denn es hätte sich aus dieser Üblichkeit immerhin noch kein hartnäckig erworbenes Recht entwickeln können. Wenn nun in Betracht gezogen wird, daß an vielen Meeresgestaden das Salz, an der afrikanischen Küste das Gold, an Persiens meerbespülten Landesteilen kostbare Perlen, am Mittelmeer die geschätzten Korallen und am Ostseestrande der nicht minder wertvolle Bernstein als rechtliches Eigentum der zuständigen „Strandherrschaft" angesehen wurde, so dürfte man sicherlich oberflächlich urteilen, wenn man das bekannte Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe" als Erklärung für das raubende Benehmen der „Strandgut" sammelnden Küstenbewohner gelten lassen wollte. Verschiedene Kulturhistoriker führen wiederum eine etwas mythologisch angehauchte Entstehungsursache ins Feld. Man höre! „Die Sitte (des Strandraubes) erklärt sich aus einer religiösen Vorstellung, welche aus der Anfangsperiode der Seßhaftigkeit stammt. Der Wilde und der

Barbar denkt sich die ganze Welt von Geistern bewohnt. Sie zürnen denjenigen Menschen, die es wagen, wider die gute Sitte der Seßhaftigkeit durch fremde Gebiete zu wandern, die nur denen gehören, welche die Macht der Geister durch einen besonderen Kult verehren. Jeder Eindringling ist Feind; daß er stürzt, ist Strafe der Geister oder der Gottheit. Vor allem ist es das reine Wasser, welches im Ordel auch die Schuldigen nicht untersinken läßt, sie mithin bestraft. In engstem Zusammenhang mit dem Strandrecht steht der Glaube, daß man Ertrinkende nicht retten darf; eine allgemeine Volksanschauung, die Tylor bei den St. Kilda-Insulanern, Donauschiffern, französischen und englischen Matrosen, bei Hindus, Kamtschadalen, bei den Böhmen, Neuseeländern und Siamesen nachweist. Wenn jemand in Deutschland ertrunken ist, so heißt es: „Der Flußgott fordert sein jährliches Opfer!" oder: „Der Nix hat ihn geholt!" Diese Anschauung, die in jedem solchen Reiseunglück eine übernatürliche Strafe erblickte und eine Segnung für die frommen Leute, in deren Bezirk sich der Vorfall abspielte, war im endenden Mittelalter noch weit verbreitet. Erst das Kulturbewußtsein, das im bürgerlichen Leben reifte und zum Staatsbegriff erstarkte, war imstande, den altheidnischen Rechtsbegriff zum Unrecht zu stempeln."

Nun, selbst diese gelehrte Schlußfolgerung will uns nicht stichhaltig erscheinen, weil eben dabei die eigentliche Sache fast garnicht berührt wird. Diese wäre vielleicht durch folgenden Gedankengang besser klar zu stellen. Ursprünglich war wohl nur das Salz als jenes Gut bekannt, das die schäumenden Meereswellen ans Ufer warfen. Um dieses würzige Produkt wurden nicht nur in manchen Binnenlandstrichen erbitterte Kämpfe zwischen benachbarten Stämmen geführt, sondern auch am einträglicheren Meeresstrande stritt man sich um seinen Besitz. Bevor nämlich Gold, Perlen, Elfenbein, Bernstein usw. als begehrenswerte Sachen auftraten — ihr Wert war noch nicht erkannt —, wurde schon das speisenwürzende und fleischerhaltende Salz von nomadischen Völkern voll und ganz gewürdigt. Bildeten doch bald ganze Salzbarren von bestimmter Größe das einheitliche Reduktionsmittel des Verkehrs, das Geld der Naturvölker salzliefernder Gegenden. Überall wurden Stätten mit Salzlagern oder Salzlösungen von den umherschweifenden Nomaden zuerst „in Besitz genommen," ja, meistens auch für „heilig" erachtet. Das meiste Salz entdeckte man in den ältesten Tagen, als der fachmännische Bergbau noch unbekannt war, am Strande der meisten Meere. Hier wurde es einfach geraubt, bis schließlich die machtbegabten „Oberherren" solcher im „Salzkrieg" liegenden Stämme ganz oder teilweise ihr Eigentumsrecht an der köstlichen Würze geltend machten, was sich mit der Folgezeit so vervollkommnet hat, daß heute noch die Salzgewinnung und der Verkauf dieses wertvollen Minerals Staatsmonopol ist. In jenen Tagen, als man sich noch um das ausgeworfene Meersalz stritt, warfen die schäumenden Wellen kostbare Güter gestrandeter Schiffe noch nicht ans Gestade, denn man fuhr noch im nüchternen „Einbaum" zwecks Fischfangs einher. Später, als neben dem Salz auch Perlen, Korallen, Gold, Bernstein usw. in gebührender Weise gewürdigt wurden, entstanden am Ufergelände solcher Seen, welche diesen oder jenen Stoff anschwemmten, ähnliche Kämpfe um Besitzerlangung wie in den Tagen der Salzeroberung. Aber auch jetzt griffen die regierenden Häuptlinge ein, um ihr Eigentumsrecht geltend zu machen, und mit der Zeit wurde auch hinsichtlich dieser kostbaren „Strandgüter" der Herrscher bezw. der „Fiskus" eigentlicher Besitzer.



Der Bismarckturm bei Itzehoe.

Auf Waldeshöh' im Holstengau
Sei uns gegrüßt, du Felsenbau!
Wohl ragst du kühn und stolz und stark,
Ein Wächter in des Nordens Mark.
An deinem Haupt und deinem Rumpf
Beißt sich der Sturm die Zähne stumpf,
Du lachst der Wolken Regenflut,
Dich schmelzt nicht heiße Sonnenglut,
Du trotzest Winters Grimm und Frost,
Dich kränkt nicht Moder, Wurm und Rost.

Drum sollst du, stolzer Bau von Stein,
Fürst Bismarcks Ruhmessäule sein!
Sollst ragen als ein heilig Mal
Dem Meister, der in Zorn und Qual,
In Sorg' und Arbeit früh und spat
Das deutsche Reich geschmiedet hat;
Dem Recken hehr vom Sachsenwald,
Des Nam' durch Land und Meere schallt,
Des Augenblitz den Feind erschreckt,
Des lauter Ruf sein Volk erweckt,
Dem Mann, der weis' in Rat und Tat
Der Deutschen Herz bezwungen hat.

Steh' fest, o Turm, jahrtausendlang,
Stolz, gleich dem Helden ohne Wank!
Und kommt der Lenz mit lauen Lüften,
Mit Lerchenlaut und Blütendüften:
Entzünde dich und leuchte mild,
Ein Opferstein und Friedensbild!
Doch stürmt der Feind mit Macht heran,
Dann fach' die Zornesfackel an!
Dann schüre Glut, laß Funken sprühn,
Erweck' uns Männer, stark und kühn,
Des Recken würdig, der in Fahr
Gedoppelt stark und trotzig war!

Mög' Himmels Schutz zu unserm Heil
Dich, deutschen Gaues Irmensäul',
In Ungewittern wohl bewahren!
Und hält uns'r Volk sich frank und jung,
Blieb fern die Götterdämmerung:
Grüß' das Geschlecht nach tausend Jahren!

Itzehoe.

J. H. Fehrs.

Altes und Neues aus Schleswig.

Von **Doris Schnitger** in Schleswig.

Möge das Neue voranstehen. Vielen, selbst solchen, denen Teilnahme für die Sache nicht ganz fehlt, wird es neu sein, daß der Schleswiger Altertumsverein und mit ihm sein Museum zu wirklichem Leben erwacht ist. Lange genug kam es über eine Scheinexistenz wenig hinaus. Der winzige Anfang einer Sammlung vaterländischer Altertümer wurde schon im Jahre 1880 gemacht. Im Zeichenzimmer des Gewerbevereins stellte man eine Anzahl zumeist ältester Altsachen aus der Stein- und Bronzeperiode aus, die aber kaum hinreichten, Neu- oder Wißbegierige in den öden Raum zu locken. Dann und wann wurden von neuem krampfhafte Versuche gemacht, Lebensfähiges zu erreichen, doch ohne ähnliche Erfolge, wie wir sie gleichzeitig in Flensburg usw. heranreifen sahen. Die Verhältnisse müssen das verschuldet haben, da von vorne herein tüchtige Kräfte, wie der archäologisch geschulte Geheimrat Michelsen und Dr. Sach mittätig waren.

Wer aber möchte behaupten, daß Schleswig weniger als eine der Schwesterstädte einer würdigen Stätte wert und bedürftig wäre, wo Reste seiner hochinteressanten Vergangenheit geborgen werden — Schleswig, mit seiner nächsten Umgebung die geschichtlich wichtigste der Kulturstätten Nordalbingiens! Diese Umgebung ist ja seit langen Jahren aufs gründlichste durchforscht, zuletzt durch die beiden treuen Söhne unserer Stadt H. Philippsen und C. Sünksen, die „allein von der Liebe zur heimatlichen Scholle geleitet" immer wieder hinauszogen an die Waldemarsmauer, den Kograben usw., welche dem Laien wohl ihre malerischen Reize bieten, dem Forscher aber immer noch Neues verraten von denen, die vor lange hier kämpften, siegten oder zugrunde gingen. Was unsere Schatzgräber gelernt, bietet ihr „Führer durch das Dannewerk" (Hamburg 1903, Verlag von Grefe & Tiedemann), was sie Greifbares gefunden, das birgt nächstens unser Museum.

Nun, wir wären jetzt also so weit, daß die Stadtvertretung außer einer Geldunterstützung einige passende Räume im Bardenflethschen Hause — einem der altehrwürdigen, palastähnlichen Patrizierwohnungen aus der Glanzzeit der Stadt —

hergegeben hat für Museumszwecke, mit Aussicht auf weitere Räumlichkeiten, so viel ihrer künftig nötig. Eine ganze Anzahl einsichtsvoller Männer aber — zum Teil aus dem bodenwüchsigen Bürgerstande — hat es durch hingebende Bestrebung endlich zuwege gebracht, daß in Stadt wie weiterer Umgebung sich alles regt, was überhaupt imstande ist, den Wert solches im besten Sinne gemeinnützigen Strebens zu würdigen — gemeinnützig nicht nur im Interesse der wenigen Jahre des jetzt lebenden Geschlechts, sondern für die Geschlechter unabsehbarer Zeiten. So lange es Leute gibt, die mit regem Verständnis für ihres Landes Geschichte die Augen zu gebrauchen wissen, sollen sie hier vorfinden, was denn noch aufzutreiben ist an Überbleibseln untergegangener Kulturstufen. Das „untergegangen" aber braucht nicht gepreßt zu werden: was uns heute noch dient, ist bald genug veraltet, wandert in die Rumpelkammer, im wörtlichen wie im historischen Sinne. Aber nur besehen, neugierig angaffen frommt wenig. Es wird hoffentlich dauernd Gewicht darauf gelegt werden, daß als Appendix eine Art von bescheidener Bibliothek sich ausbaut, in der sich alles findet, was noch Gedrucktes zu haben ist über der Vorväter Leben, und was Aufschluß gibt über die Vorgeschichte des Gemäldes, des Hausrats oder des Steinbeils. Erst dann wird hier dem Forscher wie dem lernbegierigen Laien — und ihrer wird das heranwachsende Geschlecht nicht wenige haben — geboten, was ihm dient, gleichviel ob die Berichte sich finden im ansehnlichen Folianten oder dem schäbigen Tagesblatt.

Nun aber kommt das oben angemeldete „Alte," das mehr, als es anfangs scheinen mag, mit dem bisher Mitgeteilten zusammenhängt. — Ich saß kürzlich am Krankenlager des jetzt 84jährigen Fräulein Hanne Callisen, Tochter des um seinen großen Wirkungskreis und weit darüber hinaus so hochverdienten Generalsuperintendenten Callisen, der 1861 im Alter von 84 Jahren in seinem ansehnlichen Hause in Schleswig starb.[1]) Fand ich die liebe alte Dame anfangs betrübend hinfällig, so erwachte ihre — trotz fortgesetzter Kränklichkeit vom 2. Jahre an — unverwüstliche Jugendfrische wieder, als die Erinnerung sie weit, weit zurückführte. Es handelte sich dabei um einen Gegenstand, welcher vor 60 bis 70 Jahren in ihrem, mehr noch in ihres Vaters Leben eine Rolle gespielt, den sie jetzt liebenswürdiger Weise der Schleswiger Sammlung übergeben hat.

Es war im Juni 1840, als in Kopenhagen Christians VIII. Krönung sich vorbereitete. Mit mittelalterlich katholisierendem Pomp sollte gefeiert werden. Jeder der höchsten Geistlichen des damaligen Dänemark — also auch die Generalsuperintendenten von Schleswig und von Holstein — erhielten von Kopenhagen aus geliefert einen prächtigen Ornat: Summar von echtem schwarzem Sammet, Schmuck von echtem Kammertuch und Spitzen und einen weißseidenen Mantel, aufs reichste mit Goldbrokat durchwirkt. Dieses ist die erwähnte Stiftung an unser Museum. Bei einer Weite von 320 cm, einer Länge von 123 cm hat der Mantel am oberen Ausschnitt und den Vorderseiten die 10 cm breite Einfassung einer auf hellem Grunde dunkelgrün in Plüsch gestickten Bordüre, deren Zeichnung nobel wirkt, wie aufsteigende Palmetten das immer tun werden. Zwischen denselben finden sich, schleifenförmig angeordnet, Silberplättchen von zartester Arbeit verwendet. Goldschmuck von erstaunlicher Schwere und echtestem Glanze ist verschwenderisch angebracht: Kreuze — darunter das Großkreuz des Danebrogs — Quäste, Litzen, Fransen, alles, wie auch der Brokatstoff, strahlt wie soeben aus der Kunstwerkstatt hervorgegangen. Die alten Museen können den Schleswiger Anfänger beneiden um dieses Prachtstück, dem ja auch ein gewisser historischer

[1]) U. a. hat der weich- und weitherzige Herr Generalsuperintendent sich durch Stipendien und ähnliche Stiftungen sehr verdient gemacht.

Wert innewohnt. Vorstand wie Freunde des Museums schulden der ehrwürdigen Greisin warmen Dank für die Stiftung. In einem von ihr hinzugefügten ansehnlichen Buche: „Beiträge zur Familiengeschichte des Geschlechtes Callisen" von Dr. med. A. Halling, 1898 (im Manuskript gedruckt, ist's im Buchhandel nicht zu haben) wird von 1539 bis heute über die Nachkommenschaft des Schusters Jürgen Kallisen in Apenrade genauer und für die Kunde unserer Heimat sehr wertvoller Bericht gegeben. Jenes Schusters Sohn Johann, Theologe und eifriger Schüler Melanchthons, nannte sich nach damaliger Sitte (oder Unsitte!) lateinisch Calixtus, obgleich in seinem Hause alles plattdeutsch war, auch der Briefwechsel der Frau Pastorin. Dieser Pastor in Medelby (Amt Tondern) eröffnete die lange Reihe von gelehrten Männern, welche aus dieser Familie hervorgingen: „von 25 der männlichen Nachkommen widmeten sich 21 den Wissenschaften." [1]) Ähnlich selten dürfte es vorkommen, daß ein Geschlecht so zahlreiche 70—90jährige in rüstigem Schaffen erhält!

Aber nun zurück zu 1840, als in der ruhigen Behausung unsers hohen Geistlichen jene Einladung und das sehr fremdartige Festkleid gewiß keine kleine Unruhe zuwege brachte. Nun durfte jeder Geladene eine Dame mitbringen. Da der Frau Generalsuperintendent die Sache nicht bequem war, durfte das Töchterchen mitgehen. Wie wohl dem 20jährigen kleinen Hannchen das junge Herz mag geklopt haben vor Erwartung der Dinge, und dann beim Anblick dieser fabelhaften Schaustellungen und des unabsehbaren Menschengewühls. Also, unser Schleswiger Kind genoß in vollen Zügen und schritt wohlgemut an des Bruders starkem Arm dem Portal der Schloßkirche in Frederiksborg zu. Doch, o weh! Hier an der entscheidend engen Pforte wurde das Gedränge so plebejisch, daß das kleine Fräulein fast unter die Füße kam und heftig weinend schließlich ihren Platz erreichte. Unserm Superintendenten war die Leitung des liturgischen Teiles der Feier anvertraut und ein — freilich recht untergeordneter — Dienst bei der Salbung, welche der Krönung voranging. [2]) Der Bischof von Seeland vollzog die Salbung, der Bischof von Jütland hielt die Salbenbüchse und Callisen deren Deckel, womit er nachher stark geneckt worden ist. Von der Kostümierung der Geistlichkeit war schon die Rede, aber der damaligen Zuschauerin beneidenswertes Gedächtnis verfügt noch über alle Einzelheiten in Farbe wie Form — beides gleich apart. Se. Majestät und die Ritter des Elefantenordens traten auf in spanischer Tracht: anschließendem weißen Atlas mit wallenden Purpurmänteln und Purpurbaretts mit Federschmuck. Der königliche Hermelin war mit Kronen bestickt. Die Ritter vom Großkreuz trugen sich ähnlich, aber mit orangefarbigen Mänteln. — Ob wohl alle in solchem unbehaglichen Aufputz sich zu benehmen wußten? Jedenfalls soll Kanzler S., ein höchst unansehnliches Herrchen, sehr drollig ausgesehen haben. Herrlich anzuschauen war dagegen die anmutige Karoline Amalia, königlichen Anstands voll, und ihr bildschöner Bruder Prinz Fritz von Noer, so etwas von einem jungen Kriegsgott. Freiherr R. v. Liliencron — gleichfalls Augenzeuge — schließt in seinem liebenswürdigen Büchlein „Frohe Jugendtage" die Beschreibung, wie folgt: „Man kann sich das blen-

---

[1]) Über die Gelehrten der Familie, auf welche — wie es heißt — zum großen Teil Schleswig-Holstein stolz sein kann, gibt es eine ziemlich bedeutende Literatur. Das genannte Buch enthält eine Anzahl guter Porträts.

[2]) Welchen wichtigen Platz in der Anschauung unseres Volks diese Zeremonien einnahmen, das merkte ich 1848, als ich, obgleich noch Kind, gespannt allen täglich wiederkehrenden Disputen der Männer lauschte über Recht oder Unrecht einer „Empörung." — „Ach, wat schöln wi mit de daare Mann, de kann ja nich König sihn, de is ja nich krönt un nich salvt." So tönte es dazwischen aus dem Munde der resoluten, bäuerlichen Großmutter, wenn von Friedrich VII. die Rede war.

dende, fesselnde Schauspiel denken — aber ach! ein Schauspiel nur!“ Daß es bei dem Zudrang ungezählter Tausende in der Hauptstadt an ungewöhnlichen Situationen nicht gefehlt hat, versteht sich. So, wenn vier hohe Etatsräte genötigt waren, die Nächte dort zusammen in einem Kutschwagen zuzubringen.

Es würde weder wünschenswert noch ausführbar sein, über viele der dankenswerten Stiftungen, deren jetzt unsere Schleswiger Sammlung sich erfreut, so eingehenden Bericht zu geben, wie hier in Anknüpfung an das Kopenhagener Krönungskostüm geschah. Die lebensvollen Mitteilungen einer der ganz wenigen, die „mit dabei gewesen,“ dürften aber des Aufbewahrens wert scheinen. Auch findet sich noch sonst dieses und jenes, wohl nicht vom Fürstenhofe, aber aus der Bürgerstube oder Künstlerwerkstatt, das Teilnahme verdient. Der endgültigen Eröffnung des Museums, welcher viel zeitraubende Arbeit vorangehen mußte, hoffen wir im September entgegensehen zu dürfen.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. I.

Gesammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

A. Sonnenschein und Hitze.

1. Morgen ward dat Węder (Wedder, Weller) god, a. de Voß de brut, b. de Voß brut in't Moor (Gräben — Eiderstedt), c. de Wischen dampen (Angeln), d. de Mücken spęlt, e. de Himmel is steenbrückig, f. de Scheper hött (Lammerwölkchen — Fürst. Lübeck), g. de Paarn schrapen Wuddeln (Frösche quacken — Angeln).
2. Ji mütt rein affschrapen, so ward't morgen god (Nordschleswig).
3. Dat Grüttfatt mutt lerdig, sünst ward dat morgen keen gude Weller (Angeln).
4. Wi mütt rein Hus maken (ausessen); denn ward't morgen god.
5. Sünnabends reine Kant, dat gifft gut Weller.
6. Abendrot — morgen got.
7. Ik heff bi Petrus gut Węder bestellt.
8. Uns' Herrgott het sin Heudag.
9. Da's 'n gode Drögweller.
10. Dat is 'n beständige (gold'n) Tied.
11. Nu schall 't Korn woll riep ward'n!
12. Wi hebbt Hundsdag.
13. Schulln wi woll god Węder beholn? — a. Up de Hundsdag kann man nich ręken. b. De Hundsdag sind falsch.
14. Dat schöne Węder lavt een' to!
15. Dat ward hüt 'n hitt'n Dag, sä dat ol Wief, as 't verbrennt ward'n schull. (F. Lüb.)
16. Dat ward hüt 'n bęt'n Sweet kost'n.
17. Hüt gifft dat 'n warme Büx.
18. Dat is hitt as in'n Backab'n.
19. Dat is 'n Hitt, man kann Hexen brad'n.
20. Dat is 'n a. fürchterliche, b. glöhnige, c. afrikanische Hitt.
21. Dat is 'n Hitt, dat Tüch klęvt een' an 'n Puckel fast.
22. Dat is 'n Hitt, man kann knapp jappen.
23. De Sünn brennt.
24. De „Stiern“ steiht so hoch.
25. De Sünn drögt een' de Knaken ut.
26. De Hitt drifft dat Fett herut.
27. De Hitt makt dat Fett dünn.
28. Man kann ja bald verbrenn'n.
29. Dat is 'n fürchterliche Drögnis, dat Land is de reine Melm.
30. In disse Tied is dat am besten in 'n Keller (in'n Schatten, in't Water).
31. Na, sünd ji ok anbrennt (ansengelt, an glöst) hüt?
32. Een Hitt mutt de anner verdrieb'n.
33. Wat god is för de Küll, dat is ok go för de Hitt.

B. Gewitter.

34. Dar sitt 'n Gewitter in de Luft.
35. An'n Hęb'n leit dat (Wetterleuchten — Dithm.)
36. Dat gifft gewiß 'n Gewitter, a. de Mück' danzt so doll in de Sünn, b. de Fleg' stękt so, c. de Luft is so brutti, d. da is so bruttwarm, e. de Melk löppt t sam (wird sauer).
37. De Köh „beesen“ („birsen“ — aus Furc vor der Biesfliege, Rinder-Dasselflieg Hypoderma bovis), dat ward Gewitt (Angeln).
38. Dat Gewitter kümmt von Osten hoc dat ward streng' (nach der Gegend ve schiedene Himmelsrichtungen).
39. Dat Gewitter kümmt mit de Flot hoc dat ward hart (Westküste).
40. De Hęwen is gniddernswart.
41. Dat Gewitter is wöller versackt.
42. Dat geiht uns vörbi — treckt bilank, Vagels blieft in de Luft.

43. De Mand fritt dat up. (Ein Gewitter kommt bei zunehmendem Mond selten zum Ausbruch — Dithm.)
44. Wenn dat Gewitter man bloß losbreken woll.
45. Dat ward 'n slimmes Gewitter, dar kömmt een von jeder Siet.
46. Dat gifft 'n Krüzgewitter.
47. Dat Gewitter geiht öwer'n Mand, dat ward streng'. (Fürst. Lüb.)
48. Dat grünzt bloß so 'n bet'n (schwaches Donnern).
49. Dat wedert (donnert — Fürst. Lüb.)
50. Dat weddert un leit. (Rendsburg.)
51. Se spelt dar baben Kegel.
52. Petrus kegelt.
53. Bi Petrus sind se bi't Kegelspel'n.
54. Petrus smitt all Negen.
55. Dat bullert an'n Heb'n.
56. Dat donnert, dat de Finstern dröhnt.
57. De Düwel walkt sin Großmutter (es donnert bei Sonnenschein).
58 a. Nu fært de Olde all wedder dar bawen un haut mit sin Äx anne Räd.
 b. De lewe Herrgott smitt mit den Brotknust. (Müllenhoff S. 358.)
59. Dat is ja en Bullerweller mit Stackpahln (Stacketpfählen — Dithm.)
60. Dat wär 'n kole Slag.
61. De Slag wär neg bi.
62. Dat het dalslan.
63. Brandstifter: Nu lunt man to, de Slag wär god.
64. Dar käm 'n Donner un Blitz up eenmal.
65. Een Blitz kann den annern nich afftöb'n.
66. De Blitz steek liek dal. (Schleswig.)
67. Dat wär 'n a. Slangblitz, b. Krüzblitz.
68. Dat Gewitter will nich a. öwer'n Mand, b. öwer't Water.
69. Nu is dat bald vörbi, nu is de Wind dar achter.
70. Nu is dat bald vöröwer, nu brickt de Regen ut.
71. Et klart up achter St. Peter. — Et hellt up achter St. Peter, mit en Donnergät. (Eiderstedt, wo im SW. gewöhnlich die Gewitter aufsteigen — Handelmann, Top. Volkshumor.)
72. Dat Gewitter is annerswo hart wesen.
73. Dat wär en giftiges Gewitter.
74. Dat wär man een Für (vom Blitzen) disse Nacht.
75. Dat wär de ganze Nacht man een Rummeln.
76. Ik stah nich eh'r up, bet de Wand warm ward.
77. Dar is annerswo 'n Gewitter wesen. (Die Luft ist plötzlich abgekühlt.)
78. Dat Gewitter is affbrennt! (Schwefelgeruch.)
79. Ik glöv, dat Gewitter kömmt wöller t'rüch.
80. Wo dat erst' Gewitter herkömmt, kamt se all her.
81. Wenn't öwer de kahl'n Böm donnert, gifft dat vel Obst.
82. Wenn de Strohdächer un Meßtföt (Dunghaufen) so dampt, denn gifft dat noch mehr Regen un Gewitter. (Die Luft ist warm — Fürst. Lüb.)
83. He makt 'n Gesicht as de Katt, wenn't donnert.



Fünf Volkslieder. II.

Aufgezeichnet in Dithmarschen und Stapelholm.

Von **Heinrich Carstens.**

4. Der gefangene Matrose.

1. Es waren mal drei Matrosen gefangen,
gefangen waren sie;
sie wurden gefangen und geführet,
keine Trommel ward dabei gerühret
im ganzen heil'gen Reich.

2. Und als sie auf die Brücke kam'n,
was begegnet ihn'n allda?
Ein Mägdlein jung von Jahren,
hatt' noch nicht viel Leiden erfahren,
„Gehe hin und bitte für uns."

3. „„Und wenn ich für euch bitten tu',
was hülfe mir denn das?
Ihr liegt in schweren Banden,
lasset mich wack'res Mädchen in Schanden,
in Schanden laßt ihr mich.""

4. Das Mädchen dreht' sich um und um,
groß Trauern kam ihr an,
Sie ging wohl fort mit Weinen
bei Straßburg über die Steine,
wohl vor des Hauptmanns Haus.

5. „„Guten Tag, guten Tag, lieber Hauptmann,
ich hab' eine Bitte an euch:
„„Wollt ihr meiner Bitte gedenken
und mir die Gefangenen schenken,
dazu mein'n eignen Schatz?""

6. „Ach nein, ach nein, liebes Mägdelein,
das kann, das darf nicht sein;
die Gefangenen, die müssen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
dazu die Seligkeit."

7. Das Mädchen dreht' sich um und um,
groß Trauern kam ihn an.
Es ging wohl fort mit Weinen
zu Straßburg über die Steine,
wohl vor's Gefangenenhaus.

8. „„Guten Tag, Herzallerliebster mein,
eure Bitte, die darf nicht sein;
ihr Gefangenen, ihr müßt sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
dazu die Seligkeit.““

9. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd, so weiß wie Schnee:
„„Nimm hin, du hübscher, du feiner,
du Herzallerliebster, du meiner,
das soll dein Sterbekleid sein.““

10. Was zog er von seinem Fingerlein?
Ein goldenes Ringelein:
„Nimm hin, du hübsche, du feine,
du Herzallerliebste, du meine,
das soll dein Brautschmuck sein!“ —

11. „„Was soll ich mit dem Ringelein,
was soll ich damit tun?““
„Leg' du es in deinen Kasten,
laß es liegen, laß es ruh'n, laß es rasten
bis an den jüngsten Tag.“

Aus Stapelholm (Süderstapel). Vergl. Parisius, Deutsche Volksmärchen mit ihren Singweisen (geistliche Lieder und Balladen) in der Altmark und im Magdeburgischen aus dem Volksmunde gesammelt. 1. Heft S. 57 ff. (Magdeburg 1879). Der Gefangene, 11 Strophen mit Melodie. Niederdeutsch in Uhland und de Boncks Liederbuch Nr. 133: Idt weren negen Soldaten (Landsknechte), abgedruckt in Uhlands alten Volksliedern Nr. 199: Mordknechtsorden, und Nachweisungen S. 1021. Ferner: Die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. (Illustrierte Prachtausgabe, Leipzig 1880.) S. 38: Die gefangenen Reiter, 12 Str. Parisius bemerkt zu dem Liede: Ein altes, sehr verbreitetes Lied. Die alten Texte sind 1. Uhland 199. Niedersächsisch It weren negen landsknechte (aus dem 16. Jahrh.), 22 Str. 2. Hoffmann, Findlinge S. 251. Flieg. Blatt von 1620, ältester hochd. Text: Es waren drei Soldaten, 17 Str. 3. Eck, Liederhort Nr. 12c nach Flieg. Bl. von 1632, 11 Str. — Neuere Texte: Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesanges 1784 (danach Eck, Liederhort 12b usw.) Sünrak 59. Fiedler 16. Hoffmann, Schlesische 230. Eck und Irmer I 51, III 12 und 49. Pröhle 25. Eck, Liederhort 12. Meier 214. Mittler 242. Vilmer S. 127. Man vergleiche ferner Uhland Bd. IV Anmerk. S. 190. Über das Freibitten vom Tode durch Henkershand s. Hoffmann, Niederländische Volkslieder Einl. XLVIII: „Wenn eine Jungfrau erklärte, den zum Tode Verurteilten zu ehelichen, so war er, wenn er und das Gericht einwilligten, gerettet. Viele Belege dazu. Weiteres darüber in Osenbrüggen, Das Alamannische Strafrecht im deutschen Mittelalter. (1860.) S. 191. 1621 ist in Augsburg auf diese Weise eine junge Frauensperson vom Tode errettet, während sonst die Geretteten Männer waren. Noch 1725 wurde in Rapperswyl ein junger Mann, der jemanden erstochen hatte, „in größten Gnaden der Jungfer Hochziterin geschenkt.“ Vergl. endlich Grimm, Rechtsaltertümer S. 892. Melodien sind, soweit mir bekannt, nur 5 veröffentlicht.

5. Das kranke Liebchen.

1. Zwei liebten sich in einem Sinn,
sie liebten sich in Demut hin,
sie liebten sich so inniglich,
das Schicksal dreht sich wunderlich.

2. Der Jüngling wollt' auf Reisen geh'n,
da blieb sein Mädchen wohl stille steh'n,
die Mutter spricht: „Mein liebes Kind,
du weinst dir ja die Augen blind.“

3. „„Ach, Mutter, das Weinen hat keine Not,
ich denk' so gern an meinen Tod;
für mich ist keine Rettung mehr.
Wenn ich doch niemals geboren wär'!““

4. Die Mutter nahm sogleich das Wort,
sie schrieb dem Jüngling an seinen Ort:
Wenn er nicht käme bald zurück,
geschäh's wohl um sein irdisch Glück.

5. Der Jüngling machte sich von weitem auf,
er kam nach des Feinsliebchens Haus,
er wußte nicht, was ihm geschah,
als er sein krankes Mädchen sah.

6. Er nahm sie wohl in seinen Arm,
sie war noch weder kalt noch warm,
sie lispelte ihm ganz leise zu:
„Jetzt geht es in die ewige Ruh'.“

7. Ihre roten Lippen waren weiß,
ihre zarten Hände so kalt wie Eis,
sie war so schön, so engelrein
und schlief in seinen Armen ein.

Aus Schwienhusen in Dithmarschen. Einen fast gleichlautenden Text s. „Am Ur-Quell“ III S. 137 aus Schwansen. Das Lied ist in Schleswig-Holstein weit verbreitet.



Mitteilung.

4. **Schwalbe und Zaunkönig.** In einem Schuppen auf dem Schießstand des Jäger-Bataillons in Ratzeburg siedelte sich in diesem Sommer ein Schwalbenpaar an. Dasselbe wurde nach Fertigstellung des Nestes von einem Zaunkönig vertrieben, der sich in der geraubten Wohnung häuslich niederließ und seine Brut großzog.

Weede. F. Tonn.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 10. Oktober 1904.

Charles Roß.

Ein holsteinisches Künstlerleben.

Von **Adelbert Matthaei** in Kiel.

Innerhalb der nächsten vier Jahre wird Schleswig-Holstein aller Voraussicht nach in dem Kunstmuseum in Kiel zum ersten Male ein Institut erhalten, das den gemeinsamen Interessen der großen Kunst im Lande dient. Aufgabe dieses Instituts wird es sein, neben den Lehrzwecken, die damit verfolgt werden, eine Sammelstätte für alle künstlerischen Bestrebungen in Schleswig-Holstein zu werden. Außer der Förderung der Maler, Bildhauer und Architekten, welche gegenwärtig hier schaffen oder von hier ausgegangen sind, wird es darauf ankommen, zu zeigen, daß auch in den vorhergehenden Generationen das Land an der künstlerischen Bewegung in Deutschland seinen Anteil gehabt hat. Da gilt es, schon jetzt sich zu rüsten und Interesse zu erwecken für die Leistungen der Künstler, die das neue Museum zeigen wird.

Unter den älteren schleswig-holsteinischen Malern nimmt neben Ludwig Gurlitt zweifellos Charles Roß den ersten Platz ein. Auf ihn möchte ich in den folgenden Zeilen hinweisen. Es kommt mir darauf an, den ganzen Entwicklungsgang des Mannes klar zu stellen. Auf sein malerisches Können, wie es sich in den einzelnen Gemälden dokumentiert, mag sich später Gelegenheit finden, zurückzukommen, wenn wir erst eine größere Anzahl seiner Werke in unserer Kunsthalle vereinigt haben werden.

* * *

Es ist eine echt holsteinische Landschaft in der Nähe des Plöner Sees, in die wir uns hineinversetzen müssen, wenn wir den werdenden Künstler in seinen Jugendjahren begleiten wollen. In einer hügeligen Gegend wechseln Seen und Buchenwälder mit üppigen Weiden und fruchtbaren Feldern, in die die Höfe mit ihren wohnlichen Strohdächern eingebettet sind, wie die Nester der Vögel. Auch der Hof Alte-Koppel, in welchem Charles Roß am 18. November 1816 geboren wurde, liegt unweit eines solchen holsteinischen Buchenwaldes zwischen dem Schieren- und Fulen See in der Nähe von Bornhöved. Der Vater stammte aus einer ursprünglich schottischen Familie, die über Hamburg eingewandert war, und die einst glänzendere Tage gesehen hatte. Die Mutter scheint das belebende Element im Hause gewesen zu sein. Sie war eine holsteinische Bauerntochter Juliane Auguste Remien, und ihr Bild, das sich im Besitze der Witwe des Künstlers befindet, zeigt einen klugen, energischen Ausdruck, wie wir ihn von einer Frau erwarten, von der uns erzählt wird, daß sie mürrisch und mißtrauisch

gegen Fremde, resolut im Hause waltete und das Ihrige zusammenhielt. „Stopp' den Mund mit Grütt!“ hieß es kurz, wenn die Kinderschar bei Tische zu laut wurde. Elf Kinder entsproßten dieser glücklichen Ehe, die ihr diamantenes Jubiläum erleben durfte, und wenn man den beiden Alten, die die heranwachsende Schar hütete, damals prophezeit hätte, daß der eine dieser holsteinischen „Bauernjungs“ einmal ein berühmter Archäologe werden, und der andere in Athen mit der Königin Griechenlands tanzen würde, so würden sie wohl schnurrige Gesichter gemacht haben.

Carl Roß war der viertjüngste unter seinen Geschwistern. Die älteren Brüder waren teils für die Landwirtschaft bestimmt, teils besuchten sie das Gymnasium in Plön. Letzteres wäre wohl auch Carls Schicksal gewesen; aber der Knabe erschien zu schwächlich für den weiten Schulweg, und so hielt der Vater junge Theologen als Hauslehrer auf dem Hofe. Die Absicht war wohl, daß der Junge Examina machen und irgendwie als Beamter sein Fortkommen suchen sollte. Aber er entwickelte früh ein beachtenswertes Zeichentalent. Die Witwe des Künstlers besitzt noch einige Skizzen aus so früher Zeit, die meist Tiere behandeln und die es uns verständlich machen, daß der Vater, als der Junge konfirmiert war und das 16. Jahr erreicht hatte, dem Wunsche des Sohnes, Künstler zu werden, nachgab. Freilich verlangte der alte Roß, ehe er seine Zustimmung gab, daß der Sohn bei einem Anstreichermeister in die Lehre ging, damit die „Kunst“ auf alle Fälle eine solide Grundlage erhielte, die ihren Mann ernährt.

So trat denn Charles Roß 1832 in Kopenhagen in die Werkstatt des Malermeisters Runge als Lehrling ein. Hier ging es ihm ähnlich wie Thorwaldsen. Er erhielt die Erlaubnis, von seiner Werkstatt aus die Akademie zu besuchen. „Während er Tische und Wände anstrich,“ so erzählt uns sein Bruder, „waren seine Gedanken von den schönsten Bildern erfüllt, und kaum durfte er abends seinen Arbeitskittel ablegen, so eilte er auf die Akademie.“ Er nahm die Nächte auf seiner kalten Dachkammer mit zu Hilfe, und es gelang ihm, sich das Interesse der Professoren Ludwig Lund und Carl Eckersberg zu erwerben. Sie förderten ihn so, daß allmählich die handwerkliche Tätigkeit zurücktreten konnte; und als eines seiner Tierstücke, — denn auch auf der Akademie war er der jugendlichen Neigung treu geblieben, — vom damaligen Kronprinzen, späteren König Christian VIII, angekauft wurde, durfte Roß sich als Künstler fühlen.

Nun hatte sein älterer Bruder Ludwig, der Philologie studiert hatte und der bei einer vornehmen Familie als Hauslehrer eingetreten war, inzwischen seinen Weg nach Athen gefunden. Hier war er mit archäologischen Studien beschäftigt, aber er stand natürlich dem übrigen geistigen und künstlerischen Leben, das sich in der griechischen Hauptstadt anbahnte, nicht fern. König Otto, der zweite Sohn Königs Ludwig I. von Bayern, hatte soeben (1833) seinen Einzug gehalten, und die Einsetzung dieses deutschen Fürsten auf den griechischen Thron ist für die Entwicklung der deutschen Kunst nicht ohne Bedeutung gewesen. Der schon etwas abflauende Klassicismus gewann dadurch neue Impulse. König Ludwig I. von Bayern, der München zur Kunststadt gemacht hat, lag eine Zeitlang ganz im Banne dieses Klassicismus. Thorwaldsen und Schinkel standen im Zenith ihres Ruhmes, und Leo v. Klenze war in München in allen künstlerischen Dingen die rechte Hand des Königs. — Aber auf dem Gebiete der Malerei drängten sich seit den Befreiungskriegen andere Richtungen mehr und mehr in den Vordergrund. Das Nazarenentum und die Romantik hatten ihr Haupt erhoben, und Peter Cornelius, der von beiden Richtungen nicht unberührt geblieben war, und der in den dreißiger Jahren in München seine größten Triumphe feierte, ging eigene Wege, die vom Klassicismus weitab führten. Da fachte der Befreiungskampf der

Griechen in Deutschland von neuem die Begeisterung für die Welt der Griechen an. Die klassicistische Landschaft, die von Joseph Anton Koch und seinen Gesinnungsgenossen gepflegt war, erlebte nun erst ihre Blüte, als den Künstlern die Möglichkeit geboten war, unter dem Schutze eines bayrischen Fürsten nach dem gelobten Lande der Griechen zu ziehen und die griechische Landschaft an Ort und Stelle zu studieren. Was der klassicistische Landschafter suchte, die großzügige Natur, das fand er hier in Griechenland, zumal die Mißwirtschaft der Türken dafür gesorgt hatte, daß der Kleinkram, der der Landschaft den intimen Charakter gibt, verschwunden war, und dafür „die Rippen der Natur" klar zutage traten. Im Jahre 1834 sandte König Ludwig I. Rottmann nach Griechenland, um Studien für die im Neubau der Arkaden des Münchener Hofgartens auszuführenden Landschaften zu machen, die sich jetzt in der alten Pinakothek befinden.

Diese Vorgänge auf künstlerischem Gebiete mochten den scharfen Augen des Archäologen Roß in Athen nicht entgangen sein. Er dachte an seinen Bruder



Charles Roß: An der Apenrader Bucht.

Charles, der sich im grauen Norden zum Künstler heranbildete, und er wünschte, daß er zu ihm nach Griechenland käme.

Diesem Wunsche des Bruders konnte Charles Folge leisten. Der Verkauf der Bilder an Kronprinz Christian hatte schon etwas abgeworfen. Nun gewann er noch für ein Tierstück den Preis der Akademie. Das befreite ihn vom Militärdienst und setzte ihn in den Stand, die Reise nach Griechenland anzutreten. Im Jahre 1836 traf Roß in Athen ein.

Hier gewann sich der junge Künstler rasch Sympathien. In dem deutschen Kreise am Hofe war er wohl gelitten, und die junge Königin, die später als Exkönigin in Bamberg ihren Witwensitz hatte, tanzte gerne mit dem frischen, an-

regenden holsteinischen Maler aus Alte-Koppel am Plöner See. „Die Gesellschaft in Athen," berichtet der Archäologe Ludwig Roß, „war damals nur klein und bestand aus einigen Hunderten gebildeter Europäer und gebildeter Griechen, falls es so viele waren. Jeder gebildete neue Ankömmling war gleich als Mitglied in dieselbe aufgenommen. Dabei waren die Wohnungen klein, die Mittel der meisten beschränkt; fast nur die fremden Minister konnten ein Haus machen und übten die vollste Gastfreiheit. So sah sich Carl Roß aus den engen Verhältnissen in Kopenhagen plötzlich auf eine kleine Weltbühne versetzt. Der Ministerpräsident v. Rudhart, der österreichische Gesandte Herr v. Prokesch, der preußische, Herr Brassia de St. Simon, der jetzige Lord Lyons, der Kabinetsrat Brandis und andere öffneten ihm täglich ihre Häuser. Überall sah man den ernsten, sinnigen Jüngling, den geschickten Zeichner, den lebendigen Erzähler gern, der mit einem seltenen Takte, ohne je verlegen oder vorlaut zu sein, sich nach wenigen Wochen in diesen gesellschaftlichen Kreisen bewegte, als wäre er in ihnen erzogen worden. In solchem täglichen Verkehr mit Engländern, Franzosen, Italienern, Griechen, Russen wußte er die wenigen, französischen Sprachkenntnisse, die er mitgebracht hatte, bis zum genügenden Verstehen und Sprechen auszubilden. Was aber wichtiger war, er nahm täglich durch Erfahrungen, Gespräche und Lektüre eine Menge neuer und bedeutsamer Kenntnisse in sich auf, die sein scharfer Verstand ordnete und zurechtlegte; und von diesen Anfängen an hat er sich durch seine ferneren Reisen und seinen Verkehr mit Männern aller Stände durch eigene Kraft und Beharrlichkeit zu der reichen und reifen Geistesbildung durchgearbeitet, die ihn auszeichnete, und zu der sein Jugendunterricht nur einen schwachen Grund hatte legen können." —

Was nun seine künstlerische Weiterbildung angeht, so blieb Roß zunächst auch hier beim Tierstück. Die Königin hatte sich eine kleine Menagerie angelegt, und in ihr studierte Roß mit Eifer an Kamelen, Gazellen und anderm exotischen Getier. Aber dann tat es ihm doch die griechische Landschaft an mit ihren weiten Ebenen und charakteristischen, pittoresken Gebirgsbildungen, und er wurde zum Landschafter, und der ist er geblieben sein Leben lang. — Diese Griechenfahrt ist für Roß in gewissem Sinne verhängnisvoll geworden. Er hat die griechische Landschaft doch nur wenige Jahre studieren können. Er hat sie eifrig studiert und zahlreiche Skizzen gemacht in Attika, im Peloponnes, auf Naxos und in Kleinasien. Aber die Umstände nötigten ihn, schon 1839 Griechenland zu verlassen, und nun hat er in Deutschland, in München und in Schleswig-Holstein gezehrt an den Eindrücken, die er im Süden erhalten, und die er in seinen Skizzen festgelegt hatte. Er hat mit den Bildern, die er auf grund der Studien in Griechenland ausführte, sehr beachtenswerte Erfolge erzielt in Paris, in München und in seiner engeren Heimat. Aber das Band, das ihn unmittelbar mit der Natur verknüpfte, war doch gelöst. Und als Roß später endlich dazu kam, sich von dieser griechischen Welt zu emanzipieren und sich an die Natur seiner Heimat zu halten, da hat der unerbittliche Tod dieser reich veranlagten Künstlernatur, von der wir noch viel zu erwarten gehabt hätten, ein frühzeitiges Ende gesetzt. —

Aber kehren wir zu dem jungen Künstler nach Griechenland zurück! Es müssen herrliche Tage gewesen sein, die Roß nun beschieden waren. Zu dem künstlerischen Schaffensdrang gesellte sich die Wanderlust und die Abenteuerlust der Jugend, und alles das durfte der junge Künstler gleichsam als Pionier in dem der Kultur und der Kunst wieder zu erschließenden Hellenenlande befriedigen. Das macht uns verständlich, daß Roß so lange im Banne dieser Jugendeindrücke geblieben ist. — Auf den Trümmern der alten Hauptstadt Lacedämons

hatte die Regierung König Ottos unweit von Misitra ein neues Sparta entstehen lassen. Dorthin begab sich Roß, um in dem wundervollen Eurothastal, „das überragt von den Schneegipfeln des Taygetos eben im Schmucke des Frühlings prangte," Studien zu machen.

Hier gesellte sich Adolf Friedrich Graf von Schack zu ihm, und die beiden jungen Norddeutschen schlossen im Peloponnes einen Freundschaftsbund, der das Leben überdauert hat, und dem Schack in dem Buche „Meine Gemäldesammlung" ein schönes Denkmal gesetzt hat. Schack erzählt da,[1]) wie die beiden den Gipfel des schneebedeckten Taygetos zu erklimmen suchten und wie sie verirrt und ratlos die Nacht in einer Felsenhöhle zubringen mußten. Als sie endlich nach mehrmonatlichem Aufenthalt nach Athen zurückkehren wollten, erhielten sie die Nachricht, daß die Gegend nördlich von Sparta bis Arkadien durch Räuberbanden unsicher gemacht sei. Nach langem Warten schlossen sie sich einem Detachement griechischer Soldaten an, das von Misitra nach Korinth bestimmt war. „Welche Nächte, wenn wir uns inmitten der Krieger, die mit ihren wallenden Fustanellen



Charles Roß: An der schleswigschen Ostseeküste.

ein pittoreskes Ansehen boten, um ein loderndes Feuer lagerten, und die riesige Flasche mit dem Wein, an dessen bittern Pechgeschmack wir uns bald gewöhnt hatten, in die Runde ging. Eine wollene Decke, auf das kahle Felsgestein gebreitet, diente uns zum Lager, auf dem wir besser schliefen, als später auf den weichsten Ruhebetten."

Von Athen aus begleitete Roß den Grafen Schack dann weiter nach Kleinasien. An den Gestaden des Meles beim Chier Wein schwärmten die Jünglinge in der Welt Homers, und nach Ausflügen nach Magnesia und Ephesus machte sich Schack nach Troas auf, um die Stätte des alten Ilion selbst zu suchen. Der

[1]) Meine Gemäldesammlung. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. 7. Auflage. Stuttgart, Cotta. 1894. S. 6 u. ff. u. S. 31.

Freund aber kehrte von Smyrna aus über Athen nach Alte-Koppel zurück, wo er 1839 eintraf.

Roß war keine starke Natur. Er hatte keinen organischen Fehler, aber seine ganze Konstitution war zart und den Reisestrapazen in dem unwirtlich gewordenen Lande der Griechen nicht gewachsen. Seine Gesundheit scheint durch diesen ersten Flug in die weite Welt eine dauernde Schädigung erlitten zu haben. Denn alle paar Jahre sehen wir ihn seitdem in die Holsteuheimat zurückkehren, um sich an den Fleischtöpfen Alte-Koppels von der Mutter wieder zurechtpflegen zu lassen. — Zu größeren Bildern ist Roß in Griechenland nicht gelangt. Was er mitbrachte, waren Skizzen, die er dann in den vierziger und fünfziger Jahren ausgearbeitet hat. Kleinere Bilder, wie „die Ansicht von Athen" oder „der Brunnen auf Naxos" befinden sich im Besitze der Witwe oder sind von Baron Prokesch, der sich übrigens des erkrankten Künstlers in Griechenland in rührender Weise angenommen hatte, und anderen Liebhabern erworben worden. — Sie ragen nicht über die Bilder zeitgenössischer Landschafter hervor. Ehrliches, sorgfältiges Naturstudium erkennt man überall, aber auch die Neigung, nur die großen Eindrücke der Landschaft festzuhalten, ohne sich um das Intime zu kümmern, wie wir das bei Rottmann und anderen Klassicisten finden, und weiter jene Vorliebe für den zarten Blauton der Ferne, der den Romantikern der dreißiger Jahre eigen ist. — Auch in Alte-Koppel hat Roß seine Studien nach der Natur eifrig fortgesetzt. Aber noch scheint ihm der selbständige Reiz dieser heimischen Landschaft nicht aufgegangen zu sein. Er studiert sie nicht um ihrer selbst willen, sondern um die Hand für die Ausführung der griechischen Skizzen geschickt zu machen, und um gelegentlich heimische Eindrücke als Versatzstücke in der griechischen Landschaft anzubringen. —

Nachdem Roß sich zu Hause erholt hatte, ging er 1839 nach München, wo er bis zum Jahre 1842 seine Studien fortsetzte, um dann 1842—43, dem üblichen Zuge der Künstler folgend, nach Rom überzusiedeln. Hier lernte er Carl Rahl kennen, dessen Einfluß auf seine Koloristik kein vorteilhafter gewesen sein mag.

Länger dauerte nach dieser Romfahrt die Erholungspause in der Heimat. Fast zwei Jahre von 1843—45 hielt sich der Künstler diesmal in Alte-Koppel auf, und das Studium der heimischen Landschaft tritt immer stärker in den Vordergrund. Aber solche Studien hätten Roß damals kaum Anerkennung als Künstler gebracht, und so entschloß er sich im Winter 1845, nach Paris zu gehen. Von dem Streben der Schule von Fontainebleau und Barbizon, die Roß auf andere Wege hätte bringen können und die vielleicht die vorhandene Neigung zum intimen Studium des heimischen Waldes verstärkt haben würde, nahm die offizielle Kritik damals noch wenig Notiz. Auch Roß scheint von dieser Schule damals noch keine Kenntnis genommen zu haben. Es entsprach dem herrschenden Geschmack mehr, wenn er seine griechischen Skizzen ausführte. So entstand hier in Paris die Landschaft im Tale des Eurotas, welche auf der Ausstellung allgemeine Beachtung fand und von der Hamburger Kunsthalle erworben wurde. [1]) Zu den besten Arbeiten des Meisters gehört das Bild trotzdem nicht; und Roß selbst scheint das Gefühl gehabt zu haben, daß dieses Getrenntsein von der Natur, die er künstlerisch zu erfassen suchte, seiner Entwicklung nicht vorteilhaft sei. Denn schon im nächsten Jahre finden wir ihn wieder in der Heimat, und jetzt tritt er mit ausgeführten Bildern aus der holsteinischen Landschaft vor die Öffentlichkeit. [2]) Man

---

[1]) Ein gleiches Bild befindet sich in Preetz beim Grafen Reventlou.

[2]) In diese Zeit gehört wohl der „Buchenwald und Waldbach aus Schleswig-Holstein" beim Grafen Reventlou in Preetz, der außer den genannten Bildern noch eine Landschaft mit dem Parnaß und der marathonischen Ebene und eine Ansicht des Apollotempels auf Naxos von Roß besitzt.

gewinnt den Eindruck, als ob der Künstler jetzt zu dem Entschluß gekommen sei, die Heimat nicht mehr zu verlassen und seine künstlerische Anregung fortab in dem intimen Verkehr mit der ihm vertrauten Umgebung zu suchen. Er verheiratete sich 1847 mit Helene Abendrot, der Tochter eines wohlhabenden hamburger Juristen, die er in Rom kennen gelernt hatte, und die seine Schülerin geworden war, und er nimmt seinen Wohnsitz in Kiel.

An Anerkennung und Aufmunterung, in der heimischen Welt zu bleiben, hat es Roß nicht gefehlt. Im „Kieler Wochenblatt" vom 15. Dezember 1846 heißt es: „Bei dem steigenden Interesse, welches in den letzten Jahren sich namentlich in Kiel den Werken vaterländischer Künstler zugewandt hat, möge es uns gestattet seyn, die beiden neuesten Bilder von Ch. Roß, die gerade in diesen Tagen dem hiesigen Publikum vorgeführt wurden, etwas ausführlicher zu besprechen." Die Bilder, um die es sich handelt, sind die schon erwähnte Landschaft im Tale des



Charles Roß: Holsteinischer See.

Eurotas und eine holsteinische Herbstlandschaft. [1]) Von letzterer sagt der Kritiker, es sei zum ersten Male, daß der Künstler einen heimischen Stoff in größerem Maßstabe behandele." Die Reihe seiner kleineren Arbeiten auf diesem Felde sprach uns wieder darin an, aber hier erst hat er Raum gefunden, die ganze Poesie seines Pinsels in kräftiger Breite, in all' seiner Wärme und Innigkeit zu bewähren. Es ist dies der erste weitere Schritt vorwärts auf dem Gebiete heimischer Landschaftsmalerei, und wir freuen uns auf die Reihe folgender Werke, für die unser Land einem solchen malerischen Blicke reiche Stoffe bietet. Das Bild hat sich eines solchen Beifalls zu erfreuen, daß der Künstler darin eine Aufmunterung finden mag, einem Ziele entgegenzustreben, das ihm offenbar schon deutlich genug vorschwebt." — Auch die Landsleute erwarteten also damals, daß Roß fortan

[1]) Sie wurde von Graf Ranzau, dem Besitzer der Seeburg in Kiel, erworben.

der ihrige bleiben werde, und vielleicht hätte damals der etwas ältere Ludwig Gurlitt den Mut gefunden, bei dem ehrlichen Studium der heimischen Motive zu bleiben, wenn er in der Heimat einen gleichstrebenden Künstler gewußt hätte. Dann hätten wir schon damals eine holsteinische Landschafterschule von Bedeutung haben können.

Aber die politischen Unruhen, die nun ausbrachen, führten auch in diesem Künstlerleben wie in der Entwicklung so zahlreicher Schleswig-Holsteiner eine verhängnisvolle Wendung herbei.

Roß war von Haus aus ein glühender Patriot, der mit den Seinen unter dem wachsenden Druck des Dänentums seufzte. Dieser ausgesprochene Unabhängigkeitssinn hatte in Paris im Verkehr mit dem Gießener Demokraten Carl Voigt und mit Herwegh weitere Nahrung gefunden. Mit verhaltener Begeisterung hatte der Jüngling im Peloponnes den Erzählungen griechischer Offiziere gelauscht, die an dem Befreiungskampfe ihres Vaterlandes teilgenommen hatten. Nun war der Moment da, wo er selbst sich einsetzen konnte für Freiheit und Unabhängigkeit seines Heimatlandes, und er zögerte nicht, sich trotz seines schwächlichen Körpers in die Reihen der freiwilligen Kämpfer zu stellen.

Er hat als Ordonnanzreiter („Civiladjutant") beim Prinzen von Noer den ganzen Erhebungskampf mitgemacht. Da er mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung Fritz Reventlou und dem Prinzen Friedrich befreundet und von ihnen als fester Charakter geschätzt wurde, so wurde er am Morgen des 24. März nach Berlin gesandt, um dem Herzog von Augustenburg die Nachricht von der Erhebung zu überbringen und, falls er diesen nicht mehr in Berlin träfe, unmittelbar vom preußischen Ministerium schnelle Hülfe zu verlangen. Da keine Zeit zu verlieren war, so reiste der neugeschaffene Diplomat, wie er ging und stand, in Überrock und grauem Schlapphut nach Berlin ab. Es ist interessant, Ludwig Roß von dem Verlauf dieser diplomatischen Mission des Bruders erzählen zu hören. „Roß traf den Herzog nicht mehr in Berlin, und da hier Eile und kecke Entschiedenheit not tat, so eilte er unverzüglich aufs Berliner Schloß. Er drang ungehindert ins Vorzimmer ein, denn ein langer Bart und ein Calabreser hatten in jenen Tagen die Wirkung des besten Passes, fragte nach den Ministern, denen er eine wichtige Nachricht zu überbringen habe, und stürmte ebenso unangemeldet in ihr Sitzungszimmer. Graf Arnim von Boitzenburg und seine Kollegen erhoben sich vom grünen Tische: „Wer sind Sie?" — „Was bringen Sie?" — „„Die Nachricht von einer Erhebung in Holstein!"" — „Dann ist wohl eine Republik erklärt worden?" riefen die bestürzten Minister aus einem Munde. Als Antwort zog Roß die einzige Legitimation aus der Tasche, mit der ihn der Prinz in der Eile versehen hatte; es war ein noch mit Druckfehlern gefüllter erster Abklatsch der Proklamation der provisorischen Regierung. Die aristokratischen Namen „Prinz Friedrich" und „Fritz Reventlou" beruhigten die preußischen Minister über das Schreckbild der Republik." — Auch sonst strengte Roß alle Kraft an zur Förderung der Erhebung und der deutschen Einheitsbestrebungen. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß unser Maler mit Langenbeck und seinem Bruder den ersten Anstoß zu Sammlungen für eine deutsche Flotte gegeben hat. Bekannt aber ist, wie diese ganze von den edelsten Gefühlen getragene Bewegung kläglich scheiterte. — Roß litt schwer darunter. Er kehrte im Jahre 1850 mit seiner Frau der Heimat den Rücken, um zunächst nach München und Rom zu gehen, und ließ sich seit 1852 dauernd in München nieder. Man gewinnt den Eindruck, als ob Roß den Entschluß, der Maler der Heimat zu werden, aufgegeben habe, ja, als ob er unter dem niederdrückenden Gefühle zertretener Hoffnungen überhaupt an seinem Künstlerberuf irre geworden sei und seine Aufgabe vor der Hand weniger

in der eigenen Kunsttätigkeit als vielmehr in der Unterstützung und Kritik künstlerischer Bestrebungen überhaupt gesucht habe. —

* * *

Hätte Roß malerisch nichts mehr geschaffen, so würde ihm allein wegen dieser energischen und erfolgreichen Anteilnahme an dem Kunstleben Münchens in den fünfziger Jahren ein dauerndes Andenken in der deutschen Kunstgeschichte gesichert sein.

Werfen wir einen Blick auf die Lage der deutschen Kunst in jener Zeit und speziell in München. Cornelius hatte dort abgewirtschaftet. Trotzdem man ihn im Jahre 1840 mit den Worten: „Ein Maler muß malen können" entlassen hatte und somit zu der richtigen Erkenntnis gekommen war, woran es der deutschen Kunst fehlte, übertrug man in München alle Verehrung, die man einst Peter Cornelius entgegengebracht hatte, nunmehr auf dessen Schüler Wilhelm von Kaulbach, obwohl dieser ebenso wenig malerische Qualitäten besaß wie sein Meister. Kaulbach stand auf dem Gipfel seines Ruhmes. Seit 1847 war er Direktor der Münchener Akademie, und er war in den fünfziger Jahren gerade im Begriff, die großen Kartons im Treppenhause des Berliner Museums zu vollenden, um derentwillen man ihn als einen wiedererstandenen Raffael pries. — Aber neben dieser Kartonmalerei Kaulbachs erhob eine andere Richtung ihr Haupt. Die Historienbilder der Belgier und Franzosen waren in den vierziger Jahren nach Deutschland gekommen. Es schien diesen Malern gelungen zu sein, mit der den alten, großen Meistern abgelernten Farbentechnik die Gestalten der Vergangenheit zu wirklichem Leben zu erwecken. Das machte in Deutschland gegenüber der hier üblichen, farblosen Konturenmalerei großen Eindruck, und die Pilgerfahrt deutscher Kunstjünger nach Paris begann, um dort die verlorene Farbentechnik wiederzuerwerben. Im Jahre 1855 errang Piloty, der das Haupt der historischen Schule in Deutschland wurde, mit seinem Gemälde: „Seni an der Leiche Wallensteins" in München den größten Erfolg.

Das waren die herrschenden Kunstrichtungen. — Denn um die Menzel und Böcklin, obwohl sie beide, namentlich der erstere, schon einen nicht geringen Teil ihres Lebenswerkes geschaffen hatten, kümmerte man sich damals noch nicht.

Diese beiden Kunstrichtungen nun verurteilte Roß aufs schärfste. Er hat seine Auffassung u. a. in einem Aufsatze in den „Hamburger Nachrichten" vom 19. Juni 1857: „Kunst und Kunsturteil der Gegenwart von einem Maler" niedergelegt. Roß zeigt sich hierin als der reinste Klassicist. Als die Schöpfer gesunder Grundsätze in der bildenden Kunst, „denen wir es verdanken, uns annähernd wieder verbunden zu sehen mit jenen höchsten Leistungen menschlicher Kunsttätigkeit, die als ewige Merksteine richtigen Weges durch die Verwirrung und den Ungeschmack aller Zeiten geleuchtet haben," d. h. mit der Antike, sieht Roß Winckelmann und seinen Landsmann Jacob Asmus Carstens an. Überall, wo die Kunst sich an die „Einfachheit, Wahrheit und Frömmigkeit der Antike" hielt, gedieh sie, wo sie diese Bahnen verließ, mußte sie verfallen. Er nennt und kritisiert nun eine Anzahl von Künstlern, die seiner Ansicht nach das große Erbe von Winckelmann und Carstens leidlich verwahrt hätten, darunter solche, deren Namen heute nur noch der Kunstgelehrte kennt: Eberhard Wächter, Cornelius, Overbeck, Jos. Ant. Koch, Christ. Reinhart, Thorwaldsen, Wagner, Rauch, Schinkel und Klenze. Aber die nachfolgende Generation, in der Roß selbst lebt, laufe Gefahr, dies große Erbe zu verschleudern und zu verderben.

Schuld daran trage schon Peter Cornelius, in dem freilich auch Roß noch den Mann sieht, „der berufen wäre zum Wächter im Heiligtume, zum Lehrer und Berater der Jugend." Der zeige in seiner Entwicklung zwei schwache Stellen;

einmal, daß er dem Zeitgeschmack, den Forderungen eines seit den Befreiungskriegen erwachten germanischen Reckentums Konzessionen gemacht habe, und dann die Mißachtung der Farbe. An diesen schwachen Stellen der sonst so harmonischen Entwicklung cornelianischer Kunst hätten die modernen Verderber der Kunst eingesetzt. Einerseits hätten die „auf niederer Sphäre sich bewegenden Franzosen und Flamänder Vernet und Gallait, die dem verlangenden Sinn das boten, was in Cornelius' Werken unbefriedigt ließ, nämlich innere Wärme und malerische Durchführung, einen zu großen Einfluß auf unsere Kunstjünger gewonnen und das Publikum verblendet," und andererseits habe Cornelius' eigener Schüler, der Maler Kaulbach, die cornelianische Epik zum Tagesfeuilleton erniedrigt und den Schein statt des Wesens der Kunst geboten. Gegen diesen wendet sich Roß nun mit leidenschaftlicher Erbitterung. Er fordert Rückkehr zu den Grundsätzen von Winckelmann und Carstens und hofft von dem gesunden Sinne des deutschen Volkes, daß er den Krankheitsstoff noch abstoßen werde.

Wir werden diesen Auslassungen des Künstlers heute nur zum kleinen Teil und auch da nur bedingter Weise zustimmen können. Man kann das Wesen der historischen Schule, die Roß verurteilte, kurz so definieren, daß diese Meister den Hauptwert im Bilde auf das Bedeutsame des Inhalts und auf die gegenständliche Korrektheit legten, und daß sie die Natur nicht ansahen, um von ihr unmittelbar zu lernen, sondern nur soweit, als sie ihnen Unterlage bot, um eine bildmäßige Wirkung im Sinne der alten Meister zu erzielen. Heute meinen wir, daß das Fesselnde des Inhalts das Ausschlaggebende am Gemälde nicht ist, und das unmittelbare Studium der Natur hat neue Ausdrucksmittel geschaffen, denen gegenüber die der Piloty, Vautier, Knille, Gustav Richter und Henneberg usw. oft verblassen. Aber wir werden uns den Geschmack z. B. an dem Kinderfest eines Ludwig Knauß sowenig verderben lassen, wie an dem Flötenkonzert Menzels. Nur die Einseitigkeiten dieser Richtung verurteilen wir, nicht deshalb, weil diese Maler die Bahn Carstens-Winckelmann verlassen haben, sondern weil sie unter dem Druck des Inhalts und der historischen Korrektheit oft genug das eigentlich Künstlerische in Form und Farbe zurücktreten ließen und weil sie die unmittelbare Fühlung mit der Natur nicht selten verloren haben. Gerade das letztere aber ist es, was Roß am wenigsten an ihnen tadelt. Im Gegenteil, er wirft ihnen noch vor, daß sie dem Publikum mit ihrer Farbentechnik „naturtreuen Inhalt" böten. —

Aber bewundern werden wir den Mut und die Selbständigkeit des Urteils, mit denen Roß sich gegen Kaulbach wandte im Jahre 1857, als noch niemand an der Größe dieses Meisters zweifelte. „Besteht das Wesen des echten Kunstwerkes," sagt er, „in der Einheit des Geistigen und Sinnlichen, indem die Phantasie des Künstlers seine Empfindungen sich zu Gestalten verkörpern läßt, die seine ursprünglichen Gedanken zur sinnlich unmittelbaren Anschauung bringen: so ergeht sich Kaulbachs Kunstweise in dem Bestreben, abstrakte Begriffe bildnerisch auszudrücken, und überschreitet so die Grenze der bildenden Kunst, Dinge in ihr Bereich ziehend, die ihrer Natur nach der Schrift, der Dichtkunst oder der Pantomime angehören." Schöpferische Gedanken ersetze Kaulbach durch tiefsinnig sein sollende Spielereien voll Albernheit und kleinlicher Bosheit. Seine Farbe bezeichnet Roß als „trübe Schminke." „Seine Ausdrucksweise in seinen sogenannten großen Werken steht den Gesetzen der bildenden Kunst so geradaus entgegen, daß die einfachste Hieroglyphenschrift ihr verwandter erscheinen möchte." — „Das Geheimnis dieser Kaulbachschen Kunstgröße gleicht dem jener kunstreichen Weber, die dem Kaiser die goldenen Kleider webten, jedem unsichtbar, wie sie vorgaben, der von unehrbarem Ursprung sei. Niemand vom höchsten Hofgesinde bis zum Bürgersmann wagte zu gestehen, daß er von goldenen Kleidern keine Spur sähe

und der gute Kaiser hätte seinen Umzug nackt vollenden müssen, hätte nicht ein unbefangener Knabe das Zauberwort ausgesprochen: „Der Kaiser ist ja splinternackt.“

Heute ist der Wahn von Kaulbachs Größe im Schwinden, und es wird jetzt sehr viele geben, die dies schroffe, aber im Kern zutreffende Urteil unterschreiben. Das schon im Jahre 1857 auszusprechen, dazu gehörte scharfer Blick und Mut.

Freuen wird sich auch jeder, der die Roßsche Arbeit liest, über die hohe Meinung, die er von der Kunst hat, „die unser geistiger und moralischer Höhenmesser ist oder sein sollte.“ —

Bald sollte sich für Charles Roß Gelegenheit bieten, positiver als mit solchen Kritiken in das deutsche Kunstleben einzugreifen. Im Jahre 1857 ließ sich Adolf Friedrich Graf von Schack dauernd in München nieder, und schnell war die alte Freundschaft vom Peloponnes und Kleinasien her zwischen ihm und Charles Roß wieder angeknüpft. Wenn das deutsche Volk es dem Grafen Schack dauernd dankt, daß er durch seine zielbewußte Sammlung zeitgenössischer Gemälde eine nicht geringe Anzahl hervorragender deutscher Künstler in mißlichen Zeiten über Wasser gehalten und vor dem Versinken bewahrt hat, so gebührt ein großer Teil dieses Verdienstes unserem Charles Roß. Er ist es gewesen, der den Freund in die Werkstätten der Münchener Künstler einführte und der dem Grafen bei der Anlage seiner Galerie die Wege gewiesen hat. Sein eigenstes Verdienst ist es im besonderen, daß Buonaventura Genelli dem Verkümmern entrissen wurde. „Roß,“ so erzählt Graf Schack,[1] „obgleich in der Landschaftsmalerei sehr tüchtig, blickte doch nur mit einer gewissen Geringschätzung auf seine eigenen Arbeiten . . . Dagegen war er ein großer Verehrer von Cornelius. Aber mit noch größerem Enthusiasmus sprach er mir sogleich bei unserem Wiederzusammentreffen von Buonaventura Genelli. Ich mußte ihm mit einer gewissen Beschämung gestehen, daß ich den Namen dieses Mannes zwar hier und da gehört, doch keines seiner Werke gesehen hätte. Wenngleich ich sonach gegen das überschwengliche Lob, das er Genelli zollte, einigermaßen mißtrauisch war, so wurde doch meine Neugier erregt, und ich folgte Roß willig in die bescheidene Wohnung seines Lieblings.“ Und nun schildert uns Schack, wie sie in der ärmlichen Wohnung in der Sendlinger Gasse den schon bejahrten Künstler, den Heyse den letzten Centauren nennt, in gänzlicher Verlassenheit und Dürftigkeit fanden. Schack erweckte ihn zu neuer Schaffenslust und verschaffte ihm die Berufung nach Weimar, wo er auf Preller, Böcklin u. a. einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Ohne Roß' Vermittlung wären die wertvollen Werke: *Bacchusschlacht*, *Raub der Europa*, *Theatervorhang* und *Herkules Musagetes bei Omphale* nicht zur Ausführung gelangt. Ihm verdankt übrigens auch die Kieler Kunsthalle die für Genelli so charakteristische Federzeichnung zu dem zuletzt genannten Werke.

* * *

Roß sollte die weitere Entwicklung Genellis nicht mehr erleben. „Schon bevor Genelli das erste seiner großen Werke für mich vollendete,“ schreibt Schack,[2] „war Karl Roß eines frühzeitigen Todes gestorben. Noch auf seinem Krankenlager ließ er sich täglich Bericht über den Fortgang der Arbeiten seines Lieblings geben, und die Überzeugung, selbst dazu mitgewirkt zu haben, daß dieser nun endlich, nach so langen Verkennung, in den Tempel ewigen Ruhmes eingehen werde, breitete einen verklärenden Schimmer um sein sterbendes Haupt. Möchte auch ihm, wie wegen seiner eigenen Leistungen, so wegen der schönen und hingebenden Begeisterung, in der er für seinen großen Freund glühte, ein ehrendes

---

[1]) Vergl.: Meine Gemäldegalerie, S. 9 u. ff.
[2]) Meine Gemäldegalerie, S. 31.

Andenken bei der Nachwelt zuteil werden!" — Ja, auch „wegen seiner eigenen Leistungen" ist dieser Wunsch berechtigt. — Ich legte oben dar, daß ich den Eindruck gewonnen habe, daß die heimatliche Katastrophe auch auf Roß' künstlerische Entwicklung einen störenden Einfluß ausgeübt habe, derart, daß Roß danach auch als Künstler resigniert erscheint. Schack und Paul Heyse bestätigen das.[1]) Denn wenn Roß in den fünfziger Jahren von seinen eigenen Arbeiten mit Geringschätzung spricht und das ganze Fach der Landschaftsmalerei für ein „durchaus untergeordnetes" erklärt, so ist doch nicht anzunehmen, daß der junge strebende Künstler in den vierziger Jahren diese Auffassung gehabt hat. Es muß etwas dazwischengekommen sein, was ihn zu solcher Resignation führte. Das ist eben die politische Katastrophe, die Roß aus der Heimat vertrieb. Aber trotzdem ist Roß auch nach seinem Wegzug von Kiel künstlerisch keineswegs untätig gewesen. Aber er blieb auf den ehemals eingeschlagenen Wegen, seine griechischen Skizzen zu Landschaften von „charaktervoller Strenge" und „hohem Stil" auszuarbeiten, und er fühlte sich zunächst nur da zu neuem Schaffen angeregt, wo er ähnliche Eindrücke, wie einst in Griechenland, empfing. War doch Karl Rottmann sein täglicher Hausgast, und beide Künstler begeisterten sich von neuem an ihren griechischen Reminiscenzen. So entstand während seines zweiten römischen Aufenthaltes das Bild „Die Grotte und der Hain der Nymphe Egeria bei Rom," das vom Grafen Schack für seine Galerie erworben wurde. In München malte Roß eine „Landschaft von Athen" (1854) und eine „Mondlandschaft mit aufziehendem Gewitter am Kap Sunium" (1855), die in den Besitz des Herrn v. Bülow auf Bothkamp gekommen ist.[2]) Zum Grafen Scheel-Plessen nach Rehmten kam „das Grab des Leonidas," und die Hamburger Kunsthalle kaufte die Landschaft auf Naxos, eine Sonnenaufgangsstimmung, auf der Genelli den Hirten im Vordergrund malte. Bei der Witwe des Künstlers endlich befindet sich das letzte große Bild in der Reihe dieser griechischen Landschaften: „Der Tempel von Phygalia in Arkadien," das noch 1857 in München ausgestellt wurde, obwohl es nicht ganz vollendet war.

Aber nicht um dieser Bilder willen glaube ich, daß Roß als Maler einen dauernden Platz in der deutschen Kunstgeschichte beanspruchen darf, sondern um einer Landschaft willen, die in seinen letzten Lebensjahren entstand und die jetzt eine Zierde unserer Kunsthalle bildet: „Holsteinischer Buchenwald."

Der Gegenstand ist gar einfach. Im Vordergrunde erblicken wir eine tiefdunkle, fast schwarze Wasserfläche, den Ausläufer des Sees bei Alte-Koppel. Ein einsamer Reiher steht darin. Ein anderer schwebt langsam davon über einem Bachlauf, der sich rechts in das tiefe Walddickicht verliert. Im Gegensatz dazu sieht man links in eine sonnige Waldlichtung, auf der ein paar Rehe grasen, und in der Mitte heben mächtige Buchen ihr Haupt zum Himmel. — Was ist es, das diesem Bilde dauernden Wert verleiht und Roß auf einer ganz anderen künstlerischen Stufe erscheinen läßt als in seinen griechischen Landschaften? — Die alten Bahnen der klassicistischen Landschaft hat er auch hier nicht verlassen. Im

---

[1]) Meine Gemäldegalerie, S. 9, und Paul Heyses Neues Novellenbuch: „Der letzte Centaur," S. 242—43 u. 255, wo es von Roß heißt: „Auch an seiner stählernen Mannesseele hatte die weiblich zarte Hülle vor der Zeit sich zerrieben. Denn außer dem Schmerz, in einer Epoche zu leben, die in der Kunst ganz andere Götter verehrte, als die ihm die wahren schienen, drückte auf ihn der Lebenskummer um die gefesselte und geknechtete Heimat, deren Befreiung und Heimkehr zu den deutschen Stammesgenossen er nicht mehr erleben sollte. Auch ihn, wie Genelli, habe ich nie klagen, wohl aber zürnen und schelten hören, wobei dann seine sanften, blauen Augen unter der weißen, von blonden Haaren überwallten Stirn seltsam leuchteten wie vom Widerschein seiner stählernen Seele."

[2]) Das Bild war auf der mit der schleswig-holsteinischen Industrieausstellung von 1896 verbundenen Kunstausstellung zu sehen.

Gegenteil. Er freute sich, gerade mit diesem Bilde Protest zu erheben gegen den aufkommenden Naturalismus in der Landschaftsmalerei. In einer Besprechung des Bildes in der „Münchener Zeitung" vom Januar 1857 heißt es: „Es ist bemerkenswert, daß diejenige Richtung in der Landschaft, welche der jetzt beinahe ausschließlich herrschenden und für berechtigt gehaltenen ihrem ganzen Wesen nach entgegengesetzt ist, die Richtung der sogenannten klassischen Landschaft, deren Hauptvertreter in ihrer frühesten Periode Claude Lorrain und Poussin waren, hier in dem Waldbild unseres Künstlers auch von Seite ihrer Gegner eine allgemeine und unbedingte Anerkennung gefunden hat. Diese Anerkennung ist um so charakteristischer, weil Roß unter Beiseitelassen aller herkömmlichen Stoffe der klassischen



Charles Roß: Holsteinischer Buchenwald (1856, Kunsthalle Kiel), Radierung im Gegensinne von Abbema.[1])

Landschaft (biblischer oder historischer Staffage usw.) einen Gegenstand behandelt hat, den zu bewältigen man bisher nur der naturalistischen Richtung zugetraut hat." — Diese Münchener Kritik dürfte die eigene Meinung des Meisters von seinem Bilde richtig wiedergeben. Roß verabscheute die Richtung in der Malerei, welche kein anderes Ziel zu haben schien, als der Natur möglichst nahe zu kommen. Er sah es vielmehr als die Aufgabe des Künstlers an, die Stimmnng, den poetischen Gehalt, mit seinen Mitteln aus der Natur herauszuholen. Zu diesem Zwecke hielt er sich für berechtigt, mit der Natur frei zu schalten, zu komponieren und das Vorhandene zu potenzieren, alles aber, was für den Haupteindruck nicht wertvoll erschien, zurücktreten zu lassen. Das ist, wenn der Künstler, wie das bei seinen

[1]) Das Klischee ist uns freundlichst von der Buchhandlung Lipsius & Tischer in Kiel zur Verfügung gestellt worden. Die Schriftleitung.

griechischen Landschaften der Fall war, nicht immer in unmittelbarer Fühlung mit der Natur, die ihn inspirierte, blieb, ein gefährliches Manöver. Es wird da leicht eine Poesie erzeugt, die nicht wirksam ist, weil sie den Boden der Natur verloren hat. Das haftet vielen seiner griechischen Landschaften an und belästet auch zahlreiche seiner früheren holsteinischen und schleswigschen Landschaften. Nehmen wir solche Bilder wie „Waldsee bei Alte-Koppel," „Am Schierensee bei Alte-Koppel," „Holsteinischer Waldsee," „Holsteinische Herbstlandschaft" und namentlich die auf S. 225 abgebildete Landschaft an der schleswigschen Ostseeküste, so muten einen diese Bilder, obwohl sie in der Heimat aufgenommen waren, an, als ob sie aus einer fremden Welt stammten, einer Welt, in der sich die Odyssee abgespielt haben könnte; als ob das nicht das Land wäre, das der väterliche Pflug durchzog, und in dem Roß seine Jugend verträumt hat, sondern das sieht aus, als wenn die Naturgewalten noch an der Arbeit wären, um den Boden zu formen, und wir erwarten einen prähistorischen Recken aus dem Dickicht treten zu sehen. Das Laub sieht sich überall verzweifelt ähnlich. Auf die feine Charakteristik der Laubarten kommt es dem Künstler weniger an, als darauf, die Laubballen zu mächtigen Linienzügen zusammenzufassen. Das Charakteristische des Buchenstammes ist ja da; aber doch mutet es uns fremdartig an. Denn entweder hat der Maler besonders auffallende und kühne Verschlingungen von Stamm und Geäst aufgesucht, oder er häuft aus eigener Phantasie solche Motive an einer Stelle zusammen und läßt das helle, hart gezeichnete Geäst so stark hervortreten, daß das Auge des Beschauers nur darauf ruht, und die wundervoll lauschige Stimmung, die unsere Buchenwälder wirklich haben, darüber ganz verloren geht. Die Erde sieht manchmal aus, als ob wir es hierzulande mit mächtigen Fels- und Steinschichten zu tun hätten, weil der Künstler auch da nur die markante, mächtige Linie sucht. — Diese Schwächen empfand schon der sonst begeisterte Kritiker der holsteinischen Herbstlandschaft im „Kieler Wochenblatt" von 1846, wenn er von „unsicheren Stellen" redet.

Hier in diesem Buchenhain von 1856 ist das anders. Auch da ist das Buchengeäst wohl beobachtet, aber nicht ungebührlich betont. Auch hier fühlt man die Freude des Künstlers an den mächtigen Linien der Laubpartien. Aber das alles tritt zurück hinter der lauschigen Stimmung dieses Waldfriedens, den uns die holsteinischen Wälder wirklich übermitteln. Sie trägt der Künstler nicht hinein in seine Komposition, sondern er holt sie heraus aus der vorhandenen Natur. Das ist *sein* Wald, der Wald, in den er die Träume der Kindheit gesponnen und wo er im Kampfe des Lebens die Spannkraft zu neuem Streben wiederfand. Hier hat ihm nicht irgend ein Eindruck aus dem Peloponnes vorgeschwebt, den er in der heimischen Landschaft wiederzufinden sucht, sondern hier hat er treu und ehrlich vor der Natur selbst um den Zauber des holsteinischen Waldes geworben. Roß war einmal wieder mit Frau und Kind von München nach Alte-Koppel zurückgekehrt. Da sehen wir ihn mit Palette und Malstock sitzen, von der Welt nichts mehr wollend, sicher in seinem Streben und zufrieden damit, an der vertrauten, heimischen Scholle sein künstlerisches Vermögen messen zu dürfen. Auf der einen Seite des Gehölzes dicht am väterlichen Gehöft sitzt er selbst, den Frieden der Waldeinsamkeit in sich einsaugend, auf der anderen Seite sitzt die Gattin vor der Staffelei, die auch als Frau nicht aufgehört hat, seine Schülerin zu sein. Die Kinder sind in der Obhut der Großeltern auf dem Hof. Etwas von dem Frieden des holsteinischen Mannes, der nach den Irren und Wirren des Lebens wieder zu sich selber kommt im Anschauen der heimischen Natur, wird auf den Beschauer übergehen. Wer so etwas vermitteln kann, der ist ein echter Künstler gewesen.

Wir dürfen nicht mit Augen, die an Leistikow und die modernen Land-

schafter gewöhnt sind, an das Bild herantreten. Wir dürfen nicht erwarten, Farben- und Lichtprobleme gelöst zu sehen. Ein ungünstiger Lack hat das Bild noch dazu nachdunkeln lassen, und der Himmel erscheint hart. Das geben wir alles zu. Aber wer da weiß, daß es mehr Arten, die Natur anzusehen gibt als eine, und daß das Wesen der Kunst nicht hierin besteht, sondern vielmehr darin, eine echte von der Natur empfangene Stimmung zur Anschauung zu bringen, der wird vor diesem Bilde seine Rechnung finden.

* * *

Es scheint, als ob Roß die lebhafte Anteilnahme an dem Münchener Kunstleben, die wir oben schilderten, Lust zu neuem eigenen Schaffen gebracht hätte, als ob er den Entschluß gefaßt hätte, nunmehr zurückzukehren zu dem Streben der vierziger Jahre, der Maler der Heimat zu werden. Aber das ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen. Schon das Jahr 1857 warf ihn aus einer schweren Krankheit in die andere. Um Neujahr 1858 dachte er wieder an Genesung und sprach in einem Briefe vom 2. Januar 1858 die Hoffnung aus, bald wieder an der Staffelei in der Heimat sitzen zu können. Aber wenige Tage darauf sank er nochmals auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Am 5. Februar 1858 entschlief er sanft an Erschöpfung der Kräfte, denn die eigentliche Krankheit (der Typhus) war schon überwunden. Nach seinem Wunsche wurde seine Leiche nach Holstein gebracht und am 11. Februar auf dem Friedhofe zu Bornhöved in heimatlicher Erde bestattet. Es ist ihm erspart geblieben, den Kummer zu erleben, daß sein einziger neunjähriger Sohn 1859 ins Grab sinken mußte. Die Witwe zog mit der Tochter in die Heimat zurück. Hier weilt die ehrwürdige Frau, die selbst mit beachtenswerter Meisterschaft die Radiernadel führt, mit ihren Enkeln noch unter uns, treu sorgend, daß das Andenken an Charles Roß, dessen Werke sie zum Teil auf der Kupferplatte reproduziert hat, nicht verloren geht.

Als Roß starb, klagte Hermann Lingg:

Noch blickt, gleich einem letzten Sonnenstrahle,
Aus deinen Todeszügen still und bleich
Der Schönheit Welt, das Reich der Ideale
In jedem deiner Bilder voll und reich.

Die Seele selbst, am Ziel des höchsten Strebens,
Umfängt nun höchster Schönheit ew'ger Glanz,
Und um das Bild des tatenreichen Lebens,
Um dein Gedächtnis blüht der Lorbeerkranz.

Denn wer verstand wie du des Meeres Schöne,
Den Zauber um glücksel'ger Inseln Bord,
Und wer wie du die düstern Farbentöne?
Den Buchenhain im träumerischen Nord?

Wo Wolken sich ums alte Grab des Hünen
Und Störche lagern um der Seen Raum,
Wo sich die Fichte beugt zum Sand der Dünen
Und nach den Felsen greift der Brandung Schaum:

Dort unter Linden bei bemoosten Steinen,
Dort senkten dich, als hell am Firmament
Die Sterne schienen, in das Grab die Deinen, —
Schlaf wohl in Erde, die dich Kämpfer kennt.

Wenn der bayrische Dichter so bewegt wurde durch den Tod des holsteinischen Malers, sollten dann nicht auch die Landsleute und alle, die in dieses Land verschlagen, redlichen Anteil nehmen an dem, was diesen heimatsstolzen Volksstamm bewegt, dafür sorgen, daß das Andenken an diese menschlich und künstlerisch bedeut-

same Persönlichkeit, die so leidenschaftlich an der Heimat hing, wach erhalten werde?! —

Der Stammesstolz und die Opferfreudigkeit der Schleswig-Holsteiner für ihr eigenes Land sind bekannt. Man braucht hierzulande nur die Leute aufmerksam zu machen auf eine bedeutsame Leistung und hinzuzufügen: „Der das gekonnt hat, war von Eurem Fleisch und Bein," und man kann sicher sein, daß das nicht mehr vergessen wird. Aber nicht so bewährt hat sich in letzter Zeit die Opferfreudigkeit in künstlerischen Dingen. Mir will scheinen, als ob Roß seinerzeit bei der Aristokratie des Geistes und der Geburt in diesem Lande eine größere Förderung erfahren habe, als der Kunst heutzutage hier zuteil wird. Freilich war Roß eine Persönlichkeit, die das Anteilnehmen leicht machte. Sein feines Taktgefühl, das ihn auch da nicht verließ, wo er eine abweichende Meinung zu verfechten hatte, und der reine, hohe Sinn, mit dem er seine persönlichen Vorteile zurücktreten ließ hinter seiner künstlerischen Überzeugung, öffneten ihm schnell die Herzen der Menschen. — Wenn das neue Kunstmuseum in Kiel eröffnet wird, dann muß wieder an die alte Opferfreudigkeit appelliert werden, dann muß es gelingen, mehr Bilder von Charles Roß herbeizuschaffen, daß wir nicht bloß auf das eine Bild, das die Kunsthalle jetzt besitzt, angewiesen sind, sondern auf daß wir den ganzen, interessanten Entwicklungsgang, den der Maler in seinem kurzen Leben durchgemacht hat, überschauen können.



Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von H. Peters in Kiel.

I. Die gegenwärtige Tätigkeit des Eises.

Diejenigen meiner Leser, welche in einer Gebirgsgegend wohnen oder auch nur das Glück gehabt haben, eine Wanderung durchs Gebirge machen zu können, wissen, daß der anstehende Fels meist mit einer dünneren oder dickeren Schicht von Ackererde überzogen ist. Sie ist der Nährboden der herrlichen Waldungen, welche eine Wanderung, etwa durch das Bodetal oder die sächsische Schweiz, trotz aller Mühen so reizvoll gestaltet. Daß diese Erdschicht von dem Felsen stammt, dürfte ohne weiteres jedem klar sein. Jeder Fels, er sei, welcher er wolle, harter Granit oder Sandstein, verwittert unter dem Einfluß von Feuchtigkeit, von Frost und Hitze, unter dem Einfluß der Atmosphärilien. Feldspat und andere Mineralien geben den Ton, Quarz liefert Sand. Dazu kommt noch ein Gehalt an Kalk, den manche Steine besitzen, die verwesenden Pflanzen liefern den Humus, und der Ackerboden ist fertig. Er liegt an dem Orte seiner Entstehung, auf primärer Lagerstätte. Nur selten aber bleibt dort alles liegen. Ein Regenguß setzt Teile der losen Masse in Bewegung und führt sie den Abhang hinunter in die Gebirgsbäche und in die Flüsse, welche den Schlamm so lange schwebend zu erhalten vermögen, als sie in rascher Bewegung sich befinden. Wird aber der Lauf irgendwie gehemmt, z. B. beim Eintritt in einen See oder bei der Mündung ins Meer, so fallen die Sinkstoffe zu Boden; sie bilden die bekannten Deltas, Fluß- oder Meerdeltas. Aber der Fluß setzt seine Sinkstoffe auch überall da ab, wo er Gelegenheit hat, über seine Ufer zu treten. Der moderne Mensch freilich verbittet sich derartige Überschwemmungen und setzt dem Wasser Deiche

entgegen; aber in früherer Zeit schaltete das Wasser nach Belieben, und die Flußmarsch, welche den Unterlauf mancher Flüsse umsäumt, ist Zeuge von dieser Tätigkeit. In all diesen Fällen finden wir die Ackererde nicht auf primärer, sondern auf sekundärer Lagerstätte.

Wie ist es nun mit dem Boden unserer norddeutschen Tiefebene? Ruht er vielleicht auf primärer Lagerstätte? Das ist unmöglich schon allein seiner Dicke wegen. Wir finden ihn oft in einer Mächtigkeit von mehreren hundert Metern. Sodann aber zeigt er viele geschichtete Partien, welche allemal bezeugen, daß hier das Wasser tätig war. Aber er kann auch nicht durch das Wasser herbeigeführt worden sein. Früher hat man das geglaubt und nannte deswegen die Erdschicht, welche bei uns den heutigen Kulturmenschen trägt, Diluvium, d. i. allgemeine Überschwemmung. Eine Sintflut, so meinte man, bedeckte fast ganz Nord-Europa und lagerte seine Sinkstoffe ab, welche heute unseren Boden bilden. Die Ansicht ist unhaltbar. Wir wollen hier nur einen einzigen Grund dagegen anführen: der größte Teil des Diluviums — die Wissenschaft hat diesen Namen beibehalten — ist ungeschichtet, was ganz undenkbar wäre beim Absetzen aus dem Wasser.



Fig. 1. Der Cristallogletscher in den Dolomiten Südtirols. Aus „Bilder aus der Mineralogie und Geologie“ von H. Peters. (Kiel: Lipsius & Tischer.)

Woher also der größte Teil des Bodens? Welches ist das Transportmittel, welches ihn uns brachte? Um das meinen Lesern klar machen zu können, muß ich etwas weiter ausholen und sie noch einmal ins Gebirge führen, diesmal aber nicht in die lieblichen Gegenden des deutschen Mittelgebirges, sondern in das Hochgebirge, in die Berge, welche eine „ewige“ Schneehaube tragen. Die zuletzt genannte Bezeichnung stellt uns sofort vor die Frage: Was ist ewiger Schnee? Bekanntlich erfolgt in einer gewissen Höhe aller Niederschlag in der Form von Schnee, und die weiße Haube der Bergspitzen hat darum nichts Verwunderliches.

Die geringe Menge, welche durch die Sonnenstrahlen auftaut, kommt kaum in Betracht; dagegen werden immer neue Schneemassen zugeführt. Wo bleiben die? Ist dort vielleicht ihre „ewige" Lagerstätte? Wenn das wäre, müßten die Berge sehr viel höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind, und ihre Höhe müßte fortwährend wachsen. Auch würde eine Menge Feuchtigkeit der Erde verloren gehen, und unsere Alpen z. B. würden nicht das Ursprungsgebiet so vieler großer Flüsse sein können. Es ist aber auch nicht so. Ein leichter Gegenstand hält sich an geneigter Fläche, ein schwerer nicht mehr. Wird die Schneemasse zu dick und schwer, so rutscht sie ins Tal hinab; neue Massen drängen nach und schieben die alten vor sich her. Schließlich kommt das untere Ende in wärmere Gegenden; hier verwandelt sich an der Oberfläche der Schnee in Wasser; dieses sickert ein und erstarrt in dem kalten Schnee zu Eis. Je weiter die Masse abwärts gedrängt wird, desto mehr wird der Schnee mit Eis durchsetzt. Man nennt sie dann Firn. Da oben immer neuer Schnee fällt und immer neue Mengen ins



Fig. 2.
Ansicht eines von parallelen Spalten durchzogenen Teiles vom grönländischen Inlandeise. Aus „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" von H. Peters. (Kiel: Lipsius & Tischer.)

Tal abrutschen, muß die Spitze immer weiter abwärts gedrängt, immer eisähnlicher werden und schließlich in reines Eis übergehen. Das ist ein Gletscher.

In den Alpen schätzt man die Zahl derselben auf 2000, und einen derselben will ich meinen Lesern im Bilde vorführen (Fig. 1). Alle Gletscher sind in fortwährender Bewegung, was ohne weiteres einleuchtet, wenn man an die oben geschilderte Entstehung denkt. Die Möglichkeit der Bewegung liegt darin begründet, daß der Gletscher nicht aus einer einzigen starren Masse besteht, sondern aus einer Menge von größeren und kleineren Stücken, die durch feine Haarspalten getrennt sind. So vermag der Eisstrom allen Krümmungen des Tals zu folgen. Die Bewegung erfolgt freilich so langsam, daß das Auge sie nicht unmittelbar beobachten kann; aber durch in gerader Linie eingeschlagene Marken auf dem Lande und dem Eise läßt sie sich leicht feststellen. Dabei kommt die Spitze der Gletscher

im allgemeinen nicht weiter abwärts, weil weiter unten die Temperatur schließlich so hoch wird, daß ebenso viel abschmilzt, als von oben nachgeschoben wird.

Die untere Grenze der Gletscher liegt in verschiedener Höhe, was leicht begreiflich ist, wenn man die verschiedene Temperatur in den nach verschiedenen Himmelsgegenden sich abdachenden Tälern bedenkt. Im Durchschnitt liegt sie in den Alpen 1740 m hoch; doch reicht beispielsweise der Grindelwaldgletscher bis 983 m herab. Folgen eine Reihe warmer oder niederschlagsarmer Jahre aufeinander, so rückt die Gletschergrenze hinauf; das Gegenteil ist der Fall, wenn mehrere kalte oder niederschlagsreiche Jahre eintreten.

So liegen die Verhältnisse in den meisten Hochgebirgen der Erde. In Europa haben nur die Alpen und die skandinavischen Gebirge Gletscher von Bedeutung. Asien zeigt Gletscherentwicklung in allen Hochgebirgen, den Altai ausgenommen, wo wahrscheinlich die Niederschlagsmenge zu gering ist. In Nordamerika haben außer der Polarregion das Kaskadengebirge und die Sierra Newada Gletscher,



Fig. 3. 25 m hoher Eisberg an der Westküste Grönlands.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“ (Kiel: Lipsius & Tischer.)

in Südamerika die Anden, in Afrika der Kilima Ndscharo, in Australien nur die Insel Neu-Seeland.

Je kälter das Klima, desto weiter reicht der Gletscher hinab, und in den polaren Gegenden gehen dieselben ins Meer, wo aus den abgebrochenen Stücken die Eisberge entstehen.

Nun zeigen die polaren Gegenden noch eine besondere Erscheinung, wie wir sie heutzutage in gemäßigten Zonen nicht mehr finden, nämlich zusammenhängendes Inlandeis. Solches haben die Länder um den Südpol, über welche unsere glücklich heimgekehrte Expedition wohl manches Neue bringen wird, Grönland, Spitzbergen, Nowaja Semlja und Franz Josefs-Land. Am besten ist das grönländische Inlandeis infolge der kühnen Durchquerung Fridtjof Nansens bekannt geworden.

Eine ungeheure Eiswüste von mindestens 1 Mill. qkm bedeckt das ganze Land, Berg und Tal unter seiner Decke vollständig verhüllend. Von der Mitte des Landes aus fällt es mit geringer Neigung zu den Küsten ab. Die Dicke dieser Eismassen ist jedenfalls eine ganz kolossale, doch fehlen bestimmte Zahlen. Nicht zu ergründende Spalten hat man gefunden. Das beigefügte Bild (Fig. 2) möge dem Leser die Vorstellung dieser ungeheuren Eiswüste erleichtern. Die Bewegung des Inlandeises ist wegen der geringen Neigung eine sehr langsame. An flachen Stellen der Küste schiebt es sich mit seiner ganzen Breite ins Meer, und kolossale Eisberge sind die Folge (Fig. 3).

Gletscher, Inlandeis und Eisberge sind nun ein vorzügliches Transportmittel für Gesteine und lose Erdmassen. Von den Bergabhängen fallen große und kleine Steinblöcke auf den Gletscher herab, losgelöst durch Einwirkung der Atmosphärilien. Diese Steine bilden an beiden Seiten des Gletschers einen Wall, die Seitenmoräne. Fließen zwei Gletscher zusammen, wie sich zwei Flüsse vereinigen, so bilden die beiden inneren Moränen die Mittelmoräne des vereinigten Eisstromes. Die Steine werden abwärts getragen und bleiben schließlich beim Abschmelzen des Eises als Endmoräne liegen; bogenförmig umgeben diese das Ende des Gletschers. Weicht dieser zurück, so übersät er das ehedem bedeckte Land mit großen Steinen. Uns interessiert aber ganz besonders die unter dem Eise befindliche Grundmoräne. Der Boden des Gletscherbettes besteht aus einer losen Erdschicht, zusammengesetzt aus größeren und kleineren Steinen, die in einer Masse von Sand und Ton liegen. Woher stammt diese Grundmoräne? Von dem felsigen Bette, wird man antworten; aber so einfach liegt die Sache nicht. Das Eis ist weich, und der Fels ist hart; es scheint undenkbar, daß das weiche Eis den harten Fels zertrümmern kann, und das ist ohne Zweifel richtig. Man hat nun gemeint, daß die Grundmoräne von den erwähnten Oberflächenmoränen herstamme. In der Tat stehen die Seitenwände des Gletschers nicht in unmittelbarer Berührung mit den Talrändern, und manches Felsstück wird so unter das Eis geraten. Auch mögen durch Spalten im Gletscher viele Steine hinabfallen. Für die Bildung der Grundmoräne aber reicht alles nicht aus. Auch könnte dann das Inlandeis, da es Oberflächenmoränen nicht haben kann, weil keine Bergspitzen über dasselbe hinausragen, keine Grundmoräne haben, was aber doch der Fall ist. Zunächst wird der Gletscher bei seiner Entstehung schon viel loses Gesteinsmaterial, durch Verwitterung entstanden, vorfinden. Dasselbe kann er durch gegenseitige Reibung abrunden, weiter zerkleinern, und das Schmelzwasser wirkt zersetzend: wir finden Sand, Ton und meist abgerundete Steine. Aber das Eis kann auch den harten Untergrund bearbeiten, wie die weiche Hand des Tischlers das härteste Holz, wenn man sie nur mit dem nötigen Werkzeug ausrüstet. Solche aber sind für das Eis die in dasselbe eingebackenen größeren und kleineren Gesteinsmassen. Aber



Fig. 4. Geschrammtes Geschiebe.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie.“
(Kiel: Lipsius & Tischer.)

wie geraten die in das Eis? Man würde es ja schließlich begreifen können, wenn die allerunterste Schicht also gespickt wäre. Aber nun findet man z. B. das grönländische Inlandeis bis zu 30 m hinauf mit Schutt beladen. Darüber liegt klares Eis.

Daß diese Schuttmassen in das Eis geraten, hat seinen Grund in den Unebenheiten des Bodens. Jede der letzteren veranlaßt eine Störung in den unteren Lagen des Eises; dieses muß sich zur Seite und überweg schieben, die oberste Lage des vorhandenen losen Materials natürlich auch. An der Innenseite der Unebenheit aber hat sich das Eis schon wieder geschlossen, wenn der Schutt, bereichert durch die lockeren Massen der Unebenheit selbst, über die letzteren hinweg ist. So gerät er ins Eis und macht diesen weichen Stoff fähig, seine Unterlage zu bearbeiten. Kleinere und größere Stücke des anstehenden Felsens, besonders die scharfen Ecken und Kanten, werden abgestoßen und der Grundmoräne einverleibt. Durch die Bodenwärme schmelzen nun aber fortwährend die unteren Eisschichten, und ihr Schutt vergrößert die Dicke der Grundmoräne. Die oberen Lagen der letzteren werden durch den Druck der Eismasse mit fortgeschoben, aber nur so lange, als der Druck zwischen Eis und Moräne größer ist als der zwischen den Schutteilen unter sich. Daher wird dieses Fortschieben niemals in große Tiefe reichen. Daß auf diese Weise die Grundmoräne eine immer größere Dicke erreicht, ist klar.

Untersucht man nun das anstehende Gestein unter der Grundmoräne, was geschehen kann, wenn nach einer Reihe von wärmeren oder niederschlagsarmen Jahren der Gletscher zurückweicht, d. h. sein Ende nicht so weit abwärts schiebt, so findet man deutlich die Spuren der Tätigkeit des Eises. Der Fels zeigt geschliffene Flächen, verursacht durch den in das Eis eingebackenen Sand, und tiefere Schrammen oder Kritzen, hervorgerufen durch die Gesteinsstücke. Letztere sind natürlich in gleicher Weise bearbeitet, und ein solches Gesteinsstück will ich meinen Lesern im Bilde vorführen (Fig. 4).

Endlich noch eins über die heutigen Gletscher. Oben sprachen wir von dem Zurückweichen derselben. Umgekehrt erfolgt nach einer Periode kälterer oder niederschlagsreicher Jahre ein Vorrücken. Dann aber hat die kolossale Eismasse eine fast unwiderstehliche Gewalt, und nur der anstehende Fels kann sie zum Ausweichen zwingen. Die festesten Kunststraßen werden wie Strohhalme geknickt und beiseite geschoben, lose Erdschichten werden gestaucht, wie man einen Teppich zusammenschiebt.

Gedichte von Wilhelm Lobsien in Kiel.[1]

Im Klostergarten zu Preetz.

Im Klostergarten plätschern die Bronnen,
Die Nachtigall singt und die Sonne verloht,
Im Klostergarten wandeln die Nonnen
Und blicken sehnend ins Abendrot.

Von ferne rauschen die Buchenwälder,
Das klingt so süß, das klingt so sacht.
Der Nebel wandert über die Felder,
Und über den Himmel wandert die Nacht.

Da kommt's aus dem Städtlein herübergeklungen,
Ein Reiterfähnlein, voran ein Kornett,
Vorbei am Kloster kommt es gesungen,
Und die Reiter schwenken ihr Federbarett.

Sie reiten mit fröhlichem Lachen und Nicken
An die Klostermauer von Moos überdacht,
Und liegt ein Leuchten in ihren Blicken,
Das manche Dirne schon rot gemacht.

[1]) Die Gedichte entstammen einem neuen, noch in diesem Jahre bei Schünemann in Bremen erscheinenden Versbuche des Dichters, betitelt: „Aus Leben und Traum."
Die Schriftleitung.

Die Rosse stampfen und traben vorüber,
Und das Lied geht vorbei, und das Lied entweicht
Und tönt nur leise von fern herüber,
Ganz leise — ganz leise — und stirbt und schweigt.

Die Straßen schlafen. Im Klostergarten
Klagt eine Nachtigall leise und sacht
Und die Nonnen, als müßten sie wen erwarten,
Lauschen hinaus in die träumende Nacht.

Ein jeder Klang aus den hellen Trompeten
War ein Grüßen aus alter Zeit,
Als sie noch nicht mit Singen und Beten
Ihr Herz der Mutter Maria geweiht.

Als sie noch lachend im Tanz sich schwangen,
Heimlich ein Auge das andere fand,
Als sie am Hals eines Burschen gehangen,
Und die ganze Welt voller Rosen stand. —

Die Glocken wandern durch Büsche und Bäume
Und rufen die Nonnen dem Kloster zu.
Viel tausend Seufzer und bange Träume
Irren und wandern ohne Ruh'.

Mittag auf „Lütt-Jens-Warft."

Hart hinterm Deich, dem Sturm versteckt,
Ein Fischerhäuschen, strohgedeckt,
Darin der Alte schaffensmüd',
Sein braunes Mädel frisch erblüht: —
Stumm heißt man mich willkommen.

Der Tag war schwer, der Tag war heiß.
Auf meiner Stirne dampft der Schweiß;
Doch hier ist kühles Schattenreich
Und eine Stille mild und weich,
Verträumte Mittagsstille.

Die Sonne wandert übers Land,
Hell glänzt die bunte Kachelwand,
Und durch die niedern Fensterlein
Geht weit mein Blick ins Feld hinein,
Hin über Frucht und Segen.

Aus sonnenblanker Ferne weit
Kommt leises, leises Turmgeläut
Und zittert übers grüne Land
Im hellen Mittagssonnenbrand
In uns're tiefe Stille.

Der müde Alte sitzt und nickt,
Die braune Tochter sitzt und strickt,
Und alles still und alles stumm;
Nur einer Fliege leis' Gesumm
Schwirrt flink um meinen Becher.

O diese müde Mittagsruh'!
Mir fallen fahl die Augen zu.
Träg' über meinen Tisch gebückt,
Den Kopf in meine Hand gedrückt,
Laß ich die Stunden rinnen.

Von St. Ansgar in Kiel.

Mitten im Lärmen und Hasten der Gassen
Ragt die St. Ansgar-Kirche empor.
Gleichgültig blickt in das laute Getümmel
Der heilige Schutzherr über dem Tor.

Hat wochentags Muße. Nur selten hebt einer
Grüßend den Blick zu dem Heiligen auf,
Haben alle anderes zu bedenken
In ihrem hastenden Tageslauf.

Heute aber! Fünf schmutzige Buben,
Bunt überflickt das zerschliß'ne Gewand,
Tollten in lärmendem Übermute
Vor dem Kirchenportale im Straßensand.

Sprangen dann katzenbehend, geschmeidig
Die steinerne Treppe hinauf bis ans Tor,
Und dann von oben in mächtigem Sprunge
Lachend hinab in den Sand davor.

Dann wieder hinauf. — Zu beiden Seiten
Der Treppe spann sich ein Gitter hinab,
Da wetzten sie die zerschlissenen Hosen
— O heiliger Ansgar! — vollends ab.

Doch jählings hatte der Spaß ein Ende.
Eine Helmspitze blitzte im Sonnenschein —
Rufen und Drohen. — Mit Hurra und Hussa
Sausten die fünf in die Gassen hinein. —

Der Heilige lachte! Ein seliges Leuchten
In seinen fröhlichen Augen lag —
Und achtlos ging mit Lärmen und Toben
Vorüber ein drängender Großstadttag.

St. Odilia.

O heilige Odilia,
Alle Beter knieen vor dir,
Und zwischen den vielen Frommen steh'
Ich staubiger Ketzer hier.
Auch ich trug Rosen und Lilien
Hinauf nach St. Odilien.

Sie sagen, wer seine Finger
Über die Augen dir führt
Und mit den geweihten Händen dann
Sich Herz und Augen berührt,
Dem ist all Leid zerronnen,
Dem leuchten selige Sonnen.

O heilige Odilia,
Mein Herz ist krank und wund;
O heilige Frau von Odilien,
Mach' du es wieder gesund;
Ich bring' es zu dir getragen,
Zerrissen und zerschlagen.

Wohl hab' ich andre Götter
Als all die Männer und Frau'n,
Die mit den weinenden Augen bang
Auf deine Liebe schau'n,
Und komme doch hergegangen
In Hoffen und Verlangen.

O, mach' dein liebes Wunder
Auch meiner Seele kund
Und mach' mein armes zerbrochenes Herz,
Vielmilde du, gesund,
Daß ich mit all den andern
Mag fröhlich zu Tale wandern.

O heilige Odilia,
Mein Herz ist weh und wund,
O heilige Frau von Odilien,
Mach' du es wieder gesund.
Tief will ich mich vor dir bücken,
Mit Rosen und Lilien dich schmücken.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. II.

Gesammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

C. Regen.

84. Dat ward rẹg'n, dat drüppt all.
85. Dar hebbt wi dat mit 'n Sirup, nu ward he lecken. (Fürst. Lüb.)
86. Dat ward rẹg'n, segg de Hehn,
dat ward 't nich, segg de Snich,
dat ward 't doch, segg de Poch,
lat dat don, segg de Swon. (Schwansen.)
87. Dat ward rẹg'n un ik warr natt,
Großmutter gifft de Küken wat.
(Fürst. Lüb.)
88. Dat ward rẹg'n: a. de Hunn frẹt Gras, b. de Swölken flegt so siet, c. de Wänd slat ut, d. de Zementdẹl ward fuchtig. e. de Rok sleit dal, f. de Wind hult in'n Schosteen, g. de Wind hult na Rẹg'n, h. de Haffmöwen flegt to Lann (friesische Inseln), i. de Flöhn stẹkt, k. dar is 'n Hof üm 'n Mand, l. de Hasselpoch quackt, m. de Regenvagels schriet, n. dat ritt mi in 'n Liekdorn.
89. Dat gifft Unweller, ik heff Rieten in min Fotglied. (Schleswig.)
90. Dat ward Unweller, de Büsumer Vagels (Möven) flegt. (Dithm.)
91. De Büsumer hebbt dat Höhnerschott all wö'r ni tomakt.
92. Dat gifft Unweller, dat Haff brüllt weller so. (Eiderstedt.)
93. Dat gifft een Göt.
94. Dat draut all to.
95. En Schipp voll sure Appeln. (Eine dicke Regenwolke — Eckart, Niederdeutsche Sprichw. u. volkstüml. Redensarten.)
96. Dat ward so munkelig utsehn.
97. Schulln wi noch Rẹg'n krieg'n? — Och, wenn't drög blifft un de Wind sik dreiht, het 't keen Not.
98. Wi könnt bald wöller Rẹgen hem.
99. Wi könnt all bẹt'n Rẹg'n wöller verdräg'n.
100. Dat drust (regnet leise).
101. De Himmel fangt en bẹt'n an to sweeten.
102. Dat is hüt daaki (neblig).
103. Nu brut de Voß Beer. (Nebel.)
104. Dat bükt. (Büken = einweichen. „Büken nennt man das Einweichen der Wäsche in einer heißen Lauge von Buchen- oder in der Marsch auch Bohnenstrohasche" — Müllenhoff S. 575.)
105. Dat rẹg'nt bi Sünnschien: a. Nu kömmt 'n Snider in'n Himmel, b. de Düwel het sin Großmudder up de Bleek, c. de ol Hẹx backt Pannkok'n, d. se hebbt in de Höll 'n heilig'n Dag.
106. Dat wär man 'n bẹt'n a. Stoffrẹg'n, b. Mückenrẹg'n.
107. Dat wär na nicks, de Melm is noch nich mal weg. (Fürst. Lüb.)
108. Dat rẹg'nt a. Flintsteen, b. Bindfad'n, c. Wagenrung', d. Schosterjungs.
109. Dat rẹg'nt, dat et klatscht.
110. Dat rẹg'nt, dat et geeten deit. (Angeln.)
111. Dat wär en Geeten-Regen. (Schleswig.)
112. Dat klatscht man so gegen de Finstern.
113. Dat rẹg'nt, as wenn't mit Balljen gütt.
114. Nu het dat Art!
115. Nu flutscht dat bẹter.
116. Petrus is bi de Sprütt.
117. Dat rẹg'nt man ümmer so grad dal.
118. Man kann je binah wegswömmen.
119. Gott si Dank, dat wi Schosters sind. (Maasholm.)
120. Dat is keen Wẹder to'n Utgahn.
121. Wat rẹg'nt dat! — Water!
122. De Rẹgen köm vẹl to plump.
123. De Regen köm to forsch, he het dat Land so todẹlt. (Fürst. Lübeck.)
124. Dat het 'n bẹt'n Water bröcht!
125. De Flag, de tröck to Naht.
126. Dat is an de Wöttel gahn.
127. Dat is 'n Weller, dar kann en Vielstöl ut ward'n. (Angeln.)
128. Dat is noch nich all hendal.
129. Dar sitt noch wat achter'n Oken.
130. Dat süht noch nich na'n Upholn ut.
131. Dat rẹg'nt ewig un dree Dag.
132. De Bindfad'n wöllt ok garnich affrieten!
133. Dat ritt ok garnich aff!
134. Hüt rẹg'nt dat man eenmal.
135. Dat is 'n quackliges Wẹder.
136. Petrus is verreist. (Andauernder Regen — Rendsburg.)
137. Wi lẹvt in 'n fuchtige Tied.
138. Dat is 'n smẹri Wẹder.
139. De Olle is falsch baben.
140. Bi dit Wẹder jagt man keen' Hund vör de Dör.
141. Dat is 'n Wẹder för de Hunn.

142. Is en Wedder, um Hunnen uptohängen. (Eckart.)
143. Dat is en bitterböses Weder.
144. Schick mal na Petrus, dat he a. de Luken dicht makt, b. de Löcker tostoppt.
145. Dat is rein to doll mit den Regen. — Ja, stieg mal 'rup un stopp de Löcker to, nimm 'n Bund Stroh mit. (Schwansen.)
146. Dat ward hoch Weder, de Katt'n prust.
147. De Luft ward hochbeendig.
148. Dat Weder tükt en bet'n up.
149. De Sünn schient so blank (witt), dat gifft hüt noch Reg'n.
150. Dat reg'nt so fröh an'n Morgen, dat Weder ward to Middag god.
151. Wat de lev Gott natt makt, dat makt he ok weller drög.
152. De Höhner sitt ünner de Leck (Göt, Ös), dat blifft bi.
153. Wenn de Höhner buten blieft, blifft dat bi to reg'n, bi en lütt Schur gaht se 'rin.
154. De Höhner gaht 'rin, dat gifft nich vel.
155. Wi **fehlt** notwendig Reg'n, dat Korn fallt bald üm. (Schleswig.)
156. Dat reg'nt! — Ja, lat 't man reg'n, seggt se in Kopenhagen. (Schleswig.)
157. De Regen is je woll wöller weg? — Ja, wi mütt man mal 'rupstieg'n un wölk'n losmak'n, süust kriegt wi doch keen'.
158. Wenn de Wind nich wär, reg'n dat.
159. He hollt still as Gott vör Gammendörp. (Keinen Regen — Handelmann, Top. Volkshumor.)
160. Wenn de Hahn kreiht up'n Mist, gifft 't Reg'n oller blifft as 't ist.
161. Vör Johanni mutt de ganze Gemeen üm Reg'n bed'n, na Johanni kann't 'n ol Wief alleen.
162. Disse Reg'n lött sik nich mit Geld betahln.
163. Hüt reg'nt dat för'n Burn preuß'sche Daler.
164. Da's 'n Grasweller.
165. Bi ditt Weder kann man dat Gras wassen hör'n. (Fürst. Lübeck.)
166. Wenn't reg'nt het, is de Nachtigall am lustigsten. (Eckart.)
167. Ik mak dat as de Nürnberger, ik gah darünner weg.
168. Ji sind doch keen Suckerpuppen (bei Regen hinaus.)
169. Lat 't regen, lat 't geeten, lat't Gott ni verdreeten, lat all de oln Hexen na'n Blocksbarg henfleeten.
170. Regen, Regen, rusch!
De König föhrt to Busch.
Lat den Regen öwergahn,
un lat de Sünn wellerkam.
Lewe Sünn, kam weller
mit din gol'n Feller,
mit din gol'n Strahl'n
beschien uns alltomalen.
(Müllenhoff S. 517.)
171. De Mullworm (Maulwurf) smitt up, dat ward reg'n. (Fürst. Lübeck.)
172. De Wind hult dörch de Dören, dat gifft Reg'n.
173. De hell'n Morgens un de glatt'n Deerns dögt nich vel.
174. Wenn't Mandags reg'nt ut Osten, reg'nt de ganze Week.
175. Nu blifft dat dree Dag bi! (Wenn es Freitags regnet.)
176. Wenn dat ünner de Predigt reg'nt, reg'nt de ganze Woch'.
177. Wenn et regent ünner de Miß (Messe), so is et de Wek gewiß. (Eckart.)
178. Sinkt de Sünn in 'n Sump, reg'nt dat morgen plump. (Fürst. Lübeck.)
179. De Sünn geiht in 'n Sump, morgen reg'nt, dat dat plumpt. („Heimat.")
180. Schient de Sünn up 'n natt Blatt, hebbt wi 'n Reg'n noch nich all hatt. (Fürst. Lübeck.)
181. Geit de Sünn ünner gel, gift et morgen hel vel; geit de Sünn ünner rot, ward dat morgen hel got. (Eckart.)
182. Reg'nt dat Peter Kett (1. August), fallt de Aarn in 'n Dreck.
183. Wenn't Maidag reg'nt, weent de Holländer, denn reg'nt de Botter bitter. („Heimat.")

Mitteilung.

Alte Gesangbuch-Titel. (Aus R. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.") „Der Seele geistliche Lustmusik" — ohne Jahreszahl. „Die singende Gottesfurcht" — 1680. „Der Gotteskinder Rauchaltäre" — 1685. „Der Seele geistlicher Vorrat," abgeteilt in 14 Speisekammern — 1696. „Der Seelen Apotheke erster Teil, enthaltend geistlichen Balsam, vorgelegt in einem geistreichen Gesangbuche, anderer Teil, in sich befassend geistliches Räucherwerk, in einem seufzervollen Gebetbuch aufsteigend, dritter Teil vorgesetzt in geistlicher Salbe, bestehend in einem heilsamen Kirchenbuche" — 1710. „Des Glaubens seltenes Kleinod" 1739.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druckfehler-Berichtigung.

Heft 8, S. XXIX, letzte Zeile muß heißen **1830** statt 1880. Heft 9, S. XXXIV 8. Zeile v. unten lies „Wasserläufe."

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 11. November 1904.

Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von H. Peters in Kiel.

II. Aus nachgelassenen Spuren schließt man auf ehemalige Vergletscherung.

Wenn man nun in einem heutzutage nicht mehr vergletscherten Gebiete derartige Spuren antrifft, so darf auf ehemalige Vereisung geschlossen werden. Wo also das Grundmoränenmaterial vorhanden ist, wo große Felsblöcke zerstreut umherliegen, wo die losen Erdschichten gestaucht sind, wo man die anstehenden Felsen geglättet und geschrammt findet usw., da ist das Eis tätig gewesen. Derartige Zeugnisse finden wir z. B. in den Alpen. Die Gletscher derselben hatten am Schlusse der Tertiärzeit eine weit größere Ausdehnung als jetzt, besonders an der Nordseite; das Eis erfüllte die ganze schweizerische Hochebene und war gegen 1000 m dick. Von den vielen Zeugnissen nur eins: der berühmte Gletschergarten zu Luzern, den uns das beigefügte Bild (Fig. 5) zeigt. Man sieht die geschliffene und geschrammte Felsoberfläche. Die umherliegenden Felsblöcke sind die Reste der ehemaligen Grundmoräne.

Wie das Alpengebiet, so hatte auch Nord-Europa seine Eiszeit; es sah hier aus, wie heutzutage in Grönland. Das Eis verbreitete sich von Schweden und Norwegen aus; wie weit, können wir zur Zeit nicht überall angeben. Am besten wissen wir noch in der norddeutschen Tiefebene Bescheid; die Südgrenze bildete im allgemeinen der Nordrand des deutschen Mittelgebirges. Das beigegebene Kärtchen (Fig. 6) möge eine Vorstellung von der horizontalen Ausdehnung des Eises geben.

Die Dicke dieser Eismasse war jedenfalls eine ganz enorme. In der Grafschaft Glatz in Schlesien hat man die Grundmoräne des Inlandeises noch in einer Höhe von 400 m gefunden. Nimmt man an, daß die Dicke der Eisdecke von ihrem Südende aus ähnlich zunahm, wie diejenige Grönlands heutzutage, so muß man für das Gebiet der Nord- und Ostsee schon eine Mächtigkeit von 4000 m annehmen. Wenn man aber auch nur eine Dicke von durchschnittlich 1000 m zugrunde legt, so waren in dem beschriebenen Gebiete gegen 70 Millionen Kubikkilometer Eis angehäuft, fast $1/2$ % der gesamten Wassermenge der Erde, dessen vollständiges Abschmelzen den Spiegel des Ozeans um 17 m steigern mußte. Eine so dicke Eismasse konnte die flachen Becken der Nord- und Ostsee leicht ausfüllen. Bekanntlich taucht das Eis etwa mit $6/7$ seiner Masse unter, $1/7$ nur ragt über die Wasseroberfläche hinaus. War das Eis also auch nur 1000 m dick, so war eine Wassertiefe von mehr als $6/7 \times 1000$ m $= 857\ 1/7$ m erforderlich, um

dasselbe zum Schwimmen zu bringen. Nun erreicht aber die Nordsee nur an wenigen Stellen eine Tiefe von über 250 m, die Ostsee, überhaupt flacher als die Nordsee, nur an zwei Stellen. Beide wurden also leicht ausgefüllt.

Und nun wollen wir die Zeugnisse für das Vorhandensein einer Eiszeit Nord-Europas der Reihe nach kennen lernen.

1. Gletscherschrammen und -schliffe.

Solche können selbstverständlich nur da sich finden, wo anstehendes, festes Gestein die losen Massen des Tertiär durchragte. Das ist in der norddeutschen Tiefebene nur selten der Fall. Am meisten finden sich Schliffe und Schrammen deswegen in der Nähe des südlichen Eisrandes, also am deutschen Mittelgebirge, so im Braunschweigischen, bei Magdeburg, im nördlichen Teil von Sachsen und



Fig. 5. Vom Gletschereise der Vorzeit geschrammte und geschliffene Felsenoberfläche im Gletschergarten zu Luzern.
Aus „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie." (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: Haas, Sturm- und Drangperiode der Erde.

in Schlesien. Weiter nördlich hat man bei uns Schrammen nur an zwei Stellen beobachtet: auf dem Muschelkalk bei Rüdersdorf, unweit Berlin, und an einer Stelle in Posen. Auf unserer Karte (Fig. 7 im folgenden Heft) deuten die Pfeile Ort und Richtung der Schrammen an.

Die Richtung ist von großer Bedeutung, da sie einen Schluß gestattet auf die Bewegungsrichtung des Eises. Dabei muß aber bedacht werden, daß die Richtung der Schrammen nur angibt, nach welcher Himmelsgegend der Eisstrom sich an der betreffenden Stelle bewegte, nicht aber nach dem Ursprungslande des Eises deutet. Die Laufrichtung eines Flusses deutet auch nicht in jedem Teile

nach der Quelle; wie hier lokale Ursachen dem Strome eine ganz andere Richtung geben können, so war das auch bei dem Eise der Fall.

Im allgemeinen ist die Richtung der Schrammen derart, daß die mittleren nord-südlich, die westlich davon gefundenen NO—SW und die östlichen NW—SO gerichtet sind. Das aber bedeutet, daß der durch die Ostsee kommende Eisstrom sich beim Betreten des norddeutschen Flachlandes radial ausbreitete. Das werden wir im folgenden Abschnitt bestätigt finden.

Eine eigentümliche Beobachtung muß noch erwähnt werden. In Rüdersdorf bei Berlin finden sich zwei Systeme, das ältere von NW nach SO gerichtete, oftmals ganz abgeschliffene, und das jüngere, von O nach W verlaufende, oft allein vorhandene System. Ähnlich ist es bei Velpke in Braunschweig; doch ist hier bei dem jüngeren System der spitze Teil der Schrammen nach West und der breitere, abgesplitterte Teil nach Ost gerichtet, so daß die Eisbewegung nicht ost-westlich, sondern umgekehrt von Westen nach Osten erfolgte. Ebenso hat man bei Magdeburg ein west-östlich gerichtetes System beobachtet.

Ganz entschieden deuten die beiden verschiedenen Systeme an demselben Orte auf zwei verschiedene Eiszeiten. Bei der ersten Eisbedeckung entstand das ältere System, darüber lagerte sich die Grundmoräne; dann trat das Eis zurück, kam aber wieder, zerstörte die Moräne und schrammte das Gestein von neuem, ohne die alten Schrammen überall zu verwischen.

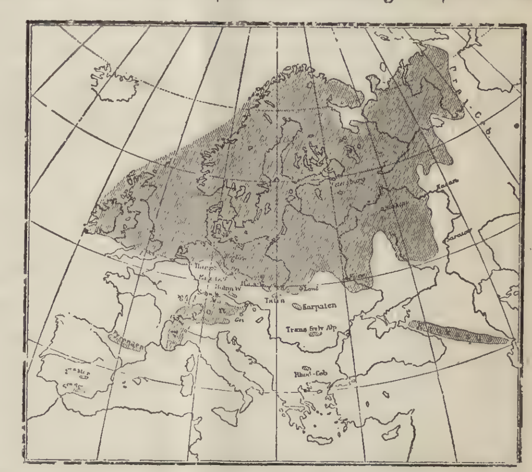


Fig. 6. Karte der Verbreitung des nordeuropäischen Inlandeises.
Aus: „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie." (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: Haas, Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins.

Indessen darf man nicht ohne weiteres schließen, daß die zweite Eiszeit uns seinen Strom in ost-westlicher Richtung gesandt hat. Ganz abgesehen davon, daß die Schrammen bei Velpke und bei Magdeburg entgegengesetzt gerichtet sind, ergibt sich schon aus dem folgenden Abschnitt, daß eine Ost-Westbewegung des Eises in Norddeutschland nicht stattgefunden haben kann. Der zweite Eisstrom hatte im allgemeinen dieselbe Richtung wie der erste, die jüngeren Schrammrichtungen deuten auf Abweichungen in der Stromrichtung, veranlaßt durch Bergkuppen oder sonstige Umstände.

2. Die Geschiebe.

Mit diesem Namen belegt man die größeren und kleineren Gesteinsstücke, die in großer Zahl und überall im norddeutschen Flachlande sich finden. Dem Landmanne werden sie nicht selten lästig, und besonders bei jungfräulichem Boden spielt das Steinesammeln eine große Rolle; für den Bau unserer Chausseen, bei Wasserbauten (Nord-Ostsee-Kanal) und ähnlichen Bauwerken aber liefern sie ein wertvolles Material, was man gegenteils weit herholen müßte.

Alle diese Steine nun, Granite, Gneise, Porphyre usw., gehören meist den ältesten Perioden der Erde an, sind mithin in unserem jungen Diluvium Fremdlinge. Daher hat man sie auch Findlinge oder erratische Blöcke genannt

(errare = umherschweifen); indes hat sich der Gebrauch eingebürgert, mit diesem Namen nur die großen und größten Stücke zu bezeichnen. Diejenigen meiner Leser, welche Berlin besuchten, werden die große Granitschale vor dem dortigen Museum gesehen und bewundert haben; ein einziger erratischer Block von Fürstenwalde hat das Material dazu geliefert. Der bekannte Schwedenstein auf dem Schlachtfelde bei Lützen ist gleichfalls ein Findling. Aber wohl jede Gegend unseres norddeutschen Flachlandes, Marsch und Moor natürlich ausgenommen, kennt solche „großen Steine," und es knüpfen sich vielfach abenteuerlich klingende Sagen an dieselben. Wenn nun auch der Sprachgebrauch diesen Riesen allein den Namen „erratische Blöcke" zuerkennt, so sind tatsächlich die kleinen und kleinsten ihre Brüder, stammen aus demselben Neste und sind in derselben Weise zu uns transportiert. Ja, auch das allerkleinste Material, Sand und Ton, die Wiege der Findlinge, ist gleichen Ursprungs. Das Eis ist eben ein Transportmittel, welches nicht, wie Wind und Wasser, seine Last sortiert in Grob und Fein, sondern alles bringt, was sich ihm bietet. Wenn wir nun die Kinder vorweg betrachten und die Wiege hinterher, so hat das seinen guten Grund: an den Kindern kann man leichter erkennen, woher sie stammen. Woher also die Findlinge? Wo ist ihre Heimat? Mit ziemlicher Gewißheit läßt sich sagen, daß sie von der skandinavischen Halbinsel stammen, daß also, wie bereits erwähnt, die Eisströme dort ihren Ursprung hatten; eine Vergleichung der abgesprengten, bei uns gefundenen Stücke mit dem anstehenden Gestein Skandinaviens erweist diese Ansicht als richtig.[1]) Da nun aber die Findlinge in den Grundmoränen beider Eiszeiten dieselben sind, so folgt, daß die Ströme demselben Lande entstammen und im allgemeinen dieselbe Richtung hatten.

Ich muß die Richtung der Eisströme etwas genauer kennzeichnen und bitte meine Leser, eine Karte von Europa zur Hand zu nehmen. Der Eisstrom folgte der Richtung des bottnischen Meerbusens von Nord nach Süd bis an die Nordspitze der Insel Öland. Von hier trat eine mehr radiale Ausbreitung des Stromes ein. Der eine Teil nahm die Richtung Nordost—Südwest an, betrat also das südliche Festland Schwedens und behielt diese Richtung bis zum Unterrhein bei. Daher findet man in Holland, Oldenburg, Mecklenburg die Gesteine (Basalte) Schonens, die in weiter östlich gelegenen Ländern schon fehlen. Die zweite Partie des Eisstromes hatte nordnordost—südsüdwestliche Richtung. Sie bedeckte den Kalmarsund, die Küste von Smaland, die Inseln Gotland, Öland, Bornholm und erreichte so Rügen, Vorpommern und Brandenburg. Hier finden sich deswegen die Gesteine der genannten nördlich gelegenen Länder, die, besonders die Versteinerungen führenden Silurgesteine, so charakteristisch sind, daß ihre Heimat kaum zweifelhaft sein kann. Nach der Gegend von Königsberg endlich gelangte ein dritter Teil des Eisstromes in nord—südlicher Richtung.

Sobald die Eismassen das norddeutsche Flachland erreicht hatten, breiteten sie sich radial aus, was bereits im vorigen Abschnitt Erwähnung fand, hier aber durch die nach Süden immer mehr zunehmende Verbreitung nordischer Geschiebe sicher bewiesen wird.

Nun finden sich namentlich in der Mark Brandenburg, aber auch in andern Teilen Norddeutschlands, vereinzelt Geschiebe, die dem anstehenden Gestein Esthlands und Finnlands gleichen. Früher mußte auch dieser Umstand den Schluß stützen, daß der Strom der zweiten Vereisung ost—westliche Richtung gehabt und von den russischen Ostseeprovinzen aus Norddeutschland überflutet habe. Dem steht

---

[1]) Unsere Lehranstalten — ich denke besonders an die Lehrerseminare — sollten die wichtigsten Gesteine der Ursprungsländer des Eisstromes in gutgeordneter Sammlung besitzen.

aber entgegen, daß diese Gegenden nur geringe Höhe besitzen. In Finnland erhebt sich der höchste Punkt wenig über 300 m. So flache Gegenden aber zeigen anderswo, weder jetzt noch zur Diluvialzeit, selbständige Gletscherentwicklung. So haben z. B. die weiten Ebenen Sibiriens, trotz der großen Kälte, kein eigentliches Gletschereis. Es kommt hinzu, daß man die Silurblöcke Esthlands und Finnlands in viel bedeutenderer Höhe findet, als sie zur Zeit anstehend in der Heimat vorkommen. Auch zeigen die Schrammen in den russischen Ostseeprovinzen im allgemeinen nordwest—südöstliche Richtung.

Das Vorkommen der russischen Geschiebe erklärt man jetzt folgendermaßen. Als der über Finnland in nordwest—südöstlicher Richtung sich ergießende Eisstrom noch geringe Mächtigkeit hatte, konnte das Plateau Esthlands seinem Vordringen genügenden Widerstand entgegensetzen und ihn in westlicher Richtung ablenken. Die Geschiebe wurden in die Ostsee geschoben, später vom Hauptstrom aufgenommen und in der norddeutschen Ebene verbreitet.



Die Schlacht in der Hamme.

Von **Wilhelm Laß** in Kiel.

2. Die Schlacht in der Süderhamme.

Etwa eine halbe Stunde östlich von Heide, an der Chaussee nach Nordhastedt, steht ein altes Wirtshaus, „Die Schanze." Der Name ist historischen Ursprungs und zurückzuführen auf Befestigungen, die die alten Dithmarscher zur Zeit der Selbständigkeit ihres kleinen Staatswesens zum Schutze des Landes gegen feindliche Einfälle von der holsteinischen Seite her aufgeworfen hatten. Sie sind weiteren Kreisen bekannt geworden unter der Bezeichnung „Süderhamme" und zwar durch die Schlacht, die am 4. August 1404 zwischen den Dithmarscher Bauern und dem holsteinischen Heere unter der Führung des Herzogs Gerhard IV. stattfand.

Die Verschanzungen der Süderhamme dienten zur Überwachung und Sicherung der Straße nach Heide und dem mittleren Teile Dithmarschens. Der Weg, der nach einer Mitteilung von Neocorus in alten Zeiten gepflastert gewesen sein muß, führt auf einer stellenweise fast dammartigen Erhöhung entlang und durchquert ein zur Zeit der erwähnten Schlacht von moorigen Niederungen und sumpfigen Hölzungen bedeckt gewesenes Gelände. Der Höhenzug trennt die Niederungen der Miele und des Fieler Sees im Süden von dem Stromgebiet der Broklandsau, die sich durch ein breites, jetzt aus moorigen Wiesen gebildetes Tal windet. Da die Moräste zu beiden Seiten der Straße wenigstens für großere Truppenmassen unpassierbar waren, mußte der schmale Rücken, der sie durchquerte, als ein von der Natur für Verteidigungszwecke außerordentlich begünstigtes Terrain angesehen werden. Es lag daher der Gedanke sehr nahe, ihn durch Verschanzungen, die der Kriegführung der früheren Zeit entsprachen, zu befestigen, zumal er den eigentlichen Schlüssel zum Innern des Landes bildete. Das war denn auch bereits vor der Schlacht in der Hamme geschehen. Der enge Weg war auf beiden Seiten mit tiefen Gräben versehen worden, hinter denen sich Erdwälle befanden, die mit dichtem Gebüsch bestanden waren. So wurde ein Engpaß gebildet, dessen Passage für ein feindliches Heer mit Gefahren und großen Schwierigkeiten verknüpft war, vorausgesetzt, daß die erforderliche Besatzungsmannschaft sich im Gehölz der Hamme vorfand. Das sollte auf seinem Rückzuge auch das holsteinische Heer erfahren,



Fig. 1. Ostroher Moor (mit Schöpfmühlen) an der Broklandsau.
Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

das am Morgen des 4. August 1404 tatenlustig und siegesbewußt die Dithmarscher Grenze überschritt und, ohne Widerstand zu finden, die Süderhamme passierte.

Herzog Gerhard IV., dem es trotz aller Raubzüge, die die Holsteiner im Laufe der Jahre 1402 und 1403 nach dem fruchtbaren und wohlhabenden Dithmarschen unternommen hatten, und trotz aller sonstigen Plackereien und Drohungen nicht gelungen war, den Widerstand der stolzen Bauern zu brechen, beschloß eine umfassendere Aktion, um sein Ziel, die vollständige Unterjochung des Landes, zu erreichen. Zu dem Behufe rüstete er mit großen Kosten ein stattliches Heer aus, dem sich viele Angehörige des kampflustigen Adels in Schleswig und Holstein sowie viele Bürgermeister, Ratsherren und Bürger aus den Städten anschlossen. Dazu kamen noch das Kriegsvolk und die Knechte nebst den Bauern, die zur Fortschaffung der Beute beordert worden waren. Über die Stärke dieses Heeres und die Zahl der waffenfähigen Männer, die die Dithmarscher ihm entgegenstellen konnten, enthalten die Chroniken keine näheren Angaben.

Während die früheren Züge des Grafen Albrecht vorwiegend der Dithmarscher Geest und der nördlich von der Broklandsau befindlichen Norderhamme gegolten hatten, wandte Herzog Gerhard sich mit seinem Heere nach dem mittleren Teile des Landes. Besonders wurden die Kirchspiele Weddingstedt, Hemme und Lunden heimgesucht. Die einzelnen Abteilungen, die auf Plünderung ausgesandt worden waren, zogen zum Teil in übermütigster Laune mit klingendem Spiel von einem Gehöft zum anderen, überall raubend und sengend. Was sie an Vieh, Kostbarkeiten und anderen wertvollen Gebrauchsgegenständen vorfanden, nahmen sie an sich. Nach den Berichten einer holsteinischen Chronik müssen sie schlimm gehaust haben. „Se beroveten dat landt manlicken von den morgen wente in den avent, unde sunder barmhertigheyt schoneten se nicht moder noch kinder in der weghen; se roveten und nement alle, dat se vunden: perde, koye, swine, schape, se brecken

de kysten, röveten sylver und gholdt, kleder unde allent, dat se vunden." Bei der Plünderung tat sich besonders der kühne Heinrich von Ahlefeld hervor, der mit seiner Schützenabteilung sogar einen Streifzug bis nach Lunden unternahm und mehrere Gehöfte niederbrennen ließ. Das Vieh wurde in Herden zusammengetrieben, die erbeuteten Gegenstände wurden auf Wagen geladen oder auf die Pferde gebunden. Die das Heer begleitenden holsteinischen Bauern wurden mit dem Transport des Geraubten beauftragt.

Die meisten Gehöfte fand man von den Bewohnern verlassen, denn die Dithmarscher hatten sich nach dem Bekanntwerden der Nachricht von dem Eindringen des herzoglichen Heeres in ihr Land eilig zurückgezogen. Herzog Gerhard mochte wohl aus diesem Umstande Verdacht schöpfen und auf einen Überfall schließen, denn gegen Abend fand er es ratsam, sich mit seinem Heere nach der Hamme zurückzuziehen. Man beschloß, hier die Rückkehr der auf Plünderung ausgesandten Streifkorps zu erwarten. Der Rückzug durch die Hamme verzögerte sich indessen durch das Ausbleiben einiger Abteilungen, unter denen sich auch das bereits erwähnte Schützenkorps befand, das unter der Führung der Gebrüder Klaus und Heinrich von Ahlefeld stand. Klaus mochte wohl eine Ahnung von der Gefahr aufdämmern, die den Holsteinern drohte, denn er mahnte seinen Bruder zur Eile. „It is Tiedt," sagte er, „dat wi wedderumme uth dem Lande theen, willen wi ungeschlagen sin von den Ditmerschen." Der übermütige Heinrich verlachte diese Warnung, und um seine Unerschrockenheit zu zeigen, ließ er noch eine Windmühle in der Gemeinde Weddingstedt in Brand stecken; nachdem diese eingeäschert war, beschloß man den Rückzug. Mittlerweile war bei dem Heere die Nachricht eingetroffen, daß die Dithmarscher sich im Gehölz der Hamme zu sammeln begonnen hatten. Der Herzog mahnte daher zum Aufbruch, aber man verlachte ihn und



Fig. 2. Schanzen bei Heide. Blick auf dieselben vom Garten der Wirtschaft aus. Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

gab ihm höhnische Antworten, so daß er zu warten beschloß, bis die letzten Nachzügler bei dem Heere eingetroffen waren.

Die Dithmarscher Bauern hatten die Zeit nicht ungenutzt verstreichen lassen, sondern waren heimlich bewaffnet nach der Hamme geschlichen, wo sie zu beiden Seiten des engen Weges hinter den tiefen Gräben und den schützenden Wällen mit ihrem dichten Gebüsch Aufstellung nahmen. „Dar leghen de Ditmerschen to beyden syden, grymmichlicken unde tornich, likerwys, alse en bare, deme syne junghen syn genamen," wie es in einer alten Urkunde heißt.

Nachdem das Heer vollständig versammelt war, ordnete der Herzog den Rückzug an. Der Troß, der aus unbewaffneten Bauern, Knechten, Dienern usw. bestand, wurde mit der Beute vorangeschickt. Die Dithmarscher ließen den Zug ungehindert, wenn auch schweren Herzens, passieren. Dieses Ergebnis erhöhte bei dem Heere und seinen Führern die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Zuges. Man schien zu glauben, daß die Dithmarscher nicht stark genug seien, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können und sich deshalb nicht hervorwagten. Der Herzog wurde sogar so unbesorgt, daß er seine schwere Rüstung, die ihm wegen der Hitze lästig geworden war, ablegte und seinen Knappen übergab. Seinem Beispiele folgten viele Ritter. Nachdem der Troß die gefährliche Hamme unbehelligt passiert hatte, erhielten die Knappen Befehl, sich in Marsch zu setzen. Sobald sie das Gehölz der Hamme betreten hatten, brachen die Dithmarscher aus ihrem Versteck hervor und überfielen sie. Ihr jämmerliches Geschrei veranlaßte den an der Spitze des Heeres reitenden Herzog, sich in Begleitung einiger Ritter nach dem Gehölz zu begeben, um nach der Ursache des Lärms zu sehen. Er glaubte, daß die Knappen sich entzweit hätten, und hatte es daher nicht für nötig gehalten, einen Helm aufzusetzen und sich zu bewaffnen. Mit einem Pflugstock in der Hand erschien er in der Hamme. Sobald die Dithmarscher ihn gewahrten, ließen sie von den Knappen ab und stürzten sich auf ihn und seine Begleitung. Zwölf Mann umringten ihn, und mit den Worten: „Bist Du barhaupt gekommen, um Dir den Fürstenhut von Dithmarschen aufzusetzen? Hier hast Du ihn!" zerschmetterte einer der Bauern ihm mit seiner schweren Streitaxt den Schädel.

Die Kunde von dem Tode des Herzogs, die dem Heere von einigen glücklich entkommenen Knappen wehklagend überbracht worden war, rief in den Reihen der Holsteiner große Bestürzung hervor. Die Ratlosigkeit, die sich anfangs wohl der Führer bemächtigt haben mochte, war bald dem Entschluß gewichen, durch Kampf sein Heil zu versuchen und sich einen Weg durch die Hamme zu bahnen. Mit großem Ungestüm und in wilder Hast drang das Heer vor, den Lanzen und Spießen der Bauern entgegen, die zu beiden Seiten des Weges standen und alles, was ihnen nahekam, niederstachen. Weder Mensch noch Tier wurde geschont. Die tödlich verwundeten Pferde stürzten mitten im Wege nieder und schlugen in ihrer Qual wild um sich, so daß die nachfolgenden Ritter nicht vorwärtskommen konnten. Sie wurden entweder von den wütenden Ditmarschern getötet oder von ihren eigenen Tieren in den Sand geworfen, wo sie unter der Last der auf sie niederstürzenden Menschen und Tiere ersticken mußten. Andere wurden erschlagen oder von den Pferden der rücksichtslos über sie hinwegsetzenden eigenen Waffengefährten zertreten. Da es unmöglich war, mit den Pferden durchzukommen, beschlossen viele Ritter, abzusitzen und mit dem Fußvolk zusammen den Durchbruch zu versuchen. Aber die in dem allgemeinen Getümmel scheu gewordenen und jetzt herrenlosen Tiere vermehrten nur die Verwirrung und vergrößerten das Gedränge, so daß es für viele Angehörige des Heeres unmöglich war, sich auf dem engen Hammwege zu halten. Sie wurden in die tiefen Gräben gedrängt, wo sie ent-

weder ertranken oder von den ergrimmten Bauern erschlagen wurden. Andere hatten sich rechtzeitig aus dem gefährlichen Engpaß zurückgezogen und versuchten jetzt ihr Heil in einer Umgehung der Hamme, um auf diese Weise die holsteinische Grenze zu erreichen. Sie kamen entweder in den unpassierbaren Morästen um oder wurden von den Dithmarschern, die überall Wachen ausgestellt hatten, getötet. Wer zurückgeblieben war, entging dem Verderben nicht. Nur wenigen gelang es, dem furchtbaren Blutbade zu entrinnen und die holsteinische Grenze zu erreichen. Zu denjenigen, die sich glücklich durchgeschlagen hatten, gehörte auch der Bannerträger Heinrich von Siggen nebst seinen beiden Söhnen. Erst jetzt erfuhr er die Trauerkunde von dem Tode des Herzogs. Weil er es für eine Schande hielt, unversehrt aus einer Schlacht entkommen zu sein, in der sein Fürst erschlagen worden war, kehrte er in die Hamme zurück, wo er mit seinen beiden Söhnen dann auch den Tod fand.

Die Zahl der gebliebenen Edelleute wird auf 300, von der bereits erwähnten Chronik dagegen auf 400 angegeben. Unter den Gefallenen befanden sich die beiden Ahlefelds, der Marschall Heinrich von Siggen mit seinen beiden Söhnen, ferner Henneke Limbeck, ein tapferer Ritter, von dem berichtet wird, daß er der



Fig. 3. Marienburg (Niederung an der Delfbrücke). Rechts der Ausläufer des mit jungen Eichen bestandenen Höhenzuges, auf dem die Marienburg (+) lag. Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

letzte seines Geschlechts gewesen sei, sowie Wulf Pogwisch, genannt der Gute, mit acht Söhnen. Außer den Edelleuten wurden noch viele Vögte, Amtmänner, Bürgermeister, Ratsherren, Bürger, sowie sonstiges Kriegsvolk und viele Knechte erschlagen, deren Zahl nicht näher angegeben wird. „De nicht gethelet unde ghereket worden," sagt in einem etwas geringschätzenden Tone die holsteinische Chronik, die durch diese Wendung ein bezeichnendes Licht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit wirft.

Noch am Abend des Schlachttages unternahmen die Dithmarscher eine Besichtigung des Kampffeldes. Mit wenigen Ausnahmen wurden diejenigen Ritter und Krieger, die man noch am Leben fand, getötet. Die Zahl der gefangen genommenen Edelleute betrug 28. Am dritten Tage nach der Schlacht fand man unter den Getöteten den noch am Leben befindlichen jungen Wulf Pogwisch, sowie einen Rantzau. Beiden wurde Leben und Freiheit versprochen unter der Bedingung, daß die Holsteiner die Marienburg, die ihnen in ihrem Kriege gegen Dithmarschen so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, von der Besatzung geräumt und den Dithmarschern übergeben werde. Es geschah, und die Gefangenen erhielten ihre Freiheit. Die Marienburg wurde sofort zerstört.

Die Leiche des Herzogs fand man erst nach einigen Tagen, nachdem sie bereits in Verwesung übergegangen war. Sie wurde zunächst in Meldorf beigesetzt und später gegen ein hohes Lösegeld in die Familiengruft in Itzehoe übergeführt. In ähnlicher Weise wurde mit den Leichnamen einiger anderer erschlagener Ritter verfahren. Dagegen wurde beschlossen, die Leichen der übrigen gefallenen Holsteiner auf dem Schlachtfelde zwischen den Kadavern der Pferde liegen und verwesen zu lassen, den Menschen zum Abscheu, Wölfen, Hunden und Raben zum Fraße. Durch diese Maßregel wollte man diejenigen dem Schimpf und der Schande preisgeben, die das von stolzem Unabhängigkeitssinn erfüllte Volk der freiheitliebenden Bauern zu zins- und heerbannpflichtigen fürstlichen Untertanen und adligen Untergebenen hatten machen wollen. Schon die Abgabenpflicht war in ihren Augen gleichbedeutend mit Knechtschaftslos, „welkes se alle tidt schwerer ankam, alse de Dodt," sagt Neocorus.

Weckte schon die Nachricht von der schweren Niederlage des holsteinischen Heeres in der Hamme im ganzen Lande große Trauer, so mußte die Kunde von dem Beschlusse der Dithmarscher, die Leichen der Getöteten auf dem Schlachtfelde liegen zu lassen und der Verwesung zu überantworten, besonders bei den weiblichen Angehörigen einen tiefen Schmerz hervorrufen. Eine holsteinische Chronik erzählt, daß eine Schar holsteinischer Edelfrauen, die sich als Nonnen verkleidet hatten, in das Land des Feindes zogen, um auf dem Schlachtfelde unter den Leichen der Erschlagenen die Gebeine ihrer Angehörigen hervorzusuchen und fortzutragen. Die Dithmarscher, die wohl in den Nonnen kaum die Frauen, Schwestern und Bräute der Getöteten vermutet haben mögen, ließen die Schar ungehindert ziehen, denn dem frommen Begehren der heiligen Jungfrauen wagten sie sich nicht zu widersetzen.

Groß war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, denn noch nie zuvor waren die Holsteiner geschmückter in den Kampf gezogen. Zwei Hauptfahnen wurden genommen, die man als Siegeszeichen aufbewahrte und in den Kirchen zu Meldorf und Oldenwöhrden über den Altären aufhängte. Das Kloster zu Marne wurde mit Geschenken besonders reich bedacht. Es erhielt laut der uns von Johann Russe in Bruchstücken überlieferten „Schrifft der Broder in Mergenowe van des Closters Orsprung" ein wertvolles silbernes Kreuz, das zwei Ellen hoch und eine Elle breit, mit einem vierseitigen, anscheinend quadratförmigen Fuße, an dem jede Seite eine Elle lang war, und das erhaben über vier Engeln stand; ferner erhielt das Kloster einen ein Pfund schweren Kelch aus reinem Golde und ein Missal mit allen Noten, das einen Wert von dreihundert rheinischen Gulden besaß. „Dat geven se to der Tiden dem Closter to Mergenowe, dat Gott und Maria dat Land to Ditmerschen scholde behöden und bewahren to langen Tiden, also he hefft vormals gedaen unde nawaels schall gescheen." In der Chronik wird weiter erzählt, daß die Geschenke dem Kloster am heiligen Ostertage des Jahres 1404 (es muß heißen 1405) überreicht wurden, „da weren soß ehrlicke



Fig. 4. Marienburg (Teil aus den Anlagen).
Gräben (links) und Wälle (rechts) deutlich wahrnehmbar.
Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

Mannen to." Prior und Konvent des Klosters verpflichteten sich zur Abhaltung von sieben Messen wöchentlich, von denen zwei ausdrücklich für die bei Oldenwöhrden und in der Hamme erschlagenen Dithmarscher bestimmt waren; ebenso erklärten sie sich bereit, an jedem ersten Freitage eines neuen Monats eine feierliche Prozession mit dem Bilde der lieben Jungfrau und der Hostie um den Klosterhof zu halten.

Die Dithmarscher hatten wohl allen Grund, sich des glänzenden Sieges zu freuen, denn er erhöhte nicht nur ihr Ansehen, so daß selbst die dänischen Könige sich um ihre Freundschaft und um ein Bündnis mit ihnen bemühten, sondern er befreite sie auch von der Gefahr, abgabenpflichtige fürstliche Untertanen zu werden. Sie blieben freie Herren auf eigener Scholle. Da der Sieg am Vorabend des Oswaldustages, als schon die Glocken die Heiligkeit des kommenden Festtages verkündet hatten, errungen worden war, wurde später der Oswaldustag von den Dithmarschern ganz besonders gefeiert und sogar folgende Bestimmung in das Landrecht aufgenommen: „Item schall een Juwelck Sunte Oswaldusdag vieren lik den hilghen Paschedaghe, by Bröke des Landes LX Marc." Der dithmarscher Litanei wurde folgende Strophe hinzugefügt:

Gade schölen wi lowen, de uns hefft gesandt,
Den goden Sünte Dominicus, den wahren Heiland
De an sinen Dage hevet unse Land
Gnediglich behödet mit siner vordern Hand.

Der Krieg hatte sowohl für Schleswig wie für Holstein eine große Schwächung der Wehrkraft zur Folge, da die Besten des Landes in der Hamme geblieben waren. Überall herrschte große Trauer und Niedergeschlagenheit. Um der tiefgebeugten Witwe seines erschlagenen Bruders Gerhard, der Herzogin Elisabeth,

in dieser schweren Zeit Berater und Stütze sein zu können und um der allgemeinen Ratlosigkeit im Lande zu steuern, hatte Heinrich von Osnabrück sofort nach dem Eintreffen der Kunde von der Katastrophe in der Hamme sein Amt als Bischof niedergelegt und war nach Holstein geeilt. Die Herzogin Elisabeth hielt es wegen der Schwierigkeiten, in denen sie sich befand, für geraten, mit den Dithmarschern in Friedensunterhandlungen zu treten. Es wurde ein Vertrag mit einer zehnjährigen Gültigkeitsdauer vereinbart, in dem die alten Traktate in vollem Umfange erneuert wurden. Den Dithmarschern sicherte man volle Zoll- und Handelsfreiheit in Schleswig und Holstein sowie auf der Eider und der Sorge zu. Ferner mußte Holstein sich verpflichten, keinen Feind der Dithmarscher durch das Land ziehen zu lassen, widrigenfalls es für den entstandenen Schaden aufzukommen hatte. Die Streitigkeiten sollten künftig von einem Schiedsgericht, das aus den Bevollmächtigten beider Parteien zu bestehen hatte, auf dem Verhandlungswege geschlichtet werden. So hatten die Dithmarscher sich durch den glänzenden Sieg in der Hamme die Unabhängigkeit ihres Freistaates nach außen hin aufs neue zu sichern gewußt und gleichzeitig den Ruhm ihrer Waffen nach Nord und Süd hin verbreitet, so daß sie überall geachtet und gefürchtet dastanden.

Die alte Lampe.

Man möchte mir den Schreibtisch gern
mit Auerlicht versorgen.
Die Lampe ist nicht mehr modern,
so heißt es heut' und morgen.

Doch schien sie treu, wenn Sorg' und Pein
sich gegen mich verschworen;
auch ward bei ihrem matten Schein
manch Geisteskind geboren.

Ihr könnt mit eurem grellen Licht
nur auf die Gassen gehen;
auf meinem Schreibtisch bleibet schlicht
die alte Lampe stehen.

J. Brüdt.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

45. Fritz vun Preussen un de Schinnerknech.*)

Na, denn will 'k mal 'n Geschich vertell'n vun den ol'n Fritz. De hett je vẹl dörmạkt un is dar je mennimal bunt hendör kam'n.

Also de ol Fritz, as dê noch Junkkêrl weß is, do hett he uk mal reisen wullt as Handwarksburß.

Do dröppt hê 'n Schinnerknech ünnerwegens, de is uk op 'e Reis' weß, un do ward se Reis'kameraden.

De Schinnerknech hett awer ne weten, dat de Köni dat weß is.

Nu ward dat je Abend, un do sêht se dar 'n Dörp ligg'n in de Fêrn.

---

*) Vgl. Grimm Nr. 199 ‚Der Stiefel von Büffelleder.' — Das hier mitgeteilte Märchen ist eins von denen, die von den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ausgewählt worden sind für das nächstens bei Eugen Diederichs in Jena erscheinende zweite Bändchen meiner ostholsteinischen Volksmärchen. Dies Bändchen wird von den bereits in der „Heimat" veröffentlichten Märchen die Nummern 1. 4. 26. 33. 34. 42 enthalten; die übrigen sind bisher noch nicht gedruckt. Die Bilder, deren das zweite Bändchen neun bringen wird — das erste enthält nur vier —, stammen wieder von Prof. Bernhard Winter in Oldenburg i. Gr. Das hübsch ausgestattete Buch wird ebenfalls nur 75 Pf. kosten.

Do seggt se ên to 'n annern: Dar mȫt wi man na tô gahn un mal sêhn, wat wi ne 'n beten Quartêr kriegen künnt.

As se dar kamt in dat Dörp, do gaht se na 'n Burhus rin un fragt, wat se dar wul 'n Nach bliben künnt.

Jg, secht de Bur, dat künnt se; se mȫt em awer 'n beten arbei'n helpen morn fröh.

Jg, dat wüllt s' uk.

Nu krie't se je êrs Abenskoß, un naher bringt de Bur ehr na 'n Kamer rin, wo se slapen schüllt. Un do secht he to ehr, Klock drê schüllt se op un em döschen helpen.

Jg, is gôt, seggt se, hê schall ehr man wecken.

Se hebbt awer je beid' man niks vun 't Döschen vun weten.

As de Klock drê is, do kümmt de Bur je un kloppt an de Dȫr: se schüllt nu opkam'n.

Jg, seggt se.

De Bur geiht je wa' weg un fangt mit sin Lüd' an to arbei'n.

Sê staht awer ne op, sê bliwt beligg'n. Se hebbt je gar ne döschen kunnt.

Dat dur't 'n gri Tit, do kümmt de Bur noch mal un röppt, se schüllt nu doch her kam'n.

Jg, seggt se, se kamt glik.

Se liggt awer still un staht noch ne op.

Do kümmt de Bur mit 'n Schach.

Fritz hett vȫr slapen un de Schinnerknech achter.

Do kricht he Fritz her un tagelt den' ganz todegen af.

Wenn se nu noch ne opstaht, secht de Bur, denn krie't s' noch mêhr.

Sê bliwt awer beligg'n.

Do secht de Schinnerknech to Fritz: Nu gah du achter hen; ik will mi vȫr hen legg'n. Süß krichs du noch mal wat, wenn hê wedder kümmt.

Fritz deit dat je un lecht sik achter hen, un de Schinnerknech vȫr.

Dat dur't noch 'n beten, do kümmt de Bur noch mal.

Do kricht de ächters wat.

Do hett Fritz noch mal wat kregen, un de anner is dar so mank dȫr kam'n.

As de Bur wa' rut is ut de Kamer, do secht de Schinnerknech: Nu mȫt wi weg.

Se staht op, treckt sik gau an, un dunn ên twê drê ut 't Finster. Un do lopt se, dat se weg kamt, ut 'n Dörp herut. Un do gaht se je wa' los'.

Üm Meddag ut'n kamt se in 'n grot Holt to gang'.

Do secht de Schinnerknech: Jk warr al rein hungeri. Wi mȫt doch mal tôsêhn, wat hier kên Minschen wahnt, dat wi wat to leben krie't.

Se sünd je ahn'n Frukkoß weg kam'n vun den Bur'n.

Do sêht se vun fêrn 'n lütt Hus ligg'n, mit so 'n ganz sid' Dack.

Süh, secht de Schinnerknech, dar licht al 'n Hus. Dat 's am Enn' 'n Wêrtshus. Dar wüllt wi ankêhrn.

Se gaht dar hen na dat Hus un gaht herin: do licht dar 'n groten Hund op 'e Dȫl.

De Hund secht ehr awer niks.

Se gaht bet tô: do kümmt dar 'n ol Fru to gang'.

Gun Dag, Mudder, secht de Schinnerknech, is dat 'n Wêrtshus hier?

Och, Gott, min lêb'n Kinner, secht de ol Fru, wo kamt ji ênmal an! Dat is 'n Röwerhus.

Hunnert Röwers sünd dat weß.

Do ward Fritz — de is ümmer bang' weß — de ward so wiß utsêhn un secht: Dar kamt am Enn' bald wilk vun de Röwers; lat uns man gau wa' weg gahn.

Ja, secht de ol Fru, de grot Hund lett in, awer nich wedder ut.

Do fragt de Schinnerknech — de is ümmer driß weß —, wat se ne 'n Snaps un 'n Bodderbrot kriegen künnt.

Ja, secht de ol Fru, 'n Snaps un 'n Bodderbrot schüllt se gêrn hebb'n. Awer dat helpt ehr doch niks mêhr. Wenn se kamt, de Röwers, denn sünd se doch verlarn, denn is ehr Leben doch hen.

Ja, dat 's ên'n dôn't, secht de Schinnerknech, se wüllt doch wat hebb'n.

Do bringt de ol Fru ehr je 'n Snaps un 'n Bodderbrot. Fritz is awer so bang': de kann ne eten un ne drinken. De anner, de itt un drinkt.

Hê hett sin Brot noch ne op, do kamt dar al föfti Röwers an.

Na, will 't smecken? fragt se.

Ja, secht de Schinnerknech.

Dat dur't noch 'n beten, do fragt de ên, wat he noch ne bald satt is. Hê schall man 'n beten flink tôkau'n; löben mutt he dar doch an.

Ja, wat he denn ne noch 'n Snaps hebb'n schall vörher.

Ja, seggt se, 'n Snaps schall he denn noch hebb'n.

Wiltdes sünd de annern föfti dar uk al.

Fritz is so bang': de schüddert un bewert.

De Schinnerknech drinkt sin'n Snaps ut, un do stülpt he sin Glas' üm un secht: So, nu lat 't ward'n as 't will.

Do staht se all' hunnert dar, un kên ên kann spreken, un kên ên kann sik rögen.

Do kricht de Schinnerknech sik vun dat Mördergeschirr her — dar hebbt 'n ganz Patschon Mester un Säwels hängt —, un do secht he to Fritz: So, nu fangs du op diß Sit an, un ik op diß, un denn wüllt wi ehr all' hunnert de Köpp affniden.

Ne, secht Fritz, dat kann 'k ne.

Hê is Köni weß un hett dat ne kunnt!

Ja, secht de Schinnerknech, wenn du dat ne kanns un ne wullt, denn will ik êrs diß nehm'n, un denn kümms du an de Rêg'; denn schaß du de letz wesen.

Do nimmt he ehr all' hunnert den Kopp af. Se bliwt awer all' bestahn.

As he ehr all' de Köpp af hett, na, secht he to Fritz, di mutt ik dat doch man schenken.

Do geiht he bi de Röwers lank un stött ehr so 'n beten an: do fall't se dar all' hunnert hen.

Nu geiht de ol Fru mit ehr rund un wis't ehr dat all'. Do hebbt dar allerhand Kleeder hängt, Mann'skleeder un Frunskleeder. Un allerhand Geld hett dar legen, lütt Geld un grot Geld, Sülwergeld un Goldgeld. Un in 'n Pêrstall, dar hebbt twê hübsch Pêr stahn, un op 'e Del hett 'n fein'n Wagen stahn.

Do schuwt se sik den Wagen rut un krie't de beiden Pêr vör un wüllt je weg föhrn.

Do bidd't de ol Fru ehr, se schüllt ehr doch mitnehm'n.

Ne, seggt se, fôrt künnt se ehr ne mitnehm'n. Awer se schall man Geduld geben: se kamt wedder un halt ehr na.

Nu föhrt se je weg, na Berlin tô.

Ünnerwegens drapt se je allerhand Wêrtshüser. Denn geiht de Schinnerknech ümmer rin un drinkt Win. Fritz blift ümmer op 'n Wagen sitten. De anner bringt em denn 'n Glas' Win herut, an 'n Wagen. Awer Fritz kann ümmer ne drinken.



Fig 1. **Großer Plöner See** mit Aussicht auf das Schloß und die Kirche.

As se vör dat letz Wêrtshus kgmt, do geiht de Schinnerknech je wa' rin un drinkt, un will Fritz uk je 'n Glas' rut bring'n. Awer as he ut de Döhr kümmt mit sin Glas', do is Fritz mit 'n Wagen weg.

De Schinnerknech hett dat êrs noch ne weten schullt, dat hê de Köni wêr.

As Fritz in Berlin kümmt, bi de Wach, do secht he den Poß'n Beschêd: wenn dar so'n un so'n Mann angahn kümmt, den' schüllt se hen na em schicken, na 'n Sloß rop.

Nu kümmt de Schinnerknech je op 'n Sloß an naher. Do hett Fritz sik awer al ümkleed't hatt un is al wedder Köni weß. Un do fangt he so fêrlangs mit em an, mit den Schinnerknech, un fragt em allerwegens ng, wo hê her kümmt, un wat he belewt hett op sin Reis', un so wat. Hê denkt, hê schall em dat vertell'n.

De anner is awer so klôk un lett sik niks ut.

Do geiht Fritz na de anner Stuw un treckt sin Reis'tüg wedder an, un do kümmt he wa' rin.

Na, du büß dat, sech de Schinnerknech, de mit mi reist hett. Denn so wüllt wi nu uk Anstalt maken, dat wi de ol Fru her krie't. Du heß nu je Lüd' un Pêr un Wgg' un all'.

Jg, secht Fritz, dat wüllt wi uk.

Do arbei't se dar je hen mit 'n paar Wagens un halt de ol Fru ng, un den Schatt uk je.

As se wedder in Berlin sünd, do fragt Fritz de ol Fru, wat se nu will, wat se bi em op 'n Sloß bliben will oder wat se ehr Hus alleen hebb'n will.

Lêwer alleen, secht se, wenn se dat schall.

Jg, dat schall se.



Fig. 2. **Ansicht von Plön** mit Schloß.

Do sett he ehr in 'n Hus un hölt ehr 'n Köksch, un se kann so gôt leben, as se will.

Do fragt he den Schinnerknech, wat hê hebb'n will.

Hê will bliben, wat he is, secht he. Aber de beß Schinneri, secht he, de dar is, de will he hebb'n.

Jq, dat schall he uk.

Do kricht he de beß Schinneri, un denn noch Geld tô, dat he sin gôd' Förtkam'n hatt hett.

Ja, so wat hett Fritz all' utôwt. De hett vel Fahrten makt. Hê hett awer doch êrs mal 'n ontli Jackvull kregen. Dat 's em süß wul ne baden word'n. —

Nach Frau Stina Block geb. Pohlmann in Kröß bei Oldenburg i. Holst., geb. 1821. Von ihr stammen die Märchen: ‚Ruchklas', ‚De Köni un de Ent' (zuerst in der ‚Heimat,' Juli 1900) und ‚De Suldat un de Düwel.'



14. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön

am 24., 25. und 26. Mai 1904.

Am ehrwürdigen Plöner Schlosse (Fig. 1 u. 2) und am Prinzenhause (Fig. 3) vorbei gingen wir selbander durch den herrlichen Schloßpark und genossen vom „Siebenstern" (Fig. 4) eine wundervolle Fernsicht nach allen Himmelsrichtungen über den Großen Plöner See, auf die Stadt, auf Bosau mit seiner unmittelbar am jenseitigen Seegestade gelegenen altehrwürdigen Kirche usw. Und weiter ging es, bald auf verbotenen Pfaden, aber mit gütiger Erlaubnis des Herrn Gouverneurs v. Gontard, hinaus auf die sogenannte „große Insel" (Figur 5): das kleine bäuerliche Gewese der kaiserlichen Prinzen war unser Ziel. Goldiger Sonnenschein lag über der Flur, stahl sich auch in unsere Herzen und ließ uns alle der beiden Pfingsttage grauen Wolkenschleier und verfehlte Festtagsfreuden vergessen. Und mit dem Auge des Himmels wetteiferte unser liebenswürdiger Führer, Pastor Lamp aus Plön, der nicht müde wurde, in Ernst und Scherz der Vorzeit Geschichte in großen Zügen zu entrollen. Trocken Fußes wanderten wir über das Riff nach der Insel, welche Bezeichnung dem innern Wesen derselben jetzt nicht mehr gerecht wird. Bis 1881 war sie tatsächlich eine Insel; die zwecks Landgewinnung erfolgte Senkung des Seespiegels legte das Riff, welches jetzt die Insel mit einer Halbinsel verbindet, trocken. Die große Insel, vielleicht auch die Nebeninseln, sind von altersher bewohnt gewesen. Dort gefundene Steinwaffen und Topfscherben zeigen die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Zeitalter bis auf das der Wenden herab. Es soll einst eine lange hölzerne Brücke von der großen Insel über andere in der Richtung liegende Warder nach dem Nehmtener Teil des Seegestades geführt haben. Wahrscheinlich knüpfte diese wohl in das Reich der Sage zu verweisende Vorstellung an

Pfahlbautenreste an, wie man solche auch am Ufer des Ascheberger Parks gefunden hat. Auf einem Bilde von Plön aus dem Jahre 1593 ist die große Insel noch ohne Gebäude. Hundert Jahre später aber hat dort sicher ein Wohnhaus gestanden; denn wir wissen, daß Herzog Hans Adolf in den Jahren 1693—94 ein solches dort erbauen ließ. Auch einen Tiergarten ließ er dort einrichten und bestellte als Wärter den Gärtner Johann Jochim Lienau. Derselbe starb aber bereits 1696. Die Insel hat dann wohl nicht nur ihre Bewohner, sondern auch ihren Besitzer gewechselt. 1759 wurden die Inseln samt Haus vom Herzog Friedrich Carl an Hans Friedrich Feldmann, den Schloßgärtner, verschenkt. 1768 kaufte sie der Plöner Hofjunker Friedrich Carl von Großmann, Besitzer des Gutes Augsfelde, der jedoch, weil er über seine Verhältnisse hinaus lebte, bald seine Besitzungen verlor. Das jetzige dort stehende sächsische Bauernhaus ist 1770 erbaut. Der Amtsverwalter und Kammerrat Gotthard Bartholomäus Francius schmückte es 1805 in mancherlei Weise aus; unter anderem ließ er die Zitate aus Virgils Landbau über die Türen der Zimmer seines Tusculums schreiben. Er starb 1819. Senator Klüver, der 1840 Besitzer war, verkaufte die Insel für 2350 Taler an den König Christian VIII. Sie war eigentlich dessen Privateigentum, wurde aber bei der Annexion Schleswig-Holsteins dem fiskalischen Eigentum eingereiht. Die Landstelle war meistens an Fischer oder Gärtner vermietet, welche gleichzeitig eine kleine Wirtschaft führten. In der Erinnerung älterer Plöner lebt noch jene freigebige Hausfrau des Inselhauses, welche ihre Gäste zum Buttermilchtrinken ermahnte mit den Worten: „Drinken Se man ruhig to, morgen kriegt se doch de Swin." Vor mehreren Jahren mußte der letzte „Inselkönig" — so nannte der Plöner Volksmund die Bewohner — mit seiner Familie seinen „königlichen Vettern" aus dem Hohenzollernhause Platz machen, die auf der Insel gleichzeitig Erholung und Anleitung für landwirtschaftliche Arbeiten finden. Dort verweilen sie mit ihren Schulgenossen jede dienstfreie Stunde, tätig im Garten, dessen musterhafte Ordnung und geschmackvolle und dabei doch praktische Anlage uns alle überraschte; tätig auf dem Wirtschaftshofe, wo sie selbst die Pflege ihres Hühnervolkes übernehmen. Durch eigener Hände Arbeit haben sie einen Strandweg am See geschaffen. Ihre Zimmer sind einfach ausgestattet und dem Rahmen ihrer Umgebung wohl angepaßt. Alles ist klein, aber behaglich. Die Wände im Flur und im Wohnzimmer ziert u. a. eine Reihe



Fig. 3. **Das Prinzenhaus im Schloßgarten.**

der allbekannten Steinzeichnungen aus dem Teubnerschen Verlage. [Wie uns erzählt wurde, läßt es sich die Kaiserin bei ihren Besuchen in Plön niemals nehmen, mit ihren Söhnen nach der Insel hinauszufahren, um hier im Genusse trauten und ungestörten Mutterglücks den Kaffee einzunehmen. Dies ländliche Idyll, in welchem Arbeit im Dienste der Erholung eine Stätte, Einfachheit und Behaglichkeit sichtbaren Ausdruck gefunden haben, hat wohl alle Besucher der kaiserlichen Familie menschlich näher gebracht. Als Schleswig-Holsteiner] wissen wir die Wahl dieses Erdenwinkels besonders zu schätzen, und jenes Wort, das die Kaiserin angesichts des Plöner Paradieses einmal gesprochen hat, möge uns zur Mahnung dienen, wenn wir unser Sinnen gar zu sehr in die Ferne zu richten geneigt sind: „Die Schleswig-Holsteiner wissen garnicht, wie schön ihre Heimat ist."



Fig. 4. **Blick vom Siebenstern.**

Mit dankbarem Herzen schied ein jeder Besucher von dieser Stätte — im geräumigen Saale des Hotels „Zum Prinzen" fanden wir uns wieder, diesmal in Gesellschaft der zahlreich erschienenen Bürger und Bürgerinnen der Stadt Plön. Schon vor Beginn des Kommerses war der große Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, ein gutes Omen für einen allseitig befriedigenden Verlauf, den die in Ernst und Scherz getauchten Stunden tatsächlich genommen haben, weshalb der Dank, den der Unterzeichnete dem Ortsausschuß für seine rührige Vorarbeit zu bringen hatte, wahrhaftig nicht „nur" ein offizielles Gepräge trug. Der Leiter des Kommerses, Pastor Dectjen-Plön, eröffnete mit einem begeistert aufgenommenen Kaiserhoch den Abend. Seinen herzlichen Willkommengruß an die leider wieder nicht zahlreich erschienenen auswärtigen Gäste leitete Redner ein mit einer längeren Betrachtung über Plön, Schleswig-Holstein und schleswig-holsteinische Art. Plön, das Zentrum des ostholsteinischen Landes, habe eine sehr interessante Geschichte. Diese, ein Ausschnitt der Geschichte unseres Landes, sei darum auch ebenso verwickelt,



Fig. 5. **Blick von der großen Insel.**

dennoch interessant, und um ihres guten Endes willen müßten wir sie alle recht lieb haben und pflegen. So wollen wir als echte Niedersachsen jederzeit stolz sein auf Heimat und Geschichte. Ein Kenner der Völkergeschichte habe einst von uns gesagt: „Die Schleswig-Holsteiner sind ein tüchtiges Volk, aber sie können erst etwas Rechtes leisten, wenn sie gut gegessen und getrunken haben.“ Stosch habe ein ähnliches Urteil gefällt: „Ein tüchtiges Volk, aber sie schlafen gern.“ Guter Appetit und gesunder Schlaf seien die Zeichen der Jugend. Die Jugend aber habe noch eine Zukunft. So wollen wir denn als Volk die Jugend für uns nehmen, die Zukunft gehört dem Vaterlande. Fleißig mitarbeiten an dem Bau des deutschen Reiches eingedenk des Wortes: „Alle Zeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit!“ Wo Deutsche sich zu fröhlichem Tun vereinigt haben, wird viel geredet, und die sonst so bedächtigen, wortkargen Nordelbier machen hierin keine Ausnahme, so auch nicht in Plön. Ich muß es mir versagen, die Rednerliste hier zu Papier zu bringen; denn mit Reden waren zum Glück die Darbietungen nicht erschöpft. Natürlich wurde gesungen, recht tapfer sogar, aber am schönsten brachte doch die Plöner Liedertafel ihre Lieder zu Gehör, und die Musikkapelle — nebenbei bemerkt, sind sämtliche Kosten, welche dem Ortsausschusse durch das Arrangement für beide Festtage erwuchsen, aus dem Stadtsäckel bestritten worden: so etwas ist bisher nie dagewesen — wetteiferte mit den Virtuosen der Kehlkopfsaiten. Plötzlich verdunkelte sich der Saal, und in der Stille einer genußreichen Stunde ließ Lehrer Theodor Möller aus Kiel eine Reihe herrlicher Lichtbilder, photographischer Aufnahmen aus unserer Heimat, an unseren schönheitstrunkenen Augen vorüberziehen, und mit knappen Worten verstand er es, bei seinen Hörern Sinn und Verständnis für die künstlerischen Wirkungen seiner persönlich gewonnenen Landschaftsaufnahmen zu wecken. Lehrer Möller verfügt über einen erstklassigen Lichtbilderapparat, besitzt eine wunderbare Gabe, aus dem reichen Kranze schleswig-holsteinischer Landschaften die edelsten Blüten auszuwählen, und wurzelt vor allem mit seinem Wollen und Streben, Wirken und Schaffen in heimatlichem Boden und ist somit ein tüchtiges Werkzeug unseres Vereins geworden, wohl dazu berufen, in recht vielen Orten unserer Provinz mit den Erzeugnissen des Lichtstrahls im Dienste der Heimatkunst unseren Landsleuten überall die Augen zu öffnen. Der Winter steht vor der Tür, die Unterhaltungsabende beginnen, und wenn einer dazu berufen ist, diesen Abenden die rechte Weihe zu geben, so ist es Lehrer Theodor Möller in Kiel.

Stürmisch begrüßt erschien Fritz Wischer auf der Bühne. Wenn der Unterzeichnete mit dem Ortskomitee die Vorbereitungen auf die Generalversammlung zu treffen hat und er mitteilen kann, daß es ihm gelungen ist, auch diesmal wieder den allerortsbekannten Rezitator für den uneigennützigen Besuch der Versammlung zu gewinnen, dann herrscht Jubel, dann ist dem Komitee, das sonst hin und her erwägt: „Wie sorgen wir für die möglichst im Rahmen der edlen Kunst sich bewegende Unterhaltung der Gäste?" ein Stein aus dem Wege geräumt, weiß doch ein jeder, daß damit der Erfolg des Kommerses gesichert ist. So war es auch in Plön; was bedarf es darum noch weiteren Zeugnisses: Dichtungen von Klaus Groth, Fritz Reuter, Heinrich Seidel u. a. standen im Programm. Des Beifalls war kein Ende, und wenn nach dem offiziellen Teil des Kommerses der Schwarm der Gäste sich nicht alsobald verlief, so trägt Fritz Wischer einen Hauptteil der Schuld.

Der Mittwoch war der Hauptag, der Tag unserer Generalversammlung. In den ersten Vormittagsstunden, die bereits weitere Teilnehmer aus fern und nah nach Plön geführt hatten, wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen: die Altstädter Kirche, die Schloßkapelle, die Neustädter Kirche, das Gymnasium; überall standen uns kundige Führer zur Seite, die nicht müde wurden, den Schauenden klipp und klar die Hauptdaten der Geschichte zu entrollen, die Werke der Kunst namentlich in ihren Symbolen zu erläutern.

Um 10 Uhr begann die Versammlung, die von Rektor Peters-Kiel geleitet wurde. Es waren u. a. erschienen der Wirkl. Geheimrat Konrad Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz auf Ascheberg, der Kgl. Landrat v. Rumohr, Bürgermeister Kinder. Über dem geschäftsführenden Ausschuß schwebte diesmal ein Unstern: von den „Diensttuenden" waren unser Schriftleiter, Rektor Eckmann, und unser Kassenführer, Fr. Lorentzen, zu ihrem und unserm Bedauern durch Krankheit am Erscheinen verhindert, und Rektor Lund wurde bereits vor Beginn der Versammlung durch eine besorgniserregende Nachricht zu den Seinen zurückgerufen. — Den Versammlungstisch bedeckten außer den für die Versammlung nötigen Druckschriften Probehefte der „Nerthus," eine illustrierte Beschreibung der Plöner biologischen Station, ein Sonderabdruck aus der „Leipzg. Illustr. Ztg." vom 3. März 1904, welche Dr. Otto Zacharias, der Leiter der Anstalt, zur Erinnerung an unsere Versammlung jedem Teilnehmer überreichen ließ. Dr. Zacharias bedauerte in einem Schreiben an den Vorstand, daß ihn eine Studienreise nach Italien den Verhandlungen fernhalte. Damit war der Punkt „Besichtigung der Biologischen Station" hinfällig geworden. Der Plöner Fremdenverein stellte jedem Teilnehmer einen illustrierten Führer und eine hübsche Touristenkarte von Plön und Umgegend zur Verfügung. Begrüßungsschreiben resp. Telegramme waren eingegangen von unseren Ehrenmitgliedern Callsen-Flensburg und Rohweder-Husum, von Arnold Müller-Hamburg, ferner wurde der Verein mit seiner nächstjährigen Generalversammlung telegraphisch nach Hadersleben eingeladen.

In seinem Begrüßungsworte beleuchtete der Vorsitzende, Rektor Peters, die Aufgaben des Vereins. Bürgermeister Kinder-Plön begrüßte die Gäste im Namen der Stadt, die sich glücklich fühle, Männer in ihren Mauern zu wissen, die unentwegt ihre Kraft in den Dienst einer Sache stellen, die für das Innenleben unserer Provinz von weittragendster Bedeutung sei. Er wies darauf hin, daß die Stadt Plön in historischer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt habe, da in ihr und ihrer näheren Umgebung in früheren Jahrhunderten Männer gewirkt hätten, die vorsorglich sich bemühten, damalige Ereignisse und Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern (Helmold in Bosau, Peter Hansen, Reck, Klauder). Er wünschte dem Verein weiter erfolgreiches Streben. In kurzen Worten dankte der Vorsitzende und feierte den Bürgermeister als Mitarbeiter der „Heimat" und als gewissenhaften Chronisten seiner Stadt und seines Heimatlandes. Im Auftrage unseres Kassenführers erstattete der Unterzeichnete den Kassenbericht für 1903. Die Einnahmen beliefen sich auf 6304,30 M. Es wurden ausgegeben

an Druckkosten für unsere Monatsschrift	3002,65 M.,
für Klischees	184,95 „ ,
für die Expedition (inkl. Porto und Material)	1459,07 „ ,
an Honorar für die Mitarbeiter	538,30 „ ,
„ „ „ den Vorstand	420,00 „ ,
für Porto und Reisekosten	284,87 „ ,
für die Generalversammlung	73,32 „ ,
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	72,20 „ ,
Sonstiges	58,45 „ .
	6093,81 M.,
Kassebehalt	210,49 „ .
	6304,30 M.

Die Rechnung war revidiert und für richtig befunden worden, somit konnte der Vorsitzende den Kassenführer von seiner Verantwortung für 1903 entlasten. Die nach dem Turnus

aus dem Vorstande scheidenden Mitglieder, Peters und Lorentzen, wurden für ihr bisher mit Treue und Umsicht verwaltetes Amt eines Vorsitzenden bezw. Kassierers wiedergewählt. An Stelle des ausscheidenden Rechnungsprüfers wurde Lehrer Kühn-Kiel gewählt.

Damit war das Geschäftliche kurz und bündig erledigt worden; sich allzulange in dieser für die Versammlung trockenen Materie zu bewegen, ist nicht unsers Vorsitzenden Weise, gilt es doch vor allem, die kostbaren Minuten für jeden Teilnehmer gewinnbringend auszunutzen. Sämtliche auf dem Programm angekündigten Vorträge wurden erledigt:

Professor A. Kühn-Eutin: „Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter.“ Eine Besprechung erfolgte nicht. Sämtliche Vorträge werden in unserer „Heimat“ erscheinen, weshalb an dieser Stelle auf eine wenn auch nur referierende Wiedergabe derselben verzichtet werden kann.

Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wieding-Plön: „Amateurphotographie unserer Heimat.“ Referent, selbst ein tüchtiger Amateur, hatte in der Ausstellung eine Serie photographischer Landschaftsaufnahmen aus unserer engeren Heimat gewissermaßen zur näheren Illustrierung seines Vortrages dargeboten. An der Debatte beteiligte sich Lehrer Theodor Möller-Kiel. Referent hatte angeregt, das, was an Altem, Charakteristischem und Schönem in unserer schleswig-holsteinischen Landschaft sich nicht retten und erhalten lasse, wenigstens im Bilde festzuhalten und solche von kunstverständigen Amateurs hergestellte Bilder einer Zentralstelle zu überweisen, wo dieselben dauernd ausgestellt werden müßten. Referent hatte das Thaulow-Museum oder die historische Landeshalle in Kiel für diesen Zweck als besonders geeignet empfohlen. Der geschäftsführende Ausschuß wurde beauftragt, mit maßgebenden Persönlichkeiten dieserhalb in Verbindung zu treten.

Architekt Theede-Wellingdorf: „Alt-Ellerbek.“ Eine Sammlung künstlerisch-schöner Aquarelle (namentlich Originale von dem bekannten Wolperding-Kiel), Federzeichnungen und Skizzen dienten der Erläuterung.

Rektor Rohweder-Plön: „Ein botanischer Gang durch das Plöner Schloßgebiet.“ Referent führte aus, daß die Bodenbeschaffenheit der näheren Umgebung der Stadt besonders geeignet sei, ziemlich vereinzelt und selten auftretenden Pflanzen hier eine Heimstätte zu bereiten. Eine Anzahl der hervorragendsten Varietäten solcher wildwachsenden und verwilderten Arten, sowie einige Bastarde aus dem Schloßgebiet wurden namhaft gemacht und kurz charakterisiert. Es wurde nachgewiesen, daß mehrere seltene, schon von Gymnasiallehrer Kuphaldt 1863 aufgeführte Arten, wie Allium sphaerocephalum L., Coronilla varia L., Verbascum lychnitis L., album Miller u. a. an den für den Verkehr offenen Wegen allmählich ausgerottet werden. Im Anschluß daran sprach Referent den Wunsch aus, daß der Verein auf Mittel sinnen möge, die geeignet wären, der Ausrottung von Seltenheiten vorzubeugen (namentlich in Bezug auf verwilderte frühere Kulturformen). — Der Vortrag gab dem Kgl. Landrat v. Rumohr Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß in Amsterdam in Verbindung mit dem dortigen Reichsmuseum ein kleiner Garten angelegt worden sei, der alles enthalte, was die Gärten im Laufe der letzten 200 Jahre kultiviert hätten. Etwas Ähnliches müßte und könnte auch für unsere Heimatprovinz geschaffen werden. Der Vorsitzende bemerkte dazu, daß er mit dem geschäftsführenden Ausschusse auch diese Angelegenheit verfolgen und namentlich versuchen werde, den Gartenbau-Verein für Schleswig-Holstein für diese Sache zu interessieren.

Mit einem Dank an alle Referenten schloß der Vorsitzende die Versammlung, und nun folgte der größte Teil der Besucher einer freundlichen Einladung des Landrats v. Rumohr in seine Privatwohnung, woselbst er Gelegenheit nahm, verschiedene wertvolle Altertümer seiner Sammlung den Gästen vorzuführen. Rektor Peters erstattete dem liebenswürdigen Freunde und Förderer unserer Vereinssache den besonderen Dank aller anwesenden Mitglieder. (Schluß folgt.)



Mitteilungen.

1. **Pokale.** Bei Gelegenheit der Plöner Generalversammlung hatte ich die Ehre, den Mitgliedern des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde folgende Kunstgegenstände zu zeigen: 1. Einen von dem Königlichen Statthalter Heinrich Rantzau auf Breitenburg (1526—1599) stammenden silbernen Humpen. Der Humpen trägt folgende Inschrift: Hinricus Rantzovius Regis Daniæ Vicarius Dominus in Bredenberg Rantzovisholm Wandesburg Tuschenbeck Nutschow Redinstorf et Melbeck dono dedit Magdalenæ filiæ suæ in testamento suo Anno Domini 1582 Anno ætatis 57. Die Vorderseite des Humpens zeigt das getriebene Bildnis Heinrich Rantzaus, sehr ähnlich dem Breitenburger Silberrelief, welches in Haupts Kunstdenkmälern Bd. II S. 449 abgebildet ist. Den oberen Abschluß bildet, wie auf jenem Relief, eine Leiste mit Heinrich Rantzaus Wahlspruch:

Fortior est qui se quam qui fortissima vincit
Moenia nec virtus altius ire potest,

rechts und links finden sich die Wappen der Familien Rantzau, Ratlow, Buchwaldt, Hummelsbüttel, Rantzau-Halle und Walstorp, Schwabe, Rantzau, Sehestedt, Rantzau-Halle, also die Wappen von Heinrich Rantzaus Ahnen, und zweimal sein und seiner Gemahlin, Christine von Halle, Wappen. Die letztgenannten Wappen zieren auch den Deckel. In der Innenseite des Deckels ist eine Medaille mit dem Brustbild Heinrich Rantzaus und der Aufschrift: Hinricus Rantzovis Vicarius Regius eingelassen. Um die Medaille ist eine ähnliche Inschrift wie die beiden erwähnten eingegraben. Der Humpen ist in besten Renaissanceformen gearbeitet, hat eine Höhe von 38 cm und einen Inhalt von ca. 3 l. Wie der Humpen sich auf mich vererbt hat, ist nicht zu ermitteln. Rückwärts verfolgen können wir den Besitz nur bis zu meinem Urgroßvater, Christian August Rumohr auf Rundhof, Drült und Östergaard, 1759—1798. Zwischen diesem und der auf dem Humpen genannten Magdalene Rantzau, vermählten Ahlefeldt ist aber ein direkter Zusammenhang nicht vorhanden. — 2. Der zweite Silberhumpen, wenn man ihn wegen seiner Kleinheit — er hat nur 9 cm Höhe — noch Humpen nennen darf, hat etwa die Form eines Lichtenhainer Schoppens: durch vergoldete Bänder gehaltene Brettchen, am Deckel als Griff eine Eichel. Der Deckel zeigt in Gold zwei Wappen mit der Umschrift: V. G. G. E. G. Z. H. S. U. S. F. Z. G. u. B. G. G. U. E. F. Z. L. Die Wappen sind das Schauenburgische und das Lippesche, bedeckt mit einer Krone; unter ihnen steht die Jahreszahl 1600. Hiernach ist die Besitzerin dieses Schoppens zu ermitteln; es ist die Mutter des letzten Grafen von Holstein-Schauenburg, des 1640 verstorbenen Ottos VI., und die Inschrift bedeutet: Von Gottes Gnaden Elisabeth Gräfin zu Holstein, Schauenburg und Sternberg, Fürstin zu Gehmen und Bückeburg, geborene Gräfin und Edles Fräulein zur Lippe. Auch bei diesem Schoppen steht die Vererbung nicht fest. Der Besitz läßt sich zurückverfolgen bis auf eine Urgroßtante, Gräfin Katharina zu Stolberg-Stolberg. Wahrscheinlich ist also der Becher durch Vermittlung der Stolbergischen Familie nach Holstein gelangt. — 3. Der dritte Pokal ist ein Werk neuerer Zeit, ein Geschenk an meine in Plön lebenden Urgroßeltern. Die Umschrift um den Fuß ergibt das Nähere: Dem Jubelpaare Henning von Witzleben und Juliane von Witzleben geb. Gräfin zu Stolberg am 27. April 1837 von August Großherzog von Oldenburg und Cäcilie Großherzogin von Oldenburg geb. Prinzessin von Schweden. Der Pokal stellt eine in mattem Silber getriebene, reichlich 38 cm hohe Eiche vor, in deren weit ausladende Krone das 3½ l fassende Trinkgefäß eingelassen ist. Während dieser Pokal ein Zeichen wohlwollender Dankbarkeit des Oldenburgischen Fürstenpaares für ein im Dienste seines Hauses alt gewordenes Ehepaar ist, kommt dem als 4. gezeigten Pokale eine gewisse historische Bedeutung zu. Mein Vater, Wulf August Rumohr auf Drült, wurde, weil er zusammen mit 13 Einwohnern der Dörfer Schörderup und Vogelsang an die schleswigsche Ständeversammlung eine Adresse mit der Bitte um Wahrung der althergebrachten, in den Königlichen Erlassen von 1846 und 1848 wiederholt anerkannten Verbindung der Herzogtümer Schleswig und Holstein eingereicht hatte, vom Untergericht wegen verfassungswidrigen Petitionierens und wegen Verleitung anderer zur Beteiligung an solchem Petitionieren zu einer dreimonatlichen Festungshaft strengsten Grades verurteilt; die beim Appellationsgericht eingelegte Berufung wurde verworfen. Ein bezeichnendes Beispiel des eiderdänischen Terrorismus in den Jahren 1851—1864! Mein Vater verbüßte die dreimonatliche Festungshaft auf der Festung Nyborg. Bei seiner Rückkehr wurde ihm ein von Hofbesitzern und Bauern der Landschaft Angeln gestiftetes Horn überreicht. Dasselbe ist nach einer Zeichnung von H. Soltau von Rampendahl in Hamburg gefertigt. Der schön geschnitzte Fuß zeigt, aus steinigem Boden hervorwachsend, die schleswig-holsteinische Doppeleiche. Sie trägt ein Horn, welches auf der Vorderseite die Widmung: Dem Herrn W. A. von Rumohr-Drült zum 13. Dezember 1860, zeigt. Umgeben ist die Widmungstafel von einem in Elfenbein geschnitzten Kranze aus Eichen-, Lorbeer-, Efeu- und Weinlaub, der die Wappen Schleswigs, Holsteins, Angelns und der Familie Rumohr trägt; gekrönt ist das 52 cm hohe Horn von dem Wappenkleinod der Rumohrschen Familie, dem Hunde, dem Sinnbild der Treue und Wachsamkeit. — 5. Zum Schluß habe ich den Mitgliedern des Vereins noch eine in einem Münzenteller eingelassene ovale, reichlich 6 cm hohe, 5 cm breite Porträtmedaille vorgelegt, welche in außerordentlich feiner, künstlerisch vollendeter Arbeit die Bildnisse König Jakobs I. von England und Schottland, seiner Gemahlin, Königin Anna, und des damaligen Prinzen von Wales, des unglücklichen späteren Königs Karl I. zeigt. Die Rückseite ist durch die drei Wappen Englands, Dänemarks und des Prinzen von Wales ausgefüllt; ein die Wappen umschließendes Spruchband trägt folgende Inschrift: Potentiss. Jacobus D. G. Mag. Britt. et Hib. Rex et Sereniss. Anna D. G. Mag. Britt. Regina una cum ill. P. Caroli M. Brit. Principi. Wie diese Medaille, die vermutlich in der Art wie die heutigen Orden als Auszeichnung verliehen worden ist, nach Schleswig-Holstein gelangt ist, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wird es

durch Beziehungen zur Königin Anna geschehen sein, die eine Prinzessin des oldenburgischen Stammes war, Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, geboren in Skanderborg am 12. Oktober 1574, gestorben am 13. März 1619. Die Medaille muß um 1610 gestochen sein; sie trägt ein Künstlerzeichen P. S.

Plön. H. v. Rumohr, Kgl. Landrat.

2. **Welche Vorstellungen man sich hierzulande ehedem von verschiedenen Dingen machte.** 1. Es war in den dreißiger Jahren. Die Wege waren schlecht und der Verkehr war dementsprechend zu Zeiten recht schwierig. Die Behörde ließ die Hauptwege nach den Städten ausbauen. Das kostete Geld und ärgerte die Landbewohner. Sie behaupteten, die Stadtleute wollten nur die bessere Straße haben, um bequemer aufs Land hinauskommen zu können und die Bauern zum Besten zu halten. Sie hätten aber hier nichts zu tun, könnten zu Hause bleiben; die Landleute würden schon zur Stadt kommen, wenn sie dort etwas zu tun hätten. Auch würden durch die besseren Wege viele Pferde erspart und diese dann billiger. — 2. Ende der dreißiger Jahre sollten Chausseen gebaut werden. Die Richtung wurde ausgesteckt und dabei manche Biegung des alten Heerweges abgeschnitten. Es standen zur Bezeichnung der Richtung zahlreiche Stangen mit Strohwischen daran aufgestellt, von denen einige im Giebel der am Wege liegenden Häuser angebracht waren. Da hieß es denn: Jetzt will man den ganzen Weg mit geschlagenen Steinen belegen und ihn schnurgerade machen. Häuser müssen abgebrochen, Gärten zerstört, Felder durchschnitten werden, wo soll das Geld dazu herkommen und — wo sollen dann die Pferde hin? Es werden ja nicht mehr halb so viele gebraucht, also können sie auch nur halb so viel kosten! — 3. Nun kam die Dampfkraft. Alte Roßmühlen verschwanden und machten Dampfmühlen Platz. Jetzt können wir die Pferde nur totstechen. — 4. Im Anfange der vierziger Jahre kam die Eisenbahn. Nun meinte man, die Landstraße solle gar mit Eisen belegt und ganz eben und gerade gemacht werden, das wäre doch erschrecklich teuer, und was sollten die Wirtsleute nun anfangen? Als ein Hamburger gelegentlich erzählte — es war 1845 oder 1846 —, daß die Bahn nur mit Schienen belegt werde, da fand man die Sache schon vernünftiger. Aber was sollen nun die Pferde? — 5. Nun kam der Telegraph. Davon fehlte jede Vorstellung. Als man hörte, daß die Wörter und Buchstaben beim Telegraphieren gezählt würden, meinte man, es müsse eine Röhre hergestellt werden, durch welche eine Anzahl Lettern befördert würden. Im Jahre 1847 versuchte ein Mann in einer Gesellschaft die Sache durch positive und negative Elektrizität zu erklären, doch wurde niemandem die Sache klar. Vor kaum 20 Jahren traf ich an einem Markttage in der Stadt 3 dänischredende Landleute, welche sich die Telegraphenstangen und Drähte ansahen. „Was ist dies?" fragt A. B. antwortet: „Das ist der Telegraph." „Soo," erwidert C., „also dabei zieht man, und dann macht der Spitakel in Hamburg?" „Ja," antwortet B. „Soo — —" — 6. Das Schwurgericht ist kürzlich eingeführt. Es ist von demselben zum ersten Male ein Verbrecher zum Tode verurteilt worden. Das Resultat ist durch Plakate an den Straßen bekannt gemacht. Ein Arbeitsmann steht vor einem solchen, eine Reihe Handelsfrauen hinter ihm, und er liest laut vor. Als es heißt: Die Geschworenen wurden gefragt, ob der Mann des Mordes schuldig sei, und sie antworteten: „Ja," mit mehr als 7 Stimmen. Da riefen die Frauen verwundert: „Was? mit mehr als 7 Stimmen hat er bekannt?! Was muß der Kerl für einen Hals haben! — 7. Mitte der vierziger Jahre hielt Ernst Mahner in Flensburg seine Vorträge über die Hygiene. Das Gerücht davon kam aufs Land hinaus, und nun hieß es, in Flensburg predige ein merkwürdig gekleideter Mann einen neuen Glauben. Er verlange u. a., man solle in kaltem Wasser baden, bei offenem Fenster schlafen, leichte Kleider tragen usw.; doch sage er nichts gegen unsern Herrn Christus. — 7. Etwa um dieselbe Zeit hörten wir Kinder zu Hause erzählen, daß ein uns bekannter Mann ein Freimaurer sei. Wir vernahmen mit Grausen, wie diese Leute schreckliche Schwüre tun müßten, um ihr Tun und Treiben geheim zu halten, und wie mittels der Bilder von den Mitgliedern den Wortbrüchigen auf unerklärliche Weise die Augen ausgestochen oder andere schreckliche Strafen zugefügt würden! Wir gingen angstvoll dem Manne aus dem Wege und gedachten lange und mit Schrecken des Wortes „Freimaurer"! — Bemerkt muß zu allem Vorstehenden werden, daß in den Dörfern damals wenig oder keine Zeitungen gelesen wurden.

Flensburg. J. J. Callsen.

3. **Der gemeine Kranich (Grus grus L.) in Schleswig-Holstein.** (Plattd.: Krank.) Zu den in unserer Provinz immer seltener werdenden Vögeln gehört auch unstreitig der prächtige und interessante Kranich. Flöricke nennt ihn mit Recht den „König der Sumpfvögel." In einem kleinen Aufsatz in der „Ornithol. Monatsschrift" spricht H. Krohn-Hamburg die Ansicht aus, daß der Kranich brütend wohl nicht mehr in Schleswig-Holstein vorkomme. Nach Boie befanden sich 1819 noch einige Brutpaare beim Gute Seedorf und am Moorsee bei Kiel. Kjärbölling schreibt um 1856: Der Kranich wird in

Dänemark immer seltener, brütet aber noch in Schleswig-Holstein auf einem See zu Loit bei Apenrade, bei Glücksburg, bei Kragelund und an anderen Orten in Angeln. Nach Rohweder („Vögel Schleswig-Holsteins." Husum 1875) kommt der Kranich brütend bei Trittau, Preetz, am Warder- und anderen Seen vor. Für die Umgebung von Hamburg gibt Boeckmann folgende Daten an: 1875 Ankunft des Kranichs 3. April, Abzug 2. Oktober; 1876 Ankunft 23. März, Abzug 11. Oktober; 1880 Abzug 14. Oktober; 1884 am 13. März nach N. O. (nach H. Krohn). 1887 wurde nach Gätke ein Kranich auf Helgoland gesehen, der stolz das winzige Eiland überflog. Sonst zählt der Kranich hier zu den unbekannten Erscheinungen. Im Mai 1837 schoß Reimers auf der Düne den für unsere Gegend sonst unbekannten Jungfernkranich (Grus virgo Pallus), heute im Nordseemuseum zu Helgoland aufgestellt. Nach Droste berühren die Kranichzüge weder im Frühjahr noch im Herbst die ostfriesischen Inseln und das Marschland, selten verirren sich einzelne kleine Gesellschaften dorthin. Auf Borkum wurde nur einmal, am 22. April 1867, ein einziger am Langen Wasser in Gesellschaft eines Storches beobachtet. 1893 sah Eugen Kretschmer noch ein Brutpaar auf dem Wesseker See. Krohn fand 1899 das Brutpaar nicht mehr vor. Als Brutvogel ist diese Art über das mittlere und nördliche Europa und Asien verbreitet. Im höheren Norden kommt er nicht vor, im südlichen Spanien wird er noch in ziemlicher Anzahl nistend angetroffen. Im östlichen Deutschland ist sein Nest noch nicht selten geworden, im Westen ist er meistens nur als Durchzugsvogel beobachtet worden. Ich habe hier (auf Sylt) zur Frühjahrszugzeit im Mai und im Herbst von August bis Oktober zuweilen kleine Haken bis zu 10 Stück gesehen. In bedeutender Höhe ziehen sie bei sonnigblauer Luft mit lautem trompetenartigen Geschrei vorüber in S. W. bis N. O.-Richtung oder umgekehrt. In meiner Sammlung habe ich einen Kranich im Jugendkleide, welcher Ende August auf Hörnum (Südspitze von Sylt) aus einem kleinen Haken ausnahmsweise niedrig fliegender Tiere herausgeschossen wurde. In der Regel fliegen sonst diese scheuen Vögel so hoch, selbst bei niedrigem Zuge, daß ihnen mit dem besten Schießzeug nicht anzukommen ist. Als Junge habe ich auch einmal einen Kranich bei Düplum im Sumpf gefangen; es war aber ein kranker Vogel, der schon nach einigen Tagen einging. Einige Jahre früher sah ich bei einem anderen Knaben auch einen gefangenen Kranich. Alle Exemplare, welche ich hier sah, waren junge Vögel, denen der schwarze Hals und der rote Fleck auf dem Kopfe noch fehlten. Der Kranich läßt sich hier nicht nieder; er meidet die Meeresküste und zieht ohne Aufenthalt vorüber. Er baut sein Nest meistens an trockenen Stellen in unzugänglichen Sümpfen und Morästen, wo von Mitte April bis Mai das Brutgeschäft erledigt wird. — Es würde mir angenehm sein, wenn Beobachtungen über das Vorkommen des Kranichs in unserem Lande mir mitgeteilt würden.

Westerland-Sylt. Meinert B. Hagendefeldt.

4. **Das Vorkommen von Herbst-Drehähre, Spiranthes autumnalis** Rich. **in Schleswig-Holstein.** Spiranthes autumnalis wurde durch Oeder schon vor 1768 bei Apenrade für die Provinz Schleswig-Holstein nachgewiesen. In der Nähe dieser Stadt konnte die Pflanze auch später mehrfach wieder beobachtet werden. Hornemann, Bargum und Ecklon sammelten sie hier. Zuletzt wurde sie im Jahre 1823 festgestellt. Später wurde sie, trotzdem oftmals, besonders am Dammberge nördlich des Ortes, einer Stelle, an der die Art anscheinend nicht selten war, nach ihr gesucht wurde, nicht wieder aufgefunden. Lange gibt (Haandbog i den danske Flora) als Standort den Langenberg bei Leck an. Sein Gewährsmann ist Rafn. Die Pflanze wurde hier sonst nicht beobachtet. Ebenso wurde auch die Angabe Bueks, bei Hamburg, später nicht bestätigt. — Vor einigen Jahren sammelte Wiencke, meines Wissens Lehrer in Campow im Fürstentum Ratzeburg, die Pflanze zwischen Campow und Hohenleuchte, also nahe der Grenze unseres Florengebiets. — Veranlaßt durch das Vorkommen in dieser Gegend, unternahm ich am 5. September d. J. eine Exkursion in das Gebiet westlich vom Ratzeburger See, in dem, wie ich annahm, die Pflanze ebenfalls zu finden sein mußte. Nach längerem Suchen fand ich sie, allerdings nicht reichlich, an dem steilen Abhange einer Schlucht zwischen den Dörfern Buchholz und Disnack. — Wie aus den oben gemachten Angaben hervorgeht, ist der Standort augenblicklich der einzige sichere im Gebiet der Flora von Schleswig-Holstein. Die Pflanze dürfte sich jedoch im östlichen Lauenburg noch öfter finden.

Hamburg. P. Junge.

Anfragen.

1. Wer teilt mir Literatur mit zur Flora Alsens?

2. Wer kennt Werke zum Preise von etwa 3—4 M., nach denen man die Pilze, Flechten und Moose Schleswig-Holsteins bestimmen kann? Für etwaige Mitteilungen im voraus meinen besten Dank.

Sonderburg. D. N. Christiansen, Lehrer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 12. Dezember 1904.

Die Weihnachtsfeier auf Föhr.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

Wie überall, so ist auch auf Föhr das Weihnachtsfest von großer Wichtigkeit und wird namentlich von den Kindern herbeigesehnt. Freilich kann von großen Vorbereitungen für das Fest wenig die Rede sein, da die Friesen laute Feste nicht sonderlich lieben. Eigenartig war auch bis vor nicht langer Zeit die Art der Bescherung, wie man denn auch die Sitte des Weihnachtsbaums noch nicht lange kennt, diese vielmehr erst in den letzten Jahren eine mehr allgemeine Verbreitung hier gefunden hat.

Das Weihnachtsfest wird friesisch Jul genannt, und man darf wohl den Ansichten einiger Forscher sich anschließen, wenn man diesen Namen ableitet von dem alten Stammwort, das mit dem friesischen Wort „julle," d. h. johlen gleichbedeutend ist, wonach Weihnachten also ein Fest der allgemeinen und lauten Freude bedeuten würde. Die alten Föhrer wissen sich aus ihrer Jugend noch zu erinnern, daß man Jul wie jedes andere Fest feierte, nur daß man vielleicht für etwas bessere Speisen sorgte; die Bescherung, ohne die wir uns heute Weihnachten kaum denken können, fand erst am Altjahrsabend statt. Welche Gründe man dafür gehabt hat, weiß ich nicht, habe auch keine in Erfahrung bringen können; wahrscheinlich wollte man durch weltliche Freuden die Heiligkeit dieses Festes nicht entweihen, vielleicht lag auch die Feier des Thomastages, des 21. Dezembers, dem Weihnachtsfeste zu nahe, so daß man zwei weltliche Feste unmittelbar hintereinander hätte feiern müssen. Der Thomastag hatte von jeher eine besondere Bedeutung. Nach altem Volksaberglauben durfte in diesen kürzesten Tagen, wo weder ein Abnehmen noch ein Zunehmen der Tageslänge bemerkbar war, wo gleichsam das Rad der Zeiten stillstand, kein drehbarer Gegenstand bewegt werden. Deshalb hatte man alle drehbaren Geräte wohl versichert und an einen bestimmten Ort gebracht. Was nicht gesichert war, das wurde in der Thomasnacht von den jungen Leuten verschleppt oder an einem Platz außerhalb des Dorfes aufgestapelt. Dies nannte man Thamsen. Selbstverständlich mußten durch solche Vergnügungen die Gemüter erregt werden, und um nicht die Gedanken noch mehr abzuleiten, mag man wohl die an und für sich weltliche Feier der Bescherung von Weihnachtsabend auf den Altjahrsabend verlegt haben. Erst nach und nach, als das Thamsen polizeilich verboten war, fing man an, die Bescherung mit der Weihnachtsfeier zu vereinigen. Am Tage vor Weihnachtsabend kamen alle Kinder in neuem Zeug zur Schule, dann wurde gesungen und ein Weihnachtsgesang aufgesagt, und dann gab es frei, was um so viel wichtiger war, da man sonst keine Weihnachtsferien kannte. Am Weihnachtsabend vereinten sich alle Familienmitglieder um den Tisch,

wo aus dem Gesangbuch Weihnachtslieder gesungen und wo auch wohl einige Bibelabschnitte gelesen wurden. Es galt als eine Entheiligung des Festes, den Abend außerhalb des eigenen Heims zuzubringen oder das Haus zu verlassen. Nach der Andacht wurde das Essen aufgetragen und zwar meistens das damals übliche Weihnachtsgericht Langkohl mit Schweinskopf. In einigen Häusern aß man auch Entenbraten, meistens aber hielt man die alte Sitte, ein Kohlgericht zu essen, fest.

Die Bescherung, ohne welche wir uns heute kaum einen Weihnachtsabend denken können, fand damals erst am Altjahrsabend statt. Selbstverständlich war dies für die Kinder ein langersehnter Freudentag, und viele Redensarten, die noch fortleben, erinnern uns an jene gute alte Zeit. War der Himmel des Abends rot, so hieß es: „Christkindchen backt Kuchen." Um die Kleinen zu ängstigen, sagte man, Christkindchen hätte ein Bein gebrochen, oder wenn von einem gestrandeten Schiff Spielsachen angetrieben waren: „Christkindchen ist in Amerika ertrunken." Gewöhnlich stieg er vom Himmel hernieder auf die Kirche oder die Mühle und horchte schon viele Wochen vor der Bescherung des Abends umher, ob auch alle Kinder artig seien. Die Kinder riefen ihre Wünsche dann durch den Schornstein hinauf, schrieben sie auch mit Kreide in den Schornstein oder auf einen Zettel, den sie in dem Schornstein aufhingen. Am Altjahrsabend kam das Christkind in die Stube hinein. Es hatte einen langen weißen Mantel an und trug einen langen weißen Bart. Es fragte die Kinder: »Well jam ok harke?« (Wollt ihr auch hören oder gehorsam sein?) Oder: »Könn jam ok bedige?« (Könnt ihr auch beten?) Die Kinder mußten darauf antworten und trugen dann ihre Bitten vor, indem sie sprachen: „Kenken, Kenken, gev mi wat in min Fat!" Oder: „Kenken, Kenken, gev mi wat in min Fat, ick will beten Dag un Nacht, ick will Modder wol hören, ick will wol to Schol gan, ick will wol wat lehren." Oder: „Kenken Jesus, bring mi wat, Vadder un Modder do mi wat, Ut dat Schap un in min Fat, Ick will beten Dag un Nacht." Oder: „Kenken, Kenken, bring mi wat Ut dat grote witte Schap, Ut dat Schap un in dat Fat Bring alle fromme Kinner wat!" usw. Da die meisten dieser Reime nicht friesisch, sondern plattdeutsch sind, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie mit Einwanderern herübergekommen sind.

Außer dem Christkindchen oder Kenken kamen am Altjahrsabend noch manche vermummte Gestalten, wie das ja fast überall früher Sitte war und noch teilweise ist, die oft das Christkind darstellen wollten, und die man deshalb heute noch Kenkner nennt. Wenn nun ein Kenkner die Kinder in der Weise des Christkindchens fragte, so waren diese nicht blöde und antworteten keck: „Kenken, Kenken, do mi 'n Appel, Öllers hau ick di me 'n Knappel!" Oder: „Engel, Bengel, Do mi en Kringel, An ock en smokken ruaden Appel, Öllers fäst watt me 'n Knappel!" Für diese Kühnheit erhielten sie dann ein Stückchen Zucker, eine Pflaume oder sonst eine kleine Gabe.

In der Nacht fand die Bescherung statt; Kenken stieg dann durch ein Fenster in die Stube und teilte seine Gaben aus. Zur Aufnahme derselben hatten die Kinder vor dem Zubettgehen ihre Vorkehrungen getroffen und entweder einen Teller oder einen Christbaum ins Fenster gestellt. In ältester Zeit kannte man nur das Aufstellen der Teller, worin sich am nächsten Morgen Äpfel, Kuchen, Nüsse, Pflaumen und Feigen rund um ein Lichtchen liegend befanden. Andere Geschenke gab es nicht, aber auch über diese Kleinigkeiten war die Freude bei den hier unverwöhnten Kindern groß. Nach und nach lernte man auch die Tannenbäume kennen; die Ausschmückung derselben erforderte aber mehr Aufwand, und fanden diese deshalb nur langsam Eingang. Tannenbäume wuchsen damals

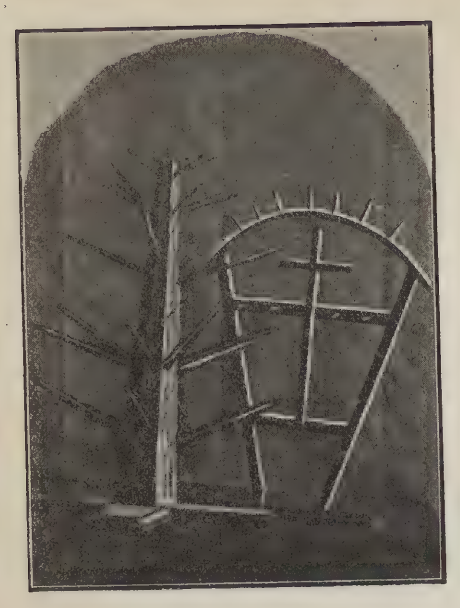
auf der Insel nicht, und diese vom Festlande einzuführen, war, abgesehen von den nicht unbedeutenden Kosten, oft unmöglich, da um Weihnachten die Verbindung mit dem Festlande des Eises wegen oft unterbrochen ist. So suchte man sich denn zu helfen, indem man ein Gestell machte, das einen Baum ersetzen sollte. Die Kinder mußten sich selbst diese Gestelle oder Christbäume zimmern oder schnitzen. Da sie im Fenster standen, waren sie meistenteils flach geformt, teils mit einem Bügel und Querstäben, teils mit Querstäben an einem senkrechten Stabe. Mit großer Vorliebe wandte man die Kreuzform an oder brachte irgendwo ein Kreuz an. Um das Grün der Tanne zu ersetzen, band man Immergrün, Buchsbaum, Efeu, auch wohl die immergrünen Ranken der Rauschbeere (Empetrum nigrum) um die Stäbe; doch war dies keineswegs nötig, die Freude war ebenso groß ohne diesen Schmuck. An den Zweigen oder Stäben befanden sich kleine Pflöcke oder Stifte zum Anhängen von Gegenständen. Diese wurden in der Nacht vom Kenken aufgebunden und waren denkbarst einfach. Der größte Luxus, den man sich erlaubte, war ein „Adam und Eva im Paradiese“ aus Kuchenteig, die unten am Stamme aufgestellt wurden. War man nicht gar zu sparsam, so brachte man oben einen Hund an, der einen Hasen verfolgte. Sonst hatte man noch Nüsse und Äpfel auf dem Baum, auch wohl Zuckerstücke, aber keine Konditorware, sondern zerschlagenen Hutzucker; gedörrte Pflaumen und Rosinen zog man auf eine Schnur, die man wie eine Guirlande anbrachte. Konnte man dann noch ein selbstgemachtes Talglicht oder einen Wachsstock anbinden, so hielt man den Baum für sehr schön. Was würden wohl unsere Kinder sagen, wenn zum Weihnachtsfeste ein so einfacher Baum aufgestellt würde? Hier war jeder mit dieser Kleinigkeit zufrieden und über seine Gaben hocherfreut.



Alt-föhringsche Weihnachtsbäume.

Als in späterer Zeit die Verbindung mit dem Festlande besser wurde, konnten zur Weihnachtszeit mit dem Dampfschiffe Tannenbäume ohne große Kosten herübergeführt werden; aber dennoch ließ man nicht gleich die alte Sitte fahren, nahm anfangs nur einige Tannenzweige, band diese zusammen, stellte sie in einen Blumentopf und ging erst nach und nach zu kleinen Bäumchen über. Sehr viel hat die Schulfeier dazu beigetragen, daß man von der alten Sitte abgelassen und auch die Feier auf den Weihnachtsabend verlegt hat. Jetzt sieht man hier den Weihnachtsbaum genau so aufgeputzt wie anderswo mit Lametta, Glaskugeln, Kerzen und Lichtern; vielleicht kann in den entlegensten Dörfern sich diese oder jene Familie noch nicht recht von der alten Sitte trennen, doch gehört die alte Feier zu den Seltenheiten.

So ist denn mit der Neueinführung der Weihnachtsfeier hier ein altes Stück Volkseigentümlichkeit zu Grabe getragen; aber ob durch dieselbe die Feier, obwohl erhebend und zu Herzen gehend, eine tiefere Wirkung erzielt als früher, das muß man wohl mit „nein“ beantworten. Die Zufriedenheit war damals bei aller



Alt-föhringsche Weihnachtsbäume.

Einfachheit größer als jetzt bei der größten Mannigfaltigkeit der Ausstattung und der Geschenke, und bei dem schlichten und graden Sinn der Alten bedurfte es keines Anregungsmittels, auf das Herz zu wirken, die Heiligkeit des Weihnachtsfestes vermochte dies allein. Ist denn auch die alte Sitte dahin, erlaubt der größere Wohlstand auch einen größeren Aufwand im Vergleich zu früher, so ist doch der friesische Sinn derselbe geblieben, und wenn am Weihnachtsabend die Glocken zur Andacht rufen, so folgen alle und stimmen voll Frömmigkeit mit in den Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Anmerk: Die Abbildungen sind nach Photographien echter Weihnachtsbäume hergestellt; die Originale sind in der Sammlung des Schreibers dieses Artikels.



Eiszeit und norddeutsche Tiefebene.

Versuch einer populären Darstellung der Entstehung unseres Diluviums.

Von **H. Peters** in Kiel.

3. Die Grundmoräne des Inlandeises.

Da das nordeuropäische Inlandeis von keiner Bergspitze überragt wurde, kann es Oberflächenmoränen nicht gehabt haben, und das von ihm mitgeführte Schuttmaterial kann nur in Form einer Grundmoräne transportiert worden sein. Diese heißt in Deutschland Geschiebemergel, Geschiebelehm oder Blocklehm, in Dänemark Rollstenslera und in Schweden Krosstengrus. Sie ist ein mit Sand oder Grand durchsetztes, tonig-kalkiges Material und überall im Gebiete der Vereisung durchaus gleich. Stets ist sie ungeschichtet und führt zahlreiche, zum Teil geschrammte Blöcke. Dasselbe Material findet man unter den heutigen Gletschern.

Gebildet hat sich diese Grundmoräne aus denjenigen Gesteinen, welche das Eis überschritt. Deshalb besteht sie im nördlichen Schweden aus einem Haufwerk größerer und kleinerer Blöcke kristallinischer Gesteine, welche deutlich geschliffen sind und in einem grandig-sandigen Material liegen. Weiter südlich, wo Kalksteine, Tone, Tonschiefer und Kreide vorhanden waren, bildete sich eine kalkig-tonige Grundmoräne, gemischt mit den nördlichen Produkten. Auf seinem weiteren Wege hatte das Eis nur noch selten Gelegenheit, anderes Gestein zu berühren und seiner Grundmoräne einzuverleiben. Daher die gleiche Ausbildung der letzteren von dem südlichen Schweden an über Dänemark nach dem Südrande des Eises in Deutschland. Wo aber das Inlandeis anderes Gestein überschritt, nahm es davon in seine Grundmoräne auf. Am auffallendsten ist dies da, wo die an der Ostsee liegenden Kreidelager erreicht wurden; da füllt sich die Moräne mit Kreidebrocken und Feuersteinen. Beim Überschreiten des Rotliegenden färbt sie sich rot, auf dem Porphyrterrain Sachsens nimmt sie Porphyrbrocken auf usw. Es bildet sich auf solche Weise eine Lokalmoräne.



Fig. 7. Die Endmoränen, Urstromtäler und Fundorte der Glacialschrammen Norddeutschlands. (Nach Wahnschaffe.)
Die punktierte Linie gibt den Verlauf der Endmoränenzüge an, die Schraffierung bezeichnet die Urstromtäler, und die Pfeile veranschaulichen die Richtung der Glacialschrammen.

Über den Transport dieser Moräne ist der Leser bereits zur Genüge unterrichtet; es bleibt ihm nur übrig, die Verhältnisse der heutigen Gletscher ins Großartige zu übertragen, und es wird ihm nicht schwer fallen, unser Diluvium als die Grundmoräne des Inlandeises zu deuten und seine oft gewaltige Dicke, bis zu 200 m und darüber, zu verstehen.

Nun bilden aber unsere Diluvial-Ablagerungen nicht eine einzige Masse, sondern sie sind gegliedert, in mehrere *übereinander liegende Lagen geteilt.* Die mächtigsten Schichten sind, wie mehrfach erwähnt, in sich ungeschichtet, getrennt aber sind sie durch geschichtete Lagen. Hier kommen wir an einen schwierigen Punkt, zumal sich die Männer der Wissenschaft selber über die Gliederung unseres Diluviums nicht recht klar, wenigstens nicht einig sind. Der Leser denke sich also das Herannahen eines gewaltigen Eisstromes. Die Schmelzwasser eilen ihm voran, führen Sand und Ton mit sich und lagern diese ab. Es bildet sich eine geschichtete Lage Kulturboden **vor** Beginn der Eiszeit, darum das **Präglacial** genannt. Dann kommt das Eis und lagert seine Grundmoräne darüber, die erste glaciale Ablagerung. Eine wärmere oder niederschlagsarme Periode nötigt das Eis zum Rückzuge; die Schmelzwasser treten ihre Tätigkeit aufs neue an und lagern wieder geschichtete Sande und Tone ab; es entfaltet sich vielleicht ein reiches Tier- und Pflanzenleben. Aber das Eis kommt wieder und vernichtet alles Leben. Jene Schichten liegen nun zwischen zwei Glacialzeiten und heißen darum das Interglacial. So kennt man gegenwärtig drei [1]) Eiszeiten und dem-

[1]) Bisher haben wir von zwei Eiszeiten geredet, weil die bis jetzt betrachteten Zeugnisse eine dritte nicht erkennen lassen.

gemäß zwei Interglacialzeiten und eine postglaciale Decke. Präglaciale Ablagerungen kennt man nicht mit Sicherheit.

Die Grundmoräne der ersten Eiszeit ist bis jetzt nur an zwei Stellen erbohrt, bei Rüdersdorf und bei Hamburg. Wie weit darum diese Vereisung sich erstreckte, kann man nicht sagen. Sie zog sich aber zurück. Die Süßwasser, namentlich die Schmelzwasser, brachten geschichtete Sande und Tone zum Absatz. Hier und da bildeten sich Torfmoore, stellenweise drang das Meer ein und lagerte marine Schichten ab: es bildete sich das Interglacial I. Das Klima war noch ziemlich kalt, wie besonders die gefundenen Muscheln und Schnecken beweisen, ebenso auch die Pflanzenreste in den Torflagern. In Schleswig-Holstein sind namentlich marine Schichten bekannt, besonders in der Nähe der unteren Elbe (Dockenhuden, Nienstedten, Hamm, Itzehoe, Burg) und auf Alsen. Es folgte die zweite Vereisung, sowohl in horizontaler als auch in vertikaler Richtung die mächtigste. Ihre Grundmoräne ist der sogenannte untere Geschiebemergel. Der Name soll auch hier beibehalten werden, obwohl er eigentlich der mittlere heißen müßte. Er ist eine tonige, mehr oder weniger kalkige Bildung, oft erfüllt von erratischen Blöcken und im wesentlichen ungeschichtet. Stellenweise ist er in mehrere, durch Sandschichten getrennte Bänke gespalten. Man erklärt dies durch periodisches Schwanken in der Ausdehnung des Eises, bezeichnet aber die Sandschichten nicht als interglacial, da sie Pflanzen- und Tierreste nicht aufweisen, ihre Bildung also verhältnismäßig geringe Zeit in Anspruch nahm. Abermals zog sich das Eis zurück auf lange Zeit. Ein gemäßigtes Klima herrschte, und eine dementsprechende Tier- und Pflanzenwelt belebte Norddeutschland; die zweite Interglacialzeit hatte begonnen. Die Süßwasserschichten zeigen uns große Säugetiere, wie Mammut, Rhinoceros, Riesenhirsch usw., und eine große Reihe von Süßwasserkonchylien. In den Sümpfen und Seen bildeten sich interglaciale Torflager. Wir nennen hier nur einige aus Schleswig-Holstein: Lauenburg a. E., Beldorf und Großenbornholt am Kaiser Wilhelm-Kanal unweit Grüntal, Fahrenkrug bei Segeberg. Auch das Meer griff an verschiedenen Stellen ein und setzte seine Schichten ab mit Meereskonchylien, z. B. Ostrea (Auster) und Cyprina. Solche marine Schichten finden sich meist in der Nähe der Nord- und Ostsee; in Schleswig-Holstein sind z. B. bekannt die Austernbänke von Blankenese, vom Panderkliff auf Sylt, Cyprinentone bei Sonderburg auf Alsen, Hostrupholz bei Apenrade. Aber auch weiter im Binnenlande sind solche Bänke gefunden. Berühmt ist die Austernbank bei Tarbek unweit Bornhöved, der sich weiter nordöstlich noch die bei Stöfs unweit Lütjenburg anschließt. Man hat daraus auf eine alte Verbindung zwischen Nord- und Ostsee geschlossen, die von Itzehoe durch das Tal der Osterau über Fahrenkrug, Tarbek, Plön, Stöfs, durch das Tal der Kossau in die Kieler Bucht führte.

Wiederum rückte das Eis heran; die dritte Eiszeit kam und mit ihr die letzte, welche Europa erlebte. Seine Grundmoräne ist der obere Geschiebemergel. Er ist im allgemeinen nicht so mächtig und nicht so verbreitet wie der untere.[1] Wie weit erstreckte sich nun der Eisstrom der dritten Glacialzeit? Etwas Sicheres läßt sich darüber zurzeit nicht sagen; nur soviel ist gewiß, daß er die Ausdehnung des zweiten nicht mehr erreichte. In Sachsen z. B. fehlt der obere Geschiebemergel, und es ist auch keine Bildung vorhanden, die ihm etwa gleichzustellen wäre. Lebhaft gestritten wird darüber, ob die Elbe als Grenze des dritten Eisstromes anzusehen ist. Oberer Geschiebemergel findet sich freilich in der Altmark

---

[1]) Man pflegt den unteren Geschiebemergel auch den blauen, den oberen den gelben zu nennen. Die gelbe Farbe ist aber nur eine Oxydationserscheinung. Der blaue Mergel wird an der Luft allmählich gelb.



Fig. 8. Gefaltete Sand- und Mergelschichten, angeschnitten zu Levensau beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, Juli 1890.
Aus: „Peters, Bilder aus der Mineralogie und Geologie." (Kiel: Lipsius & Tischer.)
Original: „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild."

und in der Lüneburger Heide nicht, aber einige Forscher halten die Sande dieser Gegenden für gleichzeitige Bildungen mit einer Grundmoräne und zwar mit dem oberen Geschiebelehm.

Früher war man ziemlich allgemein der Ansicht, daß der baltische Höhenzug die Grenze der letzten Vereisung gebildet habe. In der Tat läßt sich ein gewaltiger Endmoränenzug, der im wesentlichen an den baltischen Höhenzug gebunden ist, vom nördlichen Schleswig durch Holstein, Mecklenburg, die Uckermark, Neumark und Hinterpommern bis jenseit der Weichsel verfolgen. (Fig. 7.) Diese baltische Endmoräne besteht aus einem vielfach ein- und ausgebuchteten Gürtel von kuppen- oder rückenförmigen Hügeln, die aus Diluvialsand und Geschiebelehm zusammengesetzt sind und oft für lange Erstreckung in fortlaufende Geschiebewälle, in Steinpackungen und Blockhügel von 10—12 m Höhe übergehen oder mit solchen nordischen Blöcken oberflächlich bedeckt sind. Die Endmoräne besteht aus verschiedenen Bogenstücken, nach außen, d. h. nach dem eisfreien Lande hin, konvex, nach innen konkav. An der konkaven Seite ist das Land mit Geschiebemergel bedeckt; nach außen findet sich ein steinarmes, sandiges Vorland, ohne Zweifel der Absatz der Schmelzwasser, welche die feinen tonigen Teile hinwegführten, die schweren sandigen liegen ließen. So mag sich das sandige Gebiet in der Mitte Schleswig-Holsteins erklären.

Man darf aber diese Endmoräne nicht als die Grenze der letzten Vereisung auffassen; sie deutet nur eine längere Stillstandsperiode an. Dies ergibt sich

daraus, daß die baltische Endmoräne oft mehrere hintereinander liegende Wiederholungen aufweist, und daß da, wo die Moräne Lücken aufweist, der obere Geschiebemergel, also die Grundmoräne des Eises, in zusammenhängender Decke hindurchgreift. — Erwähnt sei, daß auch im südlichen Teile der Provinz Brandenburg, sowie in Schlesien und Posen Endmoränenzüge beobachtet worden sind.

Als letztes Glied unseres Diluviums folgt über dem oberen Geschiebelehm der Decksand, eine postglaciale Ablagerung der Schmelzwasser der letzten Vereisung. Bestreut ist dieser Sand mit großen erratischen Blöcken. In Schleswig-Holstein ist also der Decksand des Ostens das Schlammprodukt der obersten Lage des oberen Geschiebemergels.

Die Gliederung unseres Diluviums ergibt also nachstehendes Bild:

Postglacial: Decksand.
Dritte Glacialzeit: Oberer (gelber) Geschiebelehm.
Zweite Interglacialzeit: Zeit der großen Säugetiere.
Zweite Eiszeit: Unterer (blauer) Geschiebelehm.
Erste Interglacialzeit: Arktische Flora und Fauna.
Erste Eiszeit: Grundmoräne gefunden an zwei Stellen.
Präglacial?

Der Leser muß nun nicht denken, diese Ablagerungen überall in zusammenhängender Decke vorzufinden. Stellenweise wurde vielleicht diese oder jene Moräne überhaupt nicht abgelagert, anderswo zerstört und hinweggeschwemmt; auch wirkte der im folgenden Abschnitt zu behandelnde Umstand vielfach störend auf die Lage der Schichten ein.

4. Schichtenstörungen.

Ein Eisstrom wirkt nur dann auf seine Unterlage, wenn er Hindernisse findet, sei es, daß der Boden Unregelmäßigkeiten aufweist, sei es, daß er flach ansteigt. Anstehendes Gestein wird dabei geschliffen, lose Schichten werden aufgebogen, zertrümmert, fortgeschleppt. Derartige Hindernisse fand das Inlandeis in Norddeutschland ohne Zweifel vielfach vor. Der erste Eisstrom ging über die keineswegs ebenen Sande und Tone des Tertiär; auch stellten sich ihm durchragende ältere Gesteine entgegen, und endlich war das Tertiär bedeckt von präglacialen Sanden und Tonen. Das Eis der zweiten Vereisung fand die Grundmoräne der ersten und die geschichteten Sande und Tone der Interglacialzeit vor. Ähnlich die dritte Eiszeit. Alle diese Bildungen finden sich an vielen Orten gestört in ihrer ursprünglichen Lagerung. Dabei ist oftmals der untere Diluvialsand so aufgepreßt, daß er den Geschiebemergel durchragt.

Es sollen hier nur einige Beispiele aus Schleswig-Holstein angeführt werden. Beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals sind wiederholt stark gestauchte Schichten bloßgelegt worden, von denen die schönste Stelle im Bilde festgehalten ist. (Fig. 8.) Man bringt aber auch die Gestalt unserer Förden mit der stauchenden Tätigkeit des Eises in Verbindung. Dieselben nahmen wohl zur Präglacialzeit ihren Anfang, wurden hauptsächlich durch die zweite Vereisung weiter ausgebildet und erhielten durch den Strom der letzten Eiszeit ihre jetzige Gestalt. Das Eis schob sich in die engen Rinnen hinein, wurde durch die Verjüngung nach innen zusammengepreßt und wirkte zusammenschiebend und stauchend auf die Uferränder und das Hinterland. Deshalb sind die unteren diluvialen Schichten im Kamm des Hinterlandes wellenartig zusammengeschoben. (Fig. 9.) Das aber mußte die Flußläufe gewaltig beeinflussen. Die Eider z. B. wurde vom Kieler Hafen abgedrängt und mußte sich einen Weg zur Nordsee suchen.

5. Der baltische Höhenzug.

Einige Forscher haben die Ansicht geäußert, daß der ganze baltische Höhenzug als Endmoräne aufzufassen sei. Dem gegenüber muß daran festgehalten werden, daß die Endmoränen wohl an ihn gebunden sind, aber doch nur verhältnismäßig unbedeutende Wälle und Kuppen darstellen. Seine Oberfläche besteht meist aus der Grundmoräne der letzten Vereisung, aus oberem Geschiebemergel. Darunter befinden sich dann die übrigen diluvialen Absätze, vielfach gestaucht und gefaltet. Man darf aber auch nicht annehmen, daß der Höhenzug einfach durch das Eis zusammengeschoben ist. Bohrungen haben ergeben, daß der baltische Höhenzug einen Kern älteren Gebirges enthält; man kann sich aber noch kein genaues



Fig 9. Gefaltete Sand- und Tonschichten am Hornheimer Höhenzug bei Kiel.
(Wegnersche Ziegelei, Sept. 1895)
Aus: „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild."
(Kiel: Lipsius & Tischer.

Bild von der Gestalt des Zuges vor Beginn der Eiszeit machen. Nur so viel läßt sich sagen, daß sie damals anders war als jetzt. Die diluvialen Ablagerungen liegen nicht überall in gleicher Dicke, und die jetzige Gestalt des Höhenzuges ist deshalb nicht eine einfache Wiederholung der früheren. Die Eiszeit ist aber nicht ohne Wirkung geblieben auf den Höhenzug. Abgesehen davon, daß sie ihm ihr Moränenmaterial brachte, ihn also erhöhte, hat sie auch seine Gestalt verändert. Ohne Zweifel war nämlich das Ostseebecken schon zur ersten Interglacialzeit vorhanden; der zweite Eisstrom, unser Hauptstrom, fand dasselbe vor. Nach Überschreitung desselben boten der südliche und westliche Uferrand der Ostsee ein bedeutsames Hindernis, verlangsamten den Strom und veranlaßten eine bedeutendere Ablagerung von Schutt. Dazu kam, daß das Eis an den vorglacialen und glacialen Schichten dieses Höhenzuges bedeutsame Aufpressungen und Zusammenschiebungen bewirken mußte, und endlich wurde der Stillstand im Rückzuge des letzten Eisstromes die Ursache zur Ablagerung der großen baltischen Endmoräne. So hat die Eiszeit wohl einen Höhenzug vorgefunden, seine Gestalt aber erheblich verändert.

6. Einfluß des Eises auf das Flußsystem Deutschlands.

Eine so kolossale Eismasse mußte beim Abschmelzen ebenso gewaltige Wassermassen liefern und deswegen Riesenströme erzeugen. Hinzu kamen die Gewässer des Mittelgebirges. Beide vereint suchten Abfluß, der aber nach Norden nicht gefunden werden konnte, da hier die Eismauer ein unbedingtes Hindernis bildete. Deshalb ging der Lauf nach Westen, der zweiten der beiden Abdachungen unserer norddeutschen Ebene. Bei einer Stillstandslage des Eises mußte eine breite, tiefe Rinne ausgewaschen werden, das erste Urstromtal. Bei weiterem Zurückziehen des Eises mußten die Schmelzwasser in nord-südlichen Rinnen das Tal zu erreichen suchen, und bei erneutem Stillstande wurde ein neues Tal gebildet. Die Wasser des Mittelgebirges brachen in süd-nördlicher Richtung dorthin durch. Das alte Stromtal aber versandete. So unterscheidet man heute fünf Urstromtäler. (Siehe die Karte.) Das südlichste ist das Breslau-Magdeburger. Es folgt dem Laufe der Malapane, der Oder zwischen Malapane- und Katzbachmündung, erstreckt sich dann in westlicher Richtung quer durch die Flußtäler von Bober und Queis, der Neiße und Spree in das Flußgebiet der Schwarzen Elster und folgt dann dem Elbtale. Einige Forscher haben angenommen, daß dieses Tal sich noch weiter westlich über die Aller zur Weser erstreckt habe, sei es oberhalb Magdeburg durch das Saale- und Bodetal, sei es unterhalb durch das Tal der Ohre. Allein das ist wenig wahrscheinlich, da die genannten Täler im Vergleich zu dem Elbtale zu schmal sind.

Dann folgt das Glogau-Baruther Tal. Es verläuft zunächst in der Richtung des Bartsch, benutzt ebenfalls auf eine kurze Strecke das Odertal unterhalb Glogau, zieht in westlicher Richtung nach dem Spreewald und mündet in das Elbtal.

Das Warschau-Berliner Tal läßt sich verfolgen längs der Warthe, dem Obrabruch, der Oder, Spree und Havel bis zur Elbe. Diese Niederung hat man benutzt für den Friedrich Wilhelms- und den Plaueschen Kanal.

Das Thorn-Eberswalder Urstromtal nahm die Weichsel auf bis Bromberg, führte von da durch das Tal des jetzigen Bromberger Kanals zur Netze, Warthe, Oder und über die Täler des Finow- und Ruppiner-Kanals wiederum zur Elbe.

Endlich folgt als letztes das pommersche Urstromtal. Das Eis hatte sich über den baltischen Höhenzug zurückgezogen; die Schmelzwasser konnten das

Thorn-Eberswalder Tal nicht mehr erreichen, mußten sich darum westwärts einen Abfluß suchen.

Im allgemeinen senken sich diese mit Sand gefüllten Täler von Osten nach Westen; man findet stellenweise aber auch horizontale Strecken, woraus man das Vorhandensein großer Stauseen gefolgert hat.

Daß diese Urstromtäler ebenso vielen Stillstandslagen des Eises entsprechen, beweisen auch die zugehörigen Endmoränenzüge, die natürlich nördlich von dem Tal gesucht werden müssen. Vollständig bekannt ist freilich nur der dem Thorn-Eberswalder Talzuge merkwürdig parallele baltische Endmoränenzug, den wir bereits erwähnten. Von den übrigen kennt man bis jetzt nur Bruchstücke.

Nach diesem wird die westliche Richtung so vieler unserer Flußläufe verständlich sein. Nicht nur sehr viele kleinere und größere Nebenflüsse haben diesen Lauf, sondern auch die Hauptströme folgen ihm streckenweise. — Ebenso wird die Süd-Nordrichtung, welche verschiedene Flüsse auf kürzere oder längere Strecken verfolgen, jetzt leicht verständlich sein. Daß der Mensch sich die alten Täler für seine Kanalbauten zunutze gemacht hat, sahen wir bereits.

Indes muß noch erwähnt werden, daß die ost-westliche Richtung der Urstromtäler wohl nicht ausschließlich auf die Richtung des Eisrandes zurückgeführt werden kann; höchst wahrscheinlich haben auch die älteren Gebirge, welche vor der Eiszeit bestanden, die Flußläufe beeinflußt. Soweit erkennbar, hatten diese entweder die Richtung OSO—WNW oder WSW—ONO. Doch gestatten die Bohrungen, weil noch lange nicht umfangreich genug ausgeführt, keine unbedingt sicheren Schlüsse

7. Die Seen.

Daß Anzahl und Entstehungsweise der Seen eines Landes mit dessen früherer Bedeckung durch Eis zusammenhängen, geht schon daraus hervor, daß die ehedem vergletscherten Gebiete sich gegenüber den vom Eise nicht bedeckt gewesenen durch großen Reichtum an Seen auszeichnen. Das erkennen wir nicht nur im norddeutschen Flachlande, sondern auch im südlichen Schweden, in Finnland, den Alpen und Nordamerika. Die Art der Entstehung ist eine sehr verschiedene, und noch sind wir längst nicht so weit, von jedem See sagen zu können, wie er entstanden ist. Es ist auch nicht selten, daß verschiedene Teile eines und desselben Sees verschiedene Entstehung haben.

Nach Professor Wahnschaffe lassen sich etwa sieben verschiedene Seentypen unterscheiden:

1. Grundmoränenseen. Dieselben sind einfach Ausfüllungen der Vertiefungen in der Grundmoränenlandschaft. Sie finden sich namentlich im Gebiete des baltischen Höhenzuges recht häufig. Oft sind sie fast gänzlich ab- und zuflußlos; das Oberflächenwasser sammelt sich in den Vertiefungen an, und der Wasserspiegel wird wesentlich nur durch die Verdunstung reguliert. Oberer Geschiebelehm und Decksand laufen an dem meist flachen Uferrande hinab und bedecken auch den Boden des Sees. Da ihnen eine kräftige Strömung fehlt, sind sie der Vertorfung leicht ausgesetzt.

2. Faltenseen. Wo das Eis jüngere oder ältere Schichten stauchte, entstanden Vertiefungen, die sich ähnlich mit Wasser füllten, wie oben beschrieben.

3. Stauseen. Sie liegen stets hinter einer Endmoräne. Wo diese einen zusammenhängenden Wall bildet, mußten sich die Schmelzwasser stauen und also einen See bilden. Man findet sie darum namentlich hinter verschiedenen Teilen der großen baltischen Endmoräne. Stellenweise haben die Wasser den Wall durchbrochen und eine Ausflußrinne in das Vorland gegraben; der See wurde entweder ganz trocken gelegt oder sein Spiegel doch wesentlich erniedrigt.

4. Rinnenseen. Sie verdanken der erodierenden (ausschleifenden) Tätigkeit des Wassers ihre Entstehung. Das Schmelzwasser, welches entweder unter dem Eise oder in dem eisfreien Vorlande strömte, höhlte tiefe Rinnen aus, und als das Wasser an Menge abnahm, blieben die tiefsten Stellen als Seen bestehen, unter einander verbunden durch fließendes Wasser. Die Rinnenseen bilden darum häufig Teile heutiger Flußläufe. Daß sie in der Regel eine langgestreckte Gestalt haben, wird ohne weiteres verständlich sein, ebenso, daß bei ihnen die nord-südliche Richtung vorherrscht. Ihre Ufer zeigen, im Gegensatz zu den vorigen drei Arten, die Schichten des Diluviums im Querschnitt; sie sind eben aus ihrer Umgebung herausgeschnitten.

5. Ausstrudelungsseen. Während die Rinnenseen der horizontal wirkenden Erosion des Wassers ihre Entstehung verdanken, entstanden die Ausstrudelungsseen durch die senkrecht wirkende Kraft des in Gletscherspalten oder vom Eisrande herabstürzenden Wassers. Für diese Art der Erosion hat man den Namen Evorsion eingeführt und nennt die Seen deshalb auch Evorsionsseen. Früher nahm man an, daß die Mehrzahl der Seen auf diese Weise „ausgekolkt" sei, eine Ansicht, die nicht mehr haltbar ist; die wenigsten Seen sind Ausstrudelungsseen.

6. Erosionsseen. Wie das Wasser, so kann auch das Eis auf lose Schichten erodierend wirken, tiefe Rinnen auspflügen, die sich dann nach dem Zurücktreten des Eises mit Wasser füllen.

7. Einsturzseen. Sie haben mit der Eiszeit nichts zu tun. Entstehen können sie nur da, wo im Wasser lösliches Gestein, namentlich Gips, vorhanden ist. Da werden Höhlen ausgewaschen, deren Decke, wenn sie zu schwach geworden ist, das darüber liegende Gestein zu tragen, einstürzt. Liegt die Höhle der Erdoberfläche ziemlich nahe, so entsteht ein See. In Schleswig-Holstein ist der kleine Segeberger See ein typisches Beispiel.

Schlußwort an den Leser.

Aufgefordert, über das vorstehende Thema zu schreiben, habe ich mich nur zögernd dazu entschlossen. Die Sprache der Wissenschaft, namentlich soweit sie die Geologie und insonderheit das Diluvium betrifft, fügt sich nur schwer in populäre Form. Dazu kommt, daß das Interesse für geologische Probleme weit hinter dem zurücksteht, welches man der Tier- und Pflanzenwelt entgegenbringt. Aber gerade der letzte Umstand hat mich schließlich bewogen, einmal den Versuch zu wagen. Sollte es mir gelungen sein, hier und da zu Beobachtungen und zum Studium anzuregen, so wäre ich reichlich belohnt. Wer sich wissenschaftlich in die Sache hineinarbeiten will, dem empfehle ich Wahnschaffe, „Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes," Stuttgart: Engelhorn, ein Buch, dem ich bei Abfassung dieser Arbeit zur Hauptsache gefolgt bin.

Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere.

Von F. Kunze.

II.

Als man anfing, in ausgedehnterem Maße das Meer zu befahren und dabei sehr dürftig hergestellte Schiffe zu benutzen, ereignete es sich sehr häufig, daß letztere den wütenden Wellen zum Opfer fielen und ihren oft wertvollen Inhalt an „Handelsartikeln" aller Art dem offenen Wasser überlassen mußten. Was nicht unterging, wurde ans nächste Küstenland geschwemmt, wo begehrliche „Strand-

bewohner“ schon massenhaft beide Hände darnach ausstreckten. Sie betrachteten es gewissermaßen als ein ererbtes Recht, das in Empfang zu nehmen, was ihnen das herrenlose Meer zuführte. Bald verstand man jedoch unter dem Strandrecht „den Anspruch des Grundherrn auf gewisse Güter, welche an dem ihm gehörigen Meeres- oder Flußufer gestrandet waren. Es ist bekannt, daß eine große Anzahl von Strandvölkern in verschiedenen Ländern — besonders an der mit dem weiten Weltmeer verbundenen Nordsee — viele Jahrhunderte hindurch den grausamen Strandraub als ihr gutes Recht ansahen, doch bereits unter den Merovingern soll schon dieser und jener König den Uferbewohnern die räuberische Gewohnheit zu seinem eigenen Vorteil entzogen haben. Natürlich, einen gewissen Anteil mußte der eingreifende Landesherr seinen somit geschädigten Untertanen, soweit sie an der einträglichen Küste heimisch waren, belassen, woher es denn erklärlich ist, daß den „glücklichen Findern“ die erlangte Beute nur teilweise zustand, während das meiste dem Fürsten zufiel. Mancher Herrscher beanspruchte auch wohl den ganzen „Ertrag,“ wogegen einzelne edeldenkende Monarchen wiederum gesetzlich bestimmten, daß überhaupt ausgeworfene Seegüter den geschädigten Eigentümern für den Fall der Ermittelung voll und ganz wieder zurückerstattet werden müßten. Es läßt sich am besten eine annähernde Einsicht in das verschieden gehandhabte „Strandrecht“ alten Stils nehmen, wenn mehrere tatsächliche Fälle nebst den einschlägigen Gewohnheiten, gesetzlichen Bestimmungen usw. vorgeführt werden, was in nachstehenden Zeilen geschehen möge.

Aus den Annalen von Stade ist unterm Jahre 1112 zu ersehen, daß man nicht allein gestrandete Güter, sondern selbst die geretteten Leute vom Beherrscher der Küste beanspruchte, die einem alten Brauche gemäß als Sklaven betrachtet wurden. Natürlich dachten in mittelalterlichen Tagen manche Herrscher auch weit hnmaner. So erteilte z. B. Kaiser Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Barbarossas, den Bürgern von Regensburg die Freiheit, jeden, der unter der Bezeichnung „Grundruhr“ ein im Schiffbruch verunglücktes Fahrzeug eines Regensburger Bewohners beeinträchtige, wie einen Geächteten behandeln zu dürfen. Denselben Freiheitsbrief bestätigte später auch Friedrich II., nachdem er schon am Tage seiner Thronbesteigung — 22. November 1220 — in einem auf Anregung des heiligen Stuhles verfaßten Rundschreiben ein für das ganze Reich geltendes Gesetz erlassen hatte, in welchem er „zur Ehre Gottes und der Kirche“ unter Androhung des Vermögensverlustes und anderer Strafen die Rückerstattung gestrandeter Güter an die Eigentümer forderte, es sei denn, daß es sich um Seeräuberschiffe oder um solche handle, welche dem Kaiser oder dem christlichen Namen feind seien. Mehrere Städte haben dann noch im besonderen für sich die tatkräftige Beseitigung des unmenschlichen Strand- oder Grundruhrrechts — ein auf den Sand geratenes Schiff oder ein mit der Achse den Boden schlechter, holperiger Wege berührender Frachtwagen war schon dem Herrn und Volk verfallen, dem Grund und Boden gehörte —, wie sie denn auch durch Erwerbung des Geleitsrechts, durch Mithilfe bei der Zerstörung gefährlicher Raubnester, bei der energischen Verfolgung ritterlicher Wegelagerer, überhaupt zur Beseitigung verkehrsschädigender Hemmnisse nach Vermögen beitrugen. Im Jahre 1237 setzte der genannte Kaiser Friedrich II. fest, „daß, wenn ein Wiener Bürger Schiffbruch leidet, alles, was von seinen Schiffen geborgen wird, ihm frei zurückgegeben werde, denn es sei unwürdig, Unglücklichen mitleidlos zu rauben, was selbst der fühllose Strom verschont habe.“ Die Bewohner der Insel Rügen wurden im Jahre 1260 durch ihren Herzog dem grausamen Druck des Strandrechts enthoben, und 1262 wurden Straßburgs Bürger, 1272 die von Neuß, später, im Anfang des 14. Jahrhunderts, auch die Bewohner der Städte Köln, München, Ingolstadt,

Frankfurt a. M. und Speyer kaiserlicherseits gegen diese räuberische Ausbeutung gesichert. Kaiser Ludwig der Bayer erklärte sich der Stadt Regensburg gegenüber sehr entschieden gegen die Ausübung der Grundruhr, hob dieses Recht, wie es damals geübt wurde, überhaupt für Rhein und Main auf und setzte einen bestimmten Bergelohn für gestrandete Güter fest, 12 Heller vom Werte eines Fuders Wein.

Der König Richard nannte die Grundruhr in seinen Urkunden geradezu einen Rechtsverderb, ebenso Rudolf I. und Karl IV., wenn auch in milderen Ausdrücken. Trotzdem wurde das ganze Mittelalter hindurch und noch tief in die spätere Zeit hinein das saubere Handwerk ausgeübt, so daß zahllose, oft vergebliche Unterhandlungen darüber zwischen Städten und Fürsten gepflogen wurden. Regensburg, Nürnberg und mehrere rheinische Städte verhandelten wegen des stets lauernden Strand- und Seeraubes mit den zuständigen Landesfürsten und die Städte an der Nord- und Ostsee mit den Oberhäuptern aller von diesen Meeren berührten Reiche. Entweder suchte man sich ganz und ohne jegliche Bedingung davon zu befreien, was der Hansa zur Zeit ihrer Vorherrschaft hin und wieder gelang, oder man zahlte — falls man Waren und Schiff am Ufer bergen mußte — einen gesetzlich festgelegten Bergelohn und erwarb dazu das Recht, vom Ufer und aus dem nächsten Walde die Bäume zur nötigen Schiffsreparatur fällen zu dürfen; ähnlicher Art waren die Verträge der Lübecker und der Hansa überhaupt mit den russischen Fürsten. Es ist ja bekannt, was für mächtige Flotten dieser mittelalterliche Handelsstädteverband hinaussandte auf das weite Meeresgebiet und welchen enormen Reichtum, kühnen Seemannsmut und tapferen „Geschäftsgeist" er in die Mauern deutscher Städte führte. Kein Wunder denn, daß gerade die Hansaschiffe ganz besonders als erwünschte „Opfer" der räuberischen „Strandläufer" herbeigesehnt wurden, und daß man sich eben seitens dieser fast alle Meere befahrenden Handelsgesellschaft mit aller Macht dagegen zu schützen bemühte. In den einschlägigen Verträgen mit den englischen Königen wurde festgesetzt, daß ein Schiff nur dann verfallen sei, wenn es von allen Lebenden verlassen worden, was jedoch später dahin ausgedehnt wurde, daß das Schiff dem Eigentümer zustehe, so lange nur noch eine lebendige Maus sich auf demselben befinde. Allenthalben war auch genau vorgeschrieben, wie lange das gestrandete Gut für den etwa sich meldenden Eigentümer aufbewahrt werden müsse, ehe der anspruchsvolle Herr des vom Seeauswurf berührten Grund und Bodens darüber verfügen könne.

Eingehende Vorschriften enthält das alte „Recht des Hansameeres" auch für die Mannschaft der Schiffe im Falle der Verunglückung. So heißt es z. B. im Artikel 13 also: „Würde das Schiff Sturmes oder Ungewitters oder anderer Zufälle halber in Not und Gefahr oder auch an den Grund kommen, so sollen die Schiffskinder ihrem Schiffer nach ihrem höchsten Vermögen beste und getreue Hülfe zu leisten schuldig und verbunden sein. Wenn aber über allen angewendeten möglichen Fleiß das Schiff je stranden und bleiben würde, sollen sie alle Bereitschaft und eingeladenen Güter nach äußerstem Vermögen zu retten und zu bergen verpflichtet sein, gegen Erstattung eines billigen Bergelohns von des Schiffers Reitschaft und Kaufmannsgütern nach guter Leute Erkenntnis, hätte der Schiffer (Kapitän) kein Geld. Er muß die Schiffskinder (Matrosen) wieder verschiffen nach dem Ort, da er sie aufgenommen hat, sofern sie folgen wollen. Helfen ihm aber die Schiffskinder nicht, so ist er ihnen für die verloren gegangenen Schiffe nicht allein nichts zu geben schuldig, sondern es sollen auch die ungetreuen Schiffskinder gestraft werden. Unterm 19. Jauuar 1410 urkundete Herzog Erich IV. von Sachsen-Lauenburg an die hanseatischen Städte Hamburg und Lüneburg: „Wäre es der Fall, daß einige Schiffer Wasser liefen oder Grundruhr täten auf dem Graben oder (daß) das Gut zugrunde ginge, so sollen weder ich noch unsere

Erben Abgabe haben, sondern die Schiffsleute und Kaufleute mögen, wenn sie den Zoll bezahlt haben, ihr Gut führen und bringen, wohin sie wollen." Wichtiger noch ist der im Jahre 1423 zwischen dem damaligen König Erich aus Pommern und den Hansastädten geschlossene Vertrag, laut welchem dieser „Herr aller drei nordischen Kronen" letzteren die gesicherte Befreiung vom gefürchteten Strandrecht erteilte. Diese Abmachung ist gleichsam als grundlegende Bedingung für alle späteren Vergleiche anzusehen, welche von Zeit zu Zeit zwischen der Krone Dänemark und den hanseatischen Kommunen entstandener Händel wegen errichtet wurden. Natürlich war mit solchen papierenen Vereinbarungen wenig genützt, vielmehr sah sich die stets kriegsbereite Hansemacht genötigt, gegen das unsterbliche Strandrecht mit Waffengewalt vorzugehen, während die räuberischen Handhaber jenes eigenartigen „Rechts" behufs dauernder Erhaltung desselben oftmals auch das Schwert zogen oder andere Repressalien übten. Formell hatten die Eigentümer gestrandeter Schiffe ganz Recht, wenn sie alle anmaßenden Schädiger auf Grund kaiserlicherseits eingeräumter Freiheiten „Räuber" nannten, doch fehlte es damals noch bei inselbewohnenden Schiffervölkern und mecklenburgischen bezw. pommerschen Krautjunkern am erforderlichen Unrechtsbewußtsein.

Eine nachhaltige Aufhebung des grausamen Strand- und Grundruhrrechts kam eigentlich während des ganzen Mittelalters nicht zustande, und so sehr auch die Fürsten dagegen eiferten und auch der heilige Vater im Bunde mit der mächtigen Kirche mit in den Kampf eingriff, so ward die unmenschliche Sitte dennoch eine immer größere Plage für die zahlreichen Handelszüge jener Tage. Papst Innocenz IV. hatte schon im Jahre 1249 den Lübeckern eine beruhigende Schutzurkunde ausgestellt, doch wurde sie leider selten beachtet. Kaum ein beredteres Zeugnis, worauf es ankam, wenn man die vielversprechende Einmischung der Kirche forderte, dürfte es geben, als jenen Brief, den Nikolaus Voge, der Bürgermeister von Stralsund, am 25. Februar 1415 in Konstanz schrieb, nämlich; „Also ihr uns klagtet um das schiffbrüchige Gut, so wißt, darauf haben wir die Ehre Gottes verworben, von dem Papst auf Kaiserrecht darauf geschrieben und geistlich, und haben eine Bulle für die Städte, die uns ausgesandt haben, die uns wohl 200 Dukaten kostet, und haben damit Brachium seculare (d. h. die weltliche Gewalt). Auch hoffen wir, daß wir kriegen von dem Kaiser, was groß und viel ist." Wirklich erließ Sigismund drei Tage später allgemein und insbesondere zu Gunsten der Hansestädte ein Verbot gegen jede Beraubung oder Aneignung schiffbrüchiger Güter. Doch was nützten alle kaiserlichen Verordnungen, wenn die kleinen nordischen Staaten sich nicht daran kehrten? Kein geringerer als Herzog Adolf VIII., der letzte Schauenburger, der über Schleswig-Holstein regierte, betrachtete den Strandraub noch als „gutes Recht." Da er es aber nicht auf einen offenen Fehdegang mit Lübeck ankommen lassen wollte, mußte er sich einem Schiedsspruche der Stadt Hamburg vom 20. Dezember 1423 fügen. Zwei lübische Schiffe, mit Heringen befrachtet, waren in jenem Jahre an der holsteinischen Küste gescheitert, indem das eine in der Trave sank und das andere bei Großenbrode ans Land trieb. Herzog Adolf behauptete nun, Schiffe und Ladung seien als gestrandet nach seines Landes Recht ihm verfallen. Als man ihm in einer gelehrten Erörterung nachwies, daß sein Anspruch „wider Gottes Recht, natürliches Recht, geistliches Recht und Kaiser-Recht" sei, machte er ferner geltend, daß jene gestrandeten Güter nach seines „Landes Gewohnheit" ihm zufallen müßten, wobei ihm ohne Zweifel in weiten Volkskreisen die öffentliche Meinung zur Seite stand. Die weise Antwort des Hamburger Rates führt uns nun direkt in den Kampf zwischen Volksanschauung und Gesetzesinhalt, denn es heißt darin: „Darauf erkennen wir also für Recht: das ist eine schlechte Gewohnheit, die wider Gottes

Recht, natürliches Recht und Kaiser-Recht ist; darum taugt die Gewohnheit nicht, denn sie ist eine unredliche Gewohnheit. Soll eine Gewohnheit Rechtskraft haben, so darf sie nicht wider geschriebenes Recht sein." Daneben wurde auch auf Kaiser Sigismunds gedachtes Privilegium vom 23. Februar 1415 hingewiesen, „welches er dem gemeinen Kaufmann von der deutschen Hense gnedig gewährt zu Kaiser-Recht, das schon geschrieben steht, daß man von schiffbrüchigem Gut oder wenn es sonst in Wassers Not wäre, nichts fordern oder nehmen darf bei den Strafen, die im Kaiser-Recht vermerkt sind und sonderlich bei denen."

Graf Wilhelm IV. von Holland hatte bereits im Jahre 1346 dem auch dort vielfach geübten Strandrecht ein Ende gemacht, und auch die Krone Dänemark nutzte es nicht zu ihrem Vorteil aus, ja, der sonst so verschrieene König Christian II. befiehlt in einem landesherrlichen Erlaß die redlichste Fürsorge für schiffbrüchige Güter, damit nicht der König in üblen Ruf und Verdacht komme." Christian III. und Herzog Adolf von Holstein stellten jedoch 1558/9 den früheren räuberischen Zustand wieder her, nachdem die ehemals so mächtige Hansa mit ihrer armierten Flotte nicht mehr schreckte. Obgleich in dem dies berührenden Edikt eine gewisse Milde obwaltete — solange die Besatzung eines verunglückten Fahrzeuges allein oder im Bunde mit herbeigeholten Helfern die gestrandeten Güter zu retten meinte, sollte das Strandrecht nicht gelten —, so schien sich doch der königliche Fiskus darin die Befugnis eines Finders eingeräumt zu haben. Ja, nach einer Akte Christians V. vom 19. März 1687 wollen sich der König und der Berger in den bodenberührten Fund teilen, doch sollte auf das gestrandete Gut solcher Schiffe, deren Eigentümer „ausgewandert" waren, sich aber bald wieder als Empfangsberechtigte meldeten, kein Anspruch erhoben werden. Später behielt sich Friedrich IV. nur noch die Hälfte der nach Verlauf eines Jahres herrenlos gebliebenen Schiffe nebst Inhalt vor. Unterm 20. Juni 1720 bestimmte er, daß, „wenn Strandgüter geborgen werden, davon der eine dritte Teil berechnet, den Bergern für ihre Mühe gleichfalls ein dritter Teil zugewendet und denen Eigentümern, wenn sie sich innerhalb Jahresfrist anmelden, auch ein dritter Teil davon wiedergegeben, auf den Fall aber, daß die Eigentümer die gestrandeten Sachen und Waren innerhalb Jahresfrist nicht reklamiren, daß sodann der ihnen jetzt erwähnter Maßen sonst 1/3 Ihrer königl. Majestät zugleich mit berechnet werden soll."

Natürlich war ein scheinbar gemildertes Strandrecht, nach welchem sich Landesherr und küstenbewohnende Untertanen in die gestrandeten Güter teilten, aus naheliegenden Gründen erst recht gefährlich, wenn man auch nicht so herzlos verfuhr wie in früheren Zeiten, wo es z. B. 1396 vorgekommen war, daß eine ganze Regensburger Schiffsladung zu Hochstätt als grundrührig erachtet wurde, weil ein einziges kleines Fäßchen durch einen Stoß vom Floß in die Donau gefallen war. Seit dem Jahre 1559 führten auch die Herzöge von Holstein eine strenge Sprache gegen die an ihrem meerbespülten Ländchen Schiffbruch leidenden Leute, wie z. B.: Warum bist du mit deinem Schiffe auf unseren Grund gestoßen? Wisse, daß dafür den Umständen nach die Hälfte oder ein Drittel uns gehört! Ein Viertel ist der Lohn desjenigen, der dein Eigentum aus den Wellen gerettet hat. Nun nimm das übrige und behalte es für dich!" Im Jahre 1793 ereignete es sich noch, daß von einem nordamerikanischen Fahrzeuge dessen Besatzung durch falsche Vorspiegelungen herbeieilender Helgoländer herabgenötigt und das Schiff selbst ganz unversehrt nach Helgoland und demnächst auf die Elbe gebracht worden war. Nach drei Jahren behandelte man diesen Segler und dessen Wareninhalt als „derelinquirt," und seinem Eigentümer fiel ein Verlust von 70 Prozent zu. Weit humaner war man auf dem Gestade pommerscher Landesteile, denn für deren Bewohner galt folgende Bestimmung: „Ob das Gut gestrandeter Schiffe ohne

erforderte Beihülfe gleichwohl geborgen würde, wird den Beschädigten solches, oder wenn es verkauft, der gelösete Wert gegen ein Trinkgeld und Erkenntnis innerhalb drei Tagen ausgefolget." Belohnten doch auch einst lübische Schiffer hilfeleistende Bewohner von Schonen mit Naturalien und Geld: „Sie taten uns wohl, beides mit Speck, mit Kuhfleisch, mit Bier und Brot und begabten uns mit Pfennigen," wird ersteren nachgerühmt.

In der „Peinlichen Halsgerichtsordnung" war unter anderen Bestimmungen auch festgesetzt worden, „daß ein Schiffmann mit seinem Schiff, das er geführt oder das schiffbrüchig geworden, der Obrigkeit desselben Ortes mit Leib und Gut alsdann nicht mehr verfallen sein sollte." Indes, obgleich kaiserliche Erlasse im Bunde mit kirchlichen Vorstellungen Jahrhunderte hindurch gegen Strandrecht und Grundruhr geeifert hatten, so war es doch erst dem in „Zeiten der Aufklärung" ausgebildeten Kulturbewußtsein, das im bürgerlichen Leben reifte und zum Staatsbegriff erstarkte, möglich, jenem Unwesen zu steuern. Fürstenhöfe und Städte als Träger der höheren Kultur mußten ja doch endlich den Sieg über Raub- und Plünderungsgewohnheiten davontragen, denn weder Vernunft noch das darauf sich gründende Natur- und Völkerrecht lassen irgend einen Grund hervorblicken, aus dem gefolgert werden könnte, daß sich gekrönte Strandherren oder die ihnen untertänigen Uferbewohner verunglückte Schiffe und deren wertvollen Inhalt ohne weiteres aneignen dürften, wenn auch nur zu gewissen Teilen. „Weil viel Ungelegenheit und Krieg unter den Nachbarn entstanden und es auch wohl nicht natürliche Billigkeit ist, so hat man dieses Strandrecht in den europäischen Landen aufgehoben und sich dahin verglichen, daß man die Bereitschaft und eingeladenen Güter eines strandenden Schiffes nach ernstem Vorhaben zu retten und zu bergen suchen, selbige aber gegen Erstattung eines billigen Bergelohnes von des Schiffers Reitschaft und Kaufmannsgütern nach Erkenntnis guter, vernünftiger Leute zu restituiren verpflichtet sein solle." Mit dieser Bemerkung eines Chronisten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts möge unsere Skizze ihren Abschluß finden.



Aus den Erinnerungen eines alten Kampfgenossen von 1848—1851.

Nach den Mitteilungen von Klaus Huß
aufgezeichnet von **Christian Delfs** in Blumenthal bei Voorde.[1])

III.

Bei einer solchen Rekognoszierung kamen mein Kamerad Sell und ich gegen Abend an ein alleinliegendes Gehöft. Wir überzeugten uns vorerst, daß dasselbe nicht vom Feinde besetzt war, und verschafften uns Eingang ins Wohnhaus. Alles war leer. Auf dem Tisch in der Wohnstube stand eine Schüssel mit Grütze, ein nettes Stück Butter stak darin, auch die zu diesem Gericht gehörende Milch stand dabei. Hungrig waren wir, aber auch hatten wir Angst, vergiftet

[1]) Durch ein Versehen ist leider in Nr. 8 S. 191 zu den Worten: „Auf dem Marsch nach Hadersleben" folgende Bemerkung des Herrn Prof. Hansen ausgelassen worden: „Das klingt so, als wenn dieser Marsch und das darauf folgende Gefecht kurz nach der Schlacht bei Schleswig stattgefunden hätten. Der Erzähler verwechselt offenbar den ersten Vormarsch nach Norden Ende April 1848 mit dem zweiten Ende Juni desselben Jahres, der zu den Gefechten bei Hadersleben am 29. Juni und bei Bjerning-Kirche am 30. Juni führte, an welchen in erster Linie „gerade das 1. Jägerkorps sich rühmlichst beteiligte." Dieselbe Verwechselung wirkt auch störend in den diesmaligen Mitteilungen (III). Die Schriftleitung.

werden zu können. Bei der Gesinnung der Bevölkerung konnte man sich auf alles gefaßt machen. Trotzdem überwog der Hunger. Wir waren eben im besten Essen, da vernahmen wir deutlich das klappernde Geräusch, wie es das Gehen einer Person in sog. Kackschuhen verursacht. Gleich darauf trat eine alte Frau zu uns in die Stube. Da wir damals noch dänische Uniform trugen, hielt die Alte uns für Landsleute. Eifrig erkundigte sie sich, wo „dat tydske Folk" herginge. Wir ließen sie reden und aßen Grütze. Wie diese aber vertilgt war, gaben wir uns als „tydskes Volk" zu erkennen. Die Alte verschwand, ohne uns „Gute Nacht" zu wünschen. Wie schon erzählt, waren die Preußen zum Abschneiden des Rückzuges der Dänen nach Jütland zu spät gekommen. Jütland zu betreten, war uns damals noch nicht gestattet. Der Feind entwich ungestört über die Grenze, und wir mußten ungefähr 2 Stunden südlich zurück, um in und bei einer Ortschaft Sygellund (oder so ähnlich) Quartiere zu beziehen. Leider mußten wir auf der bloßen Erde schlafen, während die gleichzeitig mit uns eingetroffenen Preußen in Christiansfeld und Umgebung in ausgezeichneten Quartieren lagen. Auch mit unserer Verpflegung stand es sehr schlecht. Geld hatten wir genug, aber die Bauern verlangten für Lebensmittel ganz unerhört hohe Preise. Das veranlaßte unseren Major Lange, den Preis für Butter ein für alle Mal auf 7 Schillinge pro Pfund festzusetzen. Wer dafür keine ablassen wollte, dem wurde sie einfach genommen. Schon hatten auch wir uns in Lagerhütten einigermaßen eingerichtet, da traf unerwartet für uns Marschordre ein. Die Preußen kamen nach Fridericia, während unsere Armee Veile besetzen sollte.[1])

Unverzüglich wurde aufgebrochen. Auf dem ganzen Wege nach Veile ließ sich kein Däne sehen; die Stadt wurde ohne Widerstand besetzt. Etwa am 3. oder 4. Mai trafen wir dort ein. Sehr lange hatten wir keine Gelegenheit gehabt, einem Gottesdienst oder dem heiligen Abendmahl beiwohnen zu können. Hier in Veile war Zeit dazu. Noch war aber der Geistliche mit der Predigt nicht zu Ende gekommen, da wurde schon Generalmarsch geschlagen. Wir stürzten aus der Kirche auf den Marktplatz. Dort hielt der oberkommandierende General v. Wrangel mit seinem Stabe, um uns einen Inspektionsbesuch zu machen. Er redete uns an, drückte uns sein Bedauern aus, daß er unseren Gottesdienst gestört habe, und verließ uns dann bald.

Militärisch hatten wir wenig zu tun, mußten vielmehr in Gemeinschaft mit den Landleuten der Umgebung an der Herstellung eines Kolonnenweges arbeiten. Der Weg wurde angelegt, um eine bessere Verbindung nach Fridericia und Kolding zu haben.

Eines Tages — ich war gerade auf Hauptwache — traf dort Befehl ein, abends 10 Uhr sollten sich auf dem Kirchplatze von jeder Wache 2 Mann stellen. Wir sollten dort auf 3 Offiziere warten. Weiter wurde uns nichts mitgeteilt. Zur angegebenen Zeit kamen denn auch die 3 Herren und marschierten mit uns in der Richtung auf Horsens ab. Einige 1000 Schritte von der Stadt wurde uns mitgeteilt, zu welchem Zweck die Tour gemacht werde. Bei uns diente ein Oberjäger namens Volli. Dessen Quartiergeber hatte nun den Mann zum Desertieren veranlassen wollen. Volli ging scheinbar auf den Vorschlag ein. Nachdem der Abend der Ausführung bestimmt festgesetzt war, unterrichtete der Oberjäger unseren Hauptmann in der Sache. Um die beiden zu fangen, mußten wir uns verteilen, so daß auf jeder Seite der Straße 4 Mann in gewissen Abständen lagen. Mitten auf der Straße stand ein Posten. Als Unterscheidungszeichen wurde uns mitgeteilt, der Oberjäger, der natürlich auch in Zivil gekleidet sei, trüge eine

---

[1]) Dies geschah schon am 3. Mai, also lange vor dem zuletzt Berichteten. H.

Mütze, der Bürger einen Hut. Es dauerte nicht lange, da kamen uns die bezeichneten Personen in Sicht. Auf Anruf des Postens „Wer da?" erfolgte seitens des Bürgers die Antwort: „Bürger aus der Stadt." Auch der Oberjäger gab dieselbe Antwort. Nun erschienen unsere Offiziere, denen die Sache augenscheinlich Spaß machte. „Jäger, kennt Ihr den Mann?" wurden wir gefragt. „Gewiß, es war ja unser Oberjäger." Zum Schein stellte der sich kläglich an. Volli wurde zum Schein, der Bürger aber recht fest gebunden und ins Gefängnis abgeführt. Wie die Sache bekannt wurde, kamen die Frau des Bürgers und seine recht hübsche Tochter, um für ihn um Freilassung zu bitten, allerdings vergeblich. Später wurde er jedoch, ohne weitere Strafe erlitten zu haben, entlassen. Nachdem wir in Veile 3 Wochen, ohne etwas vom Feinde zu sehen, zugebracht hatten, ließ Oberst v. Zastrow, der in der Zeit, die wir in Veile lagen, halb Jütland, ohne Befehl dazu zu haben, ausgekundschaftet hatte, an den Feind durch Maueranschläge usw. folgende Aufforderung ergehen: „Die Dänen haben sich innerhalb dreier Tage zur Schlacht zu stellen. Sollte sich der Feind nicht sehen lassen, so wird nach Ablauf der gestellten Frist Jütland der Plünderung preisgegeben." Preußische Kürassiere machten schon einen kleinen Anfang damit, indem sie einem Pastor ein prächtiges Pferd wegnahmen, welches der Schwadron gerade fehlte, trotz dem Wehgeschrei des Herrn Pastors. Sonst hatten wir wie gewöhnlich unsere Rechnung wieder einmal ohne das Oberkommando gemacht. Noch war die gesetzte Frist von 3 Tagen nicht verlaufen, da kam schon vom Hauptquartier der Befehl, Jütland binnen 48 Stunden zu räumen. Das war wieder einmal eine arge Enttäuschung, denn wir hatten auf eine entscheidende Schlacht und Beendigung des Krieges gehofft. Meine Kompagnie kam vorläufig nach Ochsenwatt. Auf dem Rückmarsch nach dort ereignete sich noch ein Unglücksfall. Einem unserer Leute war sein Gewehr unbrauchbar geworden. Vom unserem Bagagewagen sollte ihm ein neues geliefert werden. Der ausliefernde Unteroffizier hatte jedenfalls aus dem Gewehr nicht die Ladung entfernt, denn beim Umtausch entlud sich dasselbe, und zu Tode getroffen fiel der Soldat um. Wir beerdigten ihn in Ochsenwatt. Der unglückliche Unteroffizier mußte bald darauf als unheilbar irrsinnig entlassen werden. Von Ochsenwatt ging es zunächst nach Flensburg. Wir hofften, in der Stadt Quartier zu erhalten, mußten uns aber zu unserem großen Mißvergnügen auf die umliegenden Dörfer verteilen. Bei Holnis und Glücksburg hatten die Dänen vielfach Mannschaften von einem auf der Förde liegenden Kriegsdampfer[1]) ausgeschifft. Hauptsache war Einziehen von Nachrichten in betreff derStärke der umliegenden Truppen sowie Beschaffung von Lebensmitteln. Sonst wurde der Dampfer nicht lästig. Dem Oberst v. Zastrow wurde aber die Geschichte schließlich unbequem, und er beschloß, dem Dänen einen Streich zu spielen. Er zog ganz in der Stille eine kleine Abteilung Artillerie heran und auch unsere 4. Kompagnie Jäger. Wir mußten in der Umgegend von Glücksburg Vorpostendienste versehen. Von den Dörfern waren wir nach Glücksburg verlegt worden. Eines Abends gab der Oberst Befehl: Sämtliche Quartiere bleiben offen! Am frühen Morgen wurden wir in aller Stille aus unserem Quartier abgeholt, um zusammen mit der Artillerie nach dem Strande zu marschieren. Dort hatte der Oberst eine sehr günstige Stellung gewählt. Die Dänen waren in guter Ruhe, sie hatten augenscheinlich keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr. In der Mitte fuhr unsere Artillerie auf, zu beiden Seiten lag je eine Kompagnie Jäger, um einer Landung begegnen zu können. Ohne vom Feinde bemerkt zu werden, war alles bisher Geschilderte vor sich gegangen. So ungefähr um Sonnenaufgang war alles bereit,

---

[1]) Es war die Korvette „Najaden," sowie 2 Kanonenboote. H.

und unsere Geschütze sandten den Dänen einen nicht sehr angenehmen Morgengruß. Diese ersten Schüsse sollen an Bord eine grenzenlose Bestürzung hervorgerufen haben. Wie man später sagte, sollten die Herren Dänen eine lustige Nacht verbracht haben und wären erst durch die einschlagenden Geschosse in unangenehmer Weise aus ihrem Rausch erweckt.

Es verging denn auch eine ziemlich lange Zeit, ehe die Besatzung des Schiffes sich soweit besonnen hatte, daß sie unser Feuer erwidern konnte. Augenscheinlich hatte auch das Schiff nicht genügend Dampf[1]) auf, um manöverierfähig zu sein. Es lag unbeweglich still und bot den Geschossen der Artillerie eine treffliche Zielscheibe. Endlich kam Bewegung in das Fahrzeug, es suchte so schnell, wie es sein lecker Zustand gestatten mochte, das Weite. Die Verluste an Bord sollen erheblich gewesen sein,[2]) während bei uns kein Mann beschädigt war. Am Tage darauf machten einige vielleicht 20 Freiwillige unter Führung unseres Hauptmans v. Schöning in zwei Booten, deren zweites von einem Leutnant Lüders befehligt wurde, eine Fahrt nach zwei in der Förde gelegenen Inseln. Wenn ich nicht irre, werden dieselben mit den Namen Groß- und Klein-Ochsenö benannt. Die Inseln waren vom Feinde nicht besetzt. Es entwickelte sich in der Wirtschaft auf der größeren Insel bald ein recht fideles Leben, zumal unser Hauptmann verschiedene Flaschen Wein zum Besten gab. Schließlich wurde die Rückfahrt angetreten. Vom Seefahren verstand kein Mensch etwas. Die Wellen gingen recht hoch, und kamen wir endlich vollständig durchgeweicht in Glücksburg an. — Abermals mußten wir südlich ziehen. Unsere alte Garnisonstadt Schleswig sahen wir auf drei Tage wieder, dann ging es nach Friedrichstadt. Sechs Tage lagen wir dort, und wurden wir die bis dahin getragenen dänischen Uniformen los. Vollständig mit neuer schleswig-holsteinischer Montierung versehen, rückten wir nach Husum ab. Dort waren nämlich zwischen Kameraden von unserem 2. Jägerkorps und einem dort neugebildeten Infanteriebataillon Zwistigkeiten ausgebrochen, die in Tätlichkeiten ausarteten und Schlimmes befürchten ließen. Wir sollten dort Ruhe schaffen. Unser Eingreifen war unnötig; das Infanteriebataillon rückte ab, um eine andere Garnison zu beziehen. Inzwischen war von den kriegführenden Parteien eine Waffenruhe auf 14 Wochen[3]) vereinbart worden. Unser Korps erhielt als Garnison Eckernförde angewiesen. Nur einmal während der Waffenruhe wurde ausgerückt, nämlich zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Rendsburg. Leute von dem dort garnisonierenden Pionierbataillon hatten sich arge Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen. Die Hauptaufrührer wurden mit zum Teil sehr schweren Festungsstrafen belegt. Eintönig verging die Zeit mit Übungen und Exerzieren, bis der 26. März 1849 ins Land kam und mit ihm der Ablauf des Waffenstillstandes sowie Marschbefehl für uns nach Norden, zunächst nach Schleswig, dann nach Flensburg. Dort gab es vorläufig Rast. Bei einem Steindrucker in der Angelburger Straße erhielt ich ausgezeichnetes Logis. Der Name des gut deutsch gesinnten Mannes ist mir leider entfallen. Einige Häuser weiter wohnte in derselben Straße ein echter Däne, von Beruf Kaufmann. In dessen Schaufenster standen in den ersten Tagen unserer Anwesenheit lauter Sachen, die unser Vaterland und unsere Armee verhöhnen und lächerlich machen sollten. Bilder, worauf zu sehen war, wie ein Däne einen Schleswig-Holsteiner verprügelte, Pfeifenköpfe mit Darstellung von Episoden aus Kämpfen, wobei natürlich immer unsere Armee floh, das waren seine Hauptartikel. Freilich wurde er bald gezwungen, derartige Sachen zu entfernen, unser Groll gegen den Hannemann wurde aber nicht geringer. Eines Abends kamen die Kameraden Rickert, Ladehoff und ich etwas angeheitert auf

---

[1]) ? [2]) „Najaden" hatte allein 3 Tote. [3]) Nein, auf 7 Monate. H.

dem Wege nach unserem Heim an dem Laden vorüber. Im Übermut traten wir ein. Kurz darauf kam auch der Kaufmann, ein breiter, stämmiger Mann, und fragte nach unseren Wünschen. Nun, wir wollten jeder einen Pfeifenkopf kaufen. Bereitwillig legte er uns eine Anzahl zur Auswahl vor, aber keinen von den bemalten. Wir forderten einen solchen. „Die sind weggeschafft und ich weiß nicht wohin," erklärte er uns. Ladehoff meinte, die müßten doch zu finden sein, und wollte sich über den Ladentisch zum Nachsuchen schwingen. Der Kaufmann, auch nicht faul, langte sofort zu, und bald war die schönste Prügelei im Gange. Zwei Gehülfen des Kaufmannes sprangen diesem sofort bei; einer suchte die Tür zu versperren, Rickert wollte ihn daran hindern, klemmte sich aber ganz gefährlich zwischen Tür und Pfosten die Hand. In diesem Augenblick kam uns ein Kamerad namens Doose zu Hülfe; denn der Lärm im Laden war auch auf der Straße nicht unbemerkt geblieben, wie ein ziemlich bedeutender Menschenauflauf zeigte. Doose riß den Kaufmann von Ladehoff los und warf ihn auf die Straße. Ein hinzugekommener Leutnant stiftete Ruhe. Nun sollte ein bei uns dienender, fertig dänisch sprechender Oberjäger Börgert den Kaufmann veranlassen, mit seinen Sachen herauszurücken. Er wollte es, in Zivil verkleidet, versuchen. Er kam aber nicht dazu; wir mußten fort nach Apenrade, von dort auf Wagen sogleich nach Hadersleben. Unser 2. Jägerkorps hatte in der Umgegend von Scherrebek und im Orte selbst in Quartier gelegen. Dort waren sie von einer Art dänischer Freischar, größtenteils aus Bauern bestehend, fortwährend belästigt worden. Um diese zur Ruhe zu bringen, wurden wir gegen sie entsandt. Wir kamen zu spät. Unsere 4. Kompagnie, die zuerst in Hadersleben eingetroffen war, hatte bereits in Gemeinschaft mit einem unserer Dragoner-Regimenter den aus vielleicht 6- bis 700 Mann bestehenden Haufen aufgerieben. Die Aufforderung, auseinander zu gehen, hatte der betörte Haufe mit einer Gewehrsalve beantwortet, die einem Dragoner und einem Jäger das Leben kostete. Dadurch erbittert, gingen unsere Truppen ernsthaft vor, was wohl mehreren Bauern das Leben gekostet haben mag. Am Abend wurden 27 [1]) dieser armen Teufel verwundet in Hadersleben eingebracht. Ich persönlich hatte bei einem Kaufmann Petersen in Hadersleben ein ganz vorzügliches Quartier, leider nicht lange. Die fortgesetzte Weigerung der dänisch gesinnten nordschleswigschen Bevölkerung, an unsere Regierung Abgaben zu bezahlen, wurde von dieser mit Zwangsmaßregeln beantwortet. Den Leuten wurden Truppen in die Häuser gelegt, wofür sie, außer der den Leuten zukommenden guten Verpflegung, pro Mann und Tag der Einquartierung 1 Mark Kurant zu bezahlen hatten. Dieses Geld mußte an jedem Tage bis 9 Uhr abends bezahlt sein, widrigenfalls der Betrag doppelt eingezogen wurde. Mit der Korporalschaft Böhling kam ich auf einen seitwärts vom Dorfe Wonsild belegenen Gutshof. Uns Gemeinen wurde in der Meierei Biersuppe vorgesetzt. Damit konnten wir unter den obwaltenden Umständen doch kaum zufrieden sein. Böhling meinte, es würde am nächsten Tage wohl besser werden; der hatte aber gut trösten, denn für ihn und unseren Gefreiten wurde besonders gedeckt. Es half nichts: die Meierin mußte Fleisch bringen, was sie anscheinend mit Widerwillen tat. Die Meierin sprach ein fast tadelloses Deutsch. Nachdem wir noch auf einem zweiten Hofe zuerst recht mäßig, dann aber sehr gut verpflegt waren, wurden sämtliche links von Hadersleben liegende Dörfer in gleicher Weise abgestraft. Endlich nahm die Geschichte ein Ende. Am 5. April landeten die Dänen bei Apenrade Truppen. Wir lieferten ihnen ein ganz unbedeutendes Gefecht. Ich erinnere noch, daß ein auf einer Anhöhe stehender Mann, der den Dänen fortwährend über unsere Bewegungen

---

[1]) Verwundet war wohl nur ein Teil dieser Leute. H.

Signale gab, von seinen eigenen Landsleuten unvorsichtig erschossen ward. Wir besetzten die Stadt. Die Dänen suchten freilich durch Geschützfeuer von ihren Schiffen uns zu schaden; wir hatten aber keinerlei Verlüste zu beklagen. Spät noch an diesem Abend kam das Gerücht von der gewaltigen Niederlage der dänischen Flotte, die sie an demselben Tage bei Eckernförde erlitten hatte. Zuerst ungläubig, erhielten wir aber bald darauf durch unsere Herren Offiziere die Bestätigung des uns kaum glaublichen Gerüchtes. Nun brach bei uns ein nicht enden wollender Jubel aus. Daß wir diesen glänzenden Erfolg unserer Kameraden gebührend feierten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Der Angriff auf uns wird höchst wahrscheinlich von den Dänen nur zum Schein unternommen sein, um uns von einer etwaigen Unterstützung der Kameraden bei Eckernförde fernzuhalten.

Nach der Niederlegung des Oberbefehls seitens des Prinzen von Noer war das Kommando über die schleswig-holsteinische Armee bekanntlich auf den preußischen General v. Bonin übergegangen.[1])



Dünung, ein neues Versbuch von Wilhelm Lobsien.

Wenn über der wildbewegten See die Gewalt des Sturmes sich bricht und mählich erstirbt, dann dauert der bunte Wogentanz noch fort, dann steht draußen die Dünung. Langgezogener freilich und flacher, ruhiger und ohne wilde Hast kommen die Wellen, die ihre Schaumkronen verloren haben, bis die See ganz sich glättet und majestätisch sich dehnt und breitet in strahlendem Sonnenglanz. — Uns gewöhnlichen Sterblichen schlägt das Herz lauter, jagen die Pulse schneller, wenn große Ereignisse, persönliche Erlebnisse kräftiger Art unsere Seele packen. Des Dichters Herz folgt schon den feinsten Regungen. Eine Kleinigkeit schon stellt ihn unter den Bann der „gebietenden Stunde"; ein Gedanke der Lust oder des Schmerzes, der Sehnsucht oder Hoffnung, des Mitleids oder des Hasses bewegt seine Brust, wühlt sein Inneres auf. Dann gehorcht die schaffende Phantasie, und wenn das Herz ruhiger geworden ist, flutet das Gefühl in Worte und verdichtet sich zum Kunstwerk, das wiederum in uns der dunklen Gefühle Gewalt zu wecken berufen ist.

Darum auch nennt der Dichter sein jüngstes Werk **Dünung**. Das Bild schenkte ihm seine Heimat, deren wunderbaren, trüb melancholischen Frieden er kennt und liebt. Schon in seiner ersten Gedichtsammlung: „Ich liebe dich" (Verlag von C. Schünemann in Bremen, 1902, sehr günstig beurteilt von Fr. Wischer in Nr. 12 der „Heimat" von 1902) widmete Lobsien seiner Heimat einen breiten Raum, und wieder beginnt er seinen neuen Gedichtband mit Liedern „**Aus der Heimat.**" Ein weites, schier endloses Blachfeld, so weit die Augen reichen; am Horizont eine erhöhte, scharfe Linie, die den Blick von der Unendlichkeit zurückhält. Das ist der Deich, der die weite Ebene vor den Fluten schützt, das weite Vorland aber anstürmenden Wellen preisgibt.

„Und ist mir je ein helles Lied gelungen,
Bei dessen Klang die Pulse dir geschlagen....
Mein Herz war draußen, als ich es gesungen,
Wo hoch am Wattenmeer die Deiche ragen.

Das Meer kennt und liebt der Dichter bei Tag und Nacht. Ob Nebel über den Watten brauen, oder goldig über den Wellen die Sonne blinkt, ob ruhig und eben die Wellen gleiten, oder sturmdurchwühlt die Wogen spritzen: das Meer ist des Dichters Liebling. „In der Fremde" packt ihn das Heimweh; die Fremde lehrt ihn recht Wert und Schönheit der Heimat schätzen. Auf der Piazza di S. Marco in Venedig, wo die Kapelle der Bersaglieri ein Schumannsches Lied spielt, kommt ihm plötzlich das Verständnis für Schumanns Kunst; sie zaubert ihm so scharf und deutlich das Bild der Heimat vor sein inneres Auge, daß er den musikalischen Gedanken mühelos erfaßt und übersetzt. In die Gassen der Heimat, „wo in allen Winkeln und Ecken sich Heimlichkeiten und Wunder verstecken," kehrt sein wandermüder Fuß zum Ausruhn stets zurück. In den Frieden des Elternhauses, das reicheren Segen umhegt als ein Königsschloß, zieht es ihn immer wieder, wenn draußen im Lärm der Welt sich seine Seele wund kämpfte. Zum Herzen des Vaters, der stets „der große Geber war, der Wundermann, der alles kann," drängt es auch noch den Mann, der an keine Wunder mehr glaubt und aus dem Vaterherzen doch noch tausend Schätze zieht.

[1]) Bereits im September 1848. H.

Die Lieder der 4. Abteilung sind „Einer Verlorenen" gewidmet. Die Literatur unserer jungen und jüngsten Dichter zeigt, daß die „Stellung zum Weib" ihnen das Sphinx-Problem geworden ist. Das Ewig Weibliche zieht alle hinan; manche freilich nur zu kurzer, roher Lust. Viele klagen mit Schönaich-Carolath: „Das Ewig-Weibliche ist Schmerz ohn' Ende. Wer also groß, daß ohne Gram und Spott er schweigend sich von Erdensonnen wende, ist einsam zwar, doch eins mit Gott." Und andere gar kehren sich mit Ekel ab von dem Pfuhl der gemeinen, brutalen Sinnenlust, in den ihre Leidenschaft und äußere Umstände sie und Tausende ihrer Volksgenossen gerissen haben. Es wird ihnen schon als Verdienst angerechnet — es ist auch ein Verdienst —, wenn sie ihrer Sinne Herr werden und sich abwenden. Von dieser Art Poesie ist in Lobsiens Sammlung nichts zu finden; seiner lyrischen Natur fehlt dafür wohl auch die Erfahrung. Ist das ein Mangel? Ich denke nein! Seine Erotik ist keusch und rein; in seinen Liedern jauchzt und klagt, minnt und meidet das jugendlich frische, kraftvoll gestaltende Männerherz. Gerade auf diesem Gebiete hat er Töne von wunderbarer, volkstümlicher Schlichtheit und Schönheit gefunden:

Ein Edelfräulein hat mich gegrüßt,
Ein Edelfräulein hat mich geküßt,
Ging wohl in Samt und Seide.
Das macht, daß ich so selig bin,
Das macht, daß ich so traurig bin
Auf weiter, blühender Heide.

Auch die in Nr. 10 der „Heimat" abgedruckten Gedichte „Im Klostergarten zu Preetz" und „St. Odilia" geben neben vielen andern Zeugnis davon.

Bilder und Träume von bunter Vielheit bringen die „Dämmerstunden." Wenn der Dichter in Frohsinn und Übermut einen Tag mit Freuden verbracht hat, fragt er doch ohne Umschweife die Seele:

Was trugst du heute heim vom lauten Tage?
Was haben deine Netze heimgeschleppt,
Nun Stund' um Stund' des Tages sacht verebbt?

Wenn auch zuweilen die Antwort lautet: „Ein grenzenloses, totes Nichts," so ist's ebenso oft anders. In der Dämmerstunde kommen die Bilder wieder, die sein Auge flüchtig streiften, als

„achtlos ging mit Lärmen und Toben
vorüber ein drängender Großstadttag";

jetzt gewinnen sie Gestalt und neues Leben. Aus diesen Gedichten spricht ein gesunder Realismus. Nicht weltabgewandt und fremd sieht der Dichter der Menschen Treiben. Mit gesunden Augen schaut er zwar nicht nur des Lebens Tiefstand und seiner Logik Grausamkeit, sondern auch mal ein froh Ereignis („Vor St. Ansgar in Kiel" a. a. O.) Es geht ihm, wie es mehr oder weniger allen echten Dichtern ergehen wird: . . . „was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen." (Goethe.)

Bei Lobsien wog bislang das Bedürfnis ob, das, was ihn „erfreute oder quälte," in ein Gedicht zu verwandeln, weniger das, „was ihn sonst beschäftigte." Um an ein anderes Wort Goethes anzuschließen: „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten." In der Lobsienschen Sammlung „Ich liebe dich" finden wir fast nur Gedichte, die aus dem rein Gefühlsmäßigen, den seelischen Zuständen heraus gebannt und verdichtet sind. Im vorliegenden 2. Bande finden wir aber auch eine Verdichtung der verständigen Spekulation über die höchsten und letzten Dinge, über Gott und Tod. Darin zum Teil liegt der Fortschritt, den der Dichter in den letzten Jahren gemacht hat. Zwar ist ja auch hier wieder alles vorwiegend von der gesteigerten Phantasietätigkeit begleitet oder gar geleitet; nichts entquillt unmittelbar der rein grüblerischen Tätigkeit. Schon äußerlich ist der „Gottsucher" dafür die beste Illustration: Der Dichter des meerentrungenen und meerbedrohten Landes ruht aus von der Last des Tages am geliebten Strande und hört das Branden des Meeres traut sich in die Ohren klingen. Da fliegen seine Träume in die Ferne, und die Gedanken, die am Tage seinen Geist quälten, trägt seine Phantasie in die entfernten Berge. Hier, auf den gezackten und gefirnten Felsen des Gebirges, nicht zwischen den Dünen und auf den Watten der Heimat irrt er verzweifelnd umher, sucht, verflucht und findet seinen Gott. Aus vielen Gedichten ist des Poeten frommer Sinn zu erkennen, der vielleicht nicht fromm ist im kirchlich dogmatischen Sinne strenger Orthodoxie. Im „Gottsucher," wo zum ersten Mal scheinbar bewußt und gewollt die Stellung zu Gott gezeichnet wird, führt uns des Dichters Phantasie in eine ferne, unbekannte Welt. Wie mag's kommen? Ich bin überzeugt, daß Lobsien dieses Thema nicht zum letzten Mal behandelt hat, daß er später die Frage nach dem letzten Grunde

auch hinausrufen wird auf Heide oder Meer, und daß die Antwort dann vielleicht ein wenig klarer noch und fester und bestimmter erfolgen wird.

Zweifellos am vollendetsten ist der „Junker Tod“ überschriebene Zyklus von Gedichten. Ein Blatt aus Rethels Totentanz kommt uns vor das Auge: der Tod hat den alten, lebensmüden Glöckner sanft gestreift, den Glockenstrang seiner Hand entwunden und verrichtet nun für ihn das Abendläuten. Auch bei Lobsien kommt „der Tod als Freund.“

„Den Weg zu weisen aus der wilden Qual
Nach eines milden Friedens stillem Tal.“

Oder:

Wo Meere rollen, wo Wälder rauschen,
Wo die Einsamkeit horchend und schweigend sich dehnt,
Wo die Ströme des Lebens am lautesten rauschen
— Was suchst du! — Den Frieden findest du nie!
Es ist einer, der Frieden bringt
Und alle Rätsel und Wirrnisse löst,
Wenn nach der Tage Vollendung er
Dich lächelnd in nächtige Tiefen stößt.“

Wohl grüßt der Tod auch den Menschen in der Vollkraft seiner Jahre; doch dann ist's fast so, als wär' sein Gruß ihm leid. Wohl winkt er einem jungen Menschenkinde; doch das ist blaß und hat ihn lange schon erwartet. Wohin er kommt, bringt er Frieden und Erlösung. — Von seltener Schönheit sind die beiden Romanzen „Die junge Königin und der Landsknecht.“ Der Raummangel verbietet mir, näher auf sie einzugehen, oder um ihren Abdruck zu bitten. Wer die „Dünung“ noch nicht in die Hand bekommen sollte, findet diese beiden Lieder auch in der Oktober-Nr. von „Westermanns Monatsheften.“

In Lobsiens Sprache, so schlicht und einfach sie in der Regel ist, liegt ein wunderbarer Wohllaut, der immer der jeweiligen Stimmung angepaßt ist. Man lese die schlichten Verse:

„Am Wege duftete der Dorn,
Ganz leise rauschte die Linde,
Und heimlich gingen durchs gelbe Korn
Die singenden Sommerwinde.“

Welches crescendo liegt in den Zeilen:

„Schon hör' ich hinterm grünen Deich
In wunderbarem vollen,
Machtvoll geschwellten Orgelton
Die dunklen Wogen rollen.“

Man steigt mit dem Dichter den Deich hinauf; immer lauter klingt das Brausen des Meeres (bis „Orgelton“). Dann steht man oben und hört in gleichmäßiger Stärke „die dunklen Wogen rollen.“ — Seine Kraft zu „bildern“ hat seit der Veröffentlichung des ersten Bandes zugenommen. Die Bilder sind von großer Plastik und Anschaulichkeit. Kein falscher Strich stört die Harmonie der Farben.

„Dünung“ ist das Werk eines echten norddeutschen Poeten. Nur wer Wind und Wasser unserer Heimat kennt, kann singen:

„Wir saßen droben im Schärennest
Lachende Wandergesellen.
Von draußen kam ein strammer Nordwest
Und wühlte in den Wellen.“

Darum ist der Gedichtband auch ein echtes Heimatbuch, das den Lesern der „Heimat“ besonders lieb werden wird. Und wenn sie ja einmal Anklänge an andere Poeten unserer Heimat finden (vgl. „Mittag auf Lütt-Jens-Warft“ und „Abseits“ von Storm), was tut's? Lobsien hat seine eigene Art trotzdem, und die erweckt helle Freude und hohen Genuß. — Darum wünsche ich der „Dünung,“ die auch bei C. Schünemann in Bremen erschienen und vornehm ausgestattet ist, viele Freunde.

Kiel. K. Jungclaus.



14. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck zu Plön

am 24., 25. und 26. Mai 1904.

(Schluß.)

Die Nachmittagsstunden nach dem Festessen waren den Ausflügen gewidmet. Etwa 30 Personen schlossen sich der Führung der Herren Pastor Lamp und Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wieding an und fuhren mit der Bahn nach Ascheberg. Vom Bahnhofe Ascheberg führt eine prächtige Eichenallee zum Gutshofe. Die Ökonomiegebäude liegen gesondert am Eingang des Parks, so daß die ziemlich große Insel, welche vom Großen Plöner See und von dem Schloßgraben umspült wird und einst die gesamten Gutsanlagen umfaßte, jetzt

nur noch das Herrenhaus und den Park enthält. In der Halle des Schlosses wurden die Teilnehmer vom Besitzer, dem Wirkl. Geheimrat Grafen von Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz, und den Töchtern dieses Hauses, den Gräfinnen Charlotte und Luise, in liebenswürdigster Weise empfangen. Auf der Veranda wurde den Gästen der Kaffee gereicht; der Blick schweifte hinaus über den Park und auf den See. Sonnenschein draußen über der Flur, Sonnenschein im Herzen der liebenswürdigen Gastgeber: Widerschein im Herzen und auf dem Antlitz der Gäste. Se. Excellenz der Herr Graf gab in einem kurzen Abriß der Geschichte Aschebergs die nötige Unterlage für alles, was hernach auf dem Rundgange durch den Park besichtigt werden sollte. Er erzählte etwa folgendes:

Die dem Datum nach älteste Erwähnung des Wohnortes Ascheberg findet sich in den Visionen des Neumünsteraner Mönches Gottschalk vom Jahre 1190. Es wohnten damals dort noch Slaven mit in dem Dorfe Ascheberg. 1210 und 1215 sind urkundlich Hufen von Ascheberg an das Kloster Neumünster geschenkt worden, so daß, selbst wenn man die Visiones Godscalci als zurückdatiert annimmt, das Vorhandensein von Ascheberg um 1200 erwiesen ist. Der Name ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit Eschenberg. Wenn nicht, was durchaus wahrscheinlich ist, in wendischer Zeit, so doch bald nach der Eroberung Ostholsteins durch die Deutschen muß neben dem Dorfe ein Herrensitz Ascheberg vorhanden



Die Kirche in Bosau.

gewesen sein; denn am Anfang des 14. Jahrhunderts tritt ein weit verzweigtes Adelsgeschlecht in der Geschichte unseres Landes hervor, das nach diesem Gut den Namen führt. Sie heißen meistens Volrad, Gottschalk oder Gotsik. Das Geschlecht scheint hier im Lande ausgestorben zu sein mit der Priörin Emerentia von Ascheberg, welche von 1590—1596 dem Kloster Preetz vorstand. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts treten die Rantzau als Besitzer von Ascheberg auf, von welchen es durch Margaretha von der Wisch, Tochter des Claus Rantzau auf Ascheberg, an die Wisch auf Deutsch-Nienhof übergeht. Eine von der Wisch bringt es den Sehestedt mit, eine Sehestedt den Pogwisch. Daniel Pogwisch hatte eine Dorothea Brockdorff zur Frau. Nach seinem 1640 erfolgten Tode heiratete sie Bertram von Rantzau zu Weißenhaus und Lammershagen. Ihre zweite Tochter Margaretha Rantzau, geb. 1642, gest. 1708, brachte das Gut Ascheberg ihrem Gemahl Christian Rantzau zu, der schon Rastorf, Bürau und Cronshagen, vielleicht auch Bossee besaß. Nach dem Tode ihres Mannes 1704 behielt Margaretha Rantzau das Gut Ascheberg, welches

ihr Sohn Bertram damals schon für sie verwaltete. Besonders lange hat Hans Rantzau, der 1769 gestorben ist, das Gut besessen. Er hat eine Menge von Wohlfahrtseinrichtungen bei seinen Leuten eingeführt, unter anderem auch die Aufhebung der Leibeigenschaft. Sein ältester Sohn Schack Carl starb kinderlos 1789 in Frankreich; deswegen kam das Gut kraft eines Erbvertrages von 1706 an einen Seitenzweig, und zwar fiel es dem Grafen Christian Ämilius von Rantzau zu. Christian Ämilius fing an, das Gut zu vererbpachten. Sein Sohn Christian Detlef Carl, gest. 1812, setzte dieses fort. Um die Wende des Jahrhunderts kam die Reichsgräfin Christina Hedewig von Schmettau in den Besitz, die das Gut für 195031 Reichstaler 4 Schillinge am 19. Januar 1804 verkaufte an Vollmacht Hans Hansen aus Dithmarschen. Klaus Groth hat dieses in seinem „Quickborn" (De Vullmacht) verwertet. Hansen mußte es 1812 an Christian Schleiden verkaufen. Von diesem kam es an den Grafen Conrad Christoph von Ahlefeld, der es als Patengeschenk mir, seinem Großneffen, dem Grafen Conrad von Brockdorff, vererbte mit der Bestimmung, daß ich den Namen Brockdorff-Ahlefeld für mich und meine Kinder annehme. So ist der Besitz in meine Hände gelangt. — —

Und dann trat die Gesellschaft hinaus in den herrlich am Großen Plöner See gelegenen Park; derselbe ist ausgezeichnet durch das Vorhandensein prächtiger Alleen, er ist im Besitze schöner Baumgruppen und einzelner Baumriesen. Eine Sehenswürdigkeit bildet allein schon eine Kastanie: der Hauptstamm steht in der Mitte, die Seitenstämme könnten für sich allein schon stattliche Bäume darstellen. Der Ascheberg vorliegende Teil des Großen Plöner Sees hat Burgfrieden. Dichte weiße Wolken in der Sonne leuchtender Möwen schwebten daher über den flacheren der zahlreichen Inseln, während im Schilf der größeren die verschiedenen Arten der Wasservögel (Enten, Gänse, Säger, das grünfüßige Teichhuhn, Regenpfeifer usw.) ihr Wesen treiben und ihre mannigfaltigen Stimmen hören lassen. Grotten und Lauben erinnern an die Königin Karoline und an Struensee, an den Grafen Hans von Rantzau, aus dessen Verordnungen für seine Gutsuntertanen (1768) vorhin einige Proben verlesen worden waren. Auch Rousseaus Andenken wird wachgehalten; denn im nahe gelegenen, zum Gute gehörigen Dorfe Dersau ist noch das Haus erhalten, das für ihn bestimmt war.

Nach beendigtem Rundgange wurde den Gästen in Form einer Bowle nebst Butterbrot eine Erfrischung gereicht. Bei dieser Gelegenheit nahm unser Vorsitzender, Rektor Peters, das Wort und dankte für die liebenswürdige Aufnahme, welche wir in Plön und namentlich auch hier in diesem gastlichen Hause gefunden haben. Wir bedürfen der Ermunterung, besonders auf unsern jährlich stattfindenden Generalversammlungen. Nun haben wir gerade auf dieser viel Liebe und Anerkennung, viel Interesse gefunden; wir freuen uns aber namentlich über das, was uns hier geboten worden ist. Ein derartiger Empfang und eine solche Aufwartung ist den Teilnehmern auf früheren Versammlungen noch niemals geboten worden. Ew. Excellenz stehen in einem hohen Alter, das der Ruhe bedürfte; trotzdem haben der Herr Graf persönlich den Verhandlungen in Plön beigewohnt und allen andern, namentlich aber denen, die unserer Generalversammlung geflissentlich noch fern bleiben, ein Beispiel gegeben. Auch aus anderen Anzeichen darf geschlossen werden, daß in diesem Hause die Liebe zur schönen Heimat eine ganz besondere Stätte gefunden habe. Möge es immer und überall so sein! Mit einem Hoch auf das Haus Ascheberg schloß Redner seine warm empfundenen Dankesworte. — —

Eine zweite Gruppe der Festteilnehmer folgte der Einladung des Herrn Pastor Piening-Bosau und bestieg das für die Fahrt über den Plöner See bereitliegende Dampfboot; die Kosten für die Überfahrt wurden ebenfalls aus öffentlichen Mitteln gedeckt. Bei gemeinsamer Kaffeetafel entrollte Pastor Piening in großen Zügen die Historie des Dorfes Bosau und seiner Kirche und führte ungefähr Folgendes aus:

Kaiser Karl der Große zog in den Sachsenkriegen die slavischen Obotriten hierher in die ganze deutsche Nordostmark, bis nach Sachsen hinunter. Bei Gelegenheit der Tauf des Dänenkönigs Harald zu Ingelheim 826 ging Anskar nach hier, wurde der Apostel de Nordens und zuletzt Erzbischof von Hamburg-Bremen, allwo er am 3. Februar 865 unte dem Ambrosianischen Lobgesange starb, 64 Jahre alt. Otto der Große überwand da Danewirke (J. Dose) und empfing 946 in Ingelheim die Bischöfe von Aarhus, Riepe und Schleswig. Außer diesen dreien gab es noch einen Bischof von Oldenburg, zu desse Bistum ganz Ostholstein, das heutige Fürstentum Lübeck, Lübeck, Lauenburg und Meckler burg gehörte (das Gebiet der Slaven). Als erster Bischof in Oldenburg wurde Marc († 952) genannt; zu seinem Unterhalt wurde ihm u. a. auch Buzu (Bosau) gegeben. Abe die Slaven waren Feinde des Christentums. Propst Oddar in Oldenburg und 60 Pre byter wurden 1003 grausam getötet. 1066 wurde das Oldenburger Bistum, das inzwische in die Bistümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg zerlegt worden war, zerstört. D Oldenburger Bischofssitz blieb bis 1149 völlig verwaist. Es war Vicelin, der das ze tretene Heiligtum wieder aufrichtete und zum Siege führte.

Vicelins Geschichte ist der Mehrzahl unserer Leser bekannt; es mag genügen, ku

die Umstände darzulegen, welche zur Wiederaufrichtung des Bistums Oldenburg führten. 1126 kam Vicelin aus Hameln mit dem Erzbischof Adalbert zu einer Visitation nach Milintorp (Meldorf). Hier wurde er von Mönchen aus Faldera (Neumünster) aufgesucht; sie baten ihn um einen Priester. So kam Vicelin mit Autbert über Faldera nach der slavischen Ostmark Holsteins und wurde unter dem Schutze Heinrichs des Löwen 1049 Bischof von Oldenburg. Graf Adolf II. schenkte ihm die frühere bischöfliche Besitzung Bosau. Bosau, anmutig am schönen Plöner See gelegen, war von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Oldenburger Bischöfe gewesen; auch Vicelin zog es dorthin. 1151 begann er den Bau der Kirche und eines Hauses, bereits 1152 konnte er das Gotteshaus weihen; er starb am 12. Dezember 1154 zu Faldera und wurde dort auch begraben. Seit Aufhebung des Klosters in Neumünster (1326) liegt Vicelin in Bordesholm. Über den Bau der Bosauer Kirche haben wir sichere Nachricht; denn Helmold hat den Bau und seine Einweihung als Presbyter in Bosau erlebt und in seiner »Chronica Slavorum« beschrieben. (Helmold starb um 1177.)

Es ist zu bewundern, daß die Kirche zu Bosau in einem Jahre errichtet und vollendet werden konnte; denn Bosau lag fernab von den größeren Orten Neumünster und Segeberg, das Land war durch die steten Kämpfe verödet, entvölkert, Weg und Steg waren kaum vorhanden. Und doch hat die im romanischen Stil erbaute Kirche im Innern eine Länge von 35 m, das Gewölbe ist in der Mitte 10 m hoch, und der Turm mißt vom Fuße bis zur Spitze 38 m. Dabei sind die Mauern 1½ m dick und hergestellt aus lauter Feldsteinen, die durch steinhart gewordenen Mörtel verbunden sind. Sowohl in- als auch auswendig war die ganze Mauer mit blendend weißem Segeberger Gips besetzt. Unter Führung des Pastors Piening schritten wir durch die schmale Kirchhofstür auf den alten Gottesacker, betrachteten mit ehrfurchtsvollem Schauer den gewaltigen Taufstein, der vor Zeiten in der Kirche stand, jetzt aber draußen aufgerichtet worden ist. Der Stein hat die Form eines Kelches, ist 2 m hoch, und das Becken selbst hat 1 m im Durchmesser. Auffallend ist, daß der Fuß aus Kalkstein, das Becken aber aus Granit gearbeitet war. Kenner wollen wissen, daß der Stein schon aus vorvicelinischer Zeit stamme; unser Führer bezweifelte das. Der Zahn der Zeit hat an dem Mauerwerk der Kirche genagt, die Furie des dreißigjährigen Krieges hat auch sie nicht verschont; nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge wurde das Innere sogar ziemlich verwüstet, der Turm zerstört, das Dach zertrümmert, aber die Mauern standen, höchstens der Putz fiel hernieder, die Kugeln rissen Lücken, wie uns die Ziegelsteinflecken in der Granitmauer noch bezeugten. Wahrscheinlich ist in dieser Verwüstung auch der Taufstein zerschlagen worden; denn 1677 wurde der Kirche eine neue Taufe geschenkt, und der alte, ehrwürdige Taufstein fand seinen Weg auf den Kirchhof. Der Fuß ward hier förmlich als steinerner Tisch aufgestellt, findet im Inventar von 1836 Erwähnung und ist seitdem verschwunden. Und das Becken? Es fand sich in Eutin als — Regentonne wieder, bis es Frau Prof. J. Mestorf in Kiel entdeckte und veranlaßte, daß es so schnell wie möglich seiner prosaischen Bestimmung entrissen und zum mindesten auf dem Bosauer Kirchhof als unverwüstlicher Zeuge frühester Vergangenheit aufgestellt werde. Das ist geschehen — leider mußte man sich damit begnügen, den fehlenden oberen Teil des Fußes, der in seiner ursprünglichen Gestalt mit Knauf nicht wieder zu bekommen war, in Zement-Verputzung herzustellen.



Innere Ansicht der Kirche in Bosau.

Soviel über die Geschichte des Taufsteins. Ich habe absichtlich an dieser Stelle mein Chronistengewebe etwas feinmaschiger gestaltet, weil in jeder schleswig-holsteinischen Schule des Steines gedacht wird. Selbstverständlich traten wir auch in das Innere des Gotteshauses und schenkten den mannigfachen Sehenswürdigkeiten unser Interesse, zumal es an einer schlichten Erläuterung nicht fehlte. Doch ich muß schließen, und verweise darum auf das treffliche Büchlein des Pastors Piening: „Die Petrikirche Vicelins in Bosau und ihre Gemeinde." Eutin: W. Struve. 1893. Zum andern aber bitte ich jeden unserer Leser, die ehrwürdige Stätte persönlich aufzusuchen. Er legitimiere sich nur als Mitglied unserer „Heimat," und Herr Pastor J. Piening in Bosau wird ihm ein liebenswürdiger Führer sein. Und hernach setze er sich zu Füßen der Kirche an das Seegestade und lasse seine Blicke über den See und die Ufer hüben und drüben schweifen, bald wird alles um ihn her lebendig werden: die Glocken läuten, Männer und Frauen in Festtagsgewändern nahen auf Kähnen; sie kommen von Nehmten und Plön hierher zur Kirche gezogen, in ein Gotteshaus, das infolge einer Gipsverkleidung über den See strahlte, heller als ein Marmordom. Den Kirchsteig hinauf zieht die Prozession mit Bannern und Bildern — — — so war's in alter Zeit!



Plön mit Biologischer Station und Bahnhof (Südseite).

Ein gemütliches Beisammensein in Langes Anlagen bildete den Beschluß des Tages, wanderfrohe Gesellen mit ihren Gefährtinnen machten am andern Tage noch die Runde zu Fuß um den Trammer See, und damit war das Programm bis auf den letzten Punkt erledigt, zur Freude aller, die wenigstens an ihrem Teile bemüht waren, den immer lebendiger werdenden Wunsch der Veranstalter unserer Generalversammlungen, diese zu volkstümlichen Landesversammlungen erstehen zu sehen, zu erfüllen. Und wenn alle erst so denken und handeln — wer fehlt dann noch? —

Um das Zustandekommen der Ausstellung im Knabenschulgebäude hatten sich namentlich die Herren Bürgermeister Kinder, Baurat Heydorn, Oberlehrer Dr. G. Wieding und Pastor Lamp, die noch dazu aus ihrer eigenen Sammlung reiche Beisteuer geliefert hatten, besonders verdient gemacht. Folgende Übersicht mag die Reichhaltigkeit des „über Nacht" ins Leben gerufenen Plöner Museums, das während und nach

der Ausstellung auch von den Bürgern und Bürgerinnen der Stadt, später auch von den Kaiserlichen Prinzen besucht worden ist, illustrieren:

Fayenzen: Musterstücke aus Kiel, Schleswig und Eckernförde.
Porzellane: von Sevres, Kopenhagen, Rudolstadt, Meißen.
Silbersachen: a. profane: Kieler Filigransachen (Knöpfe, Schlösser), Zuckerdosen, Gabel, Messer, Dosen im Renaissancestil; Schilder der Schützengilde; Pokale (Familien- und Innungswillkomms), b. Kirchengeräte.
Stickereien: Antipendien, fein genähte und geklöppelte hiesige und Brabanter Spitzen; feine Nadelarbeiten auf Tüll und Leinen; alte Namentücher, Perlstickereien, Brabanter Gobelins.
Messingsachen: schön gearbeitete Feuerkieken, Teller und Blenden (Wandteller); ein gepunzter Fliegenschrank (Prunkstück um 1600).
Zinn: Kannen und Becher, Totenleuchter, Teller und Schüsseln, Innungs- und Hochzeitskannen.
Bücher mit wunderschönem Silberbeschlag.

Der Große Plöner See mit Blick auf den Parnaß (oben rechts).

Münzen: in größerer Zahl (Gottorp, Schleswig-Holstein-Plön, Christian IV., schöne Hamburger und Schleswiger Brakteaten. Verschiedene Scheine und Obligationen der dänischen und schleswig-holsteinischen Regierung seit 1801. Alte Briefmarken.
Versteinerungen und Artefakte.
Herbarium mit Seltenheiten aus der Umgegend von Plön (Rektor Rohweder).
Bilder aus der Erhebungszeit Schleswig-Holsteins.
Kostüme aus der Empire-Zeit.
Serie vorzüglicher Landschaftsaufnahmen (Oberlehrer Dr. Wieding).

Der Schriftführer: Barfod.



1851.

Es kam von den deutschen Redouten
Die letzte Batterie.
Und wollte das Herz schier verbluten;
Vor Brüdern wichen sie.

Umsonst die Waffentaten,
Begeisterung und Mut:
Das Vaterland verraten,
Verraten das deutsche Blut.

Umsonst viel junge Leben
Geopfert auf Heide und Feld.
Umsonst dahingegeben
Manch Glück, einst wohlbestellt.

Dumpf rollte durch Rendsburgs Straßen
Die letzte Batterie.
Die Trompeter begannen zu blasen
Eine Abschiedsmelodie.

Es klang wohl niemals trüber
Ein »Finis Poloniae.«
Ach, alles war vorüber
Und die Herzen voll Grimm und Weh.

Felix Schmeißer.



Mitteilungen.

1. **Bemerkenswerte Bäume in Albersdorf in Dithmarschen.** Das Kirchdorf Albersdorf, das wegen seiner günstigen Lage als Luftkurort und Sommerfrische mehr und mehr Beachtung findet, gehört zu den waldreichsten Orten im Westen unserer Provinz. Laub- und Nadelholz wechseln in den dortigen ausgedehnten Waldungen ab, die erfreulicherweise durch neue Aufforstungen noch immer mehr erweitert werden. Ihres geringeren Alters wegen haben jene Waldungen keine rühmenswerten Baumriesen aufzuweisen. Eine prächtige Eiche, die vorher einen dort verlaufenden Knick schmückte und bei der Bebauung der Koppel von der Axt verschont blieb, steht im Orte selbst. Sie hat der nun vorbeiführenden Straße den Namen Eichstraße verschafft. Wie nebenstehende Abbildung zeigt, wölbt sich die schöne



Eiche an der Eichstraße in Albersdorf.
Photographie von W. Lorenz in Albersdorf.

volle Krone, die etwa 22 m im Durchmesser hat, über diese Straße hinüber. Bei einem Umfange von 3,50 m auf 1 m Höhe streckt sich der gerade Stamm 4 m bis zur Verästelung empor. Auch im Albersdorfer Wald, nämlich gleich in dem ersten Gehölz, dem „Papenbusch," finden sich zwei Bäume, die der Beachtung wert sind. Dicht am Bahnkörper der westholsteinischen Bahn steht eine Birke, die durch ihren sonderbaren Wuchs auffällt. Der Stamm steigt zunächst 2 m grade empor, biegt dann um und wächst in gleicher Länge wagerecht weiter, um erst dann seinen Wipfel in Konkurrenz mit den Nachbarstämmen wieder senkrecht hinaufzusenden. Mitten in diesem Gehölz trifft man nicht weit von der kleinen Brücke eine interessante Verwachsung zweier Rotbuchen. Die eine steigt schlank aus dem Boden empor und zeigt bereits einen Stammumfang von 1,25 m. Auf 4,50 m Höhe wird sie von der anderen Buche erreicht, die sich schräge gegen die Schwester gelehnt hat. An der Berührungsstelle sind die beiden Stämme fest miteinander verwachsen, so daß jetzt die innigste Gemeinschaft besteht. Der Stamm der zweiten Buche, der unten ungefähr 1/2 m Umfang hat, ist der Wurzel beraubt; das untere Stammende schwebt 1 m hoch frei über dem Waldboden. Trotzdem treibt diese verletzte Buche, allein von der Nachbarin gehalten, an und kurz über der Verbindungsstelle noch eine Anzahl kräftiger Äste in die Krone der sie stützenden Genossin hinauf und schmückt sich alljährlich mit dichtem frischen Grün.

Kiel. F. Lorentzen.

2. **Der gemeine Kranich in Schleswig-Holstein.** Über diesen bei uns so seltenen interessanten Vogel kann ich aus meiner Jugendzeit berichten und zwar, daß derselbe in den dreißiger und auch noch in den vierziger Jahren des letztverflossenen Jahrhunderts in der Mitte Holsteins, nämlich in der Padenstedter Feldmark (1 Stunde westl. von Neumünster) eine so bekannte Erscheinung war und so häufig in ansehnlichen Scharen wahrgenommen werden konnte, daß selbst wir Knaben ihn schon im Fluge von unserm Hausstorch bestimmt unterscheiden konnten, ohne daß wir sein bekanntes trompetenartiges Geschrei vernommen hatten. Sein Flug unterschied sich von dem des Storchs hauptsächlich durch seine Flügelschläge und dadurch, daß er nicht so lange schwebend sich verhielt. Sein Brutgeschäft betrieb er in den sumpfigen, mit Erlen und Birken bestandenen Brüchen, wo er sein Nest auf Stubben an schwer zugänglichen Stellen hatte. Nur ein einziges Mal habe ich als Junge Gelegenheit gehabt, seine zwei großen graulich gefleckten Eier (von der Größe der unserer Hausgans) zu sehen, als es einem jungen Menschen eines Tags gelungen war, auf hohen Schaftstiefeln durch den Sumpf watend zu seinem Nest zu gelangen und dem brütenden Vogel die Eier zu rauben. In jenen Jahren wurde in der Umgegend von Neumünster auf den dortigen Feldmarken mit leichtem Sandboden ein sehr ausgedehnter Anbau von unsern gelben Felderbsen betrieben, und die Erbsenfelder waren es, welche die stolzen Vögel aus den sumpfigen Brüchen herauslockten, so daß sie selbst auf in der Nähe des Dorfes belegenen Koppeln erschienen, um sich an ihrer Lieblingsspeise gütlich zu tun, indem sie im Frühjahr die frisch gesäeten Erbsen auflasen und im Spätsommer dieselben aus den Hülsen heraushackten. Durch diese Lebensgewohnheit wurden sie entschieden sehr schädliche Gäste und deshalb als solche von den Landwirten verfolgt und verscheucht. Die Kraniche erwiesen sich aber stets, wenn sie ihre Besuche abstatteten, als vorsichtige und schlaue Vögel, denn wenn ihr Feind mit der in einem Sack verborgenen Flinte hinter einem Knick sich langsam fortbewegend, sie beschleichen wollte, so gelang es niemals, daß der Schütze sich soweit näherte, um auf einen glücklichen Erfolg rechnen zu können, denn der auf seinem Posten als Schildwache stehende Kranich machte durch sein trompetenartiges Geschrei seine Genossen rechtzeitig auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam, worauf die ganze Schar sich erhob und schleunigst die Flucht ergriff. Die Bauern sagten dann gewöhnlich, daß die ihnen verhaßten gefiederten Gäste das ihnen gefahrbringende Schießpulver schon in weiter Entfernung riechen könnten. Zuweilen kamen sie von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt, den an der Brokenlander Grenze liegenden Erlenbrüchen, auf die hochliegenden sandigen Ackerfelder der Padenstedter Feldmark, und war es dann für den Beobachter ein interessanter Anblick, wenn sie einherstolzierten oder umhersprangen, oder Steinchen mit dem Schnabel aufnahmen und empor in die Luft warfen. — Seit jener Zeit sind annähernd 70 Jahre verflossen. Ausgedehnte Erlenbrüche sind auch heute noch in der Padenstedter Feldmark vorhanden, aber trotzdem bekommt man jetzt keinen Kranich mehr zu Gesicht. Die Ursache seines Verschwindens ist unsere heutige Bodenkultur: die sumpfigen Flächen der Erlenbrüche sind an den meisten Stellen durch Entwässerungsanlagen trockengelegt, einzelne auch in fruchtbares Wiesenland verwandelt, bieten aber dem Kranich keinen passenden Aufenthaltsort für sein Brutgeschäft. Seit dem Jahre 1848 ist er, wie mir meine Jugendgenossen versichert haben, in der Padenstedter Feldmark fast garnicht mehr beobachtet worden. Nur zur Zugzeit im Frühjahr und im Herbst will man in dortiger Gegend ihn noch später in hohen Lüften wahrgenommen haben.

Hahnenkamp bei Horst. Butenschön.

Bücherschau.

Min Modersprak von Klaus Groth. Aus dem ersten und zweiten Teil des „Quickborn" und der Prosaerzählung „Ut min Jungsparadies" für die Jugend ausgewählt. Mit Bildern von Otto Speckter. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1905. — Unter diesem Titel ist von den Prüfungsausschüssen in Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein ein Büchlein herausgegeben worden, das Dichtungen von Klaus Groth enthält, die sich für Kinder eignen. Die Einleitung bildet das Gedicht „Min Modersprak," dann folgt die erste Prosaerzählung aus der Sammlung „Ut min Jungsparadies" und darauf aus den beiden Bänden des „Quickborn" Naturbilder, Kinderlieder, Reime, Balladen und Bilder aus dem Menschenleben. Den Schluß bildet ein Wörterverzeichnis. Ein Inhaltsverzeichnis fehlt. Der Preis beträgt 1 M

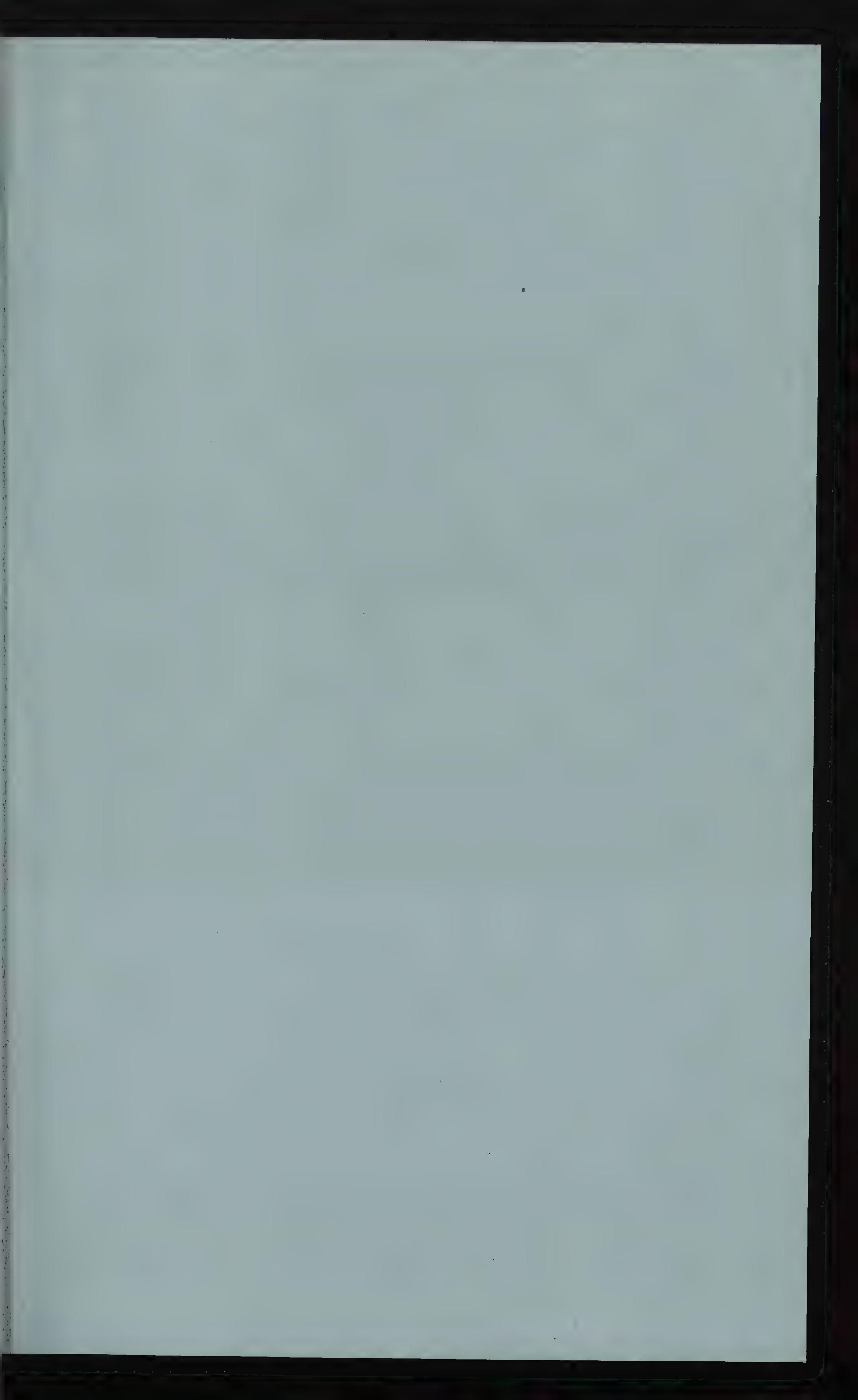
Als zehnjähriger Knabe habe ich zum ersten Male den „Quickborn" in die Hand bekommen, und ich weiß noch genau, welch tiefen Eindruck das Buch damals auf mich gemacht hat. Es hat hernach stets zu meinen Lieblingsbüchern gehört; ich habe es immer wieder gelesen, bis ich es halb auswendig wußte, und ich weiß gewiß, daß es mein inneres Leben nachhaltig beeinflußt hat. Ich habe in diesem Einfluß stets einen unschätzbaren Segen gesehen und freue mich nun ganz besonders, daß durch das vorliegende Buch die Möglichkeit geboten wird, unsere Jugend leichter zu diesem Quell reiner Poesie zu führen, als es bisher möglich war. Es ist keine billige Rezensentenphrase, wenn ich diesem Buche die weiteste Verbreitung wünsche, auch unter Erwachsenen. Es könnte doch sein, daß die Großen, wenn ihnen die Proben gefallen, die dieses Buch bietet, auch wieder nach dem ganzen „Quickborn" greifen, wie man es früher tat, ja, es wäre möglich, daß sie dann auch einmal fragten, ob Klaus Groth nicht noch mehr geschrieben habe. Und wenn sie sich dann in den andern Werken des Mannes umsähen, so würden sie staunen. Denn wer sich nur wirklich mit Klaus Groths Dichtungen beschäftigen will, dem muß es klar werden, daß sie zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Ich weiß wohl, daß manche in diesem Urteil eine maßlose Übertreibung erblicken werden, — besonders die werden es tun, die es nie für der Mühe wert gehalten haben, sich ernstlich in Klaus Groth zu vertiefen, — wahr bleibt es darum doch, und die Zeit wird kommen, wo es allgemeiner anerkannt werden wird. Zugeben will ich freilich, daß Groths Kunst nicht für jedermann ist. Allerdings meine ich, daß die Gedichte, die für die vorliegende Sammlung ausgewählt worden sind, ihre Wirkung auf jeden ausüben müssen, dem überhaupt das Gebiet der Poesie zugänglich ist und der nicht mit Vorurteilen an sie herantritt, für jeden, der wirklich einen „Quickborn" sucht und nicht einen „Grillenscheucher." Ob aber z. B. die Art der Kleinmalerei, die Groths Prosaerzählungen so ungemein anziehend macht, packend wirkt für die breiten Kreise des Volkes, vor allem für die Jugend, die nach starken Tatsachen lechzt, — diese Frage wage ich nicht zu bejahen. Selbstverständlich bedeutet dieser Zweifel keine Herabsetzung, eher das Gegenteil; es könnte aber doch das vorliegende Buch darunter leiden, daß man das Prosastück, wenn man nicht darauf verzichten wollte, nicht wenigstens an den Schluß gestellt hat. Aber ich hoffe doch, daß es auch heute noch, wenigstens auf dem Lande, nachdenkliche Kinder geben wird, die sich trotz der unleugbaren Schwierigkeiten in die Geschichte hineinlesen werden. Tun sie es aber, so ist der Gewinn groß. — Und die Erwachsenen unserer Tage, die den Jörn Uhl verständnisvoll aufgenommen haben, müßten doch auch Klaus Groths Prosa würdigen können.

Die Auswahl der Gedichte wird jeden durchweg befriedigen, denn was in dem Buche steht, ist ohne Ausnahme wertvoll. Und alles, oder doch fast alles, wird auch, wenn die erste Schwierigkeit überwunden ist, die das Lesen plattdeutscher Stücke zur Zeit noch unserer garnicht daran gewöhnten Jugend bietet, zum Geiste unserer Kinder sprechen. Und dann wird durch diese Sammlung ein Doppeltes erreicht werden: sie wird unsere Kinder nicht nur mit edlen, reinen Dichtungen bekannt machen, sie wird auch dazu beitragen, daß die alte plattdeutsche Muttersprache unsers Volkes der Ehre wieder teilhaftig wird, die ihr gebührt.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung zu rühmen. Über die Speckterschen Bilder braucht nur gesagt zu werden, daß sie sich dem Texte würdig anschmiegen: das ist ihr höchstes Lob. Scheint es zuweilen, als ob sie in eine verschollene Welt hineinführen, so darf man nicht vergessen, daß das Dithmarschen, das Klaus Groth schilderte, auch der Vergangenheit angehört. Aber so fern liegt uns diese Vergangenheit nicht, daß wir sie nicht mehr unmittelbar begreifen könnten, und so fremd ist sie unserm Herzen auch nicht, daß wir uns nicht freudig und oft auch sehnsuchtsvoll in sie hineinversenken möchten.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

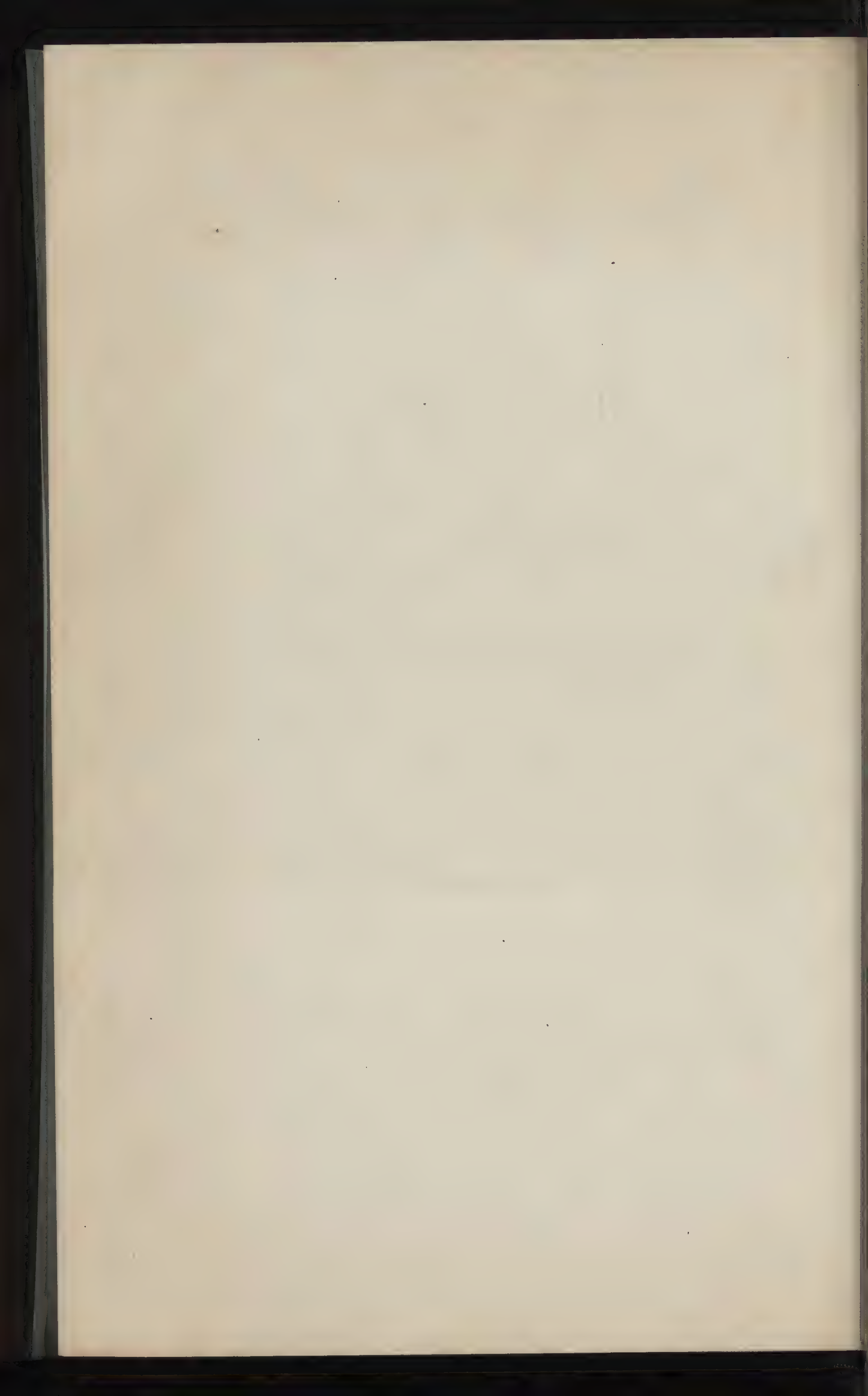
Fürstentum Lübeck.

XV. Jahrgang.



Kiel, 1905.

Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Verschiedenes.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 1. Januar 1905.

Unsere Heimat und die Amateur-Photographie.

Vortrag, gehalten auf der 14. Generalversammlung zu Plön am 25. Mai 1904
von Dr. **Gustav Wieding** in Plön.

Vor etlichen Jahren stand einmal in einem jetzt untergegangenen Witzblatte ein kleines Gedichtchen auf unsere Zeit, dessen Anfang lautete:

> Es ist ein herrliches Jahrhundert,
> In dem wir leben, das ist wahr!
> Wo man sich jeden Tag verwundert,
> Und manchmal in der Nacht sogar. —
> Entdeckt wird täglich etwas Frisches —

Ja, entdeckt wird genug, was aber ist es, was da z. T. entdeckt wird? —

Mancherlei unsrer neuen Industrie-Errungenschaften haben den Komfort und die Bequemlichkeit des Lebens gehoben, die Produktionskraft gesteigert, die Entfernungen aufgehoben, — ob sie aber die Welt eigentlich glücklicher gemacht haben, darüber sind die Freunde des Alten und des Neuen nicht so ganz einig, — das andere aber steht wohl fest: schöner gemacht haben sie die Welt nicht und das Schönheitsgefühl haben sie auch nicht gerade gehoben!

Unsere „Heimat“ brachte da in einer ihrer letzten Nummern den „Aufruf“ des „Vereins für Heimatschutz“ in ganz Deutschland; darin war viel Bemerkenswertes und Beherzigenswertes über dieses Thema gesagt.

Es wurde da z. B. ausgeführt, wie den sogenannten modernen „rationellen Wirtschaftsgrundsätzen“ zu Liebe von klugen Landwirten und noch klügeren landwirtschaftlichen Lehrern die letzten Spuren einer ursprünglicheren Natur, die unsere Vorfahren übriggelassen haben, weggeräumt und bekämpft werden. Z. B., könnte man hinzufügen, wird hier in Holstein unsern alten braven Knicks und ehrwürdigen stillen „Reddern“ mit all der Poesie, die sie bieten, mit all dem reichen Pflanzen- und Tierleben, das sie beherbergen, der Krieg gemacht; — und wo nicht ein freundlicher Gutsherr schützend seine Hand über den alten Eichen im Wall und auf dem Felde hält, da schlägt der „rationelle“ neue Herr Verwalter oder der noch rationellere Pächter sie sicher herunter: Man vergleiche einmal darin bäuerliche und Gutsdistrikte miteinander. — Ja, in letzter Zeit sind sogar die Wegebauherren, die es etwas angeht, und das liebe Publikum, das es nichts angeht, den biederen Chausseebäumen abhold geworden.

Die „Regulierung“ gekrümmter Flußläufe, die sonst das Wiesenland durchschlängelten, der Bau von jenen abscheulichen modernen Eisenbrücken, auch da, wo's eine steinerne oder hölzerne ebensogut wieder getan hätte, verbessern das Landschaftsbild auch nicht gerade.

Die alte Bauweise unserer niedersächsischen Bauernhäuser und Gutsscheunen weicht je länger, je mehr einer Art von amerikanischem Farmerstil, der auf einen harmlosen Menschen, welcher nach etlicher Zeit ahnungslos die Stätte wieder betritt, an der er sich über einen alten Fachwerkbau mit hohem Retdach gefreut hat, ungefähr wie eine gute Ohrfeige wirken. Besonders Schreckliches wird in der Art jetzt in unseren Marschen geleistet; es ist zum Weinen, wie dort die schönen Höfe abnehmen. Wieviel in dieser Beziehung jedes Jahr daraufgeht, weiß der Photograph am besten zu sagen, der es einmal, wo er in einer abgelegenen Gegend war, versäumte, ein schönes Motiv festzuhalten oder keine Platte mehr dafür hatte — nun, er tröstet sich: das nächste Jahr, zur selben Zeit hol ich's mir, wenn ich wiederum komm! — Aber hilf heilige Anna! Da ist inzwischen der rationelle Landmann oder ein Baumensch dagewesen und sie haben gesündigt wider den heiligen Geist der Natur und frech hineingebaxt in das Angesicht der alten Heimat!

Das Schlimmste sind die modernen Verkehrsverhältnisse: sie werfen die Menschen durcheinander und führen ihren Sinn in die Weite, lassen sie in die Fremde jagen und die Heimatschönheit nicht beachten oder gar verachten, sie verflachen ihr Natur- und Landschaftsgefühl. — Der Passagier des Eilzuges, der auf etliche Stunden sich die „Fahrtunterbrechung" von der roten Mütze bescheinigen läßt, der strampelnde Radler, der im vorgebeugten Kopfe sich seinen Rekord berechnet, und endlich jetzt in neuester Zeit noch der Lenker des stinkenden Automobils, sie stärken bei ihren eiligen Landausflügen und Kleinstadtbesuchen nicht gerade ihren Schönheitssinn. Stark werden und triebfähig werden können nur dauernde, feste Eindrücke, zumal in so schlichter Natur wie der Norddeutschlands und unserer Waterkant.

Wollen Sie es mir glauben: ich habe manches Jahr in der Marsch gelebt und mich in sie hineingesehen; aber wenn ich jetzt auf Ferienpfaden einmal wieder zu ihr komme, brauche ich etliche Zeit, um mich wieder hineinzuleben in ihre eigentümliche Schönheit und wenn ich zu früh losschieße mit meiner Kamera, gefallen mir selbst nachher gewöhnlich die Leistungen der ersten Tage nicht recht! Der rechte Großstadtmensch bringt aber überhaupt schon Nerven mit, die ihn immer nach Neuem, Außergewöhnlichem suchen lassen, das Hineinträumen in die Umgebung, das Hinübertreiben in die einfache, rechte Stimmung wird ihm schwer; unmöglich natürlich, wo er als „Verein" hinaus ins Grüne zieht. — Ich habe noch nie auf einer Gesellschaftstour oder einer Schulfahrt den Kasten mitgenommen: es wird doch nichts.

Dazu schadet noch die berechnende List der Fremdenfallenbesitzer oder die gutgemeinte Hülfe der Ortsvereine für Fremdenverkehr und Verschönerung. — Sie gängeln den Geschmack: wo nicht ein Pfahl steht mit „schöner Aussicht" und einer schwarzen Hand, da hält der vorbeisausende Kilometertrotter den Benzinwagen oder das „Chausseeperd" sicher nicht an. — So kommt es, daß der ganze Fremdenverkehr in ausgetretenen Pfaden sich bewegt.

Und diesen Teufel des Stumpfsinns kann man nur ablenken von seiner gewohnten Bahn durch Beelzebub, den Obersten der Teufel: d. h. durch größere Reklame. So geht's uns hier z. B. in Plön: unsere Umgegend ist der Eutiner vollständig ebenbürtig, ja, zumteil in der großartigen Führung der Linien noch überlegen; wer von den Fremden aber hierherkommt, kommt denn über Schloßgarten und Biberhöhe, Parnaß und Weg nach Gremsmühlen hinaus? Wer von den Durchreisenden hat die Tour gemacht um unsern Trammer See, wer Bosau besucht, wer Wittmoldt und Wahlsdorf, wer Lebrade, das Schönweider oder Rantzauer Gut gesehen?

Und wenn unsre Plöner Mitbürger den Goldstrom nicht nur müßig an sich vorbeirollen lassen wollen, so müssen sie's halt ebenso machen und Reklame machen. Daß sie's noch geschickter machen könnten, ist eine zweite Frage, über die sich manches sagen ließe.

Diese ganzen modernen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse, die ganze schablonisierende Richtung unserer Zeit führen uns ja drohend einer flachen Zukunft entgegen: es handelt sich nicht etwa bloß darum, eine speziell holsteinische oder niedersächsische Landschafts- und Ortsphysiognomie und niedersächsische Lebensformen zu schützen vor der Vermischung, vor dem Aufgehen in einen allgemein deutschen Typus, der etwa ein notwendiges Produkt der nationalen Einigung wäre: nein, was uns die neue Zeit bringt, ist schlechtweg international, folglich charakterlos, farblos und geschmacklos! Und wenn in dieser internationalen Richtung noch etwas von dem Gepräge einer fremden Nation zu erkennen ist, so ist das nicht etwa der Geschmack des einst kunstberühmten Italiens oder des graziösen Frankentums, nein, das Englische ist's, das Amerikanische: der Geschmack von Leuten, denen der Himmel die letzte Spur eines solchen genommen hat, von Leuten, die die einfachsten und natürlichsten Formen so ins Eckige, ins Widerliche, ich möchte sagen Karrierte umzugestalten verstehen, daß die Dinge zu ihrer eigenen Karrikatur werden! — Und alles meint dann zunächst: „Schön ist's zwar nicht, so wird's schon praktisch sein!" — Und bald hat sich's eingebürgert und kein Mensch merkt mehr, wie gräßlich es ist und wie unnötig zugleich!

So steht's mit der Gefahr! Da ertönt jetzt der Ruf: Rettet von heimatlicher Art und damit überhaupt von deutscher Art, was sich noch retten läßt! Denn noch gibt es vieles, was bald nicht mehr sein wird: von heimatlicher Bauweise, von deutscher Kunst, von deutschem Landschaftsbild, von alter Tracht und Sitte. In die Großstadt dringt diese Internationale ein, die ein Feind deutscher Art ist, so gut wie die politische Internationale, von der Großstadt überflutet sie dann Kleinstadt und Dorf! Rettet, so heißt der Ruf, vor Verkehrsmitteln und Maschinen, was sich noch retten läßt!

Ich kannte einstmals eine gute, alte fromme Dame, — sie war im Jahre 1799 — geboren, die behauptete, gegründeten Anlaß zu haben zu der Annahme, all die neuen Erfindungen und Errungenschaften seien Werke des Teufels. Sie können nicht mehr mit ihr über ihre Gründe rechten; sie schläft in Frieden. Aber angenommen, daß sie recht gehabt hätte, so zeigte sich dann wieder die Wahrheit des alten Spruchs: Daß Satans Reich selten mit sich eins sei. Denn unter diesen neuen Erfindungen des Bösen würde es eine geben, die zwar dem Zerstörungswerk ihrer Schwestern nicht Einhalt gebieten kann, wohl aber das Abbild wenigstens von Vielem retten kann für die Nachwelt, bevor es auf immer verschwindet! Es ist dies die vielgeschmähte und vielgepriesene Photoprapħie, die sogar ein Papst in einem reizenden lateinischen Verschen besungen hat. (So ist es am Ende doch wohl keine Teufelskunst?) Und speziell noch ist es die Photographie in der Hand des Amateurs. So haben sich dann auch schon solcherlei Aufrufe an die Amateur-Photographen, besonders an die Vereine, gewandt, ihre Hülfe bei dieser Art von Rettungswerk zu leihen, ehe es auch dazu zu spät sei.

Die Amateure haben hier größere Verpflichtung und größere Möglichkeit rettend einzuspringen, als die Fachphotographen.

Ja, mancherlei übernimmt zwar auch der Fachmann gern: Aufnahmen alter herrlicher Architekturen, berühmter Kunstwerke, bekannter Denkmäler. Da verlohnen sich die aufgewandte Zeit und Mühe nebst Kosten. Doch solche Werke sind eben auch selten in Gefahr!

Abseits aber von den großen Zentren und dem Strom kauflustiger und kaufkräftiger Fremden gibt es soviel Kleines, Intimes, was das liebe Bild der Heimat charakteristisch belebt, und das verlohnt sich für den Fachmann nicht, aufzunehmen, denn wer kauft's? Die Einheimischen? Sie sehen es täglich, schätzen es oft auch darum nicht. Die Fremden? Wenn welche hinkommen, wie viele haben Sinn dafür? und die den Sinn schon hätten, haben oft gerade nicht das Geld!

So muß der Amateur schon einspringen, denn er gibt seine freie Zeit gern dazu her, ohne sie zu rechnen, und Mühe und Arbeit bilden für ihn gerade das Vergnügen. Er kommt weiter umher und verfügt oft über bessere Beziehungen, und manchen gibt's sogar, bei dem auch die Kosten nicht einmal mitsprechen.

Selbstverständlich schalten die gewöhnlichen Knipser hierbei aus, und nur Leute kommen in Betracht, die die Sache ernst nehmen.

Doch können der tüchtige Amateur und photograpische Vereine wohl des Guten genug aufnehmen, und wir alle haben da schon unser Teil getan. Vor allem aber handelte es sich um die Schaffung von Zentralstellen, die die Bewegung leiten, die freiwilligen Kräfte gewinnen und mit ihnen disponieren könnten, die jedem Verein oder besonders begünstigt wohnenden, brauchbaren Amateuren ihren Bezirk anweisen müßten.

An sie müßten alle Aufnahmen eingeschickt werden: natürlich in unvergänglichen Drucken, d. h. also in Kohle-Pigmentdrucken, Gummidruck, und Platin; daneben wären wohl noch Bromsilbervergrößerungen zuzulassen. Eine bestimmte Kartongröße für die Kontaktabdrücke ließe sich ja vorschreiben; nicht zu klein, damit alle Formate darauf montiert werden könnten.

Diese Stelle würde natürlich schlechte und unsolide Arbeit, die sich andrängte, zu kassieren haben und das gesichtete Material dann zu ordnen und dem Publikum wie dem forschenden Gelehrten zugänglich aufzubewahren haben.

Als solche Zentralstellen kämen nach meiner Meinung für uns in Schleswig-Holstein vielleicht vor allem 2 Stellen in Betracht: für alles, was Kunst und Kunsthandwerk betrifft, das Thaulow-Museum zu Kiel (daneben für Dithmarschen vielleicht noch das Museum zu Meldorf). Die Museen von Altona und Flensburg haben für diese unsere Sache aber eigentlich keine Berechtigung; ich würde eine Zersplitterung und Verzettelung dieses neu zu sammelnden photographischen Materials an sie beklagen. Auch Trachtenbilder, sofern sie nichts als solche sein wollen, würden wohl dorthin zu weisen sein.

Die andere Zentralstelle würde dann unsere Landeshalle in Kiel abgeben können: da hinein gehörten alle Bilder, die den landschaftlichen Charakter unsers Landes mit Knicks und Bäumen und Hecktoren, wie er jetzt noch Gott sei dank zum größten Teil besteht, aber in Gefahr ist, zu verwischen, — festhalten wollen; dahinein gehörten auch wohl Straßen- und Dorfbilder, dahinein alles, was sich die Aufgabe stellt, das Leben der Bevölkerung und der jetzigen schon altmodisch werdenden Arbeitsbetriebe, besonders in Landwirtschaft und im Handwerk des Dorfes und der kleinen, Stadt wiederzugeben. Denn die Maschine und die Fabrik bringen auch alle diese Dinge ja immermehr zum Verschwinden! Wo sind Spinnrad und Webstuhl geblieben? Wie lange wird es die Räucherkate noch geben, wie lange noch die letzten Reste einer originelleren Tracht? Ich denke z. B. dabei schon an den sogen. „eigengemachten Rock" und an das blaue Leinenzeug unserer ländlichen Knechte und Tagelöhner. Die kurze Jacke mit ihrem eigentümlichen Nähtesystem ist so praktisch und so hübsch! Wie flott sieht nicht so ein Kerl in dieser Jacke und seinen hohen Stiefeln auf dem Sattelpferde aus, wenn er mit Vieren fährt! Und welches Farbenspiel entfaltet die alte Jacke, wenn dunkle neue Flicken auf dem ausgebleichten und ausgewaschenen Zeuge sitzen! — Da müßte eigentlich die Tochter

der Zukunft, die Farben-Photographie, herbeigewünscht werden, die allerdings bis jetzt noch immer nur aus der Ferne vor unsern Augen gaukelt. Wie schön sitzt das alles neben einander, wie ordentlich und ehrenfest sieht das alles aus im ehrlichen alten Blauzeug! Ein modernes Kleidungsstück, so geflickt, würde wohl dem glücklichen Träger etwas stark „Monarchenhaftes“ verleihen! Der langschößige Rock mit dem grünen Futter ist schon weit mehr verschwunden, und bald wird die alte Schirmmütze und die Halsbinde nachfolgen. Auch in den Trachten der Handwerker droht viel zu schwinden und Häßliches von der Großstadt einzudringen, z. B. bei unseren Schlachtern in neuerer Zeit eine ungeheuerliche Schirmmütze von Automobil-Facon. Dagegen sieht man fast nie mehr das alte Wetzeisen, das in Dolchform früher dem auf Kundschaft gehenden Gesellen an der Seite hing.

Leider haben nur oft diejenigen, welche all diese Sachen tragen und in Ehren halten sollten, keinen Begriff davon, wie schön es ihnen steht: das drastischste Beispiel dafür sind ja unsere Dienstmädchen, die nicht mehr in kurze Ärmel und eigengemachten Rock hineinzukriegen sind.

Wie oft wohlgemeinte Bestrebungen des besser Erkennenden sogar von Seiten gewürdigt werden, bei denen man etwas mehr Verständnis erwarten dürfte, ist merkwürdig! Mir gegenüber haben sich z. B. schon sonst ganz verständige Leute dahin ausgesprochen, wie unrecht sie es finden, daß man im Rixdorfer Gut noch kein Haus ohne die alte Blankdör, die gemütliche halbe Tür, baue. Was gibt es denn Schöneres und Praktischeres für ein niedersächsisches Haus? All diese Dinge, die man früher als nichts Besonderes betrachtete, müssen jetzt wenigstens im Bilde gerettet werden, wo's in Wirklichkeit nicht mehr geht.

Die Art der Trachten- und Gerätebilder gehörte also wohl besser in die Landeshalle.

Dahin gehörten endlich auch die Bilder berühmter, historischer Stätten. Ich z. B. habe, als ich noch in Flensburg war, den Plan gehabt, die Schlachtfelder der Herzogtümer aus alter und neuer Zeit aufzunehmen, Düppel und Översee so gut wie Idstedt und Friedrichstadt, Hemmingstedt so gut wie Bornhöved, die alten Befestigungen des Dannewirke, die Stellerburg und die Böckelnburg, die Rendsburger Baracken und so fort. Ich wollte dann Vergrößerungen stimmungsvoll geratener Bilder eingerahmt der Landeshalle verehren: manches habe ich dafür getan, doch kam ich zu früh von Flensburg fort, wo man gerade so recht im Zentrum sitzt. Proben davon finden Sie unter meinen ausgestellten Sachen in der Knabenschule, auf die ich überhaupt verweisen muß, um meine persönliche Auffassung der Dinge zu illustrieren.

Über meine dort ausgestellten Sachen sei hier ein kurzes Wort eingeschoben.

Neben rein Künstlerischem ist es immer mein Wunsch gewesen, das spezifisch Heimatliche im Bilde auszudrücken. Darum sind mir die Gemälde unseres Hans Olde oft ein ferner Leitstern gewesen. Nie werde ich das Wort eines mir befreundeten Landmannes vergessen, mit dem ich in Kiel vor Oldes Kuhbild, der morgendlichen Milchregel, stand. Der sagte: „Hätte ich das Bild in Straßburg gesehen, als ich meine Zeit bei den Ulanen dort diente, ich hätte Heimweh bekommen!“ Das ist ein großes Lob! Daneben sind die alten Holländer, besonders der Maler der Pferde, der Landstraßen und Schmieden, der alte brave Philipp Wouvermann, meine Freunde gewesen seit Quartanerzeiten, und Philippus ist's in Dresden mir neulich erst recht aufs neue geworden. Die ihm ähnliche Richtung können Sie in meinen Bildern im Museum verfolgen; man muß solch Vorbild natürlich modern nachempfinden, nicht nachahmen wollen. Bei Großstadtmenschen und Büchermenschen habe ich übrigens für diesen genreartigen Teil meiner Kunst stets

weniger Freunde gefunden, als bei den Künstlern und Landleuten und bei der Jugend.

Doch zurück zu dem, was sonst noch in die Landeshalle gehörte! Da hinein würden auch z. B. Bilder von Hünengräbern oder sonst denkwürdigen Punkten, die mit der Urzeit oder der Geschichte verbunden sind, gehören; doch nicht so sehr die genauen Abbilder der Sache sollen da festgehalten werden (dann gehörten die Aufnahmen oft vielleicht besser ins „Museum vaterländischer Altertümer"), sondern die Stimmung, welche die alte Stätte umwebt, soll wiedergegeben werden oder wohl auch ein Kontrast, den die jetzige Benutzung der Stätte zu dem bildet, was einst hier geschehen sein mag.

„De Minschen bun dat blödige Feld
Un de Vogeln singt eern Sang!"

Sie werden unter meinen Schlachtfeldbildern in unserem kleinen Museum derartiges finden!

So kann denn der Amateur-Photograph der Heimatsache unendlich viel nützen, wenn solche Zentralstellen geschaffen würden. (Es müßten sich aber wohl freiwillige Helfer und Ordner dafür den viel geplagten Leitern der betreffenden Anstalten zur Verfügung stellen; Leute, die Zeit haben und diese gern einem guten Zweck opfern, wird's in einer Stadt wie Kiel doch genug geben, und unsere „Heimat" müßte dafür werben.) Mehr aber noch wird der Amateur-Photograph in anderer Weise nützen: er stärkt und verfeinert nicht nur sein eigenes Kunst- und Naturgefühl, und fundiert somit sein Heimatgefühl, er stärkt es auch bei allen denen, die er mitnimmt auf die Tour, er stärkt es auch bei seinen Anverwandten und Freunden, die die Bilder sehen! Wie wird es da manchem plötzlich klar: an der Stelle bist du oft vorbeigegangen und hast nicht gesehen, wie schön sie ist! Ich z. B. glaube viel Gutes getan zu haben in dieser Richtung an unseren Jungens, die immer gern bereit sind, mich zu begleiten; sie müssen dann mit durch die Kamera sehen und lernen so das Wichtigste kennen, was der Heimatfreund und Landschaftsgenießende nach meiner Meinung sich erwerben muß: die Erkenntnis, daß nicht nur die unendliche Fernsicht das Schöne bietet, sondern daß das Gute meist so nahe liegt und oft nur im Detail des Vordergrundes mit Baum und Busch und Bach steckt, in altmodischen Bauernhäusern und Katen und in all dem unendlich Kleinen, das aber doch zusammen den Charakter der Heimat ausmacht; denn daran geht sonst nicht nur der Junge, sondern auch der Erwachsene achtlos vorüber!

„Bilder sehen" kann man lernen.

Ein Zweites wäre die Erkenntnis: jedes Wetter ist schön, jede Stufe des Tageslichtes hat ihre eigene Schönheiten, und nicht die geringsten der Nebel. So habe ich noch vor einiger Zeit die Freude gehabt, daß ich von früheren Schülern Dankesbriefe erhielt: daß ich von einem Offizier und einem Kaufmann, der viel reisen muß, hörte, sie glaubten, ihren Kameraden und Kollegen in Genußfähigkeit nach dieser Richtung überlegen zu sein und das mir zu danken. Die Jugend hat nicht bloß offene Ohren, sondern auch noch offene Augen; legen wir ihnen im Geschichtsunterricht nahe, wie das Vaterland von ihnen vielleicht dermaleinst Blut und Leben verlangen würde, da müssen wir ihnen doch auch zeigen, wie schön die Heimat und das Vaterland sind, wie vielgestaltig und wie mannigfaltig schon die Gaue unseres kleinen Heimatlandes mit Geest und Marsch, mit Wald und Moor, mit Güter- und Bauerndistrikten, mit Nord- und Ostseeküste sind. Senden wir sie dann einmal hinaus ins große deutsche Vaterland, dann hat sich ihr Auge gestählt und der junge Student oder der junge Offizier sehen mit Staunen die Mannigfaltigkeit der Schönheit, die der liebe Gott über Deutschland ausgegossen hat. Denn schön ist schließlich jedes Land, man soll es nur sehen können, und das wird uns bei der Heimat eben am leichtesten.

Woher der Name Altona?

Von H. Ehlers in Altona.

Es wird mit den Zwecken unsers Vereins im Einklang stehen, wenn ich einmal an dieser Stelle die alte Streitfrage erörtere, wie der Name unserer Stadt entstanden sei. Bekanntlich gibt es zwei Ansichten über die Entstehung unsers Stadtnamens: die eine leitet ihn von der Altenau her, dem angeblichen Namen des früheren Grenzbachs zwischen Hamburg und der ehemaligen gräflich schauenburgischen Herrschaft Pinneberg; die andere davon, daß die Hamburger den neugegründeten Ort aus Besorgnis vor gewerblichen und anderen Schädigungen als „all to nah" an der Grenze gelegen bezeichnet hätten. Bevor Professor Dr. Ehrenberg im Jahre 1891 mit dem Ergebnis seiner aktenmäßigen Untersuchungen über „die Anfänge Altonas" an die Öffentlichkeit trat, hatten sich, soweit ich habe ermitteln können, bereits elf Männer öffentlich zu dieser Frage geäußert; vielleicht sind es noch mehr. Nach Ehrenberg hat dann noch der Verwalter unsers Stadtarchivs, Professor Dr. Piper, Stellung zu ihr genommen, so daß meines Wissens gegenwärtig dreizehn Kundgebungen vorliegen. Nach ihrer Bedeutsamkeit kann man sie in zwei Gruppen bringen. In die erste Gruppe gehören die Äußerungen der zuerst erwähnten elf Männer, in die zweite die beiden neuesten, ungleich gründlicheren Auseinandersetzungen Ehrenbergs und Pipers, die aber zu entgegengesetzten Ergebnissen gelangen.

I.

Schon das älteste Geschichtswerk, das sich mit unserer Stadt beschäftigt, der im Jahre 1747 erschienene „Versuch einer historischen Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona" von Ludolph Hinrich Schmid erörtert die Bedeutung des Stadtnamens. Zwar bemerkt der Verfasser in der Vorrede, es habe der schlechte Anfang von Altona niemand so aufmerksam gemacht, der etwas von ihr aufgeschrieben, und was noch etwa hie und da möge gelegen haben, sei durch die Wut der Feinde und des Feuers — er denkt offenbar an die gewaltige Feuersbrunst von 1711 und an die Einäscherung Altonas im nordischen Kriege durch die Schweden 1713 — denen Nachkommen entzogen worden. Die Nachrichten seien daher so sparsam, daß man auch, ohnerachtet es fast neu, nicht bestimmen könne, woher es den Namen führe. Gleichwohl unternimmt er es, im zweiten Kapitel seines Werkes (S. 25) den Grund der Benennung unserer Stadt zu bestimmen. Altona solle den Mutmaßungen nach entweder von der alten Au, oder weil es Hamburg all zu nahe gelegen, seinen Namen erhalten haben. Es werde ihm nun obliegen, die wahrscheinlichste dieser Mutmaßungen zu entdecken. Die ältesten Nachrichten aber aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts meldeten nichts von einer alten Au, und in den ältesten Urkunden wie auch in dem Königlichen Erlaß, durch welchen Altona zu einer Stadt erhoben worden, werde sie nicht Altenau, sondern Altonahe geschrieben.[1]) Aus diesen beiden Gründen entscheidet sich Schmid für die Auffassung, daß unser Ort seine Benennung daher bekommen habe, daß er Hamburg so nahe gelegen, maßen aus dem Fortgange der Geschichte erhellen werde, daß Altona bereits in seinen allerersten Jahren den Hamburgern ein Dorn im Auge gewesen sei. Dieselbe Erklärung macht sich auch der dänische Premierleutnant W. C. Prätorius zu eigen in seinen „Merkwürdigkeiten der Stadt Altona nach chronologischer Ordnung," erschienen 1780.

---

[1]) In dem „wörtlichen Abdruck des wirklich echten Stadtprivilegiums" König Friedrichs III. vom 24. August 1664 in Wichmanns „Geschichte Altonas" findet sich indes durchgängig die Schreibung Altenah.

Die andere Ansicht von der Entstehung des Namens vertrat der hiesige Kirchenpropst Johann Adrian Bolten in seinem 1801 veröffentlichten „Predigtentwurf zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit historischen Anmerkungen.“ Ihr schloß sich 1845 Karl Müllenhoff in seinen „Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ an. In Nummer DXXVII erzählt er die später von dem Archivsekretär Dr. Beneke in seinen „Hamburger Geschichten und Sagen“ ausführlicher mitgeteilte Sage, nach der unsere Stadt infolge einer Wette „all to nah“ bei Hamburg gegründet worden sein soll,[1]) und in einer Fußnote fügt er hinzu: „Bekanntlich ist die Etymologie falsch, und die Stadt bekam ihren Namen von der alten Au. Ebenso aber etymologisiert die Sage vom westfälischen Altena. Wolf, Deutsche Sagen Nr. 283.“ Zwei Jahre später (1847) gab der Hamburger Archivar Johann Martin Lappenberg die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568 heraus. In seinen erläuternden Anmerkungen hebt er die Verhandlungen zwischen dem am Grenzbache belegenen Kloster Herwardeshude und dem Hamburger Rat vom Jahre 1310 hervor, die zu dem schriftlich gegebenen Versprechen der Nonnen geführt hätten, daß sie bis nach Ottenhusen und Eimsbüttel keine Häuser bauen wollten. Aus diesen Verhandlungen, meint Lappenberg, gewinne die Deutung des Namens Altonahe — all zu nah — als altes Wortspiel vielleicht mit „Alte Au“ sehr an Wahrscheinlichkeit. E. H. Wichmann wies in seiner 1865 herausgegebenen „Geschichte Altonas“ darauf hin, daß gegen die Ableitung von „all to nah“ mit Recht eingewandt worden sei, daß Altona bereits seinen Namen führte, als noch niemand die spätere Größe ahnen konnte; aber gegen die andere Ableitung sei mit ebenso gutem Recht geltend gemacht worden, daß nirgends die Benennung „Alte Au“ für den Herwardeshuder Bach nachgewiesen sei. Die Sage habe sich vorzugsweise der ersten Ansicht zugewandt, da diese durch die fortwährenden Streitigkeiten mit Hamburg immer wieder neu belebt worden sei; aber viele dieser Sagen entbehrten durchaus eines geschichtlichen Hintergrundes. Ließ also Wichmann damals die Frage offen, wie der Name entstanden sei, so spricht er sich in einem späteren Aufsatz über „die Entstehung der Stadt Altona“ in der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte,“ Band VII (1883) entschieden dahin aus, daß die Erklärung des Namens aus der alten Au ad acta gelegt werden müsse, da in alten Urkunden der Herwardeshuder Bach wohl Scheidebach, auch Pepermolenbek, aber nirgends „alte Au“ genannt werde. Indessen führt er gegen die andere Ansicht doch das Bedenken an, daß die Bevölkerung Alt'na spreche, also die erste Silbe betone, während in dem Ausdruck „all to nah“ der Ton auf der letzten Silbe liegt.

Nachdem inzwischen Dr. Mielk in Hamburg im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1876 (S. 87) auf allerlei Wirtshausnamen im Stormarnschen aufmerksam gemacht hatte, die auf Äußerungen des derben Volkswitzes zurückzuführen sind, z. B. Fegetasch, Kehrwedder, Krupünner, Letzter Heller, Lurup, Oha, wies im folgenden Jahrgang Dr. Joh. Winkler in Haarlem auf derartige Namen in Friesland hin, und darunter kommt denn auch Altena vor, ein Wirtshaus bei Dokkum gleich vor dem Stadttore, das nach Dr. Winkler so genannt wird, weil es gar zu nahe vor der Stadt stehe. Hier treffe also wirklich zu, was die Sage von der Stadt Altona bei Hamburg erzähle. Der Name komme in ähnlichen Verhältnissen auch sonst in Niederland vor. Im Gegensatz zu diesem Altena habe man dort auch den Wirtshausnamen Alteveer = all zu weit, all zu entfernt. Auch der Name Pasveer = eben weit genug,

---

[1]) Abgedruckt in der „Heimat,“ 1. Jahrgang, S. 239.

gerade genug entfernt, komme zuweilen in Friesland als Wirtshausname vor. Gleichzeitig berichtete Dr. Krause in Rostock von einem Altona im Alten Lande und machte später noch darauf aufmerksam, daß in einer undatierten, aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts stammenden Urkunde ein Krüger to Oltena vorkomme, wodurch der Name Altona urkundlich als Wirtshausname erwiesen werde.

Merkwürdig ist es nun, daß Karl Gustav Andresen in seinem 1877 erschienenen Buch „Über deutsche Volksetymologie“ unter Berufung auf Winklers Ausführungen hervorhebt, in Friesland gebe es ein Altona, das wirklich „all zu nahe“ bedeute, während er daran festhält, daß der Name der Stadt Altona zwar nach dem Volksglauben und einer zur Erklärung des Namens aufgebrachten Sage aus dem niederdeutschen „all to na“ hergeleitet werde, in Wirklichkeit aber „Altenau“ bedeute und daher mit dem westfälischen Altena und Altenau am Bodensee gleich stehe. Die Mitteilungen Winklers und Krauses gaben ferner noch Anlaß zu einer Äußerung des Kreisgerichtsrats Römer in Altona im Jahrgang 1878 des Korrespondenzblattes für niederdeutsche Sprachforschung, in der er dem Gedanken Ausdruck gab, daß wohl auch der Name seines Wohnorts auf dies „Allzunah“ zurückzuführen sei. „Wenn man auch nicht daran denken will,“ sagt er, „daß damit die übergroße Nähe einer städtischen Ansiedelung vor den Toren Hamburgs hat bezeichnet werden sollen“ — er bezieht nämlich den Ausdruck auf die Nachbarschaft des Nobiskrugs —, „so dürfte es doch keinerlei Bedenken haben, den Ausgangspunkt auch hier in einem Wirtshausnamen zu suchen. Wie man auf niederdeutschem Boden zu einem Altona = Altenau hätte kommen sollen, will mir durchaus nicht in den Kopf, und das um so weniger, als doch wohl nirgends eine Spur davon zu finden ist, daß der Herwardeshuder Bek jemals den Namen „Olde Au“ geführt hat, und als „Au“ bei uns doch wohl ausnahmslos größere Wasserläufe im Unterschiede von „Bek“ bezeichnet.“ Diesen Ausführungen stimmte Dr. Koppmann, der Sekretär des Vereins für hamburgische Geschichte, in den Mitteilungen dieses Vereins, Jahrgang II (1880) zu und bemerkte seinerseits noch, die Erklärung des Namens Altona als Allzunahe scheine ihm nur deshalb Widerspruch erfahren zu haben, weil sie den Gelehrten zu sehr auf der Hand, „allzunahe“ liege.

II.

Das war der Stand der Angelegenheit, als 1891 der damalige Sekretär des hiesigen Kommerz-Kollegiums, der jetzige Professor Dr. Ehrenberg in Rostock, das Aufsehen erregende Ergebnis seiner Untersuchungen über „die Anfänge Altonas“ veröffentlichte. Hatte man sich bis dahin inbetreff der Frage, wie unsere Stadt entstanden und ursprünglich zu ihrem Namen gekommen sei, auf dem unsicheren Boden mehr oder weniger begründeter Vermutungen bewegt und weder die eine noch die andere Ansicht mit entscheidenden Gründen zu stützen vermocht, so stellte nun Ehrenberg auf der sicheren Grundlage streng wissenschaftlicher Forschungen urkundlich fest, daß die sagenumwobene Ableitung unsers Stadtnamens von dem Ausdruck „all to nah“ geschichtlich völlig berechtigt ist. Das erste Haus unsers Ortes war in der Tat ein Wirtshaus, dessen Lage festzustellen dem verdienstvollen Forscher durch äußerst mühsame Untersuchungen nach den alten Pinneberger Amtsbüchern, den späteren Stadtbüchern und vor allem nach den Büchern der alten städtischen Brandgilden gelang. Es lag am Grenzbach, innerhalb des Häuserblocks, der heute von der Seestermannstraße, dem Fischmarkt, der Kleinen Elbstraße und der Breitenstraße eingeschlossen ist. Der Erbauer war ein Fischer von der Elbinsel Grevenhof, namens Joachim vom Lohe, und der Krug wurde „Altona“ genannt. Diese Angabe Ehrenbergs stützt sich vorwiegend auf ein Gesuch

des Enkels des Erbauers, mit Namen Peter vom Lohe, das er am 17. Juli 1602 an den regierenden Grafen Ernst von Schauenburg um Bestätigung der Schankgerechtigkeit richtete, und das Ehrenberg im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig (A. X. 257) auffand. In diesem Gesuch erzählt der Bittsteller zuerst, sein Großvater sei durch eine hohe Wasserflut, in der sein freier Krug auf Grevenhof untergegangen sei, von dort vertrieben worden und habe sich mit Erlaubnis des damals regierenden Grafen auf dem festländischen Teile der Grafschaft angesiedelt, wo er ebenfalls eine öffentliche Schenke habe halten dürfen. Dann fährt er wörtlich fort: „Nun ist es, gnediger Herr, unlängbar wahr, daß mein s. großvatter das erste hauß zu Altona bauwen lassen, worinne ich itzo wone, daß domahles zu dero zeit ein burgermeister aus Hamburg hinaußen kommen, do er gesehen, daß mein s. großvatter doselbst auff die begnadigte stelle ein hauß bauwen wollen, wie auch schon allbereit zu solchem hauße die understen lagen geleget weren, do hat der herr burgermeister diese worte geredet zu meinem s. großvatter, in beisein ander leutte, das hauß keme dem hamburger gebitte zu nahe zu stehen, ihrer landtscheidung, dem Peper Molenbeke, daß also der herr burgermeister meines s. großvattern erbauwets hauß den ersten nahmen geben Altona, von diesem meinem itzigen zustendigen hauße Altona weiter angefangen und erbauwet worden.“ Mit diesem Bericht stimmt der des Hamburger Chronisten Bernd Gyseke, eines Zeitgenossen des Joachim vom Lohe, im wesentlichen überein. Zwar spricht er von zwei Ratsherren, die der Hamburger Rat 1536 an den Vogt nach Ottensen entsendet habe, um gegen den Bau Einspruch zu erheben, nämlich Vincent Moller und Johann Rodenberg; aber der letztgenannte wurde noch am Schlusse desselben Jahres Bürgermeister, und Ehrenberg meint, vielleicht sei dieser es, der nach dem Bericht des Peter vom Lohe die Äußerung getan habe, das Haus stehe „all to nah“ an der Grenze. Das Wörtchen „all“ sei dabei von erheblicher Bedeutung. Wir müßten uns denken, daß der Pinneberger Drost, der bei den Verhandlungen zugegen war, vorher den Hamburgern erklärt habe, sein Herr Graf dürfe auf seinem Gebiete so viel Häuser bauen lassen, wie ihm beliebe, und daß die Hamburger Herren dies zwar nicht hätten anfechten können, daß sie aber daran festgehalten hätten, das Haus stehe der Grenze all to nah; weiter westlich bei Ottensen möge man bauen, nur nicht gerade so nahe an der Grenze. Wenn diese Annahme richtig ist, dann wäre damit ja auch der Umstand hinreichend erklärt, daß der Ton bei unserm Stadtnamen auf der ersten Silbe liegt. Professor Ehrenberg fügt seiner Darstellung noch die Bemerkung hinzu, der Vorgang werde von einigen der im Jahre 1610 über das ius compascendi — das Recht der gemeinsamen Weidebenutzung — verhörten alten Männer etwas anders erzählt. So sage Heinrich Ribbeke, er habe gehört, es sei damals ein Hamburger Herr zu der Zeit gewesen, als das erste Haus von dem vom Lohe gebauet, der habe gesagt, es wäre der Stadt all te na und müßte darum auch Altona heißen. Ferner Hans Schlüter: Die Herren von Hamburg hätten es anfangs, weil es ihnen all zu nahe, nicht gern haben wollen, daher es den Namen bekommen, daß es Altona genennet. Und endlich Arend Reuter: Es sei dazumal zwischen dem alten Hans Barner, Drosten zum Pinnenberg, und der Stadt Streit deshalb worden, daß sie gesagt, es sei ihnen all te nahe. Ehrenberg hält indessen diese Abweichungen — gewiß mit Recht — für unbedeutend, und die Erzählung des Enkels dürfe im wesentlichen als zuverlässig angenommen werden. Damit würden die früheren Kombinationen über die Entstehung des Namens Altona hinfällig, insbesondere die Ableitung von „alte Aue.“ Aus den vorhin erwähnten Angaben von Winkler und Krause über sonstiges Vorkommen des Namens zur Bezeichnung von Wirtshäusern sei mit Recht bereits

geschlossen worden, daß die Ableitung von „all zu nahe“ die richtige sei; hier hätten wir nun den bündigen Beweis.

Wer nun etwa gemeint hatte, mit dieser gründlichen Auseinandersetzung sei die Streitfrage endgültig entschieden, der wurde sieben Jahre später eines andern belehrt. Im Jahre 1898 veröffentlichte Professor Dr. Piper im „Altonaer Sonntagsblatt“ eine Reihe von Aufsätzen, die sich von neuem eingehend mit der Angelegenheit beschäftigten, und denen sich 1902 in gegebener Veranlassung noch zwei weitere ergänzend anschlossen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen läuft darauf hinaus, daß die richtige Deutung des Namens Altona „Altwasser“ sei. Zur Stütze dieser Behauptung weist er im Jahrgang V Nr. 29 auf zwei Schenkungsurkunden hin, eine von dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen an das Kloster Neumünster vom Jahre 1149 und eine andere von dem Erzbischof Hartwig von Bremen und Hamburg an zwei Männer Johannes und Simon. In beiden Urkunden werde ein Fluß Aldena erwähnt. Der in der ersten Urkunde genannte sei ein Nebenfluß der Stör, in dem anderen Falle sei die Gegend nicht sicher zu bestimmen. Professor Piper fügt hinzu: „Die Orte näher zu bestimmen, möchte ich nicht unternehmen, auch nicht einige Vermutungen aussprechen, die mir gekommen sind. Es genügt, daß hier mit Sicherheit im Jahre 1149 ein Fluß Aldena genannt wird. Um es kurz zu machen: Auch unser Altena hat seinen Namen von einem solchen Wasser, heißt also auf neudeutsch: Altwasser. Die Umänderung des Namens in Altona erfolgte erst (diese Beobachtung ist meines Wissens noch nicht gemacht worden) zur Zeit und infolge der bekannten volksetymologischen Deutung des Namens, die bis ins 16. Jahrhundert zurückgeht. Um der scherzhaften Deutung willen machte man also aus Altwasser ein Allzunahe.“

Nach meiner Ansicht ist diese Schlußfolgerung sehr anfechtbar. Der Umstand, daß es anderswo einen Fluß Aldena gab, berechtigt doch wohl nicht ohne weiteres zu der Annahme, daß auch unser Altona früher an einem so benannten Gewässer gelegen und danach seinen Namen erhalten habe. Es könnte dabei doch nur an den Grenzbach gegen Hamburg gedacht werden, an dem 1536 das erste Haus Altonas erbaut wurde, und dieser hieß schon damals Pepermolenbek.[1] Daß man ihn auch Aldena oder Altenau genannt habe, ist heute noch ebenso wenig wie zu Schmids Zeiten urkundlich nachzuweisen. Wie sollte man denn da dazu gekommen sein, die neue Siedelung nach einem Namen zu benennen, den der Bach gar nicht hatte? Auch hat er sich auf der kurzen Laufstrecke vom heutigen „Grünen Jäger“ bis zum Fischmarkt schwerlich zu einem so bedeutenden Gewässer entwickeln können, daß man ihn als eine Au bezeichnen konnte. Schon Römer bemerkt ganz zutreffend, daß dieser Name nur größeren Wasserläufen im Unterschiede von Bek eigen ist.

Aber freilich: Nach Professor Piper kommt für die Entscheidung der Frage, wie unser Stadtname entstanden sei, sehr wenig darauf an, ob der Name Altenau für den Grenzbach urkundlich noch nachweisbar ist oder nicht. Für ihn ist die Deutung unsers Stadtnamens als Altwasser aus sprachwissenschaftlichen Gründen die einzig zulässige; er nennt daher die andere Deutung ein längst abgetanes Märchen, und es „scheint ihm unumgänglich, an der Hand der Tatsachen endlich mit den Fabeln aufzuräumen, die sich an die Deutung des Namens geknüpft haben.“ Es wäre ja ganz schön, meint er, wenn sich der Name des Baches urkundlich noch nachweisen ließe; ob er aber noch nachweisbar sei oder nicht, das beeinflusse doch nicht die Möglichkeit, sprachlich zu erweisen, daß die

[1]) Ehrenberg, Altona unter schauenburgischer Herrschaft, I S. 27 ff.

Ableitung von „all to nah" verkehrt sei. Wenn der Name Altwasser für den Ort erwiesen sei, dann halte man doch wohl den Schluß für bündig, daß ein Altwasser in der Gegend geflossen sein müsse. „Woher sonst der Name?" Wie steht's nun aber, wenn der Ortsname sprachlich auch anders gedeutet werden kann? Ich bin davon überzeugt, daß ich auf durchaus wissenschaftlichem Boden stehe, wenn ich die von Ehrenberg und andern vertretene Deutung mit sprachlichen Gründen zu stützen versuche, die meines Wissens bisher noch nicht vorgebracht worden sind, und ich zweifle nicht, daß sie einer unbefangenen Prüfung standhalten können.

Zunächst müssen wir uns mit dem Einwand beschäftigen, es heiße im hiesigen Platt nicht „all to nah," sondern „all to neeg." Nun wird ja gewiß in der Regel im Niederdeutschen für „nahe" „neeg" gesagt; aber auch die Form „na" kommt vor. Kluge gibt in seinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache," 5. Aufl. 1894, ausdrücklich an, daß „nahe" niederdeutsch und niederländisch „na" heiße, und in der Übersetzung des Neuen Testaments ins Niederdeutsche, die Bugenhagen 1524 veranstaltete, heißt es Matthäi 21, 1: »Do se nu na by Jerusalem quemen,« und ebenso an andern Stellen. Ein Exemplar dieser Ausgabe — es soll das einzige noch vorhandene sein — befindet sich im Besitz des Oberlehrers Dr. Schaub in Kolberg, und dieser Herr gab mir mit dankenswerter Bereitwilligkeit Auskunft darüber. In zwei andern Übersetzungen der ganzen Bibel ins Niederdeutsche, die ich auf der Hamburger Stadtbibliothek eingesehen habe — die eine ist 1541 „gedrückt dorch Hans Lufft tho Wittemberg," die andere 1545 „dorch Hans Walther tho Magdeborch" —, ist der Ausdruck „na" in Matthäi 21, 1 durch „harde by" wiedergegeben; aber an andern Stellen findet sich ebenfalls das Wort „na," so in Psalm 145, 18: De HERR ys nha by allen, de en anropen." Wollte man nun sagen, diese Übersetzungen wendeten nicht das hiesige Platt an, da sie in Wittenberg und Magdeburg herausgegeben seien, so dürfte ich mich noch auf eine dritte, 1596 erschienene Übersetzung berufen, „gedrücket tho Hamborg dörch Jakobum Lucium den Jüngeren," die ebenfalls Psalm 145, 18 so wiedergibt: „De HERR ys nahe . . ." Nach einer vor dem Titelblatt angebrachten gedruckten Mitteilung aus der Stadtbibliothek zu Hamburg XI 1894 ist diese niederdeutsche Bibel ein Werk des David Wolder, der sie, wie er in der Vorrede sage, veranstaltet habe, weil er die einreißende Verwilderung des Niederdeutschen und seine Verfälschung mit hochdeutschen Ausdrücken und Wendungen schmerzlich empfand und dem entgegenarbeiten wollte. Um so mehr darf man annehmen, daß ihm der Ausdruck „na" nicht entgangen wäre, wenn es im Niederdeutschen damals wie jetzt „neeg" heißen mußte. Der Einwand, es müsse im hiesigen Platt doch wohl „all to neeg" heißen, ist also hinfällig.

Schwerer fällt ins Gewicht, was Piper über die Schreibweise des Stadtnamens in alten Urkunden sagt; doch ist auch dies Material nicht von durchschlagender Beweiskraft. („Altonaer Sonntagsblatt," Jahrgang V Nr. 51, IX Nr. 7 und 9). Der springende Punkt in diesen Ausführungen, um mit seinen eigenen Worten zu reden, ist der, daß bis zum Jahre 1600 urkundlich die Schreibung mit o (Altona) nicht vorkomme. Als bündiger Schluß ergebe sich daraus, daß die Herleitung von „all to nah" unmöglich sei. Die altertümlichste Form des Stadtnamens sei Altenauwe, Altenawe, und dies bedeute Altwasser. Diese Form sei z. B. noch erhalten in einer Urkunde vom 5. Februar 1597 im Amtsbuch in der Schreibung Altenav. Aus der Form Altenawe sei durch Abschleifung Altenahe und Altena entstanden, und diese Form komme im 16. Jahrhundert weitaus am häufigsten, eigentlich durchgängig, vor. Mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts

trete ein ganz neues Element in der Lautierung des Namens auf, das offenbar durch dessen bekannte volksetymologische Ableitung verursacht sei. Jetzt erst kämen die Formen Altonahe, Althonahe, Althonae, Altonae, Altonah, Altona und andere vor. Alle diese Formen werden von Piper durch zahlreiche urkundliche Belege nachgewiesen. Aus dem beigebrachten Material haben wir nun nach seinen Ausführungen folgendes zu lernen: „Von einem sprachlich als Urform zu erschließenden Aldenawe (Altwasser) ist in korrekter Ableitung die älteste nachweisbare Form Altenauwe entstanden, in welcher uns der Ortsname zuerst 1597 entgegentritt. Von diesem herzuleiten ist Altenahe (Altenae, Altenah) 1601—1616, welches vielleicht schon durch die Volksetymologie angekränkelt ist. Friedrichs III. Regierung begünstigte die Schreibung Altenah. Die korrekte und offizielle Schreibung von 1583 bis 1601 war Altena (Althena). Nachdem am Ende des 16. Jahrhunderts die Volksetymologie „all zu nahe" Beliebtheit und Verbreitung gefunden hatte, entstand etwa 1601 die Schreibung Altonahe (Althonahe, Althonae) und herrschte bis 1623. In dieser Zeit war sie das Schibboleth der Bewohner, eine Herausforderung und ein Kriegsruf gegen die Hamburger, und Peter vom Lohe in seinem Gesuch vom 17. Juli 1602 [1]) ist schon steif und fest von der Richtigkeit dieser Ableitung überzeugt (obschon er, beachtenswerter Weise, nicht sagt, er habe sie schon von seinem Großvater gehört)." Weiterhin fügt Professor Piper noch hinzu: „Ich bin fest überzeugt, daß der Ortsname nie und nirgends Altonahe wirklich gesprochen wurde, es war nur eine künstlich unterhaltene Schreibform. Wie könnte also der Ort bei seiner Gründung von „all zu nah" benannt worden sein, wo die Formen mit o doch erst seit 1601 begegnen?"

Diese ganze Schlußreihe geht also von der Voraussetzung aus, daß die Formen mit o urkundlich vor 1600 nicht vorkommen. Diese Voraussetzung ist aber unrichtig. In einer der wahrscheinlich ältesten bekannten Urkunden, die unsere Stadt betreffen, einem Schreiben des Pinneberger Drosten Hans Barner an den Rat der Stadt Hamburg vom Jahre 1547, wovon das Konzept im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig liegt (A. X. 320), kommt schon die Form Altona vor. [2]) Jener Aktenband enthält auf Blatt 174—176 einen Briefwechsel zwischen dem Hamburger Rat und dem Drosten. In dem Schreiben des Rats vom 15. Mai 1547 (Bl. 174), das die Forderung erhebt, die unlängst in Altona abgebrannten Bauten nicht wieder aufbauen zu lassen, steht allerdings zweimal die Form Altena; aber in der dem Schriftstück eingehefteten Antwort des Drosten (Bl. 175 und 176) ist von den „buittes tho Altona" die Rede. Dem Verfasser des „Versuchs einer historischen Beschreibung der Stadt Altona," Schmid, dem Piper selbst Gründlichkeit nachrühmt, werden noch andere, heute nicht mehr vorhandene Urkunden vorgelegen haben, die in der Namensform das o hatten, sonst hätte er doch nicht mit Bestimmtheit sagen können, in den ältesten Urkunden werde unsere Stadt nicht Altenau, sondern Altonahe geschrieben. Wie wenig genau man übrigens damals in der Schreibung der Namen zu Werke ging, geht daraus hervor, daß der Hamburger Rat den Drosten stets Hans Berner nennt, während er sich selbst Barner schreibt.

Daß die Schreibung unsers Stadtnamens mit o bereits im 16. Jahrhundert vorkam, beweist ferner die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568, deren genaue photographische Nachbildung sich in Ehrenbergs Werk: „Altonas topo-

[1]) Vergl. oben S. 4.

[2]) Herrn Geheimen Archivrat Dr. Hille in Schleswig gestatte ich mir auch an dieser Stelle noch einmal meinen herzlichen Dank dafür auszusprechen, daß es mir bereitwilligst erlaubt worden ist, die in dem dortigen Königlichen Staatsarchiv vorhandenen, auf die älteste Geschichte Altonas bezüglichen Akten durchzusehen.



graphische Entwickelung," Blatt 1, findet. Dort steht über einer Gruppe von zehn Häusern, die unsern Ort bezeichnen, das Wort Altonawe. Professor Piper erklärt freilich „aus paläographischen Gründen," es sei Altenawe zu lesen; das ergebe sich, wenn man die sonstige Gestalt des Buchstaben o auf diesem Blatte zur Vergleichung heranziehe. Aber gerade aus Gründen der Schriftvergleichung gelange ich zu dem entgegengesetzten Ergebnis. Um den Lesern der „Heimat" ein eigenes Urteil zu ermöglichen, habe ich das Stück aus der Elbkarte des Melchior Lorichs, das Altona und Ottensen enthält, nach der Ehrenbergschen Ausgabe photographisch in vergrößertem Maßstabe aufnehmen und diese Aufnahme durch den Druck wiedergeben lassen.

Wäre es angängig gewesen, das ganze Stück der Lorichsschen Elbkarte, das Ehrenbergs Werk enthält, wiedergeben zu lassen, so würde der Leser in der Lage sein, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob man überhaupt das o (oder e) in dem Namen Altonawe (oder Altenawe) mit dem o in andern Wörtern vergleichen kann. Nach meiner Ansicht ist dies gar nicht möglich, weil nicht bei allen Wörtern die gleiche Schriftart angewandt ist. Jedenfalls viel wirksamer ist eine vergleichende Zusammenstellung der Buchstabenverbindung ton in dem Worte Altonawe mit der Silbe ten in dem Namen Ottensen, weil sich der Schreiber in diesen beiden Fällen der gleichen Schriftart bedient hat. Während nun in dem Wort Altonawe der Haarstrich, der die Verbindung des streitigen Buchstaben mit dem nachfolgenden n herstellt, deutlich als eine Fortsetzung der oberen Schleife des o erscheint, schließt er bei dem e in dem Worte Ottensen unten an. Es steht demnach in jenem Worte vor dem n nicht ein e, sondern ein o. Nicht blinder Autoritätsglaube ist es also, der mich auf Lorichs Elbkarte Altonawe lesen läßt, bloß weil Professor Ehrenberg so liest, sondern es leiten mich lediglich sachliche Gründe, die in wissenschaftlichen Dingen selbstverständlich einzig und allein Anspruch auf entscheidende Bedeutung haben. Was Piper bei dieser Gelegenheit Ehrenberg vorwirft, ist nach meiner Überzeugung durchaus ungerechtfertigt. Ehrenberg sagt anmerkungsweise in seinem Werk: „Altona unter schauenburgischer Herrschaft" (I S. 14): „Daß auf Lorichs Elbkarte der Name Altonawe lautet, ist gewiß eigentümlich, steht aber, soweit die älteste Zeit in Betracht kommt, ganz vereinzelt da. Ich glaubte zuerst an einen Irrtum des Kopisten und erbat mir deshalb vom hamburgischen Staatsarchiv Einsicht in das Original der Karte. Dies wurde allerdings nicht für tunlich erachtet, mir dagegen die Versicherung erteilt, daß auf dem Original in der Tat Altonawe geschrieben stehe." Nun behauptet Professor Piper, daß gerade das Gegenteil der Fall sei. Das Original des Briefes des Hamburger Stadtarchivs (gez. Dr. Hagedorn) vom 22. April 1890 an Herrn Dr. Ehrenberg sei im hiesigen Archiv niedergelegt und schließe mit den Worten:

„Ich verbinde hiermit die Mitteilung, daß der Name der Stadt Altona auf dem Original der Elbkarte des Melchior Lorichs „Altenawe" lautet, daß mithin die von Ihnen angeführte Kopie der gedachten Karte die Bezeichnung vollkommen korrekt wiedergegeben hat." Piper meint nun, Ehrenberg habe sich hier, wie an manchen andern Stellen, eine Flüchtigkeit, ein Vergessen, Verwechseln oder sonst etwas zu schulden kommen lassen. Aber es handelte sich für Ehrenberg, wie aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, gar nicht darum, ob e oder o gelesen werden müsse, sondern seine Bemerkung bezieht sich auf die ihm auffällige Endung awe, auf die ich noch zurückkommen werde. Ob e oder o gelesen werden müsse, hält Ehrenberg nach meiner Auffassung für ganz gleichgültig; erst Professor Piper hat Wert darauf gelegt.

Außer dem Schreiben des Drosten Hans Barner vom Jahre 1547 und der Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568 ließe sich vielleicht noch die Chronik Bernd Gysekes als Beweis dafür anführen, daß bereits vor 1600 das o in unserm Ortsnamen vorkommt. Gyseke berichtet nämlich schon bei dem Jahre 1538, daß am 2. September dieses Jahres der Astrolog Dr. Reuenlouw einen Mann „to dem Altona" erstochen habe. Piper weist aber diesen Zeugen mit der Bemerkung zurück, der Chronist gebe doch die Schreibung der Zeit, in welcher er schreibe, nicht von der er schreibe; in specie: Bernd Gyseke oder vielmehr der Schreiber von dessen Chronik habe doch nicht 1538 gelebt, weil er von 1538 erzähle. Gysekes Chronik liege nämlich nur in einer jüngeren Niederschrift nach 1600 vor, und deren Zeit könne doch für die Namensform allein entscheidend sein, nicht Gyseke (1540) selbst. Er sei überzeugt, daß dieser „to dem altenau" geschrieben habe. Nun ist es nach einer Bemerkung Lappenbergs in seinem Buch: „Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache" zwar richtig, daß die wertvolle Chronik des Bernd Gyseke, die sich früher in der Bibliothek des Hamburger Stadtarchivs befand, durch den großen Brand im Mai 1842 verloren gegangen ist, und daß wir sie nur noch kennen nach einer jüngeren Handschrift, die Dr. Waitz in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen entdeckte. Ob aber ein Abschreiber allemal bei Ortsnamen die Schreibung seiner Zeit anwendet, oder ob es nicht ebensowohl denkbar ist, daß er die Schreibweise, die er in der Urschrift vorfindet, wiedergibt, das steht doch wohl noch dahin. Ich überlasse das Urteil darüber den geneigten Lesern. Auf jeden Fall sind die beiden angeführten Urkunden, das Schreiben des Drosten Hans Barner von 1547 mit der Schreibung „Altona" und die Elbkarte des Melchior Lorichs von 1568 mit der Schreibung „Altonawe" schon beweiskräftig genug.



Übrigens kommt es gar nicht darauf an, ob man damals Altena oder Altona gesagt und geschrieben hat. Wenn man nämlich annimmt, daß es sich dabei um unser neudeutsches Wort „zu" handelt, dann ist es ganz gleichgültig, ob dafür

in den alten Urkunden die niederdeutsche Form to (tho) oder die niederländische Form te angewendet wird. Beide wurden in der Zeit des großen Einflusses der Niederländer in Norddeutschland unterschiedslos neben einander gebraucht. Man erinnere sich nur daran, daß die alten Männer, die im Jahre 1610 über das ius compascendi vernommen wurden, „all te na" im Sinne unsers neudeutschen „all zu nahe" sagten. Und was die Endsilbe in unserm Stadtnamen betrifft, so handelt es sich nach meiner Ansicht gar nicht um eine Awe oder Au im Sinne einer Fluß- oder einer Flurbezeichnung, wie Professor Piper in seinem letzten Aufsatze gemeint hat, -- ebenso wenig wie in der Anfangssilbe um das Wort alt — sondern um das Wort naw oder nau, das auch heute noch für nahe gebraucht wird, und mit dem unser Wort Nawer für Nachbar nach meiner Meinung zusammenhängt. „Dat stunn ganz nau, denn weer he rinfulln" d. h. Er war ganz nahe daran, hineinzufallen, sagt man von einem, der hart am Rande eines Abgrundes entlang gegangen ist. Ein gelehrter Kenner der Plattdeutschen hat mir bestätigt, daß „nau" statt „neeg" dann für „nahe" gebraucht wird, wenn es soviel wie „scharf an der Kante" bedeutet. Das stimmt ausgezeichnet zu der Äußerung des Hamburger Ratsherrn gegen Joachim vom Lohe, sein Haus stehe „all to na" an der Grenze. Nun begreift es sich auch, wie in der Schreibung des Stadtnamens in einigen tausend Urkunden, die Piper für seinen Zweck durchgesehen hat, eine so bunte Mannigfaltigkeit zu Tage treten kann, die um so mehr auffällt, als häufig die verschiedensten Formen gleichzeitig vorkommen. Jeder schrieb den Namen nieder, wie er ihm gerade unter die Feder kam, und er brauchte es damit orthographisch um so weniger genau zu nehmen, als jede Form auf die gleiche Bedeutung hinauslief. So finden sich z. B. in den aus der Zeit des Grafen Ernst (1601—1622) angeführten Urkunden nicht weniger als 12 Schreibweisen: Alto-



Fig. 1. Binsenquecke oder Strandweizen (Triticum junceum).



Fig. 2. Isolierte Triticum-Düne auf dem nördlichsten Teil des Kniepsandes.

nahe (1601), Altenahe (1601), Althonahe (1602), Altenaw (1602), Altona (1603), Althonae (1605 und 1606), Altena (1606), Altonae (1606), Altonha (1606 und 1607), Althona (1607 und 1614), Altohna (1609 und 1612), Altonah (1618), wobei ich noch bemerke, daß zuweilen in einer und derselben Urkunde verschiedene Schreibweisen neben einander angewendet werden, z. B. in einer Urkunde vom 2. August 1602 Altenahe und Altonahe. Am auffälligsten ist dabei, daß ein landesherrlicher Erlaß vom Jahre 1602 noch wieder die angeblich älteste Form Altenaw anwendet, nachdem die Urkunden von 1601 bereits „Altonahe" hatten, ja, daß sogar der Titel des ersten Stadtrechnungsbuches vom Jahre 1664 und das den Juden von dem König Friedrich III. in demselben Jahre erteilte Privileg noch wieder auf die Form Altenauw zurückgehen, und daß selbst noch am 28. April 1681 in den Pinneberger Gerichtsprotokollen ein „Altenauisches Protokoll" vorkommt. Im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig habe ich ein Schreiben des Hamburger Rats vom 13. Dezember 1647 (A. XVII. 1725, Bl. 14—16) gefunden, in dem noch wieder die Formen Altenav und Altenauw neben einander gebraucht sind. Das alles wäre doch völlig unerklärlich, wenn die Annahme Pipers richtig wäre, daß die Schreibung Altonahe erst seit 1601 das Schibboleth der Bewohner, eine Herausforderung und ein Kriegsruf gegen die Hamburger gewesen sei. Wenn es den Bewohnern erst von da an so sehr darauf ankam, dem gespannten Verhältnis zu Hamburg in der Namensform ihres Ortes Ausdruck zu geben, dann sollte man doch annehmen, daß diese Form nun auch überall und immer geflissentlich an-



Fig. 3. Junge Triticum-Düne. Dahinter die Kette der mit Strandhafer bewachsenen Hochdünen (Amrum).

gewandt worden wäre. Altona ist doch nicht erst seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts den Hamburgern ein Dorn im Auge gewesen, sondern von vornherein, wie schon Schmid hervorgehoben hat. Denken wir nur daran, wie sehr es ihnen schon bei dem mit dem Herwardeshuder Kloster 1310 abgeschlossenen Grenzvergleiche darauf ankam, daß die Nonnen versprachen, bis nach Ottensen und Eimsbüttel keine menschlichen Wohnungen anlegen zu wollen. Wie erklärlich erscheint es da doch, daß sie, als 1536 das erste Haus unsers Ortes unmittelbar am Grenzbach gebaut wurde, die Lage als all zu nahe bei Hamburg bezeichneten, und daß sich damals gleich — wie Ehrenberg annimmt — der Volkswitz der Sache bemächtigte und den Krug des Joachim vom Lohe „Altona“ nannte, oder daß er es selber tat, indem er etwa den Namen auf seinem Wirtshausschilde anbringen ließ! Dies ist um so wahrscheinlicher, als erwiesen ist, daß unter den scherzhaften volkstümlichen Bezeichnungen von Wirtshäusern gerade der Name Altona häufig vorkommt. Jedenfalls ist kein Grund zu der Annahme Pipers vorhanden, daß dem Berichte in dem Gesuche des Peter vom Lohe an den Grafen Ernst vom Jahre 1602 nicht tatsächliche Vorgänge zugrunde lägen. Und warum sollte sein Bericht dadurch an Glaubwürdigkeit einbüßen, daß er nicht sagt, er habe die Entstehung des Namens von seinem Großvater erfahren? Außerdem darf man doch nicht außer acht lassen, daß man zur Zeit der ersten Anfänge unserer Stadt noch überall in Norddeutschland plattdeutsch sprach. Von diesem Gesichts-



Fig. 4. Zahlreiche junge Triticum-Dünen auf dem Kniepsand.

punkt aus erscheint die Bemerkung Römers völlig gerechtfertigt, es wolle ihm durchaus nicht in den Kopf, wie man auf niederdeutschem Boden zu einem Altona-Altenau hätte kommen sollen. Das meint auch der Erzähler der oben erwähnten Sage, wenn er sich in seiner volkstümlichen Art so vernehmen läßt: „Dar segg nu wol towilen so'n wittsnutig'n Bökerminschen, dat düsse Nam ni von all to nah herkeem, sünnern von de ohle Au, de dortomal an de Grenz bi'n Hamborger Barg lopen deh. Dat is awer ni an dem, un min Geschich is wahr und wiß; denn wenn de neimodsche Saack wahr weer, denn müß de Stadt ja Ohlenau heeten un min Levdag ni Altona.“

Fassen wir nun das Ergebnis unserer Erörterungen zusammen, so ist es dies: Die Ableitung des Stadtnamens Altona von einer urkundlich nicht nachweisbaren Altenau muß auch aus sprachlichen Gründen verworfen werden. Der erste Teil des Namens ist nicht auf „alt“ sondern auf „all“ zurückzuführen; „te“, „tho“ und „to“ heißen übereinstimmend „zu“; das „n“ ist zur dritten Silbe hinüberzuziehen, und „nauwe“, „nauw“, „naw“, „nawe“, „nav“, „nahe“, „na“, „nha“ und „nae“ entsprechen unserm neudeutschen „nahe“. In welcher Form der Name unserer Stadt also in alten Urkunden auch auftreten mag, immer ist seine Bedeutung: All zu nahe.

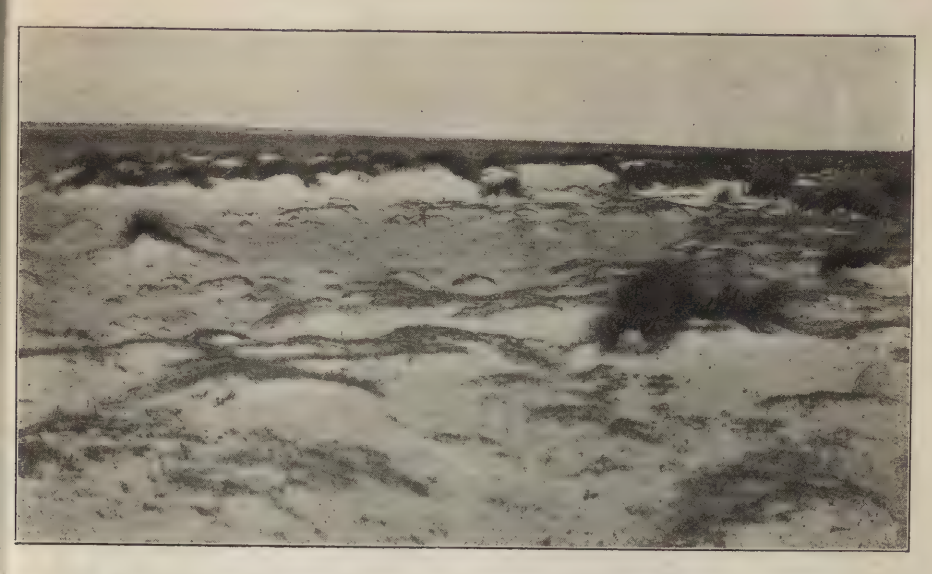


Fig. 5. Besiedelung niedriger Triticum-Dünen mit dem Strandhafer (Eiderstedt).

Verbreitung und Alter der Spiele.

Der Schnurrkater.

In einer englischen Zeitschrift las ich unlängst einen Bericht des Herrn Nelson Anundale [1]) über verschiedene Werkzeuge, Hausgeräte usw., die er auf Island und den Faröer gefunden, von z. T. so hocheigentümlicher Art, daß sie bis in vorchristliche Zeiten zurückreichen dürften. Nachdem er beschrieben, welch mannigfaltige Verwendung unter anderm die Häute und Knochen der Seetiere finden, wie z. B. aus der Haut des Grindwal (Globicephalus melas) Schalen, Siebe und anderes Gerät; aus den Knochen Schaufeln, Schlittschuhe, Pflöcke, Zangen, Nadeln und andere Dinge angefertigt werden, schließt er mit dem Ausruf: Sogar zum Spielzeug für die Kinder gibt er das Material. Aus den Rückenwirbeln machen sie kleine Wagen, die sie in Wirklichkeit nie gesehen, und die dünnen Scheiben zwischen den Schwanzwirbeln ziehen sie auf ein doppeltes Band, das sie an den Enden gefaßt halten und herum wirbeln, bis es eine Schnur bildet. Die rückläufige Rotation fördern sie alsdann, indem sie die Hände wechselnd einander nähern oder von einander entfernen, wobei ein summender Laut entsteht. Und dieses Schnurren oder Summen bildet den Reiz des Spiels. „Also genau" — so fährt Verfasser fort — „dasselbe Spiel, welches bei den Schulknaben in England sich gleicher Beliebtheit erfreut, und sich nur dadurch unterscheidet, daß sie statt der Schwanzwirbel des Grindwal ein Stückchen Pappe oder Blei dazu verwenden, das rings um den Rand eingekerbt ist." Und da konnte ich meinerseits hinzufügen: Also genau dasselbe Spiel, welches mein Bruder als Knabe mit besonderer Vorliebe übte, und das auch für mich einen solchen Reiz hatte, daß ich, in Ermangelung einer schön gezahnten Bleischeibe mit eingravierten Orna-

[1]) Nelson Anundale: Survival of primitive Implements, Materials and Methods in the Faroes and South Iceland. — Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXIII, 1903 — S. 246.

menten, dieselbe durch einen mit zwei Löchern versehenen flachen Knopf zu ersetzen versuchte, der freilich bei weitem nicht so schön schnurrte.

Das bedeutsame Moment in der Erscheinung liegt in der Verbreitung und dem mutmaßlichen hohen Alter dieses Spieles. Von wo ist es ausgegangen? Von den hochnordischen Inseln nicht, auch nicht von England. Mehr Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß es in Begleitung mancher Schmuck-, Gerät- und Gefäßformen und mancher anderer Dinge mit den sogen. Angelsachsen nach England hinübergebracht ist, und von der kimbrischen Halbinsel dürfte es auch früher oder später nach dem hohen Norden gekommen sein. Erfunden dürfte es aber auch bei uns nicht sein. Von woher der Schnurrkater bei uns eingezogen ist — wer weiß es?

Den Forschungen über den Ursprung und die Wanderungen der Märchen, Sagen und Lieder, der volkstümlichen Sitten und Gebräuche ist viel Arbeit gewidmet worden. Auch den jetzt großenteils zu Kinderspielen gewordenen Unterhaltungsspielen ist Beachtung geschenkt, aber erledigt ist die Frage nicht. Daß in manchem Kinderspiel ein tiefer Sinn liegt, daß manche Ausklänge religiöser Chorreigen aus vorchristlichen Zeiten sind, ist auch von andern längst erkannt und nachgewiesen. In meiner Kindheit haben solche Spiele uns manche fröhliche Stunde gewährt. Jetzt dürften sie vergessen sein. Die „Kinder von heute" spielen Eisenbahn und Automobil, und was einmal dem Aussterben verfallen, wird nicht wieder lebensfähig.

Ein Spiel anderer Art, mit dem ich mich vor Jahren beschäftigte,[1]) ist das Knöchel- oder Überhändchenspiel. In Schleswig-Holstein wurde es zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit fünf Steinen gespielt. Fünf glatte (bohnenförmige) Steinchen von gleicher Größe wurden nach einem bestimmten Gesetz in die Höhe geworfen und auf der äußeren Handfläche aufgefangen. Von diesem Spiel wissen wir, daß es schon in klassischer Zeit bei den Griechen beliebt war. Sie spielten es mit fünf Steinchen oder mit den Wirbelknochen der Fußbiege, Astragalli, und es wurden bei diesem Spiel bisweilen große Summen verloren und gewonnen. Guhl und Koner (Leben der Griechen und Römer S. 333) geben eine ausführliche Beschreibung dieses Spieles, und in Rich: Wörterbuch römischer Altertümer S. 60 finden wir ein Bildchen nach einem griechischen Gemälde, welches zwei mit diesem Spiel beschäftigte Frauen zeigt. Sie hocken dabei am Boden, was seine Bedeutung hat, denn meine Mutter sagte uns, eigentlich spiele man es „auf der Türschwelle." In Rendsburg und Umgegend wurde es Kater lük genannt. Eine Erklärung dieses seltsamen Wortes wußte mir niemand zu geben. Ich fand die Lösung in späteren Jahren, als ich in der skandinavischen Literatur die Beschreibung eines Schwertspieles las, womit die nordischen Helden sich zu belustigen pflegten. Es wurde mit drei oder mit sieben Schwertern gespielt, die nach einem bestimmten Gesetz aufgeworfen und am Griff aufgefangen werden mußten. Nachdem mehrere Meister dieses Kunststückes genannt worden, heißt es: aber alle wurden darin übertroffen von dem König Olav Tryggvason. der mit drei Schwertern spielte, die er mit der einen Hand aufwarf und mit der anderen auffing. Und in der j. Edda (Gylfagining) lesen wir, daß König Gylfe, als er nach Asgard kam, „am Tor einen Mann sah, der mit sieben Schwertern (Messern) spielte, so daß sieben zugleich in der Luft waren." In Dänemark hieß dies Spiel Kaardleg (Kaard = Schwert, leg = Spiel), in Schweden handsax-lek (handsax = Kurzschwert). Die Ähnlichkeit des Kaardleg mit dem Fünfsteinchenspiel Katerlük ist unverkennbar, und letztere Bezeichnung wird a

---

[1]) S. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft v. 12. Nov. 188

korrumpierte Form des in Holstein mißverstandenen Kaardleg zu betrachten sein. — Damit wäre dem Fünfsteinchen- oder Überhändchenspiel hier im Norden ein Alter von mindestens tausend Jahren zuerkannt, und wer sagt, wann es aus dem klassischen Süden zu uns heraufgedrungen ist. Erwähnt soll hier noch werden, daß unter den jetzt zu Tage geförderten Fundsachen aus der einstmaligen Handelsstadt Haithabu am Danewerk in einer Grube mehrere saubere Astragalli gefunden wurden, die sehr an das Knöchelspiel erinnern.

Ob wir auch unserem Schnurrkater eine ähnliche Verbreitung und ein so hohes Alter zusprechen dürfen, weiß ich nicht. Überaus dankbar wäre ich, wenn die Leser der „Heimat" demselben nachfragen wollten und entweder durch die „Heimat" oder mir direkt mitteilen möchten, ob der Schnurrkater noch hier oder dort schnurrt, ob die Scheibe aus Metall, Bein oder Pappe gemacht wird, ob etwa das Spiel unter anderem Namen bekannt ist,[1]) und ob es noch jetzt so großen Reiz für die Knaben hat, daß sie es, wie es mein Bruder tat, stets in der Tasche tragen und jeden freien Augenblick es hervorziehen, um sich an dem summenden Ton desselben zu erfreuen.

Kiel. J. Mestorf.



Die Entwicklungsgeschichte der Dünen an der Westküste von Schleswig.

Mit 9 Abbildungen.[2])

Die Entstehung und Entwicklung der Dünen an der schleswigschen Nordseeküste hatte in neuerer Zeit der bekannte Botaniker Geheimrat Professor Dr. J. Reinke in Kiel zum Gegenstande eingehender Forschung gemacht, deren Resultate der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften im Februar v. J. vorgelegt und später in ihren „Sitzungsberichten" (1903, 1. Halbband) unter obigem Titel in einer umfassenden Schilderung veröffentlicht wurden, der wir Nachstehendes entnehmen.

An der schleswigschen Nordseeküste finden sich Dünenbildungen auf den drei nordfriesischen Inseln Röm, Sylt und Amrum und auf der Halbinsel Eiderstedt und zwar an der westlichen, dem Meere zugekehrten Seite. Alle vier Dünengebiete zusammen liegen auf einem Kreisbogen, dessen Sehne von der Nordspitze Röms zur Südspitze von Eiderstedt verläuft. Das ganze Küstenland wurde einst durch das Hereinbrechen der Meeresfluten zertrümmert, und seine jetzige Gestaltung stellt nur Reste einer einst zusammenhängenden Landschaft dar, allerdings Reste, die stellenweise wieder in lebhaftem Anwachsen begriffen sind.

Das durch die Zerstörungen des Meeres betroffene, dann durch die Wasserbewegung ausgeschlemmte und zerriebene Erdreich wird heute wieder zum Aufbau von Land ausgeschieden; die tonige Feinerde gelangt in den Alluvien neu gebildeten Marschlandes zum Absatz, während der freigewaschene Sand überwiegend das Material der Dünen geliefert hat.

---

[1]) Ich hörte, daß das Spiel vor nicht gar langer Zeit in Kiel von Schulkindern geübt worden, die es „Fieffängelsch" nannten.

[2]) Die Abbildungen entstammen dem Ergänzungshefte zum 8. Bande der „Wissenschaftl. Meeresuntersuchungen" (Kiel 1903), das als alleinigen Inhalt bietet die den Lesern der „Heimat" sehr zu empfehlende, auch obiges Thema berücksichtigende Abhandlung von Prof. Dr. J. Reinke in Kiel: „Botanisch-geologische Streifzüge an den Küsten des Herzogtums Schleswig." Für die freundliche Überlassung der Originalabbildungen sagen wir auch an dieser Stelle unsern Dank.



Fig. 6. Blühender Strandhafer (Psamma arenaria).

Auf Sylt gibt es ausschließlich alte Dünen, während der Strand von Röm und Amrum und Eiderstedt neben alten Dünen auch die Neubildung von Dünen, den Aufbau derselben aus den jüngsten Anfängen durch alle Phasen hindurch dem Beobachter vor Augen hält. Dies ist in der Verschiedenheit des Strandes und des Meeresgrundes begründet. An der Westküste von Sylt fallen die Dünen, sofern sie nicht dem Steilufer des Roten Kliffs auflagern, scharf ab gegen einen schmalen, zum Meeresspiegel geneigten Sandstrand, der von der Brandungszone seewärts seine Neigung beibehält, so daß die Sechsmeter-Tiefenlinie der Küste nahe liegt. Auf jener schmalen Strandfläche zwischen Brandung und alter Dünenkette kommt es nicht zur Neubildung von Dünen. Auch L. Meyn hat sich in seiner Arbeit „Beschreibung der Insel Sylt und ihrer Umgebung" dahin ausgesprochen, daß die Sylter Dünen zu einer Zeit entstanden seien, als die Insel noch weit über ihre jetzige Grenze hinaus nach Westen ins Meer ragte und dort in sanfter Abdachung zum Wasserspiegel die Bildung der Dünen ermöglichte, die dann ostwärts den Landrücken hinaufwanderten, auf dem sie sich heute befinden, die auf diese Weise auch die Höhe des Roten Kliffs zu erklimmen vermochten, dessen Steilküste durch die landverschlingende Tätigkeit des Meeres entstand. An der Westseite der drei anderen Gebiete jedoch hat das Meer breite Sandflächen angeschwemmt, die bei gewöhnlicher Flut schon bis zur Breite von mehr als einem Kilometer trocken liegen und nur bei außergewöhnlichem Hochwasser überschwemmt werden; bei Ebbe treten weit ausgedehnte Flächen hervor. So liegen vor Röm der Haffsand und der Juvrer Sand, bei Amrum der Kniepsand, bei Eiderstedt der Hitzsand. Diese Sandfelder sind bei Ebbe wie bei Flut stets vom Salzwasser der Nordsee durchtränkt, und eben diese nassen, salzreichen sandigen Flächen bilden die Vorbedingung der dort in der Gegenwart stattfindenden Neubildung der Dünen.

Überschreitet man solche Sandflächen, so zieht bei hinreichend scharfem Winde fast immer ein feines Sandgestöber über ihre Oberfläche hin, bald nur handhoch, bald etwas höher, und bei entsprechendem Winde strichweise emporwirbelnd; es verwandelt sich durch Austrocknen die oberste Schicht in Flugsand. Liegt dann auf solcher Fläche irgend ein Gegenstand, ein Schneckenhaus, ein Stück Holz, ein ausgeworfener Tangbüschel im Sande, so kann der Flugsand sich davorsetzen und eine Miniaturdüne von der Höhe jenes Gegenstandes bilden. Doch eine solche Düne wächst nicht weiter, die erste Änderung der Windrichtung wird sie verstäuben.

Die entwicklungsfähige Anlage einer Düne entsteht erst aus dem Zusammenwirken von Sand und Wind mit einer im Sande wachsenden Pflanze, und diese Pflanze ist stets überall dieselbe Art, ein perennierendes Gras, die Binsenquecke (Triticum junceum), auch Strandweizen oder Binsenweizen genannt. Die Binsenquecke findet sich an unserer gesamten Ost- und Nordseeküste, fehlt aber dem Binnenlande. Sie ist eine echte Salzpflanze, die am üppigsten auf reinem Sandboden, doch auch noch zwischen Kies und selbst auf tonhaltigen Stellen gedeiht, wenn sie salzhaltig sind. Aus den Grundachsen treten zahlreiche assimilierende Sprosse an die Oberfläche, deren Blätter für gewöhnlich flach und nur bei Trockenheit eingerollt sind. Neben diesen blättertragenden Sprossen entwickeln sich blühende Halme, die nicht wie die der nahe verwandten Quecke (Triticum repens) hohl, sondern mit Gewebe gefüllt sind. Auch sind sie nicht knickbar, sondern brechen beim Biegen wie sprödes Glas. Die ebenfalls sehr zerbrechliche Spindel der Ähre zerfällt zur Zeit der Fruchtreife leicht in ihre einzelnen Glieder, während die Spelzen mit den eingeschlossenen Früchten daran haften bleiben, dadurch eben um so geeigneter zur Verbreitung durch den sie fassenden Wind.



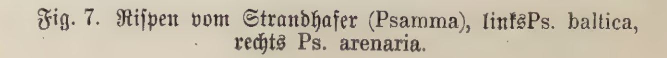


Fig. 7. Rispen vom Strandhafer (Psamma), links Ps. baltica, rechts Ps. arenaria.



Fig. 8. Zerklüftete Düne bei Lakolk; im Hintergrunde der teilweise überschwemmte Haffsand mit einem System kleiner von Triticum bewachsenen Hügeldünen.

Die vom Winde verstreuten Früchte keimen, wenn sie von Sand bedeckt werden, und bilden zuerst nur einen Laubsproß. Sobald Ausläufer entstanden, brechen aus ihnen neue Laubsprosse in ziemlich regelmäßigen Abständen hervor. Dadurch entsteht ein kleiner lockerer Horst, an dessen Zusammensetzung auch mehrere Keimpflanzen Anteil haben können. Blütensprosse werden erst von mehrjährigen Pflanzen gebildet. In solchen Grashorsten fängt sich der Flugsand und bildet einen kleinen Sandhaufen, der die Sprosse mehr oder weniger verschüttet. Durch Nachwachsen gelangen diese jedoch bald wieder an die Oberfläche, und damit ist der Anfang für die erste Entwicklungsphase einer Düne, die kurz Triticum-Düne zu nennen wäre, gegeben. Durch die fortkriechenden Grundachsen wächst der



Fig. 9. Kleine Wanderdüne nördlich von der Kampener Vogelkoje.

Triticum-Horst an Umfang, und weitere Sandzufuhr läßt die Dünenanlage in die Höhe streben. Unter dem Einfluß scharfer Winde bildet sich eine von unten auf bewachsene, langsam ansteigende Windseite und eine steiler abfallende, aus reinem Sande bestehende Schutzseite der Düne. Reine Triticum-Dünen können eine Höhe von 2—3 m erreichen. Ein weiteres Wachstum hört auf, sobald der Wind infolge der bei solcher Höhe an der Oberfläche erfolgenden Austrocknung soviel Sand von der Düne abbläst, als er hinzuführt. Eine weitere Beschränkung im Höhenwachstum der Triticum-Düne resultiert daraus, daß dieses Gras eine Salzpflanze ist, bei höheren Dünen das Kochsalz aber bald durch den Regen ausgewaschen wird. Die kleinen Triticum-Dünen erscheinen auf den nassen Sandflächen teils einzeln, teils zu mehr oder minder dicht stehenden Gruppen oder Ketten vereinigt.

Sobald eine Triticum-Düne so hoch geworden ist, daß ihr Rücken über das Niveau der Überschwemmungen hinausragt, bildet sie einen trefflichen Platz für die Ansiedelung eines zweiten bekannten Dünengrases, des Helms, Sandhalms oder Strandhafers (Psamma arenaria). Seine Früchte finden zwischen den lockerstehenden Triticum-Sprossen Raum genug zum Keimen, und sind erst einige Pflanzen dieses stärker, höher und dichter wachsenden Strandgrases aufgegangen, so wird das Triticum gewöhnlich erstickt, und aus der Triticum-Düne ist allmählich die Psamma-Düne, die zweite Entwicklungsphase der Dünen, entstanden. Der Helm oder Strandhafer (Psamma arenaria) ist allgemein auf den Dünen der Ost- und Nordsee verbreitet und findet sich außerdem auf Sandfeldern des Binnenlandes. Dieses Gras ist eben eine ausgesprochene Sandpflanze; es gedeiht nicht nur vorzüglich in salzlosem Flugsand, sondern es vermeidet auch von Salzwasser durchtränkten oder doch zeitweise überfluteten Sandboden, wo Triticum sich eben mit Vorliebe ansiedelt. Eine auf nassen Sandboden verirrte Psamma-Pflanze zeigt bald ein kümmerliches Aussehen. Wenn der Strandhafer gut gedeiht, bedeckt er die Oberfläche der Düne in dichtem Rasen. Kahle Stellen in Psamma-Dünen sind entweder Windrisse oder auf der Leeseite gebildete Flugsandhalden. Sobald auf einer Düne der Strandhafer die Herrschaft gewonnen hat, wächst die Düne weit schneller in die Höhe als vorher unter dem Einfluß der Binsenquecke, da die Psamma-Horste viel mehr Flugsand auffangen und ihn fester bewahren und immer wieder durch den sie verschüttenden Sand kräftig hindurchwachsen. Aus dem Zusammenwirken von Wind, Flugsand und dem Strandhafer entstanden schließlich die bis über 30 m hohen Dünen auf Amrum und Sylt.

Triticum-Düne und Psamma-Düne sind mit dem gemeinschaftlichen Namen Grasdüne zu bezeichnen; für diese sind eben die Binsenquecke (Triticum junceum) und der Helm (Psamma arenaria) die entscheidenden Gräser. Gleiches Verhalten wie Psamma arenaria zeigt das ihr nahestehende baltische Sandgras (Psamma baltica). Auf den feuchten Sandflächen kommen auch noch andere Gräser vor, die zwar handhohe Sandhügel dort bewohnen können, aber diese Hügel bildeten an der schleswigschen Küste nirgends den Anfang zur Dünenbildung, die dort stets durch die Binsenquecke eingeleitet wird.

Weitere Glieder in der Entwicklung der Düne sind die kahle Düne und die Heidedüne. Wie der Wind die Grasdüne aufgebaut hat, so zerstört er sie auch. Der Sturm packt die Psamma-Horste und reißt sie von der lockeren Unterlage los, oder er verschüttet sie so tief, daß es ihnen nicht gelingt, wieder durch den Sand hindurchzuwachsen, oder er bläst den Sand in solcher Ausdehnung hinweg, daß die kriechenden Grundachsen freigelegt werden und vertrocknen. Dieses Zerstörungswerk wird vom Regen unterstützt. So entstehen Kahlstellen, und wenn diese nicht durch Anpflanzung von Strandhafer geschlossen werden, so kann nach und nach die Grasdüne in einen völlig vegetationslosen, schneeweißen Sandberg ver-

wandelt werden. Solche kahlen oder weißen Dünen sind Wanderdünen, da sie in der Richtung des vorherrschenden Windes eine Verschiebung erfahren, die 5—6 m im Jahre betragen kann. Große Gebiete der nordfriesischen Inseln sind im Laufe der Jahrhunderte verschüttet worden, bis es gelang, die Wanderdünen durch Anpflanzung besonders von Strandhafer zu befestigen und zu bändigen. Völlig vegetationslose Dünen gibt es heutzutage auf jenen Inseln nicht mehr; dennoch finden sich im Norden und an der Südspitze von Sylt Dünen mit ausgedehnten kahlen Sandhalden.

Die zweite Umbildung, welche die Grasdüne erleiden kann, besteht in ihrer Umwandlung in eine Heidedüne. Hierbei wird der Strandhafer mehr oder weniger durch die Zwergweide (Salix repens), die Rauschbeere (Empetrum nigrum) und die Besenheide (Calluna vulgaris) verdrängt. Alle drei Pflanzen können gemeinsam auftreten; die verbreitetste unter ihnen ist wohl die Zwergweide, während die Rauschbeere und der Heidestrauch im quantitativen Vorwalten einander vertreten können. So sind die älteren Dünen der Insel Röm überwiegend mit Heidekraut bewachsen, während auf Sylt vielfach die Rauschbeere ohne alle Beimengung von Heidekraut auftritt. Gewöhnlich zeigen sich die drei soeben genannten Arten zuerst in den Dünenkesseln und an den Leeseiten älterer Dünen, während auf der unmittelbar dem Meere zugekehrten Seite eines Dünensystems die Psamma-Vegetation sich gewöhnlich erhält. Während das Heidekraut meistens erst auf alten Dünen festen Fuß faßt, zeigt sich die Rauschbeere und namentlich die Zwergweide öfters schon auf den Vordünen mit ihrer üppigen Psamma-Vegetation und leitet dort frühzeitig die Umbildung ein.

Es können auch alte Dünen, deren Abhänge mit der Weide, der Rauschbeere oder der Besenheide bewachsen sind, durch Auswehen kahl werden, so daß dann die Entwicklungsfolge lautet: Grasdüne, Heidedüne, Weiße Düne. Für diese Metamorphose findet sich auf Sylt unweit List ein typisches Beispiel.

In diese Endglieder läuft der Entwicklungsprozeß der Düne aus, der mit dem Auftreten der Keimung von Triticum junceum seinen Anfang nahm. „Die Düne," so schließt der Verfasser seine interessanten Ausführungen, „ist vergleichbar einem lebenden Wesen: wie dieses wird sie gezeugt, entwickelt sich aus kleinen Anfängen zu einer Normalgröße, altert und verwandelt sich zuletzt in einen toten Sandhaufen."

Kiel. F. Lorentzen.

Zur Aufhebung der Leibeigenschaft.

Mitgeteilt von G. Reimers in Innien.

Angeregt durch die Arbeit des Herrn Möller über die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst (vergl. „Heimat" Jahrg. 1903, S. 9 usw.) teile ich nachstehend die Abschrift der Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Lindau mit, wie ich sie in der Beschreibung des Gutes Lindau vom vormaligen Organisten und Lehrer Petersen in Boren gefunden habe.

Königliche Declaration und Versicherung, für die zu dem in Angeln belegenen vormaligen Herzoglichen Glücksburgischen Allodial-Gute Lindau gehörig gewesenen Unterthanen.

Christiansburg, den 13. Oktober 1784.

Wir Christian der Siebente, von Gottes Gnaden König zu Dänemark und Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und Ditmarschen, wie auch zu Oldenburg 2c. 2c.

Thun kund hiemit:

Demnach Wir bei der geschehenen Niederlegung und Vertheilung Unsers in Angeln belegenen vormaligen Glücksburgischen Allodial-Gutes Lindau mit dem

dazu gehörigen Meierhof Nottfeld, hauptsächlich mit zur Absicht gehabt, den ökonomischen Zustand und die Verfassung der gesammten zu diesem Gut gehörig gewesenen, sowohl dienstpflichtigen als leibeigenen Unterthanen, in den Dorfschaften Ackebuy, Kiesbuy, Kleinbohren, Fahrtoft und der auf den Hoffeldern wohnenden Unterthanen zu verbessern, ihre Abgaben und Präſtanda mit der Größe und Güte ihrer Ländereien in ein richtiges Verhältnis zu bringen, und ihnen durch Erweiterung ihrer Gerechtsame und Befugnisse die möglichste Erleichterung zu verschaffen; Und dann wir zu dem Ende, nachdem die Vermessung und Bonitirung ihrer sämmtlichen Ländereien, Holz- und Moor-Gründe, auf Unsere Kosten geschehen, die wegen ihrer künftigen jährlichen registerlichen Abgaben und ferner zu leistenden Dienste, gethanen Vorschläge und darnach verfertigten neuen Register und Erdbücher nicht nur Allerhöchst genehmigt, sondern auch aus Königlichen Gnaden beschlossen haben, ihre bisherige Dienstpflichtigkeit und Leibeigenschaft aufzuheben und ihnen gleiche Rechte mit Unsern übrigen freigebohrnen Amts-Unterthanen zu verleihen: Als bewilligen und schenken Wir gedachten Unsern, zu vorbenanntem Gute dienstpflichtig und leibeigen gewesenen Unterthanen insgesammt, sie seien Hufner oder Kätener, für sich und ihre Leibeserben außer einer gänzlichen unentgeldlichen Erlassung von der bisherigen Leibeigenschaft, wie auch für das bei der Setzung bestimmte Kapital, das völlige Eigenthum ihrer Häuser, des Beschlages, der Ländereien und der ihnen zugelegten Bondenhölzungen und Mööre, dergestalt und also, daß sie andern freien Leuten in allen Stücken gleich geschätzt, ihre Höfe und Ländereien nebst dem Beschlag als ihr Eigenthum behandelt werden und sie gleich andern freien Unterthanen hinführo berechtigt sein sollen, ihre Wohnstellen mit den ihnen jetzo zugemessenen und in Erdbuch aufgeführten Ländereien im Ganzen zu veräußern und überhaupt damit nach Gefallen, wie mit andern eigenthümlichen Gütern zu schalten und walten, sogleich auch solche zu verpfänden und auf ihre Erben zu bringen, wie nicht weniger an Fremde zu überlassen, wobei ihnen zwar entbehrliche Landstücke von ihren Gehöften zu veräußern zugleich gestattet, jedoch hiedurch ausdrücklich die Verbindlichkeit auferlegt wird, dergleichen stückweise Veräußerungen nicht anders vorzunehmen als nach erlangter Genehmigung Unserer Rentekammer, und unter der Bedingung, daß ein verhältnismäßiger Antheil von den Lasten allemal dem Lande folge, und daß eine solche Veräußerung jedesmal in den, in den Dörfern, wie auch bei der Amtsstube und dem Hebungsbedienten aufbewahrten Erdbüchern ab- und zugeschrieben werde, wie denn Wir ausdrücklich erklären, daß jede andere, nicht auf diese Weise geschehene Veräußerung einzelner Landstücke ungültig und kraftlos seyn solle.

Wornach sich männiglich allerunterthänigst zu achten.

Urkundlich unter Unserm Königlichen Handzeichen und vorgedrucktem Insiegel. Gegeben auf Unserer Königlichen Residenz Christiansburg zu Kopenhagen, den 13. October 1784.

Christian Rex.
(L. S.)
Reventlov. Erichsen. Scheel.
Johannsen.

Anmerkung. Am 1. Januar d. J. sind 100 Jahre seit der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft für ganz Schleswig-Holstein verflossen. Am 19. Dezember 1804 heißt es in der diesbezüglichen Königlichen Verordnung: „Damit der fleißige Landmann noch mehr Gelegenheit erhalte, sich und den Seinigen durch Feldbau Unterhalt zu verschaffen und Vermögen zu erwerben: ist die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein vom 1. Januar 1805 an gänzlich und für immer abgeschafft, ohne irgend eine Ausnahme.“ Wie obige Urkunde zeigt, hat der König-Herzog Christian VII. (eigentlich der Kronprinz, als Regent seit 1784, der spätere König Friedrich VI.) mit der Aufhebung der Leibeigenschaft auf seinen Gütern schon früher den Anfang gemacht.

Die Schriftleitung.

Bücherschau.

Neue Heimatbücher. Unter den Romanen heimischer Autoren nenne ich heute an erster Stelle die beiden im vorigen Jahre herausgekommenen Bücher von Johannes Dose: „Der Muttersohn" (Roman eines Agrariers) und „Edelinde" (Ein Edelfräulein aus der Nordmark). Dose zeigt sich hier von zwei Seiten: einmal als Autor, der es versucht, Ideen unserer Tage, geistige Kämpfe unserer Zeit dichterisch zu verwerten, und ein andermal als der alte Dose, der Verfasser historischer Romane, der in die Vergangenheit hinabtaucht und die Gefühle, Gedanken und Taten verflossener Jahrhunderte lebendig zu machen versucht. Der moderne Dose gefällt mir nicht so gut wie der andere. Er ist ein sinnender Träumer, ein unserer Zeit nicht nahe genug stehender, einsamer Grübler und Forscher und kommt daher auf ein ihm verhältnismäßig fremdes Gebiet, wenn er sich am modernen Roman versucht; und mir will scheinen, als fühle er sich selber fremd in dieser Kunst. Was den Roman hält und ihm all die schönen, menschlich sowohl wie künstlerisch schönen Seiten verleiht, das ist all das Wahre, Erlebte, nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus dem persönlichen Leben des Dichters entspringende; man spürt immer wieder, daß nicht Erdachtes, sondern Erlebtes geschildert wird. „Edelinde" ist ein Ritterfräulein aus unserer Nordmark, das durch eine Testamentsklausel des Vaters an den Besitzer des benachbarten Schlosses verlobt ist, aber im Haß gegen diesen aufgedrungenen Verlobten und in heimlicher Liebe zu einem jungen Fialmann zugrunde geht. Das Zeitkolorit ist gut gewahrt (bei Dose eigentlich selbstverständlich), einige Scenen sind von großer Wucht und dramatischer Kürze (z. B. der Hirschritt). Es erinnert das Buch inhaltlich an Th. Storms „Fest auf Haderslevhuus," aber es erreicht dieses nicht weder in der Straffheit der Komposition noch im Schmelz der lyrischen Partien, zwei Gebiete, auf denen Storm allerdings unser größter Meister war. Und so bleibt als Endresultat bestehen, daß die beiden Doseschen Bücher bei allem Schönen, Guten und Erfreuenden nicht an die großen Vergangenheitsgemälde („Kirchherr von Westerwohld," „Der Kreuzer Kampf uns Dannevirke," „Die Sieger von Bornhöved") heranreichen, die oft von hinreißendem Schwung und wundervoller plastischer Schönheit sind, die zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete des historischen Romans in unsern Tagen geschaffen worden ist. Aber trotzdem werden — dessen bin ich gewiß — viele Leser seine beiden neuen Bücher lieb gewinnen.

Als heimatliche Schriftstellerin ist im vergangenen Jahre die langjährige Mitarbeiterin von „Niedersachsen" Luise Gräfin Brockdorff-Ahlefeld mit ihrem bei Schünemann in Bremen verlegten Skizzenbuch „Vom Hundertsten ins Tausendste" hervorgetreten. Es ist noch kein reifes Buch, man weiß noch nicht recht, was man eigentlich damit anfangen soll, man freut sich der scharfen Beobachtung, der umfassenden landesgeschichtlichen Kenntnisse, der liebenswürdigen Darstellung landschaftlicher Reize und der, besonders in den letzten Skizzen hervortretenden, knappen, plastischen, an die Balladen der Verfasserin erinnernden Schilderung, lehnt aber in derselben Weise den durch und durch konventionellen Ton des ganzen ersten Teils, einer Reiseschilderung, ab.

Bei Calwey in München hat Adolf Bartels als neuen Band seiner gesammelten Werke seine lyrischen Gedichte, die Ernte des Jünglings sowohl als des Mannes, herausgegeben. In einer längeren Vorrede begründet Bartels, dieser unermüdliche Kampfer, die Herausgabe seiner gesammelten Werke und verwahrt sich gegen den Vorwurf, als sei er nur Kritiker und nicht Dichter. Wer so entzückende Verse schreiben kann, wie die folgenden, braucht den Beweis nicht erst in einer langen Vorrede zu liefern. Im Gegenteil, Bartels schadet sich in dieser etwas schroffen Vorrede selber und bietet dadurch seinen Feinden nur Angriffspunkte — und seiner Feinde sind viele, besonders seit er in seiner großen Literaturgeschichte gegen die Schillerverehrung zu Felde zog.

In der Fremde.

Ich möchte still nach Hause gehn
Und nimmer wieder fort,
Mein Knabenstübchen wiedersehn,
Und manchen andern lieben Ort,
In meines Vaters Garten
Wie einst den Lenz erwarten —
O wär', o wär' ich dort!

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Der ist nun lange leer,
Den blauen Himmel sieht er kaum
Vor grauen Wänden ringsumher.
Bald ist der Baum erstorben,
Bald bin ich hier verdorben,
Seh' nie die Heimat mehr.

Im Anschluß an diese schleswig-holsteinischen Autoren mag noch der in Hamburg lebende Gustav Falke genannt werden, der im verflossenen Jahre ein Epos „Der gestiefelte Kater" hat erscheinen lassen. Ich habe zu Anfang vorigen Jahres in einer längeren Studie Falkes Sonderart gezeichnet und darf mich daher jetzt darauf beschränken, auf dieses neueste, ebenfalls bei Jansen in Hamburg erschienene Buch empfehlend hinzuweisen unter dem Hinzufügen, daß in diesem Werk der liebenswürdige Humor des Dichters in noch höherem Maße zur Geltung gekommen ist. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 2. Februar 1905.

Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter.

(Die Schwesterdörfer Gammal und Zarnekau bei Eutin.)

Vortrag auf der 14. Generalversammlung zu Plön am 25. Mai 1904

von Professor A. Kühn in Eutin.

Jeder Gast der schmucken Stadt Plön, die uns heute so freundlich zu sich rief, hat voll Naturempfindens den Blick schweifen lassen über den mächtigen See, der die Stadt bespült. Staunend mißt das Auge seine Weite, Zielpunkte am fernen Gegenufer suchend. Da fühlt es sich schnell gefesselt durch eine Kirche, fern und doch deutlich hervortretend: die Kirche von Bosau. Und wer ein Geschichtsfreund ist, dem winkt aus ihr zugleich ein Geschichtsblatt erinnerungsreichster Fülle und bannt auch sein geistiges Auge auf sich: denn von dort aus fiel ja wirklich einst das Licht der Geschichte auf dieses ganze Land. Dort drüben in Bosau in dieser selben alten Kirche predigte einst in den Tagen des großen Kaisers Friedrich Rotbart und des gewaltigen Heinrich, des Löwen, des Sachsenherzogs, der Priester Helmold, der die Geschichte dieser Gegend schrieb. Das Herz war ihm voll von dem, was er aufzeichnete. Die Größe des Erlebten und Geschauten machte ihn beredt. Er stand ganz unter dem Eindruck des großen Kampfes, der sich damals auf diesem Boden Ostholsteins abspielte: in Trümmer sank die wagrische Slavenburg Plön vor dem Zorne der Holsten, die weithin das slavische Land zur Einöde machten. Dann kam Graf Adolf und „schickte Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, wen der Mangel an Ackerland drücke, der solle nur kommen mit all den Seinen: hier solle er finden ein treffliches Land, ein weites Land, reich an Früchten, mit Fisch und Fleisch und Weide die Fülle. Den Holsten und Stormarn aber ließ er sagen: Habt ihr nicht das Land der Slaven bezwungen, habt ihr's nicht erkauft mit eurer Brüder und Väter Blut? Warum wollt ihr die letzten sein, es in Besitz zu nehmen? Seid lieber die ersten, zieht ein ins verlockende Land! Auf solchen Ruf machte sich auf eine Menge ohne Zahl von verschiedenen Völkern, nahm alle die Ihrigen mit sich und kam hierher ins Wagirenland zum Grafen Adolf, das Land zu besitzen, wie dieser versprochen. Die Holsten zuerst erhielten Sitze, wo es am sichersten war, im Westen bei Segeberg, am Travefluß, auch das Gelände um Bornhöved und vom Schwalebach an bis zu Tensfelderau und Plönersee. Das Dargunerland (um das heutige Ahrensböck) besiedelten Westfalen, das Eutinerland Holländer, das Süselerland Friesen. Oldenburg und Lütjenburg und die andern Landstriche am Meer gab Graf Adolf

den Slaven zu bewohnen, und diese mußten ihm Tribut zahlen." Das Plönerland blieb damals noch wüst, aber gut ein Jahrzehnt später baute Graf Adolf die Burg Plön wieder auf und legte hier eine Stadt und einen Markt an. Die Slaven in den umliegenden Orten wichen zurück; Sachsen kamen und wohnten daselbst, und allmählich schwanden die Slaven im Lande dahin.

Wie aber diese neue deutsche Stadt Plön sich erhob, da grüßte bereits über den See herüber, wie heute, Vizelins Bau und Helmolds Heim, die Kirche von Bosau: mit dem alten Plöner Slavengotte Podaga war es aus für immer, und was noch weiter von Slaven hier wohnte, das beugte sein Knie vor dem Kreuze.

Das ist der Kern der Erlebnisse des Bosauer Priesters Helmold, und das hielt er mit Recht für etwas Großes: denn jene Besiedelung durch den Grafen Adolf im Verein mit Vizelins Missionswerk war das Reis, aus dem sich der stattliche Baum der Kultur dieses schönen ostholsteinischen Landes entwickelt hat.

Gestatten Sie mir gütigst, die Eigenartigkeit dieser Entwickelung aufzuweisen, wie sie sich aus der Eigenart der Anfänge ergab, und zwar nicht an einer städtischen Bevölkerung, die überall rascher der Gleichartigkeit zustrebt, sondern an dem Beispiele eines ostholsteinischen Ansiedlerdorfes der Eutiner Gegend, in welchem der verhältnismäßig reichhaltige urkundliche Stoff die auch anderweit gemachten Beobachtungen wie in einem Brennpunkt zu vereinigen ermöglicht und empfiehlt.

Der Kern der jungen Holländerkolonie des Eutinerlandes trat sehr bald in engste Beziehung zu derjenigen kirchlichen Schöpfung, in welcher das Lebenswerk des Glaubensboten Vizelin gipfelte, dem Bistum Oldenburg. Dies Bistum hatte schon früher einmal bestanden und hatte sich einigen weltlichen Besitzes, darunter eines Hofes in Bosau, erfreut; in Anknüpfung an jenen älteren Besitz verliehen Heinrich der Löwe und Graf Adolf dem Bischof Vizelin auch jetzt das Dorf Bosau samt gewissem Zubehör. Die wirkliche Ausstattung des Bistums ward aber erst Vizelins Nachfolger Gerold zu teil; auf Betrieb Heinrichs des Löwen fügte Graf Adolf der Bosauer Besitzung noch Hutzfeld und Wöbs hinzu, als wesentlichsten Teil der Ausstattung aber gab er dem Bischofe Eutin und Gammal samt ihrem Zubehör, d. h. eben jenen Kern der Holländerkolonie. Das Wort Zubehör muß für Eutin und Gammal in allerweitestem Sinne gefaßt und auch für Hutzfeld und Wöbs hinzugedacht werden: denn auf beiden bischöflichen Gebieten tritt bald urkundlich Dorf auf Dorf, man möchte fast sagen scharenweise, hervor, und daneben zeigt sich, daß noch eine dritte Gruppe bischöflichen Besitzes dieser Gegend, die Malente-Neukirchener, bei Helmold eben auch nur unter dem Worte Zubehör ihre Vertretung gefunden hat. Bischöflicher Besitz in größerer Ferne, wie im Lande Oldenburg und bei Lübeck, möge hier außer Betracht bleiben.

Eutin und Gammal lagen symmetrisch zum großen Eutiner See: wie Eutin südlich von seinem West-, so Gammal südlich von seinem Ost-Ende. Dem Wanderer, der von Eutin der Oldenburger Chaussee ostwärts folgt, liegt, nachdem er das Wäldchen Pulverbek durchmessen, auf der großen Koppel rechter Hand der Platz zur Seite, den einst das Holländerdorf Gammal einnahm. Den Namen Gammal fanden die holländischen Ansiedler schon vor; denn dieser stammt noch aus der Slavenzeit. Der erste Vokal des Namens war kurz, tonlos und dumpf gesprochen, daher er sich bald a, bald o, bald u geschrieben findet; das a der zweiten Silbe betont, lang und daher auch stets auf eine Weise aufgefaßt und geschrieben. Die Erklärung aus dem polnischen gomoly abgestumpft, ohne Spitze, dem tschechischen homoly kegelförmig paßt vorzüglich zur Örtlichkeit, die sich stark ansteigend plattenförmig über das Umgelände erhebt. Außer Eutin und Gammal waren noch vier Holländerdörfer in nächster Nähe bischöflich, gehörten also, mit Helmold zu reden, zum Zubehör: Neudorf, Jungfernort, Zarnekau und Bockholt. Nichtbischöflich

waren damals in der Nachbarschaft die Holländersiedlungen Groß-Meinsdorf und Röbel.

Unter den sechs bischöflichen Holländerdörfern, die zusammen genau 50 Hufen hielten, bahnten sich bald Unterschiede der Entwicklung an. Eutin baute Bischof Gerold selbst schon als städtische Niederlassung mit Markt aus und gründete sich selbst darin ein Haus, womit er es zum Mittelpunkte für den bischöflichen Landbesitz stempelte. Zum offiziellen Hochsitz des Bistums machte er freilich Lübeck, die mächtig aufblühende junge Stadt, anstatt des ungeeigneten Oldenburg. Diese Verlegung nach Lübeck aber wirkte auch ihrerseits zurück auf die Holländerkolonie am Eutinersee. Der Bischof richtete nämlich in Lübeck ein Domkapitel ein, d. h. eine Vereinigung von Geistlichen, die nach kanonischer Regel lebten; zur Ausstattung der zu ihrem Unterhalte nötigen Pfründen überwies er neben Zehnt und Zins mehrerer weiter Landstriche noch besonders Zehnt und Zins aus dem Dorfe Gammal — gewiß ein redendes Zeugnis für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Holländerdorfs. Die Folgezeit beweist übrigens, daß bei Gammal das nur eine Viertelstunde entfernte Zarnekau mit inbegriffen gedacht war.

Zehnt einschließlich Zins hatten somit die Schwesterdörfer Gammal-Zarnekau nunmehr nach Lübeck zu entrichten, wie bisher an den Bischof. Der Zins war eigentlich als die kleinere der beiden Abgaben gedacht; er wird vielfach deutsch mit Heuer, und wenn er in Roggen entrichtet zu werden pflegte, mit Roggenheuer bezeichnet. In den holländischen Nachbarsiedelungen von Gammal betrug er 1 Drömt, d. h. 12 Scheffel klaren Roggens auf die Hufe. Der Zehnte war bei diesen Holländern ursprünglich eine viel bedeutendere Abgabe. Denn die Holländer entrichteten den Ackerzehnten in natura in der Weise, daß der bischöfliche Wagen die Äcker in der Ernte selbst befuhr und überall den zehnten Schof, d. h. die zehnte Garbe von Roggen, Gerste und Hafer — Weizenbau war damals hier ganz gering — einsammelte, und ebenso den zehnten Teil des Ertrages anderer Nutzpflanzen wie Lein, Bohnen und Erbsen. Das Herumfahren des Wagens begann um Jakobusaposteltag, d. h. um den 25. Juli, welcher für jene Zeit etwa dem 1. August unseres heutigen verbesserten Kalenders entsprach. Selbstverständlich hatte dies Einsammeln für die Bauern Unbequemlichkeiten im Gefolge, und mancher von ihnen mußte wegen langsamer Abholung des Zehnten Schaden leiden. Daß sich gegen diese Abgabe hie und da Widerstand zeigte, war somit natürlich. Die Kolonen von Grebenhagen, damals zum Kirchspiel Pronstorf, heute zu Ahrensböck gehörig, waren nach einer Nachricht 15, nach einer andern gar 20 Jahre lang exkommuniziert, weil sie den Zehnten nicht auf dem Felde einsammeln lassen wollten. Was die Landleute anstrebten, welche zum Ackerzehnt verpflichtet waren, das war Ablösung durch festen Satz in Getreide oder Geld. So pflegten die Kolonen von Kassau und Plunkau im Kirchspiel Altenkrempe den Ackerzehnt jährlich mit 20 Scheffel Hafer pro Hufe abzulösen. Es kam vor, daß bei einem solchen Vertrage die Bauern ausdrücklich verpflichtet wurden, nun auch selbst die Beförderung des Getreides an den Ort seiner Bestimmung zu übernehmen.

In Gammal und Zarnekau muß der Übergang zum festen Getreidesatz schon früh vollzogen worden sein, und zwar entrichteten die Bauern dem Domkapitel jährlich im ganzen als Zehnt einschließlich Zins von ihren 15 Hufen 30 Drömt (= 360 Scheffel) Roggen und Hafer, also für die Hufe 1 Drömt Roggen und 1 Drömt Hafer. Ein hoher Ansatz war dies keineswegs, wenn man bedenkt, daß ums Jahr 1280 in Eutin und Neudorf, wo der Ackerzehnt auf dem Felde eingesammelt wurde, auf die Hufe, außer dem einen Drömt Zins oder Roggenheuer, an Ackerzehnt noch im Mittel ein zweites Drömt Roggen, ein Drömt

Hafer und ein halbes Drömt Gerste gerechnet wurden. Jener verhältnismäßig niedrige feste Satz für Gammal und Zarnekau erklärt sich eben auch nur daraus, daß er zu einer Zeit vereinbart wurde, wo die Dorffeldmark erst zum Teil in Bewirtschaftung genommen war. Von seiten der Domherren in Lübeck war eine Steigerung dieses Ansatzes kaum zu erwarten, da diesen eine solche gar nicht zu gute gekommen wäre: ihnen standen ein für allemal die Erträge der ihnen übertragenen Zehnten nur bis zu einer bestimmten Höhe zu. Aber bei der Stiftung der Pfründen war bestimmt worden: wenn diese Erträge künftig einmal mehr abwerfen würden, so solle dieser Überschuß dem Bischofe zufallen. Auf seite des Bischofs war also ein Interesse an der Steigerung vorhanden, und bald spielten die Excrescenzen, wie man jene Überschüsse nannte, eine Rolle im bischöflichen Haushalt, ja, sie flossen so reichlich, daß man es für gut fand, auch dem Domkapitel neue Stiftungen daraus zu verehren.

Diese Entwickelung hat an sich durchaus nichts Abnormes. Es war vielmehr nur natürlich, daß das Bistum die ihm zur Verfügung stehenden materiellen Hülfsmittel nutz- und ertragsreicher zu gestalten sich bestrebte. Auf dem Gebiete der Neurodungen und neuen Dorfanlagen erwarb es sich allmählich aus der Praxis die nötige Erfahrung, suchte aber auch auf die alten Dörfer den Grundsatz anzuwenden, daß mit der fortschreitenden Nutzbarmachung der Dorffeldmark eine Steigerung der kirchlichen Erträge Hand in Hand gehen müsse.

So trat denn auch an die Holländerdörfer Gammal und Zarnekau diese Steigerungsfrage heran. Gewiß war auch hier der Anfangszeit gegenüber die für die Zahl von 15 Hufen ausgiebig, aber andererseits keineswegs übermäßig bemessene gemeinschaftliche Dorffeldmark durch Ausdehnung der Wirtschaftsfläche inzwischen ertragsfähiger gemacht worden. Aber in begreiflicher Abneigung gegen die Übernahme bisher nicht getragener Verpflichtungen erhoben die Bauern Widerspruch. Diesen Holländerdörfern stand das Erbrecht (hereditas) an den Hufen herkömmlich zu, und hierauf bauten sie jedenfalls. Denn das Verfahren, welches der Steigerung jener Abgaben eine Rechtsgrundlage verlieh, bestand in einer Neuvermessung der Dorffeldmark zum Zwecke des Nachweises, daß diese tatsächlich mehr Hufen halte, als bisher solche in Ansatz gekommen seien. Gegen dies Verfahren gewährte aber das Erbrecht der Kolonen an den Hufen auch in den Augen der Kirche einen Schutz. Über ihr Dorf Hamberge bei Lübeck schrieben die Domherren in ihr Pfründenverzeichnis: „Die Hufen dieses Dorfs können, sobald es dem Kapitel beliebt, nachgemessen werden, denn das Erbrecht steht frei der Kirche zu. Und wie Schwinden des Erbrechts der Kolonen sofort dem Grundherrn die Befugnis gab, die Hufen nachzumessen, das läßt das gleiche Verzeichnis am Dorfe Bunendorf bei Lütjenburg erkennen, welches bald darauf das Lübecker Domkapitel der Stadt Lütjenburg behufs Einverleibung in ihre Stadtfeldmark käuflich überließ. Von Bunendorf sagt nämlich jenes Verzeichnis: „In Bunendorf haben wir die Äcker nachmessen lassen, und man fand 10 Hufen. Die Kolonen maßten sich bisher das Erbrecht an, welches in Wirklichkeit frei der Kirche zusteht.“ Und am Dorfe Vorrade bei Lübeck läßt sich die Stufenfolge nachweisen, wie das Erbrecht der Kolonen erst anerkannt, dann bezweifelt, dann bestritten, dann weggenommen und endlich die Äcker nachgemessen und die Abgaben erhöht wurden.

Also das war der Weg: dies Erbrecht konnte, weil Beurkundung desselben nicht vorhanden war, angezweifelt werden. Und daß dies auch im Falle Gammal geschehen, ist deutlich erkennbar, denn in dem neuen Vergleich, der schließlich erzielt wurde, vermied nachher der Lübecker Bischof Johann von Tralau den Ausdruck, den Bauern habe das Erbrecht an den Hufen zugestanden, brauchte vielmehr

ebenfalls die Wendung: die Bauern hätten dies Erbrecht sich angemaßt (sibi usurpabant). Auf diese Weise gelang es, am 21. November 1262 — die Sache erschien so wichtig, daß ein bischöflicher Chronist das Datum überliefert hat — die Nachmessung der Feldmark zu bewerkstelligen. Der Bischof selbst mit einigen Domherren war hierzu erschienen. Das Resultat mag verblüffend genug gewirkt haben, denn der Bischof fand statt 15 Hufen ihrer 66. Nun ist es ja ganz klar, daß, wenn bisher dieser ganze Block Holländerdörfer genau 50 Hufen gezählt hatte, nicht auf einmal weniger als ein Drittel dieses Areals 66 Hufen gelten konnte, und es ist nach Erledigung des Streites auch nie wieder jemandem eingefallen, die 66 Hufen im Munde zu führen. Es war ein Kampf- und Schreckmittel und hat als solches gewirkt. Bischöflicherseits wurde ein Unterschied gemacht zwischen den 15 Hufen, die nach Lübeck steuerten, und den übrigen, welche an den Bischof zurückfallen müßten. Da wurden die Bauern nach und nach gefügig und schlossen erst Einzelverträge, aus denen einige Jahre nach jener Vermessung ein Gesamtvertrag hervorging, der den Bauern von Gammal und Zarnekau ihre Hufen und Grenzen für alle Zeit zugestand: doch mußten sie sich verpflichten, dem Bischof fürderhin ebenfalls, wie bisher nur dem Domkapitel in Lübeck, 15 Drömt Hafer und 15 Drömt Roggen oder Gerste — die Wahl sollte ihnen überlassen bleiben — jährlich zu entrichten und nach Eutin hinzuliefern. Mit der freien Wahl der Bauern zwischen Roggen und Gerste scheint es aber nicht lange vorgehalten zu haben: denn bald darauf ist in einem Register von Gerste keine Rede mehr, sondern nur noch von Roggen, und die gelegentliche rechnerische Gleichsetzung von zwei Drömt Gerste gleich einem Drömt Roggen in einer Abrechnung jener Zeit läßt erkennen, daß freie Wahl schwerlich die Bauern zur Entrichtung von Roggen trieb. Übrigens hat ein Jahrhundert später der Bischof Bertram Cremon in einem Vergleiche mit dem Lübecker Domkapitel dessen Einkünfte aus Gammal und Zarnekau tauschweise zu den bischöflichen Einnahmen zurückerworben, so daß die beiden Dörfer jetzt alles nach Eutin lieferten, wo der Unterschließer des bischöflichen Schlosses in jener Zeit das Kornregister führte. Dies hatte für die Kolonen wenigstens den Vorzug der Vereinfachung.

Dieser wirtschaftlichen Entwickelung parallel und sich mit ihr gegenseitig stark beeinflussend ging noch eine zweite, mehr politische. Die weltliche Gewalt des Landes verzichtete immer mehr auf die Ausübung ihrer Rechte über die Bischofsleute.

Heinrich der Löwe hatte die Freiheiten des Bistums festgestellt, ihnen aber auch bestimmte Grenzen gegeben. Sein Sturz und die diesem nachfolgenden Wirren aber ermutigten die Bischöfe, größere Selbständigkeit anzustreben. Vornehmlich ging ihre Absicht dahin, in dem wirtschaftlich leistungsfähigen Kerne ihres Güterbesitzes, d. h. in der Holländerkolonie am Eutinersee, die Vogteirechte zu erwerben und sie dadurch aus dem Landesverbande der holsteinischen Grafschaft zu lösen. Denn die Gerichte der gräflichen Vögte in Eutin wie in Bosau und Neukirchen (später in Malente) bildeten gewiß eine der bischöflichen Gewalt sehr unbequeme Schranke in den vielen Differenzen mit den Kolonen, welche die Unentwickeltheit der wirtschaftlichen Zustände und der offenbar von Anfang an große Mangel an urkundlichem Beweismaterial notwendig nach sich ziehen mußte. Ein dauernder Wohnsitz des gräflichen Vogtes in Eutin selbst war um so lästiger, als die Bischöfe mit den Grafen in einem endlosen Streit um die 300 Hufen standen, welche die Ausstattung des Bistums bilden sollten, aber nach der Überzeugung der Bischöfe durch die wirkliche Landschenkung nicht erreicht wurden. Die stete Anwesenheit eines Vertreters der Landesgewalt im Mittelpunkte des Streitobjektes selbst hatte demnach ihr Mißliches. Der Vogt Otto von Eutin mußte durch Vergleich seinen Wohnsitz in Eutin endgültig aufgeben und durfte nur dreimal im Jahre zur Abhaltung des

Landdinges daselbst erscheinen; der Vogt Volrad Sten mußte 1256 seine Vogtei in Eutin, Neudorf, Jungfernort, Gammal, Bockholt und Zarnekau, d. h. der ganzen bischöflichen Holländerkolonie, gegen Entschädigung niederlegen und versprechen, dies sein Vogteilehen, wann der Bischof es bestimme, in die Hand der Grafen förmlich zu resignieren. Das Einverständnis der Grafen selbst war bereits eingeholt, diese hatten auch auf Erhebung des Grafenschatzes, d. h. gräflicher Beden, wie sie bei bestimmten Anlässen und im Bedarfsfalle eingefordert wurden, von den Kolonen des Bischofs verzichtet: aber den Holländergrafenschatz, welcher jährlich als regelmäßige Einnahme erhoben wurde, behielten sie sich ausdrücklich noch vor; doch auch diesen Holländerschatz, wie er aus Eutin, Neudorf, Jungfernort, Bockholt, Gammal und Zarnekau in der Höhe von 27 lübschen Pfennigen für die Hufe erhoben wurde, gelang es schließlich dem Bischofe vom Grafen durch Tausch zu erhalten. Da dieser Holländergrafenschatz offenbar bei der ersten Ansiedelung selbst bedungen und festgestellt ist, da ferner seine Gesamthöhe mit $6^1/_2$ Mark bei dieser Gelegenheit angegeben wird, was bei Annahme der winzigen Abrundung um 6 Pfennige (d. h. weniger als $^1/_2$ % der Summe) auf 46 Hufen führt, so sind hiermit die Angaben der Bauern über die Zahl der Hufen glänzend gerechtfertigt: Neudorf hatte 12, Eutin 12, Jungfernort 3, Bockholt laut Aussage der Bauern 4, Gammal und Zarnekau 15, was richtig die Summe 46 ergibt. Die Bauern erinnerten sich der mit ihren holländischen Vorvätern getroffenen Abmachungen eben ganz genau; und rechnen wir die 4 Hufen noch zu, welche damals bereits geraume Zeit zum bischöflichen Vorwerk Eutin gezogen waren und jedenfalls seitdem keinen Holländerschatz mehr zahlten, so ergibt sich eben die oben schon an die Spitze gestellte Zahl 50 für diesen bischöflich gewordenen Teil der Holländerkolonie.

Hielten aber, was die Zahl der Hufen betraf, die Bauern nur den Standpunkt der ersten holländischen Ansiedler fest, so geschah das zweifellos auch in Sachen des Erbrechts an den Hufen. Dies war ja auch Gammal und Zarnekau im neuen Vertrage geblieben. Das Erbrecht verschaffte außer größerem Selbständigkeitsgefühl und größerer wirtschaftlicher Widerstandsfähigkeit auch unmittelbaren materiellen Nutzen: es befreite von der lästigen Pflicht, beim Ableben eines Bischofs dem Nachfolger eine Beisteuer zu entrichten, welche lateinisch als preemtio, deutsch als vormede bezeichnet wurde. Ein bischöfliches Tafelgüterverzeichnis um 1280 nimmt diese Beisteuer allgemein von den Dörfern in Anspruch „mit Ausnahme derjenigen, welche das Erbrecht an ihren Gütern besitzen wie in Eutin, Neudorf, Gammal, Zarnekau und Bockholt." Man sieht, es ist geschlossen die Holländerkolonie, und nichts außer ihr: aber wo bleibt das Dorf Jungfernort in der Aufzählung? Ist es glaublich, daß die drei Hufen dieses kleinen Dorfes, welches holländisch war gleich den übrigen — es zahlte ja den Holländerschatz und gab den Ackerzehnt — und welches in der geometrischen Mitte der ganzen Kolonie lag, allein das Erbrecht nicht besessen haben sollten? Gewiß nicht! Aber der Gegner dieses Erbrechts lag in gefährlicher Nähe: es war das bischöfliche Vorwerk in Eutin, damals noch unmittelbar am Schlosse. Die Nichtanerkennung des Erbrechts enthielt das Todesurteil des kleinen Dorfes: 1356 wird es urkundlich noch erwähnt, aber bald schrieb eine Hand auf den Rand des erwähnten Tafelgüterverzeichnisses zum Ackerzehnten von Jungfernort hinzu: „Item Jungfernort mit allem Recht und aller Nutzung gehört jetzt dem Bischofe von Lübeck"; in einem andern Verzeichnis von etwa 1426 wird es nicht mehr genannt, und um 1440 schrieb Bischof Nikolaus Sachow in sein Repertorium: „Heute besteht das Dorf Jungfernort nicht mehr, sondern seine Äcker sind teils zum Grundbesitz des Schlosses Eutin gelegt, teils sind sie wüst durch Wald-

wuchs." Wer den kurzen Spaziergang aus Eutin auf der Oldenburger Chaussee bis Heimburgsruh macht und hier die breite Halbinsel nach dem See zu überblickt, der hat die alte Dorffeldmark von Jungfernort vor sich liegen.

Ist Gewalt angewandt worden? Davon findet sich keine Spur. Seit dem Verlust des Erbrechts war das kleine Dorf dem wirtschaftlich viel stärkeren Nachbar nicht mehr gewachsen: sein Schicksal gleicht dem von Bunendorf bei Lütjenburg, nur daß jenes von einer Stadt, dieses von einem landesherrlichen Betriebe aufgesogen worden ist. Und die wirtschaftliche Überlegenheit des bischöflichen Hofbetriebes war noch ungleich größer als die der Stadt. Denn seit das Gericht bischöflich war, standen dem Bischofe die Dienste der Untertanen, wie Hand- und Spanndienste, zur Verfügung. Dieser Grundsatz gehörte allerdings dem Holstenrecht, nicht dem Holländerrecht an: daß aber die Holländer davon nicht befreit waren, läßt sich am Holländerdorf Sibsdorf im Lande Oldenburg urkundlich nachweisen, und daß der Bischof Dienste der Untertanen in dieser Zeit beanspruchte, steht hinsichtlich gewisser Dörfer am andern Ufer des Eutinersees, speziell Fissau und Sibbersdorf fest. So werden auch die Holländerdörfer am Südufer solche geleistet haben.

Diese gesteigerten materiellen Mittel des Bistums ermöglichten es denn auch, mit der Zeit das Erbrecht anderer Holländerdörfer als Jungfernort von den Kolonen auf den Bischof zu übertragen. Es geschah hier, soweit die Urkunden blicken lassen, in aller Form Rechtens, durch Kauf, ganz allmählich, Jahrhunderte hindurch, von einem Erbe zum andern fortschreitend; so insonderheit in Gammal und Zarnekau. In letzterem Dorfe kaufte Bischof Johann von Tralau nach dem Tode des Besitzers, Tuto mit Namen, dessen Erbe und schloß nach Erlegung des Kaufpreises Tutos Leibeserben vom genannten Dorfe völlig aus. Das Erbe verkaufte dann der Bischof wieder zur Aufbesserung einer Vikarie am Lübecker Dome, so daß nun die 3 Drömt, welche dies Erbe bisher an das Domkapitel zu entrichten hatte, hinfüro an den betreffenden Vikar fielen: dem Domkapitel sollten die verlorenen 3 Drömt anderweit ersetzt werden. So befand sich dies Erbe fortan zwar nicht in bischöflichem, aber doch in kirchlichem Besitz. Bemerkenswert ist, daß dieser Kauf bereits abgeschlossen war, als das Erbrecht der Kolonen durch den vorhin erwähnten Vertrag nach der Ackervermessung von neuem anerkannt wurde.

Erst ungefähr 70 Jahre später, im Jahre 1336, wurde wieder ein Erbe in Zarnekau durch den Lübecker Bischof Heinrich von Bokholt angekauft, und zwar von den Knappen Hartwich und Heinrich von Bichel, Vater und Sohn. Die Adelsfamilie von Bichel nannte sich jedenfalls nach dem Dorfe Bichel im Kirchspiel Bosau, wie fast zahllose unserer Dörfer Stammsitze solcher Adelsfamilien gewesen sind, beispielsweise Löja, Meinsdorf bei Plön, Fassensdorf, Fissau, Sibbersdorf, Rotensande bei Eutin, Kassau im Kirchspiel Altenkrempe usw. Auch nach dem Dorfe Gammal nannte sich, wie wir noch sehen werden, eine solche Familie. Hartwich und Heinrich von Bichel verkauften dem Bischof Heinrich ihre fünf Viertelhufen Land samt Gebäuden mit Einwilligung aller ihrer Erben: die Äcker führten den in den deutschen Siedlungen des Ostens so oft wiederkehrenden poesievollen Namen Vogelsang und haben vielleicht dem heutigen Hufnerberg bei Zarnekau entsprochen. Bischof Heinrich stiftete mit ihren drei Mark Jahreseinkünften sein Seelgedächtnis an der Kirche zu Eutin.

Nun endlich folgten solche Käufe auch in Gammal. Der Knappe Ywan Bichel, nach einer andern Urkunde in Luschendorf ansässig, verkaufte im Jahre 1358 dem Bischof Bertram Cremon eine Hufe in Gammal, die im Erbgange von Eghard, Sohn Hartwichs von Gammal, an ihn gelangt war, und 1369 verkaufte Eybe, Witwe des Knappen Heinrich Sedorp und Tochter Marquards

von Rodensande, demselben Bischof ihr Erbe in Gammal, welches eine Hufe und ein halbes Viertel hielt. Der Knappe Eler Splyd und seine Frau Grete, Tochter von Hartwich Gammal, verkauften im Jahre 1400 dem Bischof Johann Schele Frau Gretes Mitgift, bestehend in Haus, Hof und Hufen zu Gammal. Unter den Zeugen steht neben hohen bischöflichen Beamten, dem Offizial und dem Vogt sowie den Bürgermeistern und Ratmannen von Eutin samt einigen Bürgern auch stolz: Detleff Rauen Bur to Gammal. Wenige Jahre später, 1404 verkaufte Otto Mummendorp demselben Bischof Johann Schele sein Wohnhaus mit Zubehör in Gammal, und schließlich verkaufte der vorhin genannte Knappe Eler Splyd dem Bischofe alles, was seine Frau Grete von ihrem nunmehr verstorbenen Vater und Oheim Hartwich und Hinrik Gammal inzwischen geerbt hatte. Der diese Urkunden ins bischöfliche Register eintrug, machte zu diesen letzten Vorgängen die triumphierende Bemerkung: „Und so haben wir das ganze Dorf Gammal von den Adeligen freigemacht." Offenbar war das Ziel langer Sehnsucht damit erreicht, denn die Adeligen in den bischöflichen Gütern waren oft recht schwierige Untergebene.

Das Werk, den ganzen Besitz in diesen Dörfern in des Bischofs Hand zu vereinigen, brachte Bischof Nikolaus Sachow der Vollendung nahe. Er war eine höchst bedeutende Erscheinung in der Reihe der lübschen Bischöfe, ein Mann, der die geistigen und materiellen Mittel seines Bistums sammelte und in Wirksamkeit treten ließ, mit großer Opferfreudigkeit und hervorragender Sachkenntnis. Er kaufte 1443 das ehemalige Tuto-Erbe in Zarnekau von jener Vikarie der Lübecker Domkirche zurück, erwarb im gleichen Jahre das Erbrecht an einer Viertelhufe mit Hausstelle, die ein Wridt und dann ein Raven besessen hatten, und kaufte der Eutiner Kirche den Vogelsang in Zarnekau wieder ab. Fünf Jahre später kaufte er drei Hausstellen in Gammal und ein Ackerstück in Zarnekau von der Baukiste der Kirche in Eutin sowie eine Viertelhufe in Zarnekau von der Kirche in Süsel, welche daran das Erbrecht hatte. Diesmal konnte Bischof Nikolaus Sachow diese Angaben mit den Worten begleiten: „und so ist das ganze Dorf Zarnekau von fremden Äckern freigemacht, so daß Niemand daselbst etwas besitzt als der Bischof."

Von Gammal konnte er das nicht ganz sagen: eine Randbemerkung von seiner Hand zum mehrfach genannten bischöflichen Tafelgüterverzeichnis sagt, Gammal und Zarnekau hätten nun kein Erbrecht mehr, mit Ausnahme eines Erbes in Gammal. Wie dies letzte noch an den Bischof gebracht wurde, ist nirgends ersichtlich, aber offenbar ist auch das Urkundenmaterial über die früheren Käufe lückenhaft: nur hinsichtlich der Erwerbungen aus adeliger Hand mag es vollständig sein. Aber es genügt vollauf, um ein Bild von dem Verlaufe der Sache, der Zähigkeit, mit der die Bischöfe ihr Ziel verfolgten, und dem Anteil, den Adel und kirchliche Stiftungen an jenem Verlaufe hatten, zu gewinnen.

Daß während des letzten Stadiums dieser Entwicklung, im Jahre 1438, die Dörfer Gammal und Zarnekau ihr altes Holländerrecht aufgaben und Holstenrecht annahmen, war gewiß für die Entscheidung der Frage des Erbrechts ganz belanglos. Diese Frage war vielmehr bereits entschieden, denn was Bischof Nikolaus Sachow noch zu tun vorfand, war im wesentlichen doch nur der Zusammenkauf dessen, was verstreut bereits in kirchlichen Händen ruhte.

Was nun noch von Gammal weiter verlautet, ist dürftig genug. Unter den Mitgliedern der Eutiner Mariengilde erscheint einmal im Jahre 1520 ein Marquard Jacobs zu Gammal „der junge" neben einem Clawes Jacobs zu Zarnekau mit seiner Frau Engelke; und ein durch glücklichen Zufall erhaltenes Türkenschatzregister von 1549 nennt die sämtlichen Hufner von Gammal: Marquard Jacobs, Peter Langemester, Detlef Hermens, Marquard Kloth, Hans Boneke und Jochim

Sterneberg. Dies sind die letzten Bewohner des einstigen Holländerdorfes gewesen. Bischof Eberhard von Holle berichtet im Eingang einer Urkunde von 1568,[1]) daß er das Dorf Gammal nebst einigen anderen wieder an sich und das Stift genommen und dies dadurch merklich und augenscheinlich gebessert habe: die Leute habe er „ihres Gebäudes wegen abgetroffen," d. h. sie für die Baulichkeiten entschädigt, und dies habe ihm nicht geringe Kosten verursacht. An Gammal hatte sich mithin dasselbe Geschick erfüllt wie 200 Jahre früher an Jungfernort. Das Dorf war niedergelegt, das Land Hofland geworden. Und es ist, wie wenn der Vernichtungsprozeß mit der Niederlegung des Dorfes noch nicht sein Ende erreicht hätte: während sonst von jedem eingegangenen Dorfe der Eutiner Gegend — sie machen eine stattliche Zahl aus — wenigstens ein Flurname sich erhalten hat, ist der Name Gammal ganz erloschen, so daß im 18. Jahrhundert der fleißige Beamte und Gelehrte des Lübecker Domkapitels Detharding die Urkunden, welche von Gammal handelten, aus der zweiten Silbe des Namens allen Ernstes auf Malente deutete.

Das Schwesterdorf Zarnekau aber freut sich heute noch rüstigen Daseins: glücklicher als Gammal, hat es das hereinbrechende Zeitalter der Leibeigenschaft überstanden und eine Zeit erlebt, die sich nicht mehr die Fesselung, sondern die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte zum Ziele setzte.



Altes und Neues aus Schleswig.

Von **Doris Schnitger** in Schleswig.

Die Wiedereröffnung der Schleswiger Altertums-Sammlung, auf welche ich im Septemberheft 1904 der „Heimat" im voraus hinwies, ist am 25. September v. J. erfolgt. In der Weiherede sprach der Vorsitzende des Vereins, Herr Gymnasiallehrer Terno, über die Entwicklung und die Ziele der Neugründung. Gehört unsere Sammlung noch längst nicht zu den reichhaltigeren des Landes, so wächst sie doch fortgehend, besonders durch Schenkungen. Sie enthält Abteilungen von einer historischen und doch intimen Eigenart, die nur hier sich finden kann. Es sei erinnert an alles, was die wechselvolle Geschichte von Schloß Gottorp an Spuren hinterließ, z. B. auch an all die kleinen, mit viel Sorgfalt aufgehobenen Gebrauchsgegenstände des Landgrafen Karl.[2]) Sind nur einzelne derselben von einigem künstlerischen Wert, als Erzeugnis des so überaus zierlich schaffenden Empirestils, so regt außerdem jedes der Sächelchen die Pietät, besonders der älteren Schleswiger, gegen ihren guten „oll Karl Landgraf" an. Dabei leben die Geschicke mancher Nebenpersonen wieder auf, die längst zu Grabe getragen sind. Etwa gehörten sie der Schar treu ergebener Bediensteter an, welche der fürstliche Herr auch aus seiner hessischen Heimat hierherzog, oder sie waren als geschickte hiesige Handwerker seine vertrauten Helfer bei der „Goldmacherei" und anderen Spökeleien des freimaurerischen Sonderlings. Von den Gegenständen z. B., welche Goldschmied Sager ihm aus den Goldklumpen anfertigen mußte, die er mit des Abenteurers St. Germain Hülfe „aus nichts

---

[1]) Das oft angegebene Jahr 1563 beruht lediglich auf der irrigen Angabe bei Leverkus, Urkundenbuch S. 5, dritte Anmerkung.

[2]) Landgraf Karl von Hessen, geb. 1744 in Kassel, erzogen in Kopenhagen, Schwiegersohn Friedrichs V., Statthalter der Herzogtümer, gestorben zu Gottorf 1836.

gemacht," findet sich einiges hier, sogar etwas mehr an Gold erinnernd, als wir dem Gemisch zugetraut hatten.

Doch auch sonst — weil unsere Sammlung nicht aus weit Hergeholtem sich zusammensetzt, sondern zumeist aus dem, was die Enkel zusammentragen aus der „Urväter Hausrat," weiß fast alles in diesem wenngleich geordneten, so doch bunten Durcheinander diesem und jenem ein nettes Geschichtchen zu erzählen, vielleicht aus fernen Kindheitstagen. Auch Spaßhaftes erzählen die alten Scharteken: Liegen da zwei ungeheure rote geborstene Trommeln. Eine derselben hatte am 24. März 1848 ein verkommener alter Kerl sich umgehängt und vollführte Straß auf und ab furchtbaren Spektakel, gefolgt von jung und alt. „Wat's da los, Johann?" „Schall Revolutschon makt warn, schall Revolutschon makt warn!" Ja, spaßig — und doch, wie ernst war, was folgte!

Doch — wir sind ja nicht gekommen, uns rühren oder uns amüsieren zu lassen; lernen möchten wir, durch vergleichendes Sehen lernen. Das hier annähernd wichtigste Gebiet, die lokale Altertumskunde, muß ich — darin ganz unwissend — denen überlassen, welchen die Streitaxt und Pfeilspitze grausige Dinge erzählen. Es gibt hier neben den Schränken voller Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit noch mehr oder weniger Wertvolles an späteren Erzeugnissen einer Kunst, die uns vertrauter ist. An den vielen Setzwänden finden sich neben mancherlei Bildern, die nur als Kuriosität gelten können, einige, die von der Hand hiesiger älterer Künstler stammen oder doch dieselben uns in Erinnerung bringen. Und wie not das tut, habe ich seit geraumer Zeit erfahrn. Je eifriger man darüber aus ist, alles zu sammeln, was an Kunstblättern oder nur an Notizen aus ihrem Leben und ihren Schriften aufzutreiben ist, um so mehr enttäuscht der Ertrag dieses Suchens. Aber neben völligem Stumpfsinn gibt es auch Eifer der Mithülfe.

Es kann heute nicht meine Aufgabe sein, noch einmal mit längst bekannten Größen den Leser eingehend zu beschäftigen, von denen auch unser Museum, welches ja den Ausgangspunkt dieser Mitteilungen bildet, nur weniges besitzt. Gemeint sind vornehmlich Jürgen Ovens, Hans Brüggemann, A. Jakob Carstens und Wilhelm Bissen, über welche unsere Literatur ziemlich Ausreichendes bietet. Von dem Rembrandtschüler Ovens, Hofmaler Christian Albrechts — also der Glanzzeit des Landes angehörend — besitzt ja unser Dom herrliche Gemälde. Das Museum dagegen hat leider nur eine Photographie seines Selbstporträts in einer holländischen Galerie und eine Federzeichnung nach einem solchen im Besitz der Familie Ovens in Eckernförde. In der höheren Kunstliteratur scheint unser liebenswürdiger Meister noch nicht überall nach Verdienst gewürdigt. In der Lokalpresse beschäftigten sich früher mehrfach Amtsgerichtsrat Posselt, Pastor Biernatzki und Philippsen mit Ovens; ich durfte im Jahrgang 1887 im „Repertorium für Kunstwissenschaft" über ihn berichten, ebenso über den „Thorwaldsenschüler Bissen" in der „Heimat" 1901. Im Schleswiger Museum findet sich ein gutes Jugendbildnis dieses Bildhauers und eine lebensvolle Büste seiner Mutter, einer alten Angler Bauersfrau.

Dasselbe hat nach A. J. Carstens bis jetzt nur einen Gipsabguß seiner einzigen plastischen Arbeit, der singenden Parze. Wer für diesen merkwürdigen Künstler und Menschen Teilnahme hat, wird schon über ihn gelesen haben, auch nicht versäumen, sich gelegentlich das Carstens-Denkmal neben der Gallberger Mühle anzusehen. Dasselbe erfreut sich eines regen Besuches von Durchreisenden, während wohl die hochklassischen Werke des einstigen Gallberger Müllersjungen für die Mehrzahl in unerreichbarer Ferne liegen werden. Man läßt sich daran genügen, daß sonderbarerweise ein ganz berühmter Mann aus ihm geworden ist.

Hauptaufgabe derer, welche Schleswigs Vergangenheit auch nach Seiten seiner Kunst klarstellen möchten, ist's also jetzt, sich derjenigen anzunehmen, die bisher fast ganz unbeachtet blieben. — Noch taucht in der Jugenderinnerung einzelner alter Schleswiger die Gestalt eines vornehm ausschauenden alten Herrn auf, der einsam, mit Achtung gebietender Grandezza durch die Straßen zu schreiten pflegte. Es war der Kunstmaler Böhndel. Seine hiesige Großnichte erhielt auf Anfrage von der Kopenhagener Kunstakademie eingehenden Ausweis über seinen dortigen Aufenthalt. Karl Chr. Aug. Böhndel ist 1796 als Schüler in die Akademie eingetreten, hat nach zwei Jahren die kleine silberne Medaille erhalten, ein Jahr später die große. Königliche Unterstützung ermöglichte ihm eine Studienreise nach Italien. Darnach „erhielt er Erlaubnis, Mitgliedstücke zu malen.“ Es waren das Porträts bekannter Persönlichkeiten. Eine Anzahl seiner Bildnisse, darunter Christian VIII. als Kronprinz, Kopien nach Raphael und v. Dyck, eine kostümierte Italienerin, eine Allegorie „mütterliche Liebe“ sind Eigentum der Akademie geblieben, ebenso ein Bildnis unseres Künstlers von dem Dänen G. Salomon. Eigentliches Mitglied der Akademie ist er 1813 geworden. Ein Jahr darauf kehrte er in seine Heimatstadt Schleswig [1]) zurück, wo er 1847 starb. Von seiner Tätigkeit im Porträtfach zeugt eine Anzahl z. T. recht ansprechender Ölgemälde im Besitz jener Verwandten, darunter ein Selbstporträt.



Chr. Aug. Böhndel nach einem Selbstporträt in Öl (im Besitz der Großnichte).

Doch, sprechen wir nun von dem Werke seiner Hand, das allein sicher den Namen Böhndel auf die Nachwelt bringt, von den 32 großen Lithographien, die

---

[1]) Schleswig war immer sein Wohnort, nicht seine Vaterstadt. In Wilster ist er 1782 als Sohn eines Wassermüllers geboren.

in vortrefflicher Zeichnung den Brüggemannschen Domaltar wiedergeben. Was das sagen will, vermag am besten zu schätzen, wer oft staunend an geweihter Stätte vor dem Riesenaufbau unseres Brüggemann [1]) stand und nun nicht minder staunend von diesen großen Blättern die Hunderte von Gestalten — jede eine ausgeprägte Persönlichkeit — auf sich wirken läßt. Die Wertschätzung steigt, wenn man die bekannten Photographien zum Vergleich heranzieht. Ohne die Verdienste dieses Gehülfen der Kunst ableugnen zu wollen — doch welche ganz anders entsprechende Wirkung hier! Wie beim Bildner des Domaltars jeder Schlag und Schnitt ein Bestimmtes wollte, so bei unserm Zeichner jeder Strich, so wie wir's von den alten Meistern kennen. Weichlichen „Fummelkram" gibt's da garnicht, aber von aller kraftvollen Eigenart des Originals ist nichts unterschlagen. Daß bei Wiedergabe des vielfigurigen Brüggemannschen Riesenwerkes hie und da eine noch größere Härte sich bemerkbar macht, als die Holzfiguren sie zeigen — wer möchte daran mäkeln? Müssen wir doch mitunter selbst bei vielbewunderten Größen auch unserer Tage Verzeichnungen nachsehen. In lithographischer Federzeichnung wurden die ansehnlichen Blätter (70×50 cm) ausgeführt in der Flensburger Steindruckerei. Was mag aus dieser geworden sein, und wo ist jene kräftige Strichführung in der lithographischen Technik geblieben? Die feinkörnigen, oft so „süßen" Wandschmuckbilder der letzten 50 Jahre, wie die jetzt so viel gerühmten farbigen Lithographien können dafür nicht entschädigen. Von 1828 an wurde in sechs Jahren das Werk vollendet, zu dessen Herausgabe



Schleswigerin nach einem Ölbilde Böhndels.

---

[1]) Unser sagen wir noch, obgleich man herausbrachte, daß seine erste Heimat in Hannover lag; uns aber hat er sein Bestes hinterlassen, damit haben wir den ganzen Mann!

dem Meister aus Kopenhagen 400 Rthlr. bewilligt wurden. Ein noch größeres Bild mit der Gesamtansicht des Altars lieferte er den Abonnenten nach.

Erinnert sei hier an Goethes Äußerung in den „Gesprächen mit Eckermann," nachdem er jenes Bilderwerk hatte kennen gelernt, wie sehr er bedaure, für eine Reise nach Schleswig zu alt zu sein. Auch anderswo hat er sich über unsers Künstlers Leistung anerkennend ausgesprochen (s. „Kunst und Altertum.") Und in Etatsrat Dr. Falcks „Staatsbürgerl. Magazin" 1836 las ich: „Die B. Abbildungen bewegen sich frei im größten Folioformat, — sie sind treu und kräftig, selbst im Wiedergeben physiognomischen Ausdrucks." — Doch besser ist's, die eigenen Augen zu gebrauchen, als die anderer Leute. Unsere Sammlung ist durch Vermächtnis instand gesetzt, das seltene Werk vollständig vorzulegen. Außerdem gibt es hier von unserm Meister nur noch einen Knabenstudienkopf in Ölmalerei. Das Ölbildchen der alten Dame ist reizend, auch in Wiedergabe der Stoffe, der Spitzen des Atlas usw. Es zeigt, daß unser Künstler nicht nur zeichnen, daß er auch malen konnte, und daß er nicht nur über Kraft, auch über Zartheit verfügte. In den soeben neu erschienenen „Erinnerungen eines alten Schleswigers" von C. N. Schnittger findet sich ein ansprechendes Bildnis des alten Landgrafen von Böhndel. Eines seiner Gemälde ist im Besitz der Kieler Kunsthalle: das Porträt Raphaels und Peruginos — Kopie nach Raphael — wurde 1860 vom Justizrat Hancke in Schleswig dorthin geschenkt. Auch sind dort mitunter von seinen Werken ausgestellt gewesen, so — nach einem Katalog von 1882 — ein Bildnis Christians VIII. — In Naylers Künstlerlexikon ist von unserm Maler als einem „geschickten Künstler" die Rede; anderswo liest man von seinen „gelungenen Porträts." Den Begleittext zu jenem Monumentalwerk schrieb J. Jürgensen, auch einer der merkwürdigen Söhne unserer Stadt. Er war A. J. Carstens' Vetter und — um 10 Jahre älter als der höchst unpraktische Malerjüngling — so viel als möglich sein Schutzpatron. Die Bäckerei, seinen ererbten Beruf, ließ der etwas Vermögende gerne fahren, um sonst mancherlei zu werden, u. a. Schriftsteller, Bearbeiter von Helduaders Chronik der Stadt Schleswig. Zum Erwerb erfand er ein neues Klavier; ein Luftballon wird ihm wohl wenig eingebracht haben. Doch war er Hofmechanikus, erforschte Runensteine, sammelte Bilder und Bücher. Seine Bibliothek enthielt mehr als 1000 Bände. Immer blieb er der hochgeachtete, vielseitig nutzbringende Bürger seiner geliebten Vaterstadt. Einmal hat er die Freude gehabt, Thorwaldsen bei sich zu sehen. — An noch weiteren bemerkenswerten Persönlichkeiten — auch auf dem Gebiete der Kunst — fehlt es in Schleswiger Erinnerungen nicht.



Das Lockstedter Lager.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

1. Die Erbauung und Einrichtung des Lagers.

Als die gewaltigen Schläge von Metz und Sedan, die Schlachten um Orleans und der übrige Winterfeldzug von 1871 Hunderttausende von Franzosen in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland führten, sind gegen 6000 Mann auch nach Holstein befördert worden. Zu ihrer Unterbringung erbaute man damals, zu Beginn des Winters 1870/71, bei strengstem Frost in aller Eile das noch heute bestehende Barackenlager auf der Lockstedter Heide, unmittelbar an der von Itzehoe nach Rendsburg führenden Chaussee. Nachdem die Besatzungsmann-

schaft, eine Kompagnie des zweiten hanseatischen Landwehr-Regiments Nr. 76, ihre kaum fertiggestellten Quartiere am 21. Januar bezogen hatte, folgten in den nächsten Tagen die französischen Kriegsgefangenen in mehreren Abteilungen, Truppen der verschiedensten Waffengattungen. Es herrschte in dieser Zeit ein reges, buntbewegtes Soldatenleben im Lager: französische Infanteristen, Kavalleristen, Zuaven, Artilleristen und vereinzelt ein Turko, alle ohne Waffen, wogten bunt durcheinander, beaufsichtigt von nur einer Kompagnie Landwehr. Von nah und fern strömten Neugierige beiderlei Geschlechts herbei, um die fremden Gäste zu sehen, bis im Anfang des April die Gefangenen vom Barackenlager über Glückstadt zu Schiff wieder nach Frankreich zurückbefördert wurden und damit dem interessanten Schauspiel ein Ende gemacht ward.

Die noch heute stehenden, durch viele neue vermehrten Baracken dienen seitdem unseren eigenen Truppen zur Manöverzeit als Behausung. Breite, zum Teil noch von den Franzosen mit Bäumen bepflanzte Alleen trennen die sich rechtwinklig schneidenden Reihen der Mannschaftsbaracken. Durch sorgfältigeren Bau heben sich die Leutnantsbaracken hervor; geradezu Villen sind das Offizierskasino, die Hauptwache und die Wohnungen der ständig im Lager stationierten Offiziere und Verwaltungsbeamten an der Chaussee. Die früher im Lager selbst befindlichen, aus Holz oder Fachwerk errichteten sogenannten „Butiken" dagegen, wo sich der Soldat ehemals seine Bedürfnisse an Tabak, Wurst, Zwirn und dergleichen zu kaufen pflegte oder ein Zwischenstündlein der Muße bei einem Glase Bier zubrachte, mit der Wirtstochter oder Kellnerin schäkernd, sind seit einigen Jahren bereits aus der unmittelbaren Nähe der Baracken verbannt worden. Heute begegnet man dort nur noch den Militärkantinen, während die Privatkaufleute und Gewerbetreibenden sich außerhalb an der Chaussee haben wieder anbauen müssen. Eine angenehme Abwechselung für das Auge bieten unter den eintönigen, wenn auch hier und da mit Gebüschgruppen umgebenen langen Barackenreihen die heute schon parkartig herangewachsenen Anlagen am Offizierskasino mit dem Musikpavillon und der Kirchhof. Nicht wenige französische Namen liest man an den dort errichteten Kreuzen und Grabsteinen; denn nicht allen Gefangenen war es vergönnt, die heimische Erde wiederzusehen. Vereinzelt ist es andererseits vorgekommen, daß ein französischer Kriegsgefangener an der Seite eines deutschen Mädchens, das den Franzmann liebgewonnen, freiwillig das Holstenland zu seiner zweiten Heimat erkor.

Nachdem die französischen Kriegsgefangenen das Land wieder verlassen hatten, wurde die nördlich an das Lager grenzende Lockstedter Heide zu einem ständigen Truppenübungs-, insbesondere Artillerie-Schießplatze hergerichtet, welcher, das umgebende Holz mitgerechnet, etwa eine halbe Meile breit und eine ganze lang war. Die Baracken dienten von nun an zur Unterbringung der übenden Truppen aller Waffengattungen. Ursprünglich nur für die 18., schleswig-holsteinische Division berechnet, ist das Lockstedter Manöverfeld seit einiger Zeit der Hauptübungsplatz für das ganze 9. Armeekorps geworden und dementsprechend durch Ankauf von Ländereien — meistens Heide- und Waldstrecken — der umliegenden Dörfer etwa um das Fünffache seines bisherigen Areals vergrößert worden. Das am nächsten liegende Dorf Ridders ist vollständig vom Erdboden verschwunden. Wenn nun auch alle Besitzer reichlich entschädigt worden sind, so liegt in der Zerstörung eines ganzen Dorfes immerhin eine gewisse Tragik. Denn manchem ist es nicht leicht geworden, das Erbe seiner Väter verlassen zu müssen. Ein alter Bauer in Ridders hat denn auch geäußert, daß er nicht von der Stelle weichen und sich unter den Trümmern seines Hauses lieber begraben lassen wolle. Schließlich aber hat er sich dennoch in das Unvermeidliche gefunden.

2. Ein Morgen im Lager.

Im Sommer bietet das Lager fast zu jeder Tageszeit ein ungemein lebendiges Bild. Es ist vier Uhr morgens; da wird es in den langen Barackenreihen auch schon lebendig. Ein Fenster öffnet sich nach dem andern, und ein struppiger Soldatenkopf schaut heraus. Drinnen sieht man die eisernen Feldbetten meistens in zwei Reihen über einander gelagert wie in den Kasernen. Alles ist noch im tiefen „Dreckligée," wie der Lagerwitz sich auszudrücken beliebt, und eifrig mit der Toilette beschäftigt. Dabei geht es nach der Weise des bekannten Soldatenliedes von 1849:

1. Schön is dat Soldatenleben.
Morgens slapt wi bet Klock söben,
Springt denn flink to't Bett herut,
Treckt uns an un wascht de Snut,
Drinkt uns' Kaffeebohnensupp,
Ät darto uns' Fröhstück up.

2. Hebbt dat Fröhstück wi in'n Magen,
Kriegt de Stäweln wi bi'n Kragen,
Putzt se mit Studentenwichs,
Dat mutt gahn un geiht ok fix;
Denn bi uns is up de Welt
Garnix knapper as dat Geld.

3. Is de Klock denn halbi negen,
Flink ward de Muskel herkregen;
Un as wenn wi Grafen weern,
Gahn wi hen to'n Exerceern
In de hübsche bunte Jack,
Den Spazeerstock up de Nack.

4. Unse Herr Major schall leben,
De Herr Hauptmann ok daneben!
Jeden, de uns kummandeert,
Uns in Krieg un Freden föhrt
Un uns nich verlett in Not,
Den folgt wi bet in den Dod.

5. Hebbt wi Ruh vun't Exerceeren,
Denn geiht los dat Räsonnären.
Dar hölt keener sik to god,
Is he ok vun adlig Blod.
Hier gelt arm sovääl as riek,
As Soldaten sünd wi gliek.

6. Un so lewt wi ohne Sorgen
Jeden Abend, jeden Morgen.
Sünndags gaht wi mit uns' Deern
Trulig Arm in Arm spazeern,
Bet dat heet: min Klaas, slap söt,
Un dormit is ut dat Leed.

Bis auf die Tageszeiten, die natürlich mit Rücksicht auf den Reim etwas reichlich behaglich ausgefallen sind, kann der in diesem Liede gezeichnete Verlauf des Lagerlebens auch noch für die Gegenwart gelten.

In der Tür einer dieser Baracken steht der Wachtmeister, im Drillichrock, die prallen Reithosen in die langen Stiefel gestopft, die kurze Pfeife im Munde — eine hochgewachsene, kraftvolle Gestalt. Auch die Mannschaften, die sich nunmehr mit einer waschschüsselartigen Blechkumme in die Kantine begeben, um sich ihre Portion Kaffee zu holen, sind durchweg derbe Jungen, mit breitem Kreuz und mächtigen Schenkeln. Es sind ja auch Artilleristen (Holsteiner und Mecklenburger), deren Dienst bekanntlich eine nicht geringe Körperstärke voraussetzt. Nun werden die Pferde aus den Ställen hervorgeholt und draußen in langen Reihen an den in die Wände eingelassenen Ringen angebunden. Hier halten sie ihre Morgentoilette ab und haben es dabei recht bequem; denn sie können sich bedienen lassen. Die Hufe werden ihnen gewaschen, einige Eimer Wasser über das Hintergestell gegossen und dann Striegel und Bürste in Funktion gesetzt. Hin und wieder versucht ein Gaul nach hinten auszuschlagen, und ein kräftiger Fluch wird vernehmbar. Dazwischen hört man wieder die Fanfaren eines ausrückenden Reiter-Regiments. — Ohne Halfter und Sattel galoppiert schnaubend ein mutiger Renner durch die Lagerreihen, hinterher mit Bürste und Striegel ein Offiziersbursche. Hin und her geht die wilde Jagd, bis der Ausreißer an der Mähne gepackt ist und nun die Fortsetzung der Toilette über sich ergehen lassen muß. Andere Mannschaften sind an den draußen in langen Reihen aufgefahrenen Geschützen beschäftigt; bald ist die Batterie marschfertig, und nun setzt sich das Ganze in Bewegung. Voran reitet der Batteriechef, von mehreren Leutnants und einem Trompeter begleitet. Dann folgen, mit je sechs Pferden bespannt, die einzelnen Geschütze mit ihren blau gestrichenen Lafetten. Das Geschützrohr steckt noch in einem Leder-

futteral. Auf den Sattelpferden wie auf der Protze und zwischen den Hinterrädern sitzen die Kanoniere. Dichte Wolken von Staub wallen auf und hüllen alles in ein schier undurchdringliches Grau. In raschem Trabe geht es dem Manöverfelde zu. Da kommt von einer der Kantinen her noch ein Gefährt herangesaust, dessen Lenker sich vergebens bemüht, die schnaubende Rosinante zum Stehen zu bringen, und gesellt sich zu der ausrückenden Batterie. Der Gaul hat nämlich noch vor kurzem selbst bei der Artillerie gestanden und sich an das Zivilverhältnis augenscheinlich noch nicht recht gewöhnen können. „Scheren Sie sich mit Ihrem verdrehten „Geschütz" da einmal schleunigst fort!" ruft der Hauptmann dem bestürzten Schlachtermeister zu. Das klingt scharf, doch merkt man an Mienen und Gebärden des gestrengen Herrn, daß ihn der durchgehende „alte Artillerist," als welcher der Gaul schnell konstatiert wird, höchlich belustigt. Unterdessen entschwindet die Batterie, fortwährend in dichte Staubwolken gehüllt, zwischen den Knicks der Chaussee unseren Augen.

Auf der weiten Heidefläche sprengt nunmehr eine stattliche Kavalkade von Offizieren heran. Deutlich erkennen wir an den Beinkleidern des Voraufreitenden die breiten roten Streifen. Es ist der General. Nun, du stolzer Hauptmann, gilt es dir — denken die Kanoniere, die Unteroffiziere und die Leutnants. Ein Adjutant saust davon, um der auf der Chaussee haltenden Batterie den Befehl zum Aufprotzen zu überbringen. Eine Staubwolke verkündet ihr Herannahen. Durch ein Hecktor schwenken die Geschütze auf die Koppel herein, wenden und lösen die Protzen, die wieder auf der Chaussee Posto fassen. Die Bedienungsmannschaften machen das Geschütz klar zum Gefecht. Den markierten Feind vermögen sie hinter ihrer Bodenwelle allerdings garnicht zu sehen; doch das ist ja auch Sache des Batteriechefs, der in einiger Entfernung, auf einem Knick postiert und von dem General scharf beobachtet, seine Befehle zu erteilen hat. — „Dreitausend fünfhundert Meter!" schallt es jetzt vernehmlich vom rechten Flügel her, und „Dreitausend fünfhundert Meter!" wiederholen die Geschützführer. Ein Blitz, ein Knall, und in einem ganz flachen Bogen saust das Geschoß auf das Ziel los. Kurz darauf gibt es noch einen dumpfen Krach in der Ferne, und eine Staubwolke wirbelt hinten in der Heide auf. Die Granate ist in den ausgedörrten Boden eingeschlagen, offenbar ohne zu krepieren. „Dreitausend vierhundert Meter!" ertönt es jetzt. Wieder ein Blitz, ein scharfer und ein dumpfer Krach und eine Staubwolke wie vorhin. „Dreitausend vierhundertfünfundzwanzig Meter!" lautet das dritte Mal das Kommando, und nun gibt es Treffer. Die Geschütze haben sich allmählich alle eingeschossen, und jetzt explodieren die Shrapnells in einer Höhe von etwa drei bis fünfzehn Metern über den markierten, gegen die Batterie vorrückenden Kolonnen. Immer erscheint in der Ferne zuerst eine Feuerkugel, dann eine weiße Wolke, aus welcher die verderbenbringenden Sprengstücke zur Erde herniedersausen. Nach einer Weile werden die Geschütze noch eine Strecke weiter vorgeschoben, bei der Steigung des Geländes und dem lockeren Boden ein äußerst mühsames Stück Arbeit! Dann tritt eine längere Gefechtspause ein, und die Herren Offiziere versammeln sich zur Kritik um den Herrn General.

Eine große Menge von Zuschauern hat sich, da die Geschütze hart an der Chaussee aufgefahren waren, während des Schießens eingefunden. Meistens sind es Schulkinder aus dem nahe gelegenen Dorfe Mühlenbarbek, groß und klein, Männlein und Weiblein, barfuß, in Pantoffeln oder in Stiefeln. — Draußen auf der Chaussee halten unterdessen die Pferde mit den Protzen. Die Mannschaften stehen, die Zügel in den Händen, des etwa eintreffenden Befehls gewärtig, daneben. Aller Gesichter sind mit Staub und Schweiß bedeckt, doch haben sie es gegenwärtig noch besser als ihre Kameraden an den Geschützen. „Smiet ju doch

in'n Graben" rufen ihnen Vorübergehende zu. Aber die Angerufenen würdigen sie kaum eines Blickes, geschweige denn einer Antwort und bleiben ruhig stehen. Es steckt Disziplin in den Leuten, und bald ist ja auch die Arbeit beendet. Dann wird der Zauberruf: Ganze Kaprolschaft, wat äten! die Hungrigen an die dampfenden Schüsseln in der Kantine zum Mahle rufen, das die zurückgelassenen Mannschaften unterdessen bereiten.

Jakob Schwieger.

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

Die Bedeutung des niederdeutschen Poeten Jakob Schwieger ist stets sehr überschätzt worden, und es soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, sie auf das richtige Maß zu beschränken. Bekanntlich wurde ihm bis vor einigen Jahren eines der wertvollsten Erzeugnisse der lyrischen Poesie des 17. Jahrhunderts zugesprochen; er sollte verborgen sein unter dem Pseudonym „Filidor der Dorferer,"[1]) der im Jahre 1660 zu Hamburg „die geharnischte Venus" veröffentlicht hat.[2]) Während der Literarhistoriker Wilhelm Scherer, weil er „Filidor den Dorferer" für identisch hielt mit Schwieger, diesen den „eigentlichen Minnesänger des siebzehnten Jahrhunderts" nennt, bezweifelten schon Karl Goedeke und Al. Reifferscheid diese Identität, bis Albert Köster in seinem Buche „Der Dichter der geharnischten Venus," Marburg 1897, nachwies, daß „die geharnischte Venus" nicht Jakob Schwieger, sondern den trefflichen Lexikographen Kaspar Stieler aus Erfurt, genannt „der Späte," zum Verfasser hat.

Aber hiermit nicht genug: auch eine Reihe von „Trauer-, Lust- und Mischspielen," welche, in den Jahren 1665 und 1666 zu Jena und zu Rudolstadt ebenfalls von einem „Filidor" verfaßt und herausgegeben und in dem gräflichen Schlosse Heidecksburg zu Rudolstadt aufgeführt, dem Jakob Schwieger zugeschrieben werden, sind garnicht von ihm, und ihr pseudonymer Verfasser ist wiederum nicht identisch mit „Filidor dem Dorferer," sondern eine Person für sich, deren literarischer Tätigkeit nachzuspüren nicht hierher gehört.

Wie dem Dichterruhme Jakob Schwiegers vieles genommen worden ist, so sind auch die Nachrichten über Daten und Taten seines Lebens überaus spärlich, ja, seine letzten Schicksale trotz aller Nachforschungen gänzlich unbekannt, so daß es eine Ehrenpflicht ist, das Wenige einmal im Zusammenhange und in kritischer Beleuchtung festzuhalten, zumal da auch seine Schriften sehr selten sind, weil sie zumeist in wenigen Exemplaren auf seine eigenen Kosten gedruckt worden sind.

Jakob Schwieger ist ums Jahr 1630 in Altona geboren, wo sein Vater ein begüterter Landmann war; er setzt bisweilen zu seinem Namen die Buchstaben A. H. hinzu, d. h. Altonavià Holsatus oder Holsatiae; und wenn er von sich sagte: „ob ich schon aus Bauernorden und vom Dorfe kommen bin," so ist zu bedenken, daß Altona damals noch ein Dorf war, das zwar schon 1604 Marktrecht, aber erst 1664 volles Stadtrecht und sein Stadtwappen erhielt. Daß der Vater recht vermögend an liegendem Gut, weniger an Geld gewesen ist, geht aus des Sohnes Strophen hervor:

„Ich habe, wie ihr wißt, viel Teiche, See'n und Felder,
Doch Geld, das hab' ich nicht!
Ich hab' auch Ochsen, Schaf', ja, Wiesen, Torf und Wälder,
Hieran mir nichts gebricht!"

---

[1]) So auch bei E. Weller, Lexikon pseudonymorum. Regensburg 1886.
[2]) Neudruck von Raehse. Halle 1888.

Der junge Schwieger, mehr den Büchern und den Wissenschaften als der Natur und dem Landleben zugetan, begab sich auf die Universität Wittenberg, die, im Jahre 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftet, 1815 mit der zu Halle vereinigt worden ist. Am 14. März 1650 hier immatrikuliert, studierte er Theologie und Philosophie und speziell Poesie und Beredtsamkeit bei dem Professor August Buchner. Möglicherweise hat er außer in Wittenberg auch in Leipzig studiert, wie die Dedikation eines seiner Werke es vermuten läßt; 1653 finden wir ihn in Hamburg wieder, von wo aus er als stud. philos. am 24. Februar des folgenden Jahres den ersten Band seiner „Liebesgrillen oder Lust-, Liebes-, Scherz-, Ehren- und Sittenlieder" datierte und edierte und seinem Vetter, dem Hamburger Kaufmann Jakob Thran, widmete „als ein Pfand der Treue und als ein Zeichen dankbaren Gemütes für vielfältig erwiesene Wohlthaten." Dem bald in 2. Auflage erschienenen ersten Bande folgte später ein zweiter, Gottorp 1655, den der Dichter seinem brüderlichen Freunde, dem Kaufherrn Johann Verdelfft in Hamburg, zueignete; und 1656 kam sogar eine vermehrte Ausgabe der „Liebesgrillen" in vier Büchern heraus.

Durch dieses sein erstes Dichterwerk wurde Schwieger bekannt und befreundet mit dem Dichter Philipp von Zesen, welcher 1643 in Hamburg die „Deutschgesinnte Genossenschaft" gegründet und zwei Jahre später den ersten deutschen Roman: „Die adriatische Rosamunde," herausgegeben hatte; am 1. August 1654 wurde Schwieger unter dem Namen „Der Flüchtige," mit dem Zeichen der flüchtigen Feldrosen, welche am Hange eines Berges in voller Blüte stehen, und mit dem Spruche: „Sie fliehen im Blühen" als das 8. Zunftglied des 6. Zunftsitzes der edlen Rosenzunft — die Sprachgesellschaft war in mehrere, nach Blumen genannte Zünfte eingeteilt — feierlichst aufgenommen, und Zesen selber, „der Fertige," begrüßte das neue Mitglied mit folgendem Gedicht: [1])

„Die zarten Feldrosen fliehen im Blühen, sobald darüber wehet der Wind;
Sie fliehen im Blühen ohne Verziehen, ihr bleichendes Blättlein schwindet geschwind.
Drum kommen die Deutschgesinnten, zu reichen dem Flüchtigen dieses flüchtige Zeichen,
Doch soll er dadurch nicht werden getrieben, die flüchtige Flucht im Dichten zu lieben:
Das flüchtige Schreiben ewiget nicht! Durch „Eile mit Weile" dauert dein Licht!
Wer ewigen Ruhm vom Schreiben will haben, muß Feder und Schrift wohl tausendmal schaben!"

Im Ristschen Elbschwanenorden dagegen ist Schwieger niemals Mitglied gewesen.

Um diese Zeit, als er beabsichtigte, wieder nach Wittenberg zu gehen, um sein Studium zu beendigen, starb sein Vater ganz plötzlich, wodurch er mit Mutter und Schwester „aus der Lust in überharte Not geriet," da er, der Landwirtschaft unkundig, die ererbten Liegenschaften für ein Billiges verkaufen mußte; er scheint seine Absicht niemals ausgeführt zu haben. Denn sein nächstes Werk: „Überschriften und Gedichte," sechs Hamburger Kaufherren gewidmet, datierte er Stade den 24. Juni 1654; und im folgenden Jahre erschienen zu Hamburg „Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen, in unterschiedlichen Lustgängen vorgestellet und von Joh. Schop und anderen Musicis mit neuen Melodien gezieret," gewidmet den fünf Töchtern des Leipziger Ratsherrn Christian Lorentz. Er nennt sich hier mit seinem Dichternamen und zugleich auch mit seinem Familiennamen, den er in keinem seiner Werke verschwiegen hat. In dem Komponisten Schop hatte er sich zur Verbreitung und Empfehlung seiner „Flüchtigen Feldrosen" einen ebenbürtigen Mitarbeiter erwählt; denn nach Mattheson war der in Hamburg geborene Schop ein Künstler, „dessen gleichen so leicht nicht in Königl. und Fürstl. Kapellen gefunden wird," und Georg Neumark nennt ihn „den weltbekannten Geigenkünstler." Er

---

[1]) Siehe sein „Das hochdeutsche helikonische Rosenthal." Amsterdam 1669.

spielte gleich meisterlich die Diskantgeige, die Laute, die Posaune und den Zinken, war 1615 Hofkapellist in Wolfenbüttel, stand 1618 in dänischen Diensten, war 1621 Leiter der Ratsmusik seiner Vaterstadt, 1642 in Lüneburg und 1649 wieder in Hamburg als Organist an der Jakobikirche, in welcher Stellung er 1665 gestorben ist. Er hat außer für Schwieger auch für Rist und für Zesen besonders geistliche Lieder in Musik gesetzt, und viele Choräle aus niedersächsischen (z. B. Lüneburg) und süddeutschen Gesangbüchern werden in der von ihm komponierten Melodie noch heutigen Tages gesungen.

Doch kehren wir zu Schwieger zurück, der im Jahre 1655 zu Stade vielleicht als Hülfsprediger oder als Militärpfarrer tätig war, was aus seinem daselbst veröffentlichten „Gebets-Räuchwerk" hervorgeht, „in einer zu Stade gehaltenen Predigt vorgestellet" nach der Epistel am 24. Sonntage nach Trinitatis, Colosser 1, Vers 9—14. In demselben Jahre hatte er mit einer Gottorp den 27. Oktober 1655 datierten Vorrede ein Büchlein „Lustkämmerlein" erscheinen lassen, enthaltend Gelegenheitsgedichte auf frohe und traurige Ereignisse und Ergebenheitsgedichte für seine Freunde und Gönner. Ob er etwa auch in Gottorp, der damaligen, an gelehrten Männern reichen Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp, vorübergehend als Prediger oder als Lehrer angestellt war, habe ich nicht entdecken können.

Im Jahre 1656 finden wir den „Flüchtigen" in dem von Christian IV., Dänemarks volkstümlichstem Könige, 1616 erbauten und 1620 befestigten Glückstadt an der Elbe wieder, der zeitweisen Hauptstadt des königl. dänischen Anteils von Holstein; dasselbe Jahr ist für seine Dichtungen insofern von Bedeutung, als die vor 1656 entstandenen Dichtungen fast nur bei ihm in Auftrag gegebene Gelegenheitsgedichte waren, während die nach 1656 eine größere Selbständigkeit zeigen und mehr einem inneren Bedürfnisse entspringen. Sein Charakterbild geben uns die Verse seines Glückstädter Freundes Wilhelm Olter wieder, der den „Flüchtigen" so besingt:

„Dieser Name reimt sich wohl mit deinem Leben:
Du bist zwar still und fromm, doch flüchtig auch daneben;
Sehr flüchtig ist dein Geist, sehr flüchtig ist dein Sinn,
Und was dir Ehren bringt, zum selben fliegst du hin!"

Von Glückstadt aus veröffentlichte Schwieger am 31. Juli 1656 sein in Hamburg gedrucktes Buch „Wandlungs-Lust, *welche in allerhand Anbindungs-, Hochzeits-, Neujahrs- und Liebesschäfereien besteht,"* mit der folgenden, *an den im* Jahre 1648 verstorbenen König Christian IV. gerichteten Widmung:

„Ein schlichtes Cimberkind bringt, was es hat geschrieben,
Dazu der deutsche Mut vom Himmel ist getrieben;
Es suchet Gnad' und Schutz, daß diese „Wandlungs-Lust"
Nicht dürfe saufen Gift von Neidhart's Drachenblut!"

Wie der Musiker Joh. Schop zu Schwiegers „Flüchtigen Feldrosen" Melodien schuf, so setzte der durch verschiedene Kompositionen für Streichmusik schon bestens bekannte Stadenser Stadtmusikus und Violinist Hans Hake mehrere Gedichte aus der „Wandlungs-Lust" in Musik.

Nachdem Schwieger von vorübergehendem Aufenthalt in Gottorp und in Hamburg nach Glückstadt zurückgekehrt war, erschienen hier im Jahre 1659 seine „Verlachte Venus aus Liebe der Tugend, auf Begehren der edlen Constantia aufgesetzet" (2. Auflage, Hamburg 1660) und seine „Adlige Rose, welche den getreuen Schäfer Siegreich und die wankelmütige Adelmut in drei Teilen vorstellet." Das erstgenannte Werk ist eine aus Prosa und Poesie bestehende Schäfererzählung, welche der Dichter „den tugendedlen Glückstädterinnen und allen keuschen

tugendlieben Herzen" widmete; das letztere, aus dessen Vorrede ersichtlich ist, daß Schwieger mittlerweile „Kaiserlich gekrönter Poet" geworden war, widmete er dem Königl. Dänischen Amtsschreiber zu Hanerau in Holstein Johann Ramm; der Dichter selber ist der Schäfer Siegreich und erzählt seine eigene, fingierte, unglückliche Liebe zur schönen aber wankelmütigen Adelmut.

Obwohl Schwieger in dieser Zeit einmal bekennt, daß er in Glückstadt ein Amt bekleide, welches ihm so viel Mühe und Arbeit verursache, daß er wenig an etwas Anderes denken könne, so ist es mir leider nicht möglich gewesen, dieses Dunkel zu lichten. Da er Theologie, Philosophie und Philologie studiert hat, so muß man doch annehmen, daß er als Prediger — wie 1655 zu Stade — oder als Lehrer an der ersten, im Jahre 1633 in Glückstadt errichteten Schule, der späteren Gelehrtenschule, dem heutigen Königl. Gymnasium, angestellt war. Aber sein Name findet sich weder unter den ersten Rektoren, Kantoren und Rechenmeistern, wie die drei Lehrer hießen, noch unter den lutherischen und reformierten Predigern der Stadt- und Landgemeinde oder der Schloß- und Garnisongemeinde von Glückstadt, noch unter den Namen der ersten Stadtpräsidenten, Bürgermeister oder anderer Leute von Rang und Stand und Bildung.[1] Nur ein einziges Mal kommt der Name Jacobus Schwieger ohne jeden Zusatz an einer Stelle des Glückstädter Taufregisters von 1659 in der Rubrik der Taufpaten vor.[2] Die einzige Möglichkeit wäre, daß Schwieger in Glückstadt vorübergehend als Feldprediger gestanden hat; der Feldmarschall von Eberstein hatte einen eigenen Prediger, aber dieser hieß 1660 Friedrich Werner.

Wie dem auch sein mag, am 16. Februar 1660 schrieb Schwieger zu Glückstadt die Vorrede zu seinem pastoralen Roman „Die durch listiges Nachstellen des Floridan verführte Schäferin Cynthia," der bei Melchior Koch in Glückstadt gedruckt worden ist; während schon 1632 eine Königliche Buchdruckerei in Glückstadt errichtet worden war, ist Andreas Koch der erste private Buchdrucker daselbst gewesen, dem sein Sohn Melchior 1659—1680 und dessen Witwe bis 1682 folgten. Dieser Roman fand großen Beifall und erlebte schon im folgenden Jahre eine neue Auflage; wie in der „Adligen Rose" steht der Dichter selber wieder als Schäfer Siegreich im Mittelpunkte der Erzählung, und die Schäferin Cynthia beichtet ihre Liebe und ihre Verführung dem Schäfer Siegreich, „welcher seine Heerde aus den Glücksburgischen (d. i. Glückstädtischen) Hürden in die grünen Elbauen graset, die an dem klitschenden Ufer des süßen Klees genoß, um sie abends wieder in das Glücksburgische Tor hineinzutreiben." Der Dichter setzt hier — pars pro toto — Glücksburg für Glückstadt; das an der Südseite des Schloßplatzes zu Glückstadt in den Jahren 1630 und 1631 von Christian IV. erbaute und mehrfach bewohnte Residenzschloß, die Glücksburg, zerfiel sehr bald wieder und wurde 1708 abgebrochen. Vor diesem Schlosse stand die Erzstatue eines mit einem Löwen kämpfenden Pferdes, welche sich noch heutigen Tages im Rosenburger Schloßgarten zu Kopenhagen befindet. Schwieger widmete auch dieses Buch den Manen König Christians IV., des Erbauers von Glückstadt, mit folgenden Huldigungsstrophen:

„Der große Christian, der Vierte so genennet,
Den aller Erden Kreis in seinen Thaten kennet,
Legt' ohnlängst einen Grund mit tapf'rer Hand
Am gelben Elbestrom, davor war eb'nes Land;

[1] A. C. Lucht, Beiträge zur Geschichte der Stadt Glückstadt. Kiel 1854.
[2] Mitteilung des derzeitigen Herrn Pastor Jakobsen in Glückstadt.

Abwärts der Hammonsstadt (Hammonia, Hamburg) ließ er die Glücksburg bauen,
Die noch weiß über sich mit ihrer Zier zu schauen;
Der Häuser guter Schmuck, die unbestritt'ne Macht,
Damit sie die Natur hat sonderlich bedacht,
Das gute Regiment, der klugen Männer Orden,
Die hohe Kanzelei (Regierungskanzlei), so hier gestiftet worden,
Beschatten diese Burg, daß sie von hier und da
Glückselig wird geschätzt; die Gegend fern und nah
Träuft lauter Mark und Fett!"

Im Jahre 1660 ließ Schwieger in Hamburg noch erscheinen „Geistliche Seelenangst zur Zeit der Anfechtung," mit schönen Melodien versehen durch den aus der Mark stammenden Hamburger Musiker Michael Jakobi, einen der fleißigsten und beliebtesten Liederkomponisten des 17. Jahrhunderts, der auf seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien sich reiche und gediegene musikalische Kenntnisse erworben hatte, wie seine beiden in den Jahren 1651—1663 gedruckten Liedersammlungen und seine Instrumentalkompositionen beweisen; auch von seinen Choralmelodien werden einige noch heutzutage gesungen. Er wirkte 1651 als Kantor an der St. Johannisschule zu Lüneburg, wo er 1670 gestorben ist. Als die letzten Werke Schwiegers sind uns bekannt: „Sicherer Schild wider die Verleumdungspfeile" (Glückstadt 1660) und zwei dem regierenden Könige Friedrich III. (1648—1670) gewidmete Dichtungen: „Siegessäule, Friedrich III. zu Dänemark aufgerichtet, als die Dänen am 14. und 15. November die Insel Fünen dem Feinde entrissen" (1660) und „Späte doch herzliche Glückwünschung, dem Könige Friedrich III. zugerufen" (1661).

Mit dem Jahre 1661 verschwinden nun der Name und die Dichtungen Schwiegers plötzlich von der Bildfläche! Daß der Dichter schon 1666, in einem Alter von 36 Jahren, gestorben sei, wie einige wollen, ist unnachweisbar; die Glückstädter Sterberegister reichen leider nicht so weit zurück. Wenn man aber annimmt, daß Schwieger in Glückstadt bei den dänischen Festungstruppen Feldprediger war, womit auch sein häufiger Aufenthalt auf Schloß Gottorp vielleicht in Einklang zu bringen wäre, so ist es möglich, daß er 1661 nach Dänemark und von dort mit in den Krieg gegen Frankreich gezogen und dabei verschollen ist. Unter unseren niederdeutschen Dichtern darf Jakob Schwieger nicht ungenannt bleiben; selbst wenn wir ihm die Dichtungen „Filidor des Dorferers" und die des Rudolstädter „Filidor" absprechen müssen, so bleibt er ein fruchtbarer Lyriker und ein echter Vertreter der Dichtkunst des 17. Jahrhunderts, deren Hauptaufgabe und Hauptverdienst es war, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen.

Der gelehrte Erdmann Neumeister, als einer der angesehensten und begabtesten protestantischen Theologen zu Anfang des 18. Jahrhunderts Prediger an St. Jakobi zu Hamburg und Verfasser einer Reihe ganz opernhaft gehaltener Kantatentexte, sagt über Schwieger in seiner »Dissertatio de Poëtis Germanicis«: »Ingenium ad poëtandi facilitatem proclive est; sed nescio quid in dictione affectet, quo poëmata placeant minus.«

Ohne in die Sprachalbernheiten seines Freundes Philipp von Zesen zu verfallen, ist Jakob Schwieger das Muster eines formgewandten Poeten, der seine Muttersprache kannte und konnte wie nur einer! Daß er dabei häufig die Form über den Inhalt und die Erfindung und den Geist stellt, ist nicht seine Schuld: er war ein Kind seiner Zeit, in der die Dichtkunst eben nur eine „gesellige Fertigkeit" war und sein wollte.



Die Rache der Elster.

Ein Tiermärchen aus Nordschleswig.

Nach Aufzeichnungen von † J. Petersen in Hamburg. erzählt von G. Kühn in Kiel.

Es stand in einem Wald eine große Eiche, auf der eine Elster ihr Nest hatte, und unter den Wurzeln des Baumes befand sich der Bau eines Fuchses. Den nächsten Bauernhof bewachte ein großer, starker Hund, mit Namen Nobbes, vor dem sich Mikkel, der Fuchs, entsetzlich fürchtete. Eines Tages sonnte sich der Fuchs vor seiner Höhle, da schlüpfte die Elster „gäk, gäk, gäk" aus ihrem Neste. „Ei, sieh da, Frau Nachbarin, wie geht's?" rief der Fuchs ihr zu. „Gäk, gäk, gäk, so ziemlich," sagte die Elster, „so ziemlich." — „Hast du Kinder droben?" — „Ja, zwei." — „Sind sie hübsch?" — „Gäk, gäk, gäk, ja, Mikkel, das kannst du glauben." — „Wieso geht's dir denn nur so ziemlich?" — „Ach, ich muß sie ja nun allein ernähren!" — „Warum das? Dabei hilft dir dein Mann, denke ich?" „Ja, hast du es nicht gehört, der Bauer, bei dem Nobbes ist, hat meinen armen Hans erschossen." — „Pfui, wie schändlich! Der Bösewicht sollte gehenkt werden und Nobbes mit!" — „Gäk, gäk, gäk, ich möchte ihm die Augen aushacken!" — „Wem, Nobbes?" — „Nein, der tut mir nichts, dem Bauern!" — „Nun ja, dann könnte er auch mir nicht auflauern; dazu möchte ich aber dem Nobbes das Fell über die Ohren ziehen." — „Aber, sag' mal, wird es auch nicht mitunter zu kalt da oben?" — „Ja, das kommt vor, wenn der Wind durch die offene Tür bläst! Aber ich bin es gewohnt und meine Kinder nehme ich unter die Flügel. Wenn sie nur nicht immer essen wollten! Hör, nun schreien sie schon wieder, ich muß fort!" — „Aber, Frau Elster, kommt doch herunter zu mir, wenn es schlimmes Wetter gibt; bei mir ist es kühl, wenn es draußen heiß, und warm, wenn es da kalt ist." — „Merkwürdig — aber, hast du nicht auch Kinder?" — „Ja, gewiß. Die solltest du nur kennen!" — „Nun, Mikkel, ich will es überlegen." Damit endete das Gespräch, und die Elster flog mit lautem „Gäk, gäk, gäk" davon.

Tags darauf entstand ein furchtbares Unwetter. Wütend faßte der Sturm die Eiche, als ob er sie aus der Erde reißen wollte. Er überschüttete mit Regen und Hagel die Elster, die ihre Jungen unter den Flügeln barg. Unsanft wurde sie vom Sturm gewiegt, und längst auch hatte sich der Hunger eingestellt. Was war zu tun? Sie mußte fort, Futter zu holen. „Frau Elster, Frau Elster!" rief da der Fuchs hinauf, „kommt doch mit den Kindern herunter zu mir in die warme Stube; hier können Wind und Wetter euch nichts anhaben!" — „Aber deine Kinder — —" wollte die Elster einwenden. „O, die sind so artig! Nur zu, nur zu!" Und die Elster ließ sich betören, brachte die Jungen in die Höhle des Fuchses und überredete sie, gutes Muts zu sein. „Nun hole ich euch Schnecken und schöne Würmer," sagte sie und flog gäkkernd fort. Die Jungen aber verkrochen sich scheu in die Ecken und Winkel von Mikkels Wohnung. „Das dumme Vieh, die Elster," sagte der Fuchs da hohnlachend, „bringt mir selbst seine Brut! Aber noch dürfen wir den Dingern nichts tun, erst mag die Alte sie uns recht groß und fett füttern, dann verschmausen wir sie und die dumme Alte mit!" „Du Mutter," wandte er sich dann an die Füchsin, „gib' gut acht auf den Schlingel Gieremund und die andern, wenn ich weg bin, daß sie ihnen nicht zu nahe kommen!" Anfangs taten sich die Jungen Gewalt an, und es ging ziemlich ordentlich. Als aber einmal der Fuchs fort war und die Elster desgleichen, fielen der Füchsin die Augen zu, und ihre Jungen spielten so plump mit den kleinen Elstern, daß sie erschreckt ins Freie flüchteten. Aber Gieremund hatte sie rasch eingeholt, das eine am Hals erwischt und ihm den Kopf abgebissen. Bald war auch das zweite von dem andern Gesindel zerrissen. Da kam der Fuchs zurück

in vollem Lauf, eine junge Ente im Maul. Er schoß in den Bau hinein, ohne gesehen zu haben, was draußen geschehen war. Nun kam auch die Elster. Sie aber bemerkte draußen Gefieder und andere Überreste ihrer Jungen und fing an, laut nach Mikkel zu schreien und zu jammern. „Na, was ist denn los?“ fragte der, den Kopf aus seiner Höhle steckend. „Was ist mit meinen Kindern geschehen?“ fragte kläglich die Elster. „Ach,“ sagte Mikkel, der nun sah, was seine Kinder angerichtet hatten, „die armen lieben Kleinen, sie wollten baden und sind dabei ertrunken.“ Diesmal sagte die Elster nichts weiter, dachte aber: „Warte, du Heuchler, du sollst deinen verdienten Lohn haben!“ und fort flog sie zu — Nobbes.

Dieser war sehr böse: die schönste junge Ente mit blauen und grünen Federn war verschwunden, wahrscheinlich von Mikkel geholt. „Nobbes!“ rief nun die Elster mit kläglicher Stimme, „willst du mir einen großen Gefallen tun?“ „Na, was für einen?“ fragte Nobbes. „Beiß Mikkel Fuchs tot!“ — „Ja, das täte ich sehr gerne!“ antwortete Nobbes bitter lachend, „wenn der Graukopf nur nicht so schlau und flink wäre! Aber, was hast du denn gegen ihn?“ Nun klagte die Elster ihm ihr Leid. „Der Schelm!“ rief Nobbes da. „O, daß ich ihn nur gleich packen könnte!“ — „Dazu kann ich dir helfen,“ sagte die Elster, „komm mit!“ Und sie führte ihn zu einem Wassertümpel im Walde, worin, wie sie wußte, zwei große Erbsen lagen, die stark aufgequollen und nun erst recht groß geworden waren. „Hier,“ sagte sie, „warte ein wenig, „ich locke den Mikkel her. Wenn du mich kommen hörst, leg' dich auf den Rücken zwischen diese Erbsen und stelle dich tot! Es kann vielleicht geschehen, daß ich zu dir hinfliegen und mich stellen muß, als wenn ich dir die Augen aushackte; doch werde ich nur die Erbsen holen und Mikkel sie bringen und sagen, es seien deine Augen. Wenn er dann an dich herankommt, so pack ihn und beiß ihn tot, aber laß ihn nicht los!“ „Darauf verlaß dich!“ sagte Nobbes, und die Elster flog davon.

Bald darauf erschien sie vor Mikkels Tür und machte ein großes Halloh. „Mikkel, Mikkel!“ rief sie überlaut, „gäk, gäk, gäk!“ Der Fuchs guckte heraus und fragte: „Was ist denn nun los?“—„Nobbes liegt im Wald und ist tot.“— „Ach, ist's wahr?“ rief Mikkel. „Mausetot, sag' ich dir. Komm mit, du sollst es selbst sehen!“ Sie flog voran, immer laut gäkkernd; der Fuchs folgte vorsichtig. „Siehst du?“ rief plötzlich die Elster, „da liegt er!“— „Ja, da liegt er,“ sagte der Fuchs, als er den Hund erblickte, „aber,“ fuhr er fort, sich hinter dem Ohr kratzend, „ist er wirklich tot?“—„Muß ich dir erst seine Augäpfel bringen?“ fragte sie, „meinetwegen!“ Sie flog hin und tat, wie sie mit Nobbes verabredet hatte. „Ja,“ rief Mikkel da, „nun sehe ich, es ist so. O, das ist der schönste Tag meines Lebens! Nobbes, Nobbes,“ jubelte er hineilend, „nun will ich dir das Fell über die Ohren ziehen!“ Damit wollte er Nobbes packen, da aber packte dieser den verdutzten Fuchs und sagte: „Nein, Mikkel, ich werde **dir** das Fell über die Ohren ziehen!“ Und die Elster mußte gestehen, daß er den alten Sünder nicht schonte. „Recht so, Nobbes,“ rief sie von einem Ast herunter, „recht so; so muß er es haben! Siehst Mikkel, siehst du wohl? Das ist gut für dich!“ — Das deuchte den Fuchs freilich nicht.

Mitteilungen.

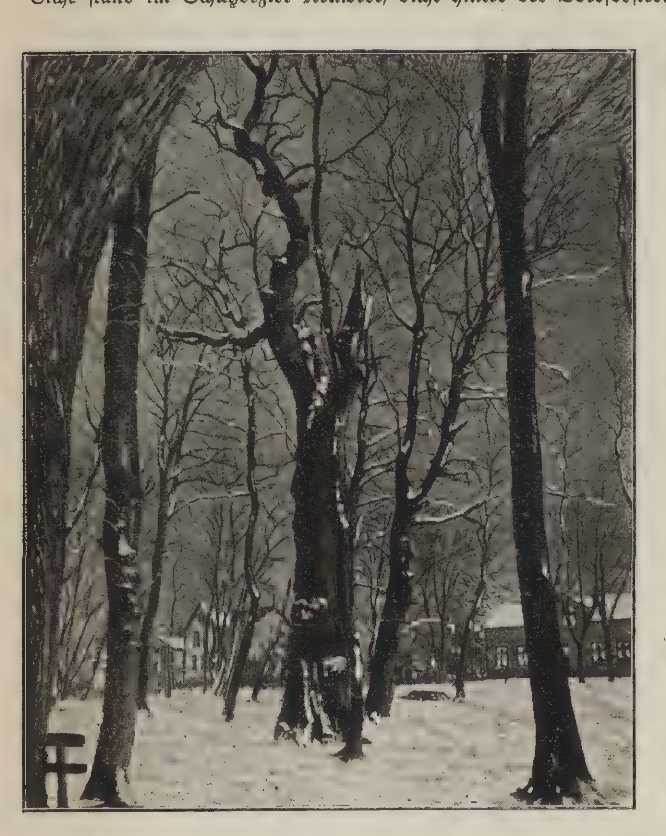
1. **Spuren der Russen in Schleswig-Holstein.** Der Landesrat Schober zu Breslau II, Verfasser des 1901 im Verlage von Eduard Trewendt daselbst erschienenen Buches „Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden“ hat diese Arbeit in den folgenden Jahren auf das gesamte deutsche Reichsgebiet ausgedehnt. Die erfolgreiche Durchführung dieser Forschungsarbeit verdankt er der ihm ausnahmslos gewährten Unterstützung seitens aller angerufenen Staats- und Regierungsbehörden. Der Abschluß der Arbeit umfaßt jetzt

nur noch die westlichen Provinzen Preußens. Unter dieser Voraussetzung bittet er die hohen Regierungsbehörden um die sehr gütige Unterstützung dieser Forschung durch Empfehlung an die nachgeordneten Kreis- und Lokalbehörden, welche um Beantwortung der folgenden Fragen gebeten werden: 1. Finden sich im Kreise — (Stadtgebiete) — äußerlich wahrnehmbare Erinnerungen an russische Geschichte, die sich dort abgespielt hat? (z. B. Gedenksteine, Gedenktafeln, Denkmäler, Grabstätten und Kriegergräber, namentlich aus dem Jahre 1813)? Zutreffenden Falles wird — gegen Erstattung der Kosten — erbeten: a. eine genaue Abschrift der Inschriften oder b. eine einfache Photographie des Denkmals mit ablesbarer Inschrift. 2. Finden sich sonstige Geschichtsspuren vor, wie beispielsweise zu Wirschkowitz Kreis Militsch (Schlesien), wo alljährlich eine Fundationspredigt zum Andenken an die Plünderung des Ortes durch die Russen im siebenjährigen Kriege (1759) gehalten wird? 3. Sind im Kreise Geschichtsvereine oder lokale Geschichtskenner ansässig?

Den geehrten Verein für Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein bittet auch um seine Unterstützung

Breslau, 20. September 1904. Schober.

2. **Der „Alte Landgraf" bei Schleswig.** Zu Beginn des vorigen Jahres ist einer der stärksten Bäume in der Nähe der Stadt Schleswig wegen fortgeschrittener Anbrüchigkeit gefällt worden;[1]) es war eine Eiche, im Volksmunde „Alter Landgraf" genannt. Diese Eiche stand im Schutzbezirk Neuwerk, dicht hinter der Oberförsterei. Jetzt ist nur noch der Stubben vorhanden. Wie die Eiche in der letzten Zeit aussah, zeigt nebenstehende Abbildung nach einer Aufnahme des Herrn Photographen Hansen in Schleswig. Die Eiche hatte einen Umfang von 5,70 m und eine Höhe von 25 m. Neuwerk ist der älteste Bestand in der Nähe Schleswigs. Es finden sich in ihm noch eine Anzahl stärkerer Eichen bis zu $4^1/_4$ m Umfang und einige schöne Buchen, von denen die stärkste ebenfalls $4^1/_4$ m mißt. Leider sind viele schon anbrüchig und manche bereits aus diesem Grunde entfernt worden. Im benachbarten Gehege Tiergarten findet sich eine Doppeleiche, mit dem schleswig-holsteinischen Wappen versehen, und am südlichen Rande unmittelbar am Wege eine Buche und Eiche, die mit einander verwachsen sind und „die beiden Geschwister" genannt werden. Von auffälligem Wuchs ist eine krause Buche im Gehege Pöhl, deren stark gekrümmte Äste aufgerichtet sind und dem Baum den Namen „Blumentopf" verschafft haben. Die Krone hat etwa 28 m Durchmesser und beschattet etwa 710 qm. Eine Abbildung der letztgenannten Bäume wird im forstbotanischen Merkbuch für Schleswig-Holstein gebracht werden.



Altona. Dr. Heering.

---

[1]) Vergl. „Die Brauteiche bei Schleswig" von W. Metting, „Heimat" 1904, 14. Jahrgang, Nr. 7, S. 172.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 3. März 1905.

Die Entstehung und Entwickelung unserer Marschen.

Von Geh. Regierungsrat Dr. **Detleffen** in Glückstadt.

In den Nummern 10—12 des letzten Jahrganges der „Heimat" hat H. Peters eine populäre Darstellung der Resultate gegeben, welche die Wissenschaft über die wiederholte Bedeckung der norddeutschen Tiefebene durch einen gewaltigen, von Skandinavien ausgehenden Gletscher gewonnen hat. Sie veranlaßt mich, im Folgenden Gedanken zu veröffentlichen, die sich mir seit Jahren über die Entstehung unserer Marschen gebildet haben, und die ich bisher nicht ausgesprochen gefunden habe. Man begnügt sich meistens damit, die Marschen als einen Niederschlag aus dem Wasser, zunächst der Elbe und der kleineren Auen, dann auch des Meeres darzustellen, aber niemand scheint sich gefragt zu haben, an welchem Punkte der Erdentwickelung ihr erster Ursprung genau einzufügen sei. Um kurz meine Ansicht auszusprechen: die Entstehung der Marschen hängt aufs engste mit dem beim letzten Abschmelzen des großen Gletschers erfolgten Durchbruch der Elbe in die Nordsee zusammen, und daraus erklären sich manche Eigentümlichkeiten der Marschbildung.

Ob man den geologischen Zeitpunkt und die Vorbedingungen und näheren Umstände hat feststellen können, unter denen der Durchbruch der Weichsel und der Oder durch den baltischen Höhenrücken erfolgt ist, vermag ich nicht zu sagen. Sie erscheinen in mancher Beziehung als Schwesterflüsse der Elbe, und es wäre wichtig, die analogen Vorkommnisse bei ihrem Entstehen mit dem Ursprung der Elbe zu vergleichen; aber die Eigentümlichkeiten der letzteren bieten für sich betrachtet schon eine genügende Fülle von Tatsachen, um daraus die Entstehung der Marschen zu erklären. Ich stelle sie in einer Reihe von Sätzen zusammen.

1. Die mehr oder weniger breiten Täler, welche die vom Gletscher abschmelzenden Gewässer durch die Moränenlandschaft des östlichen Norddeutschland furchten, deren man neuerdings sechs parallel von Ost nach West verlaufende und schließlich in die Elbe mündende zählt,[1]) kennzeichnen sich als Vertiefungen mit sandigem Boden. Die Gletscherwasser haben die leichteren tonigen Bestandteile des Bodens ausgewaschen und entführt, der schwerere Sand blieb in den so entstandenen Vertiefungen liegen; jene Tonmassen sind es, aus denen die Marsch zuerst hervorging.

2. Mit dem Durchbruch der Elbe begann die Marschbildung. Die Marsch nimmt ihren Anfang auf der hannoverschen Seite des Flusses bei Artlenburg, kaum eine Meile unterhalb der am rechten Elbufer liegenden Stadt Lauenburg. Sie reicht auf jener Seite in ununterbrochenem Zusammenhang bis zur Elb-

[1]) Dr. Keilhack, Tal- und Seebildung im Gebiet des baltischen Höhenrückens. (Berlin 1899.)

mündung. Am rechten Ufer beginnt sie mit den Vierlanden oberhalb Hamburgs, ist von Hamburg bis Schulau durch einen unmittelbar bis an die Elbe herantretenden Geestabhang unterbrochen, setzt sich dann am Rande von Holstein und Schleswig bis Husum und nach kurzer Unterbrechung bei Schobüll bis Hoyer fort; ja, noch weiter nördlich findet sich bei Ballum ein größerer, dann bei Ripen kleinere Marschstreifen.

3. Daß die Entstehung der Marschen in ihrer ganzen Ausdehnung einer einheitlichen Epoche der Erdentwickelung angehört, geht aus ihrem gleichmäßigen Niveau hervor. Fehlten die Deiche, so wären sie noch jetzt bis an den Fuß der Geest den Sturmfluten ausgesetzt. Anzeichen säkularer Hebungen oder Senkungen dieses Gebietes sind nicht bemerkbar. Wo im Lauf der Jahrhunderte Senkungen einzelner Marschstrecken beobachtet sind, erkennt man in ihnen entweder, wie in der Wilstermarsch, die Folgen des durch die zunehmende regelmäßige Entwässerung langsam bewirkten Austrocknens und Zusammensinkens des Bodens oder, wie in Nordfriesland, die Wirkung der Sturmfluten, welche die im Boden enthaltenen Moor- und Dargschichten wieder auswuschen.

4. Die jetzige Elbmündung bildete vielleicht schon in der Tertiärzeit, sicher aber in der Diluvialzeit, also noch vor dem Durchbruch der Elbe, einen Busen der Nordsee; schon in der Gegend von Lauenburg enthalten diluviale Mergelsandschichten Meereskonchylien: Cardium edule und eine Art Tellina. Etwas weiter abwärts zeigen sich deutliche Spuren der Einwirkung des Meeres auf die ursprüngliche Küste. Wie die Nordsee noch jetzt, wo sie einen Geeststreifen berührt, auf Sylt, Amrum und an der Westküste von Eiderstedt, bei Weststürmen die nach der Auswaschung des ursprünglichen Strandes zurückgebliebenen Sandmassen zu Dünen auftürmt und landeinwärts treibt, so hat sie es bereits in der Diluvialzeit, ehe noch die Elbe entstanden war, gemacht. Wir finden unterhalb Wedels am Rande der Geest an der rechten Elbseite [1]) Dünenbildungen bei Ütersen (Düneck), Elmshorn (Sandberg), Kremperheide, Sude und Krummendiek. Ebenso treten Dünen am Westabhang der Dithmarscher Geest hervor, besonders im Süden beim Dingerdonn und St. Michaelisdonn, sowie am Nordende bei Lunden. Dagegen zeigt das ganze Festland von Schleswig, abgesehen von St. Peter in Eiderstedt, keine Spuren von Dünenbildung; die vorgelagerten, zur Zeit des Diluviums wohl noch näher an einander stoßenden Geestinseln sind in ihrer ganzen Ausdehnung reich an Dünen. Diese Inseln müssen einstmals eine Art Nehrung gebildet haben, wie die ostpreußischen, in deren Schutz ein stilles Haff die Festlandsküste bespülte. Eine sehr ausgedehnte Dünenbildung zeigt dann wieder die jütische West- und Nordwestküste.

5. Nach dem Durchbruch der Elbe ist das Seewasser langsam aus dem ursprünglichen Meerbusen zurückgewichen, wohl entsprechend dem durch die allmähliche Auffüllung der Marsch mehr und mehr eingeengten Lauf des Elbstroms. Gegenwärtig steigt das Meerwasser zu gewöhnlichen Zeiten nur bis in die Gegend von St. Margareten aufwärts; aus dem Vorkommen von Seemuscheln, die sich an den unteren Teilen der eisernen Ketten festgesetzt haben, an denen die Leittonnen des Fahrwassers befestigt sind, hat man nachgewiesen, daß sich auch jetzt noch das schwerere Salzwasser der Nordsee keilförmig unter dem süßen Oberwasser bis in die Gegend von Glückstadt erstreckt. Ehemals muß es noch wenigstens bis in die Gegend der Pinnaumündung gereicht haben. Bis dort hinauf findet man noch im Marschboden Nester eines Mergels, der aus zersetzten Seemuscheln, besonders

---

[1]) Der gegen die Weststürme geschützte hannoversche Geestrand hat keine Dünenbildungen aufzuweisen.

Cardium edule, besteht. Jedoch muß das Wasser je weiter nach oben, desto weniger Salzgehalt gehabt haben; denn die noch erhaltenen Exemplare dieser Muscheln sind, wie die in der Ostsee vorkommenden, beträchtlich kleiner als die noch gegenwärtig auf den Sanden vor der Elbe und Weser in großen Bänken sich findenden. Ob sie auch noch in den Dünen und am übrigen Geestabhang gefunden werden, ist mir unbekannt; sie könnten, wenn sie von erheblicher Größe wären, noch als ein Produkt der Diluvialzeit angesehen werden, wie die im Lauenburger Diluvium; schon die Fluten der Urzeit hatten die abgestorbenen Tiere ans Ufer geworfen. Hier sei auch erwähnt, daß bei den Arbeiten zum Kaiser-Wilhelm-Kanal am Kudensee in der Wilstermarsch das Skelett eines Walfisches gefunden wurde, ebenso wie kürzlich ein anderes in der Dithmarscher Marsch unfern von Heide. Endlich wird auch der, meistens über 1 ‰ betragende Bestandteil des in den Elbmarschen erbohrten Wassers an Chlornatrium noch aus dem Seewasser stammen, das während der ersten Marschbildung hier noch flutete.

6. Wie groß die Masse des von der Elbe herabgeführten Marschtones ist, läßt sich daraus abnehmen, daß eine im Jahre 1837 bei Glückstadt vorgenommene Bohrung erst bei etwa 14 m auf diluvialen Sand und Kies traf, in Krempe 1897 bei 13 m. Die Breite der Marsch vom holsteinischen bis zum hannoverschen Geestrande beträgt bei Wedel 14, bei Ütersen 17, bei Elmshorn 25, bei St. Michaelisdonn 26 km. Von der Geest aus senkt sich die bei Glückstadt ungefähr 18 m dicke diluviale Sand- und Kiesschicht, die in der Urzeit das Elbbett bildete, allmählich abwärts bis unter das jetzige Elbbett hinunter, um auf der anderen Seite wieder zum Geestrande aufzusteigen. Der Durchschnitt der Marsch bildet bei Glückstadt also annähernd einen Kreisabschnitt, dessen Sehne 25 km und dessen größte Stärke etwa 14 m beträgt.

7. Aber nicht bloß die Elbmarschen, sondern auch die Seemarschen von Dithmarschen und Schleswig sind ein Produkt der Elbe. Dem Meere verdanken sie nur den geringen Bestandteil des Bodens, den die Kieselpanzer abgestorbener Diatomeen und die Reste von Algen und anderen Meerespflanzen bilden. Auch die Eider und die schleswigschen Auen, die vom Ostrande des Landes zur Nordsee herabfallen, können nur einen sehr kleinen Beitrag gegeben haben. Das geht schon aus dem Vergleich mit den jütischen Auen hervor, die unter ganz denselben geographischen und geologischen Bedingungen nur eine höchst unbedeutende Marschbildung an ihrer Mündung aufweisen. Das Flußgebiet der Eider und der schleswigschen Auen mag etwa 100 Quadratmeilen betragen, das der Elbe wird auf 2260 berechnet. Fast ausschließlich aus diesem stammt also auch unsere ganze Seemarsch, und zwar in ihrem ersten Ursprung aus den von den Schmelzwassern des Gletschers herabgeführten Tonmassen, die dann bis auf den heutigen Tag durch weitere Zufuhr aus sämtlichen Nebenflüssen der Elbe vermehrt werden. Noch jeder Wolkenbruch, jedes Hochwasser im oberen Elbgebiet ist an der unteren Elbe deutlich erkennbar, das herabströmende Wasser hat dann durch die mitgeführten Tonmassen eine stärkere gelbbraune Färbung.

8. Beim Durchbruch der Elbe müssen die geographischen Verhältnisse der Nordsee im wesentlichen schon dieselben gewesen sein, wie noch jetzt. Die aus der Mündung des Meerbusens der Elbe ausströmenden Wassermessen nahmen ihren Lauf an der Westküste Schleswig-Holsteins entlang und setzten hier den Ton ab, den sie mitführten. Daß sie nicht auf Helgoland gerichtet waren, darf man wohl daraus schließen, daß nirgendwo an dieser Insel, auch nicht in den ziemlich geschützten Buchten des Süder- und Norderhafens eine Spur von Schlick und Marschbildung sich findet, sondern nur Sand und Trümmer des Inselgesteins. Auch an der 1 Meile vom Festland entfernten, südlich neben dem Elbausfluß gelegenen

Insel Neuwerk ist keine Spur von Marschbildung vorhanden. Daß die Strömung an unserer Westküste entlang lief, muß die Wirkung des Flutstroms gewesen sein, der schon damals durch den englischen Kanal in die Nordsee einlief; er drängte die Elbeströmung nach Osten.[1]) Die Ablagerung des im Wasser schwebenden Tones erfolgte hauptsächlich in den viermal täglich zwischen Ebbe und Flut, Flut und Ebbe eintretenden etwa halbstündigen Ruhepausen. Zuerst und ihrem Ursprung näher mußten sich die gröberen Tonteile senken, dann drang die Strömung über Dithmarschen und zwischen den wenigen Geesterhebungen, die sich in Eiderstedt bei Tating, zwischen Garding und Kathrinenheerd sowie bei Witzworth fanden, hindurch in das Haff zwischen den Geestinseln und der Westküste Schleswigs. Je feiner die Tonteilchen waren, desto später senkten sie sich zu Boden. Hier reichen die letzten Ausläufer der Marsch bis nach Ballum und Ripen, dem gegenüber noch die Marschinsel Manö liegt. Hier ungefähr wird die Marschbildung wohl von Anfang an ihr Ende gehabt haben; daß sie sich nicht weiter fortsetzte, wird seinen Grund darin gehabt haben, daß die andere Flutwelle, welche vom Atlantischen Ozean her nördlich von Schottland in die Nordsee eindringt, ungefähr an der Nordspitze von Sylt auf die südliche, durch den englischen Kanal kommende stößt. Die der Westküste Schleswigs vorgelagerte Nehrung wird in ihrem Nordteile bereits unterbrochen gewesen sein, so daß die nördliche Flutwelle hier in das Haff eindringen und der vom Süden her kommenden, tonhaltigen Elbeströmung Halt gebieten konnte.

9. So etwa sind im Lauf ungezählter Jahrtausende unsere Marschen entstanden, und unter solchen Verhältnissen haben sie sich weiter gebildet. Doch zeigen ihre verschiedenen Teile wesentliche Unterschiede, die besonders durch das Hinzutreten der Moore hervorgerufen sind. Das eigentliche Moor ist eine ausschließliche Süßwasserbildung; es entsteht da, wo in einer flachen Mulde süßes Wasser stagniert, aus Resten verwesender Pflanzen, die immer neuen Geschlechtern, deren jüngere holzige Fasern haben, als Nährboden dienen. Manche dieser Moore sind im Laufe der Jahrhunderte nicht unerheblich über ihre Umgebung emporgewachsen. Solche Moore finden und fanden sich besonders in den Elbmarschen, so noch jetzt an der Grenze der Wilstermarsch gegen Dithmarschen, früher auch an manchen andern Stellen in der Nähe der Geest, wo jetzt nur noch Ortsnamen, wie Moorhusen, Moorhusen, Altenmoor, Kremper Moor u. a. an sie erinnern. Hier kommen noch andere, zwar nicht eigentliche Moore, aber doch moorige Landstriche hinzu. Die Elbmarsch bestand noch in geschichtlichen Zeiten[2]) aus einem Delta, zwischen dessen Inseln wie besonders auch an manchen Strecken der Geest entlang sich Wasserläufe hindurchzogen. Im Laufe der Zeit wurden sie durch Baumstämme, Zweige und Buschwerk, welche die Hochwasser der Elbe mit sich führten, verstopft; manche gingen auch ein, als die holländischen Einwanderer seit etwa 1150 Deiche zu bauen anfingen und an Stelle mancher ursprünglichen Wasserläufe (Fleete) Wetterungen anlegten.[3]) Zu eigentlichen Moorbildungen kam es zwar hier weniger, aber die eingegangenen Gewässer sind noch jetzt vielfach an dem moorigen Boden erkennbar, an ihrem Grunde finden sich noch oft Massen von Haselnußzweigen mit Nüssen daran, auch Erlen und andere Hölzer. An anderen Stellen fanden die Einwanderer auch flache Strandseen vor, besonders in der Wilstermarsch, deren innerer Teil den noch im 13. und 14. Jahrhundert genannten Sladensee,) der

---

[1]) Unter demselben Einfluß wird das Land Wursten mit seiner schmalen Seemarsch zwischen Weser und Elbe den Senkstoffen der Weser seinen Ursprung verdanken. Daß diese, welche bereits zu beiden Seiten des Flusses eine ausgedehnte Marsch gebildet hatten, auch noch einen wesentlichen Beitrag zu der unseren gegeben haben, ist kaum anzunehmen.

[2]) S. meine Geschichte der Elbmarschen 1, 69 f. [3]) Ebd. 73 ff. [4]) Ebd. 149 ff.

äußere den Arendsee [1]) umfaßte. An der Grenze gegen Dithmarschen findet man noch jetzt den Kudensee. Wie dieser gegenwärtig durch die Anlage des Kaiser-Wilhelm-Kanals und die dadurch herbeigeführte Entwässerung immer mehr austrocknet und seine oberste Schicht, mit dem verwesenden Wurzelwerk der Sumpfpflanzen gemischt, sich langsam in Humus umbildet, ist das Gebiet der beiden anderen Seen längst in üppiges Weide- und Saatland verwandelt. Aber gerade die verbesserte Entwässerung hat zugleich eine den Bestand dieser Marsch gefährdende Folge gehabt. Im Laufe der Zeit sinkt der moorige Untergrund immer mehr zusammen, man rechnet in der Wilstermarsch ungefähr auf einen Fuß im Jahrhundert. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse so, daß etwa ein Drittel der Wilstermarsch, hauptsächlich der an der Stör und zum Teil der an der Elbe liegende Rand, [2]) über dem Niveau der gewöhnlichen Flut in der Elbe liegt, ein zweites Drittel zwischen der Höhe der Flut und der ungefähr um 3 m niedrigeren der Ebbe, das letzte Drittel aber noch unter der regelmäßigen Ebbe. Weite Strecken des Landes können also nur noch künstlich durch Schöpfmühlen entwässert werden, manche bedürfen sogar eines doppelten Systems derselben, durch die das Wasser von einem Niveau auf ein höheres gehoben wird, bis es schließlich in die Stör oder Elbe ablaufen kann.

10. Anders ist die Bildung der Dithmarscher Marsch erfolgt. Hier konnten, soweit die Salzflut reichte, keine eigentlichen Moore entstehen. Erst nachdem die zwischen Meldorf und Heide liegende ursprüngliche Meeresbucht durch die Aufschlickung in Marschwiesen verwandelt war, in deren Mitte noch jetzt der Fieler See, gegenwärtig freilich ein Süßwassersee, als letzter Rest der ursprünglichen Meeresfläche liegt, waren die Bedingungen gegeben, unter denen sich hier ein eigentliches Moor bilden konnte. In Norderdithmarschen war in der Urzeit ein Arm der Eider durch das Tal der Broklandsau östlich von Lunden südwärts zwischen Stelle und Wittenwurt hindurch ins Meer geflossen. Hier bildete sich im Schutz der Lundener Dünenreihe ein weites Moor und westlich vom Dorfe Stelle ein anderes. Zur Zeit seiner, vielleicht noch mit der Verstopfung und Austrocknung des Eiderausflusses zusammenhängenden Entstehung muß die Bildung der Marsch hier schon so weit vorgeschritten sein, daß das Seewasser keinen Einfluß mehr auf die Vegetation ausübte. Längs des Dithmarscher Geestabhanges, des Kleve, lassen sich keine Spuren von Wasserläufen finden, die mit der Elbe oder der Eider zusammengehangen hätten. Die zwischen dem Dinger Donn und dem Geestabhang vorhandene Vertiefung ist nur vorübergehend von dem seit seiner durch die Marschbildung veranlaßten Abscheidung von der Elbe zeitweilig überfließenden Kudensee ausgefüllt worden. So setzt sich in ganz Dithmarschen die Marsch unmittelbar an den Geestabhang an. Von der Gleichmäßigkeit ihrer Abdachung nach Westen gibt die Regelmäßigkeit ihrer Bedeichung ein deutliches Abbild; diese ist durch Dämme gebildet, welche strahlenförmig von der Geest ausgehen und in bestimmten Abschnitten durch andere in konzentrischen Kreisen abgeschlossen werden. Erst in den letzten Jahrhunderten sind außen um dieselben Köge vorgelegt. Nur Norderdithmarschen hat ein etwas zusammengesetzteres Deichnetz dadurch erhalten, daß Büsum ursprünglich eine Insel bildete, die erst im 17. Jahrhundert durch Deiche mit dem Festlande verbunden wurde. Während die holsteinischen Elbmarschen in geschichtlichen Zeiten durch Änderung des Laufes der Elbe schwere Verluste erlitten haben — nicht weniger als 7 Kirchen sind mit

---

[1]) Ebd. 135.

[2]) Wo dieser jetzt nur niedrig ist, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ein früher höheres Vorland von den Fluten weggerissen ist.

den dazu gehörenden Dörfern und einer Stadt (Rygenstadt oder Grevenkrog bei Glückstadt) von den Fluten verschlungen —,[1]) hat nur die südliche, noch an die Elbe stoßende Ecke Dithmarschens an diesem Schicksal teilgenommen, Brunsbüttel ist mit seiner Kirche zweimal landeinwärts verlegt, und mehrere Dörfer in seiner Nähe sind von der Elbe vernichtet. Im übrigen ist jedoch die eigentliche Seemarsch nicht nur in ihrem Bestande erhalten, sondern durch die reichen Anschwemmungen aus der Elbe beträchtlich vergrößert, und dazu steht es in nicht zu ferner Aussicht, daß die geräumige Meldorfer Bucht zu einer Marsch heranreift.

11. Wieder anders ist die Entwickelung der schleswigschen Seemarschen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus aus dem Ende des 12. Jahrhunderts nennt dies Gebiet Klein-Friesland und schildert es schon damals als ein von Deichen umschlossenes Land, das jedoch im Winter oft unter Wasser stehe. Die von J. Mejer in Danckwerths Landesbeschreibung 1649 herausgegebenen Karten von Nord-Friesland sollen angeblich ein Bild desselben aus dem Jahre 1240 wiedergeben. Sie zeigen ein von zahlreichen Wasserläufen durchschnittenes, hier und da auch kleine Seen umfassendes, den Raum zwischen den Geestinseln und dem Festlande vollständig füllendes Gebiet mit zahlreichen Kirchen und Ortschaften, weder Festland noch Insel, sondern das Bild einer unreifen Marsch, wie wir uns auch ungefähr die Elbmarschen unmittelbar vor ihrer Besiedelung denken müssen.

Über die tatsächlichen Grundlagen und den geschichtlichen Wert dieser Karten ist viel gestritten; nach P. Lauridsens gründlichen Untersuchungen (in der „Historisk Tidsskrift" VI. Folge, 1, 2, übersetzt in den „Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatskunde" Jahrg. 1903/4, 21—125) wird man kaum mehr zweifeln dürfen, daß diese Zeichnungen, wie mehrere andere historische Karten desselben Verfassers, auf recht unsicheren Grundlagen beruhende Erzeugnisse seiner Phantasie sind.

Aus geschichtlicher Überlieferung wissen wir jedoch, daß dieses Gebiet ehemals sowohl ein breiteres Festland als auch mehr und größere Inseln enthielt, als gegenwärtig noch vorhanden sind. Die drei südlichsten Inseln sind schon vor Jahrhunderten zusammengedeicht und mit dem Festland verbunden, sie bilden das gegenwärtige Eiderstedt, dessen Küsten zwar auch nachher noch manche Veränderungen erlitten haben. Von den übrigen Inseln ist durch die Hochfluten des 14. und 15. Jahrhunderts, schließlich auch des 17. ein großer Teil wieder ins Meer versunken, nach alten Listen des Schleswiger Bistums mehr als 40 Kirchspiele, an deren Stätte man jetzt nur wenige Halligen und bei der Ebbe ein ödes, von einigen schmalen Rinnsalen durchfurchtes Watt erblickt.

Die Entwicklungsgeschichte dieser Gegend gründlich zu erörtern, ist eine schwierige Aufgabe, auf die einzugehen hier jedoch viel zu weit führen würde. Ich stelle nur kurz zusammen, was im Vergleich zu den anderen Marschen bedeutsam erscheint und zur Erklärung der geschichtlichen Ereignisse dienen kann. Unter Nr. 8 zeigte ich die Verhältnisse, unter denen diese Marsch entstand. Eigentliche Moorbildungen finden sich in ihr selten, in größerem Umfange nur in den geschützteren, östlichen Teilen der tonderschen Marsch, sodann im Osten von Eiderstedt bei Witzworth. Auffallend ist die noch erhaltene Hallig Nordstrandisch Moor, der Rest eines einst ausgedehnteren hohen Moores des alten Nordstrand, das von der verheerenden Flut des Jahres 1634 verschont blieb, während das Marschland ringsum weggespült wurde. Sein Dasein ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß die Entwicklung dieser Gegend eine lange Zeit hindurch nicht von der Meerflut beeinträchtigt

---

[1]) Dafür hat die gegenüber liegende hannoversche Marsch zwischen der Schwinge und der Oste ein sehr bedeutendes Vorland gewonnen.

war. Viel ausgedehnter wird ohne Zweifel die Dargbildung gewesen sein. Die zahlreichen Wasserläufe und flachen Seen mußten einen starken Retwuchs begünstigen; noch jetzt geben die Seen bei Aventoft südlich von Tondern dafür den Beweis. Die im Winter abgestorbenen, vom Eis zerbrochenen Rethalme mußten mit großen Schilfmassen durch die Fluten und Stürme in Buchten und Untiefen zusammengeschoben werden, wo sie dann verwesend zu Boden sanken und, Tausende von Jahren übereinander geschichtet, zu Darg wurden. Diese Dargmassen werden an manchen Stellen nicht wenig dazu beigetragen haben, den Boden über die Flut zu erhöhen, mußten ihm aber einen schwammigen Charakter geben. Von ihrem Dasein zeugt es, daß nach den zerstörenden Überschwemmungen des 14. und 15. Jahrhunderts die armen Küstenbewohner diese Darglager im Watt aufsuchten und daraus eine Art Torf, den Tul, bereiteten, den sie dann verbrannten, um aus der Asche ein schmutziges Salz zu gewinnen, das in jenen Gegenden und über sie hinaus noch bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauch war.

Denken wir uns nun die mit solchen Bestandteilen stark gemischte Marsch auf große Strecken unreif eingedeicht, so mußten dort dieselben Erscheinungen eintreten, wie in der Wilstermarsch, der Boden sank langsam zusammen, die Erhaltung und Erhöhung der Deiche wurde immer schwieriger und mangelhafter. Dazu kam die Gewalt der Weststürme, die rechtwinklig auf die Küste eindrangen. Von ihren Wirkungen in der Urzeit haben wir die vollgültigen Beweise in dem Zurückweichen des Küstenrandes der Nehrung. Eine Reihe von Ortschaften am Westrande von Sylt haben in geschichtlichen Zeiten weiter nach Osten verlegt werden müssen. Der alte Strand ist von den Fluten ausgewaschen, der zurückgebliebene, schwere Sand vom Winde zu Dünen aufgeworfen, die mit unaufhaltsamer Gewalt nach Osten ziehen, immer neues Land bedecken und jetzt schon seit lange an ihrem Westrande (auch auf Amrum) ehemals verschüttete Orte wieder ans Tageslicht treten lassen. Von anderen Landstrecken der alten Nehrung, besonders im Nordwesten von Sylt, die ehemals bewohnt waren, sind nur noch Sande im Meer als Reste erhalten. Da liegt der Schluß nahe, daß die unwiderstehlichen Fluten auch die Lücken, welche in der Nehrung vorhanden waren, und die sie selbst vielleicht erst eingerissen hatten, die Zwischenräume zwischen Sylt und Amrum, zwischen Amrum und Eiderstedt im Laufe der Zeit erweiterten und durch diese Einfallstore so lange auf die dahinter liegenden Marschländer anstürmten, bis sie die Deiche zerbrachen und immer größere Landstrecken wieder in ein kahles Watt verwandelten.

Der größte Teil dieses untergegangenen Landes ist bei der Ebbe vom Wasser entblößt, nur schwache Rinnen trennen die Watten der Inseln von einander und von denen des Festlandes, die Flut bedeckt dann wieder den Marschton, aus dem nur einzelne Inseln und Halligen hervorragen. Bei ruhigem Wetter mag die vorhandene Erdmasse nur wenig erregt werden, bei Stürmen und Hochfluten jedoch werden tiefere Schichten aufgerührt, und wenn dann auch ein Teil an ruhigere Stellen geführt wird und dort das Land erhöht, so schlürft doch das zurücksinkende Meer bei jeder Ebbe einen Teil der in ihm schwebenden Tonmassen ein und entführt sie in seine Tiefe; neuen Baustoff für das Land bringt es aber nur wenig zurück.

Es ist ein schwerer und ungleicher Kampf, den der Staat neuerdings an dieser Küste unternimmt. Als die friesische Marsch entstand, hatten die tonreichen Fluten der Elbe über Dithmarschen und Eiderstedt einen ungehinderten Zugang in das verhältnismäßig stille Haff zwischen dem Festland und den Geestinseln, seine Ausfüllung erreichte damals nur nicht die genügende Ausdehnung und Festigkeit, um dem beharrlichen Ansturm des Meeres auf die Dauer zu widerstehen.

Jetzt ist der Elbströmung jener Zugang verlegt, und dazu führt sie nicht mehr die großen Mengen von Ton wie ehemals mit sich. Der größte Teil ihrer Senkstoffe wird gegenwärtig in der Meldorfer Bucht abgelagert; ob nach deren Auffüllung erhebliche Massen für die friesischen Marschen übrig sein werden, kann erst eine spätere Zukunft lehren. Die Arbeiten zur Befestigung der Inseln und Halligen, die der Staat mit großen Mitteln unternommen hat, können vorläufig nur dahin wirken, zu erhalten, was von der friesischen Marsch noch vorhanden ist, und die Tonmassen in eine feste und sichere Lagerung zu bringen.

Ob die dargelegten Ansichten über den Ursprung und die Entwickelung unserer Marschen vor der Wissenschaft bestehen können, ob wesentliche Vorbedingungen übersehen, ob die aufgestellten in den richtigen Zusammenhang gebracht sind, mögen Kundigere beurteilen. Mir war es ein lange gefühltes Bedürfnis, ihnen vorzulegen, was ich als Laie darüber glaubte sagen zu dürfen.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

Ia.

In den Julitagen des Jahres 1844 fand in der alten Stadt Schleswig ein Sängerfest statt, welches aus allen Teilen des Landes zahlreich besucht war und sich zu einem großen Volksfeste gestaltete. In der großen Festhalle, wo mehr als 2500 Gäste Platz genommen hatten, um am Festmahle teilzunehmen, brachte Advokat Beseler zunächst ein Hoch auf das deutsche Vaterland aus, dem verschiedene Reden und abwechselnd Gesangvorträge der einzelnen Vereine folgten. Der Schleswiger Gesangverein hatte ein neues Lied eingeübt, welches vom Advokaten Chemnitz unter Anlehnung an ein älteres Gedicht von Straß gedichtet und vom Leiter des Vereins, Kantor Bellmann vom St. Johanniskloster, in Musik gesetzt war: „Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht,“ so klang es durch die weite Halle. Das Lied, von allen Anwesenden mit lautem Jubel begrüßt, wurde in kurzer Zeit zum vaterländischen Volksliede nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch, seit es auf dem Würzburger Sängerfeste 1845 erklungen war, weithin im großen deutschen Vaterlande. Der Schleswiger Gesangverein hat im vorigen Sommer nach Verlauf von 60 Jahren auf der Höhe des Schneckenberges, wo sich jetzt das Chemnitz-Bellmann-Denkmal erhebt, eine schlichte Erinnerungsfeier veranstaltet, die in dem Vortrage des Schleswig-Holstein-Liedes gipfelte und auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte.

Das Schleswiger Sängerfest von 1844 ist noch in einer anderen Beziehung merkwürdig, nämlich durch das plötzliche Auftauchen der blau-weiß-roten Fahne, mit der viele Häuser geschmückt waren. Schleswiger Damen hatten beschlossen, dem Gesangverein zu dem Feste eine neue Fahne zu stiften, die aus den Wappenfarben Schleswigs und Holsteins zusammengestellt sein sollte. Hardesvogt Jakobsen, der mit anderen Patrioten Rats gepflogen hatte, schlug vor, blau und weiß zu beiden Seiten zu nehmen [1]) „nach Analogie der blauen schleswigschen Löwen und

---

[1]) Man vergleiche Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, S. 300 u. 301.

des holsteinischen silbernen Nesselblatts; in der Mitte als Verbindungsfarbe rot nach Maßgabe der roten Löwenzungen im schleswigschen und des roten Grundes im holsteinischen Wappen oder als Farbe des regierenden oldenburgischen Fürstenhauses königlicher Linie. Den Damen aber beliebte diese heraldische Weisheit nicht; sie fanden es mit Recht ansprechender, wenn das Weiß in die Mitte gesetzt würde, und brachten so eine stattliche blau-weiß-rote seidene Fahne zu stande, die in Schleswig fortan als richtige schleswig-holsteinische Fahne proklamiert wurde." Wie das Schleswig-Holstein-Lied verbreitete sich bald auch die blau-weiß-rote Fahne überall im Lande als das Sinnbild des selbständigen Staates Schleswig-Holstein. Sie war das Banner, um welches sich 4 Jahre später die Schleswig-Holsteiner scharten zum Kampf für die alten Landesrechte, während das Lied „Schleswig-Holstein stammverwandt" zum Schlachtgesang geworden war.

Der Kampf um die Selbständigkeit des Landes entbrannte im Jahre 1844 zum ersten Male mit bis dahin ungewohnter Heftigkeit, und die Folgezeit hat gezeigt, daß überall in der schleswig-holsteinischen Bewegung und in der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage dieses Jahr eine hochbedeutsame Rolle spielt. Noch zwar floß kein Blut, aber daß Dänemark vor der Gewalt nicht zurückschrecken würde, das wurde zum ersten Male allen Patrioten klar. Die Presse war in den Herzogtümern gebunden, nicht so in Dänemark; aber im Ständesaal zu Schleswig und zu Itzehoe, da traten die schleswig-holsteinischen Männer kühn auf den Plan, ganz erfüllt von dem Gefühl des Rechts und erbittert durch das Unrecht, welches man ihrem Lande zufügen wollte. Dem Gedächtnis der Männer, welche in der Ständeversammlung unerschütterlich auf ihrem Recht bestanden, sollen die nachfolgenden Blätter gewidmet sein. Wir dürfen hoffen, daß die Mitteilungen aus den Verhandlungen der Stände, aus Adressen und Petitionen der Schleswig-Holsteiner noch heute nach 60 Jahren in Schleswig-Holstein Interesse erwecken und den Lesern der „Heimat" willkommen sein werden. Zuvor aber müssen wir einen Rückblick tun, um zu zeigen, in welcher Lage Schleswig-Holstein sich im Jahre 1844 auf politischem Gebiete befand, wie das Verhältnis zum König-Herzog Christian VIII. und zum dänischen Volke war, welche Hoffnungen und welche Befürchtungen die Brust der schleswig-holsteinischen Patrioten damals bewegten.

Was in den Tagen des erwachenden Nationalbewußtseins von Lornsen und seinen Nachfolgern als Landesrechte proklamiert und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit in Broschüren, in der Presse und in den Ständeversammlungen verteidigt wurde, das geht zurück auf das für die schleswig-holsteinische Geschichte wichtigste Jahr 1460. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte sich die geschichtliche Entwickelung in der Hauptsache um die Erwerbung des Herzogtums Schleswig durch das holsteinische Grafenhaus gedreht. Nach dem Aussterben der Schauenburger begaben die Schleswig-Holsteiner sich freiwillig unter die Herrschaft des dänischen Königs, weil sie zusammenbleiben wollten „up ewig ungedeelt." Das Verhältnis zu Dänemark war geordnet auf der Grundlage der reinen Personalunion. Des Landes Privilegien wurden von Christian I. und seinen Nachfolgern beschworen. Bereits unter seinen Söhnen fand die Teilung der Lande in einen königlichen und herzoglich-gottorpschen Anteil statt. Dänemark aber trachtete darnach, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen, und als den wesentlichen Inhalt der schleswig-holsteinischen Geschichte von 1460 bis 1848 bezeichnet daher Professor Jansen die Erwerbung Schleswig-Holsteins durch das dänische Königshaus. Der herzogliche Anteil von Schleswig ging bereits im Jahre 1721 endgültig verloren und wurde dem königlichen Anteil, aber nicht dem Reiche Dänemark, einverleibt; Holstein-Gottorp aber wurde im Jahre 1773 gegen Oldenburg

und Delmenhorst vertauscht, so daß von diesem Zeitpunkte an ganz Schleswig-Holstein wieder unter Dänemark stand. Damit waren die Voraussetzungen gegeben, das Land nunmehr unter Nichtachtung seiner Privilegien mit Dänemark mehr und mehr zu verschmelzen und wenigstens Schleswig dem Königreiche einzuverleiben. Lange Zeit war das Deutschtum am dänischen Hofe vorherrschend gewesen. Klopstock wurde nach Kopenhagen berufen, Schiller fand hier begeisterte Anhänger; allein gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sich schon deutlich der Gegensatz zwischen Deutschtum und nationalem Dänentum. Der Deutsche Struensee wurde gestürzt. Kronprinz Friedrich, der sich später Frederik VI. nannte, ergriff 1784 die Zügel der Regierung. Um die nach seiner Meinung veralteten Privilegien der Herzogtümer kümmerte er sich nicht, und als im Jahre 1806 das Deutsche Reich sich auflöste, befahl er seinem Staatsrate, die Einverleibung Holsteins in das Königreich Dänemark durchzuführen. Allein dagegen protestierte energisch Herzog Friedrich Christian von Sonderburg-Augustenburg, und anstatt Holstein als „unzertrennliches Pertinenz der dänischen Krone" zu bezeichnen, wie geplant war, wurde es im Patent vom 9. September 1806 für einen „völlig ungetrennten" Teil der dänischen Monarchie erklärt. — Lornsens kühnes Auftreten hatte für Schleswig-Holstein wenigstens den Erfolg, daß der König 1831 eine ständische Verfassung einführte, doch sollten die Stände Schleswigs und Holsteins getrennt tagen, und um das Unnatürliche dieser Einrichtung nicht allzu schroff hervortreten zu lassen, wurden auch für das Königreich zwei Ständeversammlungen eingerichtet, nämlich für Jütland und für die Inseln.

Die neue Ordnung trat im Mai 1834 in Kraft, und seit dem Jahre 1836 versammelten sich alle 2 Jahre die schleswigschen Stände in der Stadt Schleswig, die holsteinischen in Itzehoe. Die schleswigsche Ständeversammlung zählte 44, die holsteinische 48 Mitglieder. Der Herzog von Augustenburg und der Besitzer der hessensteinischen Güter in Holstein waren Inhaber je einer Virilstimme. Der König ernannte für jede Ständeversammlung 7 Mitglieder: 4 Vertreter der Ritterschaft, 2 Geistliche und einen Kieler Professor. Die übrigen Abgeordneten wurden in 3 Klassen gewählt vom Großgrundbesitz, von den kleineren Landbesitzern und von den Städten. Die neue Einrichtung von beratenden Provinzialständen blieb freilich weit hinter den Erwartungen der Schleswig-Holsteiner zurück, welche ein Recht auf einen gemeinschaftlichen Landtag mit beschließender Stimme hatten; allein ein Fortschritt war doch zu verzeichnen, hatte man doch jetzt ein Organ, Wünsche und Beschwerden des Landes an den Thron zu bringen. Wir werden sehen, daß die Stände von diesem Recht ausgiebigen Gebrauch gemacht haben, nachdrücklicher und erfolgreicher, als die Machthaber in Dänemark sich es vorher hatten träumen lassen. —

Die nationalen Kämpfe, welche bald in den Ständesälen sich erhoben, knüpften sich zunächst an die Sprachverhältnisse in Nordschleswig an. Diese sollten den Dänen das Mittel bieten, Schleswig in eine engere Verbindung mit dem Königreich zu bringen. Orla Lehmann, obgleich von deutscher Herkunft, stellte sich an die Spitze der Bewegung, welche das Ziel verfolgte, ein Dänemark bis zur Eider aufzurichten. In Kopenhagen stellte er im Jahre 1836 in der Gesellschaft „zum Schutz und zur Überwachung des rechten Gebrauchs der Preßfreiheit" den Antrag, „in Erwägung zu ziehen, durch welche Mittel die Gesellschaft ihre Wirksamkeit auf die dänisch redenden Teile der Bevölkerung von Schleswig ausdehnen, dänische Sprache, dänische Verwaltung und Gesetze im Herzogtum Schleswig einführen könne." Der Antrag fand jubelnde Zustimmung. Die Folgen sollten sich bald einstellen. Im Auftrage dieser Gesellschaft gab der dänische Kapitän Olsen alsbald eine Karte von Dänemark, Holstein und Lauenburg heraus, auf welcher das

Herzogtum Schleswig unter dem Namen „Sønderjylland" dem Königreich einverleibt war. Das stand vorläufig freilich nur auf dem Papier, aber es zeigte klar das Ziel der einflußreichen Partei der Eiderdänen, welche selbst am Hofe Unterstützung fand. Seit 1836 wurde überhaupt die dänische Propaganda im Herzogtum Schleswig mit großem Eifer betrieben. Im Jahre 1838 erschien unter Mitwirkung der an der Kieler Universität für dänisches Recht und dänische Sprache angestellten Professoren Paulsen und Flor in Hadersleben das erste dänische Wochenblatt „Danevirke," das sich aber nur langsam in Nordschleswig, „wo kein Gebildeter ein dänisches Buch oder eine dänische Zeitung zu lesen pflegte," einen kleinen Leserkreis eroberte. Am 14. Mai 1840 wurde durch ein königliches Reskript die dänische Gerichtssprache in Nordschleswig eingeführt, wo seit dem 14. Jahrhundert die Gerichts- und Verwaltungssprache die deutsche gewesen war; allein es stellten sich dabei solche Übelstände heraus, daß die schleswigschen Stände sich veranlaßt sahen, um die Aufhebung der von ihnen vor zwei Jahren empfohlenen Einführung der dänischen Gerichtssprache in Nordschleswig zu bitten, „weil diese zur Frage des Tages gewordene Danomanie, wie nachgewiesen werden könnte, von außen angeregt, nach Schleswig erst verpflanzt, nicht durch das Bedürfnis des schleswigschen Volkes hervorgerufen sei."

Der Antrag wurde von einem bäuerlichen Abgeordneten aus Nordschleswig, dem Hufner Steenholdt aus Raepstedt, gestellt und mit 34 gegen 9 Stimmen angenommen. Mit der Minorität stimmten mehrere Abgeordnete aus dem Süden des Landes, und es zeigte sich klar, daß die Nordschleswiger damals noch größeren Wert auf ihre Verbindung mit dem deutschen Süden als auf die mit Dänemark legten. — Dem Antrag wurde zwar keine Folge gegeben, allein die Regierung sah sich doch genötigt, verschiedene Abänderungen des Sprachreskripts eintreten zu lassen. — Die dänischen Demagogen gingen jetzt einen Schritt weiter, sie versuchten es, auch im schleswigschen Ständesaal der dänischen Sprache einen Platz zu verschaffen, wo bis dahin alle Verhandlungen und Protokolle nur deutsch geführt worden waren. Nur einmal hatte man im Jahre 1836 bereitwillig dem Abgeordneten von Arröskjöping gestattet, dänisch zu reden, da er des Deutschen nicht ausreichend mächtig war. Kaufmann Peter Hjort Lorenzen aus Hadersleben war von der Partei der Eiderdänen gewonnen worden, die dänische Sprache im Ständesaal zur Anerkennung zu bringen. Er begann plötzlich am 11. November 1842 dänisch zu reden, obgleich er das Deutsche besser als das Dänische sprach. Der Präsident sah sich genötigt, da alle freundlichen und ernsten Ermahnungen nicht vermochten, Lorenzen zum Deutschreden zu veranlassen, ihm den Gebrauch der dänischen Sprache zu verbieten und ihn schließlich von der Teilnahme an den Sitzungen auszuschließen. Mit allen gegen 2 Stimmen hatte die Versammlung dem Präsidenten Falck ihre Zustimmung erklärt, daß sie Mitgliedern, welche des Deutschen unkundig seien, bereitwillig gestatten werde, dänisch zu reden. In dieser Lage befand sich aber nur ein einziger Abgeordneter. —

In Dänemark faßte man das Verfahren der Stände als eine Nationalbeleidigung auf, so daß die Regierung sich der Sache nicht entziehen konnte und, obgleich sie das Verhalten Lorenzens nicht billigte, ward dem Präsidenten doch der persönliche Wunsch des Landesherrn nahe gelegt, daß es dem Abgeordneten Lorenzen hinfort freistehen möge, dänisch zu sprechen. Der Präsident fügte sich, doch wurden die dänischen Reden desselben weder übersetzt noch in das Protokoll aufgenommen. — Die Sprachenfrage zog in der jütischen Ständeversammlung, in der Presse ihre weiteren Bahnen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Mit Recht erblickten die Schleswig-Holsteiner darin einen Schritt zur Bedrohung der Selbständigkeit der Herzogtümer. Und als nun der Königliche Kommissar die

Ständeversammlung auf Befehl des Königs mit der Erklärung schloß: „daß Se. Majestät die staatsrechtlichen Verhältnisse, auf denen die Selbständigkeit des Herzogtums Schleswig begründet ist, sowie dessen bisherige Verbindung mit dem Herzogtum Holstein erhalten werden," da sagte der Präsident in seinen Abschiedsworten, daß diese Erklärung das erfreulichste Ereignis in der an unangenehmen Vorfällen reichen Diät sei. — Erst viel später erfuhr man, daß der Kommissar die Worte „unter der Krone Dänemark" unterdrückt hatte.

Die Worte „unter der Krone Dänemark" hatten seit Jahren für die Schleswig-Holsteiner eine große Bedeutung gewonnen, denn es lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der dänische Königsstamm bald erlöschen und daß alsdann die Personalunion mit Dänemark gelöst werden müßte, da hier eine andere Erbfolge gültig war als in den Herzogtümern. Nach dem dänischen Königsgesetz vom 14. November 1665 war in Dänemark die weibliche Linie erbberechtigt, während in den Herzogtümern nur der Mannesstamm zur Regierung zugelassen werden konnte. Den Zerfall der dänischen Monarchie zu verhindern, war nun die Hauptaufgabe des Königs Christian VIII., der seit 1839 auf dem dänischen Throne saß. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich bis dahin wenig um die Erbfolgefrage gekümmert. „Der Gedanke einer Fortdauer der Personal-Union widerstrebte im Grunde nur dem heranwachsenden Geschlecht. Für die große Mehrheit hatte er bei deren streng konservativem und loyalem Charakter nichts Abschreckendes. — Nur dem Ungeschick der Dänen, welche, statt den berechtigten Wünschen der Herzogtümer entgegenzukommen, deren Zuneigung zu Dänemark durch ihre Übergriffe in Abneigung verwandelten, und der Verblendung des sonst so einsichtigen Königs Christian VIII. ist es zuzuschreiben, daß man bald in dem Festhalten an der legitimen Erbfolge das einzige Mittel der Rettung erblickte," so urteilt R. von Schleiden, der die Verhältnisse aus nächster Nähe überschauen konnte. — Der König war keineswegs mit der Partei der Eiderdänen einverstanden, welche Holstein aufgeben wollten, um Schleswig gewinnen zu können, vielmehr wollte er den gesamten Bestand der Monarchie für immer beisammen halten, und die enge Verbindung Schleswigs mit Holstein erschien ihm als ein Mittel mehr, durch Schleswig auch Holstein an die dänische Krone zu ketten. Allein da er bestrebt war, zugleich die besonderen Einrichtungen der Herzogtümer im dänischen Sinne abzuändern, so mußte er mit den Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner, ihre Selbständigkeit unter allen Umständen Dänemark gegenüber zu behaupten, in einen schweren Konflikt hineingeraten.

„Vor kühnem Wagen und raschen Entschlüssen schrak er zurück, aber mit zäher Geduld hielt er seine geheimen Pläne fest, um sie, listig die Schwäche der Menschen benutzend, nach und nach zu verwirklichen. Ihm fehlte die Ehrfurcht vor dem Rechte, der Glaube an die sittlichen Mächte der Geschichte und darum auch das Verständnis für die nationalen Empfindungen seiner Völker," so urteilt Heinrich v. Treitschke über den König Christian. Seine Maßregeln erweckten bald in Dänemark, bald in den Herzogtümern Unwillen. Daß er im Jahre 1842 den Prinzen Friedrich von Noer zum Statthalter beider Herzogtümer und zum kommandierenden General, den Grafen Joseph v. Reventlow-Criminil zum Chef der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen ernannte, wurde in den Herzogtümern mit Freude begrüßt, da man über die deutsche Gesinnung dieser Männer nicht im Zweifel war, in Dänemark aber war die Erbitterung darüber groß. Als dann beide, wie oben erzählt, aus der königlichen Erklärung die Worte „unter der Krone Dänemark" einfach strichen, tat er nichts dawider.

Die Erbfolge wollte er nach dem Tode seines einzigen Sohnes Friedrich seiner geliebten Schwester Charlotte, die mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen

vermählt war, und deren Kindern zuwenden. — Das Haupt der Augustenburger, die in Schleswig-Holstein allein erbberechtigt waren, Herzog Christian August, haßte er, obgleich er mit ihm verschwägert war.

Im Juni 1842 hatte der Herzog mit dem König auf dessen Schlosse Sorgenfrei eine Unterredung über die Erbfolgefrage. Der König sagte: „Niemand würde in Abrede stellen, daß der Herzog in Holstein Erbrechte habe; er frage aber, was aus Dänemark werden solle, wenn auch Schleswig für dasselbe verloren gehe.“ Der Herzog entgegnete: „Darauf könne er natürlich nichts Anderes antworten, als daß, wenn ein solcher Fall einträte, es nicht seine, sondern die Schuld derer sei, die 1660 die weibliche Erbfolge in Dänemark eingeführt hätten. Als der König bemerkte, daß der Herzog wohl daran tun würde, Erbrechte gegen volle Entschädigung aufzugeben, erklärte dieser, der König möge das nicht von ihm erwarten, seine Erbrechte seien für ihn eine Pflicht sowohl gegen sein Haus wie gegen die Herzogtümer; sie seien das beste Schutzmittel gegen die Einverleibung in Dänemark. Würde die dänische Erbfolge in den Herzogtümern eingeführt, so würde es mit der Selbständigkeit derselben Dänemark gegenüber bald vorbei sein. Sodann würde er aus Pietät gegen seinen Vater nie sein Erbrecht aufgeben, der in seinem Testament ihm und seinem Bruder gesagt habe, daß, wenn die dänische Regierung mit ihnen über Aufgebung ihrer Erbrechte verhandle, er von ihnen hoffe und erwarte, daß sie sich nie dazu verstehen würden. — Zugleich wolle er dem Könige noch ausdrücklich sagen, daß, wenn man seine Erbrechte angreife, er dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verteidigen werde. Wenn der König meine, daß der eine oder andere seine Erbrechte aufgeben müsse, so läge es ebenso nahe oder näher, dies Verlangen an die weibliche Linie zu stellen. — Der König brach schließlich die Unterhaltung mit der Äußerung ab: „er befinde sich in einer sehr üblen Lage und wisse nicht, wie er sich aus derselben herausziehen solle.“ [1]) —



Sneewitten.

De Snee, de fangt
To smölten an;
Sneewitten hangt
Ehr Klöckschen an.

Ut Snee un Is
Dor kiekt herut,
Dor röppt dat lies:
„Nu bün ik Brut!

Doch bald kümmt He,
De Allerbest:
Denn daut de Snee,
Denn gifft dat Köst!“

3r.

Die Hamburger Wallanlagen und der Gärtner Altmann.[2])

Von W. J. Goverts in Flensburg.

Was Kunst, Natur und Fleiß in nah' und fernen Landen
Nur Seltenes zeigen kann,
Was viele Meilen weit Raum hie und da vorhanden,
Das trifft man oft vereint in Hamburgs Umkreis an.

Und dieses hat nicht nur Bezug für den Umkreis, sondern auch für das Innere des Kreises. Bekannt ist, daß Hamburg im Innern der Stadt eigentlich zwei Promenaden hat, um die es von vielen Städten beneidet werden kann. Die eine ist der Jungfernstieg mit dem Alsterbassin, von dem A. v. Falke im „Garten“ sagt: „. . . und in Hamburg spielt rechts- und links der Anlagen an der Lom-

[1]) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806 von Droysen-Samwer.
[2]) Nach einem im Verein für Hamburgische Geschichte am 8. Februar 1897 gehaltenen Vortrage.

bardsbrücke die breite Alster mit ihrem reichen Leben zur einen und ihren Villen, Gärten und Ortschaften zur andern Seite." —

Die andere Promenade sind die Wallanlagen, die dem Verkehr zum Opfer gefallen sind. Freilich noch viel früher, noch 100 Jahre vor der französischen Revolution — etwa 1690 — waren die Wälle ganz kahl; sie dienten eben mit ihren Bastionen und Befestigungswerken als Schutz. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wurden die Wälle mit Bäumen bepflanzt und fingen nun an, auch als Zierde zu gelten. Besonders am Sonntag waren sie ein beliebter Spaziergang und wurden als solcher in Versen besungen. Des Wochentags aber boten die grasbewachsenen Abhänge den Hamburger Hausfrauen Gelegenheit, hier das prosaische Geschäft des Wäschebleichens zu vollziehen. Späterhin wurde der ganze Wall mit italienischen Pappeln bepflanzt; nur die Strecke von der Schifferbörse bis zur Bastion Albertus war von schattenspendenden Ulmen und Linden besetzt. Die Fußwege waren, dem damaligen gärtnerischen Stil entgegen, nicht geradlinig angelegt und von Wäldchen ebengenannter Bäume unterbrochen. Aber leider klagt 1802 der bekannte Domherr Meyer in seinen „Skizzen" über das Kappen und Verstümmeln der Bäume. Es geschah zu gunsten des Kameralgewinns, und erst die Worte des damaligen vorsitzenden Fortifikationsbürgers Sieveking geboten dieser falschen Methode Einhalt.

Der Anfang der Wallanlagen begann mit dem Stintfang am westlichen Ende des Walles, von welchem Punkte ein anziehendes Bild der vorüberfahrenden Seeschiffe dem Beschauer geboten wird. Schon 1801, später 1804 am 18. Oktober, beschlossen Rat und Bürgerschaft die Demolierung der Außenwerke. Mit den Demolierungsarbeiten begann man am 4. November und trug die Ravelins: Carolus, Aeneas, Hector und Alexander ab; die Brustwehren der Bastionen Eberhardus, Joachimus, Ulricus und David wurden in die Unterwälle geschüttet. Im Anfang des Jahres 1804 war die Brücke vor dem Millerntor in einen Erddamm verwandelt. Trotz des strengen Winters wurden die Arbeiten kräftig gefördert und im Frühjahr 1805 Alleen auf dem Wall angelegt. Am 19. März dieses Jahres war die Sternschanze gänzlich planiert, am 18. Juli die Demolierung des Hornwerkes begonnen, am 10. August die des kleinen Walles vom Niederhafen bis Ericus vollendet. Im Herbst fing man an, die Ravelins vor dem Damm- und Steintore wegzuräumen; hier wurde später 1820 eine Baumschule zur Unterhaltung der Wallanlagen angelegt, und neben dieser ward im folgenden Jahre der jetzige botanische Garten — freilich noch nicht als wissenschaftliches Institut — gegründet.

Im Jahre 1806 wurden die Gewölbe des Brocktores und des Millerntores abgebrochen und Auffahrten nach dem Walle angelegt. Vor dem Dammtore, auf dem Glacis vor den Bastionen Rudolphus und Ulricus wurden 1806 Gartenplätze ausgesondert.

Die erste Besetzung durch die Franzosen am 19. November 1806 hinderte den Fortgang der Entfestigung nicht. Die Erdarbeiten waren so rüstig betrieben, daß, als am 13. Dezember 1810 Hamburg dem französischen Kaiserreich einverleibt ward, alle Brustwehren des Hauptwalles verschwunden und von den Torgewölben nur das Dammtor, Deichtor und Sandtor noch erhalten waren.

Dem Einrücken der Russen unter Tettenborn am 18. März 1813 folgte die teilweise Wiederbefestigung der Stadt, mit der am 7. April begonnen wurde; doch schon am 30. Mai mußten die Russen die Stadt räumen und zogen die Franzosen wieder ein, welche sogleich die Festungswerke wiederherstellten. So erhielt der Hauptwall zwei Reduits: Reduit d'Elbe bildeten die Bastionen Albertus und Casparus, Reduit de l'Alster wurde durch die Bastionen Didericus, David

und Vincent eingerichtet; letztere ward 1829 zur Alsterhöhe umgewandelt. Auf David wurde 1828 das ehemals 1802 auf Vincent stehende Büschdenkmal versetzt, dessen Fuß Efeu und Cerastium tomentosum zierten und mit Silberpappeln und Trauerweiden bepflanzt ward. Wegen Umgestaltung der Eisenbahnanlagen wird das Denkmal abermals versetzt werden müssen. Als am 29. April 1814 die Franzosen die Stadt gänzlich verließen, behielt man die Wälle bei; die Bastionen wurden 1819 abgetragen, und durch Ebnen der Spitzen und Ausfüllen der Winkel erhielt der Stadtgraben eine Schlangenform. Schon 1805 wurden die geebneten Bastionen David, Didericus und Vincent, sowie 1806 Albertus und Casparus und von Vincent bis zum Steintor mit Anlagen durch den Gärtner Altmann aus Bremen ausgestattet, bis endlich am 16. Dezember 1819 die Schleifung der Wälle stattfand. Der Wall bei der Lombardsbrücke ist erst 1820—21 angelegt.

Ehe ich nun näher auf die Lebensbeschreibung der beiden Personen: Altmann und Schwarz, welch' letzterer die Entfestigungsarbeiten leitete, eingehe, sei es mir gestattet, noch einen Augenblick bei den Wällen zu verweilen.

Trotz der Schönheit der Wälle — 1827 — wurde diese Anlage, zu welcher jährlich 105 000 heutige Mark (70 000 Kurant-Mark) ausgesetzt wurden, mehr von der arbeitenden als von den höheren Klassen der Bevölkerung als Spaziergang und Aufenthaltsort benutzt. Die Böschung des Stadtgrabens wurde abgeschrägt, die Bastionen wurden abgerundet und das ganze Gebiet ward durch Anlegung von Blumenbeeten und Anpflanzungen von Baumgruppen in einen großen Garten verwandelt. Man hätte fürchten können, daß das Volk in Roheit und Selbstsucht die Bäume beschädigen und die Blumen abreißen würde; das geschah aber nicht. Mir sei es als Botaniker erlaubt, an dieser Stelle auf den Pflanzenreichtum der ehemaligen Wallanlagen aufmerksam machen zu dürfen. An jeder Biegung befand sich eine andere Pflanzengruppe, abstechend von den benachbarten. Als ein kleiner Rest davon ist noch die Tannengruppe beim Eingang des botanischen Gartens von der Drehbahn vorhanden. Seltene Gewächse für unsere nördliche Lage waren auf den Wällen zu finden, als: Liquidamber Styraciflua, Liriodendron tulipifera, seltene Arten von Eschen, Eichen, Buchen, Calycanthus floridus, Daphne Cneorum und laureola, Bignonia Catalpa, Clethra pubescens, Colutea Pockokii, Ceanothus americanus und noch viele andere auswärtige, der deutschen Flora nicht angehörende Pflanzen. Damals boten die Wallanlagen dem Spaziergänger ein anmutiges Vegetationsbild.

Die Umwandlung des Walles vom Millerntor bis zum Dammtor ward 1827 vollständig beschafft unter Leitung des Gartenkünstlers Altmann. Am Unterwall beim Millerntor war der Pfad mit rot und weiß blühenden Robinien dicht besetzt, gleichsam eine schattige und lieblich duftende Laube bildend; das Johannisbollwerk ward 1821 bepflanzt.

Die östlich des Dammtors liegenden Bastionen Petrus und Didericus wurden 1825—28 gänzlich abgetragen und die Spitze mit Anlagen versehen; sie bilden jetzt die Esplanade. Der Stadtgraben ward soweit ausgefüllt, daß man mittels einer kleinen Brücke einen Übergang zu der Schanze Ferdinandus erlangte, die durch Einschüttungen mit dem Ufer St. Georgs verbunden und worauf Anlagen und Baumpflanzungen gemacht wurden. Hier war der Garten mit schöner Aussicht und die Wohnung des Chefs der Fortifikation, während bei Eberhardus bis 1860 eine solche des Chefs der Artillerie war. Die Arbeiten auf dem übrigen Teile des Hauptwalles wurden 1831 und 1832 vollendet. Auf die Bastion Hieronymus wurde 1840 das Denkmal des Grafen Adolf IV. von Schauenburg vom Adolfsplatz versetzt und die ganze Anlage mit Obstbäumen bepflanzt. Bis zum Steintor war die Bepflanzung des Walles 1832 beendet. Mit der Bastion

Sebastianus beim Steintor wurde 1831 begonnen und dieselbe 1832 in einen Hügel „Altmannshöhe" umgewandelt. Auf der ehemaligen Courtine zwischen Sebastianus und Bartholdus beim Deichtor ward das Johanniskloster errichtet und auf Bartholdus die Umgebung der Windmühle mit Gartenanlagen versehen. Später bei Anlage der Verbindungsbahn — 1864 — mußte die Altmannshöhe dem Verkehr weichen. Der Wall zwischen dem Millerntor und dem Hafentor nebst dem Glacis (also in der Nähe der früheren Bastion Albertus) wurde 1868 zur Abhaltung einer internationalen Gartenbauausstellung zur Verfügung gestellt und mit neuen Anlagen versehen. Die Bastion Albertus führte den Namen Stintfang, bis sie 1834 als „Elbhöhe" bezeichnet wurde. Hier steht jetzt das 1904 errichtete Bismarck-Denkmal.

Die Männer, denen unsere Vorfahren diese nicht nur malerische, sondern auch für die Gartenkunst wichtige Anlage verdankten, waren: 1. der preußische Ingenieurhauptmann Schwarz, 2. der Kunstgärtner Altmann aus Bremen. Ersterer — Carl August Schwarz —, früher in lübeckischen Diensten, wurde hier in Hamburg am 14. Januar 1822 als Gehülfe des Ingenieurs Heinrich angestellt, um die Entfestigungsarbeiten zu leiten. Als diese in ihren Hauptteilen vollendet waren, wurde ihm die Aufsicht über das Magazin des Bauhofes anvertraut. Er starb am 13. Oktober 1845, 68 Jahre alt. Als Schriftsteller gab er im Verein mit J. Lohse „Der Hamburger Wall vor und nach seiner Demolierung" heraus.



Isaak Hermann Albert Altmann, 1777—1837, nach dem Porträt i. L. W. Rose-Altmann.

Viel bedeutender war Isaak Herm. Albert Altmann, geb. 15. August 1777 zu Bremen. Sein Vater war Handelsgärtner, und auch der Großvater hat dieses Geschäft betrieben. Die Familie ist von Schlesien nach Bremen eingewandert. Der talentvolle Enkel widmete sich gleichfalls dem Geschäfte der Vorfahren. Zu seiner Ausbildung machte er zwischen 1797 und 1800 größere Reisen, hielt sich namentlich längere Zeit in Berlin auf, wo er auf der Pfaueninsel bei Charlottenburg unter Leitung des genialen Landschaftsgärtners Peter Joseph Lenné (1789 bis 1806) in Stellung war.

Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts kehrte er nach Bremen zurück und eröffnete sein Geschäft in der Grünenstraße, später Weidenstraße. Jedenfalls mußte er sich bereits einen ehrenvollen Namen in seiner Kunst erworben haben, als ihn der Bremer Senat 1803 aufforderte, der in Angelegenheit der Abtragung der Wälle und Verwandlung derselben in öffentliche Anlagen niedergesetzten Deputation ratschlagend zur Hand zu gehen. Die Schleifung der Bremer Bastionen wurde 1803—1806 durchgeführt. Das Gehalt Altmanns betrug anfangs 450 ℳ, später 1200 ℳ. — Altmann hat sich des gegebenen Terrains auf eine meisterhafte Weise bemächtigt und hat es verstanden, die graziöseste Abwechselung zwischen

Hügel und Tal, Wald und Wiese, gepflegten Blumenanlagen und wildaussehenden Gründen zu schaffen.

Ein gleich großes Verdienst wie für seine Vaterstadt Bremen erwarb sich Altmann für die Schwesterstadt Hamburg. Schon vor der Franzosenzeit 1804 war Altmann am 18. Oktober auf Einladung des Oberstleutnants Schönermark beschäftigt, die geebneten Bastionen mit Anlagen zu versehen, die er im November auf David, Didericus und Vincent begann und im Jahre 1806 auf Albertus und Casparus und von Vincent bis zum Steintor fortsetzte. Von 1804—1808 reiste nun Altmann jährlich von Bremen nach Hamburg, um in Gemeinschaft mit dem verdienstvollen Ingenieur Richard die Umwandlung eines Teils der Wälle in Gartenanlagen durchzuführen. Die französische Zeit brachte auch dieses friedliche Werk zum Stillstand, ja, des rohen Davoust Söldlinge zerstörten 1813 und 1814 die junge Schöpfung wieder.

Einer neuen Einladung des Hamburger Senats vom 16. Dezember 1819 folgend, vollendete nun Altmann in den Jahren 1820—33 sein schönes Werk. Um Altmanns Namen der dankbaren Nachwelt aufzubewahren, beschloß der Hamburger Senat, einem der Hügel am Glockengießerwall den Namen „Altmannshöhe" zu geben, und es wurde ihm dieser Beschluß in einem sehr ehrenvollen Schreiben vom 9. Januar 1834 kundgegeben. Fast gleichzeitig wurde Altmann seitens des Hamburger Senats mit einer goldenen Denkmünze beschenkt. Höher noch als durch diese Kundgebungen war Altmann bereits 1832 geehrt worden, indem ihm auf Antrag der Oberalten vom 21. November 1832 das Ehrenbürgerrecht Hamburgs durch den Senat dieser Stadt zuerkannt worden war.

Nur wenige Jahre noch waren dem wackeren Manne seit jenem Festtage vergönnt auf dieser Erde zu pilgern. Altmann starb am 15. Dezember 1837. Zum Schluß stehe noch ein Vers aus einem Altmann gewidmeten Gedichte:

Schenkt rasch die Gläser voll,
Bremen und Hamburg soll
immerdar blühn;
wenn fern er auch von hier,
denken des Freundes wir,
wallend durch's Lustrevier
zu Altmanns Höh'.



Liesch und Lotte.

Von **Johann Brüdt** in Sande.

Liesch und Lotte haben eigentlich nichts mit der Druckerschwärze zu tun. Es sind nicht etwa Kosenamen für zwei urwüchsige Mädchen vom Lande, sondern ein Paar gewöhnliche Ackerpferde. Aber warum sollte sich über zwei alte Einhufer, die lange Jahre im Mittelpunkt der Arbeit eines Bauernhofes gestanden haben, nicht auch ein Wort reden lassen.

Liesch und Lotte gehörten dem Gemeindevorsteher Thies Hennings in Bargstedt. Es wäre nun meinerseits nicht recht, wenn ich nur die drei nennen wollte. Ich muß meinen Lesern gleichzeitig den Großknecht Hans Jürgen vorstellen; denn die vier gehörten zusammen, wie bei uns Schleswig-Holsteinern Brot und Butter.

Die Höflichkeit erfordert es, daß ich zunächst den Gemeindevorsteher mit einigen Federstrichen porträtiere. Thies Hennings hat das Gardemaß. Er ist mit Ehren aus Frankreich heimgekehrt und gibt etwas auf soldatische Haltung. Mit Tinte und Feder weiß er selbständig umzugehen, und deshalb regiert er sein

Dorf ohne die Hülfe des alten Kantors. Er liebt beim Glase Grog das breite, witzige Gespräch; sobald er jedoch die Feder in der Hand hat, ist er kurz angebunden. Seine Berichte enthalten keine Phrasen, sie sind harte, blanke Wahrheit. Auf dem Landratsamt mußte man sich erst an diese Rauhbeinigkeit gewöhnen; schließlich lernte man den Bargstedter Depeschenstil schätzen.

Hans Jürgen hat auch gedient. Aber die Kommißjahre liegen ihm schwer im Magen, und sein Vizefeldwebel verursacht ihm noch immer Alpdrücken. Sonst ist er harmlos und quält sich weder um die Cholerabazillen noch um die Marsbewohner. Sein Gedankenleben bewegt sich zwischen dem Pferdestall und Süderliet, der besten Koppel seines Herrn. Und dieser kleine Gedankenkreis befriedigt ihn vollständig. Es muß noch ausdrücklich betont werden, daß der Gemeindevorsteher nichts auf seinen Großknecht kommen läßt.

Liesch und Lotte standen unter all dem Vieh des Bauernhofes am meisten im Mittelpunkt des Gesprächs. Man brachte ihnen all die Anhänglichkeit entgegen, wie sie sich nur in einer tüchtigen Bauernfamilie auf treue Tiere vereinigen kann. Sie repräsentierten im Pferdestall die vernünftigen Jahre. Wenn Hans Jürgen beim Pflügen zur Wintersaat die Furchen gar zu tief zog, wollten sie wohl schon die Ohren hängen lassen. Sonst gingen sie aber noch stramm in den Sielen.

Liesch hatte von ihrer Mutter ein phlegmatisches Temperament geerbt. Sie führte ihren Stammbaum nach Holland zurück; am Kopf, Hals und Gliederbau sah man noch gewisse Linien des Brabanter Geschlechts. Lotte hatte in der Jugend cholerische Anwandlungen gezeigt; aber gegen solche brotlosen Künste hatten der Gemeindevorsteher und sein Großknecht immer ein probates Rezept bei der Hand. Liesch und Lotte hatten sozusagen mit dem Leben abgeschlossen, sie waren der Gegenwart nicht ganz mehr gewachsen und mochten wohl der Vergangenheit leben. Sie standen auf einer Linie mit Großvater Hennings im Vorderhause. Der wollte sich auch in wunschloser Ruhe so sacht hinübersinnen in eine Zeit, da es kein Sinnen und Sorgen mehr gibt.

Zur Rechten von ihnen standen Bläß und Weißfuß. Sie waren von holsteinischem Geschlecht und standen in den besten Jahren. Die Furche konnte nicht zu tief und der Wagen nicht zu voll werden. Dann dehnte sich die Brust, es spannten sich die Muskeln und die Adern wurden straff. „Hindurch!“ hieß es, wo sie sich in die Sielen legten. Arbeit und volle Krippen waren ihr Element. Sie glichen ihrem Herrn: „Hindurch!“ war auch seine Losung.

Zur Linken von Liesch und Lotte hatten Fritz und Franz ihren Platz. Sie standen noch in den Flegeljahren, zerbissen die Krippen und störten die Nachtruhe durch ungestüme Streckübungen ihrer Hinterglieder. Hans Jürgen rieb sich dann den Schlaf aus den Augen und mußte durch ein kräftiges Kommando den Turnübungen Einhalt gebieten. Fritz und Franz glichen ihren Namensvettern, den Söhnen des Gemeindevorstehers, die dem Kantor und Großknecht das Leben sauer machten und der Nadel ihrer Mutter nimmer Ruhe gönnten. Wenn sie es zu toll trieben, mußte der Vater mit dem nötigen Nachdruck etwas Holz an sie legen. Nach einem solchen Gewitter pflegte er dann seine Frau zu trösten, daß solche Jungens, die etwas rücksichtslos gegen die Hosen sündigen, sich als Männer kein X für ein U machen lassen. Frau Hennings wollte allerdings diese Philosophie nicht anerkennen. So standen denn auch die Glieder der jüngsten Generation im Vorder- und Hinterhause auf einer Linie. Sie pfiffen auf Vergangenheit und Gegenwart, sie hatten das Recht der Jugend für sich und lebten der Zukunft. Es waren eigenartige Parallelen, die sich da spinnen ließen. Großvater Hennings und Liesch und Lotte standen so ziemlich am Ausgang ihrer Arbeit. „Es war einmal,“ stand auf ihrer Lebenslinie. Thies Hennings und Bläß und Weißfuß hatten den Höhe-

punkt erreicht. „So ist es, so müßte es bleiben!“ das war die sichere Sprache aller Lebensäußerungen. Und nun gar das kratzbürstige junge Volk. Es war unruhiges Blut, kein Stillstand, kein sinnendes Verweilen. „Wie wird es werden?“ das war das hüpfende Fragezeichen auf ihrer Lebenslinie.

Der Geburtstag des Gemeindevorstehers fiel einmal auf einen Sonntag. Frohe Ruhe lag im ganzen Hause auf Mensch und Tier. Frau Hennings hatte dem Speisezettel einen Paragraphen hinzugefügt, und im Hinterhause zeigte Hans Jürgen seine ganze Liebenswürdigkeit. Trotz der Sonntagsruhe wurden die Hafergarben nicht geschont, und die beiden Veteranen erhielten sogar das obligate Brot des Arbeitstages. Dabei hielt er mit ihnen sein gewöhnliches Zwiegespräch. „Laßt euch man Zeit,“ rief er wiederholt, „das Fressen ist am Sonntag doch keine Akkordarbeit. Laßt euch man Zeit, unser Herr hat ja Geburtstag.“ Und Liesch und Lotte steckten die Köpfe in das duftende Gemenge und schoben die Nasen hierhin und dorthin und schnoben und prusteten, als wollten sie dem guten Hans Jürgen einen Glückwunsch auftragen für das Wiegenfest ihres Herrn.

Um den Kaffeetisch saßen am Nachmittag Nachbarn, Verwandte und der alte Kantor mit seinem jungen Kollegen. Dieser war in der Stadt groß geworden und beherrschte noch nicht sicher die Etikette des Landes. Auch Hans Jürgen gehörte heute zu den Standespersonen; er beteiligte sich aber an der Debatte nur durch verständnisinniges Lächeln oder zustimmendes Kopfnicken. Das Gespräch drehte sich selbstverständlich um Vieh und Korn.

„Wie geht’s Eurem Klaus?“ fragte in einer Pause Thies Hennings seinen Schwager aus Niendorf. „Ich habe ihn, wie Du weißt, seines körperlichen Fehlers wegen zum Kirchspielvogt in die Stadt gegeben. Er machte den Weg jeden Tag zu Fuß, aber das wurde ihm doch im Winter zu viel. Da hat mir der Viehhändler Bornholdt einen russischen Pony besorgt, und der trägt ihn jeden Morgen in die Stadt. Beim Galgenberg steigt er ab, befestigt die Zügel, und mein Pony kommt auf den Glockenschlag allein nach Hause. Alle Leute kennen ihn, und keiner wirft ihm einen Knüppel zwischen die Beine. Dann spannen ihn die Mädchen vor den Göpel, und er macht ihnen ohne jede Aufsicht die Butter fertig. So ein Pferd ist doch ein kluges, treues Tier.“ Es entstand eine Pause. Jedermann erwartete, daß jetzt der Gemeindevorsteher oder der Kantor die Fortsetzung machen werde.

„Du weißt wohl,“ begann Thies Hennings, „daß wir uns beim letzten Besuch in Niendorf ein bißchen beim Solo verspätet hatten und unterwegs von einem fürchterlichen Gewitter eingeholt wurden. Ich habe in meinem Leben keine solche Fahrt gemacht. Der Wind wehte mir die Wagenlampe aus. Auf einer längeren Strecke war die Chaussee aufgebracht worden, und der Wärter hatte in dem Heidenwetter die Böcke nicht abgenommen. Es war so dunkel wie in der Rauchkammer. Dazwischen die fürchterlichsten Blitze. Und doch hat nur ein einziges Mal das Hinterrad einen Chausseebock gestreift. Ich verließ mich nämlich ganz und gar auf Liesch und Lotte, und die wissen den Weg so sicher, wie ihn der Kantor im Kirchturm weiß. Ja, ja, unsere Pferde sind kluge Tiere.“

Bei diesen Worten leuchteten die Blicke des Großknechts vor innerem Behagen, und weil er auf dem Stuhl herumrückte, wußte sein Herr, daß er etwas auf dem Herzen hatte und nicht den Mut besaß, in die Debatte einzugreifen. Er ermunterte ihn durch Wort und Blick, und so machte denn der Zaghafte einmal eine Ausnahme. „Jasper Stecher,“ begann er, „erhielt voriges Jahr Liesch und Lotte, um sich ein Fuder Torf zu holen. Wir hatten es hild, und ich konnte nicht mitkommen. Der Jasper guckte zu tief in die Flasche und schlief auf dem Heimweg ein. Liesch und Lotte brachten aber richtig das Fuder Torf vor die

Tür des Schlachters, und dieser erwachte erst wieder, als bereits seine Frau das Kommando übernommen hatte. Er wird natürlich keine Pferde wiederkriegen." Dann zog ein breites, behagliches Lachen über das ganze brave Großknechtsgesicht.

„Ich bin vollständig damit einverstanden," begann jetzt der Kantor, „daß Sie Ihre treuen Tiere so sehr schätzen; aber im menschlichen Sinne darf man wohl nicht von Klugheit sprechen. Die Gelehrten nennen das den Instinkt oder Naturtrieb." Dann trank er mit bedächtigem Zug den Rest seiner Tasse und stieß mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Zigarre.

Hans Jürgen stand jetzt auf und entfernte sich. Er wußte, daß nun gleich der Rundgang durch die Ställe angetreten wurde, und da wollte er noch die Vormusterung abhalten. Das Wort des Kantors wollte ihm übrigens nicht gefallen. „Klug sind sie doch," brummte er vor sich hin, „und Gedanken machen sie sich auch," und dann stand er hinter seinen Lieblingen und strich ihnen über das Kreuz, daß sie vom Nachmittagsschlaf erwachten und sich streckten und schüttelten, als sollte der ganze Pferdestall aus den Fugen gehen. „Und Gedanken machen sie sich doch, ich muß das wissen," brummte er noch einmal vor sich hin. Und er mußte das wissen, der gute Hans Jürgen; denn er verstand die Pferdesprache besser als der Kantor mitsamt dem Pastor. Die Vormusterung nahm einen zufriedenstellenden Verlauf, und bald folgte der Hausherr mit seinem Generalstabe nach. Er sah ganz zuversichtlich darein; denn er konnte sein Vieh vor seinem Herrgott und dem anspruchsvollsten Bauern sehen lassen.

Der junge Lehrer wollte sich während des Rundgangs lieber draußen etwas ergehen, weil er für all das liebe Vieh, wie er sich ausdrückte, nur ein rein zoologisches Interesse hatte. Sein älterer Kollege wußte ihm aber plausibel zu machen, daß er dadurch eine alte Sitte des Hauses verletze. So folgten sie denn in geringer Entfernung und diskutierten einige Fälle aus dem Schulleben.

Im Pferdestall gab es wenig zu kritisieren. Bei Liesch und Lotte verweilte man am längsten, weil der Hausherr noch kleine Züge aus ihrem Leben zum besten gab. Auch der Kantor ließ seine Hand über ihre Hüften gleiten und sagte seinem jungen Kollegen, daß dies die alten Tiere seien, die in der Gewitternacht nicht den Weg verfehlten und den sorglosen Schlachter mit seinem Torf vor die Haustür brachten. „Wie alt mögen die beiden wohl sein?" fragte der junge Mann. „Sie werden wohl um die Zwanzig herum stehen," gab der Kantor zur Antwort. „Und wie lange können sie wohl noch leben?" „Ich denke, sie laufen noch etliche Jahre mit." „Kommen sie dann in die Wurst?" „Aber ich bitte Sie, da kennen Sie unsern Gemeindevorsteher schlecht. Der gibt ihnen das Gnadenbrot."

Die Lotte schien einen leichten cholerischen Rückfall zu bekommen, und Hans Jürgen, der ja die Pferdesprache versteht, vernahm folgendes Zwiegespräch. Lotte: „Hast du's gehört? In die Wurst will er uns haben." Liesch: „Sei doch gescheit, das wird der Gemeindevorsteher Thies Hennings in Bargstedt nicht leiden." Lotte: „Es wäre auch eine Schmach, nachdem man sich all die Jahre vor dem Pflug und der Egge hat abrackern müssen." Liesch: „Das ist allerdings nicht so schlimm, wie du es machst. Hans Jürgen hat uns doch immer folgen müssen, und das wird mit zwei Beinen wohl schwerer als mit vieren." Lotte: „Mag sein, aber der Borstenklaus drüben hat es doch viel besser als wir. Der frißt sich toll und voll und kann dann den lieben langen Tag schnarchen nach Herzenslust und fühlt niemals die Sielen um den Leib." Liesch: „Und dann kommt nach einem Leben von einem Jahre Jasper Stecher mit der weißen Schürze und Nachbar Klaus kann sich selbst sein Grablied singen, und Frau Hennings expediert ihn mit aller Seelenruhe in die Rauchkammer und in den Wurstkessel." Hans Jürgen stand hinter der Häckselkiste. „Komm, Lotte, komm!" sagte er, „magst wohl

keinen Besuch haben, was?" Dann füllte er, weiter Zwiesprache haltend, die Raufen und brachte seine Lieblinge wieder zur Ruhe.

Die Gesellschaft ging dann noch durch die andern Viehställe und durch den Garten. Die beiden Lehrer folgten in einiger Entfernung. „Was ich sagen wollte," wandte sich der Kantor zwischen dem üppigen Johannisbeerengesträuch an seinen Kollegen, „ich glaube, wir kehren in unsern Naturgeschichtsstunden gar zu leicht etwas reichlich den Zoologen heraus und lassen den Menschen draußen auf dem Spielplatz. Was haben beispielsweise Liesch und Lotte in ihrem Leben eine Summe von Arbeit verrichtet. Wie oft haben sie auch mich in die Kirche oder zum frohen Feste gefahren. Ich sehe weiter im Geiste all die Furchen stürzen, sehe den Säemann schreiten und die vollen Wagen mit dem Ährensegen heimkehren. Aber immer waren Liesch und Lotte dabei, es ging einmal nicht anders. Pferdetritte und Menschenglück sind in diesem Hause immer denselben Weg gegangen." „Ich danke Ihnen für die Anregung," sagte der junge Lehrer, „ich will meinen Kindern in Zukunft das Leben unserer Haustiere mehr zu vermenschlichen suchen."

Inzwischen sang in der Wohnstube der Grogkessel seine alte Weise. Frau Hennings führte eine gute Nummer und präsentierte ihren Gästen jetzt die duftenden Gläser. Bis zum Abendbrot wurden nun noch dem allbekannten Solospiel einige Stunden gewidmet.

Als Hans Jürgen am andern Morgen seinen Lieblingen die Sielen um die Brust legte, machte er seinem Herzen Luft. Die beiden Lehrer hatten ihm gestern nicht gefallen. „Du hast recht, Hans Jürgen," sagte Thies Hennings, „mit dem Instinkt und der Wurst ist es nichts. Die beiden Lehrer haben nicht das rechte Verständnis für unsere Pferde. Liesch und Lotte sind doch klug, wir wollen uns das nicht abstreiten lassen. Jeder hat eben seine Weise. Die beiden Lehrer sollen unsern Jungens die Hosen stramm ziehen und die Köpfe hell machen, das können wir heutzutage nicht entbehren. Wir aber wollen für reines, frisches Brot sorgen, dann steht es wohl um unser liebes Bargstedt." Darauf ritten sie nach Süderliet und zogen tiefe, weiche Furchen über unsere geduldige, ewig junge Mutter Erde.



Ein Sonnentag.

Nun flattern die weißen Fahnen
Hoch oben in blauer Luft,
Nun geht durch die Welt ein Ahnen
Von Frühling und Blumenduft,
Ein heimliches Murmeln und Klingen
Von Werden und Auferstehn, —
Und die Lerchen frohlocken und singen:
„Der Lenz schaut über die Höh'n!"

Und schaut er hinab in die Lande
Mit Blicken, so hell und warm,
Und löst er Fesseln und Bande,
Und schwinden Kummer und Harm,
Und schallt nach des Winters Schweigen
All überall Jubelgetön, —
Ja, da stimmen auch wir in den Reigen:
„Der Lenz schaut über die Höh'n!"

G. Schröder.



Woher der Name Altona?

Zu meinem Aufsatz über diese Frage im Januarheft möchte ich, teils berichtigend, teils ergänzend, noch einiges hinzufügen.

Bald nach der Veröffentlichung machte Professor Ehrenberg mich auf die Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte VI, 266 ff. und VIII, 142 aufmerksam. In der letztgenannten Mitteilung erklärt Ehrenberg, daß auf der Karte von Melchior Lorichs aus dem Jahre 1568 tatsächlich „Altenawe" ge-

schrieben stehe, nicht „Altonawe," wie er in seinem Buche irrigerweise angegeben habe. Auf meine Bitte um Auskunft, wie er dazu gekommen sei, seine Ansicht aufzugeben, da in dem Stück der Karte, das in photographischer Nachbildung in seinem Werk vorhanden sei, doch zweifellos „Altonawe" stehe, erwiderte er, der Photograph habe damals keine gute Photographie erlangen können; deshalb habe er vermutlich die unleserlich gewordenen Ortsnamen in moderner Schrift eingefügt. Er (Ehrenberg) habe das damals für gleichgültig gehalten, da er nur ein Abbild der Örtlichkeit hätte haben wollen. Das heißt also: die Nachbildung stimmt, was die Schrift betrifft, nicht mit dem Original überein. Damit ist der Streit, ob auf dem Ehrenbergschen Blatte Altenawe oder Altonawe stehe, belanglos geworden. [1])

Übrigens genügt für den Nachweis, daß die Form unsers Stadtnamens mit o bereits vor dem Jahre 1600 vorkommt, schon das von mir erwähnte Schreiben des Drosten Hans Barner vom Jahre 1547, wo deutlich „Altona" geschrieben steht.

Sehr bedauern muß ich es, daß mir die Ausführung in den Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte VI, 266 ff. nicht früher bekannt geworden ist. Dort spricht sich der niederdeutsche Sprachkenner Dr. Walther in Hamburg über die Entstehung unsers Ortsnamens aus. Er weist darauf hin, daß Dr. Ehrenberg „die längst von Historikern wie L. H. Schmid und F. A. v. Aspern, und Philologen wie Jakob Grimm vermutete und mit triftigen Gründen behauptete Ableitung des Namens aus dem niederdeutschen „all to na" zur Gewißheit gebracht" habe, und betont namentlich, daß der Ausdruck „to dem Altona" in der Chronik Bernd Gysekes nicht „zu der Altenau" bedeuten könne; denn es hätte to der Oldenouwe oder Oldena heißen müssen. Dies „to dem" lasse nur die Deutung auf ein Haus zu, und daß ein solches, ein Krughaus, 1536 von Joachim vom Lohe to dem Pepermolenbeke erbaut worden, und daß darin der Ursprung der Stadt zu erkennen sei, habe Ehrenberg I, 9 durch richtige Interpretierung einer bis dahin unbeachteten Stelle der gleichzeitigen Chronik Bernd Gysekes erwiesen.

Altona. H. Ehlers.

Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten. I.

Gesammelt von **Karl Bebensee**, Büstorfer Ziegelei.

All' Dag' wat Nies, sä de Katt, do brenn se sik de Snut an den hitten Brie.
Je duller man de Katt strakelt, je picker hölt se den Steert.
He is so fien, de Katt kennt em nich.
Dat is vör de Katt.
Dat lick de Katt di ni weller af.
Raff Katt vun de Hill, sä Johann Balster, do smeet he de Klukhähn vun't Nest.
Wo kann't angahn, dat de Katt to Böhn springt un de Luk is to.
He kennt anners keen Vagel as de Katt.
Dat is en gansen Griesen, de is noch grieser as uns' grau Katt.
Nu geiht de Reis' los, sä de Papagei, do sus' de Katt mit em to Böhn.
He is dor so leed up, as de Katt up 'n Semp.
Jung, wat süht di dat Jack ut, dre mal kehrt un likers noch grief'!
So 'n Mul mak man: a. denn krigst en Wust mit 'n Band an, b. denn schaß de Musik wull lehrn, c. up 'n Wihnachnabend, denn schall de Kieknjes di wull wat bring'n.
So as de Een heet, so süht de Anner ut.
Ik gah vun de Welt, sä Hinnerk, do klatter he in 'n Plumbom.
Ik kann ni schön sing'n, awer fleut'n kann ik slech.
Ik wör 't jüs wieß, süns weer 'k dat garni wieß worn.
Ik will di wies'n, wat en Hark is.
Ik will di wies'n, wo Bartels de Mos plückt.

---

[1]) Von Herrn Professor Dr. Piper in Altona ist der Schriftleitung eine Erwiderung auf Herrn Ehlers' Aufsatz zugegangen, worin die falsche Schreibung des Namens Altenawe in der photographischen Nachbildung nachgewiesen wird. Da Herr Ehlers bereits auf anderem Wege zur Erkenntnis seines Irrtums gekommen ist und er in obigen Zeilen sich selbst korrigierte, kann auf den Abdruck der Berichtigung des Herrn Professors Dr. Piper verzichtet werden. Die Schriftleitung.

He grient so smeeri as so 'n Bodderlicker.
He schall mi de Torf wull bring'n, awer drög mutt he sien.
He hett dat in't Mul, as de Katteker in'n Steert.
He is so eg'n as Johann Held, de schull an 'n Galg'n un wull ni.
He is so nieli as so 'n oll fehr Hähn.
He fragt de Koh dat Kalv af.
He steiht dor to, as wenn he ni bit sief tell'n kann.
Dat ielt ni, sä de Jung, do schull he en Jackvull hem'n.
Dat mügs wull, Greth, dat du smuck weers un hars en Mann, de du lied'n mügs.
De knarrn Wag'ns föhrt am längsten.
Vör Geld kann man den Düwel dansen laten.
En Minsch, de sik ni to help'n weet, is garni weert, dat he in Verlegenheit kümmt.
Dat Ei is ümmer klöker as de Hähn.
De dat Krüz het, seg'nt sik toerst.
De de Wahl het, het ok de Qual.
Pröv du to, ob't hitt is, segg Hinnerk to Klas, ik heff mi de Snut all verbrennt.
De Hökeri schall uphol'n, sä Klas Ellerbrok, do hal he sien Fru en gans' vitt'l Pund Speck up eenmal.
Dat slech Leb'n hölt up, segg Jochen, dat givt nu fingerdick Mooskantüffeln up't Brot.
Klingt dat ni, so klappt dat doch, sä'n de Paßdörper, do störn se mit Pütt an.
Dor is keen Grap'n so scheef, dor paßt en Stülp'n up.
Dat kratzt in 'n Mag'n, sä'n de Propstier, do drünk'n dre Mann vun een Sößlingsnaps.
Dor het en Uhl sät'n.
Dor ward de Uhl noch na schrien.
Wo schull dat wull warn? sä de Knech, ik will ni blieb'n un de Bur will mi ni behol'n.
Man god, dat ik dor nicks mank hef, sä de oll Fru, do har se dat gans' Dörp tohopsludert.
Ei is en Ei, sä de Paster, do lang' he na't Gosei.
Wo kann't angahn, dat de Jung de Klümp ni mag, hebbt dre Dag' in't Röhr stahn, un denn so vel Solt ünner.
All' Back'n un Bru'n gerat ni.
Eten un Drinken hölt Liev un Seel tosam'n, beter as en isern Band.
Hans Wuß, ob du ni so god sien wuß un rin kam'n wuß un Wuß et'n wuß, dor weer noch Wuß, wenn du Wuß hem'n wuß.
Mags dat ni, denn sluck dat dal.
Hest du ni seggt, dat ik heff seggt, wat he het seggt, dat schull ik seggt hem', dat du dat seggt harst.
Wenn man vun't Rathus kümmt, is man klöker, as wenn man hingeiht.
Wenn dat Kind versap'n is, ward de Soot todeckt.
Wenn de Koh den Swanz verlorn het, mark se eerst, wo he god to is.
Wenn de Pracher nicks hem' schall, verlüßt he dat Brot ut de Kiep.
Wo geiht dat to? Dat geiht eb'n so to, as 't ap'n geiht.
Dat weer't ja man grad, dat ik stohl, sä de Knech, süns har 'k ok in't anner Dörp blieb'n kunnt.
Dat schall di begriesmul'n.



Bücherschau.

1. **Um Ellwurth,** Roman von **Thusnelda Kühl.** Deutsche Verlagsanstalt zu Stuttgart und Leipzig, 1904. Preis geheftet 4 *M.*, geb. 5 *M.* — Seit dem Erscheinen des „Lehnsmannes von Brösum," des letzten Romans der Eiderstedter Schriftstellerin, ist kaum ein Jahr verstrichen; heute liegt eine neue Arbeit vor uns. Sie schildert das Leben und Werden eines schlichten, geraden, edlen Friesen, Dietrich Tetens von Ellwurth, und eine ganze Reihe anderer, teils echt lauterer, teils weniger feiner Charaktere, die auf demselben Boden gewachsen oder in ihn verpflanzt sind. Alles ist wurzelecht, was uns geboten wird. Die nicht sehr redseligen, sondern meist verschlossenen, grüblerischen Figuren sind Eiderstedter Typen von echtem Schrot und Korn. Übersichtlich wie das Ländchen, in dem wie Könige die Bauern auf altererbten Wurthen sitzen, klar wie an Sommertagen der Himmel, der sich über Eiderstedt wölbt, durchsichtig und rein wie die Luft, die auf dem ewiggrünen Teppich lagert, sind in dem Roman die Menschenherzen vor uns ausgebreitet und die Charaktere von Anfang bis zu Ende geschildert. Nur Thusnelda Kühl, die im Eiderstedter Grund und Boden wurzelt und die heimatliche Scholle über alles liebt, kann so schildern und schreiben, nur sie, die aus eigner Kraft und innerm Drang eine Eiderstedter Schriftstellerin geworden ist, kann einen Dietrich Tetens malen, der von Kindesbeinen an einen Gedanken hegt und pflegt und endlich auch durchführt. Jeder, der das Buch liest, wird mit Spannung die Handlung verfolgen und es befriedigt weitergeben, wenn er es gelesen hat. Wir können das Buch, das so viel persönliche Lebenseinsicht verrät, warm empfehlen; es wird sicher der Autorin neue Freunde gewinnen. Magnus Voß.

2. **Die Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein** von **Johannes Schmarje.** Spamerscher Verlag. Berlin und Stuttgart. — Am Schlusse des vergangenen Jahres ist das von Rektor Johannes Schmarje verfaßte, anerkannt eins der besten, landeskundlichen Schulbücher für unsere Provinz, das dem Lehrer ein anregender Führer, dem Schüler ein

Hülfsbuch und jedem Gebildeten ein wertvolles Mindestmaß des Wissens auf diesem Gebiete darbieten will, im Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart in 2. Auflage erschienen. Die Inhaltseinteilung ist beibehalten, 5 landschaftlich schöne Illustrationen sind hinzugefügt und einzelne Kapitel wie „die Besiedelung des Landes," „die Vogelwelt Schleswig-Holsteins" und die Angaben über die Einwohnerzahl neu und in verbesserter Weise überarbeitet. Die Druckfehler der ersten Ausgabe sind ausgemerzt. Das ganze Werk ist 5 Seiten stärker geworden und enthält jetzt 155 Seiten. Alles Dargebotene ist in eine knappe, klare und leicht faßliche Form gebracht. Die 2. Auflage darf daher mit Recht eine verbesserte genannt werden. Magnus Voß.

3. **Der Lundener Kirchhof und seine Grabdenkmäler.** Ein kurzer, geschichtlicher Abriß von Bürgermeister **Johannes Kinder.** Lunden, Druck von H. Timm. 1,50 M. — Der Reichtum des Lundener Kirchhofs an Grabsteinen aus der großen Vergangenheit Dithmarschens ist bekannt. Wer vor diesen kostbaren Zeugen früherer Tage sinnend stehen bleibt, möchte über die Träger dieser längst verschollenen Namen mehr erfahren, als die wenigen Zeilen auf den Grabplatten verraten können. Diesem Verlangen ist die Lundener Kirchengemeinde mit der Herausgabe des obengenannten Buches entgegengekommen. Der den Lesern der „Heimat" wohlbekannte Verfasser erzählt, anknüpfend an die Inschriften der Denksteine, mancherlei interessante Einzelheiten aus der Geschichte Lundens und Dithmarschens: von der Bedeutung und dem gewaltsamen Tode des berühmten Achtundvierzigers Peter Svin, von den reichen Ebbingmannen, die die Ermordung eines hussitischen Predigers in der Lundener Kirche veranlaßt und dadurch das Interdikt über den Ort gebracht haben, von dem „Jerusalemsritter" Claus Nan, von den mächtigen Vogdemannen und vielen anderen. Auf dem Titelblatte steht das alte Lundener Stadtwappen von 1529, und ein schönes Bild der Kirche und des alten Kirchhofs geht dem Text voran. Am Schlusse des Buches finden wir in sehr klarem Druck die Abbildungen von reichlich zwanzig der wertvollsten und schönsten Steine. Eine Reihe von Geschlechterwappen ist dem Text eingefügt; andere erkennt man deutlich auf den Bildern des Anhangs. — Das vortrefflich ausgestattete Buch sei nicht nur den Bewohnern Dithmarschens, sondern allen Geschichtsfreunden bestens empfohlen. Green.

4. **Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe.** Jahrgang 1903/04. Heft 1. Husum. (Jahresbeitrag 3 M., Kassierer: Lehrer Klindt, Husum.) Vorwort von P. Schulz in Mildstedt. — Einige Proben aus der Chronik des Deezbüller Pastors Petrus Petrejus von P. Lensch in Neu-Galmsbüll. — Die Stiftung der Schule in Rödemis von P. Schulz. — Genealogie der Familie Heimreich von Lehrer K. Hansen, Detroit. — Der Kartograph Johannes Meier, aus dem Dänischen übersetzt von Amtsgerichtsrat Jürgensen, Husum. — Claus von Ahlefeldt zu Gelting, Amtmann zu Schwabstedt, von M. Voß, Husum. — Norderoog, ein nordfriesisches Vogelheim, von Oberlehrer J. Rohweder, Husum. — Rundschau in Nordfriesland von Oberlehrer E. Möller, Husum. — Sprikkwörder, Rädels, Düntjes, Fertellers ut de Kronik fun Aiderstedt, von N. Nissen, Stedesand. — Die Kriege von 1657—60 und der große Kurfürst in Schleswig-Holstein, besonders an unserer Westküste. 1. Teil von E. Michelsen, Pastor in Klanxbüll. — De Freske und ein alter friesischer Gebrauch von Dr. Schmidt-Petersen in Bredstedt. — Johann Johannsen, Biographie. — Bibliographische Übersicht, zusammengestellt von Albert Johannsen.

Die erste Publikation eines neugegründeten heimatlichen Vereins ist erschienen. Der Verein hat seinen Sitz in Rödemis. Derselbe erstrebt die Erforschung der Geschichte des nordfriesischen Volksstammes und des nordfriesischen Heimatsbodens mit seiner Umgebung von Luft und Meer und seiner Belebung von Tier- und Pflanzenwelt. Durch Schriften und Vorträge soll diese Forschung dem nordfriesischen Volk zur Kenntnis gebracht werden. Der Verein will Denkmäler nordfriesischen Volkstums und nordfriesischer Sprache sammeln, auch eine nordfriesische Bibliothek anlegen. — Wir wollen dem neuen Verein eine gedeihliche Arbeit und eine tatkräftige Unterstützung von seiten der Nordfriesen wünschen J.

5. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 34. Kiel, 1904. (Jahresbeitrag 6 M., Kassierer: Landesrat Mohr, Kiel.) Dr. G. Wegemann, Das Brandes-, Boje-Francke- und Albert Franckesche Familienlegat nebst Verwandtschaftsnachweisen der dazu berechtigten Familien Junge, Bielenberg, Boje, Kirchhoff, Sommer u. a. m. — Dr. H. Chr. Matthiessen, Chronik der Familie Matthiessen. — Briefe des Grafen Otto Joachim Moltke an den Kanzler Cay Lorenz Brockdorff aus dem Jahre 1830. — Dr. Karl Seitz, Zur Belagerung und Erstürmung von Breitenburg. — Dr. G. Hille, Das Ordnen der Akten im Schleswiger Staatsarchiv. — Nachrichten über die Gesellschaft. — Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, Bericht über die Jahre 1903 und 1904 von Dr. O. Mensing. — Literaturbericht für 1902/04 erstattet von Prof. Dr. R. von Fischer-Benzon. J.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 4. April 1905.

Einstmalige Wohnstätten in der Kieler Förde.

Von J. Mestorf.



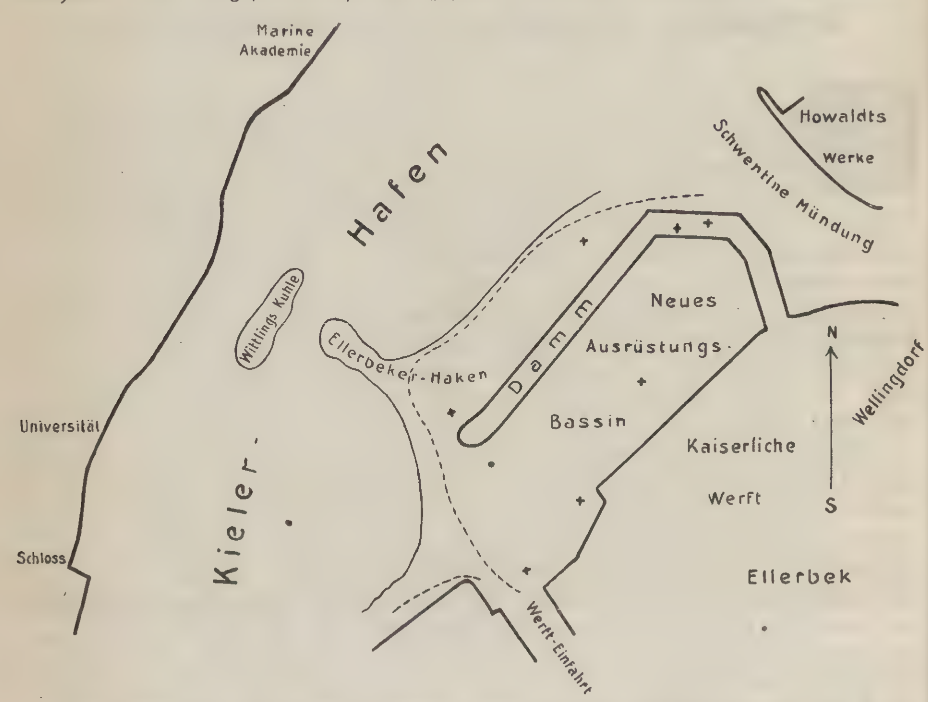
ls ein wichtiges Resultat der in dem Kieler Museum sich vollziehenden prähistorischen Forschungen ist zu bezeichnen, daß wir das Auftreten des Menschen auf der kimbrischen Halbinsel erheblich früher ansetzen müssen, als dies bisher geschehen war. In Jütland und auf den dänischen Inseln waren seit Jahrzehnten zahlreiche Wohnplätze aus der älteren Periode des Steinalters aufgedeckt und systematisch untersucht worden, die unter der jetzt über Europa hinaus gebräuchlichen Bezeichnung „Kjökkenmöddinge" (Küchenabfälle) allgemein bekannt sind. Es sind Ablagerungen von den Rückständen der Mahlzeiten des Menschen (Schalen der gegessenen Mollusken, Knochen der verspeisten Tiere usw.), in welchen man Geräte und Werkzeuge von Stein und Knochen eingeschlossen findet, die sich durch Form und Technik von den schönen Geräten der jüngeren Steinzeit wesentlich unterscheiden.

Auch wenn in Schleswig-Holstein jegliche Spuren von der Anwesenheit des Menschen in so früher Zeit gefehlt hätten, wären wir zu der Annahme berechtigt gewesen, daß auch hier Siedelungen aus so fern liegender Kulturperiode nachweisbar sein müßten, da die älteste Bevölkerung des Nordens von Süden herauf eingewandert sein dürfte. — Es mehrten sich in der Tat die Spuren solcher im ganzen Lande, und namentlich sind in den letztverflossenen Jahren an der Ostküste, von der Trave bis an die Gjennerbucht, Fundobjekte zu Tage gekommen, die von Ansiedelungen des Menschen Zeugnis geben, die vor dem Eintreten der Senkung der Küste existiert haben, in Folge dessen jetzt mehrere tief unter Wasser liegen. Der wichtigste unter diesen Funden ist der in der Kieler Förde. Was wir davon besitzen und von den Bodenverhältnissen wissen, verdanken wir den zur Vertiefung des Hafens vollzogenen Baggerungen der Kaiserlichen Werft, die ein Gebiet von Ellerbek bis Wellingdorf umfassen. Über diese Fundobjekte und die sich daran knüpfenden wissenschaftlichen Beobachtungen sei hier in Kürze berichtet.[1])

Im Jahre 1876 brachte Herr Geheimer Admiralitätsrat Franzius dem Kieler Museum eine Anzahl Flintsteine, die unverkennbare Beweise einer freilich rohen Bearbeitung von Menschenhand zeigten. Die dadurch veranlaßte Untersuchung der Fundstelle führte zur Kenntnis eines Wohnplatzes aus der früheren Periode der Steinzeit vor der Mündung des Ellerbeks in den Hafen. Dieser ersten Sendung folgten im Laufe der Jahre zahlreiche ähnliche, die außer Flint-

[1]) Eine ausführlichere Beschreibung brachte der 1904 ausgegebene 43. Bericht des Kieler Museums vaterländischer Altertümer.

geräten auch Tierknochen und schön gearbeitete Geräte aus Hirschgeweih umfaßten. Die sichere Kunde von einer sehr frühen Ansiedelung in der Kieler Förde mußte unser lebhaftes Interesse erregen. Das Kaiserliche Werftbureau erwies uns nämlich den großen Dienst, jeden Punkt, an welchem die eingelieferten Fundsachen zu Tage gekommen waren, in eine Karte einzutragen mit Angabe der Tiefe und der der Bodenschicht, wodurch ein Anhalt für die Lagerung gewonnen wurde. Als dann das Material Dank dem Herrn Geheimrat Franzius, den Baggermeistern und den Herren Werftbeamten dergestalt angewachsen war, daß es einen ganzen Schrank des Museums füllte, schien eine Bearbeitung desselben geboten. Außerdem war es aber unumgänglich, eine Untersuchung der unter Wasser liegenden Bodenschicht, so weit dies möglich war, zu vollziehen. Wir gewannen für diese mühevolle Arbeit Herrn Dr. Weber an der Moor-Versuchstation in Bremen, welcher, nachdem er die eingesandten Proben geprüft, die hohe Wichtigkeit des Fundortes



Die Kartenskizze zeigt den in Betracht kommenden Teil des Kieler Hafens. Die Kreuze bezeichnen die hauptsächlichsten Fundstellen. Die punktierte Linie deutet ungefähr den Verlauf der südöstlichen Küste der Förde um die Zeit an, als die Ansiedelung bestand.

für die Geologie, die Fauna und Flora der Förde erkannte und die Resultate seiner Untersuchung der eingesandten Bodenproben durch mehrmaligen Besuch der Fundstellen und von ihm selbst geleitete Bohrungen kontrollierte.

Herr Dr. Weber hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Englers Botanischen Jahrbüchern XXXV, 1904, S. 1—54 veröffentlicht und eine kurze Übersicht derselben für den 43. Museumsbericht zur Verfügung gestellt, aus der wir folgendes mitteilen.

In der inneren Kieler Förde befindet sich ein jetzt z. T. beseitigter untermeerischer Rücken, der, das linke Ufer der Swentine fortsetzend, sich hakenförmig nach Südwesten wendet und in der Höhe von Ellerbek quer durch die Förde läuft;

den Kielern unter dem Namen **Ellerbeker Haken** bekannt. Der diluviale Kern des unterseeischen Hügelzuges besteht aus geschiebereichen, oft mit Kreidebryozoen durchsetzten Sanden und Kiesen, über welchen sich alluviale Bildungen abgelagert haben.

Bei den an drei Stellen bis auf den diluvialen Untergrund hinab reichenden Baggerungen wurden folgende Bodenschichten konstatiert:

1. schwärzliche sandige Moorerde (0,5—2,0 m), durchsetzt mit Schalen meerischer Mollusken, darunter Mya arenaria.
2. Lebertorf (Weber selbst konstatierte 13 m, doch soll stellenweise 19 m gemessen sein). Es ist eine meerische Bildung sehr reich an Rückständen einer pflanzenzehrenden Tierwelt mit vielen noch jetzt in der Förde lebenden Konchylien, reich auch an Meerdiatomeen, darunter Paralia sulcata, die gegenwärtig in der Ostsee nicht mehr lebendig angetroffen wird, weil sie einen Salzgehalt an



Fig. 1. Flintaxt mit Spaltschneide.



Fig. 2. Flintaxt.



Fig. 3. Bohrer.



Fig. 4. Meißel aus einem Geweihstück.

der Oberfläche von 2—3,5 % fordert. Mya kommt nicht mehr vor. Daraus ergibt sich, wie hoch der Salzgehalt der Kieler Föhrde bei der Bildung des Lebertorfs hat sein müssen, der jetzt bei Friedrichsort nur 1,65 % beträgt. Aus derselben Ursache verschwand die Auster, die einen Salzgehalt von mindestens 3 % fordert.

3. Unter dem Lebertorf lagern Brackwasserschichten und unter diesen
4. **Süßwasserbildungen** in Gestalt von Moostorf, Waldtorf und Kalkmudde bis zu 3,5 m.

Als die Torferde der 4. Schicht sich abzulagern begann, muß der Boden mindestens 14,10 m höher als jetzt gelegen haben. Er ist dann allmälig gesunken; jetzt scheint er in Ruhe zu verharren. Solange die Pflanzen, aus denen der Torf sich bildete, lebten, war das Wasser süß. Die Förde war von einem Binnensee erfüllt, in den der Ellerbeker Haken in Gestalt einer Landzunge hinein-

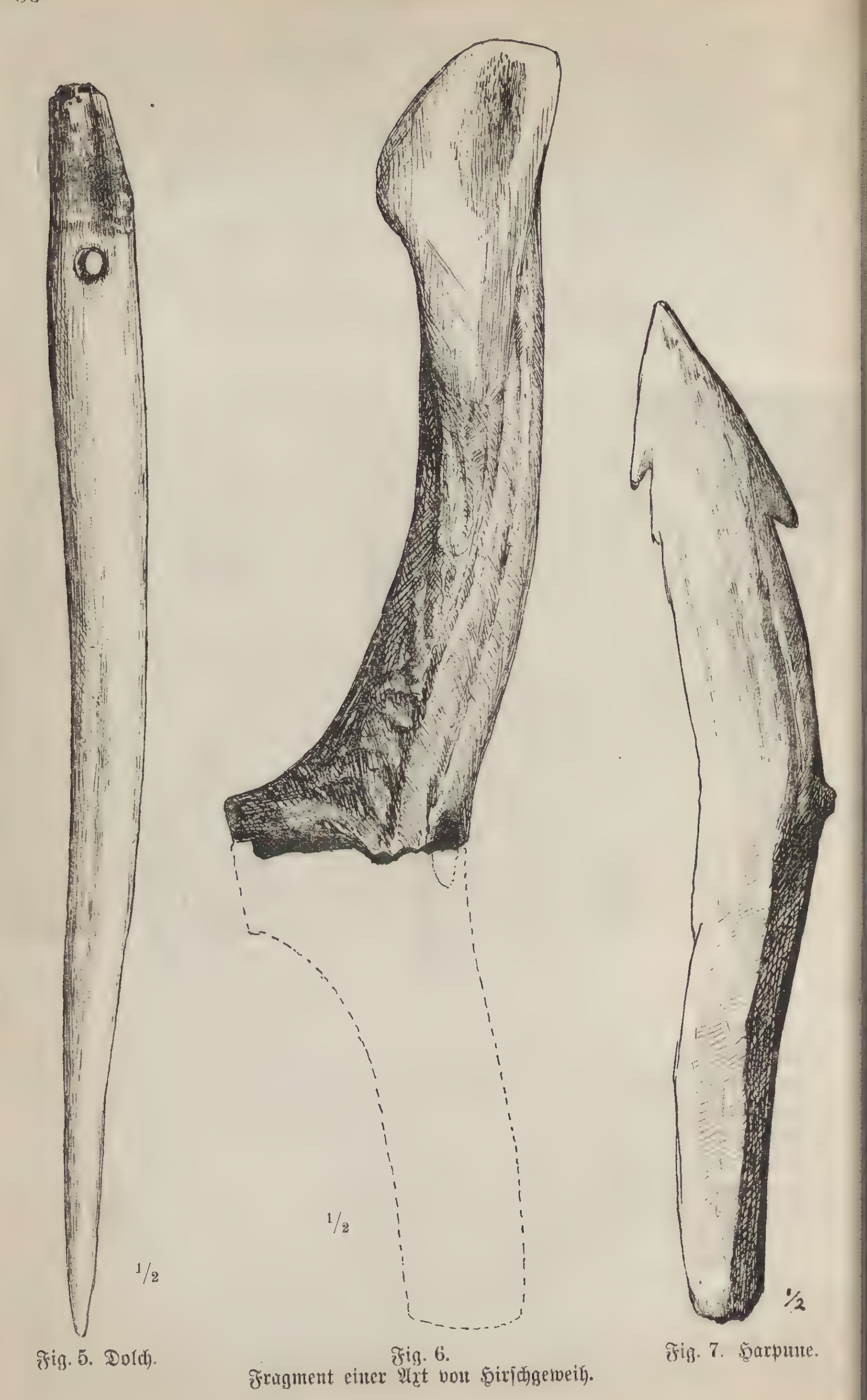


Fig. 5. Dolch.

Fig. 6.
Fragment einer Axt von Hirschgeweih.

Fig. 7. Harpune.

ragte, die durch sumpfigen Boden von dem festen Ufer getrennt war und dadurch dem Menschen einen sicheren Ort für wohnliche Niederlassung bot.

Ob der Mensch schon an den Ufern der Förde lebte, als die Rotföhre (Pinus silvestris) der herrschende Waldbaum war, ist ungewiß. Sichere Spuren seines Daseins bemerkt man erst, als die Eiche vorherrschte.

Die Senkung des Bodens vollzog sich langsam. Als der Mensch sich gezwungen sah, seinen Wohnplatz zu verlassen, muß der Boden der Förde wenigstens 8,5—9 m höher als jetzt gelegen haben. Erlenbruchwälder überzogen ihn, die ihre Reste als Bruchwaldtorf über den Spuren menschlichen Daseins aufhäuften. — Erst als der Boden 7,5 m höher als jetzt lag, trat das Salzwasser in die Förde ein.

Die von Dr. Weber untersuchten botanischen Überreste ließen 170 Pflanzenarten erkennen. Unter den in den Süßwasserbildungen vorhandenen fand er Eiche, Erle, Weißbirke, Föhre, Winterlinde und wahrscheinlich damals schon Hasel und Apfel. Die Buche trat erst später auf.

Fig. 8. Hacke von Hirschgeweih.



Fig. 9. Axt von Hirschhorn.

Als Gesamtergebnis seiner mühevollen und zeitraubenden Untersuchungen erklärt Dr. Weber am Schluß seiner Schrift, der wir obiges entnahmen:

Die Wohnstätte ist älter als die Litorinabildungen in der Kieler Förde und bestand, als diese noch noch ein Süßwasserbinnensee erfüllte. Ob sie bis in die Ancylus-Zeit zurückreicht, als die ganze Ostsee ein riesiges Süßwasserbecken darstellte — davon sind keine Anzeichen vorhanden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die unter und in der Süßwassermoorschicht lagernden Tierreste wurden gütigst durch Herrn Dr. phil. Immermann bestimmt und umfassen die nachbenannten Arten: Dorsch, Schwan, Haushund, Wildschwein, Edelhirsch, Reh, Elch, Bos primigenius, Bos taurus und Equus caballus.

Von den Menschen selbst sind aus der untersten vierten Schicht nur drei Schädeldecken erhalten, wohlgebildet, aber mit stark vorspringenden Augenbrauenwulsten und etwas fliehender Stirn. Mehr als diese sagen uns über die geistigen Fähigkeiten der Menschen die Werke ihrer Hand und die Gebeine der Waldriesen, die sie zu bewältigen verstanden, deren Fleisch sie ernährte, deren Felle sie bekleideten und deren Knochen resp. Geweih das Material lieferten zu den bewundernswert gearbeiteten Äxten, Spaten, Dolchen, Harpunen, Pfriemen usw., die ihnen nebst den Flintsteingeräten als Werkzeuge und Waffen dienten (s. Fig. 1—9). Zahlreiche Knochen und Geweihstücke zeigen absichtlich ausgeführte Schnittflächen, in anderen erkennt man Vorarbeiten zu Geräten. Einzelne Scherben von Tongefäßen deuten auf den Bedarf solcher und die Fähigkeit sie anzufertigen.

Von einer absoluten Zeitstellung dieser heute 9 m unter Wasser liegenden Siedelung „Alt Kiel" kann keine Rede sein, selbst eine relative bietet Schwierigkeiten, da die aus Stein, Bein und Ton hergestellten Geräte denen aus gewissen dänischen Muschelhaufen gleichen, die indessen aus der Litorinazeit stammen und folglich geologisch jünger sind als die in der Kieler Förde.

In neuerer Zeit stattgehabte fachmännische Untersuchungen von Wohnplätzen aus dem Steinalter haben mit Erscheinungen rechnen müssen, die eine weitere Gliederung dieser fern liegenden Kulturperiode fordern. Wir kennen jetzt Wohnstätten, die von der älteren Periode in die jüngere hineinreichen; andere, die der voll entwickelten jüngeren Steinzeit angehören, und wir kennen ebenfalls solche, die aus einer älteren Zeit stammen als die „Kjökkenmöddinge." Auch in unseren verhältnismäßig geringen Sammlungen besitzen wir einzelne Fundstücke, welche in diese fernsten Zeiten menschlichen Daseins auf der kimbrischen Halbinsel zurückreichen. Von hoher Bedeutung ist es, daß die in neuerer Zeit in Dänemark an verschiedenen Orten, tief im Boden, gefundenen Rentierstangen mit außer Zweifel stehenden Spuren einer Behandlung von Menschenhand nunmehr um drei Exemplare aus Schleswig-Holstein vermehrt sind, die gleichfalls an verschiedenen Orten aus tiefem Moorboden gehoben sind. Mehren sich, wie zu hoffen, die Funde dieser Art, da müssen wir das erste Erscheinen des Menschen auf der kimbrischen Halbinsel um Jahrtausende früher ansetzen, als es bisher geschehen ist. So kühne Schlüsse sind nur als Ergebnis gewissenhaftester Forschungen statthaft, denen ein großes Material zu strenger nüchterner Bearbeitung zur Verfügung stand. Und da versteht man, daß jede Zersplitterung und Verschleppung von Fundsachen verhängnisvoll werden kann und mit Recht von dem ernsten Arbeiter beklagt wird.



Die Kieler Förde.

Der Ostsee blauer Spiegel
Liegt hell im Sonnenschein,
Wie Silber blitzt der Flügel
Der weißen Möwe drein.

Tiefgrüne Buchen hängen
Herab von Ufers Rand,
Die schmeichelnden Wellen bedrängen
In ewigem Werben den Strand.

Und drüben ragen Schlote
Und ragen Kräne hinan,
Rastlos durcheilen Boote
Den Hafen — zum Werke! wohlan!

Und Hammerschläge vieltausend
Erschallen, stetig und wild,
Hinaus aufs Meer erbrausend,
Wie Klang von Schwert und Schild.

Gewaltige Panzer liegen
Wie eine Festung im Meer —
Des Reiches Adler fliegen
Weitspähend darüber her.

Kiel. H. Thomsen.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von **H. E. Hoff** in Kiel.

Ib.

Im Mai 1843 fand auf Skamlingsbank ein großes Fest der Dänen statt, auf welchem P. H. Lorenzen ein silbernes Trinkhorn überreicht wurde, und wo der junge Bauer Lauritz Skau „eine wackere Rede" hielt. Bald danach wurde eine Petition in Bewegung gesetzt, die Ständeversammlung aus der „verdeutschten Stadt Schleswig" nach Flensburg zu verlegen. In Kopenhagen wurde eine Petition an den König zum Schutz der dänischen Sprache in Umlauf gesetzt um dieselbe Zeit, als die Veröffentlichung des Reskripts vom 29. März 1844 erfolgte, durch welches provisorisch angeordnet wurde, wie es für die nächste schleswigsche Ständeversammlung mit der dänischen Sprache gehalten werden solle. Wer sich erkläre, nicht hinlänglich deutsch sprechen zu können, dürfe dänisch sprechen, doch so, daß das Protokoll deutsch geschrieben würde. „Da brach nun der allerärgste Sturm los." Gegen 12 000 Dänen versammelten sich auf Skamlingsbank, um Protest zu erheben, und jene Petition bedeckte sich mit Tausenden von Unterschriften. Vier Abgeordnete aus Nordschleswig erklärten, nicht nach Schleswig gehen zu wollen, wo das „natürliche Recht" nicht geachtet werde.

Die Eröffnung der schleswigschen Ständeversammlung fand am 9. Juli 1844 statt, also um dieselbe Zeit, wo man sich in der Stadt Schleswig auf das große Sängerfest rüstete. — Die Abgeordneten versammelten sich morgens 9 Uhr auf dem Rathause und verfügten sich unter dem Vortritt des Königlichen Kommissars, Grafen v. Reventlow-Criminil, in feierlichem Zuge in die Domkirche, wo der Kirchenpropst Nielsen die Landtagspredigt hielt. Den Text hatte er dem 1. Brief Petri entnommen: „Denn wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen usw." (1. Petri 3, 10—12 und 4, 1—11.) Nach Beendigung des Gottesdienstes kehrte der Zug in derselben Ordnung nach dem Rathause zurück und begab sich in den Ständesaal. In seiner Eröffnungsrede bedauerte der Königliche Kommissar den unersprießlichen Zwist, welcher Schleswiger unter einander entzweie und den Dänen entfremde, mit denen sie Bande der Liebe und des Vertrauens verbinden sollten. „Lassen Sie uns im Andenken an die unerfreulichen Vorgänge der vorigen Diät bemüht sein, durch Mäßigung und Billigkeit zur Ausgleichung jenes unseligen

Zwiespaltes beizutragen, wie die Wohlfahrt des ganzen Staates und unsere heilige Pflicht zur Förderung desselben es erfordern." — Zum Präsidenten wurde der Etatsrat Dr. Falck gewählt. Er teilte in der 2. Sitzung der Versammlung das erste ihm zugegangene Aktenstück mit. Der König-Herzog gab der Ständeversammlung in seiner „Eröffnung vom 3. Juli 1844" sein Allerhöchstes Mißfallen mit dem Geiste zu erkennen, in welchem 1842 die Verhandlungen und insbesondere diejenigen über den Gebrauch der dänischen Sprache in der Versammlung geführt worden seien. — Der Präsident sagte im Anschluß daran, er glaube im Sinne der ganzen Versammlung zu sprechen, wenn er erkläre, daß die Versammlung durch das ihr geäußerte Allerhöchste Mißfallen schmerzlich berührt worden sei. Da sie jedoch sich bewußt sei, daß sie nicht von der Bahn des ihr zustehenden Rechts und der ihr obliegenden Pflicht abgewichen und immer ihrer gewissenhaften Überzeugung gefolgt sei, so müsse sie in diesem Bewußtsein ihre Beruhigung finden." — Als der Präsident am Schlusse seiner Rede an die Versammlung die Frage richtete, ob sie mit dieser Erklärung einverstanden sei, erhoben sich einmütig alle Mitglieder und gaben auf diese Weise ihre Zustimmung zu erkennen. — Dr. Gülich, der den Antrag auf Einreichung einer Adresse an den König gestellt hatte, zog denselben jetzt zurück, indem er u. a. bemerkte: Ein wohl zu beherzigendes Wort habe die Versammlung am gestrigen Tage im Tempel gehört, daß es unter Umständen auch für einen Abgeordneten besser sei, seiner Zunge Schweigen zu gebieten. Sollte er jetzt seinen Antrag motivieren, so sei er genötigt, zu reden mit lauter und vernehmlicher Stimme, in ernster und sehr entschiedener Sprache. Er glaube, daß nach demjenigen, was von dem Präsidium zu Protokoll gegeben worden und was von der Versammlung einstimmig als ihre Ansicht angenommen, die Einreichung einer Adresse unnötig sei. Er hoffe, daß, wie in der vorigen Diät, so auch in der gegenwärtigen ein guter Geist die Versammlung beseelen, daß der Geist der Gesetzlichkeit und Ordnung sie leiten und daß, wie sehr auch die Mitglieder über die Mittel und Wege zur Beförderung des Landeswohls von einander abweichen möchten, Einigkeit nie fehlen werde, wenn es gelte, zu wahren des Landes Rechte und unseres Volkes Ehre. — Die Versammlung bewahrte bis zum Schlusse hin diese vornehme Ruhe und Zurückhaltung und arbeitete getreu die Gesetzentwürfe durch, welche ihr vorgelegt worden waren. Daneben behandelte sie ihre früheren Anträge auf Vereinigung der Ständeversammlungen beider Herzogtümer und auf Trennung der Finanzen derselben von den dänischen, sowie den Antrag Dr. Gülich, „Se. Majestät wolle Allergnädigst geruhen, eine schleswig-holsteinische Verfassung auf Grundlage der Landesrechte ausarbeiten zu lassen." Aus den Debatten über diese Anträge wollen wir einige wichtige Momente hervorheben, die gewiß auch heute noch nach 60 Jahren Anspruch auf unser Interesse erheben können.

Landsasse Henningsen-Schönhagen stellt die Proposition auf Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlungen. Zu den alten Gründen, die er nicht wiederholen wolle, seien inzwischen neue triftige Gründe für eine Bitte um Vereinigung der Stände hinzugekommen. Se. Majestät habe bei dem Schluß der letzten Versammlung, wie auch später, es klar ausgesprochen, daß die bestehende Verbindung des Herzogtums Schleswig mit Holstein in ihrer Selbständigkeit erhalten werden solle, und es lasse sich daher mit Recht hoffen, daß Se. Majestät eine Bitte erfüllen werden, wodurch es vorzugsweise nur möglich ist, die Selbständigkeit, die bisherige Verbindung der Herzogtümer zu ihrem Heil zu erhalten, wenn Se. Majestät sich nur erst von der Notwendigkeit überzeugen. Außerdem habe die Regierung den Ständen der Herzogtümer jetzt eine größere Mitwirkung in allen Kommunalangelegenheiten zugesprochen; die bestehenden Ver-

hältnisse beider Herzogtümer seien aber so mit einander verwebt, daß nur übereinstimmende Beschlüsse beider Herzogtümer auch der Regierung dienen könnten. Die holsteinische Ständeversammlung hätte den Wunsch auf Vereinigung wiederholt mit Wärme und entschieden ausgesprochen, er dürfe daher annehmen, daß auch hier der allgemeine Wunsch vorhanden sei, die Bitte zu erneuern.

Der Königliche Kommissar erklärte, daß die Petition keine Aussicht auf Bewilligung hätte und es daher am richtigsten wäre, wenn die Versammlung auf die Proposition nicht weiter einginge. Auch sei der Zeitpunkt nach seinem Dafürhalten kein günstiger. Außerdem seien schon jetzt die Gesetze und Institutionen beider Herzogtümer in mehrfachen Beziehungen verschieden.

Auf diese Schlußbemerkung des Königlichen Kommissars entgegnete alsbald Advokat Beseler, es bestehe allerdings im Privatrecht in einzelnen Teilen der Herzogtümer eine verschiedene Gesetzgebung, es sei aber bekannt, daß durch die Jahrhunderte lang stattgehabte Verbindung beider Herzogtümer das Recht im Herzogtum Schleswig zu einem deutschen geworden sei. Er möge es sich nicht denken, daß der Königliche Herr Kommissar, der bisher als ein Vertreter der Interessen der Herzogtümer in der Residenz am Throne des Landesherrn betrachtet worden, der Ansicht sei, als wenn die Institutionen Schleswigs wesentlich von denen des Herzogtums Holstein verschieden seien. Dieses würde mit dem allgemeinen Bewußtsein, der herrschenden Überzeugung über die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie auch mit der vom Kommissar selbst am Schlusse der vorigen Diät abgegebenen Erklärung im Widerspruch stehen. Wohl seien die Verhältnisse in gewissem Grade ungünstig, um so dringender aber müsse sich die Versammlung aufgefordert fühlen, den Antrag mit allen ihr zu Gebote stehenden Gründen zu unterstützen, damit des Landes Recht gewahrt werde. Daß man bei der Regierung damit umgehe, die staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogtums Schleswig zu alterieren, sei ihm undenkbar, er wolle und möge dieses nicht glauben. Wer uns von Holstein und folgeweise von Deutschland trennen wolle, der würde uns den Dolch auf die Brust setzen; man würde jeden, der solches versuchte, wer er auch sei, als den Mörder unseres Glückes und unserer Selbständigkeit betrachten. — Der Antrag wurde hierauf einem Komitee, bestehend aus den Abgeordneten Henningsen, v. Rumohr und Beseler, überwiesen und in der 22. Sitzung am 12. August 1844 mit 36 gegen 1 Stimme angenommen.

Am 17. Juli erhielt der Vertreter von Apenrade, Vizepräsident Dr. Gülich, das Wort zur Begründung seines Antrages: „Die Schleswigsche Ständeversammlung beschließt darauf anzutragen: Se. Königl. Majestät wollen Allergnädigst geruhen, eine Schleswig-Holsteinische Verfassung auf Grundlage der Landesrechte dergestalt ausarbeiten zu lassen, daß den Vertretern des Volks eine entscheidende Stimme bei der Auflegung und Verwendung der Steuern, sowie bei der Gesetzgebung eingeräumt werde." — —

Dr. Gülich sagte, Schleswig und Holstein wären ein unzertrennliches Ganzes. Die Realunion derselben sei in dem Landesgrundvertrage von 1460 in den Worten festgestellt: „Dat se bliven ewich tosamende ungedeelt." Das urkundliche Recht der Herzogtümer dürfe der Redner als bekannt voraussetzen. Wolle jemand hier jedoch darüber mit ihm streiten, wohlan, so sei er dazu bereit und werfe den Handschuh hin.

Der Antrag sei auf eine Verfassung gerichtet, die im Boden dieses Rechtes wurzele, damit sie künftig jedem Sturme trotze. Gemeinschaftlich müsse die Verfassung der Herzogtümer sein, das folge mit unabweislicher Notwendigkeit aus Schleswig-Holsteins unzertrennlicher Verbindung, das stehe eingegraben mit ehernem Griffel im Buch der Geschichte, das leuchte hervor in Flammenschrift aus jedes

Schleswig-Holsteiners Brust. Zeitgemäß müsse die Verfassung sein mit dem Recht einer entscheidenden Stimme bei der Auflegung und Verwendung der Steuern, sowie bei der Gesetzgebung. Staatsbürgerliche Freiheit und gesetzliche Ordnung wären die Grundpfeiler des Staats. Ein freies Volk unterwürfe sich dem Gesetze aber nur dann, wenn es von ihm selbst durch seine Repräsentanten gebilligt worden; das sei der erste konstitutionelle Grundsatz. — Es sei hohe Zeit, vielleicht die höchste Zeit. Wenn wir unsern Blick nach dem Norden richteten — was dort geschehen sei und noch geschehe, das wüßten wir alle, er wolle hier davon schweigen —, so entstehe die Frage: Können wir ruhige Zuschauer bleiben? Das gehe nicht. Sollten wir uns einmischen? Das dürften wir ebensowenig. Aber eine unübersteigliche Mauer müßten wir aufführen an unserer Grenze, und dazu trage er heute Bausteine herbei. Der Kern unsers Volks sei zu der Erkenntnis gelangt, daß eine Staatseinheit der Herzogtümer mit Dänemark rechtlich unmöglich und politisch das größte Unglück sein würde. Unverantwortlich würden wir gegen unsere Kinder, unsere Enkel, unser Vaterland handeln, wenn wir die Verfassungssache jetzt nicht mit aller der Kraft betreiben wollten, die verbrieftes urkundliches Recht und lebendiges Volksbewußtsein geben. Eine nach den Bestimmungen der Verordnung vom 15. Mai 1834 zu bildende konstituierende Versammlung von Repräsentanten beider Herzogtümer müsse das Mittel sein, um zum Ziele zu gelangen. Möge denn unser zur politischen Mündigkeit heranreifendes Volk bald die Männer seiner Wahl in die konstituierende Landesversammlung senden, möge dort ein fester Bau gegründet werden, der Schirm und Schutz verleihe kommenden Geschlechtern; doch möge schon das jetzige genießen des schönen großen Werkes erste Früchte, die Bürgerglück und innerer Friede seien.

Agent Jensen-Flensburg meint, es sei besser, wenn diesem Antrage keine Folge gegeben werde. In diesem Augenblicke dürfte es noch sehr schwierig sein, in unserem Lande Männer genug an der Zahl zu finden, welche befähigt sein würden, das Wohl des Landes in dieser Weise mit der gehörigen Vorsicht und Umsicht wahrzunehmen. — Dr. Müller entgegnet, dieser Einwand bedürfe einer Widerlegung nicht, es sei nur zu bedauern, daß die dem Lande verfassungsmäßig zustehenden Rechte seit mehr als hundert Jahren nicht ausgeübt worden seien. — Dr. Weber-Rosenkranz hält es zwar für höchst wünschenswert, daß die Ständeversammlung eine sehr gewichtige Stimme in allen Landesangelegenheiten erhalte, die Beilegung einer entscheidenden Stimme aber bei gesetzlichen Propositionen scheine ihm sehr bedenklich.

Der Königliche Kommissar bestritt die Kompetenz der Versammlung in dieser Angelegenheit. Die vorliegende Proposition stehe ferner nicht in Übereinstimmung mit dem Antrag wegen Vereinigung der Ständeversammlungen der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Es sei einleuchtend, daß die Vereinigung der Versammlungen ein Schritt sei, der notwendig vorhergehen müsse, und daß, so lange jene nicht bewilligt worden, dieser viel weiter gehende Antrag auf Gewährung keine Hoffnung habe.

Abgeordneter Beseler wendet sich zunächst gegen Jensen-Flensburg, der das Volk für eine freiere Verfassung nicht für reif halte. Dieser Einwand sei von der größten Bedeutung, wenn er wirklich begründet wäre. Er behaupte aber mit voller Überzeugung, daß das Volk die erforderlichen Eigenschaften habe. Das Volk habe seit 1831 Fortschritte gemacht, welche die kühnsten Hoffnungen übertroffen, in der richtigen Erkenntnis von Staatsdingen, im gesinnungsvollen Interesse am Öffentlichen und in der Energie des Charakters. Nicht ohne Einfluß seien die allgemeinen deutschen Verhältnisse unserer Zeit hierbei gewesen, allein erheblich hätten insbesondere auch die Leiden, die öffentlichen Drangsale hierzu beigetragen,

welche in den letzten Jahren über unser Land ergangen seien. Wie das Individuum durch Leiden gebessert und geläutert werde, so trete Gleiches auch in dem Entwicklungsgange der Völker hervor. Er möchte glauben, daß der Abgeordnete für Flensburg überhaupt ein Feind freier Staatsverfassungen sei, daß derselbe sich lieber unter die Flügel der absoluten Monarchie begeben möchte, weil dort leichter Schutz und Schirm für besondere Interessen zu finden sei. Er möchte glauben, daß, wenn der gedachte Abgeordnete angeben sollte, wann ein Volk reif sei, und welches die Merkmale seien, an denen solches zu erkennen, er sich hierzu nicht imstande sehen würde, und daß er selbst dann, wenn wir auch alle Platone und Salomone geworden wären, uns doch nicht für erwachsen halten würde.

Der verehrliche Abgeordnete v. Rosenkranz habe als wünschenswert bezeichnet, daß der Versammlung zwar eine gewichtige, nicht aber eine entscheidende Stimme beigelegt werde. Redner frage, wie es möglich sei, der Versammlung eine gewichtige Stimme beizulegen, ohne ihr eine entscheidende zu erteilen. Die Allerhöchste Eröffnung habe gezeigt, daß alle Wünsche, welche sie als besonders dringend vorgebracht, abschlägig beschieden worden seien, so den betreffend die verhaßte und verderbliche Filialbank in Flensburg und die Einziehung der Reichsbankgeld-Scheidemünze. Hier habe sich praktisch erwiesen, daß die beratende Stimme der Versammlung eine gewichtlose sei.

Der Königliche Kommissar habe schließlich behauptet, daß die Kompetenz der Versammlung jedenfalls zweifelhaft sei. Diesen Zweifel könne er nicht teilen, da es nicht das erste Mal sei, daß Angelegenheiten, die beide Herzogtümer gemeinschaftlich beträfen, in diesem Saale in Anregung gebracht würden. Die Regierung lege Gesetzentwürfe vor, welche sich auf das ganze Land bezögen, und durch die enge, unzertrennbare staatliche Verbindung, welche in mehr als 500 Jahren bereits bestanden, seien beide Herzogtümer so innig zu einem Ganzen verwachsen, daß der eine Teil ohne den andern nicht gedacht werden könne, und daß auch die Regierung von ihrer Stellung aus selbst in Beziehung auf die Administration eine Trennung beider nicht durchführen könne, wenn sie, was Gott verhüten möge, solches auch wolle. — Wenn er auf die bekannte Lage des Landes im gegenwärtigen Augenblick hinsehe, so halte er es für eine heilige Pflicht der Versammlung, daß sie das Recht des Landes von der Regierung reklamiere. — Wenn dem Lande die erwünschte Freiheit eingeräumt werde, so würde dadurch unser schönes, wenn auch kleines Land, mit seiner edeln und das Gesetz liebenden Bevölkerung eine hohe Stufe von Glück, Wohlstand und Ehre erreichen können.

Den weiteren Fortgang der interessanten Debatte müssen wir hier übergehen, zumal sie wesentlich neue Momente nicht zu Tage förderte. Die Versammlung entschied sich schließlich mit 31 gegen 6 Stimmen für Erwählung eines Komitees zur Begutachtung des gestellten Antrages. Ein Komiteebericht wurde vorgelegt, allein die Kürze der Zeit machte es unmöglich, die Angelegenheit vollständig zu erledigen, und Dr. Gülich gab daher auf Wunsch der Versammlung in der 59. Sitzung die Erklärung zu Protokoll, daß er der Banksache die Präferenz vor der von ihm beantragten Verfassungsfrage einräumen wolle.

Der Antrag Tiedemann-Johannisberg betreffend Trennung der schleswig-holsteinischen Finanzen von den dänischen nimmt einen breiten Raum in den Verhandlungen des Jahres 1844 ein. Dieselbe Angelegenheit hatte bereits 2 Jahre früher die Ständeversammlung beschäftigt; sie fand jetzt ihre Erledigung durch einstimmige Annahme.

Die letzte Sitzung fand am 9. September 1844 statt. Der Präsident nahm in seiner Schlußrede Veranlassung, die Angriffe auf die Landesrechte, welche in

der gleichzeitig tagenden Viborger Ständeversammlung gemacht worden waren, kurz zu berühren. Er erklärte unter einmütiger Zustimmung aller Mitglieder, daß die schleswigsche Ständeversammlung, eingedenk des von ihr stets befolgten Grundsatzes, sich weder in die Verhandlungen der dänischen Ständeversammlungen, noch in die inneren Angelegenheiten des Königreichs einzumischen, um so weniger Veranlassung habe finden können, von den Viborger Anträgen und Beschlüssen Notiz zu nehmen, als diese von einer Versammlung ausgegangen wären, die in Beziehung auf unser Land völlig inkompetent sei. Sie fände sich durch die Allerhöchste Erklärung über die Erhaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes vollkommen beruhigt und werde in dieser Beziehung mit Ruhe und Festigkeit den kommenden Zeiten entgegensehen. —

Schwerlich hätte der Präsident sich so zuversichtlich geäußert, wenn er geahnt hätte, welche Angriffe auf die Landesrechte nach wenigen Monaten in der Roeskilder Ständeversammlung unter Zustimmung des Staatsministers Oerstedt erfolgen würden. Die Zeit des Schweigens war nun vorüber. Der holsteinischen Ständeversammlung aber fiel die Aufgabe zu, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen.

Der Düppler Sturmmarsch.

Mitgeteilt von **G. Schröder** in Neumühlen bei Kiel.

Eigentlich soll der Titel des im folgenden nach Melodie und Texteswort mitgeteilten Marsches nicht ganz so lauten; aber die Jungen brauchen's nicht anders zu wissen, und uns Alten genügt er. Löst sich doch beim Lesen der Worte, beim Klang der Töne — und sollten wir uns letztere auch nur mit einem Finger vom Klavier absuchen, wie weiland der Wirt zur Alten Liese — löst sich doch hierbei so manche Erinnerung aus an Begebenheiten, die einst uns zum mindesten mit hellem Erstaunen erfüllten. Natürlich wurde uns der Marsch erst nach der Erstürmung bekannt; dann aber wurde er gepfiffen, gesungen, gefiedelt und gedudelt wie wohl kaum je ein neues oder allerneuestes Lied.

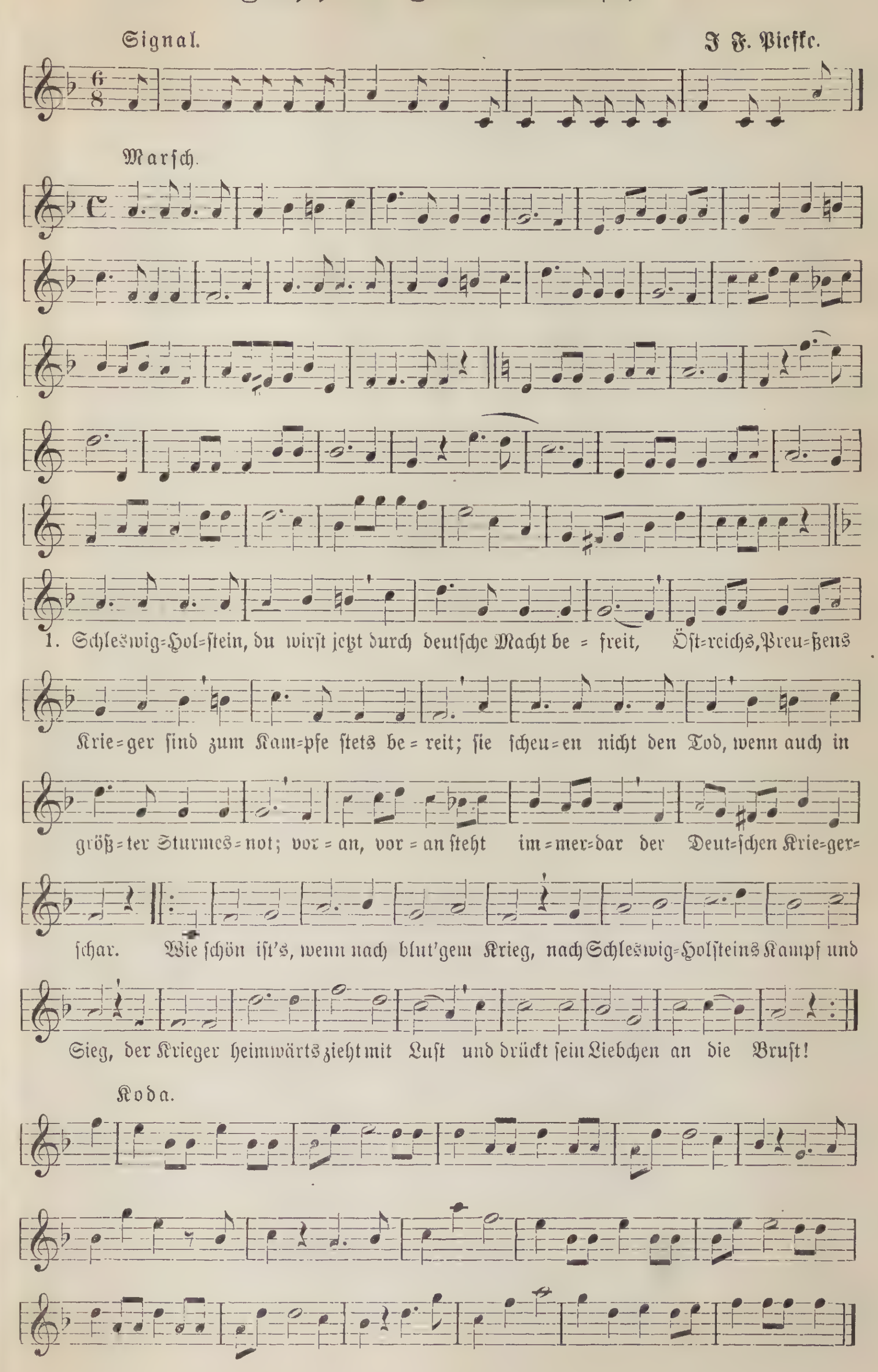
Und tanzen konnte man danach, fein! So kann man jetzt überhaupt garnicht mehr tanzen. An einer Stelle mitten im Stück gab's plötzlich einen gewaltigen Paukenschlag; dann schwieg, während wir lustig weiter galoppierten, die ganze Musik einige Augenblicke. Das wäre die Stelle, sagte Johann Oden, wo die Dänen mit einer Granate dem Piefke die Hörner voll Erde geworfen hätten; und Johann Oden mußte es wissen, denn er wollte zur Musik und kannte die Noten.

Die Stelle aber habe ich vergessen; vielleicht weiß sie ein „Heimat"-Leser und vermerkt sie auf seinem Blatt.

2. Friedrich Karl, der edle Prinz, steht kühn bei seinem Heer,
Wem er freundlich zuwinkt, zagt dann nun und nimmermehr,
Sieht man den Feldherrn kühn
Voran im heißen Kampfe zieh'n,
Dann hebt sich höher Kriegers Brust,
Des Sieges froh bewußt.
Wie schön ist's, wenn usw.

3. Düppel sollt' vom Preußenheer mit Sturm genommen sein,
Piefke sagte: „Dazu will ich euch die Lust verleih'n!
Zum Sturm geht sich's so schön
Bei der Trompeten Sturmgetön,
Im Siegesmarsche stürmt hinan,
Verjagt den Hannemann!"
Wie schön ist's, wenn usw.

Düppler Sturmmarsch.



4. Düppels Schanzen spieen heiß Tod und Verderben aus,
Preußens tapfern Kriegern macht' dies aber wenig Graus;
Nur „Vorwärts!" hieß das Wort,
„Weh'n sollen unsre Fahnen dort!"
Da floh besiegt das Dänenheer
Vor Preußens stolzer Wehr.
Wie schön ist's, wenn usw.

5. Kämpfen wollt' Rolf Krake auch mit Preußen voller Wut,
Weichen aber mußt' er bald fort durch die blaue Flut,
Denn Preußens brav Geschütz,
Das schickt' ihm sausend Blitz auf Blitz;
Des Danebroges stolze Macht
Versank in düstre Nacht.
Wie schön ist's, wenn usw.

6. Düppels Schanzen tranken dort viel edles deutsches Blu ,
Sterbend zeigte mancher noch kühn seinen Heldenmut;
Sie schlummern ruhig dort
In kühler Erde dunklem Port;
Denkt ihrer, deren Heldentod
Brach Schleswig-Holsteins Not!
Wie schön ist's, wenn nach blut'gem Krieg,
Nach Schleswig-Holsteins Kampf und Sieg
Der Krieger heimwärts zieht mit Lust
Und drückt sein Liebchen an die Brust!



Die Errichtung eines Galgens zu Eckernförde 1726.

Mitgeteilt von Chr. Kock in Bohnert.

Die nachfolgenden Aktenstücke verdanken wir dem Beschlusse der Eckernförder Bürgerschaft vom 19. September 1726, die Vorgänge bei der Neuerrichtung ihres Galgens in das Stadtprotokoll eintragen zu lassen. Damit ist der Nachwelt ein wertvoller Beitrag zur Kultur- und Rechtsgeschichte überliefert. Ein Seitenstück zu diesen Aufzeichnungen bildet der Artikel: „Die Erbauung eines Hochgerichts zu Pölitz im Jahre 1775" vom Advokaten H. Reiche in Kiel, III. Jahrbuch 1860, S. 78. Brauch und Verfahren ist in beiden Fällen einander fast gleich; an beiden Orten wird der Akt unter Anteilnahme aller männlichen Einwohner festlich begangen. Jakob Grimm zeigt in seinen „Weistümern" an zahlreichen Beispielen, wie vordem fast in allen Gegenden Deutschlands bei dem Bau des Galgens die ganze Gemeinde sich zu betätigen hatte. [1])

Das Eckernförder Stadtprotokoll berichtet:

---

[1]) Vergl. bei Jacob Grimm u. a. die Weistümer von: Michelnbach 1514, Bd. II S. 98; Reinich, Temmels, Liesch 1374, Bd. II S. 266; Herbstein 1417, Bd. III S. 374; Winterburg Bd. III S. 768; Ingersheim Bd. IV S. 526. Die Fußnote zum Weistum zu Detzem, Bd. II S. 320, schildert die „errichtung des Detzemer hochgerichts im Jahre 1736" wie folgt: „auf der höhe an der Mordbach stellten sich hochgerichtsmeier, scheffen, gehöfner, unterthanen und schützen, die zimmerleute arbeiteten an dem hangbaum. Sobald die zapfen in diesen eingefügt waren, schlug der amtman im namen des abts den ersten nagel ein, ihm folgten meier und scheffen mit der axt, die zimmerleute richteten mit hilfe der gehöfer das gerüste auf, wobei der amtman erklärte, daß dies keines ehre nachteilig sei. Darauf berührte er feierlich mit seinem stabe das hochgerichtszeichen, was alle anwesenden gerichte nach thaten, die keine stäbe hatten, berührten es mit der hand. Der zimmerman heftete einen mit blumen geschmückten birkenstrauß an den galgen und sprach seinen spruch; der kelner warf geld unter die jugend; die schützen feuerten ihr gewehr ab."

I.

„Nachdem das hiesige Stadt-Gericht oder Galge altershalben niedergefallen und derohalben schon den 19ten Febr. 1725 deßen Wiederaufrichtung resolviret worden. So ist die Vollenziehung deßen, nachdem das dazu erforderliche Holtz angeschaffet, folgendergestalt geschehen. Am 16ten Sept. 1726 mußten sämbtliche Handwerker zusammen Kommen, und nebst denen Zimmer-Leuten das bey oder vor Johann Hassen Hauß zusammen gebrachte Holtz auf die Böcke, worauff es solte behauen werden bringen, nachdem der Herr Bürgermeister Thamm durch eine Kurtze rede ihnen das Vorhaben erinnert und zuerst die Hand an das Holtz geleget. Wie es auf den Böcken war, that der Bürgermeister Thamm wie auch Beyde Rahtsverwandten, nicht weniger der Worthalter Härtel die ersten Hiebe, worauf die Zimmer-Leute ihre Arbeit daran anfingen, und diesen so wohl als übrigen professionen, welche zu Verfertigung dieses Gerichts mit ihrer Arbeit erforderlich seyn, als in specie Tischler und Schmieden, anstatt des Arbeits-Lohnes ihrem eigenen Verlangen nach Bier und Brandtwein, bei Johann Haß zu vertrinken, auf der Stadt Kosten frey gegeben und damit selbige zur Arbeit gelaßen, andere aber dimittiret wurden. Solche Arbeit war den 17ten ejusdem vollendet und derohalben nöhtig, zu würcklicher Aufrichtung die weitere Anstalt und solenitäten zu verordnen: Dieses geschahe auch damit, daß sowohl deßelben als des folgenden Tages, nemblich den 18ten ejusdem die sämbtliche Bürgerschaft Mann vor Mann durch den Gerichtsdiener und verordneten Quartier-Meister bey 1 Rthlr. Brüche angesaget wurden, besagten 18ten hujus mittags um 12 Uhr mit ihrem Gewehr zu Rahthauß zu erscheinen und in gehöriger Ordnung zu Aufrichtung des Galge aus marchiren sollten. Es wurden auch die Tagelöhner, die Löcher in die Erde zu graben, dann auch benöhtigte wagens, das Holtz et geräthschaft hinauszufahren Bey sämbtlichen sowohl Roll- als andern Fuhrleuten bestellet. Den 18. Sept. mittags um 12 Uhr ward die Trommel zur Zusammenkunft der Bürger durch die Stadt gerühret. Darauf versammlete sich Bürgerschaft mit ihrem Gewehr aufs Rahthauß sambt Magistrat und Deputirten. Als aber Verschiedene derer principalisten Bürger ausblieben, waren die Anwesende schwierig auszu marchiren, ohne daß die weg Bleibende nicht erscheinen solten. Bis ihnen vom Magistrat, dieselbe weg Bleibende davor zu strafen versprochen ward. Da denn die gantze Bürgerschaft mit ihrem Gewehr und Trommelschlag vom Herrn Bürgermeister Thamm und Herrn Rahtsherrn Christen geführet, die Zimmerleute mit ihren erhabenen Äxten auf der Schulter, dann auch die Musicanten vor sich habend, Herr Rahtsherr Dürer, ich Secretair, Herr Worthalter Härtel und sämbtliche Herrn Deputirten den Troup schließend, 3 Mann in jedem Glied, aus marchirten, vorm Thor aber so lange Halt machten, bis das Holtz auf die dabey parat seyende Wagen geladen war, welches denn zugleich ausgefahren wurde. Auf dem Gerichts-Platz ward ein Kreyß geschlossen, und in selbigem das Holtz abgeladen. Dieser Kreyß aber cessirete demnechst zumahlen bey Beständig anhaltenden regnigten und ungestühmen Wetter, als wesfals die mehresten Bürger sich hinter denen Hügeln reterireten. Inzwischen ward die Aufrichtung von denen Zimmerleuten und Tagelöhnern, welche auch darin von anderen Bürgern assistiret wurden, beschaffet. Jedoch weiln schon 3 Stunden verfloßen, und bey dem schlimmen Wetter sowohl Arbeiter als Bürger sehr incommodiret, ward der letzte Balcke nicht Befestiget, sondern wie die Zimmer-Leute freywillig sich erbohten, des folgenden Tages nebst denen Schmieden alles zu Vollenden, ohne Herrn Bürgermeisters und Rahts oder Bürger Gegenwart zu verlangen, so marchirte die Bürgerey in gleicher Ordnung wieder herein und arrivirete des Abends um 5 Uhr wieder in die Stadt."

II.

Den 19ten Sept. 1726 wurde beschlossen

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Weiln bey gestern zu Aufrichtung dieser Stadt-Gerichts- oder Galge gehaltenen solenitäten nachfolgende Bürger wider Bürgermeister und Rahts Befehl und Ansagen nicht erschienen, und derohalben die übrigen erschienende Bürger sowohl als auch der Worthalter Herr Haertel and sämbtliche Deputirte starke instanz gethan, die Ausgebliebenen in die comminirte poen des 1 Rthlr. nicht nur sofort von ihnen executive eintreiben zu laßen. Alß ergehet hiemit sothane execution wider erwehnte nicht erschienene Bürger, nahmentlich: Nicolai Ziegeler, Hinrich Thamsen, Otto Ottens, Johann Conrod Klünder, Hinrich Frahm Bergenhusener, Christian Otte, Claus Meggersee, Johann Sellmer, Peter Stien, Hans Jürgen Lölke, dergestalt, daß ein jeder vorerst 2 β executions-Gebühr Täglich erleget, bis er den 1 Rthlr. Brüche Bezahlet, und daferne er sich darin auch zuwidersetzet, soll diese execution in nechst Bevorstehender Woche alle 3 Tage verdoppelt sein. Wonach u. s. w.

Signatum in Curia Eckernfördensi, den 19ten Septbr.

Bürgermeister und Raht daselbst.

III.

Den 8. Novem. 1726.

Die Rechnung bei Joh. Haß war

„vor dasjenige, was 12 Zimmerleute, 8 Tischlers, 7 Rademachers, 20 Fuhrleute, 16 Tagelöhner, in Summa 63 Mann in 4 Tagen angeführtermaßen verzehret . . . . 87 Reichsmark
und übrigens vor materialien und Tagelöhnerarbeit . . . . 19 Mark 7 β

Summa . . 106 Mark 7 β

Und nach geschehener Beleuchtung derselben Rechnung ward beschloßen, daß selbige mit 76 Reichsmark aus der Stadts Cassa Bezahlet, der über-rest aber von denen, welche über die Gebühr des Getränks sich gebrauchet, sollte erstattet werden.

Sonsten ward auch resolviret, daß dem Gerichtsdiener Bendix Lammers vor das viele lauffen und Rennen, welches er Bey Aufrichtung des vor erwähnten Hochgerichts Thun müßen, versprochenermaßen anstatt eines paar neuer Schuh drey Reichsmark aus der Stadts Cassa Bezahlet werden sollen.

Anmerkung zu Vorstehendem:

Der Bürger Johann Haß wohnte an der Wiese „außer dem Kurtzen-Brücken-Thor (Kieler Thor) Bei den Baraquen." Der Richtplatz wird somit südlich der Stadt gewesen sein. Am und beim Galgen, der zugleich ein Wahrzeichen der dem Orte verliehenen hohen Gerichtsbarkeit war, trieb der Scharfrichter sein schauriges Gewerbe. Dieser, der meistens auch im Besitze der Abdeckerei-Gerechtsame war, galt als „unehrlich," und jedermann mied nach Kräften die Berührung mit ihm wie mit allem, was zu seiner Hantierung gehörte, um nicht selber in den Ruf der Unreinheit und Unehrlichkeit zu kommen. So erklärt es sich, daß die Handwerker erst dann das Holz zum Galgen angreifen, nachdem zuvor der Bürgermeister seine Hand daran gelegt. Daraus erklärt sich ferner der Unwille der Stadtbewohner über das Ausbleiben einiger der vornehmsten Bürger und die anfängliche Weigerung, ohne dieselben auszumarschieren.

Das gegen die Scharfrichter gefaßte Vorurteil zeitigte zuweilen seltsame Blüten. Im Februar 1697 war das Scharfrichteramt nebst der damit verbundenen Abdeckerei vom Herzog zu Gottorf für die Ämter Kiel und Hütten sowie für die Stadt Eckernförde an den Meister Christian Albrecht Pickel in Kiel über-

tragen. Für die Konfirmation dieses Dienstes zahlte letzterer an die Rentekammer 116 Rthlr. und außerdem eine jährliche Rekognition von 10 Rthlr. an das Hüttener Amtsregister. Die Bedienung im Amte Hütten und Eckernförde verheuerte Pickel an einen sog. Halbmeister, der ehemals in der schwedisch-lifländischen Armee Feldscharfrichter gewesen war, und der nun die Schinderkate vor der Stadt bezog. Ende Mai 1698 starb der Halbmeister, nachdem zuvor seine Schinderknechte ihren Dienst verlassen hatten. Einige Nachbarn aus der Stadt und Borby kleideten die Leiche und legten sie in einen Sarg. Als das bekannt wurde, erklärten die Eckernförder, mit solchen keine weitere Gemeinschaft haben zu wollen, die den Scharfrichter begrüben; das könnten die Borbyer tun.[1]) Aber diese letzteren „verbanden und verpflichteten sich, wenn heute oder morgen einige Krankheit, Kindes-Noht oder Todte da sein würden, keiner von ihnen wieder in das Haus gehen wolle, weil sie deswegen sollten verachtet und beschimpft werden." Bei dieser Weigerung beharrten sie, trotz einer zweimaligen Aufforderung des Amtmannes zu Gottorf, den Toten zu bestatten. Nur dann wollten sie sich dazu anschicken, wenn zuvor der Amtsschreiber aus Hütten die Hand an den Sarg lege.[2]) Deswegen und infolge einer Bitte der Scharfrichter zu Kiel und Schleswig schrieb am 1. Juni 1698 Friedrich von Rantzau, Amtmann zu Gottorf, an den Hüttener Amtsschreiber: „Da nun die ihnen (den Scharfrichtern) imaginirte Ehre und Schimpf bloß in der Opinion bestehet, überdem Wir alle ohne unterscheyd in Gottes Augen gleich und sterbliche Menschen sind, Ich auch sicher bezeugen kan, daß wenn Ich zugegen wäre, Mich nicht entlegen würde, ihrem Begehren ein Genüge zu thun, auch allemahl es demjenigen zur Ehre gereichen muß, der andern dieselbe beylegen zu können geachtet wird. So zweifle ich nicht, Meines Herrn Ambtsschreiber werde in solcher Consideration sich willig zu der begehrten Handanlegung an des verstorbenen Büttels Sarck finden laßen." — Der Amtsschreiber tat das Begehrte nicht, so fest war das Vorurteil gewurzelt. Erst nachdem unterm 9. Juni 1698 Herzog Friedrich dem Amtmann schärfere Maßregeln anbefohlen hatte, konnte der Scharfrichter zu seiner irdischen Ruhestatt gelangen.

Auf der Straße.

Von **Wilhelm Lobsien.**[3])

Durch eine enge Gasse ging ich heut.
Vom Nikolaikirchturm dröhnte das Geläut
Der sechsten Abendstunde, und vom Hafen her
Wuchtete dumpf das endlose Heer
Heimkehrender Männer, stumpf und gebrochen;
Trugen die Last einer ganzen Wochen,
Und den grimmen Haß auf all die andern,
Die müßig die hellen Straßen durchwandern.
Ich schob mich mühsam durch das Gedränge
Gegen den Strom der brausenden Menge.
Am Marktplatz blieb ich aufatmend stehn
Und ließ den Zug vorübergehn.
In manchen Blicken, in manchen Geberden
Lag ein Hunger nach Glück auf Erden,
Lag ein Schrei nach täglichem Brot,
Und in manchen jammernde Seelennot,
Doch auch in manchen sorgloser Sinn,
Der fröhlich durchs Leben schlendert dahin.

---

[1]) Wahrscheinlich lag die Wohnung des Scharfrichters oder Büttels im Kirchspiel Borby. Im Eckernförder Stadtprotokoll findet man um 1720 einen Anhalt über den Platz der „Schinderkahte." Sie stand vor dem Langenbrücktor bei den „Saltzgruben." Noch heute heißt das Wiesenstück zwischen Pferdemarkt, dem von dort nach der Gasstraße führenden Fußsteig und dem Damm der Eckernförde-Kappelner Eisenbahn „die Salzgrube." Des Büttels Haus wird wahrscheinlich nördlich vom Pferdemarkt gewesen sein; die nördliche Häuserreihe gehört noch jetzt zum Borbyer Kirchspiel. Zwei Grundstücke in der Nähe des Windebyer Noors bei dem Pulverschuppen heißen „Schindanger" und „Aaskuhle."

[2]) Königl. Staatsarchiv in Schleswig A XX Nr. 2716.

[3]) Aus Lobsiens „Dünung" im Verlage von Carl Schünemann in Bremen, besprochen im vorigen Jahrgang der „Heimat," Nr. 12.

War einer darunter, ein leichter Gesell,
Himmel, wie lachten die Augen ihm hell;
Der denkt gewiß durch die ganzen Wochen
An nichts, als daß ihm die Liese versprochen,
Am Sonntag zum Tanz in die „Linde“ zu kommen.
Herrgott! Und die Dirn gehört nicht zu den Frommen,
Hat heißes Blut und durstige Lippen,
Die von allen Schalen des Lebens nippen
In ewigem Durst. — Das wird nun so gehn
Drei, vier Jahre, vielleicht auch zehn;
Dann liegt sie verschmachtend am Straßenrand
Des Lebens, und stößt mit verzweifelter Hand
Voll Ekel den Becher der Lust in den Sand.
Er aber — die Welt ist so groß und weit,
Und die Liebe lacht und die Seligkeit
Auf allen Gassen durchs ganze Jahr.

Hat mancher von den alten Knaben,
Die müde im Zug vorübertraben,
In gleichem Maße geliebt und gescherzt
Und ein süßes, lustiges Mädel geherzt,
Von Liebe gesprochen, von Treu und Bestand,
Ihr ein golden Ringlein gesteckt an die Hand.
Auch seine Liebe war stolz und heiß —
Nun ist sie geworden müde und leis,
Hat das Lachen verlernt und den Übermut,
Und den Trost des Wortes: Ich bin dir gut!
Mag nichts Liebes und Holdes mehr sagen,
Kann nur sorgen und kann nur klagen,
Verschrumpft, verhetzt, zermürbt und verschlissen,
Von Alltagswehen zu Tode zerrissen.

Vorüber! Vorüber — zu allerletzt
Kommt einer, den hat das Leben gehetzt
Durch aller Wirrnisse nächtigen Graus.
Was kümmert ihn Weib und Kind und Haus!
Wo im Becher das Feuerwasser blinkt
Und mit tückischen Liebesarmen winkt,
Mit lächelndem Schmeichlerangesicht
Ihm goldene Berge und Schätze verspricht,
Und gleißend vom Land des Vergessens erzählt
Dem Armen, den Hunger und Sorge quält:
Da sitzt er täglich und stiert in sein Glas
Und ertränkt seinen Kummer im funkelnden Naß.

Will just vom Wege zur Seite biegen,
Auf der Kneipenbank ein Stündchen zu liegen,
Da kommt ein Mädel, hungernd und bleich,
Und schmiegt sich an seine Kleider weich,
Bittet und bettelt: „Komm heim, Papa!
Zu Hause wartet und weint die Mama.“ —
Er knurrt und brummt. Da plappert das Kind,
Wie schön daheim er die Stube heut find't,
Und daß es ein Lob von dem Lehrer bekommen
Und ein schönes Zeugnis mit heimgenommen,
Hätte am feinsten von allen gelernt
Und wäre die fleißigste, beste gewesen . . .
All ihre kleinen Freuden und Sorgen,
Die lebendig gewesen seit heute Morgen,
Plaudert sie aus mit gar wichtigem Sinn, —
Ihr ganzes Leben liegt ja darin.

Und wie sie so leise den Vater führte,
Ach, wie mich das kleine Wesen rührte.
Die Augen glänzten so sonderlich,
Als wollten sie sagen: Nun hab' ich dich!
Ich bringe dich heim aus Lärmen und Treiben,
Und heute wirst du zu Hause bleiben.
Er aber stand einen Augenblick,
Als säh' er auf all sein Leben zurück,
Und ließ seine Hände, die rußigen, breiten,
Dem Mädel über die Zöpfe gleiten,
Fast zärtlich leis'. Dann aber kam
Ein Stöhnen wie tiefverborgener Gram
Aus seiner Brust. In steigender Wut
Schoß ihm ins Antlitz das rote Blut,
Und fluchend ließ er das Mädel stehn
Und tat hinein in die Kneipe gehn.

Das Dirnlein stand verschüchtert ganz,
In den Augen ein tiefer, feuchter Glanz;
Und Scham um des Vaters Schwäche stand
Ihm rot in das arme Gesichtchen gebrannt.
Dann stellt es treulich sich an die Türe,
Bis der Vater kommt, daß es heim ihn führe,
Durch dunkle Gassen, wo niemand ihn kennt
Und anderntags seine Schande nennt.

Ich aber schritt
Zur Stadt hinaus. Mir war's, als glitt
Das kleine Dirnlein weinend nebenher,
Sein liebes Herze bang und sorgenschwer.
Das rief mir meiner Jugend Tage wach,
Mein liebes efeugrünes Heimatdach,
Das Stüblein, drin wir abends alle saßen,
Wenn Vater oder Mutter Märchen lasen. —

O, über meiner Jugend liegt ein Glanz
Von tausend Sonnen, und ein bunter Kranz
Von wunderbaren, hellen Frühlingsblüten,
Um den sich Elternaugen sorgend mühten.

O, über meiner Jugend liegt ein Schein!
In all mein Leben fällt der licht hinein
Und macht mir meine dunklen Tage hell.

Arbeiterhäuser vor 50 Jahren in St. Peter und Ording, Kreis Eiderstedt.

Von J. Cornils in Ording bei St Peter.

Die Häuser der Arbeiter, die nicht ohne Zufall und zwar der besseren Lebensbedingungen wegen in Ording ausschließlich und in St. Peter vorwiegend an der Peripherie der Gemeinden liegen, waren in alter Zeit oft mehr als einfach: das Dach nicht immer ganz, von Ratten- und Iltislöchern nicht frei, der untere Rand (de Ösen) sehr ramponiert, den meisten Fugen der

mit Lehm gemauerten Wände fehlte der Kalkmörtel, der Schornstein schien der senkrechten Stellung überdrüssig geworden zu sein, und die Haustür hing oft schief und lahm in den Angeln. Über die hohe Hausschwelle trat man tief in eine Lehmmulde, die bei Regenwetter voll Wasser war, das langsam in den Erdboden versickerte. Ähnlich war es bei der Stubentür, und Stuben- wie auch Hausdiele waren von Lehm, wurden aber morgens „gefegt" und dann hübsch mit weißem Sand bestreut. Bisweilen geschah dies auch mit nassem Sand mittels eines Trichters, mit dem man hübsche Figuren auf der Diele zeichnete. Ein kleiner eiserner Ofen auf hohen Füßen, ein sogenannter Beileger, weil er von der Küche aus geheizt wurde und zwar meistens mit Stoppeln oder Heidesoden, erwärmte nur mäßig die Stube. Auf diesem Ofen stand eine flache Schale mit Öl oder Tran gefüllt; über ihre Kante hing der brennende Baumwolldocht, oder in ganz sparsamen Haushaltungen lagen an dessen Stelle getrocknete Wasserbinsen (Roschern), so das Zimmer wenig erhellend. Dann waren da noch zwei dumpfe Wandbettstellen, mit altem Stroh gefüllt, geringem Bettzeug darauf und Gardinen davor, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war. Zwischen den Betten oder an dem einen Ende derselben war noch ein Gelaß für Kleidungsstücke oder Schuhzeug, im Winter, weil frostfrei, wohl gar für Lebensmittel: „Spintjen" genannt. Die Fenster, meistens zwei, waren klein, hatten kleine, oft blinde Scheiben, die im Winter bei stärkerem Frost den ganzen Tag überfroren waren. Doch halt! auch dann hatten diese Scheiben noch kleine, dunkle, etwas verweinte Augen, durch die man einen Blick auf eine stille, engbegrenzte Welt da draußen werfen und durch die sich auch ein warmer Sonnenstrahl ins kleine Stübchen schleichen konnte, das waren die Stellen, wo der warme Hauch eines Kindermäulchens den für einen Augenblick siegreichen Kampf mit dem Frost aufnahm. —

Das Mobiliar („Inchut") ist bald genannt: vor dem Ofen stand ein einfacher hölzerner Tisch, an dessen unteren Teilen man noch seine frühere Farbe erkennen konnte. In der Schublade lagen Tischmesser, Gabeln und hölzerne oder hörnerne Löffel. An jeder Seite des Ofens stand ein Lehnstuhl, dessen harter Sitz durch ein Kissen gemildert ward; die übrigen Stühle standen an den Wänden. Dort fand man wohl auch eine eichene Schatulle. In der oberen Klappe hatte der Vater seine Habseligkeiten und hielt sie stets verschlossen. Den Schlüssel finden wir in seiner Hosentasche, mit einem Kuhzahn zusammen den leinenen Geldbeutel umschlingend. Warum mit einem Kuhzahn, fragst du? „Ja, dat is wohr, solang as ik disse Tän an mien Geldbüdel inne Tasch drag'n heff, solang heff ik keen Tänweh hatt." In den unteren Schubladen der Schatulle, die wir meistens unverschlossen finden, regierte die Mutter. An der Wand, entweder frei davor oder halb hineingelassen, sehen wir noch das sogenannte „Teeschapp," ein kleines Schmuckkästchen, das an den Seiten lange, schmale und vorne in geschwungenen Linien mehr rautenförmige Glasscheiben hatte. Dies Schränkchen war mit Börtern versehen, an denen in Kerben die besseren Löffel und auf denen die schönen Tassen, Zuckerdose usw. prangten.

Und in dies armselige Stübchen hatte sich auch doch noch ein Stückchen Kunst eingeschlichen, um mit ihrer Schönheit das harte Los der Bewohner zu mildern. Betrachten wir den alten Beileger noch etwas genauer. Auf seinen größeren Seitenflächen finden wir Darstellungen aus der Heiligen Geschichte, die mich als Kind immer und immer wieder erfreuten: Jesus als Kinderfreund, Jesus als guter Hirte — dann noch das Bild vom verlornen Schaf usw.

Wenden wir nun noch einen Blick auf die Familie. Da, auf einem Lehnstuhl, zwischen Ofen und Wand, hat der Vater seinen Platz. Seinen Rock, „mien Rontje," hat er im Hause stets abgelegt, er hängt am Nagel an der Wand;

dafür aber finden wir die Mütze immer auf seinem Kopfe, der Deckel derselben legt sich nach vorn über auf den Schirm. Dafür, daß er rockbar ist, hat er die Bezeichnung: ik seet int Voomb. „Voomb" ist eine leichte parchene Jacke, die er über dem Hemde trug. Um den Hals hat er ein kleines leichtes Tuch geschlungen. Die Weste ist von oben an nur halb zugeknöpft, der Bequemlichkeit wegen. Die Hose ist einfach, hat aber neben den gewöhnlichen Taschen noch eine kleinere für die Uhr: „de Uhrfick." Unten sehen wir, daß er Socken über den Strümpfen trägt und daß die Füße in altmodischen Holzschuhen stecken, die mit Stroh ausgelegt sind: eine trockene, warme, aber höchst unbequeme Fußtracht. An den Winterabenden dreht der Vater Seile von dem im Sommer geborgenen Sandhafer oder er macht Besen daraus, so sich eine kleine Einnahme verschaffend. — An der andern Seite des Ofens sitzt die Mutter im Lehnstuhl und strickt oder spinnt. Sie trägt eine dunkle, kattunene Haube mit Bändern unterm Kinn und darüber noch eine solche wollene, die unterm Kinn vielleicht zugehakt ist. Erstere trägt sie auch nachts im Bett, so ebenfalls die kleinen Töchter; das wäre doch zu unordentlich, wenn sie sollten ohne Nachthaube ins Bett gehen. Die kurzärmelige Jacke, die die Mutter trägt, heißt auch „Voomb."

Der Rock war selbstgefertigt, „eegenmakt." Die Füße staken gewöhnlich in Holzpantoffeln; jetzt ruhten sie freilich auf einer Feuerkieke, „Staaf" genannt. Gönnen wir der armen Frau diesen Luxus; sie hat diese Erwärmung nötig, denn sie kennt noch nicht die Damenhose, weder die offene noch die dichte. Zu den Füßen der Mutter sitzt auf einem Schemel ein kleines Töchterchen, das auf dem Schoße einen hölzernen Stiefelknecht hat. Ihre lebhafte Phantasie hat aus ihm, da sie ihm ein Tuch umband, eine hübsche Puppe gemacht, mit der sie sich prächtig unterhält. Die anderen größeren Kinder sind lauter und spielen auf der ausgetretenen Lehmdiele mit Läufern. Da die Uhr bald 7 ist, steht die Mutter auf und bereitet in der Küche rasch das einfache Abendessen. Sie kommt hinein, wischt den Tisch ab, legt Gabeln um, stellt ein Salzfaß auf den Tisch und eine Holzscheibe. Auf diese wird die Pfanne, die sie aus der Küche holt, gesetzt; sie enthält ein Gericht, das nicht jedem mundet. Aber hier schmeckt's, ist doch eine herrliche Würze daneben — der Hunger: es sind Pferdebohnen mit Kartoffeln, freilich nur mit Wasser gebraten. Aber die Pfanne wird rasch geleert, von den Eltern, die näher an den Tisch rückten, und von den Kindern, die beim Essen stehen mußten. Da man aber noch nicht satt ist, holt die Mutter das Brot, und der Vater schneidet jedem eine halbe Schnitte noch ab, und nun hebt die Mutter ein Tuch auf, das auf dem Ofen lag und Kartoffeln deckte, die dort wärmen sollten. Diese werden verteilt, in Schnitte getan und aufs Brot gelegt, so die Butter ersetzend. Nun gehen die Kinder ins Bett, der Vater greift nach der Pfeife und die Mutter zum Spinnrad. Nachdem wir uns noch eine Weile mit ihnen trefflich unterhalten haben, verabschieden wir uns, sehen aber beim Weggehen, daß über der Stubentür noch ein schmales Bort ist, das die geringe Hausbibliothek leicht fassen kann: Bibel, Gesangbuch, Kalender und ein Liederbuch, damals aber fast immer ein geschriebenes.

Da wir weggehen, werden wir gewahr, daß die Hausdiele quer durchs Haus geht und daß die Nordwand bedeutend niedriger ist als die Südfront. Dort geht, um die teuren Ziegelsteine zu sparen, das Dach viel weiter nach unten und bildet so „de Affid." Von der Mauer ab bis zur Höhe der Zimmerdecke war das Strohdach mit Lehm besetzt und mit Kalkmilch überstrichen. In der Mitte dieses Stückchen Daches war meistens ein kleines Fenster, das aber seine größte Ausdehnung in der Längsrichtung der Wand hatte, und durch welches Licht auf den offenen deutschen Herd fiel, unter dem ein kleiner Backofen war.

Dem Herd gegenüber, in halber Höhe der Wand, war ein breites Brett angemacht, auf dem oder unter dem der Eimer mit dem Trinkwasser, „Teewater" genannt, seinen Platz hatte. Unter dem kleinen Fenster war ein Bort befestigt, auf dem die wenigen Kochgeräte sauber und geordnet standen. Zwischen dem Herd und der Außenwand war noch ein Gelaß für Feurung: bei den Arbeitern für Stoppeln, bei den Bauern für Raps- oder anderes Stroh, und das „de Strohherrn" hieß.

Einst stand ich als Kind mit dem Henkeltopf in der Hand vor einem ähnlichen Hause. Da das Wetter regnerisch war, die „Ösen" noch tropften, alles Holzwerk farblos mich anstarrte, machte das Häuschen auf mich einen so traurigen Eindruck, daß mich ein Schauder überlief. Um mir selber Mut zu machen, knöpfte ich die Jacke zu und setzte die Mütze fester auf den Kopf. So gerüstet machte ich mich daran, mit der stark verschlissenen Klinke die Tür zu öffnen; nach etlichen Versuchen gelang es. Ich fiel aber so tief über die hohe Hausschwelle weg, daß mir die Suppe unterm Deckel hervorspülterte; dann schob ich ganz leise die Tür wieder zu, hielt den Atem an und lauschte, ob nicht jemand käme. Es regte sich nichts. Nach einer Weile hustete ich mal — dann sagte ich nicht zu laut: „Chun Dach!" Das Haus schien um die Mittagsstunde ausgestorben zu sein. Da faßte ich mir ein Herz und ging zur Stubentür („Dörnsdör") und öffnete sie leise.

Die Sitte des Anklopfens kannten wir damals noch nicht, und das Abnehmen der Mütze kam mir hier im Arbeiterhause unnötig vor. Das Zimmer schien leer zu sein; als ich aber noch einmal meinen leisen Gruß „Chun Dach!" bot, regte sich etwas hinter der vorgezogenen Bettgardine. Ein abgemagerter, dunkelgelber Arm schlug die Gardine auseinander, und ich sah in ein kleines Gesicht, das mit verglasten, wässerig blauen Augen mich zu suchen schien. Über die linke Seite des Gesichts hingen dünne und kurze Strähne ihres grauen Haares. Das Bett war gleich dürftig an Quantität wie an Qualität, und ebenso sehr ließ auch die Reinlichkeit desselben zu wünschen übrig. Sie fragte: „Wer is dor?" — „Dat bin ik!" — „Wie heets du?" — „Jakob Enils; ik schull chröten von Moer, hier wehr för Frauken en bêten Eten!" — „Bis du vun de Mœhl?" — „Ja!" — „Denn sett de Pott man hierher op de Stohl för min Bett un denn gah man to Hus un chröt Moer man velmals un sech ehr doch ok man chans chräsi vel'n Dank un Vaer schall wull de Pott weller henbring'n." Dabei zog sie die rechte Hand unter der Bettdecke hervor und suchte damit nach meiner Hand, die ich ihr denn nur mit dem größten Widerstreben ließ. Mit dem Druck ihrer feuchtwarmen, unsauberen Hand wollte sie wohl noch ihren heißen Dank an meine Mutter bekräftigen. Ich atmete erst wieder auf, als ich draußen stand, und dann sah ich mir noch einmal die Wohnung an, deren Ärmlichkeit meine junge Seele tief bewegte. — „Vaer, de de Pott henbring'n schull," war ihr alter Ehemann, der von der Last der Jahre wie von der Schwere der Arbeit gleicherweise gebeugt war, dem das Schicksal nur noch gönnte, krumm und steif mit dem Stecken in der Hand von Tür zu Tür zu trippeln. Volkesmund nannte ihn darum „Peter Pitje Patje."

Als ich nach Hause kam, berichtete ich weniger getreu den Dank der alten Frau als vielmehr die begleitenden traurigen Umstände, was zur Folge hatte, daß ich von jetzt an öfter dahin gehen mußte. Ich tat es nicht ungern, die Armut empfand ich bald so wenig, daß ich mich gern zum Verweilen nötigen ließ und dann der alten Frau nach Kinder Weise allerlei kleine Erlebnisse erzählte, die sie willig und aufmerksam anhörte. Das gab ihr dann auch Veranlassung zur Gegenrede; aber merkwürdig, sie, die 7 Jahre bettlägerig war und allmählich erblindete,

hat niemals ein Wort der Klage zu mir gesprochen. Sie erzählte mir von ihren Gebeten, von ihrer vertrauenden völligen Ergebung in Gottes Willen. Und diese Ergebung hatte ihr eine solche Ruhe gegeben, ja, ihrem Wesen eine gewisse Heiterkeit verliehen, die das Leid längst überwunden hatte und mich schon damals die Frau bewundern ließ. In reiferen Jahren habe ich noch oft an die längst verstorbene alte Frau denken müssen und kam zu der Einsicht, daß sie, die da hinter der Gardine lag und litt, eine seltene köstliche Perle war, die ich durch Gottes Fügung dort ungesucht gefunden. — Und nun, lieber Leser, muß ich dir noch erzählen, daß der in diesem Falle so bitter irrende Volksmund diese stille Dulderin eine — Hexe schalt. Noch neulich traf ich eine Greisin, deren Wesen Gutmütigkeit und Milde ist, die doch noch zweifelnd, wenn auch versöhnend ausrief: „Na ja, dat mach denn de leve Gott ja wull weten, ob se wirkli wat kunnt hett!"

Nun sei dem ernsten noch ein heiteres Erlebnis angefügt.

Das Küchengerät war nicht sehr mannigfaltig — aber in ihrer Bedürfnislosigkeit verstanden die Bewohner es gar trefflich, damit auszukommen. Werde ich als Kind an einem Sonntagmorgen im Winter von meinem Vater in ein Arbeiterhaus geschickt, einen jungen Burschen zu bitten, zum Vater zu kommen, einen Auftrag von ihm zu empfangen. Ich treffe die Familie gemütlich plaudernd beim Vormittagstee. Das Brot ist schon gegessen, und zu der Nachlese des Tees wird von den Männern eine Pfeife geraucht. Als ich meinen Auftrag ausgerichtet, lädt der junge Mann in seiner freundlichen, treuherzigen Weise mich zum Verweilen ein; er wolle sich derweilen nur noch erst waschen, was er bis hierher versäumt habe, und dann sofort mit mir zum Vater gehen. Als er hinausging, um das zu besorgen, eilte ich in kindlicher Neugier und wohl mehr noch, um mich ungeniert mit ihm unterhalten zu können, ihm nach. Er ging in die Küche, sah sich erst unten um, als suchte er etwas, warf dann plötzlich den Blick in die Höhe und musterte dort unter der schrägen Dachseite des „Affids" die Reihe der nach der Größe geordneten hölzernen Kochlöffel („Schleem'n"). Die Auswahl war nicht groß; er nahm Nr. 1, den größten, schöpfte ihn voll Wasser aus dem Teewassereimer und stellte ihn dann vorsichtig auf das breite, oben beschriebene Brett, so, daß er sich leicht an die Wand lehnte. Jetzt erst ward mir klar, daß der große „Schleef," der mittags anderen Zwecken diente, nun die Stelle der Waschschüssel zu vertreten habe. Da Waschseife damals in diesen Häusern noch nicht gebräuchlich war, tauchte Johann die rechte Hand vorsichtig in den Schleef, rieb nun ebenso vorsichtig die andere Hand damit um, aber immer so, daß jeder abfallende Tropfen wieder zu seinem Ursprung zurückkehrte. Dann langte die rechte Hand wieder in das Wasser, gab der linken etwas ab und vereint machten beide sich daran, das Gesicht zu waschen, wobei aber die Umrandung ängstlich und sicher gemieden wurde. Auch die Ohren hatten es gut: von kalter Nässe wurden sie nicht berührt. Nun wurde noch einmal mit der feuchten Hand über das Haar gefahren — und fertig war er. — „Ja, min Jung, min Broder hett dat Kaken, un de is ümmer so akkerat; wi mœt dat ümmer weller to Platz hang'n, wat wi brukt hem'n; sonst ward he doll," erzählte er mir. Dabei nahm er den Schleef, schwenkte ihn aus in die Gosse und hing ihn wieder an seinen Platz — zu anderweitigem Gebrauch, aber mit dem befriedigenden Gefühl, sich so nicht nur der größten Ordnung, sondern auch gleicher Sauberkeit befleißigt zu haben. Das Brett wurde nicht abgewischt, war auch nicht notwendig — es war kein Tropfen vorbeigefallen.

Ich hatte ihm schweigend voll Erstaunen und mit größter Freude zugesehen, und es war das erste, daß ich zu Hause der Mutter erzählte, worin und wie Johann sich gewaschen habe.

Die Mutter aber, die mir recht aufmerksam zuhörte und ihren Jungen kannte, fügte meiner Erzählung die sehr eindringliche Warnung hinzu: „Ik ra di awer, Kind, dat du dat Johann nich nahmakst, denn kregst du chans chehöri Stripps!"



Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten. II.

Gesammelt von **Karl Bebensee**, Büstorfer Ziegelei.

Dat schall di uprapp'n as galsteri Speck.
Beter armseli fohrn as grotherrsch to Fot.
Beter wat as garnicks, sä de Wolf, do freet he 'n Mück.
Morg'nstunn hett Gold in'n Mun': Dat 's ni wohr, sä Hans, as ik hüt Morg'n ut uns' Blangndör full, har 'k dat gans' Mul vull Sand.
All'ns in de Welt: a. blots keen Nachmütz mit Ärmeln, b. blots keen Boddermelk to'n Kaffi.
Hol di an'n Tun, de Himmel is hoch.
Dat kann all vörkam', wo lütt Kinner in't Hus sünd, dat dor'n Holtschoh in de Grütt is.
Dat hest drapen, sä de Kröpel, do beet de Hund em in't holten Been.
Wat to'n Swienstrog tohaut is, dor ward keen Backtrog ut; un wat to'n Mulesel geborn is, dor ward keen Kutschpeerd ut.
Grad' as ik gahn wull, do smet'n s' mi rut.
De Koh vergitt, dat se 'n Kalv west is.
Gah hin un melk de Höhner, awer vergitt de Hahn ni.
Gah hin un gröt dien Großmudder un segg, se schull ni eh'r Pannkoken backen, eh'r se Mehl har, un ni eh'r slucken, eh'r se en Kehl har.
Wo keen Kerl hinfallt, dor steiht ok keen weller up.
Kloke Höhner leggt ok in de Neddeln.
Tellt' Gös bitt de Voß ok.
Dat is man so 'n Snack, sä de Voß, dat ik Goshar warn schall.
Rop ni eh'r „Halt Fisch!" as bit du welk' in de Kiep hest.
Du kannst mi in Maanschien begeg'n, denn bruks du keen Latern.
Sett di dal, nimm en Stohl un smök.
Sett ju up Stöhl, seggt de Dönnsdörper, un hebbt sülb'n man Hükers.
Sett di dal, de Stohl kümmt gliek.
Sett di dal, seggt Stahl, nimm de Kann un drink mal; Mudder, gif den Mann mal 'n Piep, Toback het he sülb'n.
Ik wull, dat all' Dag' Sünndag weer, Fret'n un Sup'n min Handwark weer.
De Gesmack is verschieden; de Een mag gern Bodder up Brot, un de Anner gröne Seep.
Fiede, mags Kees? Ja, wenn de Mettwuß all is.
En gode Fröhstück is beter as 'n gans'n Dag garnicks.
So 'n Gos is doch en snakschen Vagel, sä Hans, een is ni rech' noch, un twe sünd meist en beten vel.
Ik will gern bie't Eten stahn, sä de Jung, wenn 'k denn man bi de Arbeit ligg'n dörf.
Dat is lich' seggt: Vör'n Sößling Kees, awer vun wat vör'n Nummer.
Wat fragt wi na 'n Schepel Mettwüß, wi hebbt ja keen.
Uns' Tied ward Ossen fett makt, un de na uns kamt, lat Kohfleesch et'n.
Wat de Een ni mag, is den Annern sin best Kost.
Gotts Wort is in Swunk, sä de Swienhar, do har he de Bibel in de Pieisch.
Wat süht dat Kind sien Vadder liek, sä de Hebammsch, do leg dor'n Farken in'ne Weeg.
Klas, heß min Klas ni sehn? Ja, Klas, min Klas un din Klas, de stünn' dor nern bi Klas Klasen sin Klas.
Ik will hunnert Johr old warn, un wenn't ok min Leb'n kost, sä Jochen Danker, do lev he noch.
Uns' Tied steiht de Welt.
Vun en Oss kann man ni mehr verlang'n as en godes Stück Fleesch.
Kümmt Tied, kümmt Rat, un kümmt en ol'n Pott anflag'n, denn find' sik ok de Draht.
As dat Glück reg'n deh, harn de Dummsdörper ehr Pütt ümstülpt.
Art lett ni vun Art, un dat Speck ni vun de Swart.
Je düller man in de Schiet röhrt, je düller stinkt dat.
Dat is Schiet, wenn man mit Dreck hannelt.
Dat weer „een," sä de Düwel, do har he twe Sniders grep'n.
Wer vör de Höll wahnt, mutt den Düwel to Frün' hol'n.
Vör Geld kann man den Düwel dansen lat'n.
Steiht de Sünn in't Westen, denn arbeit' de Ful'n am besten.
He is so ful as so 'n Stück Schiet, man kann wider mit em smit'n as jag'n.
Ik bün so möd as en Poch, ik will erst en paar Stünn' ligg'n un denn to Bett.
Wat kennt en Oss vun Peper, he kümmt ja ni in de Ap'thek.
Wat de Bur ni kennt: a. dat fritt he ni, b. dor seggt he Kantüffelkrut to.
Wenn de Bur „ji" seggt, meent he sin Swin alltosam'n.
Wat en godes Peerd is, starvt in de Säl.
De Peer, de den Hawer verdeent, kriegt em ni.
Dat stimmt as Pingst'n up 'n Sünndag.

Woneer weer dat? Dat weer twischen Wihnach'n un Eckernför, as dat to Niejahr Ostereier geev.
Dat paßt as Fust up't Og.
As ik mit min Fru frie, segg' Hans Hinnerk, kunn ik ehr vör Leev upfreten, un nu deiht mi dat leed, dat ik dat ni dan heff.
Hier sünd schöne Utsich'n, seggt Mars; de sünd ok beter as de Franschbrö', seggt Peter.
Utverschamt lett ni god, awer dat sett' doch god.
Bliev an de Eer, denn fallst du ni vun Böhn.
Bang bün ik ni, awer ganz gefährli lopen kann ik, seggt Krischan Bumann.
Du büst Kropperbusch noch ni verbi.
Hest keen Geld mehr? Ne! Denn lat en Daler wesseln.
Dat steiht em an as den Burn dat Aderlat'n.
Dat het he rut: a. bit up en Lep'l vull, b. as de Oss dat Mus'n.
Wat sünd ji Minschen, seggt Lehmann to sin Swin: a. fret d' Lich' up un sitt in Düstern, b. pett mit de barden Been in den hitt'n Drank.
Wat en Hitt'n in de Meieri, wat sweet de Meiersch, wat danst de Mamsell, wat flegt de Huwelspöhn.
Dat schall hier bohnert (Dorf Bohnert) sien, dat is ja ni mal schruppt, sä Krischan Mau, do güng he lank't Dörp.
Dor is ok rein garnicks mehr an' Dag, seggt Hans Fulwuß, wenn man meent, dat is Ab'nd, denn is't erst Middag.
Wo man sülb'n ni kümmt, ward een' de Kopp ni wuschen.
Wer sik de Welt up 'n Nacken lad', het se to drägen.
Du kannst mi lank 'n Puckel rutschen.
Jede Spitzbow denkt: „all' Lüd stehlt."
Wer ehrli dörch de Welt will, mutt sik en beten tostehl'n.
Wenn de Bock stamert, denn lügt he.
Dor is allerweg'n wat bi: a. blots keen Burstä, b. blos ni bi de Bord'ler Arf'n.
Dat is de Wuddel, sä Korl Sell, do har he bi't Krut fat.
Wat is en Drom? „En Freud." Wenn man wat Godes drömt, freut man sik in' Slap, un drömt man wat Slech's, denn freut man sik bi't Upwak'n, dat dat ni wohr is.
Dat is grad vun Paß as Jörn Peter sin Fewer, dat weer ni to hitt un ni to kold.
De Een sin Dot is de Anner sin Brot.
He is dor mank as de Uhl mank de Kreihn.
He is so wrandi as so 'n Putt vull Müs'.
Is 't nu all? Ne, all is 't ni, dor is blots ni mehr.



Mitteilung.

Die Steppenweihe (Strigiceps pallidus) in Schleswig-Holstein. Am 26. Novbr. 1903 erhielt Herr Meinert-Hagendefeldt auf Sylt, wie wir einer Notiz in der „Nerthus" (VI, Heft 14) entnehmen, von List, dem nördlichen Dünendorf der Insel, eine schöne alte männliche Steppenweihe in rein graublauem Kleide. Vor kurzem erhielt ich zum Ausstopfen ebenfalls ein Exemplar dieses in Schleswig-Holstein selten vorkommenden Vogels zugesandt. Dieses maß von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 50 cm und hatte eine Spannweite von 88 cm. Das Gefieder ist blaßblaugrau und sehr empfindlich, dabei äußerst weich und besonders am Kopfe sehr locker. Die Unterseite ist heller gefärbt. Die Beine sind lang, sperberartig und gelb. In dem Kropfe fand ich eine teilweise verdaute Maus. Über nähere Beobachtungen bei der Jagd auf diesen Vogel teilte der Besitzer, Herr Gutsbesitzer Stauffer zu Steinwehr bei Rendsburg, folgendes mit: „Schon im Jahre 1903, im Herbst, habe ich diese Weihe hier verschiedentlich bemerkt, stets im langsamen Fluge über die Felder ziehend. Auch in diesem Herbst wurde sie vielfach gesehen, kam aber, da sie sehr scheu war, niemals zu Schuß. Ob es sich in beiden Jahren um dasselbe Exemplar handelt, kann ich selbstredend nicht behaupten. Ich bemerke noch, daß ich die Weihe niemals auf einem Baum oder Telegraphenpfahl, häufiger aber am Boden sitzend gesehen habe. Am 28. November sah ich den Vogel wieder in der Nähe des Hofes schwebend und sich dann dicht hinter einem Knick niederlassend, worauf er im Auffliegen geflügelt werden konnte, so daß es gelang, ihn zu ergreifen, nicht ohne daß er sich sehr kräftig mit seinen Fängen zur Wehr setzte." — „Die Steppenweihe[1]) oder blasse Weihe ist ein bei uns in Deutschland nicht gerade häufiger Vogel. Ihr Brutgebiet ist Südeuropa von Ungarn und Südrußland an südlich und Afrika, wo sie auf dem Zuge bis zur Kapkolonie geht. Auch in Indien, Kleinasien, Syrien und China kommt sie im Winter vor. In Deutschland ist ihr Brüten erst einige Male sicher festgestellt, dagegen kommt sie in manchen Jahren in sehr großer Zahl auf dem Zuge zu uns, so daß man ein Vorrücken nach Nordwesten und ein allmähliches Einwandern von ihr vermuten kann."

Hassee bei Kiel, den 12. Dezember 1904. H. Kalström.

[1]) Dr. Carl R. Hennicke, „Die Raubvögel Mitteleuropas."

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 5. Mai 1905.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

2. Hans Gudewerdt der Ältere aus Eckernförde.

Am 20. Februar d. J. feierte die Innung der Tischler in Eckernförde das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Sie begründet ihren Anspruch auf dieses Fest mit einwandfreiem urkundlichen Zeugnis. In dem noch im Besitz der Innung erhaltenen Meisterbuch aus dem 17. Jahrhundert, das in altes mit Hufnagelnoten und lateinischem Text eines Kirchengesanges bedecktes Pergament gebunden ist, heißt es: „Anno 1605. Des Mandags in de Fastelavent, welchs is den 20. Februarÿ hebben das Ampt der Sniddeker in nahmen der hilligen drei faltickeit gehaven zu bisitters

Peter Mandixen Borgemeister
Peter Budde . . . . .

Zu Alderlüd sind gehawen

Detloff Fulschenk
Hans gudewert.

Zu dem is ock beslatten dadt nicht mher in ihr ampt sin schollen, als acht Meisters: Nemlich Detloff Fulschenk, Hans gudewert" (folgen die Namen der andern Meister).

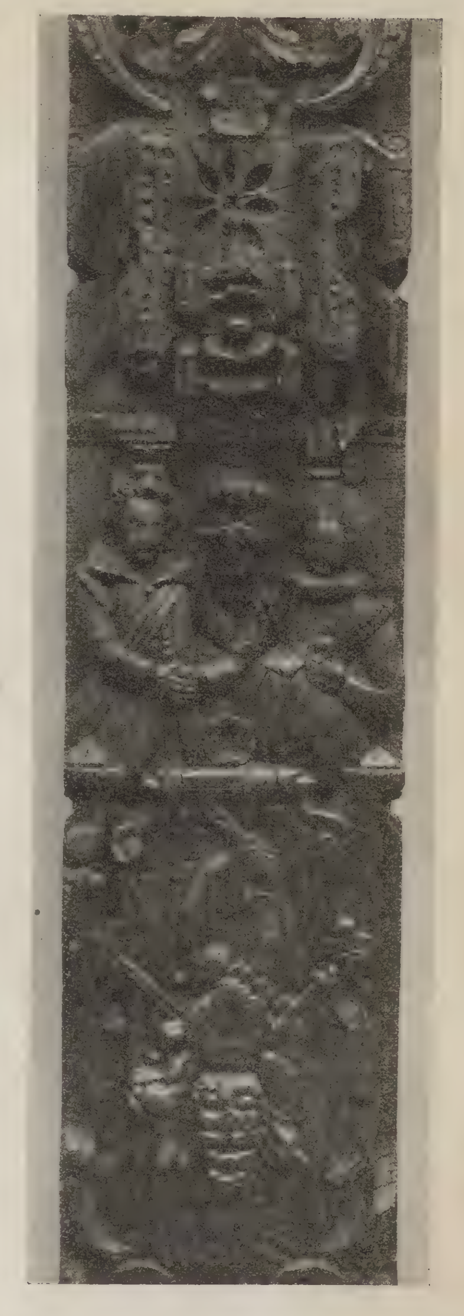
Der hier unter den ersten beiden Älterleuten des Eckernförder Schnittkeramtes bei seiner Verwandlung in eine geschlossene Zunft genannte Hans Gudewerdt ist einer der tüchtigsten, gewiß aber der eigenartigste und interessanteste Meister der Zeit um 1600 in unserer Heimat. Seine Werkstatt muß sehr produktiv gewesen sein, denn seine Arbeiten sind weit, selbst über die Grenzen unserer Provinz hinaus verbreitet. Auch das Thaulow-Museum besitzt eine Anzahl teils ganzer Truhen, teils Bruchstücke solcher aus Hans Gudewerdts Werkstatt. Die ausgesprochene Eigenart dieses Meisters hatte schon früh die Aufmerksamkeit der Kenner unserer Landeskunst auf sich gezogen. Zuerst hat der Direktor des Hamburger Museums, Professor Dr. Justus Brinckmann, auf ihn hingewiesen. Da man den Namen des Künstlers selbst nicht wußte, faßte Brinckmann die ganze charakteristische Gruppe seiner Arbeiten unter der Bezeichnung von Werken des „Meisters mit dem Flöte blasenden Hasen" zusammen, so genannt nach der vielfach auf der Mittellisene der Hochzeitstruhen jenes Meisters vorkommenden Figur eines die Flöte blasenden Hasen. Im Bericht des Museums für Kunst und Gewerbe zu Hamburg vom Jahre 1896 heißt es über den durch seine hervorragend tüchtige Behandlung des Holzes ebenso, wie durch seine fast überreiche, originelle Phantasie ausgezeichneten Schnittker: „Im Figürlichen wird der Meister von anderen seiner Zeit und Gegend übertroffen. Er liebt es, ohne Rücksicht auf das

Relief, die Figuren zu häufen, die Hintergründe zu vertiefen und mit winzigen Nebenscenen zu füllen; das führt ihn dazu, die äußersten Zumutungen an das Eichenholz zu stellen, indem er die Gestalten fast vollrund mit unterschnittenen, oft ganz frei vortretenden Gliedmaßen wiedergibt. Sein Hang zu üppiger Ornamentierung bringt es auch mit sich, den Rahmenhölzern größere Breite zu geben und durch Bogenstellungen die Bildfelder mehr zu beschränken als üblich, was wieder zu liliputanischer Kleinheit der Figuren führt. Seine Meisterschaft zeigt er in dem äußerst reich entwickelten Ornament. Sein Rollwerk belebt er durch Fruchtbüschel und Gehänge oder mit Früchten gefüllte Vasen; durch allerlei kleines



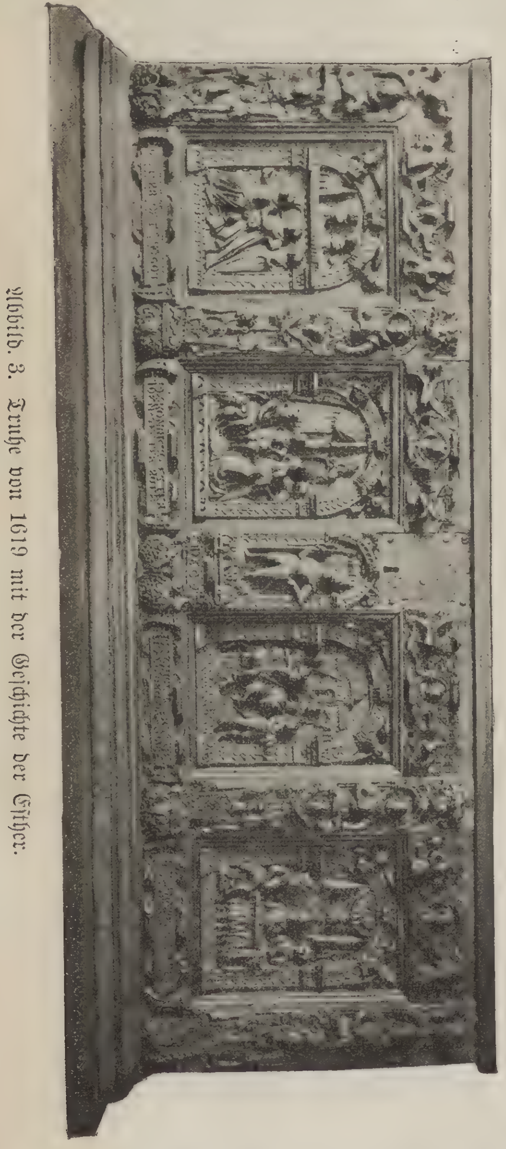
Abbild. 1. Die Kanzel in der Kirche zu Gettorf.

Getier, das bald wie jener die Flöte blasende Hase auf den Fruchtgehängen sitzt, bald in kleinen im Sockel oder Fries angeordneten Feldern erscheint; vor allem aber durch allerlei Figürchen in Zeittracht. Solche bekleidete Gestalten vertreten auf den Lisenen die herkömmlichen nackten Hermen und erscheinen in den Friesfeldern, bald in ganzer Figur, bald in Brustbildern, häufig mit Musikinstrumenten, bisweilen einem Pokal in der Hand. Die reiche Tracht der Zeit ist getreulich wiedergegeben, bis zu den Radkrausen und Spitzenhauben." — Diese Trachtenfiguren sind in der Tat so lebendig geschildert und bis in die Details sorgfältig wiedergegeben, daß schon ihr Studium allein der Mühe lohnt, unserem Meister besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Man betrachte einmal das Paar auf der Mittellisene einer Hochzeitstruhe (Abbild. 2), das in reicher Festtracht in echter Repräsentationsstellung wiedergegeben ist, darunter der flöteblasende Hase, eine derb humoristische Anspielung auf den Kindersegen in der Ehe. Die Seitenlisenen solcher Hochzeitstruhen pflegen gleichfalls in reicher Zeittracht männliche oder weibliche Halbfiguren zu zeigen, die auf einer Laute, Geige oder Harfe zur Hochzeit aufspielen. Oder man betrachte sich die auf unserer Truhe von 1609 (Abbild. 3) keck und lebendig in die Rundbogennische der Mittellisenen gestellte Wächterfigur: Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, während die Rechte den auf den Boden gestützten Speer umfaßt, die Haltung des Körpers kann nicht ungezwungener dargestellt werden, und die Kopfhaltung gibt uns den Eindruck des in die Ferne Spähens, obgleich die Gesichtszüge im Laufe der Jahrhunderte stark beschädigt sind. Eine übermütige Laune bekundet sich im Ornament des Rahmenwerkes der Truhen. Allerhand Fabeltiere, Sphinxe, geflügelte Seerosse, das Einhorn u. a. m. treiben darin ihr Wesen. Amor mit Pfeil und Bogen auf Jagd nach Menschen und Tieren treffen wir an und zwischen den Rollwerkkartuschen flatternde Vögel. Selbst der dem Motivkreis unseres Meisters inhaltlich oft nahe stehende Formenschatz Tönnies Ewers d. J., der die Kriegsstube im Rathaus zu Lübeck mit Holzschnitzereien geziert hat, bleibt hinter dem Reichtum Gudewerdts zurück. Die Reliefs stellen auch bei



Abbild. 2. Mittellisene einer Hochzeitstruhe.

ihm, wie bei den anderen Schnittkern unserer Heimat Geschichten aus der Bibel dar. Besonders oft scheint die Geschichte der Esther an den Truhen aus seiner Werkstatt vorzukommen. Im Thaulow-Museum ist sie zwei Mal in ganzer Folge und mehrfach in einzelnen Teilen vertreten. Außerdem besitzen wir die Paradiesgeschichte in vier sehr reich durchgebildeten Reliefs, die Kreuzigung, die Kreuzabnahme und die Auferstehung Christi. — Wie das Rahmenwerk zeigen auch die Reliefs der Füllung die echt deutsche Freude an der Ausbildung der Details. Im übrigen tritt hier die Phantasie unseres Meisters weniger selbständig auf, da er wie die anderen Schnittker unserer Heimat für die scenischen Darstellungen offenbar Stiche oder Holzschnitte als Vorlagen benutzte.



Abbild. 3. Truhe von 1619 mit der Geschichte der Esther.

Wie der Meister mit dem flöteblasenden Hasen eine ganz ausgesprochene künstlerische Eigenart zeigt, so unterscheidet er sich auch durch seine Technik von anderen Meistern. Ein Vergleich z. B. mit den Arbeiten seines Zeitgenossen Hinrich Ringelink aus Flensburg, den wir in früheren Heften dieser Zeitschrift kennen lernten, läßt das aufs deutlichste hervortreten. Der vollendeten Schönheit in der Formengebung, der zeichnerisch durchaus korrekten Durchbildung bei Ringelink steht bei Gudewerdt eine Bevorzugung des Charakteristischen und des Persönlichen gegenüber, der die schöne Form ohne Bedenken und oft in zu weit gehendem Maße geopfert wird. Bei Ringelink bildete sicher eine bis ins Detail durchgearbeitete vollendete Zeichnung die Grundlage, bei Gudewerdt hat man den Eindruck, als habe er nach einer flüchtigen Skizze zum Messer gegriffen, um darauf los zu schneiden. Man fühlt ihm die Freude am Schneiden nach, keine Holzfläche kann er stehen lassen, er muß sie mit dem Messer beleben und füllen. Während die glatte, elegante Bearbeitung des Holzes bei Ringelink verraten würde, daß dieser Meister auch in Stein zu arbeiten gewöhnt war, wenn wir es nicht aus Urkunden wüßten, lassen andererseits Gudewerdts Werke nicht im Zweifel darüber, daß er nur in Holz schnitt. Seine Reliefs würden sich in Stein so nicht ausführen lassen. Nichts ist hier geglättet und überarbeitet, jeder Schnitt des Messers ist stehen geblieben. Er geht tief in

die Fläche hinein, um den Hintergrund zu beleben, fast frei und vollrund bringt er seine Figuren im Vordergrund heraus. Seine Unterschneidungen sind oft so gewagt, daß sie sich kaum in einem anderen Material als dem zähen deutschen Eichenholz ausführen ließen.

Hans Gudewerdt, dessen Truhen, wie ich oben sagte, weit verbreitet gewesen sein müssen, hat auch für den Schmuck unserer Kirchen gearbeitet. Bei einer so fleißigen Werkstatt und einem so angesehenen Meister, dem Ältermann seines Amtes, war es wohl anzunehmen, daß man ihn für die Kirchen, deren künstlerische Ausstattung noch durch drei Jahrhunderte nach der Reformation die Sorge und der Stolz unserer Vorfahren blieb, mit Aufträgen versah. In der Tat habe ich auch mit Bestimmtheit bei mehreren Schnitzarbeiten in unseren Kirchen die unverkennbare künstlerische und technische Eigenart des Meisters mit dem flöteblasenden Hasen feststellen können, so auch bei der prachtvollen Gettorfer Kanzel, über die noch die alten Rechnungen erhalten sind. Aus ihnen geht hervor, daß Hans Gudewerdt aus Eckernförde der Verfertiger der Kanzel und somit der früher seinem Namen nach unbekannte Meister mit dem flöteblasenden Hasen ist. Den Nachweis im einzelnen habe ich im Anhang des Jahresberichtes des Thaulow-Museums 1903 gegeben. Da dieser Bericht jedoch nicht im Buchhandel erschienen ist, werde ich den Aufsatz noch an anderer Stelle veröffentlichen. Abbild. 1 zeigt die Kanzel in der Kirche zu Gettorf. Sie ist 1598 gestiftet von „Peter van Ahlefeldt arf geseten tor Lindov," Wlf van Ahlefeldt arf geseten to Koniese" und „Gosk van Ahlefeldt arf geseten tor Hote."

Von der Person unseres Schnittkers wissen wir bereits, daß er zünftiger Meister des Schnittkeramptes war und 1605 am Fastelavent, welches is der 20. February, Ältermann wurde. Er gehört einer seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Eckernförde nachweisbaren, angesehenen Familie an und lebte offenbar in guten Verhältnissen, denn 1604 vertraute ihm die Kirche ein Kapital von 70 Mark an, das er 1621 zurückgezahlt zu haben scheint. 1605 ist er Einnehmer der Erbheuer und Rentegelder. Nach den Aufzeichnungen des Meisterbuches scheint er erst im Jahre 1642 gestorben zu sein und würde dann ein sehr hohes Alter erreicht haben. Manches Schwere hat ihm sein Leben gebracht: er hat die Kriegsjahre 1627 bis 29 durchgemacht, er hat die Eroberung und Plünderung der Stadt Eckernförde 1628 und im Jahre darauf die furchtbare Pest rlebt, aber an Ehren und Freuden hat es ihm auch nicht gefehlt. Wenn sein Todesjahr von uns richtig angenommen ist, so würde er noch erlebt haben, daß sein Sohn und Nachfolger in Werkstatt und Amt, der tüchtigste Barockmeister unserer Heimat, Hans Gudewerdt d. J., 1640 seinen stattlichen, prachtvollen Altar in der Kirche der Vaterstadt aufstellte.

Kiel. Dr. G. Brandt.



Die Flurnamen als Quellen der Heimatskunde.

Von F. Tonn in Weede bei Segeberg.

Unter Flurnamen verstehe ich nicht diejenigen Namen, die in den auf dem Katasteramt liegenden Verzeichnissen stehen, und die gar oft eine willkürliche Verhochdeutschung der ursprünglich niederdeutschen oder slavischen Namen durch die Landmesser sind, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Land vermessen haben. Flurnamen, wie sie für unsere Zwecke Bedeutung haben, sind diejenigen, welche im Munde des Volkes gebräuchlich sind, und die in den

alten Erdbüchern stehen, welche zwischen 1760 und 1780 bei der Einkoppelung der Feldmarken angefertigt sind. Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß bis zur Einkoppelung die Fluren größtenteils noch Gemeingut der Dorfschaften waren und von den Hufnern gemeinschaftlich nach einem bestimmten Modus bewirtschaftet wurden. Nur kleinere Koppeln und Wiesen waren schon vorher in das Eigentum einzelner Besitzer übergegangen. Sie sind von den neueren Koppeln und Wiesen durch ihre krummlinigen Wälle leicht zu unterscheiden.

Die Entstehung der Flurnamen *) reicht ins Mittelalter zurück, vielleicht noch weiter. Sie verdanken ihre Entstehung den ersten Bewohnern einer Gegend. Jene werden es ebenso gemacht haben, wie die zur Zeit der Einkoppelung ansässigen Besitzer. Diese haben, wie die vielen in der Zeit nach der Einkoppelung entstandenen Flurnamen beweisen, den ihnen zugeteilten Acker-, Wiesen- und Waldflächen zur Unterscheidung von andern besondere Namen gegeben. Ähnlich, denke ich mir, werden es die ersten Bewohner eines Dorfes, also die Gründer desselben, mit den einzelnen größeren Teilen der ganzen Feldflur gemacht haben. Nun lehrt die Geschichte, daß die Bewohner in einem Teil unserer Gegend wechselten, die Slaven wurden von den Deutschen verdrängt. Diese gaben den Fluren teils neue Namen, doch nahmen sie auch slavische Namen, die schon gang und gäbe waren, an. Da ihnen aber gar oft das Verständnis dieser slavischen Namen fehlte, übersetzten sie sie volkstümlich ins Deutsche, d. h. sie nahmen für die slavischen Namen ähnlich klingende deutsche Wörter. So bekamen manche Fluren Namen, die gar oft zu dem Objekt keine Beziehung hatten. So erklärt sich die Entstehung mancher wunderlicher Flurnamen in den Bezirken, die früher wendische Bevölkerung hatten, Namen, deren Bedeutung uns vollständig unbekannt ist. Nur ein Sprachkenner wird vielleicht einen Sinn hineinlegen können. Ich nenne Kühlbrüh, Germien, Wrätn, Brößkuln, Breßnraa, Krock. Dr. Bronisch führt in seinem kleinen Werkchen einige dieser wunderlichen Bildungen an, aus unserer Gegend den Namen Lohsack, eine Viertelhufe bei Wakendorf. Seiner Erklärung nach ist der Name entstanden aus Ljosek, d. h. kleines Wäldchen, er hat also mit Lohe, Eichenborke und Sack im jetzigen Namen nichts gemein.

Wer die Flurnamen genauer betrachtet, wird sofort merken, daß sie meistens zusammengesetzt sind. Es sind an ihnen also Grund- und Bestimmungswörter zu unterscheiden. Diese sind in ihrer Bedeutung viel verschiedenartiger als jene. Es sind von mir die Flurnamen in den Ämtern Travental und Geschendorf zusammengestellt. Diese enthalten nach oberflächlicher Berechnung etwa 130 verschiedene Grundwörter. In 30 Fällen entstammen dieselben dem Kulturzustande, den die Flur bot, in 20 Fällen gaben Gestalt, Beschaffenheit und Qualität des Bodens den Namen, in 25 Fällen Größe, Gestalt und Einfriedigung der Flur, in 15 Fällen die Lage des Landes und in 40 Fällen war mir der Sinn der Grundwörter unbekannt oder er entstammte noch andern Quellen. Dieselben Flurnamen weisen etwa 245 verschiedene Bestimmungswörter auf. 30 sind Pflanzennamen, 20 Tiernamen, 20 weisen auf die Beschaffenheit des Landes, 20 auf Größe, Gestalt und Einfriedigung der Flur, 50 auf die Lage des Landes und 15 auf die Benutzung der Flur hin, 15 sind Eigenwörter, der Rest, etwa 80, sind mir ihrer Bedeutung nach unbekannt geblieben. Auffallend ist die große Zahl der Bestimmungswörter, die die Lage bezeichnen. Sie dürfte sich daraus erklären, daß nach der Einkoppelung die Lage benutzt wurde, die Fluren, welche früher gemeinschaftliche Namen gehabt hatten, von einander zu unterscheiden.

---

*) Als Quellen für die Erklärung der Flurnamen sind benutzt: Dr. Jellinghaus: Holsteinische Ortsnamen und Dr. Bronisch: Slavische Ortsnamen.

Was lehren uns die Flurnamen? Eine Durchsicht der Grundwörter der Flurnamen zeigt uns Ausdrücke für Wiese, Weide, Acker und Gehölz. Es dürfte wohl berechtigt sein, daraus zu folgern, daß man schon früh, vielleicht schon zur Zeit der Gründung des Dorfes, diese verschiedenen Fluren unterschied. Auffallend ist die große Zahl der Ausdrücke, die mit Holz bestandene Flächen bezeichnen.

Brook bezeichnet eine mit Wasser durchzogene, meist von Holz bestandene Fläche; Busch nennt man kleinere, erst später angepflanzte Gehölze. In alten Namen soll der Ausdruck nicht vorkommen. Ackerflächen, die durch Feuer entwaldet sind und größere Gehölze, in denen in früheren Zeiten Kohlenbrennerei betrieben wurde, heißen jetzt noch Brann. Hößn und Hoß sind gleichbedeutende Namen und bezeichnen eine Flur, auf welcher von dem Walde nur noch Baumstümpfe und Gestrüpp standen, die also entwaldet war. Der Name Holl weist auf Wald hin. Dasselbe bezeichnet das Wort Heeg. Einen Buschwald, der zur Hauptsache aus Sträuchern bestand, nannte man Heiß, auch wohl Hesel, doch kommt der letzte Name in unserer Gegend nicht vor. Fluren, auf denen man in früherer Zeit Kohlenbrennerei betrieb, heißen Kahln. Niedrig gelegene Wälder, die sumpfig waren, wurden Müßn genannt. Nachdem eine Flur entwaldet war und zum Ackerbau benutzt wurde, bekam sie gar oft den Namen Raa. Fluren, auf denen viel Gestrüpp wuchs, hießen Stüf und solche, auf denen sich noch viele Baumstümpfe fanden, Stubbn. Sehr große Waldflächen heißen Wohl. Auch Rögn soll ein Waldstück bezeichnen, doch soll es nach andrer Auslegung ein slavisches Wort sein und Horn bedeuten. Bei Barenhof liegt ein Ausbau, der im Volksmunde inn Rögn heißt. Danach dürfte die letzte Auslegung richtiger sein. Weniger zahlreich sind die Ausdrücke für Ackerland. Da trifft man die Namen Koppel, Acker, Etz, Esch, Kamp, Lann. Etz und Esch sind wohl gleichbedeutend und weisen darauf hin, daß die Flur früher gemeinsam von den Dorfseingesessenen als Ackerland benutzt wurden. War eine solche Flur eingefriedigt, hieß sie Kamp. Die große Mannigfaltigkeit der Ausdrücke für mit Holz bestandene Flächen gegenüber den wenigen Namen für Ackerland läßt vermuten, daß jene Flächen in älterer Zeit in unserer Gegend weit zahlreicher gewesen sind als diese. Die Vermutung wird bestätigt, wenn man die Flurnamen der einzelnen Dörfer näher betrachtet. Es fällt sofort das häufige Vorkommen der Gehölznamen auf, besonders im Osten des Bezirks. In Schieren weisen von 28 Flurnamen 13 auf Gehölze hin, in Stubben von 39 — 7, in Mielsdorf von 32 nur 3. Der Osten muß also in der Vorzeit ein ausgedehntes Waldgebiet besessen haben. Mit Hülfe der Flurnamen könnte man dasselbe in die Feldmark einzeichnen. Jetzt sind die Wälder verschwunden und in Ackerland umgewandelt.

Sehr häufig treten die Namen Saal, Siek, Söhln, Segn, Soll und See als Grundform der Flurnamen auf. See bezeichnet kein Gewässer, ist vielmehr entstanden aus Segn. Diese Namen deuten auf sumpfige Niederungen, Soll und Saal auf Wassertümpel und Sumpflöcher hin. Auf den meisten Fluren, welche diese Namen führen, findet man jetzt nichts mehr, das den Namen rechtfertigt. Betrachtet man aber die Flächen genauer, so vermag man noch in vielen Fällen die Stellen zu erkennen, wo in früheren Zeiten Wasser gestanden hat. Durch Regulierung der Wasserläufe und durch Drainage sind diese Wasser führenden Stellen verschwunden. Die Fluren bieten auch in dieser Hinsicht ein ganz anderes Bild als in früheren Jahrhunderten, nur die Namen geben einen Anhalt, uns das frühere Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Auf einigen Feldmarken trifft man den Flurnamen Kiwitt. Sollte der nicht darauf hindeuten, daß dort Kiebitze zahlreich genistet haben? Jetzt trifft man diese dort nicht mehr. Die Fluren, die früher Niederungen, Wiesen waren, sind jetzt Ackerland.

An Bächen, besonders an den Grenzen der Feldmarken, trifft man Fluren, die den Namen Fahrt, hochdeutsch Furt, haben. Diese Namen deuten darauf hin, daß dort eine Furt durch die Gewässer führte. Jetzt führen Brücken und Siele darüber, und wenige denken daran, daß man dort vor Zeiten hat durch den Bach fahren müssen. Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Fluren ein wertvolles Hilfsmittel sind, um ein Bild unserer Heimat aus früheren Jahrhunderten zu zeichnen.

Die Flurnamen, besonders die Bestimmungswörter, stehen in mancherlei Beziehungen zur Lebensweise der Bewohner. Auf der Weeder und Mielsdorfer Flur findet man den Namen Glindsee, Glindsegn, Glindraa, in Bahrenhof und Klein-Niendorf Glinn, in Stipsdorf Glinnbarg, in Wakendorf Glinnwisch. Der Name Glinn weist auf eine hölzerne, also auf eine feste Einfriedigung hin, die teils Ackerland, teils Wiesenland einhegte. Solche Einfriedigung war wohl notwendig wegen des in den umliegenden Wäldern hausenden Wildes. Aus demselben Grunde waren größere, gemeinschaftlich als Ackerland benutzte Flächen eingefriedigt und hießen dann Kamp.

Die Ausrodung der Wälder verursachte natürlich große Mühe, abgesehen davon, daß man für das Holz keine Verwendung hatte. Was war natürlicher, als daß man die Kraft des Feuers bei der Ausrodung zu Hilfe nahm, daß manche Wälder verbrannt wurden. Davon zeugen die Flurnamen Brann, Swartensaal, Swartenraa, Brandsaal, Brannbrook, Brandwisch.

In früheren Zeiten lieferten die Fluren der eigenen Feldmark das Bauholz, wie noch die Namen Timmerhoß auf der Westerrader Flur und Timmerbarg auf der Flur von Kl.-Niendorf, sowie Timmerraa auf der Dreggerser Feldmark bezeugen.

Wie schon vorher gesagt, deutet der Name Kahln und in einigen Fällen auch wohl der Name Brann, wo er jetzt noch Gehölze bezeichnet, auf Kohlenbrennen hin. Mit der Abnahme der Gehölze und dem Auffinden der Steinkohle ist dieser Industriezweig, denn ein solcher war er doch, jedenfalls allmählich in unserer Gegend untergegangen. Auf mancher Flur des Ostens, die jetzt den Namen Kahln führt, vermag man noch an den schwarzen Stellen des Ackerlandes, die sich von ihrer Umgebung deutlich unterscheiden, die Stellen anzugeben, wo die Kohlenmeiler gestanden haben.

Auf manchen Feldmarken liegt eine Heerwisch, so in Geschendorf, Struckdorf, Altengörs, Stubben. Auf letzterer Feldmark heißt sie jetzt Heewisch, im Erdbuch aber noch Heerwisch. Auf andern Feldmarken ist der Name verschwunden, kommt aber in den alten Erdbüchern derselben vor, wie in Gr.-Gladebrügge. Von einigen Feldmarken weiß ich bestimmt, daß diese Wiese unmittelbar vor dem Gehölz liegt oder doch vor den Fluren, die ihrem Namen nach früher mit Holz bestanden waren. Wenn man nun berücksichtigt, daß in früheren Jahrhunderten die Herden einer Gemeinde gemeinsam geweidet wurden, und daß besonders auch die Gehölze als Weideplätze beliebt waren, so dürfte unter Heerwisch diejenige Flur zu verstehen sein, wohin man aus dem Gehölz die Herden trieb, wenn sie gemolken werden sollten. Ein solcher Ort heißt jetzt Regel. Tatsächlich findet man auch den Namen Regel als Flurname auf der Feldmark von Wakendorf und Stubben. Ob dieser nicht eine Umschreibung der früheren Bezeichnung Heerwisch ist?

In einigen Feldmarken liegt eine Flur, die Bullnwiese oder Bullnkoppel heißt. Diese Namen erinnern daran, daß die Stierhaltung früher eine Pflicht war, die von einem Besitzer auf den Nachbarn überging. Als Entschädigung hatte der Stierhalter die Nutznießung der genannten Fluren.

Wie die Namen mit der Lebensgewohnheit der Bewohner in Beziehung stehen, wie solche Namen entstehen, dazu kann ich ein Beispiel aus neuerer Zeit von der Weeder Feldmark bieten.

Eine Koppel, aber auch nur eine, führt den Namen Botterbarg, verhochdeutscht Butterberg. Vor der Einkoppelung war dieser Flurname nicht vorhanden, denn im Erdbuch führt die Koppel den Namen Stubbenkroog. Wie ist der vorher genannte Name entstanden? Die Flur liegt nahe vor den im N. O. der Feldmark liegenden Wiesen und dem Waldkomplex, an dem Wege, der zu diesen führt. Im Herbst, in früheren Zeiten vielleicht auch im Sommer, weideten die Herden in den Wiesen oder gar in dem Gehölze. Die Mägde mußten also dorthin, die Kühe zu melken. Wenn sie nun mit ihrer Milchtracht auf der Schulter bis zu der oben genannten Koppel Butterberg gekommen waren, hatten sie die erste Steigung vom Wiesental hinauf überwunden. Ich denke mir nun, daß sie an der Stelle gesagt haben: „Nu lat uns man erst mal Botterbarg holn", d. h. die Milchtracht niedersetzen und einen Augenblick ruhen. Ich weiß nicht, ob der Ausdruck „Botterbarg holn" bekannt ist. Ich erinnere mich seiner aus meiner Jugend, da ich selber die Milchtracht getragen habe, noch sehr gut. Es war Sitte, daß die zuerst fertig gewordenen Melker unterwegs auf die andern warteten. War nun unsere Koppel nicht dazu der geeignetste Platz? Weil es also Dorfsgebrauch war, an dieser Stelle „Botterbarg" zu halten, so denke ich mir, hat die Flur von dieser Gewohnheit ihren sonst schwer erklärlichen Namen bekommen.

Swienweih und Swienredder in Bühnsdorf, Swienhagen in Stubben, Swienwarder in Kl.-Gladebrügge und Swienkamp in Bahrenhof weisen auf die Gewohnheit hin, auch das Borstenvieh auf die Weide zu treiben. Auch diese Tiere wurden in früheren Zeiten gemeinschaftlich von einem Dorfhirten gehütet. So erzählen uns die Flurnamen gar mancherlei von der Lebensweise unserer Vorfahren.

Ein Vergleich der Flurnamen in den Erdbüchern mit denen, die jetzt gebraucht werden, zeigt ein dreifaches: Es sind Namen außer Gebrauch gekommen und so aus dem Volksmunde allmählich verschwunden; es sind neue Namen für die einzelnen Teile der in Koppeln geteilten Flächen entstanden, und es sind Namen im Laufe der seit Einrichtung der Erdbücher verflossenen 150 Jahre verändert. An Beispielen letzter Art erkennt man, wie das Volk sich selbst seine Sprache bildet. Hat es ein Wort, für das ihm wegen der veränderten Verhältnisse das Verständnis fehlt, so ändert es das Wort nach dem Lautklang, daß es wieder einen Sinn bekommt, der mit dem ursprünglichen gar oft nichts gemein hat, wie ich es bei der Umwandlung slavischer Namen bereits erwähnt habe. Auf der Kl.-Gladebrügger Feldmark ist eine Flur Ganskamp. Bei dem Namen denkt man unwillkürlich an Gänse, und mancher mag vielleicht denken, daß dort einst die Gänse geweidet haben. Im Erdbuch heißt die Flur aber Gosekamp. Sollte Gose da nicht als eigenes Wort aufzufassen sein? Dann würde der Name trockener Kamp bedeuten. Aus Wiedenbrook, in welchem viele Weiden wuchsen, ist nach dem Ausroden, da die Weiden fehlten, Wittbrook geworden. Da aber der Acker die aufgewandte Mühe nicht lohnte, hat der jetzige Besitzer auf demselben wieder Holz angepflanzt. In Westerrade ist aus Wohldhörn nach der Freilegung Wullhörn geworden. In Schieren hat man aus Gosekul eine Ganskul gemacht und in Söhren aus Schnittsöhln Schiedsöhln, aus Grebenskamp, der vielleicht wegen der darauf sich findenden Dachsbauten so hieß, Gremmelskamp. Aus Sohrenbruch ist Sammbrook und aus Swienkamp Schwedenkamp entstanden. In früheren Zeiten sind jedenfalls kleinere Flächen, die, abgesehen von gemeinsamem Besitz der Dorfschaft, in das Eigentum einzelner übergegangen waren, durch Hinzufügung der Eigennamen von einander unterschieden worden. Familien starben aus, verzogen, und ihre Namen wurden unbekannt. Da wurden auch die Flurnamen, in denen diese unbekannt gewordenen Namen vorkamen, gar oft verändert. So hat man in Weede einen Wulfskroog, der im Erdbuch Wollerskroog heißt, wo Wollers

entschieden ein Eigenname ist. In Neuengörs ist aus Wolferkamp Wowerkamp und in Kl.-Gladebrügge aus Hartzkroog Heizkroog geworden. Ähnlich hat man aus Elersbrook Elsbrook gemacht. So sind die Flurnamen in vielen Fällen Beispiele für die Wandlung, welche die Sprache durchmacht.

Die Flurnamen enthalten ferner Spuren aus der Geschichte, besonders der Kulturgeschichte des Landes. Auf der Neuengörser Feldmark hat man einen Hunnlannskamp, auf der Westerrader Feldmark eine Hunnkoppel. Diese Flurnamen erinnern an die alten Zeiten, da die Herren des Landes, die Grafen, mit großen Hundemeuten der Jagd oblagen. Die genannten Fluren waren demjenigen, der die Verpflegung der Hunde übernommen hatte, als Entschädigung zur Nutznießung übertragen. Die Entschädigung für geleistete Dienste bestand in früheren Zeiten weniger in Geld als in Naturalien oder in Überweisung von Fluren zur Benutzung. So erklären sich auch die Namen Holzvogtskoppel, Holzvogtswiese, Amtsdenerskoppel, Hegriederskoppel oder -wiese.

In Stubben und Bühnsdorf führen einige Fluren den Namen Armlann. Es ist nicht armes Land darunter zu verstehen. Es sind vielmehr Fluren, welche dem Armenhaus zu Reinfeld zur Benutzung überwiesen waren.

In der Zeit vor der Reformation waren manche Teile der Feldmarken im Besitz der Klöster und der Kirche. Das zeigen uns die Namen Papenwisch in Kl.-Gladebrügge und Kl.-Niendorf, Papenberg in Kl.-Rönnau, Poppenlann, im Erdbuch Papenlann, in Stubben. Das letzte Beispiel zeigt uns wieder die Wandlung der Sprache.

Fast auf jeder Feldmark begegnet man Flurnamen, die mit Mähl, Mühle, zusammengesetzt sind: Mählnbrook, Mählnkamp, Mählnbarg, Mählnbeek u. a. Es ist wohl anzunehmen, daß diesen Namen eine gemeinsame Quelle zugrunde liegt. Diese ist darin zu suchen, daß die Gemeinden in früheren Zeiten verpflichtet waren, ihr Korn in einer bestimmten Mühle mahlen zu lassen. Fluren, die am Weg zur Mühle lagen, wurden nach diesem Wege benannt. Es ist aber auch die Möglichkeit vorhanden, daß an einigen Stellen, so am Mählndiek in Struckdorf vor Zeiten eine Mühle gestanden hat, da man wohl beachten muß, daß unsere jetzt so kleinen Wasserläufe in früheren Zeiten mehr Wasser geführt haben.

In Weede und Altengörs trifft man unmittelbar an dem Dorfe liegend, innerhalb der übrigen Hofstellen eine kleine Flur, Acker- und Wiesenland enthaltend, die den Namen Weußnhof, wüster Hof, führt. Dieser Name weist meines Erachtens auf die Zeiten hin, da durch Krieg und Seuchen ganze Familien ausstarben und die nachbleibenden Besitzer das herrenlose, wüst liegende Land unter sich verteilten. Daß solches auf der Mielsdorfer Feldmark geschehen ist, ist geschichtlich begründet. Dort heißt noch der frühere Hofplatz nach dem letzten Besitzer Hinzenhof. Jetzt ist es eine Flur mitten im Dorf. Wann diese Ereignisse über die Gemeinde hereingebrochen sind, ob während des dreißigjährigen Krieges, ob noch früher, darauf vermag ich keine Antwort zu geben.

Vom Untergang erzählt uns auch der Name Tegelholl. So wird noch ein kleines Gehölz genannt, das an der Grenze der Altengörser Feldmark, in der Nähe der zu Travental gehörigen Hufe Tegelbeek liegt. Im Gehölz trifft man noch beim Graben die Spuren einer Ziegelei, die einst dort gestanden hat. Wenn dort eine Ziegelei gestanden hat, so ist auch wohl die Annahme berechtigt, daß dort eine Ansiedelung gewesen ist, da man schwerlich die Ziegelei in einer solchen Entfernung und in so schlechter Verbindung mit dem Dorfe wird angelegt haben. In Altengörs erzählt man sich auch, daß dort in der Nähe des Gehölzes die vorüberfließenden Bäche eine Mühle getrieben haben. Die Stelle, wo der Mühlenteich gelegen hat, ist jetzt in eine Wiese verwandelt worden und führt den bezeichnenden Namen Diekstell, Stelle, wo der Teich gewesen ist.

Den Namen Diek findet man übrigens auf den meisten Feldmarken. Die Flächen, die früher Teiche waren, sind jetzt Wiesen und Ackerland. In früheren Zeiten waren sie Fischteiche und im Besitz der Landesobrigkeit, sie waren also fiskalisches Eigentum. In Weede sind diese Teiche erst nach der Einkoppelung, 1788 ausgeteilt und den Besitzern in Erbpacht gegeben.

Erwähnt sei noch die Flur Ohlnborg auf der Kl.-Gladebrügger Feldmark. Hat dort einst eine Burg gestanden? So weit meine Kenntnis reicht, grenzt sie an das Travetal, und eine Burg würde den Fluß beherrscht haben.

Auf der Steinbeker Feldmark führt eine Flur den Namen Dörp. Ob dort früher ein Dorf gestanden hat? Wer vermag es zu beweisen?

In Geschendorf hat man einen Karkhof, in Schieren eine Dodnkoppel. Woher stammen die Namen? Sollten dort in früheren Zeiten, als die Pest in Deutschland wütete, die Toten begraben sein?

Bei dem Suchen nach Material für meine Arbeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß von den alten Erdbüchern, die bei der Einkoppelung angefertigt sind, manche nicht mehr aufzutreiben sind, auch nicht bei den Amtsvorstehern. Wo sind sie geblieben? Als wertlos sind sie bei Seite geworfen, vielleicht vernichtet, vielleicht ruhen sie auch noch unter altem Gerümpel in Koffern und Schränken. Aber nicht bloß diese Erdbücher, auch manches alte Schriftstück, das über Sitten, Gebräuche und Einrichtungen alter Zeiten Aufklärung geben könnte, wird, weil sein Wert unerkannt ist, vernichtet. Wo sich Gelegenheit bietet, die Papiere älterer Besitzer in der Gemeinde durchzusehen, da sollte man es nicht versäumen. Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß hier oder da etwas gefunden wird, das für die Kenntnis der engen Dorfgrenzen, vielleicht auch für die Kenntnis größerer Bezirke von Wichtigkeit ist.

Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

II a.

Am 15. Oktober 1844 fand die Eröffnung der 5. holsteinischen Ständeversammlung in Itzehoe statt. Sie vollzog sich in derselben feierlichen Weise wie in Schleswig. Nach beendigtem Gottesdienste in der St. Laurentiikirche begaben sich die zur Tagung eingetroffenen 44 Ständemitglieder unter Vortritt des Königlichen Kommissars, Kanzleipräsidenten Grafen Reventlow-Criminil, in den Ständesaal, woselbst dieser die Ständeversammlung durch eine Ansprache eröffnete. Die Rede des Königlichen Kommissars, freundlich und verbindlich in der Form, enthält keinen Hinweis auf die politische Erregung, die ohne Zweifel nach den Vorgängen in Schleswig und in Viborg von Anfang an die Versammlung beherrschte; der Alterspräsident aber, Kirchenpropst Callisen-Rendsburg, erhebt am Schlusse seiner Ansprache seine warnende Stimme im Hinblick auf die Kämpfe, die notwendig auch im Ständesaal zu Itzehoe sich abspielen mußten. Er redet von der „Leidenschaftlichkeit", durch die so leicht auch eine gute Sache verdorben werden könne; er ermahnt die Versammlung, „Eintracht und Friede, selbst mit dem Brudervolk, mit welchem wir unter einem Scepter stehen, herbeizuführen, und die Fackel der

Zwietracht, die leider in so mancher Herzen auflodert, so viel an uns ist, auszulöschen" —; er spricht schließlich den Wunsch aus, daß die Vertreter des Volks sich mit dem teuren Landesvater vereinigen möchten „um das Wohl des Landes zu erhöhen und den Frieden, den so wichtigen inneren Frieden zu erhalten und zu befestigen." Zum Präsidenten wählte die Versammlung hierauf den Etats- und Oberappellationsgerichtsrat Wiese aus Kiel, der auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung die Frage setzte, ob und welche Adresse an Se. Majestät den König zu beschließen sei. Die Adreßdebatte, welche sich am folgenden Tage entspann, wurde eingeleitet durch Advokat Löck, Vertreter von Itzehoe. Seine Rede gibt ein so anschauliches Bild der ganzen politischen Lage im Jahre 1844, sie erweckte außerdem durch den freien Mannesmut, mit welchem alle Klagen und Beschwerden vorgetragen wurden, im ganzen Lande eine so lebhafte Zustimmung, daß sie notwendig in ihren wichtigsten Teilen hier eine Stelle finden muß.

Ober- und Landgerichtsadvokat Löck: „Noch keiner Ständeversammlung dürfte eine dringendere Nötigung vorgekommen sein, vor dem Thron des Landesherrn in einer Adresse sich auszusprechen, als der gegenwärtigen. Mit Recht mögen wir dem Dankgefühl Worte geben, das die Herzogtümer für die Allerhöchste Entscheidung über den § 6 des Gesetzes von 1831 erfüllt[1]); nicht weniger für die Erhörung unserer Bitte um Aufhebung der Gagesteuer. Auch die Rücksicht auf unsere Wünsche, das Kirchen- und Schulwesen der Herzogtümer und des Königreichs nicht einer gemeinsamen Oberbehörde zu unterstellen, ist dankbar anzuerkennen. Soll jedoch die Versammlung ihren hohen Beruf als gesetzlich anerkanntes Organ der Untertanen am Thron genügen, so darf sie eben so wenig verschweigen, welche Stimmung die Erfahrung der verstrichenen zwei Jahre aufgeregt hat, auch wenn diese nichts weniger als eine freudige ist.

Der Wunsch, den die Stände bei Eröffnung der vorigen Diät aussprachen, für die fernere Ausbildung der Institution beratender Stände durch Beilegung einer entscheidenden Stimme der Volksvertreter bei Anordnung und Verwendung der Abgaben Sorge zu tragen, hat keine Rücksicht gefunden. Aber dringender noch, als der Wunsch einer fortschreitenden Entwickelung der Volksvertretung erscheint die Bewahrung des schon Gegebenen. Es sind Rückschritte geschehen, welche unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden können. — Bei Errichtung des Filials der dänischen Nationalbank in Flensburg ward der Rat der Stände, (den man in einem andern Falle stillschweigend beseitigte) ausdrücklich zurückgewiesen. Nie noch hatte sich die Stimme der gesamten Bevölkerung in beiden Herzogtümern entschiedener und unzweifelhafter ausgesprochen. Beide Ständeversammlungen, Land und Städte hatten gebeten, nur um Gehör — alles umsonst! Uns wird gesagt, der Gegenstand habe sich nicht geeignet zur Beratung der Stände. —

Noch weit wichtiger, noch tiefer die heiligsten Interessen des Landes berührend ist die mehrfach ausgesprochene Einheit der Monarchie, wovon die Herzogtümer Teile sein sollen.

Wir sind Untertanen Sr. Majestät des Königs von Dänemark als Herzog von Holstein und werden keinem der seinem Scepter unterworfenen Lande in Treue und Ergebenheit gegen unsern angestammten Landesherrn den Vorrang zugestehen. Aber nur seiner Allerhöchsten Person, Seinem Herzoglichen Hause achten wir uns dazu verpflichtet, nur Seiner Herzoglichen Krone, nicht der Krone des Königreichs Dänemark. Unsere Vorfahren haben den Stammvater des Oldenburgischen Regentenhauses zu ihrem Herzog erwählt mit dem ausdrücklichen Vorbehalt nicht als

[1]) Enthält eine nähere Bestimmung der den Provinzialständen beigelegten Mitwirkung in Kommunalangelegenheiten.

König von Dänemark, sondern als Herrn der vorbeschriebenen Lande. Throne und Reiche sind von dem allgemeinen Erdenlose des Wechsels nicht ausgenommen; gelangte einmal durch irgend einen Umsturz Dänemarks Krone an ein anderes Fürstenhaus, so würden wir nicht mehr dem Könige von Dänemark huldigen, sondern unsere Untertanenpflicht dem Hause unseres Königlichen Herzogs bewahren. — Wie kann Holstein, ein deutscher Bundesstaat, zugleich Teil einer andern Monarchie sein? Wohl weiß ich, daß in Dänemark die feste Überzeugung vorherrscht, die Selbständigkeit der Herzogtümer, und namentlich Schleswigs, sei längst untergegangen und beseitigt. Das Los, das man ihnen zudenkt, ist nirgends deutlicher ausgesprochen, als in einer Rede des Pastors Grundtvig auf Skamlingsbanke über den Sprachenstreit. Die deutsche Presse der Herzogtümer durfte diese und andere schmähliche Angriffe nicht beantworten, das litt die Zensur nicht. —

Einheit im Geldwesen ist der Grund, weshalb uns die so oft, so dringend, so einhellig erbetene Erlösung von der Berechnung in Reichsbankgeld beharrlich versagt wird, weshalb das urkundliche Recht der Herzogtümer, nur solche Münze zu erhalten, welche in Hamburg gang und gäbe ist, beseitigt und untertreten worden.

Einheit der Armee ist die Ursache, weshalb unsere Petition um Wiederherstellung der Rendsburger Militärschule abgeschlagen ist. Einheit des Reichs ist die Ursache, weshalb die Vereinigung beider Ständeversammlungen beharrlich abgeschlagen wird. Der Reichseinheit ist die Altonaer Speciesbank zum Opfer gefallen, und wie die Herzogtümer bei der Verteilung der Staatslasten infolge der tatsächlichen Verschmelzung ihrer und des Königreichs Finanzen gefahren, darüber hat der Ausschußbericht über die Tiedemannsche Proposition in Schleswig Auskunft gegeben.

Man muß geflissentlich die Augen verschließen, wenn man nicht sehen will, wie dies alles nicht nur auf eine Inkorporation, sondern, was noch schlimmer ist, auf eine Unterordnung der Herzogtümer unter Dänemark hinausläuft. Das Königreich ist überall im Vorteil, überall das bevorzugte Land. Im Königreich hat unser gemeinsamer Landesherr seine dauernde Residenz, nur zu Zeiten werden die Herzogtümer mit einem kurzen Besuche beglückt. Fast nur aus Dänen besteht der Staatsrat, fast nur Dänen sitzen in den Landeskollegien, mit Ausnahme der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzelei, — es ist nicht lange, daß noch ein Däne ihr Chef war. In der Armee sind bereits größtenteils die Offiziersstellen von Dänen besetzt, und der Tag ist nicht ferne, wo den Schleswig-Holsteinern nur gloria obedientiae nachgelassen sein wird. In den Herzogtümern werden in höhern und niedern Ämtern Dänen angestellt, ob Deutsche im Königreich? Ich habe davon nie vernommen.

Wie die Armee und deren Kommando, so ist auch die Flotte dänisch, so die Fahnen und Flaggen; von den Herzogtümern und ihren Farben ist nicht die Rede, ihre Schiffe sogar tragen das Brandzeichen „Dansk Eiendom“ und sollen es ferner tragen. Überall nimmt das Königreich den Anteil des Löwen, überall werden die Herzogtümer nicht als unierte, nicht als gleichberechtigte, selbständige Lande behandelt, sondern als abhängige Provinzen, als „Dansk Eiendom“. Sogar der Sprachgebrauch, sogar — leider muß ich es sagen — im eigenen Lande, sogar in Deutschland, bezeichnet Holstein als dänische Provinz. Deutsche geographische Kompendien rechnen es zum „dänischen Staate“. Unsere nächsten Nachbarn in Hamburg reden von „Dänisch Eimsbüttel“, „Dänisch Schulterblatt“; sie betrachten uns Holsteiner nicht als Deutsche, nicht als Landsleute. Das nördliche Ufer des deutschen Elbstromes heißt das „Dänische“. Irre ich nicht, so wird sogar die Altonaer Bürgergarde dänisch kommandiert. Das aber ist nur ein

Beweis mehr, daß in Deutschland das Nationalgefühl gänzlich erstorben war. Die dänische Presse hat dazu beigetragen, es wach zu rütteln. Diese Bezeichnung Holsteins, als Dänemark gehörig, kann jedoch nichts beweisen. — Die Unionsverträge verpflichten uns, mit den Dänen zu gehen, nicht hinter ihnen; wir erkennen sie als Bundesgenossen, nicht aber als Herren.

Möge denn die Versammlung ihre Verwahrung niederlegen am Throne unsers Königlichen Herzogs; möge sie ihn bitten, uns die Beruhigung zu geben, daß Holsteins Selbständigkeit unangetastet bleiben, daß es nicht Teil der dänischen Monarchie werden soll, und diese Beruhigung durch die Tat zu bestätigen, der steten Bevorzugung des Königreichs ein Ende zu machen und das Geschehene künftighin wieder auszugleichen. Von seiner Weisheit und Gerechtigkeit dürfen wir dies erwarten, und hierfür dürfte die Adresse, wo nicht die einzige, so doch die passendste Gelegenheit darbieten."

Die Abgeordneten von Prangen und Bargum sprachen sich ebenfalls für Überreichung einer Adresse aus, während der Königliche Kommissar bedauerte, daß der Abgeordnete für Itzehoe sich auf dieselbe Weise wie früher über die Regierung und was von ihr geschehen, ausgesprochen; er habe aber keine neuen Tatsachen angeführt, wodurch die Selbständigkeit der Herzogtümer gefährdet und seine Behauptung gerechtfertigt worden wäre. Man könne ebenso gut von einer „Dänischen Monarchie" als von einer „Österreichischen Monarchie" sprechen, wobei es nicht ausgeschlossen bleibe, daß die einzelnen Teile ihre respektive Selbständigkeit und ihre besonderen Einrichtungen hätten. Er verweise in dieser Beziehung auf seine im Allerhöchsten Auftrage in der schleswigschen Ständeversammlung von 1842 gegebene Eröffnung über die Selbständigkeit des Herzogtums Schleswig. Was die Adresse selbst anlange, so habe er wider die Erlassung einer solchen nichts einzuwenden.

Mit 44 gegen 2 Stimmen wurde beschlossen, ein Komitee zur Entwerfung einer Adresse zu erwählen. Es wurden dazu 5 Mitglieder bestimmt: v. Reventlou-Preetz, v. Prangen, Bargum, Löck und Balemann. Am 23. Oktober verlas Graf v. Reventlou die Adresse, und der wenig abgeänderte Entwurf wurde nach stattgefundener Diskussion einstimmig angenommen.

Auf den Inhalt der Adresse brauchen wir nach dem Vorgetragenen nicht näher einzugehen, nur die Schlußsätze des Schriftstückes mögen hier stehen: „Nach unserer innigsten Überzeugung wird bei uns nicht dahin gewirkt, daß das zwischen den Herzogtümern und dem Königreiche bestehende Band locker gemacht oder gar zerrissen werde. Wir freuen uns, das Haupt unsers angestammten Herrscherhauses mit der Krone des Nachbarlandes geschmückt zu sehen. Nur dann aber kann nach unserer redlichen Überzeugung die Verbindung dieser Länder segensreich erscheinen, wenn die gegenseitige staatsrechtliche Stellung geachtet, keiner der verbündeten Staaten in seiner freien, nationalen Entwickelung gehindert wird. Nicht durch die dem einen Teile aufgedrungene Vermischung und Verschmelzung der verschiedenen Interessen, sondern durch unparteiische, vollständige Sonderung aller Verhältnisse, welche bisher zu Beschwerden über Prägravationen und Zurücksetzung des einen Teils gegen den andern Veranlassung geben, kann die gestörte Eintracht unter ihnen hergestellt werden.

Die Stände Holsteins haben hiemit, wie sie von Beginn ihres konstitutionellen Lebens gewohnt gewesen, vor ihrem hochverehrten Landesherrn die Gefühle des Dankes, aber auch der Sorge und Bekümmernis ausgesprochen, von denen ihr Herz beim Anfange dieser Diät erfüllt ist. Geruhen Ew. Königliche Majestät, dieselben huldreich entgegenzunehmen, wie sie vertrauensvoll von ihnen dargebracht sind".

Am 31. Oktober 1844 erging die Antwort des Königs an die Provinzialstände

des Herzogtums Holstein. In derselben heißt es: „Mit unsern getreuen Provinzialständen beklagen Wir die Mißverständnisse, welche zu einer Verstimmung zwischen den unter Unserm Scepter vereinigten Landesteilen Veranlassung geben könnten. Es ist Unser stetes Bemühen, der verschiedenen Nationalität Unserer getreuen Untertanen und deren Rechten eine gleiche Fürsorge angedeihen zu lassen. Ebenso sehr müssen Wir es aber für Unsere Regentenpflicht halten, den einseitigen Bestrebungen entgegenzutreten, welche auf Sonderung der Interessen der die gesamte Monarchie bildenden Landesteile gerichtet sind und ihrer Wohlfahrt und Stärke nur Abbruch tun könnten".

Die Königliche Antwort wurde von der Versammlung mit Dank entgegengenommen, und wahrscheinlich wären die weiteren Verhandlungen nun in ruhiger Weise verlaufen, wenn nicht von anderer Seite inzwischen ein neuer und unerhörter Angriff auf die alten Landesrechte erfolgt wäre.



Sagen und Sagenhaftes von Föhr.*)

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

V.

22. Die Roggsladders.

Eine eigenartige Sippe der Unterirdischen waren die Roggsladders, die sich im Sommer hauptsächlich im langen Getreide aufhielten, dort herumliefen, Gänge machten, die Halme niedertraten, oft sich im Korn wälzten und so manchen Schaden anrichteten. Ihre Kleidung war armselig und hing in Fetzen zerrissen am Leibe, weshalb man früher von einem Menschen sagte, der zur Erntezeit unordentlich und mit zerrissenem Zeug einherging: „Hi löpt ok to, üs en Roggsladder!" Die Roggsladder standen im Verdacht, kleine Kinder zu stehlen; weshalb man noch jetzt die Kinder, wenn sie beim Pflücken der Kornblumen das Korn niedertreten, mit den Roggsladders zu erschrecken sucht.

23. Die Puken.

Während die Odderbaanki mehr draußen in den alten einsamen Hügeln der Heide sich aufhielten und nur selten die belebten Ortschaften oder gar Häuser der Menschen aufsuchten, hatten sich gerade hier die Puken oder Pücken niedergelassen. Die Puken waren nur klein von Körper, aber breit und untersetzt und von ungemeiner Körperkraft. Ihre Augen waren groß und blickten scharf umher, woher das friesische Sprichwort: „He glüret as en Pük" kommt. In ihrer Kleidung waren die Puken etwas von den Odderbaanki verschieden, da sie eine rote Zipfelmütze, rote Hosen und grauen Wams trugen. Mit ihren großen weichen Pantoffeln konnte man sie oft über den Boden schlürfen hören. Sie hielten sich stets im Hause auf und versteckten sich im Keller, auf dem Boden, kurz überall, wo es anging. Wer es verstand, die Puken zu nehmen, dem taten sie viel Gutes, fütterten das Vieh, daß es trefflich gedieh, machten allerlei heimliche Arbeiten zum Segen des Hauses, so daß die Bewohner in kurzer Zeit reich wurden. Wenn es ihnen in einem Hause aber nicht gut ging, so zogen sie entweder aus, oder sie suchten sich an Menschen und Vieh zu rächen, stahlen, naschten und machten Unordnung

*) Vergl. „Heimat" 1904 Nr. 8.

überall, so daß selbst eine geordnete Wirtschaft vom Treiben der Zwerge zum Rückwärtsschreiten gebracht wurde.

Die Puken konnte man sich zu Freunden machen, wenn man ihnen weiche wollene Fußbekleidung auf den Boden setzte, ihnen daselbst zwischen Dach und Stroh einen kleinen Raum ließ, wo sie hindurch schlüpfen konnten und in dem man ihnen jeden Abend einen Teller mit Brei hinstellte, worin man ein tüchtiges Stückchen Butter getan hatte. Auf Butter waren die Puken sehr erpicht und wenn man ihnen diese nicht gab, so wußten sie heimlich doch dazu zu kommen, und wo sie es in einem Hause nicht gut hatten, da verschwand die Butter selbst vor den Augen der Leute, wovon vielleicht die Redensart: „Er kann die Butter aus der Grütze hexen" gekommen ist. Sie hatten es besonders gerne, wenn man ihnen ein dickes wollenes Wams strickte.

24. Die Puken in einem Hause in Utersum.

In dem Hause, worin jetzt der Landmann R. J. Lorenzen wohnt, sollen früher viele Puken gewesen sein, die mit den Bewohnern in einem friedlichen Verhältnis lebten, das für beide Seiten gleich vorteilhaft war. Die Puken hielten sich gerne in einem kleinen Zimmer auf, dessen Türgriff kunstvoll wie ein Pukkopf ausgeschnitzt war; hierhin brachten die Leute ihnen jeden Abend eine Schüssel voll Brei, worin ein großes Stück Butter getan war und am nächsten Morgen war die Schüssel stets leer. Für solche Liebestat waren die Puken den Leuten wiederum sehr dankbar; denn sie halfen heimlich, wo sie nur konnten, und was im Hause gemacht wurde, das nahm ein gutes Ende.[1])

25. Die Puken in Dunsum.

Auch in einem Hause zu Dunsum hatten sich Puken aufgehalten und friedlich mit den Leuten zusammen gelebt. Für das ihnen gewährte Obdach und die Pflege machten sie sich nützlich, indem sie unsichtbar Kaffee mahlten oder die Kinder wiegten. Auf die Dauer waren aber die Puken nicht zufrieden, sie wollten mehr haben, als Wohnung und Pflege und als einst ein Puk, unsichtbar wie immer, die Wiege in Bewegung setzte, da hörte man deutlich, wie er fortwährend sagte:

„Wenn du nich willst mi prekkeln de Wams
So will ik ok nich grin und stam!"

Deutsch: „Wenn du mir nicht willst stricken den Wams,
So will ich auch nicht mehr mahlen und wiegen!"

26. Die Wieschler oder Twieschler.

Die Wieschler oder Twieschler waren den Puken ähnlich, sie wohnten in Häusern und stahlen und naschten gerne am Schmalztopf.

Eine Frau in Dunsum hatte einst einen großen Topf mit Schmalz gefüllt, als sie aber davon nehmen wollte, war nur eine ganz dünne Schmalzschicht übrig, die Wieschler hatten den Topf von unten ausgehöhlt und den Schmalz gegessen.

27. Die Wieschler in Dunsum.

Die Wieschler sollen ganz besonders in einem Hause in Dunsum ihr Wesen getrieben haben, wo sie sich auf eine unangenehme Weise bemerkbar machten, so

---

[1]) Es dürften wohl noch recht viele Häuser auf Föhr mehr gewesen sein, wo man ähnlich tat. Statt einer Schüssel hat man wohl ursprünglich die schüsselförmigen Sphärosiderite genommen, die auf Föhr unter dem Namen Hexenschüsseln, auf Amrum als Traaldasker und auf Sylt als Önnererskpottjüg bekannt sind, die man überall auf Äckern, namentlich aber am Strande häufig finden kann. Diese Sitte scheint, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, so doch ganz ähnlich, uralt zu sein; denn in den Schichten des Kjökkenmöddings bei Großdunsum, der aus der Zeit der Völkerwanderung stammt, habe ich mehrfach zwischen den Nahrungsüberresten Hexenschüsseln gefunden.

daß die Bewohner aufs höchste erbittert über sie waren. Man mochte machen, was man wollte, etwas hinpacken, wohin man wollte, die naschhaften Wieschler wußten es stets zu finden; sie durchsuchten die Speisevorräte in Küche und Keller, durchwühlten die Kleiderschränke und Schiebladen der Kommoden nach diesem und jenem, so daß nichts vor ihnen sicher war. In der Speisekammer naschten sie von Schmalz und Speck, im Keller naschten sie die Sahne von der Milch ab, und wenn Bier im Hause war, so wußten sie sich auch davon zu verschaffen. Des Nachts kamen sie in die Stuben hinein, und da Geräusch und Bewegung ihnen zuwider war, so griffen sie in die Räder der Wanduhr und brachten diese zum Stehen, so daß die Leute nimmer wußten, wie die Zeit war und des Morgens immer zu lange schliefen. Eine solche Hausplage trieb die Leute zur Verzweiflung, und sie suchten sich der Plagegeister zu entledigen.[1])

28. Die Klabautermännchen.

Da sich die Friesen überall Zwerge vorkommend dachten, so ist es kein Wunder, wenn nach ihrer Meinung auch auf ihren Schiffen diese Wesen sich aufhielten. Solche Zwerge nannte man Klabautermännchen. Die Schiffsbesatzung hatte allen Grund, sich mit den Klabautermännchen oder Klaboltermännchen auf guten Fuß zu stellen; denn von diesen hing in sehr vielen Fällen das Glück der Fahrt ab. Waren die Klabautermännchen gut gelaunt, dann schafften und halfen sie überall, jede Arbeit wurde von ihnen teilweise oder ganz gemacht; wenn die Matrosen schliefen, dann verrichteten sie ihr Werk; anders aber war es, wenn ein Klabautermännchen ärgerlich war, dann polterte es überall im Schiff, es ächzte und zitterte in allen Fugen, die Kisten und Tonnen der verstauten Ladung wurden mit Gepolter durch einander geworfen, und niemand durfte wagen, in den Schiffsraum hernieder zu steigen, da er Gefahr lief, von einer geworfenen Kiste getroffen zu werden. Die liebste Beschäftigung der Klabautermännchen war das Hämmern und Klütern im Schiffsraum, weshalb man immer einige kurze Holzenden hier liegen hatte. Gewöhnlich taten die Matrosen alles, was sie konnten, um den Klabautermann friedlich und gelaunt zu erhalten; denn seine Anwesenheit bedeutete für das Schiff Glück, verließ er es aber, so stand dem Schiffe ein schweres Unglück, wenn nicht gar der Untergang bevor.

29. Das Klabautermännchen verläßt ein Schiff.

Nach langer Fahrt war ein Schiff glücklich in den Hafen eingelaufen und sollte am nächsten Tag mit dem Löschen der Ladung begonnen werden. Des Abends stand oben auf dem Deck ein wackerer Matrose und dachte an seine Lieben daheim, die er nun bald sehen sollte. Da hörte er plötzlich eine feine Stimme, die nach einem nahe liegenden Schiffe gerichtet war, von wo eine ganz ähnliche Stimme antwortete. Die Stimme von drüben fragte, ob eine glückliche Reise gemacht sei, usw. Die erstere Stimme antwortete: „Die Reise war schön, aber was habe ich auch für Arbeiten gehabt, wo wären die Masten, wenn ich sie nicht gestützt hätte und wo die Segel, wenn ich sie nicht gehalten hätte, und dann mußte ich die lecken Fugen unten im Schiffsraum verstopfen, daß wir nicht untergingen; wenn ich nicht an Bord gewesen wäre, so wäre das Schiff nicht mehr. Aber ich mag hier

---

[1]) Die Föhrer Sage besagt nicht, wie man sich von den Wieschlern befreit hat; doch berichtet Müllenhof, wie man sich auf Sylt vor den Zwergen (auf Sylt scheint der Name Wieschler oder Twieschler verloren gegangen zu sein) Ruhe verschaffte, indem die zur Verzweiflung getriebenen Bewohner auf den Rat einer alten Frau das Haus anzündeten, nachdem sie vorher alle Türen durch Räder versperrt hatten, durch welche die Zwerge nicht hindurch konnten und so elendiglich verbrennen mußten.

nicht sein, der Kapitän und die Matrosen schreiben die schnelle und glückliche Fahrt allein ihrer Tüchtigkeit zu und vergessen mich, heute Nacht verlasse ich dies Schiff." Der Matrose, der im Schutze der Dunkelheit unbemerkt geblieben war, wußte jetzt, daß zwei Klabautermännchen sich heimlich mit einander unterhielten, er verhielt sich solange ruhig in seinem Versteck, bis alles ruhig war. Am nächsten Morgen hatte er nichts Eiligeres zu tun, als von dem Schiff zu flüchten, von welchem das Glück fort war, und sich nach einer andern Heuer umzusehen. Das Schiff ging nach einiger Zeit wieder in See, hat aber seinen Bestimmungsort nicht erreicht, sondern ist mit Mann und Maus untergegangen.

30. Das Klabautermännchen und der Kapitän.

Ein Segelschiff machte einst eine lange Reise und befand sich mitten auf dem Weltmeer, die Mannschaft hatte ihre gewohnte Beschäftigung, der Kapitän war in seiner Kajüte. Mit ungewohnter Eile kam er plötzlich an Deck und rief dem Schiffsjungen zu, eine Flasche vom besten Wein nebst zwei Gläsern zu bringen. Der Junge wunderte sich, daß der Kapitän zwei Gläser verlangte und machte eine Entgegnung, indem er anführte, daß der Kapitän doch nur allein sei; der Kapitän aber sagte: „Tue, wie dir gesagt!" Als der Junge das Verlangte in die Kajüte brachte, saßen hier zwei Personen, der Kapitän und ein kleines Männchen, das Klabautermännchen, welche eine Pfeife rauchten, sich erzählten und jetzt Wein tranken. Der Kapitän bestellte noch einen guten Imbiß und der Schiffsjunge eilte, denselben zu besorgen, konnte es aber nicht unterlassen, sich erst durch das Schlüsselloch den Zwerg genau anzusehen. Als er sich von dem Koch das Gewünschte hatte geben lassen, eilte er damit in die Kajüte, konnte es aber nicht lassen, heimlich etwas für sich zu entwenden, das er sicher verbarg, um es am Abend im Schutze der Dunkelheit zu verzehren. Als es nun Abend geworden war, stand der Schiffsjunge etwas abseits auf Deck und war gerade bereit, seine gestohlenen Bissen zu verzehren, als er auf einmal von unsichtbarer Hand eine solche Ohrfeige erhielt, daß sein Bissen ihm aus der Hand flog und auf Deck fiel, eine Bewegung, die auch der Junge nachmachte. Auf das Geschrei des Jungen eilten alle herbei und als einer mit einem Lichte kam und den Bissen auf Deck fand, mußte der Junge beichten und jeder wußte jetzt, von wem die Ohrfeige stammte und alle fürchteten, daß der Klabautermann seinen Unmut an dem Schiffe auslassen würde. Das geschah aber nicht, man hörte ihn in der Nacht schon überall wirtschaften, die Freundlichkeit des Kapitäns hatte ihn ganz gewonnen. Das Schiff hatte eine treffliche Reise und hielt der Unbill des Wetters herrlich stand.

31. Klaboltermännchen im Haus.

Einige der Klabautermännchen hielten sich gelegentlich auch in Häusern auf, da es ihnen wohl nicht immer möglich war, ein ihnen zusagendes Schiff zu finden. Hier nannte man sie Klaboltermännchen, auch wohl Knaboltermännchen oder Bollermann. In den Häusern trieben sie ähnlich ihr Wesen, wie auf Schiffen, polterten, lärmten nach ihrer Lust und versetzten dadurch namentlich kleine Kinder in Aufregung und Furcht, weshalb man noch oftmals die kleinen Kinder mit dem Klaboltermann erschreckt und zur Ruhe bringen will.

32. Der Bollermann.

Als Bollermann ist das Klaboltermännchen weit und breit bekannt, man erschreckt mit diesem Namen die unartigen Kinder. Der Bollermann ist ganz schwarz, hat einen langen schwarzen Mantel über, von welchem eine Kapuze den Kopf bedeckt. Solche Mäntel werden auf Föhr noch viel von Frauen getragen

und man nennt sie Bollfänger. Auf dem Rücken trägt der Bollermann einen großen Sack, in welchen er die unartigen Kinder steckt. In seiner Hand hat er einen Knüppel, womit er gegen die Türen schlägt, damit die Kinder seine Nähe merken sollen und ruhig werden.

Noch etwas über die Naturgeschichte der Dasselfliege, namentlich über die Mittel, welche zu ihrer Vernichtung führen.

Von H. Barfod in Kiel.

Daß ich in der Lage bin, den Lesern der „Heimat" einige z. T. recht instruktive Abbildungen zur Naturgeschichte der Dasselfliege darbieten zu können, entschuldigt es wohl, wenn ich mich unterfange, die Aufmerksamkeit des Natur- und Tierfreundes noch einmal auf ein hierzulande leider auch recht bekanntes Kapitel aus der Leidensgeschichte unsers Hausrindes hinzulenken, wo ich doch früher bereits der Naturgeschichte der Hypoderma bovis eine ausführliche Betrachtung gewidmet habe.[1]) Doch ich will's lieber gleich gestehen: es sind nicht die Bilder in erster Linie die Veranlassung gewesen, sondern 1. die Erfahrung, daß der Werdegang der Dasselfliege in allen seinen Phasen noch nicht allgemein bekannt ist; sind mir doch in jüngster Zeit drei nicht gerade unbedeutsame literarische Erscheinungen zu Gesicht gekommen, in denen die alte Mär, die Dasselfliege bohre die Haut der Rinder an und schiebe das Kuckucksei unter dieselbe, oder es bohre sich zum mindesten doch die junge Larve durch die Haut, aufgetischt bezw. aufgefrischt worden ist; — 2. die Erkenntnis, daß ein erfolgreiches Bekämpfen nur dort gewährleistet werden kann, wo die Wahl der Mittel, die zur Anwendung gelangen, aus dem Vertrautsein mit der Entwicklungsgeschichte der Dasselfliege resultiert; — 3. die Hoffnung, daß jeder Tierfreund unter unsern Vereinsmitgliedern bereit sein wird, an der Vernichtung dieses gräßlichen Quälgeistes mitzuarbeiten, nicht zuletzt, daß namentlich in unsern Schulen der Naturgeschichte der Dasselfliege besondere Aufmerksamkeit gewidmet werde; denn wenn ich hernach in dem „obligatorischen" Abdasseln



Fig. 1.
Weibliche Rinderbiesfliege.
Körper schwarz, Flügel bräunlich.
Behaarung: Kopf und Vorderteil des Bruststückes schwarz. Hinterleib vorn grau, in der Mitte schwarz, hinten rötlich-gelb.
Körperlänge 1,6 cm.



Fig. 2.
Junge Larve der Dasselfliege aus der Unterhaut. (Farbe weiß.)



Fig. 3.
Reife Dasselfliegenlarve.
(Farbe braun-schwarz.)

der Rinder die einzige Lösung der bereits viel erörterten Dasselfliegen-Bekämpfungsfrage erblicke, so wird diese Methode doch erst dann ein Segen werden, wenn die heranwachsende Generation, namentlich auf dem Lande, durch Unterweisung in Wort und Demonstration von ihrer Zweckmäßigkeit überzeugt worden ist.

Den gleichgiltigen Landwirt befreit man m. E. am ehesten von seinem Schlendrian, wenn man ihm die eine Tatsache vor Augen hält, daß allein für England die Dasselplage der Nation einen Gesamtschaden von 160 Millionen Mark jährlich zufügt.

Fig. 1 zeigt uns den Urheber der Dasselplage, die weibliche Dasselfliege, welche vom Juni bis September namentlich an heißen, schwülen Tagen zur Mittagszeit die weidenden Rinder umschwärmen und mit dem Kuckucksei zu beglücken suchen. Im übrigen führt die Biesfliege ein träges Dasein und dürfte selbst dem aufmerksamsten Naturfreund nur selten zu Gesicht kommen. Summend naht die Fliege den Rindern und versetzt diese in eine furchtbare Aufregung, so daß sie wie besessen auf dem Weidegelände umherrasen.

[1]) Vergleiche „Heimat" 1900 S. 20 und 1901 S. 224.

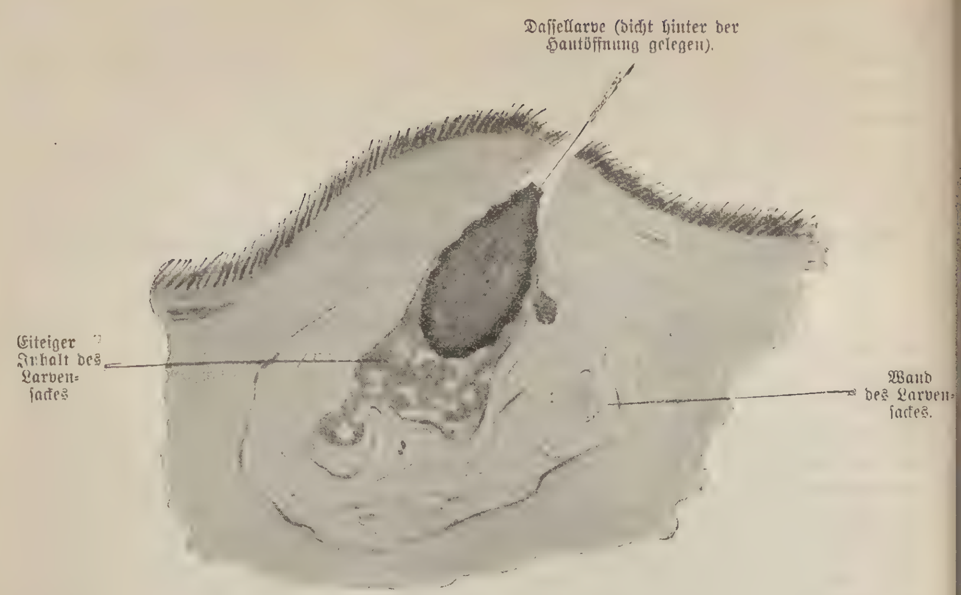


Fig. 4. Durchschnitt einer reifen Dasselbeule.

Die biesenden Rinder werden beunruhigt und vom Fressen abgehalten, nicht zu gedenken der Verletzungen, die sich einzelne Tiere im tollen Jagen zuziehen. Damit hat die Leidenszeit begonnen, und auch der Landmann verspürt den Schaden, den sein Milchvieh durch das Biesen erlitten hat, daran, daß an den Tagen, an welchen das Vieh durch die Fliege beunruhigt wird, die Milchergiebigkeit geringer ist als sonst.

Ich muß es mir versagen, hier nochmals die Untersuchungen des Schlachthofdirektors Ruser in Kiel über die Wanderung der Larven vom Schlunde durch den Rückenmarkskanal bis in die Unterhaut des Rückens zu wiederholen. Horne in Christiania, Goltz in Schwerin und vor allem Koorevaar in Amsterdam sind zu denselben Ergebnissen gekommen. Goltz, Ruser und Koorevaar erkannten als das jüngste Stadium kleine glashelle Gebilde unter der Schleimhaut des Schlundes. Man hatte die Identität der im Rückenmarkskanal gefundenen Larven mit denen der Oestrus-Larven bezweifelt, bis es Koorevaar gelang, aus solchen Larven des Rindes die Fliege zu züchten. Ihm verdanken wir auch lückenlose Untersuchungen über die Richtung und Zeitdauer der regulären Wanderung. Ende Juni fand unser Gewährsmann, wie schon erwähnt, kleine, glashelle Larven, 2—4 mm lang, in der Schlundwand; *ich selbst besitze ein diesbezügliches Präparat (unter der Schleimhaut* eines umgestülpten Schlundes schimmern die im Spiritus weiß verfärbten Larven deutlich hervor), das ich der Liebenswürdigkeit des Schlachthofdirektors Ruser verdanke. Der Juli zeigte folgenden Befund: einige Larven hatten die Muskelschicht im Halsteile des Schlundes durchsetzt und saßen in den den Schlund umgebenden Bindegeweben. Im August wurden verirrte Exemplare von 5 mm Länge im subduralen Fettgewebe des Wirbelkanals gefunden. Während der Herbstmonate hatten die meisten Larven den Wirbelkanal bereits durchwandert; nur vereinzelt wurden noch Larven von 5—13 mm Länge im Schlund gefunden. Im Januar hat die Mehrzahl der Larven ihr Ziel erreicht und erzeugt nun jene beulenartigen Hauterhebungen, die unter dem Namen Dasselbeulen sattsam bekannt sind. Die Larve wächst und mit ihr auch die Beule, die schließlich die Größe einer Walnuß erreicht hat. In der Umgebung der Beulen ist das Unterhautgewebe wässerig durchtränkt. Aber auch auf ihren Wanderungen haben die Larven deutlich sichtbare Spuren hinterlassen. So fand Horne schmutziggrüne Larvengänge in dem Muskelfleisch, weshalb nicht nur das Fleisch in der Umgebung der Dasselbeulen, wo sich wässerige, gallertartige oder blutig-eitrige Ergüsse bilden, sondern oft sogar in tiefer gelegenen Partien als für den Genuß untauglich, ja, geradezu gesundheitsschädlich für den Konsum ausgeschaltet werden muß, wiederum ein empfindlicher Schade, der diesmal den Fleischer trifft.

So lange die Dasselbeule noch geschlossen ist, zeigt die Larve eine weißliche Färbung (Fig. 2); mit dem Heranreifen färbt sie sich braun bis braunschwarz (Fig. 3) und bohrt sich nun mittels ihrer Borsten eine Öffnung durch die Haut ins Freie, weil sie nämlich

jetzt nicht mehr imstande ist, allein durch ihre Epidermis zu atmen (Fig. 4). Sie hat in diesem Zustande eine Länge von 2—2,74 cm und eine Dicke von 1—2,5 cm erreicht. In der Zeit von Ende April bis Anfang Juli vollzieht sich die Auswanderung der Larve, indem sie sich durch das enge Hautloch hindurch zwängt.

Zwar vernarben die Austrittsöffnungen allmählich wieder, beim Gerben treten diese Stellen dennoch zumeist wieder als Löcher oder Narben hervor. Nun ist es die Lederindustrie, welche die allergrößte Einbuße erleidet; denn durch die Dassellarven sind gerade die wertvollsten Teile der Haut, nämlich die Haut des Rückens, der Lende und Kruppe, entwertet worden. Ich besitze ein Stück Leder, das auf 13 × 23 qcm Fläche nicht weniger als 41 Löcher führt und den Eindruck erweckt, als ob es mit einem Schusterpfriemen mutwillig durchlöchert worden wäre (Fig. 5). Der durch das Schmarotzertum der Dassellarven verursachte Schade wird für jede Rindshaut auf etwa 3 Mark geschätzt.

Die der Beule entschlüpfte Larve fällt zu Boden und verpuppt sich in der Erde, wenn sie nicht etwa vorher schon von den mit Vorliebe zwischen den Rindern die Koppel nach Larven und Insekten aller Art abweidenden Staren und Krähen verzehrt worden ist. Nach 28—30 Tagen erscheint das ausgebildete Insekt.

Die Dasselplage grassiert überall da, wo das Vieh auf die Weide getrieben und Tag und Nacht draußen belassen wird. Das gilt namentlich für England, die holländischen und friesischen Marschen und für Schleswig-Holstein. Für die Häufigkeit der Dasselfliege in der zuletzt genannten Provinz spricht der Umstand, daß nach Rusers Beobachtungen ein Viertel bis zur Hälfte aller an den Kieler Schlachthof angetriebenen Rinder mit Dasselbeulen behaftet ist. Die Methode der Stallfütterung würde die Dasselplage gar bald in ihrem Keime ersticken; denn in den Stallungen ist den die Dasselbeule verlassenden Larven jegliche Gelegenheit zur weiteren Entwicklung genommen, im Dünger des Stalles gehen die Larven bald zu Grunde, wenn sie nicht etwa schon durch die Rinder selbst zerstampft oder zerdrückt worden sind. Beobachtungen haben erwiesen, daß die Auswanderung der Dassellarven zwar zu jeder Tagesstunde, vornehmlich jedoch in den frühen Morgenstunden, erfolgt. So könnte der Plage wenigstens etwas entgegengearbeitet werden dadurch, daß die Kühe morgens noch längere Zeit im Stalle zurückgehalten und erst im Laufe des Vormittags auf die Weide hinausgetrieben würden. Jedoch dürfte dies aus wirtschaftlichen Gründen nicht überall angängig sein und verbürgt zudem keinen absolut sicheren Erfolg. Ein unbedingt zuverlässiges Schutzmittel ist und bleibt einzig und allein das Abdasseln, d. h. die Vernichtung der Larven vor dem Zeitpunkte, daß sie die Haut der Rinder freiwillig verlassen; denn nur dadurch wird die Entwicklung weiterer Generationen von Dasselfliegen verhindert. Es ist ein Kampf gegen das Individuum, der aber eben nur dann zur gänzlichen Vernichtung führt, wenn alle Viehbesitzer geschlossen und mit ganzer Energie gegen den Schmarotzer vorgehen. Es nützt nichts, daß der einsichtsvolle Landwirt das Abdasseln besorgt und sein unvernünftiger Nachbar fünf gerade sein läßt. Hier stehen die Interessen aller auf dem Spiele, und darum kann auch die Allgemeinheit verlangen, daß jeder zum Abdasseln einfach verpflichtet werde; mit andern Worten: das Abdasseln muß obligatorisch werden. Landwirtschaftliche Vereine, Gemeinden oder Kreisverbände müssen das Abdasseln in die Hand nehmen und geeignete Personen als Abdaßler anstellen, und

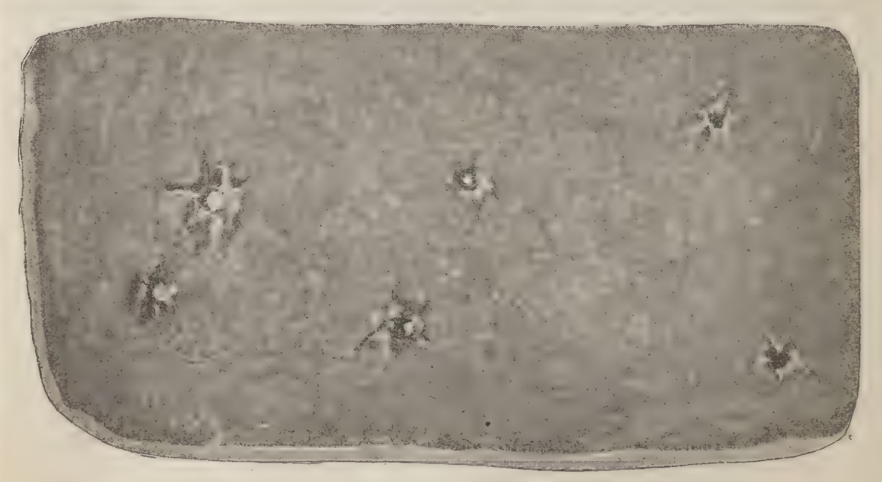


Fig. 5. Gegerbtes Leder mit Dassellöchern.

durch ein „Dasselschauen" muß sich eine eigens für diesen Zweck gewählte Kommission davon überzeugen, daß das Abtöten überall erfolgt ist; jeder Besitzer ist für die strikte Durchführung des Abdasselns verantwortlich zu machen.

Weil das Abdasseln den Rindern selbst schmerzhaft ist (sie wehren sich oft energisch gegen die Vornahme dieser Operation), so darf das Ausdrücken nicht zu früh erfolgen. „Der richtige Zeitpunkt für das Abdasseln," heißt es in dem „Dasselfliegen-Merklatt" des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, „ist dann eingetreten, wenn die Schmarotzer noch nicht soweit entwickelt sind, daß sie aus den Hautbeulen auszuschlüpfen vermögen, die natürlich kleine Hautöffnung an der überwiegenden Mehrzahl jedoch bereits vorhanden ist und die Larven ausgedrückt oder mit geeigneten Instrumenten erreicht werden können. Demnach muß das Abdasseln von Ende April bis Anfang Mai besorgt werden, also kurz bevor der Weidegang beginnt. Es ist streng darauf zu achten, daß die den Stall verlassenden Rinder von allen erreichbaren Dassellarven befreit sind [1])

Das Abdasseln geschieht in der Regel durch Ausdrücken der Larven mit den Fingern. Für dies Verfahren muß allerdings der richtige Zeitpunkt gewählt werden; denn bei ungenügender Entwicklung der Schmarotzer würde es allzu schmerzhaft sein. In diesem Falle wird empfohlen, die Larve mittels einer Stecknadel durch die kleine Hautöffnung anzustechen, so daß ihr Körperinhalt ausfließt; danach wird die Beule durch kräftigen Druck mit den Fingern ihres flüssigen Inhalts entleert. Die Reste der Larven eitern später allmählich heraus, ohne daß eine Gefährdung der Gesundheit des Rindes zu befürchten wäre. Das Abdasseln setzt immerhin eine genaue Kenntnis von der Reife der Larve und eine manuelle Geschicklichkeit voraus, weshalb es nur anzuerkennen ist, daß das Kaiserliche Gesundheitsamt empfiehlt, daß die zum Abdasseln bestellten Personen von Tierärzten unterwiesen werden. Das hier und da übliche Anschneiden der Beulen zum Zwecke des Abdasselns sollte nur vom Tierarzte vorgenommen werden.

Unter H. C. Andersens Linden.[2])

Zum 2. April 1905.[3])

Entblößten Hauptes, entschuhten Fußes
Durch grünes Gewölb' erdsuchender Äste,
Durchs Tor des ragenden bündlichen Stammpaars
Betret' ich den dichtergeweihten Raum,
Mit den gleichgespannten Seiten das Dreieck.

Krachender Ast, was störst du die Stille? —
Dort zwischen ragenden Kräutern und Gräsern,
Die selbst des alles raffenden Schnitters
Fressende Sense freundlich meidet,
Grüß' ich dich, den Freund meiner Jugend,
Nahe mich dir mit heiliger Scheu.

Ruhevoll rinnendes Rieseln und Rauschen,
Seliges Surren und Sausen und Summen
Strömt dir traumhaft durch Sinnen und Seele,
Zwingt dir das Auge hinauf in die Kronen:
Zwischen sonndurchleuchteten Blättern,

[1]) „Die Dasselfliege des Rindviehs und ihre Bekämpfung." Bearbeitet im Kaiserlichen Gesundheitsamt. Verlag von Julius Springer, Berlin N., Monbijouplatz 3. Preis 5 Pf.; 100 Expl. 3 M., 1000 Expl. 25 M. — An alle Tierfreunde richte ich die dringende Bitte, durch Verbreitung dieses „Dasselfliegen-Merkblattes" für die Bekämpfung der Dasselplage tätig zu sein und namentlich Tierschutzvereine für diesen wahrhaft praktischen Tierschutz zu interessieren. — Ich will bei dieser Gelegenheit gern verraten, daß die „Sprechsaal"-Notiz „Grenze der Tierschutzbestrebungen" in der allen Tierfreunden zu empfehlenden illustrierten Monatsschrift für Tierschutz, Tierzucht und Tierpflege „Deutscher Tierfreund" (Oktoberheft 1904) auf meine Stellungnahme zur Bekämpfung der Dasselfliege (Verbandstag schleswig-holsteinischer Tierschutzvereine zu Husum, August 1904) gemünzt ist. Ich hatte jedoch keine Veranlassung, auf die Einwendungen des von mir persönlich hochgeschätzten Herrn Dr. Bauer-Hamburg zu erwidern, weil ich ihm bereits in der Versammlung entgegengetreten war und damals (wie auch später im Kieler Tierschutzverein) durchaus die Überzeugung gewann, daß Herr Dr. Bauer, wenigstens soweit sein Mahnwort den vorliegenden Fall angeht, mit seiner Meinung völlig isoliert dasteht. Herr Dr. Bauer will es den landwirtschaftlichen Vereinen, den Behörden usw. überlassen, „Tiere vor Tieren zu schützen" und die Tierschutzvereine auf diesem Felde der Arbeit ausschalten, als ob nicht auch für genannte Institute unsere Tierschutzvereine ebensogut ein mahnendes Gewissen wären wie für unser ganzes Volk. Auch hier ist das Bessere entschieden ein Feind des Guten.

[2]) Im Augustenburger Park stehen einige mächtige alte Linden, unter denen H. C. Andersen, wenn er als Gast beim Herzog von Augustenburg, dem Großvater der Kaiserin, weilte, sinnend und dichtend seine Tage zubrachte. Tr.

[3]) Für die Aprilnummer zu spät eingegangen. Die Schriftleitung.

Welten voll Welten seligen Lebens,
Weit hinaus in unendliche Fernen
Größerer Welten voll seligen Lebens
Strömen dir traumhaft Sinnen und Seele.

Nun weckt dich ein Vöglein
Mit süßestem Schalle:
O Wunder, o liebliches
Wunder der Wunder!
Was träumt' ich träge
Mit trüben Sinnen?
Was trübte sich träge
Die träumende Seele?

Auf! Auf!
Ihr bläulich quellenden
Düfte der Linden,
Vermählt euch liebend
Den süßen Tönen!
Und ihr, meine Augen,
Haltet die Bilder!
Haschet mir, Ohren,
Die Wunderklänge!
Vermähl' auch du sie,
Schaffende Seele,
Zu Liedern von Leid
Und dunklem Weh,
Zu leuchtenden Liedern
Voll Sonne und Wonne
Von Liebe und Lust
Und Glück und Gott!

O du Lindenduft der Träume!
O du Vögelein der himmlischen
Harmonieen, Liebling Apolls!
Warum doch fliehest du nun?
Und auch du, redender Wind,
Schweigest, verstummest ganz? Warum?
Kehret doch wieder! — Nichts, — nichts!
Sie fliehen, sie schweigen, — es schweiget das Licht!
Gähnende Nacht! — Es schweiget das All!

Niederschmettr' ich, stöhnend, zur Erde!
Unglückselig ohnmächt'ge Seele,
Was vermaßest zu kühn du dich,
Göttern gleich, Welten zu schaffen,
Menschengeschick und Weltengeschick
Musen ein Liebling künden zu wollen!
Düfte nur drängten sich, Echo nur klangest du!
Kühnste Träume dir schaffender Kräfte:
Neidisch ein Gott nur äffte dich!

Strömet, ihr Quellen des bohrenden Zweifels,
Bittere Tränen, zur bergenden Erde!
Birg mich, verschling' mich Unseligen ganz!
Gräßliches Rauschen in Lüften und Wipfeln,
Schwarzen Gevögels mißtönig Krächzen,
Mißtönig schauriges Hohngelächter:
Sturm und Verachtung und Spott der Welt!
Wahnsinnschwang'res Trompetengelächter!
Tamtamgeheul: Ans Kreuz mit ihm!

Auf! Auf!
Da flieht sie, die Rotte,
Des feigen Gesindels
Belfende Meute!
Vorwärts stürm' ich,
Hinaus aus dem Dunkel!
Rege dich, Seele!
Recke dich, Arm!

Mit gottgleicher Hand
Zerreiß' ich das Dunkel,
Zerreiß' ich die Hülle,
Die mir den Himmel —
Schicksalsgewollt oder nicht —
Überspannt!
Zerreiß' ich den Vorhang
Zum Allerheiligsten
Mit blitzendem Riß
Von oben bis unten!

Heil dir, o Sonne,
Nachtvernichtende,
Allesbelebend
Heilende, schaffende
Göttliche Sonne!

Liebend strahlendes
Allvaterauge,
Segnend lächelst du
Nieder aufs taufrische
Morgengelände!
Lächelst mir gütig
Hoffnungsreichsten
Trost in die knieend
Anbetende Seele!

Dank! Dank! —
Und so wandr' ich gottgleich
Vorwärts, aufwärts
Über gold'ner Gewässer
Und goldener Ähren
Leuchtende Wogen
Ins ewig goldig strahlende Land
Des längst entschwundenen lieben Freundes.

Chr. Tränckner.



Mitteilungen.

1. **Volksaberglauben aus dem östlichen Holstein.** De flegende Krev. Dies wunderbare Tier, von brauner Farbe und, wie der Name schon sagt, in der Gestalt ähnlich einem Krebse, soll in der Johannisnacht (24. Juni) in der Geisterstunde umherfliegen. Verhängnisvoll kann dieses Tier der Hausfrau werden. Sie muß nämlich darauf bedacht sein, ihre Wäsche am Tage hineinzuholen und nicht während der Nacht im Freien zu lassen. Der fliegende Krebs würde sich mit Vorliebe auf die weiße Wäsche niederlassen,

und diese würde dadurch mit schweren Krankheiten, welche sich auf die Menschen übertragen, behaftet. Ich nehme an, daß unsere Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) gemeint ist, welche durch ihre wunderbare Lebensweise und durch ihre Gestalt die Phantasie der Arbeiter anregt, und da das Tier hauptsächlich bei den früheren Moorarbeiten gefunden ist. Auch ist mir schon von Schulkindern die Maulwurfsgrille gebracht worden. — De Twölf. Mit diesem Namen bezeichnen die Landleute die Zeit vom 23. Dezember bis zum 3. Januar. In diesen 12 Tagen darf nach dem Volksglauben keine Wäsche gehalten, wie auch nicht zum Trocknen ausgehängt werden. Als Grund mag folgender Spruch dienen: „Wer von Weihnachten bis Neujahr den Zaun bekleidet, von Ostern bis Pfingsten den Kirchhof kleidet." (Wörtlich aus der Volkssprache übersetzt.) In der Wirklichkeit sieht man denn auch in „de Twölf" in hiesiger Gegend keine Wäsche auf dem Zaun.

Görnitz bei Plön. Christiansen.

2. **Holsteiner auf Fühnen.** Eine interessante Notiz, betreffend die Ansiedlung von Holsteinern auf der Insel Fühnen, enthält die hiesige Schulchronik. — In den Jahren von 1744—1778 wirkte an hiesiger Schule der Küster und Organist Christian Harboe, Sohn eines Küsters in Munkbrarup. Vor seiner Anstellung hier war er einige Jahre Schreiber bei einem herzoglich glücksburgischen Hofrat in Broacker gewesen, mit dem er, nebenbei bemerkt, einmal sogar eine Reise nach dem Harz gemacht hatte. Harboe hatte mehrere Töchter. Eine derselben war in zweiter Ehe mit einem gewissen Henning Christiansen, einem Landmann in Roikier, verheiratet, und eben dieser ist es, auf den die Worte der Chronik Bezug nehmen. Sie lauten so: „Er hatte zuerst eine Landstelle bei Koppelheck-Mühlenkoppel in Pacht, wobei er aber sein ganzes Vermögen einbüßte, besonders durch mehrjährigen Würmerfraß, wodurch die Feldfrüchte fast gänzlich verzehrt wurden. Mit mehreren andern von hier begab er sich darauf nach Fühnen, wo der Graf von Brahe-Trolleburg Parzellen auslegte und bebaute und an sog. Holsteiner unter vorteilhaften Bedingungen vergab, die bei ordentlichem Betriebe ohne Ländereien sich recht gut standen. So auch dieser Henning Christiansen, der dort gewöhnlich Henning Angelmand genannt wurde. Von seinen Kindern und Enkeln werden dort noch mehrere leben." — So die Notiz. Zur Ergänzung und näheren Erläuterung derselben möge Folgendes hinzugefügt werden: Besitzer von Brahe-Trolleburg war damals, und zwar seit 1775, Graf Johann Ludwig Reventlow, ein Bruder des um die Aufhebung der Leibeigenschaft in Dänemark so hochverdienten Staatsministers Christian Reventlow, mit dem er übrigens auch an dem Sturz des Guldbergischen Ministeriums und an der Beseitigung des Einflusses der Königinwitwe Juliane Marie beteiligt war, 1784. Doch trat er bald aus dem Staatsdienste aus und widmete sich ganz der Verwaltung und Verbesserung seiner Güter. Sehr lag ihm die Hebung des Bauernstandes und die Förderung des Schulwesens am Herzen. „In Verbesserung des Zustandes der Bauern, durch gute Unterweisung und durch Erwerbung von Eigentum, verbunden mit Anleitung zu einer verständigen Landwirtschaft, ging Bernstorff der Alte mit den beiden Reventlow, dem Staatsminister und Ludwig, Hand in Hand." Wie sich seine Bauern bei solchen Bestrebungen standen, das zeigt jene oben angeführte Notiz. — Reventlow starb 1801. Von der Nachwelt ist ihm in Anerkennung seiner Verdienste auf Brahe-Trolleburg am Eingang zum Park ein Denkmal gesetzt. (Siehe auch: *„Das Geschlecht der Reventlow"* in der *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte*, Band 22.)

Quern. E. Schnack.

3. **Dr. Meyns Schleswig-Holsteinischer Hauskalender** wird vom kommenden Jahrgang an von **Wilhelm Lobsien** redigiert. Die besten Dichter und Schriftsteller unserer Heimatprovinz (Wilhelm Jensen, Detlev von Liliencron, Otto Ernst, Gustav Falke, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Johs. Dose, Ottomar Enking, Helene Voigt-Diederichs, Timm Kröger, Adolf Bartels, Hermann Heiberg, J. H. Fehrs u. a. haben ihre Mitarbeiterschaft zugesagt, und so wird der Kalender ein echtes und rechtes Hausbuch voll starker, froher und gesunder Heimatkunst werden, und als solches ein Damm gegen die Woge schlechter Kalender, von der auch unser Land überschwemmt wird.

4. **Adolf Bartels,** dem der Großherzog von Weimar kürzlich den Professortitel verliehen hat, darf das freudige Ereignis registrieren, daß seine große zweibändige **Literaturgeschichte** in diesem Jahre in 3. und 4. Auflage erschienen ist. Von heute noch lebenden schleswig-holsteinischen Dichtern berücksichtigt er: Johannes Dose, J. H. Fehrs, Gustav Frenssen, Hermann Heiberg, Fr. Jakobsen, Timm Kröger, Detlev von Liliencron, Wilhelm Lobsien, Ch. Niese, E. Schlaikjer, H. Voigt-Diederichs, O. Enking, W. Jensen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

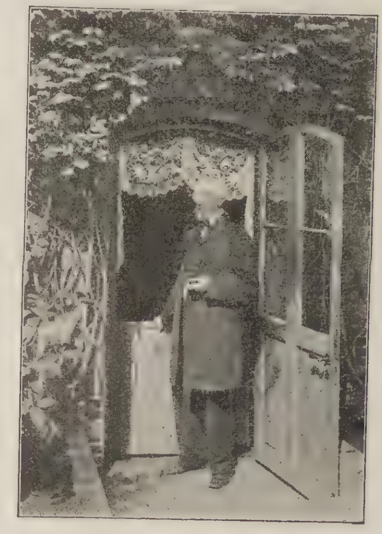
15. Jahrgang. № 6. Juni 1905.

Klaus Groth.[1])

Von **Adolf Bartels** in Sulza.

I.

Wenn die niederdeutschen Mundarten, wie es wohl unvermeidlich ist, einst zu Grunde gegangen sein werden, verdrängt von dem übermächtigen Hochdeutschen oder wahrscheinlicher von aus ihm entstandenen provinziellen Patois, dann werden vor allem zwei Werke das Gedächtnis und den Ruhm der „alten Sassensprache" lebendig erhalten und immer wieder forschende Gelehrte und bloß genießen wollende Leser zu ihrem Studium veranlassen: der Reineke Voß und Klaus Groths „Quickborn," jener in der Zeit entstanden, wo Oberdeutsch und Niederdeutsch noch gleich mächtig und berechtigt nebeneinander standen, dieser in den Tagen, wo das alte Niederdeutschland dem Ansturm der neuen Zeit erlag, sein Vermächtnis. Beide Werke gehören in die Weltliteratur; denn der Gegensatz von Oberdeutsch und Niederdeutsch ist nicht bloß sozusagen reichsdeutsch, sondern europäisch, Holländer und Vlämen, Angelsachsen und Skandinavier haben Ursache, sich mit ihm gründlicher zu befassen und die ihnen näherstehende niederdeutsche Literatur als Brücke zu der allgemeindeutschen Kultur zu benutzen. Warum ist nun aber,



Klaus Groth

so wird man fragen, gerade Klaus Groths „Quickborn" — über den Reineke Voß wird kein Streit sein — als das zweite, in die Weltliteratur hineinreichende Hauptwerk der niederdeutschen Literatur zu betrachten, da doch seines Zeitgenossen Fritz Reuter Werke größeren Erfolg gehabt und größere Verbreitung erlangt haben? Wir wollen hier den alten, bei der gründlichen Verschiedenheit der beiden Dichter auch überflüssigen Kampf nicht erneuern: es ist aber eine literaturgeschichtliche Erfahrungs-

[1]) Entnommen der „Allgem. Deutsch. Biographie," herausgegeben von Excellenz, Freiherrn von Liliencron in Schleswig, im Verlage von Duncker u. Humblot in Leipzig. — Das Klischee zu dem Bilde ist von der Buchhandlung von Lipsius u. Tischer in Kiel zur Verfügung gestellt worden.
Die Schriftleitung.

tatsache, daß das Werk, das die höchste künstlerische Form gefunden hat, immer das lebenskräftigste ist, daß nicht der Lebensgehalt an sich, sondern der mit ihm geschehene künstlerische Konzentrations- oder Krystallisationsprozeß die Bürgschaft der Dauer gibt. Klaus G. nun ist der größte in der heimischen Mundart dichtende Künstler seines Stammes gewesen, sein „Quickborn" stellt eine ziemlich allseitige Vereinigung aus dem niederdeutschen Leben erwachsener vollendeter lyrischer und episch-lyrischer Organismen dar, und dagegen kann kein auch noch so inhaltreicher Roman, kann wohl selbst kein (hier allerdings überhaupt nicht vorhandenes) Volksdrama im Dialekt auf. Im übrigen ist es ja sicher, daß die Lyrik mehr als jede andere dichterische Gattung Ausdruck des Nationalcharakters und der Volksseele ist, und so wird man das Spezifisch-Niederdeutsche denn auch wohl am reinsten in dem unbestritten größten niederdeutschen Lyriker wiederfinden, das niederdeutsche Gemüt, während sich niederdeutscher Weltverstand und niederdeutscher Humor schon in dem alten Tierepos trefflich offenbaren.

Ganz vom engeren Gesichtspunkte der deutschen Literatur gesehen, ist Klaus G. weder ein Anfang noch ein Ende, wohl den Besten ebenbürtig, aber keineswegs eine einsame Größe für sich, da gehört er einfach zu den großen Stammesdichtern. Es ist bekannt, daß schon die Dichtung des Hainbundes bis zu einem gewissen Grade Stammescharakter trug, unsere klassische Poesie hat ihn dann aber nicht, ist allgemein-deutsch, und erst mit Pestalozzi und Johann Peter Hebel tritt die Stammesdichtung neben die Nationaldichtung, erhalten wir zu der literarischen Zentralisation, die vor allem Goethe und Schiller repräsentieren, auch die dem deutschen Individualismus entsprechende Dezentralisation. J. P. Hebel im besonderen, der sich auch mit Naturnotwendigkeit des Dialekts bedient, ist ein ausgeprägter Stammesdichter, und sie sterben nun im 19. Jahrhundert nicht mehr aus, ja, man hat es als das literarische Charakteristikum dieses Jahrhunderts bezeichnet, daß es große Stammesdichter um die Klassiker herumgestellt hat. Nicht zwar die Allergrößten: Kleist, Grillparzer, Hebbel, und weiter nicht die großen Formtalente wie Heine, Geibel, Heyse sind unter die Stammesdichter einzureihen, wohl aber so glückliche und volksbeliebte Talente wie die Schwaben Ludwig Uhland und Eduard Mörike, die Schweizer Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die Österreicher Ferdinand Raimund, Adalbert Stifter, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, der Schlesier Gustav Freytag, die Brandenburger Willibald Alexis und Theodor Fontane, der Thüringer Otto Ludwig, die Niedersachsen Annette v. Droste-Hülshoff und Fritz Reuter, Theodor Storm (der allerdings wohl eher das Friesentum repräsentiert) und Wilhelm Raabe. Hier steht auch Klaus G. und schließt sich am unmittelbarsten an Hebel an, weil auch er sich mit Naturnotwendigkeit des Dialekts bedient, ist das Haupt der jüngeren Dialektdichtung wie Hebel das der älteren. Betrachtet man seine Dichtung jedoch rein ästhetisch, so wird man sie am besten zu der Uhlands stellen; man kann geradezu sagen: Klaus Groth ist das als Norddeutscher, Niederdeutscher, was Uhland als Süddeutscher, Oberdeutscher ist. Weder fehlt bei dieser Zusammenstellung das dichterische noch das persönliche tertium comparationis, wie man leicht auch ohne eingehende Vergleichung erkennen wird.

Klaus Groths Lebensschicksale sind verhältnismäßig einfach, der Örtlichkeitswechsel vor allem ist sehr gering, da das Heimatland Schleswig-Holstein nur einmal für längere Zeit verlassen wird, und auch innerhalb dieses nur wenige Orte: Heide in Dithmarschen, Tondern in Schleswig, die Insel Fehmarn und Kiel, mit des Dichters Leben verknüpft sind. Geboren wurde Klaus Johann G., wie der volle Name lautet, am 24. April 1819 zu Heide, in dem mehr ländlichen südöstlichen Teile dieses dithmarsischen Hauptortes, der Lütjenheide (Klein-

heide) genannt wird. Nicht weit von seinem Geburtshause stand das Familienhaus der Brahms, zu denen Johannes Brahms gehört, mit dem Klaus G. später gut befreundet war. Des Dichters Vater hieß Hartwig G. und war gelernter Müller, hatte aber einstweilen noch keine Mühle erwerben können und betrieb einen Mehl- und Milchhandel in Verbindung mit etwas Landwirtschaft; seine Mutter, Anna Christine Lindemann, war eines Landmanns Tochter aus Tellingstedt in Dithmarschen. Bis an des Dichters Jünglingsjahre heran lebte noch sein Großvater Klaus Reimer G., der aus dem Dorfe Hägen nördlich von Heide stammte — das echte Dithmarschertum und weiterhin das reine Niedersachsentum Klaus Groths wird durch diese Herkunft wahrscheinlich gemacht. Die Verhältnisse, in denen der Knabe mit vier jüngeren Geschwistern aufwuchs, waren die denkbar schlichtesten und natürlichsten: das Dithmarscher Volkstum war damals noch völlig ungebrochen, das Leben in fester, aber keineswegs drückender Sitte eingehegt, auch in den Städtchen des Landes fast ganz ländlich, jedoch nicht einförmig, da die Klassengegensätze in der Hauptsache fehlten und ein gemütlicher Verkehr von Haus zu Haus und von Mensch zu Mensch bestand. Der Ehrgeiz, der über die gegebene Lage oder gar über die von Natur gesetzten Schranken hinausstrebt, fehlte im ganzen in dem damaligen Dithmarschen, man war zufrieden und selbst, wenn es einmal knapp herging, seines Lebens froh. Sehr lebendig im Volke war noch die große historische Vergangenheit des Landes, die Geschichte der kleinen Bauernrepublik Dithmarschen, und auch der Knabe Klaus G. wurde durch seinen in den Chroniken belesenen Großvater früh in diese eingeführt. Weiter war noch ein ungeheurer Schatz von Sagen, Märchen und Spukgeschichten im Volksmunde, und auch dieser wurde das Erbteil des späteren Quickborndichters. Die alten niederdeutschen Dithmarscher Lieder, die einst in großer Zahl existiert hatten, waren zwar bis auf geringe Reste vergessen, aber noch immer war man hier zwischen Elb- und Eidermündung außerordentlich sangesfroh — wie denn das Frisia oder Holsatia non cantat nie auf Dithmarschen gepaßt hat —, und der Dichter berichtet selber, daß ihm kaum eines der Volkslieder der berühmten Sammlungen, als er in späteren Jahren zu ihnen kam, unbekannt gewesen sei. Sehr üppig vegetierte damals noch der plattdeutsche Volks- und Kinderreim, und von ihm hat der plattdeutsche Dichter später oft unmittelbar ausgehen können. Wurde dem jungen Klaus G. also unzweifelhaft eine reiche volkstümliche Kultur überliefert, so sah es dagegen mit der gelehrten Bildung um so schlechter aus. Es hatte zwar Dithmarschen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hin in jedem Kirchspiel meist einen oder zwei „lateinische" Lehrer, theologisch gebildete Rektoren gehabt, speziell in Klaus Groths Vaterstadt hatte ja einmal der berühmte Satiriker Joachim Rachel aus Lunden in Dithmarschen als Rektor gestanden; aber seit nun einem Menschenalter gab es außer an der alten Gelehrtenschule in Meldorf nur noch seminaristisch gebildete Lehrer in Dithmarschen, auch in Heide nur solche, obgleich der Ort doch schon seine 5000 Einwohner hatte. Sie waren übrigens meist sehr tüchtig, wer da wollte, konnte bei ihnen einen außerordentlich festen Grund seines Wissens legen. Klaus G. war ein sehr frühreifes Kind; Lesen, Schreiben und die Elemente des Rechnens hatte er schon vor dem sechsten Lebensjahre von seinem Großvater gelernt und kam daher in der Schule rasch vorwärts. Außer von dem Religionsunterricht, der ja in der Volksschule ein großes Maß für das ganze Leben vorhaltenden „biblischen" Wissens zu geben pflegt, hat er namentlich in der Grammatik und im Rechnen, wofür die Nordseeanwohner eine besondere Begabung zu haben pflegen, profitiert, aber auch schon Geschichtsunterricht gehabt. Ungewöhnlich talentvoll und ungewöhnlich fleißig, hätte der Knabe frühzeitig ein lebensfremder Bücherwurm werden können, aber glücklicherweise gab's nicht allzuviele

Bücher in Dithmarschen, und dann wurde der Sohn des Landbesitzers natürlich auch zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen, vor allem aber, es war eine große unbewußte Liebe zur Natur in dem Knaben, die ihn alljährlich zu Wanderungen nach den Wohnsitzen mütterlicher Verwandten, über die Dithmarscher Geest nach Tellingstedt und in die Marsch hinab nach Wesselburen trieb. Geest und Marsch, Diluvium und Alluvium, hohes, welliges, trockenes, sandiges Land mit knickenumsäumten Koppeln, größeren und kleineren Gehölzen und murmelnden Bächen und niedriges, ebenes, feuchtes, außerordentlich fruchtbares mit gräbendurchschnittenen viehbesetzten Weiden und üppigen Kornfeldern, das sind die beiden großen Gegensätze, die das Land Dithmarschen in sich vereint, und Klaus G., dessen Heimatsort dicht an der Grenze von Geest und Marsch liegt, lernte sie und ihr Volksleben alle beide kennen, das bescheidene städtische Heides mit seinen immerhin bedeutenden Wochen- und Jahrmärkten noch dazu. Am liebsten hat er in dem Kirchdorf Tellingstedt geweilt, und die Geschichten, die er später unter dem Titel: „Ut min Jungsparadies" vereinigt hat, spielen auf seinem Boden.

Vierzehn Jahre alt, war Klaus G. weit über das Bildungsniveau der Volksschule emporgewachsen, die Lehrer konnten ihn nicht mehr fördern, und auch vom Konfirmationsunterricht wurde er dispensiert. Was sollte nun werden? Es kam in Dithmarschen bisweilen, aber im ganzen doch äußerst selten vor, daß man einem talentvollen Knaben aus dem Volke zum Studium verhalf, aber in diesem Falle scheint, wie in dem Friedrich Hebbels, überhaupt nicht daran gedacht worden zu sein. Gewöhnlich war für begabte Jünglinge die Schreiberkarriere, die nicht ohne Aussichten war; denn so ein dithmarsischer Kirchspielschreiber wurde recht gut bezahlt und den Honoratioren zugerechnet. Wie bei Hebbel vermittelte denn auch bei Klaus G. ein Lehrer, hier der Rechenmeister Simon Bakker, den Eintritt bei dem Kirchspielvogte, d. h. dem höchsten Verwaltungs- und Justizbeamten des Ortes nach dem ganz Norderdithmarschen regierenden Landvogt. Dem Knaben schwebte bei dieser Berufswahl vor allem vor, daß er Zeit und Bücher haben werde, und die hat er in den ungefähr fünf Jahren, die er auf der Kirchspielvogtei beschäftigt war, denn auch gehabt. So einfach war es freilich nicht, Bücher zu bekommen, der Brotherr Klaus Groths, doch ein studierter Mann, besaß weder Schiller noch Goethe noch Lessing, aber langsam drangen damals die Klassiker und Romantiker doch auch nach Dithmarschen, und da die Heider Schreiber, meist sehr strebsame und aufgeweckte Menschen, in der Regel zu den Bücherbrettern ihrer Herren konnten, so hat er nach und nach alles Mögliche „hintenherum" geliehen erhalten. Schwer war es natürlich besonders sich zu orientieren, gekümmert hat sich um die jungen Leute von allen Studierten Heides nur der Propst, der mit ihnen eine Zeitlang Klopstocks Messias las, aber Klaus G. fand doch allmählich seinen Weg, wohl weniger durch das Konversationslexikon, das er durchlas, als instinktiv: Goethe zog ihn, wie er bekennt, bald vor allen an. Er wußte früh, daß er ein Dichter werden würde, aber weniger selbstbewußt wie sein Landsmann Hebbel, den er in diesen Jugendtagen einmal sah, richtiger vielleicht, weniger ringende, dämonische Natur als dieser, trat er mit Gedichten noch nicht hervor, ja, er schwor sich sogar, „nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu triebe, und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen" — und er hat diesen Schwur gehalten. Als Schreiber suchte er, wie übrigens seine Kollegen auch, vor allem seinen Stil zu bilden, und gewann bereits das tiefere Interesse an der Sprachwissenschaft, das ihn nie mehr verlassen hat; dann lernte er Dänisch. Ungewöhnlich groß war auch seine Neigung zur Musik, und er hat jetzt in Heide und später in Tondern doch so viel gelernt, daß er sich, ohne selbst ein ordentlicher Spieler zu sein, einen großen Teil des Musikschatzes von Bach bis Brahms

zu eigen machen konnte. — Es versteht sich von selbst, daß, je reifer er wurde, die Fortsetzung der Schreiberlaufbahn ihm desto unmöglicher erschien, und da es nun für das eigentliche Studium, wie man wenigstens annahm, zu spät war, so erklärt sich leicht, wie Klaus G. dazu kam, das Schullehrerseminar in Tondern zu beziehen. Das geschah, nachdem die Mutter des Dichters 1835 gestorben war, im Jahre 1836. Man weiß sehr wenig von den drei Tonderner Jahren: für den Unterricht war der junge Mann fast schon zu reif, zu wissensreich, und da er das wohl auch gelegentlich merken ließ, besaß er nicht die Huld aller Lehrer, so daß er denn später trotz glänzend bestandener Abgangsprüfung auch nur den „zweiten Charakter mit Auszeichnung“ bekam. Gelernt hat er in Tondern trotzdem sehr viel, durch Selbststudium, wobei ihm die fremdsprachlichen Kenntnisse mancher vom Gymnasium aufs Seminar übergegangenen Freunde eine Unterstützung waren. Im ganzen blieb er in der nämlichen Richtung: Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik waren seine Lieblingsfächer. Auch die Musik trieb er, wie schon bemerkt, fort und gewann in dem musikalisch sehr begabten Leonhard Selle einen treuen Freund. Von den üblichen Zerstreuungen der Jugend hat er sich im ganzen ferngehalten, wenn auch nicht gerade rigoristisch: „auch lebte ich hier ein wenig Jugendleben, wenig,“ gesteht er von Tondern. Nach seinem Abgang vom Seminar wurde er als Lehrer an der zweiten Mädchenklasse seines Heimatortes angestellt, und jetzt beginnen seine schwersten Jahre: Ein volles Dezennium hat Klaus G. noch ringen und arbeiten müssen, ehe er seine Lebensaufgabe voll begriff und fähig war, sie durchzuführen.

Klaus G. ist ein tüchtiger Pädagoge gewesen, und er hat seine Mädchenklasse weiter gefördert, als es eigentlich im Lehrplan lag; er ist auch ein guter Bürger des Fleckens Heide gewesen und hat im öffentlichen Leben sogar eine führende Stellung eingenommen, einen Bürgerverein, einen landwirtschaftlichen Verein, eine freiwillige Feuerwehr, eine Liedertafel begründet oder mitbegründet und für die Veranstaltungen all dieser Vereine, beispielsweise für Vorträge Zeit und Kraft übrig gehabt. Aber außer diesem Klaus G., der mitten im Leben steht und auch in der alten Häuslichkeit auf Kleinheide sein Behagen findet, gibt es noch einen zweiten Klaus G., der in faustischem Drange alles zu wissen strebt und, wie Müllenhoff in seiner Einleitung zum „Quickborn“ von 1856 berichtet, das Studium der neueren Sprachen und Literaturen wieder aufnimmt und fortsetzt, mit Pastor Koopmann, dem späteren Landesbischof, Latein und Philosophie, mit einem Schüler von Encke und Jakobi in Berlin Mathematik treibt und an den jenem übertragenen astronomischen Rechnungen mitarbeitet, daneben fleißig botanisiert, so daß er einer der besten Kenner der schleswig-holsteinischen Flora wird, und die neuere Physiologie der Organismen, Chemie und Physik studiert. Das Dämonische der Faustnatur hat Klaus G. ja allerdings nicht, es ist nur die tiefe, reine und ehrliche Wißbegierde in ihm, die die nordischen Naturen vielfach auszeichnet; eine gewisse Rolle mögen bei seinem Studium auch die Unklarheit über den eigentlichen Beruf oder, wenn er sich, wie wohl sicher, noch immer für zum Dichter bestimmt hielt, über den einzuschlagenden Weg und weiter die Furcht, als Volksschullehrer nicht für voll angesehen zu werden, gespielt haben. Jedenfalls gewann er eine sehr ausgebreitete Bildung, aber er ruinierte auch seine Gesundheit und kam in den Ruf eines Sonderlings. Wichtig ist aus seinen Heider Lehrjahren noch die 1846 unternommene Sängerfahrt nach Würzburg, bei der er „Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, Main und Rhein im Fluge besah.“ Ein Jahr später nahm Klaus G. seine Entlassung, die ihm unter Gewährung eines kleinen Wartegeldes für die nächsten vier Jahre gewährt wurde, und brach kurz darauf krank zusammen. Er begab sich zu seinem Freunde Leonhard Selle in Landkirchen auf der Insel Fehmarn, um hier zu gesunden und womöglich seine Aufgabe zu lösen.

Diese seine Aufgabe war ihm doch während der Heider Jahre nach und nach klar geworden. Die Entscheidung hatte nach des Dichters eigenem Geständnis das Bekanntwerden mit Hebels alemannischen Gedichten gegeben, die er bei seinem Freunde, dem Pastor Markus Petersen in Tellingstedt gefunden und mit Entzücken verschlungen hatte, um sie dann später wie den Burns gründlich zu studieren. Seine sprachlichen Studien hatten ihn den Wert des Plattdeutschen, an dem er als Sohn des Volkes, als Dithmarscher mit ganzer Seele hing, schön früh erkennen lassen, er war auch lange entschlossen, für die bedrohte Muttersprache einzutreten, und sah sehr gut ein, daß da nur eine künstlerische Tat, die Wiedergeburt sozusagen der Sprache durch die lebendige Dichtung, helfen könne, aber er verzweifelte noch an der Möglichkeit, bis ihm Hebel den Weg zeigte. Die unendliche Schwierigkeit, in einer Sprache zu dichten, lyrisch zu dichten, die literarisch im ganzen zur Possenreißerei herabgekommen war, war damit freilich noch nicht überwunden, und der Dichter selbst mochte wohl das Bild vom über einen Graben springen, bei dem man auch zu kurz springen und ertrinken kann, mit Recht gebrauchen. Im einzelnen wissen wir trotz des autobiographischen Aufsatzes „Wie der Quickborn entstand" nicht viel davon, wie es Klaus Groth gelang, sich eine plattdeutsche dichterische Technik zu verschaffen, wenn wir auch ihre fortschreitende Ausbildung verfolgen können. Die Produktion setzte im Sommer 1849 ein, und entstand auf den ersten Anlauf eine ganze Reihe meist erzählender (episch-lyrischer) Gedichte; dann kehrten die Schaffensperioden mit ziemlicher Regelmäßigkeit: März 1850, Juli 1850, Herbst 1851, März 1852, wieder; darauf floß es den ganzen Sommer 1852 hindurch, während der Druck einer Sammlung schon eingeleitet war. Von 1851 an wurden auch die rein lyrischen Gedichte häufiger, und hier und da entstanden selbst drei vortreffliche Gedichte an einem Tage, ein Zeichen, daß „die Zeit erfüllt war." Auf Rechnung der wissenschaftlichen Ausbildung des Dichters, wie Müllenhoff tat, darf man das natürlich nicht setzen, aber allerdings hatte die hohe geistige Kultur des Mannes einen Anteil daran, daß nun alles reif zum Vorschein kam, wie denn auch das lange Zurückdrängen des dichterischen Quells die Ursache davon war, daß es nun um so mächtiger strömte. Das Buch „Quickborn" als Ganzes hat dem Dichter nach eigener Erklärung nicht von vornherein vorgeschwebt, nur im allgemeinen die rettende dichterische Tat für die Muttersprache, aber nach und nach rundete sich selbstverständlich etwas wie eine lyrische und lyrisch-epische Gesamtdarstellung Dithmarscher Volkstums. Man kann annehmen, daß Klaus G. so gut wie jeder andere Dichter beim Schaffen selbst das Glücksgefühl der Produktion und die innere Gewißheit, endlich auf dem rechten Wege zu sein, empfunden hat, im ganzen war aber sein Aufenthalt auf Fehmarn trostlos genug — vergingen doch zunächst einmal zwei Jahre, ehe die Produktion einsetzte, und später fehlten die langen Pausen nicht. Wie in Heide, hat der Dichter dann auch noch auf der Ostsee-Insel weiter studiert; vier Pferde, meinte er selber, hätten die Bücher nicht fortziehen können, die er damals alle gelesen habe. Andererseits aber hat seine Vereinsamung, indem sie die Sehnsucht nach der glücklichen Jugend wachrief, unzweifelhaft mit zum Entstehen des „Quickborn" beigetragen. Wie der junge Autor es gewöhnlich macht, ging auch Klaus G., ehe er mit seiner Sammlung hervortrat, einige Autoritäten um ihre Meinung an, und er fand die richtigen Leute: Klaus Harms, seinen Landsmann, und Gervinus, dessen ganz vortreffliche Charakteristik Hebels in seiner Literaturgeschichte es ihm sofort angetan hatte. „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich," antwortete der Literaturhistoriker, „Ihre Gedichte werden sein wie die Oase in der Wüste." Im November 1852 erschien der „Quickborn" — die Wahl des Titels hatte viel Kopfzerbrechen gemacht — bei Mauke in Hamburg.

Es gab einen der seltenen großen Erfolge, die die Augen von ganz Deutschland auf den Dichter ziehen, manchmal echte, manchmal auch Modeerfolge sind, je nach der Periode, in die sie fallen. Daß der Erfolg des „Quickborns" ein echter war, hat die Zeit, die strengste Kritikerin, bestätigt; denn gerade jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen des Buches verflossen, und es ist noch immer im Vordringen begriffen, was bei einem Modebuche ganz unmöglich wäre. Wir haben Klaus G. bereits als einen großen Stammesdichter bezeichnet, wie sie das 19. Jahrhundert in ziemlicher Anzahl hervorbrachte; sein „Quickborn" ist dementsprechend, wie wir auch schon andeuteten, eine ziemlich allseitige Darstellung Dithmarscher, niedersächsischen Volkslebens, weiter aber die vollkommenste Gedichtsammlung, die je aus einem Volks- und Stammestum erwachsen und ihm durch einen treu und sicher gestaltenden Dichtergeist wieder geschenkt worden ist, und das verleiht dem Dichter seine besondere Stellung. Ja, wir haben größere lyrische Dichter als Klaus G., aber wir haben keinen, der außer seinem eigenen Leben und in seinem eigenen Leben auch noch das gesamte Leben seines Stammes lyrisch verkörpert hätte — episch und dramatisch haben's andere Dichter allerdings ebenso meisterhaft vermocht. Hebel freilich, seine „Alemannischen Gedichte" stehen, als dichterische Gesamtleistung gesehen, im ganzen auf der Höhe des „Quickborns," doch aber ist der Badener Dichter mehr „idyllisch" als lyrisch begabt, und das halbe Jahrhundert, das zwischen dem Erscheinen seiner Dichtungen und dem der Klaus Groths lag, hatte denn doch eine gewaltige Entwicklung der deutschen Poesie gesehen, die dem jüngeren Dichter zugute kommen mußte: während Hebel auf den Errungenschaften des Hainbundes, im besonderen Vossens fußte, hatte Klaus G. die ganze Erbschaft Schillers und Goethes, Uhlands und Rückerts, Platens und Heines überkommen, und er wußte sie auch neben dem nicht minder beträchtlichen Reichtum, den ihm die Germanistik zuführte, zu gebrauchen. So konnte der „Quickborn" die allseitigste und reichste aller ähnlichen Gedichtsammlungen werden, so war auch die nicht minder bemerkenswerte künstlerische Vollendung der einzelnen Stücke möglich, wenn wir darüber auch nicht vergessen dürfen, daß das Talent des Dichters zuletzt doch das Entscheidende war, das Talent und die schlichte, starke Natur Klaus Groths, die ihn trotz seiner Bildung im Rahmen des echt Volkstümlichen hielten und wiederum mit diesem höchste Künstlerschaft verbanden. Das Leben, aus dem Klaus Groths „Quickborn" erwuchs, ist heute zu einem guten Teil versunken, es fällt selbst dem geborenen Dithmarscher nicht mehr ganz leicht, in den Gestalten des Buches, wie sie der Dichter hingestellt und später Erwin Speckter nach dem Leben nachgezeichnet hat, die Vorfahren zu erkennen, aber trotzdem lebt alles auf den ersten Blick, und wer sich gar in die Welt des „Quickborn" wirklich einlebt, der kommt nicht mehr von ihr los. Am unmittelbarsten zum Dichter selber führt natürlich das Spezifisch-Lyrische des Bandes, das, was ihm unmittelbar aus dem Herzen, dem eigenen inneren Erlebnis und dem Naturgefühl zugewachsen ist; Gedichte wie „Min Johann" und „As ik weggung," „De Kinner larmt" und „Dat Dörp in Snee," „Min Platz vœr Dœr" und „Abendfreden," „Hell int Finster" und „Min Port" werden immer wie neu wirken, können unter keinen Umständen veralten. Aber auch das Volksliedmäßige bei Klaus G., meist erotischer Natur, Lieder wie „De Fischer" („Schön Anna stunn vœr Stratendœr"), „Dar weer en lüttje Buerdiern," „Dar geit en Bek de Wisch hentlank," „O, wullt mi ni mit hebbn," „He sä mi so veel," „Leben, och, wa is't ni schön," „Lat mi gan, min Moder slöppt," „Sin Moder geit un jammert," trägt die Bürgschaft der Dauer in sich selbst, denn es hat nicht nur, wie alles gelungene Moderne dieser Art, bei Goethe und Mörike z. B., den leise individuellen Reiz, der es über die bloße Volksliednachahmung erhebt, es hat auch den nieder-

sächsischen Volks- und Stammescharakter, der nur durch die Mundart zu erreichen ist. Gleich hoch stehen die Kinderlieder Klaus Groths: „Still, min Hanne, hör mi to" und „Dar wahn en Mann int gröne Gras" — man hat an die Bilder Ludwig Richters erinnert, um ihren bei aller Schlichtheit durch und durch künstlerischen Charakter zu kennzeichnen —, und diesen schließen sich wiederum die Bilder aus dem Tierleben, von denen „Lüt Matten de Has'" das berühmteste ist, ebenbürtig an. Dazu nehme man dann die Balladen Klaus Groths, die in zwei Gattungen zerfallen, solche, die an Sagen und Gespenstergeschichten, und solche, die an die Dithmarscher Geschichte anknüpfen: auch in ihnen erreicht der Dichter die Meisterschaft, Stücke wie „Ol Büsum," „He wak," „De Pukerstock," „Hans Iwer," von den historischen „Heinrich von Zütphen" und „De letzte Feide" finden in der hochdeutschen Literatur kaum ihresgleichen, da der Realismus und die Wortkargheit, möchte ich sagen, des Niederdeutschen dieser Gattung sehr entgegenkommen. An die Seite dieser Balladen treten die Schilderungen aus dem Volksleben, die vielfach derbhumoristisch („Orgeldreier," „Schitkrœt," „Dagdeef"), aber darum noch nicht, wie Müllenhoff meinte, parodistisch sind. Manche von diesen, wie der Robert Burns' „Tam O'Shanter" trefflich nachgeahmte „Hans Schander," nehmen auch schon breitere erzählende Form an. So auch die meisten Idyllen Klaus Groths, von denen das „Gewitter" das Prachtstück ist, und die zum Teil zu Zyklen geordnet sind („Familjenbiller," „Ut de Marsch"). Größere poetische Erzählungen des „Quickborns" sind „Rumpelkamer," „De Fischtog na Fiel," „Peter Plumm," „Peter Kunrad," „Hanne ut Frankrik" — „Rumpelkamer" ist vielleicht die ergreifendste aller Klaus Grothschen Dichtungen, im „Fischtog" nähert er sich am meisten dem Gebiet Fritz Reuters, doch steckt viel mehr sprachliche Kunst darin, als dieser gewöhnlich aufwendet, „Peter Kunrad" und „Hanne ut Frankrik," die größten Dichtungen des „Quickborns," sind, das erste, ungefähr das, was man Novelle in Versen, das zweite, was man bürgerliches Epos nennt; das letztgenannte Werk ist auch in Hexametern geschrieben. Endlich enthält der „Quickborn," wie er jetzt vorliegt, noch ein gut Teil Didaktisches. Obgleich von vornherein eine wohl gerundete Sammlung, hat nämlich der „Quickborn" doch nach und nach eine bedeutende Erweiterung erfahren: Schon die 2. Auflage brachte etwa 20, die 3. 27 neue Stücke, und seitdem sind bis zur 14. noch 24 Gedichte hinzugekommen, das letzte, das ergreifende „Min Port," aus dem Jahre 1882 stammend. Klaus G. betrachtete bis an sein Lebensende den „Quickborn" als sein Hauptwerk und gab, ganz außerordentlich feinfühlig, das Vollendetste, was ihm später gelang, aber auch nur dieses hinein. So enthält sein erstes Buch die Quintessenz seiner gesamten Dichtung, ohne daß jedoch der ursprüngliche Charakter irgendwie aufgehoben worden wäre.



Der grüne Baum.

Ihr sagt: „Ein schöner grüner Baum!"
Doch wißt, mir ist er mehr;
Ich schaue still zu ihm hinauf
Und horch' ins Blättermeer.

Die Krone wölbt sich mir zum Dach;
Ein tausendfach Geäst
Nickt grüßend über meinem Haupt,
Hält meine Sinne fest.

Und wie als Kind in wachem Traum
Schau' ich den Demantstrahl
Auf jedem Blatt, auf jedem Zweig
Und auf den Blüten all.

Und heimlich, wie aus sel'ger Zeit
Rauscht mir's aus seinem Zelt. —
Hab' Dank, du lieber grüner Baum,
Du bist mir eine Welt!

Kiel.

B. Lüdemann.

Die Spanier in Schleswig-Holstein und Dänemark im Jahre 1808.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Am 5. März 1808 betrat die vom Marquis de la Romana kommandierte Avantgarde des vom französischen Reichsmarschall Johann Bernadotte, Prinzen von Pontecorvo, geführten Heeres schleswig-holsteinischen Boden und bewegte sich in langsamen Märschen nach Jütland und den dänischen Inseln, von wo aus Schweden bedroht, wenn nicht angegriffen werden sollte. Mit grenzenloser Freigebigkeit, freilich unter Zusicherung der Erstattung, waren Beköstigung, Sold und Tafelgelder von Dänemark übernommen worden. Ein Heer speziesverschlingender Zivilbeamter, commissaires de guerre, des vivres, payeurs, inspecteurs aux revues etc., denen allen zum Vorteil ihrer Tasche erhöhte Grade beigelegt waren, begleiteten das Heer, das sich in Schleswig-Holstein wie im Lande Gosen befand. Am 9. März erreichte die erste Kolonne der fremden Bundestruppen Flensburg. Es war die aus Franzosen bestehende Division Dupas. Die Division Boudet folgte. Beide Divisionen, die aus dem 3. und 19. leichten Infanterie-Regiment, dem 56., 58. und 93. Linien-Infanterie-Regiment, dem 13., 23. und 27. Regiment Chasseurs à cheval, 3 Batterien Artillerie und 4 Trainbataillonen (12 000 Mann) bestanden, bezogen ein in der Nähe Flensburgs, bei Krusau, errichtetes Lager, um dort einstweilen zu bleiben. 6000 Mann holländischer Truppen unter Generalleutnant Gratien hatten bereits in Fockbek bei Rendsburg ein Lager aufgeschlagen. Die unter Romanas speziellem Befehl stehenden 14 000 Mann Spanier eilten in beschleunigtem Marschtempo gen Norden. Ein Augenzeuge — der dänische Diplomat Johann Georg Rist (Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel. Gotha 1880. II. Bd. S. 9/11) — berichtet über den Einzug der fremden Bundesgenossen in Flensburg: „Es war doch ein seltsam gemischtes Gefühl, mit dem ich die langen Kolonnen in feierlicher Haltung auf dem Südermarkt sich formieren und die lange Straße hinabziehen sah. Diese unzählbaren glänzenden Bajonette erinnerten nur zu lebhaft an die beinahe fabelhaften Taten des Heeres, von dem sie ein kleiner Bestandteil waren, und regten durch ihre historische Bedeutung das Gefühl wie die Betrachtung an, wie sie nun rührig nach dem ihnen unbekannten Norden zogen. Dann beengte der Gedanke, das Vaterland, das friedliche, auf welches noch kein Feind den Fuß gesetzt hatte, von fremden Kriegern durchzogen und in ihrer Gewalt zu sehen, die Brust hinwiederum. Wer konnte voraussehen, wann sie diesen einmal betretenen Boden verlassen würden; welche Ereignisse konnten nicht ihre Waffen gegen uns kehren!

Es erfolgten täglich Durchmärsche; Hunderte von Gespannen waren von allen Seiten versammelt, um Proviant, Bagage und employés zu befördern.

Am 12. März begann der Marsch der Spanier, die, an 14 000 Mann stark, von meinem alten Freunde Romana befehligt wurden. Er hatte den Winter mit dem Prinzen von Ponte-Corvo in Hamburg zugebracht, äußerlich die gleichgültigste, schläfrigste Figur gespielt, durch Ergebenheit und unbedingte Aufopferung seiner Persönlichkeit das Vertrauen des Marschalls erworben. An dem Tage, wo die erste Kolonne des Regiments Guadalaxara erwartet wurde, fuhr ich früh morgens bei schneidendem Ostwind den Truppen bis zu einem Wirtshause, eine Meile von Flensburg, entgegen; ich hatte versprechen müssen, ihm bei Verteilung und Einquartierung der Truppen zur Hand zu gehen und als Dolmetscher zu dienen, denn ich war ungefähr der einzige Mensch in Flensburg, der Spanisch sprach und verstand; mit Hülfe meiner Uniform konnte ich, wenngleich unberufen,

die Rolle des Marschkommandanten spielen. Und da zog denn auf der flachen, kalten Straße das Heer der wackeren Spanier heran, die ein unbändiger Ehrgeiz und eine gewaltige Hand, murrend und seufzend aus dem teuren Vaterlande bis an die nordischen Gewässer verschlagen hatte. An der Spitze der Kolonne ritt, ein echter Typus des tapferen Don Quixote, der alte Oberst Delevieillenze, ein langer, hagerer Mann in weißer Uniform von altfränkischem Schnitt, spitzschnäbeligem, glattem Hut, ungeheurem Degen, Halbstiefeln und blauen Strümpfen, zähneklappernd und doch mit gravitätischem Anstand auf einem kleinen Pferdchen, das ihm zwischen den Beinen zu laufen schien. Hinter ihm, auf wunderliche Weise gegen die Kälte ausstaffiert, und mit echt spanischer Sorglosigkeit um soldatische Haltung der Stab, dann das Regiment. Nun war große Verwirrung; überall Mißverständnisse, die ich glücklicherweise durch meine Dazwischenkunft beseitigen konnte, Murren derer, die noch meilenweit abseit zu marschieren hatten, um in Dörfer verlegt zu werden, allgemeine Trostlosigkeit über Kälte und Ermüdung. Welch ein Kontrast gegen die schweigende, feste Haltung jener als leichtsinnig verrufenen Franzosen! Ich freute mich doch herzlich, die wohlbekannten Töne der edlen Sprache wieder rund umher aus 100 Kehlen zu hören, die bedeutenden, scharfen Gebärden zu sehen, die angeborne Neigung zu Laune und Scherz, die ein wohlangebrachtes Wort nie hervorzurufen verfehlt, selbst unter ungünstigen Umständen. Ein paar Offiziere nahmen wir mit nach Syndruphof, wo gute Bewirtung und ein warmer Ofen, endlich das Gespräch vom lieben Vaterlande die finsteren Gesichter bald erheiterte. So ging es alle Tage, täglich neue Gesichter, alle mißvergnügt, ja, innerlich empört über den Feldzug nach Norden."

Romana, der am Abend des 13. März in Flensburg eingetroffen und bei dem reichen und stolzen Bürgermeister Thorstraeten einquartiert war, hielt sich in dieser Stadt nicht länger als einen Tag auf. Der 13. März war auch für das Land ein merkwürdiger Tag. An diesem Tage endete Christian VII. in Rendsburg seine lange Regierung und sein zerrüttetes Leben.

Im Laufe des Märzmonats war ein Teil der spanischen Truppen nach Fünen übergesetzt und stand im Begriff, nach Seeland hinüberzugehen, als ein unerwartetes Hindernis diese Absicht vereitelte. Als die Nachricht von dem Einrücken der Bernadotteschen Armee in Dänemark nach Gotenburg gedrungen war, lichteten 2 englische Kriegsschiffe — eine Korvette und eine Brigg — in Gotenburg die Anker, segelten nach den dänischen Gewässern und legten sich zwischen Korsör und Nyborg. Das englische Linienschiff „Prinz Christian," das die unbequemen Wächter mit Gewalt vertreiben sollte, wurde an der seeländischen Küste von den englischen Linienschiffen „Stately" und „Nassau" angegriffen und vernichtet. Die Passage blieb daher gesperrt. Aus dem Grunde mußte Bernadotte, der schon über Kolding und Odense auf Seeland eingetroffen war, nach Holstein zurück, wo er in Flottbek, in dem schönen Hause des Barons v. Voght, wiederum sein Hauptquartier aufschlug. Eine Kompagnie spanischer Grenadiere diente ihm zur Ehrenwache.

In den Monaten April, Mai und Juni jenes Jahres war es verschiedenen Abteilungen spanischer Truppen gelungen, nach Langeland überzusetzen. Von diesen wurden einige nach Laaland gebracht, von wo sie über Falster nach Seeland gelangten. Der größere Teil der spanischen Truppen wurde indes in Jütland und Fünen zurückgehalten.

In Jütland verblieben 3 von dem Generalmajor Don Juan de Kindelan kommandierte Regimenter: das Infanterie-Regiment „Zamora," die Kavallerie-Regimenter „Infant el Rey" und „Algarve." Diese Truppen waren verteilt auf Ebeltoft, Grenaae, Randers, Mariager, Hobroe, Aarhus, Aalborg.

Das Infanterie-Regiment „Princesa,“ ein Bataillon des Infanterie-Regiments „Barcellona,“ die Kavallerie-Regimenter „Almanza“ und „Villaviciosa,“ ferner die Sappeurs und der größte Teil der Artillerie garnisonierten auf Fünen. Der höchstkommandierende General, Marquis de la Romana, hatte sein Hauptquartier auf dem Posthause in Nyborg aufgeschlagen. Auf Langeland stand ein Bataillon des Infanterie-Regiments „Katalonien“ mit einem Teil der Artillerie. Nach Seeland kamen die Infanterie-Regimenter „Asturien“ und „Guadalaxara,“ die in und um Roeskilde Quartiere bezogen. Das Depot der spanischen Truppen, nur 500 Mann stark, blieb unter dem Befehl des Brigadiers Hermosillas in Hamburg-Altona.

Während die spanischen Hülfstruppen nur widerwillig dem Machtgebot des großen Korsen gehorchten, hatten sich in dem Vaterlande des Cid Umwälzungen von gewaltiger politischer Tragweite vollzogen. Auf Befehl Napoleons hatte das angestammte spanische Königshaus aufgehört zu regieren. Der Bruder des Kaisers, Joseph Buonaparte, der bisher als Neapels König geherrscht hatte, war mit einem französischen Heere über die Pyrenäen gedrungen, um unter dem Schutze französischer Bajonette den hispanischen Königsthron zu besteigen. Obgleich die angestammte Dynastie durch eine unerhörte Mißwirtschaft sich keineswegs einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen hatte, so verletzte doch das gewaltsame Vorgehen Napoleons den Stolz der Spanier derartig, daß sie sich in Scharen erhoben und mit unbändiger Tapferkeit die Fremdlinge auf hispanischem Boden bekämpften. Die Insurrektion, durch England unterstützt, erfaßte bald die gesamte Halbinsel. Jeden Fußbreit spanischen Bodens mußten die Franzosen mit blutigen Opfern erkämpfen. In Spanien begann des Franzosenkaisers Stern zu erbleichen, um auf den Eisfeldern Rußlands unterzugehen. Obgleich Napoleon alles getan hatte, um zu verhindern, daß die Kunde von den politischen Vorgängen in Spanien zu den auf „Dänemarks grünen Auen“ weilenden spanischen Truppen dringe, so hatte der Kaiser doch nicht jede Nachricht von den Ereignissen auf der spanischen Halbinsel von Romanas Truppen fernhalten können. Dunkle Gerüchte von den politischen Vorgängen im heißgeliebten Vaterlande hatten unter den Offizieren und Soldaten eine gewisse Erregung bewirkt. Am 24. Juni hatte Romana die offizielle Nachricht von der Thronbesteigung Joseph Buonapartes erhalten und sie seinen Soldaten mitgeteilt, aber erst Ende Juli war es den Engländern gelungen, Romana zu verständigen, daß die spanische Nation sich in Waffen für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes erhoben hatte. Diese Nachricht beschleunigte die Ausführung des Romanaschen Planes, mit Hülfe der in den dänischen Gewässern kreuzenden englischen Schiffe sich und seine Truppen dem französischen Machtgebot zu entziehen, um auf hispanischem Boden die Interessen seines angestammten Vaterlandes zu verteidigen. So war die Lage, als am 27. Juli der Befehl bei dem Marquis eintraf, die Truppen ungesäumt dem neuen Könige Joseph Treue schwören zu lassen. Ein solcher Befehl kam Romana unter den obwaltenden Umständen sehr ungelegen. Er suchte sich daher dem Befehl unter einem Vorwande zu entziehen, da vor der Hand die geringe Zahl der englischen Schiffe der geplanten Flucht nicht günstig war. Aber da Bernadotte mit kategorischer Strenge den erlassenen Befehl sofortiger Huldigung des neuen spanischen Herrschers wiederholte, mußte sich Romana am 1. August 1808 wohl oder übel bequemen, die Ausführung der Vereidigung zu befehlen.

Während nun die in Jütland liegenden spanischen Truppen unter dem Befehl des Generalmajors de Kindelan, denen die Vorgänge in ihrer Heimat unbekannt geblieben waren, den ihnen von französischen Offizieren abgenommenen Eid anstandslos schwuren, widersetzten sich die auf Seeland garnisonierenden Regimenter

„Asturien" und „Guadalaxara" offen der Eidesleistung und konnten nur mit Hülfe dänischer Truppen, nachdem die Rädelsführer, 113 an der Zahl, gefangen nach Kopenhagen abgeführt waren, notdürftig zur Ruhe gebracht werden. Die unter dem unmittelbaren Befehl Romanas auf Fünen und Langeland stehenden Truppen schwuren den Eid unter der bedeutungsvollen Reservation: Als Mitglieder der spanischen Nation, mit welcher wir leben und sterben wollen, und in der Voraussetzung, daß die Nation durch ihre rechtmäßigen Repräsentanten mit vollkommener Freiheit denselben Eid geschworen habe, den man uns abfordert, schwören wir Joseph Napoleon Treue."

Trotz des zum Teil meuterischen Betragens, welches die spanischen Truppen zeigten, versicherten die französischen Journale jener Tage, daß die spanischen Truppen in Dänemark „mit unbeschreiblichem Enthusiasmus" König Joseph Treue geschworen hätten.

Romana, nachdem er sich heimlich mit dem englischen Admiral Sir Richard Keats über die Aufnahme spanischer Truppen an Bord der englischen Schiffe verständigt hatte, pflog mit vertrauten Offizieren Kriegsrat, um den Fluchtplan zu entwerfen. Da Gerüchte verbreitet waren, daß die Fluchtabsichten Romanas zur Kenntnis Bernadottes gelangt seien, sandte Romana durch den Artilleriekapitän Don José Guerrero einen Brief an den Prinzen von Pontecorvo, um seine Ergebenheit zu beweisen und um gleichzeitig Informationen über die Bewegung der französischen Truppen einzuziehen. Zu gleicher Zeit eilten Adjutanten Romanas nach Jütland mit der Weisung an Kindelan, sich aller bei Aarhus, Randers und Fredericia liegenden Schiffe zu bemächtigen, um mit diesen nach Fünen zu segeln, die Pferde aber zurückzulassen, sofern sie nicht, ohne Aufenthalt zu bewirken, mitgeführt werden könnten. Die über Fünen zerstreuten Truppen erhielten Befehl, sich in Svendborg und Nyborg zu sammeln, um nach Langeland überzusetzen, wo englische Schiffe in Bereitschaft lägen. Die auf Seeland befindlichen Truppen sollten ihren Marsch nach Korsör richten und sich hier eventuell so lange verteidigen, bis auch sie nach Langeland übergeführt werden könnten. Am Morgen des 9. August bemächtigte sich Romana der dänischen Festung Nyborg. Zwei im Hafen liegende dänische Kriegsfahrzeuge wurden von herbeigeeilten englischen Kriegsschiffen kampfunfähig gemacht. Am 11. August 1808 setzte das Gros der spanischen Truppen unter dem Schutze englischer Kanonen nach Langeland über. Dem in Greenaae und Ebeltoft in Jütland garnisonierenden Infanterie-Regiment „Zamora," sowie dem in Hobroe, Mariager und Aarhus liegenden Kavallerie-Regiment „Infant el Rey" war die Flucht nach Fünen und die Vereinigung mit den Romanas speziellem Befehl unterstehenden Waffengefährten gelungen. Bei der Überfahrt nach Langeland mußten die Pferde — 1100 an der Zahl — zurückgelassen werden, da der beschränkte Raum auf den Transportschiffen ihre Mitnahme nicht gestattete. Da Romana sich nicht entschließen konnte, die edlen andalusischen Hengste töten zu lassen, gab man ihnen die Freiheit. Von den Schiffen gewahrten die Spanier, wie sich die Tiere auf die friedlich weidenden dänischen Bauernpferde stürzten und mit ihnen kämpften, daß die Grasfläche bald mit verstümmelten Pferdeleichen bedeckt war. Eine unter dem Namen „Knappstrupper" geschätzte seltene dänische Pferderasse soll einer Kreuzung der andalusischen Hengste mit dänischen Pferden ihre Entstehung verdanken.

An demselben Tage, als Romana Nyborg überrumpelte, hatte sich der Major Don Ambrosio de la Quadra der auf Langeland befindlichen Batterien bemächtigt, so daß der dänische Gouverneur der Insel, Generalmajor Graf Ahlefeldt, jeden Gedanken des bewaffneten Widerstandes aufgeben mußte. Als die Spanier Fünen verließen, beunruhigte sie das Ausbleiben der auf Seeland liegenden Regimenter

„Asturien" und „Guadalaxara," sowie des in Jütland liegenden Regiments „Algarve." Auf Langeland erfuhr Romana tiefbekümmert das Schicksal seiner Landsleute. Die auf Seeland stationierten Regimenter hatten Korsör nicht erreichen können, da überlegene dänische Truppen, die von der Überrumpelung Nyborgs durch die Spanier Kenntnis erhalten, die geplante Flucht verhindert und die Spanier entwaffnet hatten. Das in Randers garnisonierende Regiment „Algarve" war nicht glücklicher gewesen. Die meisten Offiziere konnten sich nicht entschließen, unverzüglich Romanas Befehl zu befolgen. Ihr Kommandeur Don Juan de Kindelan, der sich gestellt hatte, als wenn er mit Romanas Plan einverstanden wäre, hatte Bernadotte die geplante Flucht der Spanier verraten. In Eilmärschen aus Schleswig-Holstein herbeigeeilte französische Truppenteile, sowie dänische Truppen verhinderten das Entweichen des Regiments. Eine Eskadron des Regiments „Algarve" unter Rittmeister la Costas Befehl war rechtzeitig aus Randers abgerückt und befand sich am Morgen des 10. August bei Snoghoi, wenige Stunden nachdem das Regiment „Zamora" von Middelfart abmarschiert war. Der Mangel an Transportschiffen verursachte einen kostbaren Zeitverlust, der dem französischen Obersten Ameil mit einer Eskadron des 14. französischen Regiments Chasseurs à cheval, einer Eskadron jütischer Dragoner, einigen auf Wagen beförderten Kompagnien französischer und dänischer Infanterie und einer dänischen Batterie reitender Artillerie ermöglichte, die Eskadron la Costas einzuholen. La Costa suchte eine Art Kapitulation zu erlangen. Es wurde ihm jedoch gesagt, daß, wenn er sich nicht augenblicklich ergäbe, sämtliche Offiziere erschossen, die Soldaten dezimiert werden würden. Er ritt darauf zu dem französischen Oberst, entschuldigte seine Truppen, daß sie nur ihm, ihrem Befehlshaber, Gehorsam erzeigt hätten. Für seine Person jedoch zöge er den Tod der Gefangenschaft vor; er ergriff seine Pistole und jagte sich eine Kugel in den Kopf. Die Leiche des tapferen, mannhaften Offiziers wurde auf dem katholischen Friedhof zu Fredericia bestattet.

Die entwaffneten spanischen Truppen, die auf Napoleons ausdrücklichen Befehl mit großer Strenge behandelt wurden, im ganzen 5000 Mann, wurden im Herbst 1808 unter starker Bedeckung nach Frankreich in die Gefangenschaft gebracht, wo die meisten in den nördlichen Festungen Frankreichs bis zum Jahre 1814 verblieben.

Am 16. August 1808, datiert vom Hauptquartier Rudkjöbing, erließ Romana den folgenden schwungvollen Aufruf an seine Soldaten, der gleichzeitig bestimmt war, ihn gegen die Angriffe Bernadottes zu verteidigen:

„Soldaten! Die Juntas in Andalusien und Galicien haben im Namen aller Provinzen, welche, wie sie versichern, ebenso handeln wie sie, oder wo möglich dasselbe tun werden, uns Schreiben zugesandt und mich als Euren Anführer angerufen, zu eilen, um das Vaterland zu retten und zu rächen. Ganz Spanien hat die Waffen ergriffen, um den Übermut seiner Unterdrücker zu demütigen, die inzwischen diese Nachrichten zurückgehalten haben, ja, sogar uns haben zwingen wollen, einen unbedingten Eid zu schwören, als ob wir nicht Söhne des Vaterlandes wären, das uns nun zu sich ruft. Die Regimenter in Seeland widersetzten sich diesem Befehl; sie wurden umringt und entwaffnet, als Feinde behandelt. Ihr Schicksal war auch uns bestimmt. Unter diesen Umständen und infolge Eures Willens, vereint mit dem Vaterlande zu leben und zu sterben, habe ich nicht länger Bedenken getragen, auf diese Stimme zu achten und die Mittel zu ergreifen, welche unsere früheren Feinde, aber jetzigen Freunde uns anbieten. Bedenkt, Soldaten, daß es die gerechteste und edelste Sache ist, so bald als möglich unsere Arme zur Verteidigung des Vaterlandes zu gebrauchen, anstatt sie als Mietlinge, um andere zu unterdrücken, zu mißbrauchen. Sollte es deshalb nötig sein, so

wollen wir uns den Weg zu unserer Heimat mit unserm Blut erkämpfen. Denn dort, Spanier, lohnt uns allgemeine Bewunderung und des Vaterlandes ewige Dankbarkeit, hier dagegen Schande und Erniedrigung, welche dem spanischen Krieger ebenso unausstehlich, als ein ehrenvoller Tod ihm willkommen ist."

Die Aufforderung Romanas an den spanischen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Yoldi, die Freilassung der in Seeland entwaffneten beiden spanischen Regimenter zu erwirken, blieb fruchtlos, weil der Gesandte dem Könige Joseph gehorchte. Auch die an König Friedrich VI. gerichtete Forderung auf Freigabe der Spanier blieb aus Furcht vor Napoleons Zorn erfolglos. Den Rat einiger Offiziere, gegen Dänemark Repressalien zu nehmen, wies Romana zurück. „Ich will den spanischen Namen in freundlicher Erinnerung in diesem unfreundlichen Norden zurücklassen," war seine Entgegnung.

Am 19. August kam Sir James Saumarez, der englische Flottenchef, mit dem gesamten englischen Geschwader an der Küste von Langeland an. An Bord von Nelsons berühmtem Admiralschiff „Victory," das an der Spitze des großen Mastes die spanische Flagge zeigte, und dessen Kanonen Romana mit 21 Schüssen begrüßten, stattete der spanische General dem englischen Seehelden einen Besuch ab. Am 21. August lichtete die Flotte mit 9000 Spaniern an Bord die Anker und setzte den Kurs auf Gotenburg, das sie am 27. August erreichte. Am 5. September führte eine englische Transportflotte die Spanier nach St. Ander und Corunna, wo die Truppen am 9. Oktober landeten und sogleich ruhmvollen Anteil nahmen am Kampfe gegen Napoleon. Romana, der zwecks Unterhandlungen mit dem englischen Ministerium nach London geeilt war, wo er mit dem größten Enthusiasmus gefeiert wurde, folgte seinen Landsleuten und besiegelte seine Liebe zum Vaterlande in ehrenvollem Kampfe mit dem Tode. —

Kaum sind 100 Jahre verflossen, daß die romantischen Söhne des schönen Spanien ihre geschichtlichen Taten auf „Danmarks dejligst Vang og Vænge" verrichteten, und schon scheint dem gegenwärtigen Geschlecht die napoleonische Zeit in ferne, nebelhafte Weite gerückt.

Der große dänische Märchendichter Hans Christian Andersen, der in Odense, der Hauptstadt Fünens, geboren, in seinen Jugendtagen die Bekanntschaft der hispanischen Fremdlinge gemacht hatte, hat in dem ergreifenden Gedicht „Der Soldat" ihnen ein literarisches Denkmal gesetzt. Die Geschichte eines wegen Totschlags zum Tode verurteilten spanischen Soldaten veranlaßte ihn zu jenen von Adalbert v. Chamisso ins Deutsche übertragenen Versen, die, von Fr. Silcher in Musik gesetzt, wohl jedem Deutschen bekannt sein werden:

„Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!"

Auch das Gedicht Carl Baggers „Koldinghuus Brand," in dem der Dichter die Spanier das Koldinger Schloß anzünden läßt, um Bernadotte und Prinz Oskar am 29. März 1808 zu verbrennen, stellt eine literarische Erinnerung jener Tage dar. Geschichtlich besteht jedoch nur die Tatsache, daß durch Unachtsamkeit der im Schlosse einquartierten Spanier eine Feuersbrunst ausbrach, die das Schloß zum großen Teil vernichtete.

Die Schloßruine von Kolding ist noch heute die bedeutendste geschichtliche Sehenswürdigkeit dieser freundlichen Stadt „Süd-Yllands."



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

I.

Den Hauptinhalt der folgenden „Nachrichten" bilden die von verschiedenen Freunden unserer heimischen Vogelwelt mir zur Verfügung gestellten Mitteilungen über das Vorkommen solcher Vogelarten in Schleswig-Holstein, die nur ausnahmsweise oder doch nicht regelmäßig bei uns vertreten sind. Sie bilden eine nicht unwesentliche Ergänzung zu den bisherigen Veröffentlichungen über ornithologische Seltenheiten in unserer Provinz. Den Herren Einsendern der betreffenden Beobachtungen sei darum auch hier der gebührende Dank ausgesprochen. — Die hinzugefügten „Bemerkungen" sollen teilweise zur näheren Erläuterung der mitgeteilten Beobachtungen dienen, namentlich aber zu fortgesetzten Studien unserer interessanten Avifauna in weiteren Kreisen anregen und anleiten. Da es zweckmäßig sein dürfte, das von verschiedenen Beobachtern gesammelte Material in eine Hand zu bringen, so erkläre ich mich gern bereit, ein solches in Empfang zu nehmen und darüber von Zeit zu Zeit in der „Heimat" Bericht zu erstatten.

1. Erithacus philomela (Bechst.) Der Sprosser.

Luscinia maior. Große Nachtigall; Wiener, polnische, ungarische Nachtigall.

Der Sprosser gehört, wie schon die zuletzt genannten Namen andeuten, mehr dem Osten und Südosten Europas an. In Deutschland bewohnt er regelmäßig nur die östlichen Provinzen; je weiter westwärts, desto seltener wird er. Ob er Schleswig-Holstein allsommerlich besucht und in den busch- und wasserreichen Gegenden der östlichen Teile unseres Landes hier oder da als Brutvogel auftritt, ob dies regelmäßig oder nur ausnahmsweise der Fall ist, bedarf noch der Feststellung durch fortgesetzte Beobachtungen. Aus den wenigen Notizen, die über sein Vorkommen bei uns bis jetzt vorliegen, dürfen wir noch nicht ohne weiteres schließen, daß er nur ein gelegentlicher Gast unseres Landes sei. Unkundige werden ihn nicht immer von der gemeinen Nachtigall (E. luscinia) unterscheiden. Bei der großen äußeren Ähnlichkeit dieser beiden Vögel in Größe, Gestalt, Färbung, Haltung usw. bietet nach meiner Erfahrung die Verschiedenheit des Gesanges noch das leichteste und sicherste Unterscheidungsmittel. Zu beschreiben ist dies allerdings nicht leicht. Als ich vor vielen Jahren in einem Garten bei Schleswig zum erstenmal einen Sprosser schlagen hörte, fiel mir sofort die etwas tiefere Stimmlage und die größere Kraft dieses Gesanges auf. Spätere Beobachtungen bestätigten mir die Richtigkeit der Naumannschen Beschreibung des Sprosserschlages: „Der Ton des Sprossers ist tiefer, hohler, aber dabei stärker und schmetternder, die Mannigfaltigkeit in den Strophen etwas geringer, diese kürzer und abgebrochener, das Tempo im ganzen langsamer, mit längeren Pausen zwischen den Strophen; auch fehlen unter den letzteren die ziehenden, sanft lullenden und verschmelzenden, die den Schlag der Nachtigall so sehr angenehm machen und ihm vor dem des Sprossers den Vorzug geben, obgleich es in manchen Ländern und auch hier einzelne Liebhaber gibt, die ihn jenem vorziehen." Den Sprosser habe ich selbst in verschiedenen Gegenden des östlichen Schleswig-Holsteins beobachtet, von Alsen bis zum Sachsenwald, also in Gegenden, wo die Nachtigall ständiger Sommergast ist; er trifft bald nach dieser ein und liebt wie diese zum Aufenthalt die Hecken und das Auengebüsch der Waldwiesen. Da wird sich dem aufmerksamen Beobachter schon einmal Gelegenheit bieten, den Unterschied im Ge-

sang der beiden Primadonnen und damit das Vorkommen der großen Nachtigall festzustellen. — Herr Böge berichtet mir aus Kiel, daß er am 14. Mai 1893 ein bei Laboe erlegtes Männchen zum Präparieren erhalten habe, und daß im Mai 1901 ein Exemplar in nächster Nähe Kiels mit dem Schlaggarn gefangen sei. Wem so unser Vogel in die Hände kommt, der mag sich durch die Diagnose und Beschreibung in ornithologischen Werken von der Richtigkeit seiner Bestimmung überzeugen. Sicher genügt schon die kurze Unterscheidung Reichenows:

Sprosser: Kurze äußerste Schwinge wesentlich kürzer als die Handdecken.

Nachtigall: Kurze äußerste Schwinge so lang als die Handdecken oder wenig länger.

2. Ein seltener Albino.

Bei Gelegenheit des 5. internationalen Zoologen-Kongresses in Berlin 1901 legte ich den zu einer Sektionssitzung versammelten in- und ausländischen Ornithologen den Balg eines Vogelalbinos vor mit folgender Erklärung:

„Mitte August vorigen Jahres (1900) wurde mir von Herrn Philippsen, Lehrer auf Föhr, ein kleiner Vogel zugeschickt, der in der Farbe einem jungen Kanarienvogel völlig zu gleichen schien; daß ich es indes auf keinen Fall mit einem solchen zu tun hatte, ergab die Betrachtung der plastischen Verhältnisse, des Schnabels, der Flügel usw., soweit diese noch in ihrer natürlichen Form erhalten waren. Der Vogel war in der Burgsumer Marsch von einem Arbeiter mit dem Spaten erschlagen worden, da er, von einer größeren Schar kleiner Vögel verfolgt, gänzlich ermattet war. Die Art der Tötung und die Hitze der folgenden Tage hatten das Tierchen so entstellt, daß mir eine sichere Bestimmung nicht möglich war; auch Professor Rud. Blasius, dem ich es zugeschickt hatte, konnte nur Vermutungen aufstellen.

Am 30. Juni 1901 wurde nun an derselben Stelle ein dem ersteren vollkommen gleicher zweiter Vogel lebendig gefangen und in einen Käfig gesteckt. Er starb nach ein paar Tagen, wurde von Herrn Philippsen mir wieder zugesandt, und ich habe die Ehre, Ihnen denselben hiermit vorzulegen. Sie sehen, daß das Gefieder nicht eine Spur von Pigment aufweist, es ist bis auf einen leisen Anflug von gelb rein weiß. Die Augen waren blutrot. Aus der Form des Schnabels, der Füße, der Flügel und des Schwanzes scheint sich zu ergeben, daß es ein Schilfrohrsänger (Calamodus schoenobaenus) ist. Der Aufenthalt an den Rohrfeldern der Burgsumer Marsch unterstützt diese Wahrscheinlichkeit, da diese Art hier die häufigste ist. Mir ist freilich nicht bekannt, daß ein Albinismus, und noch dazu ein so vollständiger, bei diesem Vogel jemals beobachtet wurde.

Vorausgesetzt, daß ich den Vogel richtig bestimmt habe, so ist noch der folgende Umstand von besonderem Interesse. Das im vorigen Jahre gefangene Exemplar war offenbar ein junger Vogel, der eben um die Mitte des August bereits flugbar war; das zweite Exemplar aber wurde zu einer Zeit gefangen, wo unsere Rohrsänger, die gerade in diesem Jahre sehr spät zur Brut schreiten konnten, noch Eier hatten. Mithin müßte es ein vorjähriger Vogel sein, der den Winter im Süden verlebt und die Reise nach und von seiner Winterherberge ohne Unfall überstanden hätte, — eine seltene Ausnahme bei einem Albino." —

Die anwesenden Ornithologen gelangten durch die Untersuchung des vorliegenden Balges nicht zu einem bestimmten Resultat. Ich überließ darum das Präparat Herrn Professor Reichenow mit der Bitte, es ev. mit Hülfe des Materials im Berliner zoologischen Museum sicher zu bestimmen und mir dann das Resultat mitzuteilen. Am 4. September erhielt ich darauf folgendes Schreiben:

„Verehrter Freund, die Untersuchung des Albinos hat mich zu einem ganz anderen Ergebnis geführt, als die auf dem Kongreß abgegebenen Urteile lauteten.

Ich halte den Vogel für einen jungen Wiesenpieper (Anthus pratensis)! Sie werden darüber erstaunt sein, aber meine Gründe sind folgende. Zunächst kommt die Länge der Schwingen und Schwanzfedern nicht in Betracht, weil beide im Wachsen befindlich sind. Anfänglich glaubte ich, daß ein Laub- oder Schilfsänger vorliege; der Laubsänger fiel aber sofort weg wegen der Länge der Krallen. Eher konnte man an einen Schilfsänger denken, und zwar an den Heuschreckensänger. Dagegen sprach aber die Länge der Hinterkralle und das gänzliche Fehlen der ersten Schwinge. Letzterer Umstand führte mich darauf, daß ein Pieper vorliegen müsse, und hierfür sprechen außer dem Fehlen der ersten Schwinge die Länge von Lauf und Krallen, die gestreckte lange Hinterkralle und besonders auch die am Ende verschmälerte 3. bis 5. Schwinge, eine Eigenschaft, die bezeichnend für die Pieper ist und bei den Sängern nicht vorkommt. Ich will nicht entscheiden, ob Baum- oder Wiesenpieper vorliegt, bin aber mehr für letzteren wegen der geraden Form der Hinterkralle."

Da der Baumpieper auf Föhr nicht vorkommt, so bleibt es also beim Wiesenpieper, der, wie überall in Schleswig-Holstein, so auch auf den Nordseeinseln sehr häufig ist. Der Schlußsatz zu meiner obigen Erklärung ist somit hinfällig. Da der Wiesenpieper schon im Mai brütet, so konnte der betreffende Vogel sehr wohl ein ausgewachsenes Junges vom selben Jahre sein. Interessant bleibt immerhin die Feststellung von einem vollkommenen Albinismus bei Anthus pratensis, der bisher nicht bekannt war; und wenn nach den begleitenden Umständen angenommen werden muß, daß beide Exemplare von einem und demselben Elternpaare abstammten, so ist es auch bemerkenswert, daß in zwei aufeinanderfolgenden Jahren in einer Brut je ein Albino sich befand, dessen Geschwister (mutmaßlich vier) von normaler Färbung gewesen zu sein scheinen, da Herr Philippsen trotz aller Aufmerksamkeit weitere albinotische Exemplare nicht bemerkt hat. Schließlich ist der vorliegende Fall nicht ohne Interesse, — und darum ist er hier in aller Ausführlichkeit mitgeteilt, — weil er zeigt, wie schwierig es unter Umständen ist, eine Vogelart zu bestimmen, wenn nicht die normale Färbung des Gefieders mit zur Hülfe genommen werden kann.

3. Pastor roseus Linné. Der Rosenstar.

Turdus roseus. Merula rosea. Rosendrossel, Staramsel, Hirtenstar.

Nur zwei Fälle sind mir bekannt, wo dieser hübsche Vogel sich bis zu uns verflogen hat. F. Boie schreibt im „Journal für Ornithologie" 1858 S. 362: „Ein alter Vogel, dessen Geschlecht unermittelt blieb, wurde im Juni 1854 zu Hüttenwohld, Guts Bothkamp im Herzogtum Holstein, erlegt." Im Juni 1899 wurde ein weibliches Exemplar von einem Landmann in Ottendorf bei Kiel geschossen und von Herrn Böge ausgestopft. (Siehe den Bericht von H. Barfod in der „Heimat" 1899 S. XXVII.) — Der Rosenstar verbreitet sich von Vorderindien über Persien, Arabien, Syrien, Kleinasien bis zum südlichen Rußland und erscheint von hier aus in Deutschland nur als ein Verirrter, den der Zufall bis zu uns verschlug. Wahrscheinlich ist es, daß die Vögel im Verfolgen der Heuschreckenschwärme zunächst über die Grenze ihrer Heimat hinaus kommen und schließlich, Weg und Steg verlierend, sich so weit nach Westen und Norden hin verirren. Man traf sie hier nur in den Sommermonaten Juni, Juli und August.

4. Aquila maculata (Gm.) Der Schelladler.

Aquila clanga. Großer Schreiadler.

Am 2. Mai 1900 wurde der Gutsbesitzer H. Hamkens auf Hoyersworth in Eiderstedt durch das anhaltende, aufgeregte Schreien einer Krähengesellschaft auf-

merksam gemacht auf einen großen Raubvogel, der über den Marschfennen nach Beute spähend umherschwebte. Am Abend hakte der Vogel in dem am Hause liegenden waldartigen Baumgarten auf; Herrn Hamkens gelang es, in der Dämmerung sich anzuschleichen und ihn aus einer hohen Esche herunterzuschießen. Die ihm unbekannte Beute schickte der glückliche Schütze am andern Tage mir zu. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich in ihr den Schelladler. Es war ein ausgewachsenes Männchen in gleichmäßig dunklem Federkleide. Im Kropf und Magen befanden sich Überreste eines Junghasen. Das Vorkommen dieses Vogels in Schleswig-Holstein war mir bis dahin nicht bekannt. Im Kieler zoologischen Museum befinden sich zwei Bälge mit der Bezeichnung „Aquila naevia syn. maculata. Schreiadler.“ Mit dieser unbestimmten Etikettierung wird jedenfalls der kleine Schreiadler, Aquila pomarina (naevia), gemeint sein, da mir das Vorhandensein der großen Art bei früheren Studien in der Kieler Sammlung nicht entgangen sein würde.

Durch eine aus dem „Husumer Wochenblatt“ in die „Kieler Zeitung“ übergegangene Notiz hatte der als Fischzüchter, Ausstopfer und Sammler von allerlei naturgeschichtlichen Raritäten in weiten Kreisen bekannte Herr Hauschild in Hohenwestedt von dem obigen Fall Kenntnis erhalten und ließ mir mitteilen, daß er bereits seit einem Jahre im Besitz eines Schelladlers sei. Ich reiste sofort hin und stellte in der Tat fest, daß das im August 1899 in der Nähe von Hohenwestedt geschossene Exemplar ein junger Vogel dieser Art war. Es steht stark in der Mauser, besitzt aber noch das mit großen hellen Tropenflecken verzierte Jugendkleid. Bei der Präparation wurde festgestellt, daß es ein Weibchen war. Herr Hauschild bemerkte noch ausdrücklich, daß dieser junge Vogel in der dortigen Gegend nicht ausgebrütet sein könne, da sich auf viele Meilen in der Runde kein Adlerhorst befunden habe.

Beide Exemplare sind typische maculata und lassen, mit den in hiesiger Gegend als Brutvögel garnicht seltenen pomarina verglichen, einen Zweifel an der Artselbständigkeit absolut nicht aufkommen. Auf eine Beschreibung der beiden Arten muß hier verzichtet werden, doch stelle ich ihre Größenverhältnisse zum Vergleich einander gegenüber:

	Großer Schreiadler.		Kleiner Schreiadler.	
Länge	64—70 cm	junges ♀ aus Hohenwestedt, altes ♂ aus Hoyersworth.	54—60 cm	Exemplare aus dem Innings-stedter und Langenhöfter Gehege.
Flugbreite	160—165 „		135—140 „	
Fittichlänge	52—54 „		45—48 „	
Schwanz	26—28 „		22—24 „	
Schnabel	5,5 „		4,2 „	
Wachshaut	15—16 mm		11—12 mm	

5. Tinnunculus vespertinus (L.) Rotfußfalke.

Falco rufipes. Erythropus vespertinus. Abendfalke.

Herr Böge, Lehrer in Kiel, machte mir am 28. April 1902 folgende Mitteilung: „Vielleicht ist es für Sie von Interesse, zu erfahren, daß ich vorgestern gegen Abend einen Rotfußfalken geschossen habe. Es ist ein noch nicht ganz vollständig, aber doch ziemlich ausgefärbtes Männchen. Die Flügeldecken und der Bürzel sind noch grau, dunkel gebändert, hier und da mit den neuen Federn gemischt. Die Unterseite zeigt noch ein paar gefleckte Federn. Der Magen war mit Kerbtierresten gefüllt.“

Der rotfüßige Falk bewohnt als Brutvogel Westasien und die östlichen Länder Europas. In Deutschland erscheint er nur selten, und zwar meistens während der Zeit seines Frühjahrszuges, im April und Mai, seltener im Spätsommer und Herbst auf seiner Wanderung in südliche Gegenden. Ausnahmsweise soll er hier

und da in Deutschland (bei Stettin, Halle, Chemnitz, Görlitz usw.) gebrütet haben. Die in Schleswig-Holstein während der Sommermonate etwa beobachteten Exemplare werden zufällige Streifgäste gewesen sein; von einem Brüten in unserm Lande ist nichts bekannt. Doch sei das ev. Wiedervorkommen dieses niedlichen Falken, der unstreitig zu den schönsten seiner Ordnung gehört, der weiteren Aufmerksamkeit ganz besonders empfohlen. In Größe, Gestalt und Bewegung ähnelt er sehr dem bekannten Turmfalken. Zum Zweck der sicheren Bestimmung mögen hier die „Kennzeichen der Art“ nach Naumann folgen:

Augenlider, Wachshaut und Füße mennigrot, beim jungen Vogel rötlichgelb; die Krallen gelbweiß, nur an den Spitzen grauhornfarbig; Flügel und Schwanz gleich lang.

Männchen: Schieferblau, Hosen und Afterfedern dunkel rostrot; Schwanz schwärzlich.

Weibchen: Unten hell rostfarben mit weißer Kehle und After; Rücken und Flügel dunkelaschgrau mit schwarzen Querflecken; Schwanz aschblau, schmal schwarz gebändert.

Junger Vogel: Unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken, von oben tiefbraun mit rostfarbenen Federkanten; der Schwanz weißlich rostbraun, schwarzbraun gebändert.

Meeresklänge.

Es haben Nord und West verbunden
sich über Nacht zur wilden Fahrt.
Vergebens wirst du dich erkunden,
wo sie zum Tanze sich gepaart.
Und die Musik zum raschen Kreisen,
vielstimmig mit dem Sturm erwacht,
die tönet nicht wie Menschenweisen,
die hat der Ozean erdacht.

Der Fremdling hört der Wellen Rauschen,
der Möwen Schrei, der Winde Weh'n.
Er hört's, doch mag er immer lauschen,
nie wird den Klang er ganz versteh'n.
Mir aber läßt der Wogen Wallen
von meiner Kindheit Sonnenschein
ein wundersames Lied erschallen,
ein Lied, das ich versteh' allein.

Sande. Johann Brüdt.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

46. Herr Negenkopp.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Sǫhns hatt un ên Dochter. De Dochter is de öll's weß.

Nu will se mal ên'n Dag hen to Holt, de Dochter, un will Bęrn plücken.

Do secht de Vadder to ehr: Lat di man ne fat kriegen vun Herr Nęgenkopp. De bill't sik in, all', wat in 't Holt kümmt, dat is sin, un de hê fat kricht, de nimmt he mit na sin Höhl.

*) Das hier mitgeteilte Märchen gehört zu der schönen Ernte, die ich in den Sommerferien des vorigen Jahres eingeheimst habe.

Nachdem ich in den ersten Ferientagen von meinem Heimatdorf Klenzau aus in dem benachbarten Liensfeld dem alten Arbeiter Landschof 17 ‚Geschichten‘ abgenommen hatte — was ich in Thürk fand, stammte größtenteils aus Grimm —, wurde mir die Freude zu teil, von Frau Gräfin Scheel-Plessen geb. Gräfin Scheel-Plessen auf

O, secht de Dêrn, mi schall he niks dôn, ik will mi wul waghrn.

Also se geiht je hen to Holt.

Dat dur't ne lang', do kümmt Herr Negenkopp — negen Köpp hett he hatt —, de kricht ehr fat un nimmt ehr mit na sin Höhl.

Nu kümmt de Dêrn je ne wedder to Hus.

Ja, secht de Vadder to de Jung's, nu hett Herr Negenkopp ehr weg. Wat wüllt wi nu upstell'n? Nu hebbt wi nümm's, de uns de Grütt kaken deit.

Ja, secht de öll's, denn gah ik ehr na. Ik will ehr wul wedder an 't Hus bring'n.

Na, hê geiht to Holt, un dat dur't ne lang', do dröppt Herr Negenkopp em uk.

Na, wat wullt du hier in min Holt?

Ja, ik wull min Swester sôken.

Schloß Sierhagen, einer hochgebildeten und feinsinnigen Dame, die trotz ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung sich doch für das Volkstum unserer Heimat und insbesondere für unser ernstfestes und trauliches Platt ein warmes Herz bewahrt hat, mit einer liebenswürdigen Einladung beehrt zu werden. Dieser Einladung verdankte ich außer einem höchst angenehmen Aufenthalt in dem schönen Sierhagen — der sog. Lachsbek, wo mir beim Schreiben die neugierigen Eichkätzchen ungefähr über die Schulter guckten, ist ein wahres Märchenparadies — zugleich eine wesentliche Erleichterung und Förderung meiner Sammeltätigkeit, so daß die vierzehn Tage, die ich als Gast des gräflichen Hauses in Sierhagen verleben durfte, meiner Sammlung einen äußerst wertvollen und erfreulichen Zuwachs gebracht haben.

In dem Gutsbezirk Sierhagen selbst fand ich gegen 30 Geschichten. Der Schäfer Weidemann erzählte mir 8, der Arbeiter Ehlers in Stolpe 13, Frau Berner in Kassau 5, der Scheunenvogt Evers 3. Was E. sonst noch zu erzählen wußte, stammte aus Grimm. In dem benachbarten Dorfe Hobstin erzählte mir der Schneider Laas 28 zum Teil etwas verwilderte Geschichten, die er aus der Fremde mitgebracht hatte, in Sibstin der alte Witt 17, meistens Schnurren. In Sibstin war ich schon den Sommer vorher mal gewesen, um den alten Klüver auszuplündern. Den reichsten Gewinn brachte das nahe Neustadt. Hier erzählte mir der aus Sierhagen gebürtige Steinbrücker Grage 15 Geschichten, meistens Schnurren, der alte Krützfeld 5, der alte Badewärter Eichelberg 6 und der alte Hünike 32.

Hünike, auf den ich von einem meiner alten Erzähler in Altenkrempe aufmerksam gemacht worden war, erwies sich als ein Märchenerzähler ersten Ranges, und seine Geschichten gehören nach Inhalt und Form zu den allerbedeutendsten meiner Sammlung. Er erzählt geradezu klassisch. Zwei Hamburger Herren, die mich während meines Sierhagener Aufenthalts besuchten, um meinen Märchenbetrieb aus eigener Anschauung kennen zu lernen — der eine, von Borstel, gehörte dem Hamburger Jugendschriftenausschuß an —, und die ich mitgenommen hatte, um ihnen meinen alten Hünike mal vorzuführen, kamen aus dem Entzücken gar nicht heraus. Sein schönstes Märchen, das mir in anderer Fassung schon von dem alten Johann Schütt in Altenkrempe erzählt worden ist, war unstreitig das von den zwölf Schwänen. Ich habe mir dies Märchen dreimal erzählen lassen, an drei verschiedenen Tagen, und bei der Ausarbeitung für jeden Satz sorgsam die beste Fassung ausgewählt. Gern hätte ich es schon in diesem Heft abdrucken lassen. Es war aber für den Raum, der mir zur Verfügung stand, zu lang. Eine Vorstellung indessen von der Art, wie H. erzählt, und von dem inhaltlichen Wert seiner Märchen wird auch die hier mitgeteilte Probe schon geben.

Von Sierhagen machte ich dann noch einen Abstecher nach Stadtfurt bei Cismar, wo mir Möller 26 Geschichten erzählte. Hätte es nicht seine Mundart schon verraten, daß er kein geborner Holsteiner sei: ich hätte es auch aus dem ganz andersartigen Inhalt seiner Geschichten entnehmen können. Er stammte aus Straßburg in der Ukermark.

Auf der Rückreise besuchte ich in Lensahn meinen alten Hans Lembcke mal wieder, den unerschöpflichen. Natürlich hatte er wieder mehrere neue Geschichten für mich bereit.

In der letzten Ferienwoche habe ich dann noch einen Erzähler in Kiel entdeckt und in Lütjenburg deren drei. Die Quellen fließen also vor der Hand noch lustig weiter.

Zu dem hier mitgeteilten Märchen selbst wolle man das gleich betitelte Märchen bei Müllenhoff (S. 450 ff.) vergleichen, das ihm von Klander in Plön geliefert worden ist, das also gleichfalls aus dem östlichen Holstein stammt.

Dar dörfs ne lang' ņg sôken, secht he, kumm man mit, de is bi mi.

Hê geiht mit em na sin Höhl.

Na, secht Herr Ņegenkopp, nu sett di man dal. Wüllt êrs wat ęten.

Do kriegt se Swartsur.

As se bi to ęten sünd, do finn't hê 'n Minschenhand up sin [1]) Töller, de Jung.

Do ward em gru'n, un do secht he: Nu mag 'k ne mêhr.

Ja, secht Herr Ņegenkopp, denn gah hen un klei' de ol Großmudder den Rügg'n, [2]) de sitt dar achter 'n Aben.

As hê ehr den Rügg'n klei'n will, do gifft de Olsch em 'n Stot, dat hê 'n ganz Flach weg flücht. Un do fall't he up so 'n Klapp un fall't na 'n Keller rin.

Na, nu kümmt dê uk je ne wedder to Hus.

Ja, secht de twêt Söhn, denn will ik mal ņg.

As hê in 't Holt kümmt, do klimmt Herr Ņegenkopp wa' an.

Na, wat wullt du hier in min Holt?

Ja, ik wull min'n Brôder un min Swester sôken, secht he.

Ja, denn kumm man mit, secht he, de sünd bi mi.

Hê geiht mit em na sin Höhl.

Na, wi wüllt man êrs wat ęten, secht Herr Ņegenkopp.

Nu geiht dat Ęten bi de [3]) Swartsur je wedder los'. Un do dröppt hê uk 'n Minschenhand dar in sin Töller.

Nę, secht he, nu mag 'k ne mêhr.

Ja, denn gah hen un klei' de ol Großmudder den Rügg'n.

Hê geiht hen un will ehr den Rügg'n klei'n; do gifft se den' uk 'n Stot, dat hê 'n Flach weg flücht. Un do fall't he up de Klapp, un dat uk na 'n Keller rin.

Na, secht de Vadder, wat nu? De kümmt uk ne wedder. De ol Ņegenkopp hett ehr wul al all'tosam'n upfręten.

Ja, secht de jüng's — de hett Tolleteufel hêten —, denn will ik ehr mal ņg. Denn nehm ik unsen Pilsepuß mit. Dat is ehr Hund weß, so 'n groten Hund.



Der Märchenerzähler Hünike in Neustadt, geb. 1825.

Ja, denn bün 'k ju je all' los', secht de Vadder, du kümms uk je ne wedder.

Nu geiht he je los', de Jung.

As hê eben in 't Holt is, kümmt Herr Ņegenkopp wa' an.

Na, wat wullt du hier mit din'n groten Hund?

Ja, ik will min Swester un min Brôder sôken, secht he.

Ja, denn kumm man mit, secht he, denn schaß ehr wul finn'n, de sünd bi mi.

Nu geiht he je mit em.

As se dar in de Höhl kąmt, nu wüllt wi man êrs wat ęten, secht Herr Ņegenkopp. Un do geiht 't wedder bi dat Swartsur los'.

Do dröppt hê uk 'n Minschenhand.

Hê kümmt bi un nimmt de Minschenhand un smitt ehr an de Eer. So, Pilseputz, secht he, de fritt du man up. Un do gifft he em dat anner Swartsur tô. Un de Hund fritt dat all' up.

Do secht Herr Negenkopp: Wenn du ne mêhr eten wullt, denn gah hen un klei' de ol Großmudder den Rügg'n.

Do secht de Jung: Pilseputz, geh hin un kratz die alte Großmudder den Rügg'n. Denn du hast gegessen und getrunken: nu kratz ihr auch öntli[4]) den Rügg'n.

De Hund, de springt je achter ehr un fangt sik 'n Klei'n an un ritt ehr den ganzen Rüchgrat rut.

Do fall't s' dar hen un is dot.

Wat maks du mit din'n Hund? secht Herr Negenkopp. Du maks min ol Großmudder hier dot?

Jg, secht Tolleteufel, de schull uk dot.

Do geiht dat Haugen[5]) los' mit de beiden. Awer de Hund, de springt herup na em un ritt em ên na 't anner all' sin Köpp af.

Do fall't Herr Negenkopp dal un is dot.

As dê dot is, do kümmt sin Swester denn je hervör.

O, Tolleteufel, secht se, dat is gôt, dat du kam'n büß. Denn ik wêt ne, wat din Bröder noch lewt oder dot sünd in 'n Keller.

Ja, denn wüllt wi mal nasöken, secht Tolleteufel.

Se sökt sik 'n Ledder[6]) her un stigt na 'n Keller rin.

Do hukt se[7]) beid' achter 'n Tunn' un sünd al binah half dot.

Se kriegt ehr je herup, un de Dochter kakt wat eten, un do et un drinkt se tosam'n, un do ward de beiden Bröder uk öntli wa' lebenni. Un do sêht se dat all' na: do is dar so vel Geld un Kram weß: se hebbt dat gar ne all' mitkriegen kunnt.

Do blifft de Dochter un de beiden öllß'n Söhns, de bliwt dar un packt dat all' tosam'n. Un Tolleteufel geiht mit sin'n Hund wa' hen to Hus.

Vader,[8]) secht he, nu spann' man an, nu wüllt wi uns 'n ganzen Wagen vull Geld hal'n.

Ja, heß du de annern beiden Jung's funn'n?

Jg, secht he, de Dêrn uk.

Do spann't se Pêr vör 'n Wagen, un do föhrt se den ganzen Dag ümmerlos' Geld, bet se den ganzen Kram dar weg hebbt.

Do is dat de riks Bur word'n, de dar in 'n Dörp weß is. —

Nach Hünike*) in Neustadt i. Holst.

Anmerkungen: [1]) Im Plattd. heißt es dat Töller. [2]) H. sagt Rügg'n, nicht Rüch. Die mnd. Form ist rugge. [3]) Wer ‚de Swartsur' sagt, denkt nicht an die Bedeutung des Worts, sondern nur an das Gericht. H. wechselt in der von mir wiedergegebenen Weise zwischen de und dat Sw. [4]) Nbf. zu ‚ontli'. [5]) Nbf. zu ‚Hau'n'. [6]) spr. ‚Leller'. [7]) hocken sie. [8]) H. ist unter allen meinen Erzählern der einzige, der noch die alte Form Vader und Moder gebraucht, freilich nur noch da, wo er seine Personen sprechen läßt. Sonst gebraucht auch er schon die hochdeutsch gefärbten neuen Formen Vadder und Mudder. Ich habe diese Eigentümlichkeit hier beibehalten. Wenn in dem Märchen ‚De ful Hans' (Oktoberheft 1900) die alte Frau Lembcke ihren Hans sagen läßt: ‚Vör min Moder ehr Kök', so fiel das schon der Erzählerin selbst als altertümlich auf.

---

*) Hünike, geb. 1825 in Neustadt, Maurer, auf Fehmarn und auf Seeland gearbeitet, später im Hannoverschen, am schlesw.-holst. Krieg teilgenommen, zur See gefahren zwischen Warnemünde und Kronstadt, nach seiner Verheiratung immer im Gaarzer Gut gewohnt, 22 J. bei einem Meister in Oldenburg i. Holst. gearbeitet, jetzt bei seinem Sohn in Neustadt. Seine Geschichten hat er ‚bi de Suldaten' und als Gesell gehört.



Mitteilungen.

1. **Bindebriefe.** In Jahrgang 7 der „Heimat," Seite 168 und 180 befinden sich zwei Mitteilungen über Bindebriefe in Angeln. Dieselbe Sitte existiert bei den Nordfriesen und in Nordschleswig. Leider aber teilt dieser alte Brauch mit so vielen andern Volkssitten dasselbe Schicksal und wird bald verschwunden sein. Unsere gegenwärtige Zeit hat auch schon einen Ersatz dafür gefunden. Statt das Geburtstagskind zu „binden," wird ihm jetzt in dem Lokalblatte ein 9 999 999 maliges Hoch gebracht, und damit die „durstigen Seelen," die das Hoch ausbringen, doch ja für ihre Mühe belohnt werden und ihren Durst gestillt bekommen, wird hinzugefügt: o. h. s. w. w. m. l.? (ob he sik wull wat marken lött?) Wie wenig Ansprechendes hat dieses gewaltige Hoch den alten Bindebriefen gegenüber! Mit dem Verschwinden der Bindebriefe ist wiederum ein Stück unseres Volkslebens zu Grabe getragen worden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es eine allgemeine Sitte, jemanden an seinem Namenstage zu binden. Schlau mußte man aber dabei zu Werke gehen, und manche List ward angewandt, um den Bindebrief an den Mann zu bringen. Wenn es nicht anders möglich war, heftete man den Brief, in welchem ein vielfach geknoteter Seidenfaden lag, mit einer Nadel an den Rock oder steckte ihn einer weiblichen Person in das Kopftuch. In Deezbüll habe ich gesehen, daß die Schulkinder eine gelbe Wurzel sorgfältig aushöhlten und dann den Brief hineinsteckten. Die Öffnung wurde mit dem zuerst herausgeschnittenen Propfen geschlossen, und darauf das Präparat verschenkt. Groß war dann die Überraschung, wenn der Überlistete beim Verspeisen des Geschenkes den Bindebrief entdeckte. Konnte der Gebundene den Faden nicht auflösen, dann mußte er sich loskaufen durch Punsch oder Kaffee und Kuchen. Es sei mir gestattet, folgende Proben von Bindebriefen mitzuteilen:

Als ich heute morgen erwachte
Und über diesen Tag nachdachte,
Da fiel mir der Gedanke ein,
Es könnte wohl N. N. sein Geburtstag sein.
Schnell nahm ich in der Eile dies Papier
Und schrieb darauf dies Verschen hier.
Ich lege einen Faden darein,
Damit du sollst gebunden sein,
Bis du dich lösest hübsch und fein
Mit Kaffee, Tee und Branntewein (Backwerk).
Und sollt' es dir denn nicht behagen,
Uns zum Geburtstag einzuladen,
So bleibst du gebunden auf jeden Fall
So fest wie die Kuh auf ihrem Stall.
(Deezbüll.)

Vi nylig ud i Sinde fik,
At vi Dig vilde binde,
Hvorledes dette kan faae Skik,
Vi ikke kan paafinde.
Dog flink og kjønt Du bindes blot
Med disse korte Rader,
Og vil Du ikke staae til Spot,
Du os traktere lader.
Ifald Du ikke nænne kan
Dine Penge at udgive,
Vi Dig et Spørgsmaal stille hen,
Kan det besvaret blive?
Det Spørgsmaal er: Hvormange Trin
Du agter vil at gjøre,
Før Du i Ægtestand gaaer ind,
Et Bryllup os at gjøre?
Eller og: Hvormange Trin Du triner i grønnen Eng,
Førend Du triner i Brudeseng?
Kan et af disse Spørgsmaal Du besvare,
Da er Du løst fra denne Fare.
Ellers er Du bunden,
Indtil Haren griber Hunden,
Indtil Skibet kan seile paa Land,
Og Pigerne ei vil have en Mand.
Bunden er Du, og bunden skal Du være,
Indtil Du løser Dig med Ære:
Kaffe, Puns og Kringle,
Indtil vi alle dingle. (Süderhoftrup.)

Dem Sinne nach übersetzt, lautet der Brief etwa so:

Neulich kam es uns in den Sinn,
daß wir Dich binden wollten;
wie das sich passend machen läßt,
können wir nicht ausfindig machen.
Doch schnell und leicht Du gebunden bist
mit diesen kurzen Zeilen,
und willst Du nicht verspottet werden,
dann mußt Du uns traktieren.
Falls Du nicht Dein Geld ausgeben magst,
wollen wir Dir eine Frage hinstellen,
kann die beantwortet werden?
Diese Frage lautet: Wie viele Schritte
gedenkst Du noch zu tun, bevor Du in die Ehe eintrittst
und uns eine Hochzeit machst?
Oder auch: Wie viele Schritte willst Du auf der grünen
Wiese tun, bevor Du in das Brautbett trittst?
Kannst Du eine von diesen Fragen beantworten,
dann bist Du befreit von dieser Gefahr.
Sonst bist Du gebunden,
bis der Hase den Hund greift,
bis das Schiff über Land segelt
und die Mädchen keinen Mann haben wollen.
Gebunden bist Du, und gebunden sollst Du sein,
bis Du Dich lösest mit Ehren:
Kaffee, Punsch und Kringeln,
bis wir alle taumeln.

Woher mag nun diese Sitte rühren, wie alt mag sie sein? In dem zu Anfang genannten Jahrgang der „Heimat" wird erwähnt, daß sich ein ähnlicher Brauch in England

findet, true lovers-knots genannt. Ich wiederhole hier nochmals die Bitte, Näheres über die Bindebriefe mitzuteilen, und mache auf folgende Punkte aufmerksam:

1. Ist die Sitte in der ganzen Provinz bekannt?
2. Finden sich ähnliche Bräuche vor?
3. Wo kennt man die Bindebriefe außerhalb unserer Provinz?

Sonderburg. D. N. Christiansen.

2. **Ein volkstümliches Mittel zur Rettung aus der Erstickungsgefahr im Brunnenschachte.** Von Zeit zu Zeit liest man in der Tagespresse, daß beim Ausschachten von Brunnen infolge Einatmens giftiger Gase Menschenleben verloren gegangen sind. Die Rettung eines so in der Tiefe des Brunnens Verunglückten scheitert in der Regel daran, daß man nicht zu ihm gelangen kann, ohne das eigene Leben nutzlos preiszugeben; ebensowenig verfügt man über Hülfsmittel, um dem durch die Kohlensäure Vergifteten schnell und ausreichend Lebensluft zuzuführen. Daß aber dennoch fast überall die Möglichkeit vorliegt, durch Anwendung eines einfachen Mittels die Rettung zu bewirken, möchte ich — mit freundlicher Genehmigung unserer verehrten Schriftleitung — den Lesern der „Heimat" durch Erzählung eines eigenen Erlebnisses dartun. Als ich vor einer Reihe von Jahren im adeligen Gute Ascheberg, zu Glasholz, als Lehrer wirkte, sollte dort ein Schulbrunnen gegraben werden, dessen Platz durch vorherige Anwendung der Wünschelrute bestimmt wurde, wie ich nebenbei erwähnen möchte. Zu Beginn der Sommerferien stellte sich der Brunnenmacher mit seinen Gehülfen ein, und da einigermaßen brauchbares Wasser in genügendem Maße erst in einer Tiefe von etwa 25 m erreicht wurde, so waren die Leute wochenlang, bis in den September hinein, auf dem Schulgrundstück anwesend. Während einer Frühstückspause bot sich mir Gelegenheit, im Beisein der Arbeiter mit dem Meister über die Gefahren seines Berufes zu reden, und er berichtete mir, daß er durch „schlechte Luft" einst in höchster Lebensgefahr geschwebt und besinnungslos unten im Brunnen gelegen habe, aber durch Hinabgießen von Wasser in den Brunnenschacht gerettet worden sei. — Ich riet bei dieser Gelegenheit dringend, auch bei unserm Brunnen vor Beginn der Arbeit in der Tiefe ein brennendes Licht hinabzusenken, um die unten vorhandene Luft zu prüfen. Es wurde denn auch wirklich dem entsprechend verfahren und einmal das Vorhandensein der „schlechten Luft" festgestellt; später jedoch griff wieder Sorglosigkeit platz. — Eines Morgens — es war an einem Montage, und die Arbeit hatte seit dem Sonnabend geruht, auch Windstille und dichte Nebel herrschten — war ohne jene Vorsichtsmaßregel einer der Arbeiter in den Brunnen gestiegen, um einen am Sonnabend dort vergessenen Hammer zu holen. Da er unten blieb und kein Lebenszeichen gab, stieg auch der Meister hinab, und nun lagen beide besinnungslos und stöhnend in der Tiefe. Die beiden oben gebliebenen Arbeiter teilten mir den Sachverhalt mit, nachdem sie durch das Auf- und Abwinden der leeren Eimer vergeblich einen Luftwechsel im Brunnenschachte herbeizuführen versucht hatten. Gegen den Willen der Arbeiter, die trotz der Bretterverkleidung in dem quadratischen Brunnenschachte ein Einstürzen der Wände befürchteten, goß ich nun einen Eimer Wasser in die Tiefe, und schnelle Hülfe leisteten mir bei dieser Tätigkeit meine inzwischen eintreffenden Schüler. Es mochten 5—6 Eimer voll hinuntergestürzt sein, da tönte es dumpf aus der Tiefe: „Mehr Water!" Gern leisteten wir dem Rufe Folge, und bald konnten wir am Seil den Körper des Arbeiters heraufwinden; er war aber, weil er länger der Kohlensäure-Vergiftung unterworfen gewesen war, eine Leiche, während der Meister sich soweit von der Betäubung erholt hatte, daß er nicht nur den Körper des Gehülfen hatte an das Seil binden können, sondern auch ohne Hülfe an den Leitern dem Todesschacht entstieg. Da ich Grund habe zu der Annahme, daß das von mir angewandte Rettungsverfahren weiteren Kreisen nicht bekannt ist, habe ich Vorstehendes niedergeschrieben. Sollten diese Zeilen irgendwo bei so entsetzlichem Unglück den Anlaß zur Rettung bieten, so wäre ihr Zweck vollauf erreicht.

Kiel. P. N. Petersen.

3. **Warum der Wind immer um die Kirchen wirbelt.** Der Wind und der Teufel gingen einst spazieren. Als sie in die Nähe einer Kirche kamen, mußte der Teufel, wie er sagte, auf einen Augenblick abtreten. Er ging aber auf einem Umwege weiter und kam nicht zurück. Der Wind wartet bis heute und sucht in allen Ecken seinen verlorenen Begleiter.

Flensburg. Nach einer alten Überlieferung mitgeteilt von J. J. Callsen.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 7. Juli 1905.

Klaus Groth.

Von **Adolf Bartels** in Sulza.

II.

Der große Erfolg des „Quickborn" machte natürlich auch Epoche in seines Dichters Leben, führte ihn dem Boden zu, in den er sich dann für immer einwurzeln sollte. Er hatte den Winter nach der Herausgabe seines Buches auf Fehmarn krank gelegen, gepflegt von seinem Freunde Selle und seinem Bruder Johann, verließ dann aber im Frühjahr 1853 die Insel, um sich nach Kiel zu begeben, wohin ihn vor allem Karl Müllenhoff zog, der, bekanntlich ein Dithmarscher wie Klaus Groth, den „Quickborn" mit großer Anerkennung aufgenommen hatte und mit seinem Dichter in Briefwechsel getreten war. Bis Kiel kam Klaus G. zunächst nicht, sondern blieb in Lütjenburg krank liegen, erst im Sommer langte er in der schleswig-holsteinischen Universitätsstadt an und bezog eine Wohnung in der dortigen Seebadeanstalt am Düsternbrook. Nach und nach gesundete er jetzt, wenn auch die Ärzte noch eine Reise nach Süden für nötig erklärten. Sein Hauptverkehr war Müllenhoff, der sich um den „Quickborn" und seinen Dichter unzweifelhaft große Verdienste erworben hat. Beide gemeinschaftlich arbeiteten den ganzen nächsten Winter, wo der Dichter in der Stadt wohnte, an der Durchführung der Orthographie nach bestimmten Regeln und dem Glossar zum „Quickborn"; später (1856) hat Müllenhoff auch noch die schon erwähnte Einleitung zum „Quickborn" geschrieben, die eine der wichtigsten Schriften über den Dichter ist. Weniger hoch wird man es schätzen, daß der Germanist Klaus G. auch zum Schaffen gewisser im „Quickborn" noch fehlender Poesiegattungen antrieb, wie denn Müllenhoff überhaupt nicht ganz die richtige Stellung dem künstlerisch produktiven Geiste gegenüber fand; so wird man die Bemerkung aus dem Jahre 1852, daß dem Dichter noch die letzte Feile fehle und die Sammlung noch gesichtet werden müsse, dem de facto Geleisteten gegenüber wohl etwas anmaßend finden. Um gleich den Ausgang dieser Freundschaft hier zu verzeichnen: es war im Jahre 1858, Müllenhoff war eben nach Berlin berufen, und Klaus G., der immer noch keine gesicherte Existenz hatte, teilte ihm mit, daß er sich in Kiel habilitieren wolle. „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen," entgegnete Müllenhoff, und Klaus G. sagte: „Müllenhoff, sind Sie denn wirklich verrückt?" Das waren die letzten Worte, die die beiden wechselten, doch hat Klaus G. seine Wertschätzung des Gelehrten und Müllenhoff die des „Quickborn" bewahrt. — Den Sommer 1854 verbrachte der Dichter wieder in der Seebadeanstalt und schrieb dann im Winter 1854/55 die plattdeutsche Erzählung „Detelf." Im April 1855 reiste er

mit einem Stipendium der dänischen Regierung, wie es seinerzeit auch Friedrich Hebbel erhalten hatte, von Kiel ab und begab sich zunächst nach Hamburg, wo er bei dem in Kiel gewonnenen Freunde Louis Köster wohnte und die Bekanntschaft der Schriftsteller Robert Heller, Ludwig Walesrode und Moritz Hartmann machte, vor allem aber seinen Hunger nach guter Musik stillte; im Juni ging es dann nach Pyrmont weiter, wo der Dichter eine vierwöchige Kur durchmachte, und darauf nach Bonn, wo er für längere Zeit dauernden Aufenthalt nahm. Er hatte Empfehlungen an Otto Jahn und Ernst Moritz Arndt, an Dahlmann und Simrock und lernte außer diesen noch eine ganze Reihe Bonner Notabilitäten: Welcker, Helmholtz, Moritz Haupt, David Strauß usw., kennen. Seine Wohnung hatte er bei dem Professor Böcking. Am nächsten kam er Otto Jahn. Auch Bettinas Bekanntschaft machte er in Bonn und gelegentlich eines Düsseldorfer Musikfestes die Johannes Brahms'. Am 27. Januar 1856 wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität das Doktordiplom überreicht. Überhaupt ist diese Bonner Zeit die eigentliche Höhe seines Lebens, in ihr ist er gesundet und hat mit vollem Behagen in den Kreisen verkehrt, zu denen es ihn als Gelehrtennatur zog. Im Herbst 1856 unternahm er mit Böcking eine Reise nach der Schweiz, ging dann aber nicht nach Italien, wie es ursprünglich beabsichtigt war, sondern kehrte nach Bonn zurück, wo er nun bis zum Frühjahr 1857 blieb. Dann reiste er nach Leipzig, wo er u. a. Gustav Freytag, und darauf nach Dresden, wo er Berthold Auerbach und Otto Ludwig kennen lernte, im Hause des Grafen Baudissin und mit Carus und Ludwig Richter verkehrte. Über Weimar fuhr er dann nach Hamburg und Kiel zurück, wo er also nach zweijähriger Abwesenheit im Sommer 1857 wieder eintraf. Es galt nun die feste Stellung im Leben zu gewinnen.

Das Nächstliegende war natürlich eine Professur an der Universität, und von dänischer Seite hätte man dem Dichter, der einstweilen Pensionär des Königs war und in dieser Zeit eine Audienz bei Friedrich VII. hatte, gewiß nichts in den Weg gelegt. Wie aber Müllenhoff den Entschluß Klaus Groths, sich zu habilitieren, aufnahm, haben wir bereits gesehen, und da die Bekannten unter den Kieler Professoren, die der Dichter gehabt hatte, die Universität meist verlassen hatten, so stand er ziemlich einsam da. Er verheiratete sich jedoch im Jahre 1858 mit Doris Finke, der Tochter eines wohlhabenden Bremer Kaufmanns, und jetzt ging auch die Habilitation (für deutsche Sprache und Literatur) vor sich. Unter der österreichischen Verwaltung Holsteins durch den General v. Gablenz wurde Klaus G. dann Professor mit einem Gehalt von 400 Talern. Die Ehe des Dichters war durchaus glücklich und mit vier Söhnen gesegnet, von denen der älteste früh wieder starb. Seit 1866 bewohnte Klaus G. ein eigenes Haus am Schwanenweg (jetzt Klaus Groth-Platz) in Kiel. Durch den Krieg von 1870 verlor Groths Schwiegervater sein Vermögen, aber das preußische Kultusministerium verdoppelte nun (1872) sein Gehalt, und auch die Schillerstiftung hat getan, was sie konnte. Leider starb Klaus Groths Frau bereits 1877, nachdem sie schon seit 1864 lungenleidend gewesen war, und auch einen herangewachsenen Sohn hat er dann noch verloren. Im ganzen war aber sein späteres Leben ohne viel Wechsel und bedeutendere Ereignisse. Als Lehrer an der Universität hat er sich keiner größeren Wirksamkeit erfreut, obgleich er vielleicht das Zeug dazu gehabt hätte; wenigstens hat er 1872 in Oxford auf Anregung Max Müllers, mit dem er bekannt war, und 1873 in Leyden und Amsterdam erfolgreiche Vorträge gehalten, nachdem er schon 1861 Verbindungen in den Niederlanden angeknüpft hatte. Aber es muß leider gesagt werden, daß sich das Sprichwort vom Propheten im Vaterlande auch an Klaus G. erfüllt hat, woran nicht die behauptete „Eitelkeit," die garnicht existierte, wohl aber sein Stolz und seine Reizbarkeit einige, nicht die Hauptschuld trugen. Eine Reihe von

Jahren ist der Dichter unbesoldeter Direktor des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel gewesen. Von seinen Reisen sind außer den erwähnten nach England und in die Niederlande die beiden nach Italien 1883 und 1895/96, bei welch letzterer er seinen Freund, den Maler Allers auf Capri besuchte, und die in die Schweiz von 1888, wo er zu Thun viel mit Johannes Brahms verkehrte, zu erwähnen. Seine musikalischen Interessen waren mit den Jahren immer stärker geworden, zum Teil auch dadurch, daß seine Frau sehr musikalisch war. Sie war mit Jenny Lind befreundet, und diese hat G. 1866 auf dem Musikfest zu Hamburg kennen gelernt. Außer mit Brahms ist er auch mit dem Sänger Stockhausen und der Sängerin Hermine Spies befreundet gewesen.

An Ehrungen hat es ihm, trotzdem in den sechziger und siebziger Jahren Reuters Ruhm den seinigen verdunkelt hatte, natürlich nie gefehlt. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, und seine Gemahlin schätzten den „Quickborn" sehr und haben die persönliche Bekanntschaft seines Dichters gesucht, und Kaiser Wilhelm II. hat Klaus G. 1890 den Schillerpreis (ihm und Fontane) verliehen, wie auch zu den Jubiläen des Dichters regelmäßig sein Telegramm gesandt. Der siebzigste und fünfundsiebzigste, namentlich aber der achtzigste Geburtstag haben Klaus G. eine Fülle der Ehren gebracht. Besonders wertvoll waren ihm stets die Huldigungen der Niederländer, die ihn selbst in der Zeit, wo Reuter ihn zurückgedrängt hatte, als den ersten niederdeutschen Dichter feierten. Klaus G. erwies sich dankbar, indem er die „dietsche Bewegung" der Vlämen nach Kräften förderte. Außer aus den Niederlanden hat er auch aus Nordamerika sehr viele Dank- und Ehrenbezeigungen empfangen. Die Feier seines achtzigsten Geburtstages, die ihm auch eine Anzahl Schriften über sein Leben und seine Werke brachte und überhaupt seinen Ruhm, wohlverstanden den echten, aus dem vollen Verständnis erwachsenen auf der Höhe zeigte, hat er nicht lange überlebt: am 1. Juni 1899 ist er nach kurzer Krankheit gestorben, bis zur letzten Zeit unglaublich geistesfrisch.

Einen Erfolg wie den des „Quickborn" hat der Dichter in späterer Zeit nicht wieder errungen und auch diese seine erste dichterische Leistung nicht übertroffen — wie will man denn vollendete lyrische Gedichte übertreffen? —, wohl aber hat er noch eine sehr bemerkenswerte dichterische Entwicklung gehabt und sein Lebenswerk nach allen Seiten aus- und abgerundet. Zuerst nach dem „Quickborn" erschienen die „Hundert Blätter" (1854), hochdeutsche Gedichte, die als „Paralipomena" zu dem Erstlingswerk bezeichnet waren: Müllenhoff hat sie sehr gelobt: „Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohnscher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präzision der Form, wie sie nur der ausgebildetste und bewußteste Kunstsinn zu geben vermag, und dieselbe Virtuosität vielleicht in noch höherem Maße in den Sonetten." Das Urteil stimmt, aber der Lyriker Klaus G. hat im Hochdeutschen doch bei weitem nicht die ausgeprägte Physiognomie wie im Plattdeutschen, wenn auch einzelne Stücke, wie das berühmte „Regenlied," auf der Höhe des Besten im „Quickborn" stehen und der Ruhm eines der größten deutschen Sonettisten dem Dichter nicht abzusprechen ist. — Auf das Gebiet der Prosa-Erzählung hatte sich Klaus G., wie bereits erwähnt, im Winter 1854/55 mit dem „Detelf" gewagt; 1855 erschien der erste Band der „Vertelln," der außer dem „Detelf" noch die Erzählung „Twischen Marsch un Geest" (später „De Waterbörs" betitelt) und die dann in den „Quickborn" überführte poetische Erzählung „Ut de Marsch" enthielt. Der zweite Band der „Vertelln" (1859/60) brachte die größere Erzählung „Trina," eine weitere „Um de Heid" erschien 1871 im zweiten Teile des „Quickborn."

Kleinere Erzählungen sind dann die drei in der Sammlung „Ut min Jungsparadies“ (1876) veröffentlichten: „Min Jungsparadies,“ „Von den Lüttenheid“ und „De Hœder Mœl,“ endlich „Witen Slachters,“ 1877 im „Plattdütschen Husfründ“ zuerst erschienen. Klaus G. ist so gut der Schöpfer der neueren plattdeutschen Prosa, wie er der der neueren plattdeutschen Poesie ist, doch ist des Rostocker John Brinckmanns Roman „Kasperohm un ick“ gleichzeitig mit dem „Detelf“ und wohl unbeeinflußt von diesem entstanden. G. hat diesen Mecklenburger Dichter sehr geschätzt, während er mit Reuter über dessen „Läuschen un Rimels“ bekanntlich in Streit geriet — er hatte aber diesem gegenüber zweifellos recht, die genannten plattdeutschen Schwänke waren ein Rückfall in die alte Spaßmacherei. Vom Erscheinen der „Franzosentid“ an hat er dann den großen Erzähler Reuter anerkannt, wenn er auch natürlich die halbe Vergessenheit, in die er durch ihn beim großen Publikum kam, schwer genug empfand. Seine eigenen Erzählungen soll man mit den Romanen Reuters nicht vergleichen, sie gehen nicht darauf aus zu unterhalten, sondern bestreben sich vor allem, die Zustände vergangener Zeit in charakteristischen Bildern durch möglichst eingehende Detaildarstellung der Anschauung der engeren Landsleute lebendig zu erhalten, sind also alle bis zu einem gewissen Grade memoirenhaft und treffliche Ergänzungen des „Quickborn.“ „Detelf,“ später recht unglücklich in „Wat en holsteenischen Jung drömt, dacht un belevt hett vœr, in un nà den Krieg 1848“ umgetauft, ist in bestimmter Beziehung die beste geblieben, eine gute biographische Erzählung, bei dessen Helden dem Dichter sein Bruder Johann vorgeschwebt hat, in der Schilderung der Kriegsereignisse von 1848 geradezu klassisch für die Schleswig-Holsteiner. „Trina“ ist die psychologisch am weitesten durchgeführte Erzählung des Dichters und für Land- und Städteleben in Dithmarschen kurz vor Anbruch der neuen Zeit höchst charakteristisch. In „Um de Heid“ stellt Klaus G. die Verhältnisse der napoleonischen Zeit in Holstein dar und zeichnet zugleich eine der Dithmarscher Herrennaturen. Aus des Dichters eigenem Leben steckt am meisten in den kleineren Erzählungen, die alle erotische Themata haben und meist tief ergreifen, vor allem auch dadurch, daß man des Dichters eigene Ergriffenheit spürt. Wie bei einem Dichter von seiner Bedeutung selbstverständlich, hat Klaus G. einen sehr eigenen Erzählerton — wer seinen Reiz erfaßt hat, der weiß z. B. auch, wodurch ein neuester Dithmarscher Roman, Frenssens „Jörn Uhl,“ so stark auf nichtdithmarsische Leser wirkt. Daß der Erzähler Klaus G. neben Reuter nicht zur Geltung kommen konnte, braucht hier kaum erklärt zu werden, und auch heute werden ihn nur die schätzen, die sich wirklich in eine stille Welt einzuleben verstehen. — Die Höhe der späteren Dichtung Klaus Groths bezeichnen die beiden epischen Dichtungen „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder,“ 1862 einzeln erschienen, und „De Heisterkrog,“ zuerst im zweiten Teile des „Quickborn“ 1870 veröffentlicht. Die beiden Werke ergänzen sich, der „Rotgeter“ stellt Geest und Geestleute — auch Heide, wo er spielt, ist ja Geestboden —, der „Heisterkrog“ die Marsch und Marschleben dar; der „Rotgeter“ bleibt im wesentlichen Idylle, der „Heisterkrog“ ist Schicksalsgeschichte; über dem „Rotgeter“ steht sozusagen die Sonne „Hermann und Dorotheas,“ der „Heisterkrog“ ist modern und dementsprechend auch in jambischen Versen geschrieben, während beim „Rotgeter“ der Hexameter verwandt ist. Die beiden Dichtungen gehören unbedingt zu den besten ihrer Art in der deutschen Literatur, der „Rotgeter“ vor allem wegen seines ganz wundervollen Details, der „Heisterkrog“ als Stimmungsdichtung — der Ausdruck trifft aber noch nicht ganz das Richtige. „Sie haben etwas,“ schrieb einmal Detlev v. Liliencron an Klaus G., „was ich noch bei keinem unserer großen, d. h. wirklichen Dichter las, und das ich auch kaum ausdrücken kann; annähernd, so wunderbar es klingen mag, habe ich es bei Heinrich

v. Kleist gefunden: also ein Zeichen der Situation, das so an Herz und Nieren des Lesers greift, daß er durchaus erschüttert wird." Ja, das ist's ungefähr, wo andere Dichter Worte haben, schöne Worte machen, da wirkt Klaus G. durch die ganz mit Empfindung gesättigte Situation und ergreift bis ins tiefste. Er ist durchaus Realist, er hat die Sachen, aber sie kommen nicht nackt und kalt empor, erhalten auch nicht Stimmung als Zutat, sondern sie werden mit ihr geboren, leben in ihr.

Von den beiden größeren prosaischen Schriften Klaus Groths hat die erste, die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch," 1858 erschienen, mancherlei Anfechtung erfahren, und wohl mit Recht. Dagegen gehört die zweite: „Über Mundarten und mundartige Dichtung," die zuerst in einzelne Aufsätze geteilt in der „Gegenwart" erschien (1875), zu den besten Arbeiten dieser Art, die wir besitzen, und ist jedem Sprachforscher und Literaturhistoriker aufs wärmste zu empfehlen, mag auch die zünftige Wissenschaft jetzt hier und da anders urteilen als der selfmademan Klaus G. In späterer Zeit hat dann der Dichter außer einer niederländischen Broschüre „Dietsche Beweging" noch eine Reihe autobiographischer Aufsätze für die „Gegenwart" und zuletzt noch einen „Wie der Quickborn entstand" für Fleischers „Deutsche Revue" geschrieben. Die „Lebenserinnerungen von Klaus Groth," herausgegeben von Eugen Wolff (1891), sind nach Notizen und mündlichen Erzählungen des Dichters zusammengestellt. Eine Sammlung der prosaischen Schriften Klaus Groths existiert bisher nicht, seine dichterischen Werke aber sind als „Gesammelte Werke" 1893 in Kiel in vier Bänden erschienen. Der erste Band enthält den „Quickborn," den alten, im Laufe der Jahre vervollkommneten. Als „Quickborn II" sind dann die späteren plattdeutschen Gedichte, von denen „Vær de Gœrn" 1858 und „Fiv nie Leeder ton Singen un Beden vær Sleswig-Holsteen" 1864 auch einzeln erschienen sind, mit den beiden Epen „Heisterkrog" und „Rotgeter" zusammengestellt. Der dritte Band enthält die plattdeutschen Erzählungen „Detelf" (unter dem obengenannten Titel), „De Waterbörs," „Witen Slachters," diese drei enger vereinigt, „Trina," „Um de Heid," der vierte „Ut min Jungsparadies" („Min Jungsparadies," „Von den Lüttenheid," „De Hœder Mœl"), die beiden Aufsätze „Büsum" und „Sophie Dethlefs un ik," das epische Fragment „Sandburs Dochder" (das dann in der zweiten Auflage der „Werke" noch vollendet erschien), die „Hundert Blätter" und eine sehr große Anzahl bis dahin noch unveröffentlichter hochdeutscher Gedichte („An meine Zeit," „Sonette," „Schleswig-Holstein," „Leben, Liebe und Tod," „Weihelieder").

Über Klaus Groth unterrichten außer den bereits genannten „Lebenserinnerungen" und autobiographischen Aufsätzen am besten: Müllenhoffs „Einleitung" von 1856, in den „Lebenserinnerungen" abgedruckt. — Karl Eggers, Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung (1885). — C. J. Hansen, Klaus Groth in zijn leven un streven als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terugblick op de dietsche Beweging (1889). — H. Siercks, Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke (1899, die Quellschrift für das Leben, volkstümlich geschrieben). — Adolf Bartels, Klaus Groth. Zum achtzigsten Geburtstage (1899, ästhetische Würdigung). — Die Essays von Ernst Ziel in den „Literarischen Reliefs," von Eugen Wolff in Westermanns Monatsheften, Bd. 85, und Hermann Krumms Einleitung zu der neuen (3.) Ausgabe des illustrierten „Quickborn." — Die besten Bilder Klaus Groths haben Ludwig Bokelmann und Hans Olde geschaffen, Büsten der Albersdorfer Tiedje und Harro Magnussen.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

IIb.

Gleichzeitig mit der holsteinischen Ständeversammlung von 1844 tagten in Roeskilde die Stände der dänischen Inselstifte. Hier stellte am 22. Oktober der Bürgermeister von Kopenhagen, Justizrat Tage Algreen-Ussing, einen Antrag, der die Selbständigkeit der Herzogtümer in ihren Grundfesten bedrohte und daher im ganzen Lande ein ungeheures Aufsehen erregte. Der Antrag ging dahin, „Se. Majestät der König wolle zur Beruhigung seiner treuen Untertanen und um die, die Staatsverbindung angreifenden Bewegungen zu hemmen, welchen der Gedanke an eine zukünftige Auflösung des Reiches zum Grunde liege, auf eine feierliche Weise zur Kenntnis seiner Untertanen bringen, daß die dänische Monarchie, das eigentliche Dänemark, die Herzogtümer Schleswig und Holstein samt dem Herzogtum Lauenburg ein einiges, unzertrennliches Reich sind, welches unteilbar nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbt werde, und Allerhöchstderselbe wolle die nötigen Maßregeln treffen, um für die Zukunft jedes Unternehmen von seiten der Untertanen zu verhindern, welches die Verbindung der einzelnen Staatsteile zu lösen bezwecke.“ Gleichzeitig wurde ein Verbot gegen alle Äußerungen in der entgegengesetzten Richtung und jede Diskussion über die durch Allerhöchste Erklärung festgestellte Staatseinheit in Vorschlag gebracht.

Algreen-Ussing gehörte nicht zur Partei der Eiderdänen und hatte noch 1838 in der Ständeversammlung erklärt, daß er die Trennung der Ständeversammlungen in den Herzogtümern für unrichtig halte, weil Schleswig in enger Verbindung mit Holstein stehe, und „weil jeder Versuch, dieses Band durch eine von der Regierung oder von Dänemark ausgehende Veranstaltung zu lösen, Sinn und Herzen der ganzen Bevölkerung beider Herzogtümer von Dänemark und allem, was dänisch sei, abwenden und dadurch die Kräfte des gemeinsamen Vaterlandes schwächen würde.“ Jetzt behauptete er zur Motivierung seines Antrages, daß die Herzogtümer schon längst in Dänemark einverleibt wären und zwar Schleswig seit 1721, Holstein seit 1806. Von den Abgeordneten wagte nur Graf Holck-Winterfeld zu widersprechen, im übrigen war die ganze Versammlung einig in dem Punkte, mit den alten Landesrechten der Herzogtümer aufzuräumen und jeden Widerstand durch brutale Gewalt von vornherein niederzuschlagen; verstieg sich doch Orla Lehmann im Laufe der Verhandlungen zu folgenden drohenden Worten: „Gegen jeden praktischen Versuch, innerhalb der Grenzen des Landes einen Protest geltend zu machen, kann man im mildesten Falle Verbannung setzen, im schlimmsten — eine Kugel.“

Nach den beruhigenden Erklärungen des Königs vom Jahre 1842 durfte man erwarten, daß die dänische Regierung dem revolutionären Antrag widersprechen werde, zumal Dänemarks größter Jurist, Staatsminister und Staatsrat Ørsted, der als Königlicher Kommissar in Roeskilde fungierte, noch am 21. August 1844 in Viborg erklärt hatte, daß auch der uneingeschränkteste Monarch die Erbfolge nicht einseitig verändern könne, und die Frage zum Teil andere Fürstenhäuser mitbetreffe. Jetzt wehte auch in den höheren Regionen ein anderer Wind, und der Königliche Kommissar scheute sich nicht, die hohe Bedeutung des Ussingschen Antrages anzuerkennen und offen seine Sympathie mit den zur Begründung des-

selben angeführten Ansichten auszusprechen. Er gab allerdings auch jetzt noch zu, daß sich vom Standpunkte des historischen Rechts manche Zweifel gegen diese Auffassung erheben ließen, allein „die Ungewißheit über die Erbfolge und die üblen Folgen davon," so äußerte er sich jetzt, „könnten die Regierung wohl veranlassen, zu erwägen, ob man nicht mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten, welche sonst vorhanden sein könnten, zu einer so energischen Maßregel greifen müsse, wie der Proponent vorgeschlagen; wobei zu bemerken, daß die beiden Punkte in diesem Vorschlage untrennbar mit einander verbunden wären: so daß die feierliche Erklärung des Königs von der Unteilbarkeit der Monarchie nur Bedeutung haben würde in Verbindung mit dem Verbot, dieselbe zum Gegenstand der Diskussion zu machen. Ich bin freilich nicht kompetent, mich für jene Maßregel zu erklären, aber ich will nichts dagegen einwenden, daß die Versammlung darauf eingeht und dem Könige ihre Wünsche und Anschauungen in dieser Hinsicht vorlegt, welche der König unzweifelhaft auch gerne entgegennehmen wird." In der folgenden Sitzung fügte er dieser Erklärung noch hinzu: „Es muß hierbei jedoch bemerkt werden, daß die bloße Erklärung darüber, welche Erbfolge für die richtige angesehen werden solle, eben keine Wirkung haben würde, wogegen sie wohl eine Bedeutung erhalten könnte, wenn sie von einer so energischen Maßregel begleitet würde als die, welche hier in der Versammlung in Vorschlag gebracht worden ist, nämlich einem Verbot gegen alle Äußerungen in der entgegengesetzten Richtung; — es würde ein wichtiges Motiv für die Regierung sein, wenn die Ständeversammlung sich dafür ausspräche." — Mit 64 gegen 1 Stimme wurde alsdann der Antrag Algreen-Ussing einem Ausschuß überwiesen.

Mit diesem Beschlusse hatten die Dänen den alten Landesrechten Schleswig-Holsteins offene Fehde angekündigt; die Schleswig-Holsteiner zauderten keinen Augenblick, den Kampf auf der ganzen Linie aufzunehmen. „Als das „up ewig ungedeelt" der alten Freiheitsbriefe frech bedroht wurde," sagt Treitschke in seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert," da fuhr es wie ein Wetterschlag in diese stille Welt, und Deutschland erfuhr staunend, wie viel starke Leidenschaft, wie viel Stolz und Talent in dem tapferen Grenzvolke lebte. — Der Zorn der Schleswig-Holsteiner entsprang dem gekränkten Rechtssinne, er ward gestärkt und geadelt durch eine schöne vaterländische Empfindung, durch das stolze Gefühl, daß dies alte Landesrecht zugleich die Sache Deutschlands war." Die Bewegung ergriff Stadt und Land, den Norden wie den Süden. In kurzer Zeit liefen in Itzehoe bei der Ständeversammlung 75 Adressen und Petitionen ein, die Rechte der Herzogtümer den Dänen gegenüber zu wahren. Aus Holstein stammten 38 Petitionen, 14 aus den Städten, 24 aus den Landdistrikten, aus Schleswig 37, 10 aus den Städten, 27 vom Lande. Die Schleswiger wandten sich an die holsteinische Ständeversammlung, da ihre Abgeordneten nicht mehr versammelt waren, und kümmerten sich dabei wenig um die Grenzlinie, die dänische Willkür zwischen den Herzogtümern gezogen hatte. Die sämtlichen Petitionen mit ihren Tausenden von Unterschriften sind im zweiten Beilagenheft zur holsteinischen Ständezeitung von 1844 abgedruckt und der Nachwelt überliefert worden. Die Lektüre derselben ist auch heute noch hochinteressant. Sie reden eine Sprache, die uns mit Stolz auf unsere Väter blicken läßt, die tapfer und treu, ehrlich und wahr nichts weiter begehren als Gerechtigkeit von dem Nachbarvolke, mit dem sie jahrhundertelang politisch verbunden gewesen waren. An der Spitze stehen die Petitionen aus Kiel und Altona, erstere mit 100, letztere mit 315 Unterschriften; der Kieler Magistrat und die Bürgerkollegien hatten sich in einer besonderen Eingabe an die Stände gewandt. „Die Kunde von den Verhandlungen in der 7. Sitzung der Roeskilder Stände," so heißt es in der Kieler Petition, „hat in

Sr. Majestät Herzoglichen Landen einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervorgebracht. Wer auch könnte die verhängnisvolle Bedeutsamkeit jener Maßregeln verkennen, die man mit dem Anspruch und in der Hoffnung beantragt, daß durch sie selbst auch die Diskussion über ihre Ersprießlichkeit und Rechtmäßigkeit völlig abgeschnitten sein soll. Wir fühlen uns durch sie in unserem Recht gefährdet, in unserer Ehre gekränkt, unsere nationale und staatsrechtliche Entwickelung in ihren Grundlagen bedroht. — — Wer dem Könige, dessen Scepter Gerechtigkeit ist und dessen Thron auf dem Recht steht, anzuraten wagt, daß er Willkür übe, das Recht beuge, seiner Staaten Ordnung aus ihren Fugen reiße, sie zu neuen Willkürformen zusammenkünstele, der rührt an der geweihten Krone. Die drei Anträge, welche die Roeskilder Stände bereits einem Komitee zur Prüfung überwiesen haben, bilden ein System von Maßregeln, welche, mit ihrem rechten Namen genannt, nichts anderes sind, als ein Staatsstreich, den man Sr. Majestät dem Könige anzuraten wagt. — — Wir versagen es uns, dem verletzten Gefühl unserer nationalen Ehre Worte zu geben. Nur von dem Recht wollen wir sprechen." Letzteres geschieht in einer längeren geschichtlichen Begründung. Dann heißt es zum Schluß: „In Ihrer Hand, Hohe Stände, liegt es, große und ernste Interessen zu wahren. Sie werden die Forderungen des Augenblicks und die Dringlichkeit der Umstände zu würdigen wissen. An Sie, Hohe Stände, richten wir die Bitte, bei Sr. Majestät dem Könige diejenigen Schritte zu tun, welche nötig sind, um die Rechte des Landes, das Sie vertreten, zu schützen."

Die Petition aus Oldenburg trägt das Motto an der Spitze:

> Vertrag! es ging auch hier zu Lande von ihm der Rechte Satzung aus,
> Es knüpfen seine heil'gen Bande den Volksstamm an das Fürstenhaus!

In der Petition aus dem Amte Trittau, die mit 630 Unterschriften bedeckt ist, heißt es im Eingang: „Die mannhafte, kernige und kundige Sprache, wie sie in der Adresse der Höchstverehrlichen Ständeversammlung vom 23. v. M. zur Wahrung schleswig-holsteinischer Landesrechte sich kundgibt, hat im ganzen Lande die freudigste und dankbarste Anerkennung gefunden, da sie, was in der Masse des Volks lebt, wie der treueste Spiegel zusammengefaßt und wiedergegeben hat." Aus dem Kirchspiel Haddeby wird geschrieben: „Als wir „Vater Löcks" Rede im Anfange Ihrer diesjährigen Sitzung lasen, da wurde unser Herz warm und wir dachten in unserm einfachen Sinn: „der Mann hat recht, der spricht stark, aber wahr; er verdient die Bürgerkrone, und seine Rede wird, wie im Volke, so auch bei seinen Mitständen Anklang finden. Und wir freuen uns dessen, daß Holsteins wackere Stände eine Adresse, so ehrfurchtsvoll, wie offen, so männlich, wie wahr, an unsern hochgeliebten Landesfürsten, den die Krone des Königreichs Dänemark zugleich schmückt, erlassen haben. Der freie, männliche Geist Vater Löcks herrscht darin. — — Vertreten Sie auch zunächst bloß das Herzogtum Holstein, so ist Schleswig mit Holstein doch so zusammengewachsen, daß der Schmerz wie die Freude, das Wohl wie das Wehe, der Landesfürst wie der Landesfeind ihnen immer nur gemeinschaftlich sein werden." — Zahlreiche Bürger aus Apenrade haben mit hoher Begeisterung vernommen, wie die treuen, braven Holsteiner zum Landesherrn gesprochen, als Männer, welche „sich bewu t sind, auf dem Boden des Rechts zu stehen und eingedenk heiliger Pflichten." — „Gern weilten wir länger bei diesen freundlichen Betrachtungen, möchten immer horchen auf diesen Ruf von Süden, welcher die Vaterlandsliebe, wo sie etwa noch schlummerte, weckt und den Mut, wenn er schwach werden sollte, mächtig stärkt. Da aber schlagen von Norden her schauerliche Klänge an unser Ohr, die da tönen wie Grabgeläute. Wohl dürfen wir sagen: wie Grabgeläute, wenn wir hören, wie in einem Nachbarlande Männer sich anschicken — wenn sie es vermöchten —,

einen uns treuen und teuern Freund zu beseitigen und zu Grabe zu tragen — das Recht selbst." — Zum Schluß möge die Adresse aus der nördlichsten Stadt unseres Landes, die 85 Unterschriften trägt, hier einen Platz finden: „Die unterzeichneten Bürger und Einwohner der Stadt Hadersleben, fest davon überzeugt, daß das wahre Wohl des teuern Vaterlandes Schleswig-Holstein nur auf der ferneren Aufrechterhaltung der rechtlich begründeten Selbständigkeit und Unzertrennlichkeit desselben, als auf dessen Grundpfeilern, beruhe, haben mit wahrer Freude die Kunde von dem patriotischen Wirken der Hohen Ständeversammlung des Herzogtums Holstein auch in ihrer diesjährigen Diät vernommen.

Besonders sind dieselben tief ergriffen worden von der Einhelligkeit, von dem Geiste und der offenen Freimütigkeit, mit der Sie, hochgeehrte Herren, die wahren Wünsche des Volks an den Thron des Landesfürsten haben gelangen lassen.

Empfangen Sie demnach, hochzuverehrende Herren Volksrepräsentanten, unsern tiefgefühlten Dank für Ihre freimütige, denkwürdige Adresse, die wir als ein wichtiges Dokument für die fernere Wahrung der historisch begründeten Landesrechte ansehen, und seien Sie fest davon überzeugt, daß wir das volle Vertrauen zu Ihnen hegen, daß Sie auch fernerhin die Rechte des Landes mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln schützen werden, denn Schleswig-Holstein kann nur wahrhaft glücklich sein bei vollkommener Anerkennung und Aufrechthaltung seiner Selbständigkeit und Unzertrennlichkeit.

Um Ihnen, hochzuverehrende Herren, aber einen Beweis davon zu liefern, daß der Norden des gemeinsamen Vaterlandes mit dem Süden desselben vollkommen einverstanden ist, überall, wo es gilt, die Rechte des Landes gegen fremde Übergriffe, woher sie auch immer kommen mögen, zu schützen, haben wir mit Freuden diese Adresse unterzeichnet." —

„Schleswig-Holstein einig, selbständig, unzertrennlich, treu dem angestammten Fürsten bis in den Tod!" so lautete also im Jahre 1844 nicht nur der Wahlspruch der Eingesessenen des Dagebüller Koogs, so ertönte es „hell und hehr als die siegreiche Stimme der Wahrheit in der Tiefe jedes warmpatriotischen Gemüts" im ganzen Lande vom Elbstrome bis zur Königsau. Ernst war die Zeit, aber mit Vertrauen schauten alle Patrioten nach Itzehoe auf die Ständeversammlung, die den ihr in Roeskilde hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und für die alten Landesrechte in die Schranken zu treten hatte. Die Führung übernahm hier Graf Friedrich Reventlou, der Klosterpropst von Preetz, nach Treitschkes Urteil „ein hochgebildeter Aristokrat von der guten alten Holstenart, konservativ nach Erziehung und Neigung, aber unbefangen genug, um die Berechtigung des anwachsenden liberalen Bürgertums zu würdigen, eine stattliche Erscheinung, stolz und mild zugleich, ganz und gar ein Mann des Rechts."

Am 23. November 1844 stellte Graf Reventlou-Preetz in der 44. Sitzung folgenden Antrag: „Die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein wolle mit Bezugnahme auf die von dem Staatsminister Ørsted in der 7. Sitzung der diesjährigen Rothschilder Ständeversammlung abgegebene Erklärung einen Antrag an Se. Majestät den König, unsern Allergnädigsten Landesherrn, beschließen, worin unter Darlegung der Rechte des Landes sowie der Stimmung des Volkes eine Verwahrung gegen jeden Eingriff in die staatsrechtliche Stellung des Landes niedergelegt wird."

Graf Reventlou motivierte diesen Antrag am 25. November zunächst dadurch, daß er Ørsteds eigene Worte zur Verlesung brachte; dann fuhr er fort: „Diese Erklärungen sind für unser Land von großer Bedeutung, sie sind ausgesprochen von einem Staatsminister im Angesichte des dänischen Volkes, sie sind mit der Zusicherung verbunden, daß Se. Majestät desfällige Anträge unzweifel-

haft gern entgegennehmen werde; es sind seitdem Wochen verstrichen, und Se. Majestät haben die Erklärung Ihres Staatsministers nicht desavouiert.

Die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein würde ihre Stellung zum Fürsten und zum Volke gänzlich verkennen, wollte sie dazu schweigen, wo die höchsten Interessen des Vaterlandes zur Wage stehen. Wir müssen sprechen, denn die Erklärungen des Staatsministers Ørsted bedrohen die Grundfesten unserer staatsrechtlichen Selbständigkeit.

Wir müssen sprechen, denn die Aufforderung des Staatsministers an die Rothschilder Ständeversammlung ist auch an uns gerichtet; werden die dänischen Stände aufgefordert, der Regierung die Kraft zu erteilen, um den Weg der Gewalt zu beschreiten, so liegt darin für die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein die dringendste Aufforderung, der Regierung den nötigen Halt zu verleihen, um in dem Gleise des Rechts zu verbleiben.

Wir müssen sprechen, denn wir sind verpflichtet, die Wünsche und Beschwerden des Volkes zur Kenntnis des Fürsten zu bringen, und der Unmut, der Unwille des Volkes äußert sich laut und kräftig in täglich eingehenden Petitionen.

Wir müssen sprechen, jetzt, wo wir noch versammelt sind, wo die Drohung nicht zur Tat geworden, wo den Verteidigern des Rechts noch freies Wort gestattet ist."

Der Königliche Kommissar gab hierauf eine sehr schwache Erklärung ab, durch die er die Tragweite des Ussingschen Antrags herabzusetzen trachtete. Der Staatsminister habe ausdrücklich erklärt, daß er zu seinen Äußerungen über diesen Antrag nicht Allerhöchst autorisiert sei; wenn er daher seine Sympathie für denselben ausgesprochen und die wohlgefällige Aufnahme desselben Allerhöchsten Orts in Aussicht gestellt habe, so glaube Redner annehmen zu müssen, daß dies sich auf die Tendenz der Proposition beziehen müsse, insofern die Erhaltung der ganzen Monarchie auch für die Eventualitäten der Erbfolge erreicht werden solle.

Auf die Frage des Präsidenten, ob jemand die vom Grafen Reventlou gestellte Proposition unterstütze, erhoben sich sämtliche Abgeordnete von ihren Sitzen und erklärten einmütig, daß sie die Proposition unterstützten. Hierauf wurde ein Komitee, bestehend aus den Abgeordneten Balemann, Bargum, Löck, v. Prangen und v. Reventlou, erwählt, um eine Petition an den König zu entwerfen. Der Komiteebericht wurde der Versammlung vorgelegt, und am 19. Dezember 1844 fand die Schlußberatung über den Antrag Reventlou statt.

Zunächst erhielt Advokat Koch das Wort. Wir müssen uns darauf beschränken, aus seiner und den folgenden Reden einige markante Sätze herauszuheben.

„Die Proposition, welche der hochwürdige Prälat von Preetz eingebracht, und die schon allein deshalb, weil sie den Namen dieses Ehrenmannes und wahren Vaterlandsfreundes trägt, sich uns dringend empfiehlt, ist hervorgerufen durch die uns allen bekannten, die Ruhe und Sicherheit des schleswig-holsteinischen Vaterlandes gefährdenden Vorgänge in der Rothschilder Ständeversammlung. Zweck der Proposition ist die Beschlußnahme einer von uns ausgehenden Petition, Protestation, oder wie wir diese hochwichtige Urkunde sonst bezeichnen wollen, um darin die Rechte des Landes zu wahren, zugleich aber Sr. Majestät unserm Königlichen Herzog eine getreue Schilderung über die Stimmung des Volkes zu geben, wie sie durch jene Angriffe auf unsere heiligsten Rechte hervorgerufen und von uns wahrgenommen worden. Der von dem verehrlichen Komitee ausgearbeitete Bericht enthält eine gründliche Auslegung unserer Landesrechte, wie sie im Laufe der Geschichte mit unauslöschlichen Zügen niedergelegt sind, und ich bin der Meinung, wenn diese in der an Se. Majestät den König zu richtenden Vor-

stellung zum Grunde gelegt und hieran die entsprechenden Anträge gereiht werden, daß wir alsdann die Rechte des Landes, soweit dies in unsere Macht gegeben, hinreichend gewahrt haben; ich bin aber auch zugleich der Meinung, daß sie, bei der Gerechtigkeit und Weisheit unseres Monarchen, auch wirklich und für immer unangetastet bleiben werden." —

Justizrat Klenze schließt seine langen Ausführungen über die staatlichen Verhältnisse folgendermaßen: „Nicht der in Rothschild eingeschlagene Weg ist der richtige; er greift die Legitimität des Herrschers an, er erschüttert die Grundlage des Rechts und führt uns ins Verderben. Doch getrost! aus diesen Wirren wird eine schöne Harmonie sich entfalten, die Glocke der Zukunft, sie läutet. Alle Wünsche und Forderungen der Gegenwart werden sich vereinigen in der auf Recht und Gleichheit gegründeten Einheit aller Staatsteile. Dazu gebe Gott seinen Segen."

In ähnlichem Sinne äußerten sich die folgenden Redner, dann ergriff Pastor Mau-Schönberg das Wort: „Kammerrat Drewsen hat in der Rothschilder Ständeversammlung gesagt: „Die Schleswig-Holsteiner sind unsere Feinde. — Wo in aller Welt hat man es gesehen, daß jemand seinen Feinden einen tüchtigen General sendet?" (den Prinzen von Noer). Eine solche Redekühnheit, eine solche, alle Schranken durchbrechende Redefreiheit Sr. Majestät, dem Könige gegenüber ist in der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlung unerhört." Nach dem Protest des Grafen Moltke hat der Kammerrat Drewsen erwidert: „Ich habe nicht gesagt: Die Schleswiger und Holsteiner sind unsere Feinde. Ich habe gesagt: Die Schleswig-Holsteiner sind unsere Feinde. Ich kann nichts dagegen haben, wenn andere sie für ihre Freunde halten." Man sieht also, daß der Abgeordnete eine gewisse Partei im Auge hat. Allein, wie hat sich die Sache jetzt herausgestellt? Aus allen Teilen der Herzogtümer, aus den Städten wie aus den Landdistrikten sind Adressen und Petitionen an die holsteinische Ständeversammlung eingegangen, 80 an der Zahl, in welchen wir gebeten werden, die Rechte des Landes gegen die Übergriffe der Dänen zu verteidigen und zu wahren. Die Bewohner der Herzogtümer erscheinen jetzt in ihrer Gesamtheit als „Schleswig-Holsteiner." Wir alle müssen in den Augen des Abgeordneten als Dänenfeinde erscheinen. Und warum denn? Weil wir festhalten an der uralten Verbindung der beiden Herzogtümer, weil wir festhalten an den Rechten des Landes, an der Erbfolgeordnung, so wie sie von Christian I. aus dem Hause Oldenburg festgestellt worden. Aus dieser trüben Quelle, aus dem Vorurteil der Dänen, daß wir ihre Feinde sind, scheint nun auch die Algreen-Ussingsche Proposition hervorgegangen zu sein." —

Den Höhepunkt erreichte die lange Debatte in der Rede des Grafen Reventlou-Preetz: „Bei einer so wichtigen Angelegenheit, wie die vorliegende, fühlt wohl jeder sich gedrungen, zu sprechen, und so will denn auch ich meine Überzeugung hier darlegen. Ich beginne damit, zu erklären, daß ich die dänische Nation achte und hochhalte; sie ist klein, aber tüchtig und hat eine große, schöne Geschichte. Die dänische Nation war tief gesunken zu Anfang dieses Jahrhunderts, geistig und materiell lag sie darnieder, aber es ist ein neuer jugendlicher Geist in Dänemark erwacht und hat hoch und niedrig, alt und jung ergriffen; jeder fühlt sich gedrungen, sich als Däne zu zeigen, den alten Glanz des dänischen Namens wiederherzustellen. Dieser jugendliche Aufschwung ist gewiß erfreulich, und ich wünsche demselben alles mögliche Glück; aber der jugendliche Sinn ist immer auf Eroberung gerichtet, und so zeigt er sich auch jetzt bei der dänischen Nation. Es sollen die Grenzen des Reichs erweitert werden, es soll dem Reiche eine würdige Stellung unter den politischen Mächten Europas gegeben werden. Ich halte dieses Trachten für natürlich und daher nicht für verwerflich; wenn die Eroberungslust

aber dabei in unser Rechtsgebiet eingreift, dann sind wir verpflichtet, derselben entgegenzutreten, damit man das bei uns heilig achte, was auch den Dänen teuer ist; wir müssen ihre Eingriffe mit Ernst und Ruhe zurückweisen, aber ohne Bitterkeit; wir dürfen Äußerungen, welche einzelnen Rednern in der Rothschilder Ständeversammlung entfallen sind, nicht dem ganzen dänischen Volke zur Last legen, und es hat mich gefreut, an den Vorträgen, welche hier gehalten sind, zu bemerken, daß jeder sich auf die bloße Abwehr des Angriffs beschränkt hat, nicht selbst zum Angriff übergegangen ist. — Die Männer in Rothschild sind befangen, sonst würden sie nicht so gehandelt haben, wie sie es taten; sie würden doch wenigstens das Bedürfnis gefühlt haben, das Recht zu den gewaltigen Ansprüchen, welche von ihnen gemacht werden, einigermaßen gründlich nachzuweisen. In ihrem Komiteebericht haben sie ausgesprochen, daß sie sich auf die Rechtsfrage nicht weiter einlassen wollen; sie glauben, daß das Recht mit ihren Wünschen übereinstimmt. — Wollen sie es jetzt selbst nicht aussprechen, daß eine Staatseinheit zwischen dem Königreich und den Herzogtümern bestehe, so erkennen sie ja an, daß ihr Antrag sich über die Grenzen des Königreichs hinaus erstreckt. Eine Veränderung in der Erbfolge in den Herzogtümern kann doch nur von dem Herzog von Schleswig und Holstein mit seinen Agnaten aus den Herzogtümern, nicht aber von dem Könige von Dänemark mit einer dänischen Provinzialständeversammlung verhandelt werden." —

Nachdem Graf Reventlou im einzelnen noch die Sonderrechte Holsteins als deutsches Bundesgebiet im Gegensatz zu Örsteds Äußerungen dargelegt und sich über die Erbfolge in den Herzogtümern in einem historischen Rückblick ausgelassen hatte, schloß er seine Rede mit folgenden Worten:

„Wir müssen unsere Rechte jetzt darlegen und wahren; aber ich spreche es auch zugleich aus, wir müssen nicht minder entschieden beweisen, daß unserem Herzen jede feindliche Stimmung und jede absichtliche Trennung von Dänemark fremd sei. Es wird eine Zeit kommen, wo die Dänen es selbst erkennen werden, daß die Vaterlandsliebe jetzt nicht mehr darin besteht, die Grenzen des Reichs zu erweitern, daß es die Aufgabe eines guten Staatsbürgers sei, sein Vaterland innerhalb der Grenzen des Reichs groß und glücklich zu machen; sie werden dann nicht mehr alte, treue Freunde und Bundesgenossen angreifen, sondern unsere Rechte achten, wie wir die ihrigen gern achten wollen. Dann werden die Lande glücklich und blühend neben einander stehen und glücklichere Zeiten kommen. Dies herrliche Ziel zu erreichen, das möge der Weisheit des Königs Christian VIII. vorbehalten sein; daß dieses geschehe, das ist mein innigster Wunsch."

Nach der Rede des Advokaten Tiedemann, der besonders nachzuweisen suchte, daß Friedrich VI. in Staatsverträgen die Herzogtümer als selbständige Staaten angesehen hatte, nahm der Präsident das Wort, um auszusprechen, was offenbar die ganze Versammlung nach Reventlous Rede bewegte: „Ich fühle mich meinerseits gedrungen, es auszusprechen, wie tief die einfachen und eindringenden Worte des hochwürdigen Prälaten von Preetz auch mich ergriffen haben; ich will dieselben nicht wiederholen, um ihren Eindruck auf keine Weise zu schwächen, aber ich fühle mich gedrungen, auch meinerseits zu äußern, daß auch ich nur der Leidenschaftlichkeit, in der die Männer befangen gewesen sein müssen, welche in der Rothschilder Ständeversammlung gesprochen haben, es zuschreiben kann, daß so gesprochen werden konnte, wie es geschehen ist."

Als letzter Redner nahm Advokat Löck das Wort. Er sagte: „Die Dänen müssen es aufgeben, sich zu betrachten als die herrschende Nation und die Herzogtümer als eroberte Lande, was sie niemals gewesen sind. — Nur ein Weg führt

zur Versöhnung, der Weg der Gerechtigkeit und Gleichheit des Rechts für alle Beteiligten."

Nachdem der Königliche Kommissar mit seinen Beamten den Saal verlassen hatte, schritt die vollzählig anwesende Versammlung zur Abstimmung und nahm den Antrag des Ausschusses, „daß eine alleruntertänigste Vorstellung, worin die Rechte des Landes unter Berücksichtigung der Ausführungen des Ausschußberichtes gegen jeden ihnen drohenden Eingriff verwahrt werden, an den Thron Sr. Majestät des Königs gebracht werde," mit Einstimmigkeit an. Der Entwurf wurde am 21. Dezember von Bürgermeister Dr. Balemann verlesen und nach einigen unwesentlichen Veränderungen von der Versammlung einstimmig genehmigt.

Der Eingang des denkwürdigen Dokumentes lautet:

„Noch einmal tritt die holsteinische Ständeversammlung am Schlusse ihrer gegenwärtigen Zusammenkunft vor den Thron Ew. Majestät. Ein ernstes, bedeutungsvolles Ereignis, tief eingreifend in die Verhältnisse der Herzogtümer, bewegt die Gemüter der Landesbewohner, fordert die Vertreter des Landes auf, die Rechte derselben zu wahren." Dann geht die Rechtsverwahrung auf die uns bekannten Vorgänge in Roeskilde ein, weist hin auf die aufgeregte Stimmung des Landes und fährt fort: „Allergnädigster König! Das Herzogtum Holstein hat durch alle Zeiten Treue gehalten seinem angestammten Landesherrn, den eingegangenen Verträgen; darin wollen wir nicht zurückstehen gegen unsere Väter. Wir achten das Band, welches die Herzogtümer seit Jahrhunderten an das Königreich knüpft, und erkennen nicht minder die Vorteile, die uns daraus erwachsen. Aber klar und entschieden ist auch in uns das Bewußtsein der von den Vätern überlieferten Rechte. Wir behaupten:

Die Herzogtümer sind selbständige Staaten.
Der Mannsstamm herrscht in den Herzogtümern.
Die Herzogtümer Schleswig und Holstein sind fest mit einander verbundene Staaten.

Jedem dieser drei Sätze war eine kurze und schlagende Begründung beigegeben. So waren die alten Landesrechte in eine kurze und klare Form gebracht, in der sie seitdem tausendfach wiederholt, in allen Volksversammlungen festgehalten und 1848 selbst von König Friedrich Wilhelm IV. anerkannt wurden.

Der Schluß des Schriftstücks lautet: „Wir legen diese von uns in vollzähliger Versammlung einstimmig beschlossene Rechtsverwahrung vor den Thron Ew. Majestät, unsers Allergnädigsten Landesherrn, ehrfurchtsvoll nieder. Ihre Gerechtigkeit und Weisheit ist uns Bürge, daß die Gesinnung, in welcher dieses geschieht, nicht wird verkannt werden."

Noch an demselben Tage wurde die Ständeversammlung des Jahres 1844 nach den üblichen Förmlichkeiten aufgelöst. Die angesehensten Abgeordneten wurden bei ihrer Rückkehr aus Itzehoe mit Jubel empfangen und durch Fackelzüge und Hochs gefeiert. Man hielt es allgemein für unmöglich, daß der König auf die Anträge der Roeskilder Ständeversammlung eingehen würde, allein man hatte sich getäuscht, denn Christian VIII. ging den verhängnisvollen Weg weiter, der zum blutigen Konflikte führen mußte. Am 8. Juli 1846 erließ er den Offenen Brief, der neue und erbitterte Kämpfe um die alten Landesrechte hervorrief und eine weitere Stufe in der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage bedeutet.



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

II.

6. Circus macrurus (Gm.) Die Steppenweihe.
Circus pallidus. Blasse Weihe.

Nach einer Mitteilung in den „Ornithologischen Monatsberichten“ 1898 S. 130 ist im Jahre 1896 ein altes Männchen aus einem Trupp erlegt bei Dalmos in der Nähe von Lübeck. Ein ausgestopftes altes männliches Exemplar befindet sich im Lübecker naturhistorischen Museum. Vermutlich ist es dasselbe. — Hagendefeldt berichtet in der „Nerthus“ 1904, Nr. 14 S. 293, daß er am 26. Novbr. 1903 ein schönes altes Männchen von List auf Sylt erhalten habe. Das sind die beiden einzigen Nachrichten vom Vorkommen dieses Vogels in Schleswig-Holstein.[1])

Wegen der großen Schwierigkeit, die die Identifizierung der vier in Deutschland vorkommenden Weihen bietet, mögen aus der Bestimmungstabelle in Reichenows „Kennzeichen der Vögel Deutschlands“ hier die unterscheidenden Merkmale mitgeteilt werden:

Innenfahne der 1.—3. Schwinge und Außenfahne der 2.—4. Schwinge am Ende ausgeschnitten . . . . I.
Innenfahne der 1.—4. Schwinge und Außenfahne der 2.—5. Schwinge am Endteile ausgeschnitten . . . . . , ... II.

I. { Winkelausschnitt an der Innenfahne der 1. Schwinge 25—30 mm von den Enden der Handdecken . . . . **Wiesenweihe.**
Winkelausschnitt an der Innenfahne der 1. Schwinge mit den Enden der Handdecken zusammenfallend oder höchstens 10—12 mm vor denselben . . . . **Steppenweihe.**

II. { Schwanzfedern, wenigstens die äußeren, mit deutlichen Querbinden oder Färbung von Kopf und Oberseite zart grau . . . . **Kornweihe.**
Schwanzfedern ohne jegliche Querbänderung, Oberseite nicht zart grau **Rohrweihe.**

7. Otis tarda L. Der Großtrappe.

Von einem am 15. Februar 1895 auf dem Neuenbrooker Jagdrevier (Kreis Steinburg) geschossenen Großtrappen machte mir Herr Kalström zunächst eine kurze Mitteilung, der er später auf meine Bitte die nähere Auskunft hinzufügte, daß der von ihm ausgestopfte Vogel ein Männchen sei; es sei sehr abgemagert gewesen und habe daher nur ein Gewicht von $8^1/_2$ kg gehabt. Länge 1 m, Spannweite der Flügel 2 m. „In der Zeit vom 6.—16. Februar,“ so berichtet Herr Kalström weiter, „waren ihrer vier auf dem hiesigen Felde, und zwar stets auf demselben Ackerstück (Weideland), das sie der Länge nach förmlich abweideten. Ich hatte die schönste Gelegenheit, die Vögel von meinem Zimmer aus zu beobachten und mittels Fernrohres selbst die kleinste Bewegung zu erkennen. Sie waren äußerst vorsichtig und späheten stets umher. Obgleich die Jäger sich ganz in Weiß gehüllt hatten und auf Händen und Füßen die Gräben entlang krochen, gelang es ihnen doch nicht, den Tieren zum Schusse nahe genug zu kommen. Als endlich 12—15 Jäger sie umstellen wollten, suchten sie das Weite; doch kehrten sie noch einmal zurück, und nun gelang es dem Hofbesitzer Heselbeck, einen der Vögel im Fluge zu erlegen. Erwähnt sei noch, daß derselbe Herr vor drei

---

[1]) Zu vergleichen die Mitteilung von Kalström-Hassee in der Aprilnummer der „Heimat“ 1905. Die Schriftleitung.

Jahren an ungefähr derselben Stelle auch einen Großtrappen geschossen hat; damals wurden fünf Stück hier gesehen."

Da der Großtrappe in den meisten deutschen Ländern und nordwärts bis nach Mecklenburg Brutvogel ist und hier das ganze Jahr hindurch vorkommt, so ist es eben nicht auffällig, daß er gelegentlich auch in Schleswig-Holstein erscheint. In Niemanns Forststatistik vom Jahre 1809 heißt es: „Der Trappe, der sich in Mecklenburg häufig aufhält, ist nach der Versicherung alter Jäger einzeln auch in Holstein und Schleswig geschossen worden." Boie schrieb im Jahre 1820: „Im Frühling 1812 zeigte sich ein Paar auf dem Gute Kuhlen unweit Segeberg, welches wahrscheinlich in der Gegend gebrütet haben würde, wenn man nicht das Männchen geschossen hätte. In der Gegend von Eppendorf bei Hamburg sollen alljährlich einige Paare nisten." Für die letzte Vermutung liegt keine spätere Bestätigung vor. Aber auf der Gemarkung des Gutes Kuhlen wurde im Sommer 1865 ein Nest mit 2 Eiern gefunden. Einzelne Vögel und kleine Gesellschaften sind in den verschiedensten Gegenden, besonders im südlichen und mittleren Holstein, öfter beobachtet. Im Frühjahr 1903 wurden 2 Stück auf einem Saatfelde bei Schwabstedt gesehen.

8. Otis tetrax L. Der Zwergtrappe.

Das Verbreitungsgebiet des Zwergtrappen liegt weiter südwärts als das seines großen Verwandten; es reicht von Nordafrika und Vorderasien höchstens bis Mitteleuropa. Daher sind die Nachrichten von einem zufälligen Vorkommen in nördlichen Ländern sehr sparsam; eine ganz vereinzelte Ausnahme ist es jedenfalls, wenn einmal ein Exemplar bei Gudbrandsdalen in Norwegen erlegt werden konnte. Aus älteren Zeiten sind keine Fälle seines Vorkommens in Schleswig-Holstein bekannt. Nachdem in den siebziger Jahren unerwartet einzelne Paare in Thüringen sich angesiedelt und dort in wechselndem Bestande bis zum Jahre 1886 als Brutvögel sich gehalten haben, sind auch weiter nordwärts mehrfach Zwergtrappen vorgekommen, so 1879 in Mecklenburg und Hannover, 1882 auf Helgoland. Aus dieser Zeit stammen verschiedene Nachrichten von seinem Vorkommen in unserer Provinz. Aus den nächstfolgenden Jahren sind hier keine Beobachtungen bekannt geworden. Am 29. Juni 1901 erhielt ich von Herrn Philippsen aus Utersum auf Föhr die Nachricht, daß er am Tage vorher einen Zwergtrappen erlegt habe. Er schreibt mir darüber: „Der Vogel hielt sich etwa 14 Tage auf der hiesigen Feldmark auf und zwar immer auf einer ziemlich begrenzten Fläche unmittelbar am Weststrande, wo mehrere Felder mit Serradella und Spergel bestellt waren. Als mir zuerst von ihm erzählt wurde, mußte ich ihn nach der Beschreibung für einen kranken Fischreiher halten und kümmerte mich nicht weiter um ihn. Als aber die Nachrichten sich täglich wiederholten, ging ich mit der Flinte hinaus und hatte auch gleich das Glück, den Vogel zu erlegen. Es war ein Weibchen, stark in der Mauser, 4½ kg schwer. Außer Gräsern, Serradella und Spergel fanden sich Überreste von Sämereien, Insekten usw. im Magen." — Von einem anderen Exemplar in Schleswig-Holstein macht Herr Vöge mir Mitteilung. Auf der Gemarkung Wisch in der Nähe Kiels wurde am 19. November 1901 ein Zwergtrappe geschossen und zwar auf einer ausgedehnten, fast baumlosen Wiesen- und Sumpffläche, unmittelbar an der Seeküste gelegen. Vöge hat nur den frischen Balg gesehen und hielt darnach den Vogel für ein Weibchen. Dazu ist zu bemerken, daß etwa von August an auch die alten Männchen das einfache Herbst- und Winterkleid tragen und daher leicht für Weibchen gehalten werden. Es hat sich daraus sogar die irrtümliche Ansicht gebildet, die in Deutschland auf der Wanderung erscheinenden Zwergtrappen seien ausschließlich Weibchen,

während nach E. von Homeyers Erfahrung mehr Männchen als Weibchen vorkommen. Es ist darum bei einem im Herbst oder Winter erlegten Exemplar nötig, das Geschlecht durch Sektion festzustellen.

9. Ardetta minuta L. Zwergrohrdommel.

Ardeola minuta. Kleine Rohrdommel.

Am 10. September 1900 wurde von Herrn Dr. Schultz an der Treene bei Schwabstedt eine Zwergrohrdommel geschossen und mir überliefert. Es war ein junger, kaum noch ausgewachsener Vogel. Ob er nun gerade an der Treene ausgebrütet worden ist, bleibt damit noch immer zweifelhaft; aber ich halte es doch für wahrscheinlicher, daß er in jener an sumpfigen Rohrfeldern so reichen Gegend das Licht der Welt erblickt hat, als daß er dort nur auf dem Durchzuge eingekehrt sein sollte. Der letzte Fall setzt einen weiter nordwärts gelegenen Brutplatz voraus (denn ein kaum flugfähiger Vogel wird sich schwerlich schon auf ziellose Kreuz- und Querzüge begeben), und Schleswig-Holstein dürfte so ziemlich an der Nordgrenze seines Brutgebietes liegen. Die kleine Rohrdommel ist nämlich hauptsächlich im Süden und Südosten Europas sowie in Vorderasien daheim und gehört in den nördlichen Ländern unseres Erdteils zu den selteneren Erscheinungen. Der hier mitgeteilte Fall liefert ja auch für das Brutvorkommen der Zwergrohrdommel in unserer Provinz keinen sicheren Beweis. Ein solcher liegt wahrscheinlich bisher überhaupt nicht vor. Denn meine Angabe in dem Verzeichnis der Vögel Schleswig-Holsteins von 1875, daß Boie einmal ein brütendes Pärchen an der Schwentine bei Kiel aufgefunden habe, bin ich hier selbst zu widerrufen nicht abgeneigt; sie beruht möglicherweise auf einer unsicheren Mitteilung oder einem Zitat aus zweiter Hand, was ich jetzt nicht mehr erinnern kann. Denn Boie schreibt in Wiedemanns zoologischem Magazin 1819 ausdrücklich: „Die kleine Rohrdommel soll in den Niederungen an der Schwentine unweit Kiel vorkommen, wo ich sie indes vergeblich aufsuchte.“ Bei dem versteckten und schwer zugänglichen Aufenthalt und bei der nächtlichen und geheimnisvollen Lebensweise dieses Vogels ist es allerdings nicht leicht, sein Vorkommen festzustellen. Daher ist es wahrscheinlich, daß er häufiger vorkommt, als bis jetzt angenommen wird. Für den Fall, daß er dem einen oder anderen Leser dieser Zeilen einmal zu Gesicht kommen oder in die Hände fallen sollte, sei hier bemerkt, daß er an folgenden Merkmalen leicht zu erkennen ist: Größe einer Turteltaube, aber wegen des losen Gefieders etwas größer erscheinend; Gestalt wegen des langen, locker befiederten Halses, des langen, graden, spitzen Schnabels, der langen Läufe mit langen Zehen reiherartig; Schnabel gelblich, Füße grünlich; Gefieder rostgelb oder bräunlich, beim jungen Vogel mit dunkleren Längsflecken; beim Weibchen Scheitel und Rücken schwarzbraun, beim Männchen schwarzgrün schillernd.



Ein Werk über die Insel Röm.

Eduard Moritz, Die Nordsee-Insel Röm. Mit 3 Karten. (Separatabdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Band XIX.) Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1903. IV und 210 S. 8°.

Was lange währt, wird gut! möchte man bei der Lektüre der vorliegenden Arbeit ausrufen. Die Insel Röm, die nördlichste der deutschen Nordsee, ist bisher am wenigsten berücksichtigt und wissenschaftlich immer nur beiläufig behandelt worden. Jetzt ist ihr eine nach jeder Richtung eingehende Untersuchung zu teil

geworden, wie man sie auch für die andern Inseln unserer Westküste wünschen muß, denn was darüber vorliegt in geographischer und historischer Hinsicht, entspricht den heutigen Anforderungen nicht mehr. Ein gründliches Studium an Ort und Stelle und eine kritische, und zwar scharf kritische Prüfung der bisherigen Arbeiten gehört allerdings dazu.

Moritz hat im Laufe von 10 Jahren neunzehn Besuche auf der Insel gemacht und dabei eine Masse Stoff zur Geographie, zur Geschichte und Volkskunde gesammelt, außerdem in amtlichen und privaten Kreisen, sowohl in Preußen wie in Dänemark, treffliche Unterstützung gefunden. Für Röm, wie überhaupt für ganz Schleswig-Holstein, findet sich natürlich viel Material in dänischen Sammlungen und Bibliotheken; wer auf diesem Gebiete arbeitet, wird sich stets gern der außerordentlichen Freundlichkeit und Bereitwilligkeit zur Aushilfe bei den Behörden unseres Nachbarlandes erinnern.

Wie es erfreulich für einen Forscher ist, wenn er über einen wenig behandelten Gegenstand zahlreiche neue Quellen erschließen oder zerstreutes Material verarbeiten kann, so auch für den Referenten, wenn er eine solche Arbeit wie diese anzuzeigen hat. Die Schrift behandelt 1. das Geographische, 2. die Geschichte, und gibt dann einiges zur Volkskunde Röms (Sagen, Bräuche, Aberglauben, Reime und Sprüche.) „Geographie" ist dabei im weitesten Sinne gefaßt: M. bespricht die natürliche Beschaffenheit der Insel, die Besiedelung, die Bevölkerung, die Tier- und Pflanzenwelt, das Wattenmeer bei Röm, die Hafenprojekte, die Ortsnamen. Ich teile einige Hauptergebnisse mit und hoffe, daß sie nicht nur zur Anschaffung des Buches, sondern auch zur Nachahmung reizen.

Die Prüfung des Untergrundes der Insel, so weit die nicht zahlreichen und nur einmal bis 42 m tiefen Bohrungen es verraten, haben ergeben, daß Röm ebenso wie Fanö und Manö nicht, wie Sylt und Amrum, Glieder der zerstörten diluvialen Festlandskante sind, die sich ehemals von der Westküste Jütlands als deren Verlängerung weiter südwärts ausdehnte. Diese Kante lag weiter westlich, und zwischen ihr und dem Diluviallande an der jetzigen Festlandsküste fand sich ein Haff, in dem sich ähnlich wie in den Fjorden des westlichen Jütland Klei ablagerte, der dann wieder mit Sand und einer dünneren Kleischicht bedeckt wurde. Bei der erwähnten Tiefbohrung fand man von 17,60 — 31,00 m eine dicke Kleischicht auf Moorboden. Das Diluvium liegt an dieser Stelle bei 42 m. Nahe an der Oberfläche scheint es an drei Punkten zu sein, wo Ablagerungen von faustgroßen, in feinem Sande eingebetteten Steinen vorkommen. Der Verfasser verneint mit Recht die Annahme, daß es vom Meer angespülte Rollsteine seien. Vielleicht war wohl ein kleiner Kern höhern Diluviums vorhanden in einer nordnordwestlich verlaufenden Linie, so daß sich um diesen allmählich die Insel im Haff gebildet hat. Am Ostrand entstand ein Marschstrich, während der Westen sich in der Weise, wie es in dieser Monatsschrift kürzlich nach Reinke geschildert ist, mit Dünen bedeckte.

Ich vergleiche mit Röm die neueste Marsch- und Sandinsel der Nordsee, nur daß diese nicht in einem Haff, sondern in einem toten Punkte der Strömungen liegt: die Insel Trischen oder Buschsand, 11 km westlich von der Westspitze des Friedrichskoogs in Süderdithmarschen; es bildete sich dort zuerst eine große Sandbank, am Ostrande seit 1854 ein Marschstrich und dann an dessen Westseite eine Sanddüne (Vergl. Petermanns Mitteilungen 1905, Tafel 8).

Der Boden unter Röm hat sich im Laufe der Jahrtausende seit dem Diluvium gesenkt, nicht plötzlich, sondern allmählich. In historischer Zeit ist nur an der Südspitze des Landes eine Ansiedlung als verloren nachzuweisen: Helm, 1350 erwähnt, vielleicht in der großen Flut vom 16. Januar 1362 untergegangen; die äußerste Spitze heißt noch jetzt Helmodde (odde — ort = Spitze, Vorsprung). Was

Mejer (so und nicht „Meier" scheint er sich meistens geschrieben zu haben, allerdings zu einer Zeit, wo i und j oft willkürlich vertauscht wurden) auf seiner historischen Karte von 1240 an Ortschaften auf den Watten gibt, ist auf falsche Schlüsse oder sogar auf Erdichtung zurückzuführen, und es ist zu bedauern, daß Geerz auf seiner historischen Karte von den Nordfriesischen Inseln Nordstrand usw., Berlin 1888, die Orte alle wieder aufgenommen hat und zum größten Teil ohne Fragezeichen, als ob ihre Existenz beglaubigt wäre. Geerz hält auch die Küstenaufnahme Mejers für richtig. Auf einen wunderbaren Schnitzer will ich hier doch hinweisen. Nordöstlich von Osterby auf Röm liegt eine „Burg," die sogenannte Flemming, (d. h. wahrscheinlich Lembeck) = Burg; zu Mejers Zeit war sie gerade wie jetzt nicht weit vom Strande entfernt, Mejer hat aber die Küste zu weit nach Osten geschoben, die Insel zu breit gezeichnet. Geerz gibt Röm in der Mejerschen Gestalt und zeichnet die jetzige Grenzlinie rot ein; darnach liegt die Burg jetzt außerhalb der Insel, ist also verschwunden!! Ich benutze diese Gelegenheit, um vor kritikloser Benutzung der Geerzschen historischen Karte zu warnen. Weder für Röm, noch für Sylt, Föhr, Amrum ist der Landverlust beglaubigt, den Mejer angibt; die „Historische Karte von 1240" ist nichts als Phantasie mit etwas geschichtlichem Kern.

Die jetzigen Bewohner Röms sind durchaus Jüten; sie haben in Folge der langen Verbindung mit Dänemark und der Beziehungen zur Nachbarstadt Ribe ihre dänischen Sympathien bis jetzt bewahrt, und erst langsam gewinnt das Deutsche an Einfluß; das Mißtrauen, das an entlegenen Gebieten dem Fremden entgegengebracht wird, fehlt natürlich auch hier nicht. Friesische Abstammung hat man früher aus Ortsnamen schließen wollen, aber Namen auf um (= heim) sind weit verbreitet, und was sonst an Friesisches erinnert, rührt von dem starken Seeverkehr mit Friesland her, da nicht nur Römer Schiffer in häufige Berührung mit Holland und Friesland kamen, sondern auch die Stadt Ribe in früheren Jahrhunderten der bedeutendste Handelshafen Westschleswigs gewesen ist.

In der Weltgeschichte tritt Röm natürlich nicht sehr hervor; durch äußere Feinde hat es am meisten gelitten während des 30jährigen Krieges und des Polackenkrieges 1658/60. Die Teilung der Insel in einen dänischen und schleswigschen Teil setzt M. mit ziemlicher Sicherheit in die Zeit der Königin Margarethe, die dem Ritter Claus Lembeck das Schloß Troyburg abkaufte; mit der dazu gehörenden Lohharde hat sie jedenfalls auch den südlichen Teil Röms, der wegen des anstoßenden Lister Tiefs von Wichtigkeit war, erworben und in staatsrechtliche Verbindung mit dem dänischen Staate gebracht. Auch der Umstand, daß das Bistum Ribe auf der Südhälfte größeren Privatbesitz hatte, kann die Angliederung an Dänemark befördert haben.

Die Schrift gibt außerdem eingehende Mitteilungen über die kirchlichen und Schulverhältnisse der Insel mit zahlreichen Personalien, über die Schiffahrt (darunter Grönlands- und Islandsfahrten), über Schiffsunfälle im Wattenmeer, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, so daß alles irgendwie Wissenswerte zusammengestellt ist. An Karten sind beigegeben: Mejers „Westertheil des Amptes Haderschleben zusambt Riepen und dem Löhmcloster Anno 1649;" das Nordschleswigsche Wattenmeer und die Bodenverhältnisse des Landgebietes 1 : 300 000, und die Insel Röm, 1 : 50 000. Von störenden Druckfehlern sind noch zu berichtigen: S. 34, Z. 5 v. u. links: „Ahl" statt „Aln"; S. 97, Z. 21 v. o. „minder" statt „wieder."

Oldesloe. R. Hansen.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. III.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

C. Regen (Fortsetzung). [1])

185. Wenn't Maidag reg'nt, reg'nt de Frucht vun de Melk, denn het de Regen 'n ganzen Sommer keen Verslag. Wenn't Maidag drög is, drinkt de Holländer 'n Buddel Win. („Heimat.")
186. Dat Fehmarnsch Wederglas (Anagallis arvensis) is slat'n, dat gifft Regen. — De Blöt is apen, dat blifft drög. (Fürst. Lübeck.)
187. St. Margret (13. Juli) stick s' in de Week, St. Marlen (22. Juli) lött da nich een. (Nüsse — Regen. F. Lüb.)
188. Dat is hüt 'n Pottdag. (Regentag in der Ernte. F. Lüb.)
189. De Himmel is blau mit violette Wolken. (Nach einem Regen. F. Lüb.)
190. He makt dat as uns' Börgermeister, de lött dat in Gnaden geschehn, wenn't reg'nt.
191. Wenn't Glück reg'nt, sitt wi in'n Drögen.
192. Wenn't Pannkok'n reg'nt, so is min Fatt ümstülpt. (Eckart.)
193. He kreeg en warmen Regen. (Es bricht Feuer in seinem Hause aus. Eckart.)
194. He makt 'n Gesich' as söben Dag Regenweder.
195. He schürrt dat aff as de Pudel den Regen.

D. Wind.

196. Wat is dat 'n Wind un dabi weiht dat! (un dat noch buten vör!)
197. Wat is dat en Windweih'n un Hersusen! (Dithm.)
198. Dat weiht en flegende Storm. (Maasholm.)
199. Dat ward to'n Orkan.
200. Dat wär 'n Windelwind (Windhose).
201. Wat en Weller, awers god för'n Möller. (Schleswig.)
202. De Wind a. hult, b. fleut, c. knackt man so, d. brüllt man so.
203. Jk bedur de Lüd, de up See sind un keen Schipp hebbt.
204. Gut, dat de Hüser holl sind!
205. De Wind is fuchtig (neblig).
206. Dat is en harte Wind (kalt. Schleswig).
207. De Wind blaset ut en kolt Lock. (Eckart)
208. De kümmt direkt vun'n Nordpol. (Ein kalter Wind. Fürst. Lüb.)
209. a. Dat schält 'n Jack. (Man hat Schutz gegen den kalten Nordwind gefunden.) b. Hier schält dat 'n Büx. (F. Lüb.)
210. Dat süselt (leiser Wind).
211. Dat sohrt. — De Wind de sohrt. — Dat is 'n sohr'n Wind. — Da kümmt de ol sohr'n Ostwind. — De Westwind sohrt mitünner noch düller. (Trockner Wind, der im Frühling das Wachsen des Grases auf den Weidekoppeln zurückhält. Fürst. Lübeck.)
212. De Wind hult na Regen.
213. De Wind weiht so holl (es gibt Regen).
214. Wenn de Wind nich wär, reg'n dat.
215. Wenn't nu man reg'n wör, denn leggt de Wind sik. (Kleiner Regen macht großen Wind legen.)
216. Wenn de Wind rüchwarts geiht, gifft slech Weder. (Von West nach Ost.)
217. Wenn de Wind mit de Höhner to Wiemen geiht, denn steiht he dar uk weller mit up.
218. Quartemberwind durt vier Wochen.
219. Osterwind mit Regen steiht dree Dag oder negen.
220. Südwesten in Schnee, Nordosten in Lee. (Maasholm.)
221. West! is de Hamborger ehr Best. Ost! is de Lübecker ehr Trost. (Handelmann, Top. Volkshumor.)
222. Nordost is de Schipperfron ehr Trost, Nordwest is de Schippers ehr Best. (Fürst. Lübeck. Eckart)
223. Wenn de Hagedorn utsleit, weihet de Nordost. (Eckart.)
224. De Wind kümmt „piel" ut Osten.
225. De Wind kümmt ut de Regeneck (SW).
226. Dat is de Havköster Wind! (Pönitz, Fürst. Lübeck. Im Südwesten liegt das Dorf Havekost.)
227. De Wind steiht stief in de Eck.
228. Möller un Bälgentreder levt vun'n Wind.
229. Dat geiht am best'n mit 'n Wind, de Wind schüfft na.
230. Wi hebbt den Wind up 'n Rüch (in'n Puckel).
231. Wi hebbt Siedwind.
232. Man kann garnich gegen den Wind upkam'n.
233. De Wind de weiht, de Hahn de kreiht, de Snider sitt up 'n Disch un neiht. (Fürst. Lübeck.)
234. De Wind de weiht, de Hahn de kreiht, de Bäcker backt, de Stuten knackt.
235. De Wieker, de Wacker, de löp öwer'n Acker; da köm'n dree Herrn un woll'n em möt'n. De Wieker, de Wacker löp doch öwer'n Acker. (Fürst. Lübeck.)
236. Dat sünd Windeier (Lügen).
237. De Wind weiht woll 'n Sandbarg tohopen, öwer keen' dicken Buk. (F. Lüb.)
238. Dat is all as de Wind weiht.

E. Kälte, Eis, Schnee.

239. Dat is hunnsch buten (kalt).

---

[1]) Vergleiche „Heimat" 1904 S. 243.

240. Dat is binn beter as buten.
241. Man kann Hänn un Föt nich barg'n.
242. Dat weiht een' dörch un dörch.
243. Dat is 'n Weder to'n Binnblieb'n.
244. Dat is grad' as wenn man keen Tüch an het.
245. Dat is so kolt, man kann gern Handschen nehm'n.
246. Dat is schruterig, wenn de Minsch man een Hemd an het und barfod in de Strümp, denn treckt een' de Gresen ümmer so öwer de hölten Slarpen. (Fürst. Lübeck.)
247. Dat is en ruch Weller. (Maasholm.)
248. Dat is en rusiges Weder. (F. Lüb.)
249. Dat is 'n Weder achter'n Aben.
250. Dat is so schietkolt.
251. Dar sitt Küll in de Luft.
252. Dat is 'n slimme Tied för de stakkels Vagels.
253. Wenn de Dag fangt an to längen, fangt de Winter an to strengen.
254. Dat drögt scharp (friert).
255. De Winter spütt in de Hänn.
256. Dat freert sik 'n Hals aff.
257. Hüt morg'n het dat mächti' drögt.
258. Dat früßt Pickelsteen.
259. Dat früßt, dat dat knackt.
260. Dat früßt ganz groff.
261. De Winter will uns wat.
262. Dat is keen Maiennacht! (am eisigen Winterabend. Maasholm).
263. Früßt dat Matthiesnacht (24. Februar), früßt dat veertig Nacht. („Heimat.")
264. De Winter het noch mal öllig wöller nafat.
265. He will uns dar noch nich so mit dörch laten.
266. De Winter spiet (spütt) sik vun frischen in de Hänn.
267. Dat is en surkoles Weder.
268. Dat temperamenteert (zwischen Frost- und Tauwetter. Itzehoe).
269. Dat Weder besinnt sik, dat weet noch nich recht, wat et will.
270. De Mullewarp (Maulwurf) smitt up, dat ward dau'. (Angeln.)
271. Peter Stuhl (22. Febr.) fallt 'n hitt'n Steen in't Water, denn daut dat von ünnern up. („Heimat.")
272. De Frost is noch nich ut de Er. — Dar sitt noch Frost in de Er (im Frühling).
273. Dat is man eb'n öwerschrauelt. (Eis. Fürst. Lübeck.)
274. Ünner't Is sind keen Balken leggt.
275. Moses het verget'n, Balken ünner't Is to legg'n. (Fürst. Lübeck.)
276. Na Lichtmeß geiht de Voß nich mehr öwer't Is. (Fürst. Lübeck.)
277. He het 'n Quapp (Hek) fung'n (ist ins Eis eingebrochen).
278. Dat Is smitt Haubuß'n — Kluft'n.
279. Katt'nis — Hollis — Bollis — Schülperis.
280. hackern — schurren — glitschen; rüschen.
281. Dat het ruchriept.
282. Dat het schrauelt. (Reif liegt auf den Dächern.)
283. Nu is de Winter öwer streng, nu sleit de Riep (Rief) ut de Wänd.
284. Dat het glattist.
285. Dat is stuf to gahn. (Glatteis.)
286. Dat is en stuwes Gahn hüt.
287. Jehann Blank het sik uphängt. (Eiszapfen am Dach. Fürst. Lübeck.)
288. Achter min Vaders Kamer,
Da hängt en blanken Hamer,
Wer damit timmern kann,
Dat is en künstlichen Mann.
(Eiszapfen. Müllenhoff S. 505.)
289. He früßt as 'n Snider.
290. He fangt sik 'n Bewern.
291. He is so kolt as 'n Poch.
292. De Janner mutt knacken, wenn dat Korn schall sacken. (Fürst. Lübeck.)
293. Sankt Simon Jüd (28 Okt. bis 9. Nov.) bringt den Winter ünner de Lüd; Allerhilgen (1. Nov.) sitt he up de Tilgen; Sankt Marten Miß is he wiß. (Eckart.)
294. De Möller- un Bäckerjungs slat sik (es schneit. Fürst. Lübeck.)
295. Da kamt de Wittbeker Imm. (Husum.)
296. De Sommerlotten flegt. (Schwansen.)
297. Nu ward de Meister bös, nu smitt he mit de Fremdzetteln 'rüm. (Gesellen unter sich, wenn es schneit. Flensburg.)
298. Wat sniet dat! — Ne, dat snitt nich, sneden is dat all. (Rendsburg.)
299. Dat is 'n Wolfsweller. (Angeln.)
300. a. Petrus weddert sin Bett ut b. Petrus mak sin Bett up. c. De Engel plückt Fellern un Dunen. (Vergl. Müllenhoff S. 583.)
301. Nu maken se dar baben all weller ruge Arbeit. (Wenn besonders große Flocken fallen. Eiderstedt)
302. Fallt de Schnee in de Schiet, is de Frost nich wiet.
303. De Snee liggt hushoch — höger as 'n Hus.
304. Wi sind insneet (morgens).
305. Wi wöllt de Schanzen meten. (Knaben.)
306. De Rutschbahn ward gut.
307. Je mehr Snee, je fetter de Has. (F. Lüb.)
308. De Snee fükt (weht. Schleswig.)
309. De Snee stöfft.
310. Dat is all mehr Ererfük (Erde zwischen dem Schnee. Schleswig).
311. De April is so got, he gifft den Tunstaken ok noch 'n witt'n Hot.
312. Wenn Katten prusten, gifft dat Snee. (Eiderstedt.)
313. En witte Winacht'n gifft 'n gröne Ostern.
314. Da köm 'n Mann von Aken
Mit 'n witt Laken,
He woll de ganze Welt bedecken,
Konn bloß nich öwer't Water recken.
(F. Lüb. Vergl. Müllenhoff S. 506.)
315. Da köm en Vagel fellerlos

Un sett sik up den Bom blattlos;
Da köm de Jungfru mundelos
Un freet den Vagel fellerlos
Von den Bom blattlos.
(Müllenhoff S. 504.)

316. De Schnee ballt.
317. Mi grut vör de Sneesupp — Sneeslapp.
318. Dat het Fett gewen. (Tauwetter.)
319. Man geiht bald eb'n so vel trüchwarts as vörwarts.
320. De Sünn fritt dat weg.

F. Allgemeines.

321. Wat makt dat Weder?
322. Wat makt de Prophet?
323. In't Weder kieken.
324. Wat up Rum woll för Weder is, sä de Voß un seet achter'n Grashalm.
325. De oln Propheten sünd dot un de nien weet dar niks aff.
326. Hörst du to de nien oder oln Propheten? (Dithmarschen.)
327. Man mutt uns' Herrgott nich in't Handwark fuschen.
328. Dat Weller schall ok man wat üm Hand hem (unbeständig. Dithm.)
329. Dat Weder is a. ganz narrsch word'n, b ganz katholsch, c. ganz ut 'n Kurs, d. ganz ut de Tüt, e. et het sin Nücken, f. is ganz in Wellerdeeg.
330. Wat is dat een Weder! Denn lewer garkeen.
331. Wenn en R in den Monat kümmt, ward et slech Weder — den sünn wi schrewen. (Eckart.)
332. Dat is von Dag en Fischweller.
333. Dat Weder kriggt de Winnsiet.
334. He geiht ut, un wenn't Hunn reg'nt un Katt'n sneet. (Itzehoe.)
335. He is bang, dat sin Lüs en Snöv kriegt. (Eckart.)
336. Friedagsweller — Sünndagsweller.
337. Morgenrot bringt Water in'n Sot, Abendrot sleit 'n Düwel dot. (F. Lüb.)
338. Abendrot mak't Weder got, Morgenrot bringt Water in'n Sot. (Schwansen.)
339. Abendrot bringt 'n Burn Brot, Morgenrot bringt Water in'n Sot. (Itzehoe.)
340. Lichtmeß hell un klar gifft 'n god Immenjahr. („Heimat.")
341. De April mutt spak'n un de Mai mutt nat'n. („Heimat.")
342. Kol'n, natt'n Mai ritt den Bur den Sack entwei. („Heimat.")
343. Drög'n März, natt'n April un kol'n Mai füllt Hus un Schün bei'.
344. De drögen Jahrn bed de natten nich üm Brot.
345. „Die Zwölften sind vorbedeutend für die Witterung des nächsten Jahres; vom ersten Weihnachtstage bis zum Heiligen Dreikönigsabend kann man an jedem einzelnen der zwölf Tage abnehmen, wie sich in der Reihe der entsprechende Monat gestalten wird." (Handelmann, Nordelb. Weihnachten S. 13.)
346. Wenn in 'n Twölften de Busch vull Lecken hangt, gifft dat 'n god Bokweet'nun Fruchtjahr. („Heimat.")
347. Wenn die Mondshörner zwischen Neumond und dem ersten Viertel klar, spitz und deutlich sind, so kann man gutes Wetter erwarten.
348. Wenn dat wör Hunn hageln un Katt'n snien, kunn de Skandal nich gröter sin. (Eiderstedt.)
349. Dat ward hoch Weder, de Arskröten schriet! (Scherz. Fürst. Lübeck.)
350. Den Hagel ok! (Ausruf.)
351. Em is de Petersill verhagelt.
352. Mi is bang vör natt Weder.
353. Mi is bang vör 'n natt Jahr.



Mitteilungen.

1. **Hausinschriften auf der Insel Föhr.** Wohl nur wenige Gegenden unsers deutschen Vaterlandes sind einst so reich an Hausinschriften und ähnlichen Inschriften gewesen als die Nordseeinsel Föhr. Leider hat die Neuzeit hierin eine große Änderung hervorgebracht. Viele Inschriften sind nämlich verschwunden: die gemalten sind übertüncht und die geschnitzten sind von den Wänden genommen und an Händler verkauft, desgleichen auch die vielen mit Inschriften versehenen Geräte, wie Schränke, Wiegen, Stühle, Mangelbretter, Lesepulte usw. Wohl mehr als 200 Mangelbretter sollen in den letzten 40 Jahren von der Insel verkauft worden sein. Im Sommer 1902 habe ich die 82 qkm große Insel von einem bis zum andern Ende durchwandert, um insbesondere an Inschriften zu retten, was noch zu retten ist. In 35 Häusern fand ich noch Inschriften, und zwar draußen am Giebel an 2 Häusern, auf Türen, Balken und Decken in 25 Häusern und auf verschiedenen Geräten in 12 Häusern. Sechs Inschriften sind lateinisch, zwölf plattdeutsch und reichlich 50 hochdeutsch. An dem Giebel eines Hauses in Nieblum befinden sich 3 Sandsteine mit mehreren Inschriften, deren eine also lautet: „Das Weltgebäu vergeht, der Himmel wird allein das rechte Vaterland und unser Erbe sein." Auf dem Giebel eines andern Hauses steht der Bibelspruch Joh. 8, 7: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werffe den ersten Stein," und darunter die Jahreszahl 1700. — Die gemalten Inschriften sind jetzt schon recht selten; auf der

Insel gibt es nur noch zwei Häuser, die größere Inschriften haben. In dem einen findet man an den Türen von zwei Schränken weibliche Personen mit den Symbolen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung und der Geduld abgebildet und unter jedem Bilde einen Spruch, so z. B. unter dem Bilde der Hoffnung:

„Hoffnung, du bringst mir keine schand,
ist nur dein Anker bey der Hand,
so wird kein Sturm zu wild und schwer,
es giebt doch wieder stilles Meer."

In dem andern Hause sind an der Bodendecke ebenfalls vier weibliche Personen als Symbole der Jahreszeiten abgebildet. Unter dem Winter stehen die Worte:

„Der kalte Frost heißt mir, in
warmen stuben bleiben.
Doch kann man auch darin
die Zeit mit Lust vertreiben."

Während diese Inschriften, die aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen mögen, aller Wahrscheinlichkeit nach von gelernten Malern hergestellt sind, sind die geschnitzten Inschriften wohl sämtlich von Föhrer Seefahrern verfertigt worden. Diese nahmen auf ihrer Reise von Holland nach Grönland passendes Holz mit und schnitzten unterwegs Geschenke für die Braut, die Frau oder sonstige Verwandte. Erst dann, wenn sie das Eismeer erreicht hatten, fing ja für sie die Arbeit, der Walfischfang, an. Eine der beliebtesten Schnitzereien war die Herstellung eines Mangelbrettes. Fast in allen deutschen Museen wird man solche von der Insel Föhr finden. Außer den verschiedensten Figuren waren in diese Bretter Namen, Jahreszahlen wie auch oftmals Sprüche hineingeschnitzt. „Wasche wit un mangle glat, so hest du alle Sönndag wat" war z. B. eine beliebte Inschrift. Auf der Insel gibt es jetzt nur drei Mangelbretter mit größeren Inschriften. Das älteste derselben stammt aus dem Jahre 1653 und enthält folgende plattdeutsche Inschrift: „O Minsche, bedenke, dat do motest sterben, dine goder beholden dine Erwen. Wen si de hebben tho Grave gebracht, so denken se Dach vnd Nacht, wo si dine Gudt moge deelen unde fragen nicht na diner Seelen." Die beiden andern Bretter sind wertvoller. Das eine zeigt am obern Ende zwei Engel, welche sagen: „Wir hoffen ein besseres Leben." Darauf geben zwei Meerweiber, welche unterhalb des Griffes sich befinden, die Antwort: „Wir nicht." In der Mitte steht der Name Ehlen Jensen, dann folgen, zum Teil bildlich ausgedrückt, die Worte: „Gerechtigkeit und Friede sich müssen in unserm Hause begegnen und küssen." Am untern Ende des Brettes stehen unter einem Zirkel die Worte: „Dort wird's richtiger." Auf dem andern Mangelbrett sind 4 Felder; auf drei derselben ist eine Frau abgebildet, welche wäscht, mangelt und die fertige Wäsche in eine Lade legt; es sind dies die Felder 1, 2 und 4. Das dritte Feld enthält ein Ohr. Unter dem ersten Felde stehen die Worte: „Wasche wit," unter dem zweiten: „Mangle glat," unter dem dritten: „Hör dein Ohr" und unter dem vierten: „Thust du das." Die Bedeutung der beiden letzten Inschriften ist die: Wenn dein Ohr hört, d. h. nach den beiden vorhergehenden Mahnungen tut, dann legst du die reine Wäsche in die Lade. Für das Mangelbrett sind vergeblich 100 Mark geboten worden. — Außer den Mangelbrettern gab es noch manche andere Hausgeräte, welche ebenfalls Inschriften enthielten, so insbesondere Lesepulte und Lehnstühle. Auf einem Lesepult aus dem Jahre 1748 stehen die Worte: „Schaff, daß dich leite Gottes Hand, von ihm Kommt weisheit und Verstand." So viel ich weiß, gibt es jetzt auf der Insel nur einen mit einer Inschrift versehenen Stuhl mehr. Außer der Jahreszahl 1740 enthält derselbe folgende Inschrift:

„Auf ein Mühsam Leben
hat mir Gott gegeben,
das Mein alte Glieder
Ruhig sitzen Nieder."

„Die müde findt hie Ihre Ruh,
die faulen läßt man nicht hinzu."

Die Inschriften über den Betten waren meistens Bibelsprüche, die sich auf den ruhigen Schlaf und den Dank dafür gegen Gott beziehen. So habe ich mehrfach den Spruch Ps. 63, 7 gefunden: „Herr, wenn ich mich zu Bette lege, so gedenke ich an Dich, wenn ich erwache, so rede ich von Dir." Ferner auch den Spruch Ps. 4, 9: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne." — Die Sprüche in den Türfüllungen beziehen sich meistens auf den Ein- und Ausgang durch die Tür, auf die Kürze und das Ende des menschlichen Lebens, sowie auch auf die Wohltätigkeit. Die Inschrift:

„Der Ein- und Ausgang mein,
laß Dir, o Herr, befohlen sein"

kommt auf der Insel noch 6 mal vor, zum Teil in plattdeutscher Sprache:

„De In un Uhtgank min
lat Dy, o Herr, befalen sin."

Denselben Inhalt hat eine andere Inschrift:

„Herr, segne meine Trit,
wo ich geh aus und ein,
auch alles, was ich thu,
las Dir befohlen sein."

Eine andere beliebte Inschrift auf Türfüllungen war ferner der Spruch:

„So oft die Thür sich wend't,
o Mensch, bedenk das End."

Manche Inschriften wurden gewiß durch plötzliche Todesfälle veranlaßt, insbesondere durch den Tod von Kindern. Auf manchen Türen findet man nämlich den Spruch Ps. 103, 15: „Des Menschen Leben ist gleich wie eine Blume auf dem Felde." Auf einer Tür fand ich folgenden Vers:

„O Mensch, es ist mit Dir
wie ein Blom auf dem Feld,
der heute schöne blüht
und morgen all vergeht."

Eine Mahnung zum Wohltun habe ich nur ein einziges Mal gefunden. Sie lautet in plattdeutscher Sprache:

„Wen dar ein Armen kompt vor Din Dör,
so denk do, Jeso is darvör."

Dollerup. O. C. Nerong.

2. **Volkstümliches vom Storch.** Der Storch ist bei jung und alt sehr beliebt. Namentlich ist er der Freund der Kinder. Für seine Volkstümlichkeit zeugen auch die vielen Namen, die man ihm beigelegt hat. Im westlichen Schleswig heißt er Aarbar, auf Föhr und Amrum Aribar und Arebare, in Holstein Adebar, Ajebar, Aboit, Habat, Hotjerbar, Hottbar, Ottebar. Der Westfriese nennt ihn Earebarre; der Ostfriese Adebar, Abar, Hadbar; der Niederländer Olevaer, d. i. alter Vater. Bei Magdeburg heißt er Ander, bei Lüneburg Heinoder. Die älteste uns bekannte Form ist Odeboro.*) Der Name soll Kinder- oder Seelenträger bedeuten, was mit der bekannten Anschauung zusammenhängt, daß der Storch die kleinen Kinder bringt. Auf Rügen sagt man, daß die Kinder im Winter vom Schwan und im Sommer vom Storch gebracht werden. Muredäi kámt e Stark (Mariä Verkündigung [25. März] kommt der Storch), heißt es in Nordfriesland. Wer den ersten Storch fliegend sieht, wird während des Sommers fleißig sein, faul dagegen derjenige, der das Unglück hat, den ersten Langbein stehend zu erblicken. Sein Aussehen kündigt die kommende Witterung an. Hat er ein schmutziges Gefieder, so gibt es bald Regen. Ist das Gefieder dagegen rein und weiß, so steht anhaltend schöne Witterung in Aussicht. Weit verbreitet ist auch der Glaube, daß der Storch das Haus, auf dessen Dach er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, vor Feuersgefahr schützt. Versucht er aber, sein Nest an einer andern Stelle des Daches anzubringen, so ist eine Feuersbrunst zu erwarten. Verläßt er seine Wohnung mitten im Sommer, dann tritt ein Todesfall im Hause ein. Dasselbe geschieht in dem Hause, auf dessen Schornstein sich ein Storch niederläßt. — Zahlreich sind die Kinderlieder, mit denen der Storch begrüßt wird. Folgende Zusammenstellung sei wiedergegeben:

1. Storch, Storch, studer,
Bring' mir einen Bruder!
Storch, Storch, ester,
Bring' mir eine Schwester! (Deezbüll.)

2. Stark, Stark, Longebijn,
Wer wet dü well hàneflyn?
Hàn to min üjll Alen.[1])
Wát wet dü der hale?
En Shiss[2]) foll Molk en Bràì[3])
Má en gauen Büshe[4]) bài.
Wánne kámst dü widder?
Wán e Rogge rippet,
Wán e Pere pippet,
Wán e Aple ütt bài wäilung trümmeln[5]) kàme.
Dán shan alle látje Fome[6]) hàne má en sniwitt Short[7]) en somel dá áp. (Deezbüll)

3. Stark, Stark, Longebijn,
Wer wet dü well hàne flijn?
Hàn öjn Preslers Tünn.[8])
Wát wet dü der mage?
Sheew en Banke.[9])
Der lapt en lájt Fom to shanken,
Der lapt en lájt Fom to spanken.
Lájt Fom, lájt Fom, kám gau issen in,
Mäm[10]) läijt öjnt Solmbeedd[11]) má trá jonge Sàne.[12])
Di ine häijt Kàsten Ludewig,
Di audere (Name des Kindes, das auf den Knieen geschaukelt wird),
Di tredde: Tif, Tif, Tif.[13]) (Deezbüll.)

4. Arebare, bester,
Bring' mi 'n lütte Swester!
Arebare, du goder,
Bring' mi 'n lütte Broder!
(Oldsum auf Föhr.)

5. Aribari, Lungesnari,
Wann skell wi tu Rippen fari?

---

*) Einige Mitteilungen sind einem Artikel von Heinrich von der Wurth in Meyns Hauskalender 1903 entnommen.

Wann a Rog rippat,
Wann a Berri pipet,
Wann a Hewer skären woort,
Wann a Berri bären woort.
Wann a Apler driwen kemm,
Wann a Feler sankt,
Wann a Stian drafft.
(Ferring en öömring Allemnack 1894.)

Dort wird auch folgende Erklärung gegeben: Hier fragen die alten Föhrer: Wann sollen wir nach Ripen fahren, wann sollen wir an die Dänen Steuern bezahlen? Darauf wird geantwortet, sie sollen kommen, wenn die Ernte beendigt ist. Nein, sagen die Alten, wir kommen nicht, bevor die Äpfel „treiben kommen," die Federn sinken und die Steine schwimmen, d. h. nimmer.

6. Stourke, stourke lungebin,
Wer wet dü well henneflin?
Hen aw Puppens hüss.
Wat wet dü der mage?
Molk an brud slabe
Me en silwer skis.
(Storch, Storch Langbein!
Wo willst du wohl hinfliegen?
Hin auf Poppens Haus.
Was willst Du da machen?
Milch und Brot schlecken
Mit einem silbernen Löffel.)
(M Nissen: De Freske Findling.)

7. Ajebar, du goder,
Bring' mi en lüdje Broder!
Ajebar, du bester,
Bring' mi en lüdje Swester!
(Plattdütsches Valksbok von Augustiny.
Hollingstedt.)

8. Aboit, ester,
Bring' mi 'n lütte Swester!
Aboit, oder,
Bring' mi 'n lütte Broder!
(Kellinghusen.)

9. Stork, Stork, Langebeen,
Hvo hä do vät saa läng?
Ä hä vät i Kjöffenhavn.
Der vaa Bor og Bänk,
Der vaa Pig'r aa skänk,
Der vaa Dreng aa kytte Buld,
Der vaa Pig'r aa spinde Guld.
Hossa, hossa, heia,
Der vaa nok aa tei a. (Süderhostrup.)
(Storch, Storch, Langebein,
Wo bist du so lange gewesen?
Ich bin in Kopenhagen gewesen.
Da waren Tische und Bänke,
Da waren Mädchen zum Schenken,
Da waren Knaben zum Ballwerfen,
Da waren Mädchen zum Goldspinnen.
Hossa, hossa, heia,
Da war genug „davon zu nehmen.")

Anmerkungen: [1]) Großmutter. [2]) Löffel. [3]) Milch und Grütze. [4]) Butterbrot. [5]) Am Wege längs rollen. [6]) Mädchen. [7]) Schneeweiße Schürze. [8]) Pastors Garten. [9]) Tische und Bänke. [10]) Mutter. [11]) Wochenbett. [12]) Drei junge Söhne. [13]) Dieb.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

3. **Bindebriefe.** Der Bitte des Herrn Christiansen in Sonderburg („Heimat" Nr. 6 S. 147 u. 148) entsprechend, teile ich hier den einleitenden Vers eines Bindebriefes mit, durch den wir uns von unserm Lehrer, Herrn Christian Petersen, im Jahre 1849 eine Vergünstigung erbaten:

Heute morgen, als ich lag und schlief,
Kam ein kleiner Vogel und rief:
„Heute ist es Christianstag,
Wo ich Dich frei binden mag.
Ich binde Dich nicht mit Bast und Band,
Sondern mit einem seidenen Faden um Deine Hand.
Du sollst so lange gebunden sein,
Bis daß Du Dich lösest mit Kringel und Wein."

Soweit der herkömmliche Anfang; dann dichtete man selbständig weiter, um seinen speziellen Wunsch anzubringen. Bei uns hieß es:

„Doch Kringel und Wein ist nichts für uns.
Wir haben einen ganz andern Wunsch usw."

Flensburg. H. Hansen.

4. **Thorsberger Moor.** Der Verfasser des von mir bearbeiteten und bei dem Scherlschen Märchenwettbewerb mit dem ersten Preis (3000 M.) gekrönten Märchens „Erika," der Arbeiter Heinrich Traulsen in Flensburg, schreibt mir: „Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in dem kleinen Moore Thorsberg bei Süderbrarup ein wertvoller Altertumsfund römischen Ursprungs gemacht. Die Altertümer befinden sich größtenteils im Kieler Museum. Einige später gefundene befinden sich im hiesigen Museum, darunter Silberdenare aus der Zeit der römischen Kaiser Hadrian und Gallienus. Nun erzählte mein Vater oft, man habe sich in seiner Jugend, als das Moor noch uneingefriedigt als Sumpf gelegen hätte, immer erzählt: „In dat Lock licht 'n Kriegskaß versenkt." Sollte dies nur eine Sage sein, oder sollten mündliche Überlieferungen so weit zurückreichen können?"

Oldenburg i. Gr. Prof. Wisser.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 8. August 1905.

Hartwig Friedrich Wiese.

Nekrolog mit ornithologischen Beiträgen aus seinen Briefen.

Von **Paul Leverkühn** in Sophia.

I.

Durch die Versendung meiner ersten Naumann-Arbeit [1]) an Freunde und Gönner im März d. J. erfuhr ich in jäher Form von zwei Todesfällen. Die Post sandte die Exemplare zurück mit dem kalten Vermerk: „Adressat gestorben." Franziska Edle von Pelzeln, die „liebe Schwester des Ornithologen und der Schriftstellerin „Emma Franz," Pseudonym für Marie von Pelzeln," [2]) und Hartwig Friedrich Wiese durfte ich nicht mehr zu meinen lieben Korrespondenten zählen. Mit Franziska von Pelzeln erlischt die Familie; der unverheiratete Wiese stand ebenso allein in der Welt -- eine traurig stimmende Parallele.

Wiese entstammte einer alten, seit langem in Holstein ansässigen Familie; er gibt in seinem Buche, über das ich noch mehr sagen werde, Nachrichten über seine Vorfahren bis zum Jahre 1471 zurück. [3]) Es waren Hufner, die vom Vater auf Sohn Land und Haus ererbten und erhielten. Sein Vater Hinrich starb am 10. Juni 1877 und hinterließ unserm Hartwig Friedrich die seit 1773 der Familie gehörige Hufe und das Wohnhaus in Schönkirchen bei Kiel. Geboren am 23. Mai 1840, besuchte Fritz Wiese die Dorfschule bis 1855 und erhielt Privatunterricht in Sprachen von seinem ihm stets wohlgesinnten väterlichen Freunde Pastor Mertz, [4]) wurde darauf vom Lehrer Kühl in Ölixdorf auf das Polytechnikum in Hannover vorbereitet, woselbst er von 1856—1861 studierte. Nach beendigtem Studium war er bis zum Jahre 1882 im Hannoverschen und in Westfalen als Ingenieur mit technischen Arbeiten beschäftigt und leitete in den Jahren 1867 bis 1877 als Baumeister die Ausführung mehrerer Meilen der Venlo-Hamburger Eisenbahn. Sodann zog er sich nach Schönkirchen zurück, wo er der heimatlichen Naturkunde und Geschichte seine Zeit widmete. Am 1. Mai 1886 erwählten seine Dorfgenossen den trefflichen Mann zu ihrem Standesbeamten, 1889 zum

---

[1]) Biographisches und Bibliographisches über die drei Naumanns. Im 1. Bande der 3. Auflage von „Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas" erschienen.

[2]) Ihrem Andenken gewidmet ist: Marie Edle von Pelzeln (Emma Franz). Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Österreichs. Von Dr. Hanns Maria Truxa, 5 Zeilen Titel. Mit einem Porträt, einer Abbildung und drei bisher ungedruckten Novellen aus dem literarischen Nachlasse Maria von Pelzelns. Wien, Kisch, 1895. 8°. 88 S. 2 Tafeln. Enthält auch den Pelzelnschen Stammbaum.

[3]) S. 269, 273—277, 330, 341—342.

[4]) Sein Porträt gab er in seinem Buche S. 250.

Amtsvorsteher; mehrfach war er ins Schöffengericht berufen worden. Wiese legte verschiedene naturwissenschaftliche Sammlungen an, ohne jedoch jemals die Natur zu berauben; seine große Liebe zu allen Geschöpfen machte ihn zu einem der edelsten Tierpfleger und -Heger. Er sammelte Steine, Insekten, namentlich Käfer, Tierschädel und in sehr bescheidenem Umfange Vogeleier. Für ihn war der gesammelte Gegenstand Lehrmittel und wurde nie zum Selbstzweck. Obwohl er eine sehr gewandte Feder führte, scheute er sich aus übergroßer Bescheidenheit davor, in die Öffentlichkeit zu treten, und er griff nur sehr selten, leider, zur Feder. Wir verdanken ihm folgende Aufsätze:

1884. Mitteilungen über einheimische Wirbeltiere. (Schriften des naturw. Vereins für Schleswig-Holstein, Band V, Art. VI, S. 113—121. — Nahrung der Schleier-Eule. — Verzeichnis der bis jetzt von mir in hiesiger Gegend aufgefundenen Mäuse und Spitzmäuse. — Beobachtungen auf dem Vogelfutterplatz. — Möwen Maikäfer fangend. — Rabenkrähe lebenden Star fangend. — Großer Würger lebenden Spatz rupfend. — Katze Ringelnatter fangend. — Das Scheren der Hecken und Abräumen der Wälle in der Brutzeit der Vögel und sonstige Bemerkungen zum Vogelschutz. — Vorkommen einiger seltener Käfer.)

1891. Über das Präparieren von Säugetierschädeln nebst einer Liste der in seiner Sammlung befindlichen, selbst präparierten Schädel einheimischer Säuger. („Die Heimat," Band I, S. 7—11.)

1891. Vom Nutzen und Schaden des Stares. (Ebd. S. 99—101.)

1891. Über Leverkühn, Fremde Eier im Nest. (Ebd. S. 101—102.)

1892. Verzeichnis der Landsäugetiere in Schleswig-Holstein. (Ebd. Bd. II, S. 30—34.)

1895. Buchfinkenmännchen im Kampf mit seinem Spiegelbilde. (Ornith. Monatsschr. d. Deutsch. Ver. z. Schutze d. Vogelwelt. XX, S. 144.)

1899. Zur Schwalbenfrage: Wanzen in Schwalbennestern. (Ebd. XXIV, S. 39—40.)

Seine gediegenen zoologischen Kenntnisse wurden von Autoritäten geschätzt: Professor Möbius, in den achtziger Jahren Direktor des zoologischen Instituts der Universität Kiel, wanderte bisweilen zu dem kundigen und liebenswürdigen Schönkirchener Naturfreunde hinaus, und ihm, meinem hochgeschätzten Lehrer, verdanke auch ich die Bekanntschaft mit Wiese, in welchem ich einen der sympathischsten Naturliebhaber verehre, die ich je gesehen. Er verstand es, im Buche der Natur zu lesen. Die zahlreichen Spaziergänge — allwöchentlich, wenn irgend möglich —, welche ich als Student von Kiel aus mit ihm machte, bildeten eine stete Quelle interessanter Naturstudien und Belehrungen für mich. Von Kiel mit dem Dampfer über den Hafen, die Schwentine hinauf bis zur großen Neumühlener Mühle ging's, und dann zu Fuß durch zahlreiche Knicks zum freundlich winkenden Kirchlein, das dem einfachen Orte seinen Namen gegeben hat. In meinen ornithologischen Reiseerinnerungen 1886 habe ich unter anderem geschildert, wie ich zusammen mit Wiese das erste Blaukehlchen im Freien sah.[1]) Auch in meinen „Fremden Eiern im Nest"[2]) beschrieb ich einen mit ihm zusammen gemachten interessanten Fund. Während meines zweijährigen Aufenthalts in Kiel und seitdem ohne Unterbrechung standen wir innig befreundet in reger Korrespondenz. Wiese gab sich darin, wie er war: der humorvolle, kühl beobachtende Naturfreund. Ich freute mich jedesmal, wenn seine Handschrift in dem täglichen Posthaufen erschien, und

---

[1]) Ornithologische Exkursionen im Frühling 1886. (Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XI 1886, S. 260—262, 293—294. Sep. S. 12—13, 22—23.

[2]) Berlin 1891, S. 123—124.

ich glaube, daß ich durch Mitteilungen aus seinen Briefen nicht nur dem Naturforscher ein schuldiges Denkmal setze, sondern auch für ihn neue Freunde gewinnen werde, welche an seiner reizenden Art, die Tiere an sich zu fesseln, sich erfreuen werden. Ich sage „neue Freunde," denn er hatte viele Freunde. Von den braven Schönkirchener Bauern wurde er hoch verehrt: er, aus ihrer Mitte, aber sie alle überragend an Kenntnissen und doch einfach und ohne jeden Hochmut mit ihnen verkehrend. Ein Denkmal setzte er sich vollends, als er 1886 alles, mit Liebe und Fleiß gesammelte Material über sein altes Dörfchen zusammentrug und in Buchform herausgab. Da sich kein Verleger finden wollte, begann Wiese eine Subskription in den umliegenden Dörfern, und auf diese wohl einzig dastehende Art, durch die Hülfe der Bauern, wurde der Druck gesichert. Das Buch ist ein kleines Juwel. Die zahlreichen Skizzen und Pläne sind vom Autor selbst hergestellt; er zeichnete sehr gewandt und naturgetreu. [1]) Das Buch führt den Titel: „Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, insbesondere von dem Kirchdorf selbst. Mit Bildern und Karten. Gesammelt und herausgegeben von Hartwig Friedrich Wiese. Schönkirchen 1886. Im Selbstverlage des Verfassers. Gedruckt bei H. Ehlers in Neustadt i. H. 8°. VIII, 368 S. 3 ein-, 8 doppelseitige Karten und Bilder, 55 Textbilder, davon 2 Kärtchen." Dieses Heimatsbuch enthält eine Fülle von Material, das den Archäologen, Folkloristen und Historiker interessiert. Da es in sehr kleiner Auflage und nur für die Subskribenten gedruckt erschien, wird es bald zu den Raritäten gehören und — vergessen werden. Weil in dem Nachbarorte Mönkeberg der Glaube verbreitet war, Moltkes Eltern hätten einst dort gewohnt, sandte Wiese ein Exemplar seines Buches an den Generalfeldmarschall und war hocherfreut, am 3. Mai 1888 einen schönen Dankbrief Moltkes zu erhalten, allerdings mit dem Bemerken, die Nachricht sei eine irrige.

Wiese las viel und vielerlei; neben historischen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften liebte er vor allem, den Altmeister Goethe zu lesen, in dessen Werken er sehr beschlagen war. Ich erwähnte seiner als „Goethekenner" einmal in einer kleinen Berichtigung, [2]) worauf der bescheidene Mann mir vorwarf: „Hoffentlich kommt die Notiz keinem Goethe-Gelehrten zu Gesicht, ich könnte sonst, wenn er sich an mich als solchen wenden wollte, leicht in Verlegenheit geraten." — Um die klassischen Stätten, auf welchen Goethe und Eckermann gewandelt, in Augenschein zu nehmen, reiste er im Juni 1888 nach Weimar, fuhr dann weiter nach München, wo die Kunstsammlungen ihn entzückten, zum Starnberger See, sodann nach Koburg, Stuttgart und Frankfurt; überall besuchte er die naturhistorischen Museen, wie er diejenigen Hamburgs, Berlins, Hannovers, Oldenburgs und andere in auffallend guter Weise kannte. Auch ihn beseelte die Sehnsucht der Deutschen nach Italien, und sein Streben ging jahrelang dahin, das Land der Goldorangen zu sehen. 1890 unternahm er seine erste italienische Reise über Bern, Luzern, Zürich, Ütli auf den Rigi, wo er auf dem Kulm mehrere Tage sich einnistete, nach Mailand, Locarno, Lugano, zu den Seen (Lago maggiore, Isola bella, Comer- und Luganer-See), sodann nach Interlaken und zum Grindelwald-Gletscher.

Ein zweites Mal (1894) fuhr er über die ewige Stadt nach Neapel und setzte sich in Capri fest, um dann Herkulanum, Pästum, Bologna zu bewundern

---

[1]) Die große Diele eines Bauernhauses im 18. Jahrhundert (S. 102) atmet Hogarthschen Geist. — S. 93—97 sind interessante Angaben über das Vogelschießen zu finden. — „Sein Buch über Schönkirchen gehört zu den angenehmsten Büchern, die ich je gelesen," schrieb mir ein kritischer und feiner Literaturkenner.

[2]) Aus Goethes Zeit. — Hugos Jagdzeitung, XXXIII, 1890, S. 477. Es muß an Stelle des sinnstörenden Druckfehlers: ruiniert daselbst erneuert heißen (Z. 2 v. o.)

und über den Garda-See heimzukehren. Sein Plan, mit mir zusammen eine dritte Italienfahrt zu unternehmen, ist leider unausgeführt geblieben. 1891 pilgerte er nach Cöthen, um am Naumann-Denkmal eine stille Huldigung darzubringen und die von ihm pietätvoll verehrten Originalstücke der Naumannschen Sammlung im Cöthener Schloß zu betrachten. „Naumanns Sohn Edmund,“ schrieb er mir damals (25. Juni 1891), „der jetzige Besitzer des Landgutes in Ziebigk, ist Kollege von mir, nämlich Amtsvorsteher, er sorgt mit Liebe für die Erhaltung der Sammlung.“

Im Berliner Museum bewunderte er den damals erworbenen Archaeopteryx und fand bei v. Martens und Reichenow freundliche Aufnahme. Auch 1891 besuchte er das Berliner Museum.

Wiese war aber trotz seiner fleißigen Museumsbesuche kein Balgforscher. Was er dem Kieler Museum schenkte, legt Zeugnis davon ab: er entdeckte, in welche Baumspalten der Eichelhäher seine Nüsse zwängte, um sie bequemer aufzuhacken, und schnitt einen solchen interessanten Ast ab. (Auch hier im Museum zu Sophia kann man ein solches Stück, das Wiese mir schenkte, sehen.) Oder er sammelte Tierschmarotzer (Schwalbenwanzen z. B.), oder er erbeutete Spechthöhlen und vieles andere der Art mehr. Sein Haus und Garten war ein kleines Vogelparadies: die Zahmheit der „wilden“ Vögel, die ihm aus der Hand fraßen, setzte alt und jung in Staunen. Durch ihn wurden die Nistkästen in und um Schönkirchen eingeführt und sehr fleißig benutzt. Sein idyllisches Häuschen, das in den nachfolgend mitgeteilten Briefstellen mehrfach vorkommt, kann der Leser in seinem Buche S. 274 abgebildet sehen. Für den Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck erwärmte er sich sehr und lud mich 1890 ein, ihm beizutreten, was ich gern tat: „die Gründung dieses volkstümlichen Vereins scheint zur rechten Zeit geschehen zu sein,“ schrieb er dazu (30. Oktober 1890). Wiese ist eine Zierde in der Reihe schleswig-holsteinischer Menschen- und Naturforscher gewesen, einer jener Stillen im Lande, die erst nach dem Tode breiteren Schichten bekannt werden, weil sie zu Lebzeiten in ihrer Bescheidenheit verborgen blieben. — Möge ihm die Erde leicht sein!

Eine in meinem Besitz befindliche Visitkarten-Photographie aus dem Jahre 1886, die ich diesem Artikel reproduziert beigebe, zeigt uns den schönen Mann; seine freundlichen Züge, der offene, heitere Blick erinnern etwas an den schwedischen Ornithologen Meves.

Ornithologische Beiträge meist aus Schleswig-Holstein von Hartwig Friedrich Wiese mit Anmerkungen von Paul Leverkühn.

19. November 1886. Es quäken schon Bergfinken (Fr. montifringilla) [1]) im Garten, demnach bekommen wir bald Winter.

25. Januar 1887. Es liegt mir ein kleiner Falk vor, über den ich im Zweifel bin, ob es aesalon oder tinnunculus ist. Folgt Beschreibung. (Es war aesalon juv.)

12. April 1887. Im Holz an der Schwentine bei Oppendorf soll noch ein Rabenhorst (Corvus corax) sein, wie mir die Rantzaus sagten. Vor einigen Tagen erhielt ich von Schrevenborn eine dort erlegte Ralle (Rallus aquaticus), die ich abgebalgt habe. Gestern war noch ein Flug Turdus pilaris hier, schöne Vögel im Frühlingskleide. Während ich schreibe, flötet vor meinem Fenster die

---

[1]) Die lateinischen Namen habe ich je einmal bei jeder Art, falls sie zu verifizieren war, beigesetzt. Leverkühn.

Amsel (Turdus merula), der Buchfink (Fr. coelebs) schlägt aus voller Kehle, ein Hänfling (Lin. cannabina), ein Zaunkönig (Trog. parvulus) singen aufs eifrigste. Es ist ein herrlicher, sonniger Morgen, und der Tag verspricht schön zu werden, wie die zu Ende gegangenen Ostertage, die ich zu größeren und kleineren Ausflügen redlich benutzt habe.

26. August 1887. Eine weiße Schwalbe war vor einigen Jahren bei Heikendorf, eine weiße Krähe vorigen Herbst bei Dobersdorf, ein weißer Spatz ist hier früher bei Schönkirchen gesehen worden.

12. Januar 1880. Am 30. Dezember war ein Star (Sturnus vulgaris) hier. Ein Paar junger Stieglitze hielt sich gestern längere Zeit auf den Stauden von Schafgarbe auf, den Samen fressend. (Mit Federzeichnung.)

11. Februar 1888. Gestern erhielt ich den Kopf und die roten Füße eines Mergus, der auf der Schwentine erbeutet, aber schon gerupft war, als ich davon erfuhr.

22. Februar 1888. Gestern morgen zeigte sich hier, wenn ich mich nicht geirrt habe, Turdus viscivorus. Meinen Stammvögeln war sie unbekannt, und sie drückten und duckten sich, wie sie durch den Garten strich. Meine Sitta, die Ihnen vorgestellt ist, läßt ihren Freund und Forscher grüßen. Gestern war sie leider unartig, indem sie eine meiner kleinen Sumpfmeisen (Parus ater) arg zerbissen hat, die sich freilich durch Kratzen mit ihren Krallen tapfer zu wehren suchte. Neid um Hanfkörner war der Grund.



Hartwig Friedrich Wiese.

29. Februar 1888. Viele Vögel werden gegenwärtig am Hafen, z. B. in Möltenort, Labö, erbeutet. Gestern habe ich mitgebracht: Oedemia nigra, Harelda histrionica und Fuligula marila. Gestern war das Wasser noch nicht ganz zugefroren, was wohl heute oder morgen der Fall sein wird. Alsdann werden fuderweise Seevögel gefangen.

1. April 1888. Am 25. März erster Storch (Ciconia alba) und erste weiße Bachstelze (Mot. alba), am 30. März zogen 8 Störche vorbei nach Norden zu.

14. April 1888. Einem (Schwarz-) Drosselpaar, das in unserm Backhaus genistet, sind die Eier aufgefressen, entweder von Ratten, Wieseln oder einem Häherpaar (Gar. glandarius), das sich den Winter über durchgefastet und das sich noch immer hier herumgetrieben hat. Die Drosseln sind trotzdem geblieben.

11. Mai 1888. 1863 ist bei Segeberg Porphyrio antiquorum gesehen worden. Ein auffallend kleines Storchenei ist dieser Tage aus dem Horste geworfen; es mißt 69 : 48 mm, während zwei andere mir vorliegende 72 : 52 und 72 : 55 mm groß sind. Ein ganz intensiv dunkelgrünes Hausentenei zeigte man mir kürzlich von einer Ente, die stets solche Eier legt. Worin hat diese

Farbe ihren Grund? Frißt sie mehr Animalisches als ihre Genossen?[1]) Meine kleinen Sumpfmeisen sind jetzt so zutraulich geworden, daß sie mir gleich auf die Hand fliegen und Hanfkörner aus derselben nehmen, wenn ich das Fenster öffne. Gestern haben wir hier drei junge Füchslein ausgegraben, von denen einer unserm Ihnen bekannten Zoologischen Garten einverleibt worden ist.[1])

30. Juni 1888. Ein Nest vom Fitis (Ph. trochilus) aus dürren Halmen, sehr weich mit Federn ausgefüttert, stand in der ca. 10 cm tiefen Höhlung eines Erdwalls unter dichtem Gestrüpp, war überwölbt und enthielt seitlich ein ziemlich weites Flugloch; die 6 Eier waren am 4. Juni noch fast frisch (eines maß 15 : 12 mm). Der Wall wurde vom Gestrüpp gereinigt und dabei das Nest entdeckt, welches trotzdem, daß es nun ganz frei und vom vorbeiführenden Wege nach Mönkeberg sichtbar zu stehen kam, vom Vogel nicht verlassen wurde. Letzterer purzelte erst aus dem Nest heraus und einem vor die Füße her, wenn man unmittelbar vor jenes trat, und hat seine Brut großgezogen. Am 12. Juni gegen Abend glaube ich auf einer Koppel am Fußwege nach Neumühlen das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) gesehen zu haben. Ein hühnerartiger Vogel lief eine Strecke auf der Wiese im Grase fort, erhob sich mit hühnerartigem Gepolter, ich sah ziemlich lange spitze Flügel und stufenweise zugespitzten Schwanz. Die Größe erschien mir fürs Steppenhuhn etwas beträchtlich, die Farbe etwas zu dunkel; ich wüßte aber nicht, was es sonst gewesen sein könnte. Bei Dietrichsdorf soll ein größerer Flug gesehen sein; in der Propstei sollen sie nisten, auf Fehmarn und an vielen anderen Stellen im Lande sind sie beobachtet. Daß sie durch Regierungsverfügung gleich unter Schutz gestellt sind, wird Ihnen wohl bekannt sein.[3]) Mein Buchfinkenpaar, welches so zahm ist, daß es mir überall nachgeflogen kommt, wenn ich mich im Garten oder in der Nähe zeige, auch die Hanfkörner aus der Hand nimmt, hatte in einem der Zwetschenbäume, die unmittelbar vor meinem Fenster stehen, genistet, und die Jungen waren am 16. Juni nahe vor dem Ausfliegen. Da erhob sich an diesem, einem dunklen, regnerischen Tage, plötzlich ein entsetzliches Notgeschrei der beiden alten Finken, und wie ich aus dem Fenster blicke, sitzt ein männlicher Lanius collurio am Boden, hat einen jungen Finken in den Fängen und hackt ihm den Schädel mit wütigen Schlägen auf, während die Alten ihm von beiden Seiten mit Stoßen und Beißen zusetzen, was den verstockten Bösewicht aber nicht rührte. Ein wohlgezielter Schuß mit der Pistole streckte ihn jedoch sofort nieder, ohne den beiden alten Finken zu

---

[1]) Von schwarzen Hausenten ist häufiges fortgesetztes Legen schwarzer oder sehr dunkler Eier beobachtet; Baldamus erhielt acht solcher (Naumannia V, 1855, S. 412). Gloger berichtet zufolge Altum und Krüper, daß in Pommern der Fall mehrfach beobachtet sei (Journ. f. Ornith. IV, 1856, S. 309—313). Mack teilte das gleiche Phänomen von gewöhnlichen verwitweten Entenweibchen mit (Proc. Zool. Soc. London 1851, p. 192). Alex. v. Nordmann führte in einer längeren, mit 3 Abbildungen solcher Eier geschmückten Mitteilung weitere Fälle von schwarzen Eltern aus Taurien an (Bull. Soc. Natural. Moscou 1862, part. 2. (22. II. 1863. Sep. S. 1—11, Taf. V). Leider erinnere ich mich nicht mehr, ob die Wiesesche Ente schwarz gefärbt war; vermutlich nicht, da er es sonst bemerkt hätte. Lev.

[2]) Bei dem Gastwirt in Schönkirchen befand sich in dem geräumigen Garten eine kleine Sammlung lebender, zufällig erlegter Säugetiere und Vögel und in der Kegelbahn einige ausgestopfte Vögel. Lev.

[3]) Eine kleine charakteristische Federzeichnung begleitete diesen Brief (ebenso wie ein Fitis-Ei). Es ist sehr wahrscheinlich bei dem guten Auge und der nüchternen Beobachtungsweise Wieses, daß er ein Steppenhuhn gesehen hat. Vergl. meine Mitteilungen über die Steppenhuhn-Einwanderung 1888 in Schleswig-Holstein: Ornith. Monatsschr. des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XIV. 1889, S. 374, 403—406 (Sep. 11, 19—22) und Bd. XVI. 1891, S. 145—146.

schaden, auf deren Verhältnis zu mir der ganze Vorgang ohne Einfluß geblieben ist. Der junge Fink war nach einigen Flügelschlägen tot, die drei übrigen Geschwister stürzten über den Nestrand in den Regen; einen davon ergriffen Pax und Schnautz (Wieses Dachshunde), weil sie der irrtümlichen Ansicht waren, es sei ein Spatz. Einer flatterte fort und ist von den Alten aufgefüttert; den letzten ergriff ich, setzte ihn in einen Fliegenschnäpper-Nistkasten, der nicht bewohnt war, und er wurde hier sogleich von der Mutter geatzt, stürzte aber bald über Bord, lag betäubt am Boden und wird, obwohl ich ihn noch lebend in die dichte Dornhecke unter dem Neste setzte, im Regen verkommen sein. Nach einer Stunde Klagens um ihre verlorenen Kinder ließ der Vater aber schon wieder seinen fröhlichen Schlag ertönen, das Weibchen zu frischer Paarung auffordernd, und so wird denn wohl noch eine Brut, der es hoffentlich besser gehen wird, zustande kommen. Der Hahn beißt sich, wie in der Paarungszeit, jetzt wieder täglich mit seinem Spiegelbild [1]) im Kellerfenster herum. Ich bemerke noch, daß, wie es neulich in der Monatsschrift [2]) jemand vorschrieb, bei meinen Vögeln durchaus nicht nötig ist, vor ihnen in derselben Kleidung zu erscheinen; meine Finken, Meisen erkennen mich sofort, ich mag einen hellen oder dunklen Rock, Hut oder Mütze, Überzieher oder keinen tragen; die zahmsten, wie die erwähnten Finken und die Sumpfmeisen, folgen mir und fliegen mich an in jeder Kleidung. — Was ist Ihre Ansicht über die Stellung des Storches zum Vogelschutzgesetz mit Bezug auf § 3 und § 5 desselben? Ist er geschützt oder nicht? Schufte können ja die Ausrede brauchen, er nähme vorkommenden Falls junge Hühner weg, um ihn zu morden!

10. August 1888. Ohne Aufhören gießt's von oben herab. Hier waren seit 7—8 Jahren stets sehr viele Hänflinge unmittelbar vor meinem Fenster; in den Johannisbeersträuchern, in den Tannen usw. fanden sich Nester, jährlich 4—5 in unmittelbarer Nähe des Hauses. In diesem Jahre sind sie fast ganz ausgeblieben, und selten bekommt man einen zu sehen. Nester sind an den vorbezeichneten Stellen garnicht. — Die Stare, welche vergangenes Jahr räuberhaft über unsere Johannisbeeren und Kirschen herfielen, haben sie dieses Jahr verschont; sie werden wohl bei der fortwährenden Nässe Nahrung genug aus dem Boden ziehen können. Die Nässe hat mir auch mancherlei Neues für meine Coleopteren-Sammlung zugeführt; es scheint, als wenn Getier, was sonst vielleicht in unterirdischen Höhlen verborgen sitzt, jetzt hervorgetrieben wird und dem Sammler zur Beute fällt. Wirkliche Seltenheiten und höchst interessante Stücke sind mir so zum ersten Mal zuteil geworden. Einen hier kürzlich geschossenen Kreuzschnabel, der hier sonst nicht vorkommt, erhielt ich und habe den Balg aufbewahrt. Er ist ein rötliches Männchen; welche Art, kann ich nicht mit Sicherheit sagen; ich glaube Lox. curvirostra.

28. Oktober 1888. Meine beiden Sumpfmeisen, die den Sommer über fortgewesen sind, haben sich mit Beginn des Herbstes wieder eingestellt, ihre Zahmheit bewahrt und sind gleich wieder auf die Hand gekommen. Die Buchfinken sind alle im Walde und sammeln Buch; die Elstern (Pica caudata) sind hier vollständig ausgerottet; zugleich sind die kleinen Vögel, namentlich die Hänflinge und Stieglitze (Carduelis elegans) viel weniger geworden. Am 10. Oktober strichen hier noch einzelne Rauchschwalben (Hir. rustica); bei Oppendorf hat sich davon eine weiße gezeigt. Bei Heikendorf ist der Tannenhäher (Nuc.

---

[3]) Vergl. Wieses Notiz in der Monatsschr. XX, 1895, S. 144.

[4]) Ornith. Monatsschr. d. Deutsch. Ver. z. Schutze d. Vogelwelt 1887 u. 1888 enthalten die Notiz nicht.

caryocatactes) geschossen und ausgestopft. Mein Kreuzschnabel ist L. curvirostra. (Den Schluß dieses Briefes bildet eine reizende kleine Federzeichnung: auf Wieses aus dem Fenster gestreckter Hand frißt eine Sumpfmeise Hanfkörner.)

12. Juli 1889. Die Vögel haben hier in dem feuchtwarmen Frühjahr ein gutes Gedeihen gehabt; viele Bruten sind ausgekommen, da überreichlich Insektennahrung vorhanden war, auch mehrere Nachtigallen-Paare (Luscinia vera). Ausgeflogene Junge habe ich zu meiner Freude hier in der Umgebung des Dorfes beobachten können; man wird immer leicht durch das Knarren der Alten darauf aufmerksam gemacht. An jeder Seite meines Hauses hat im Nistkasten ein Fliegenschnäpper-Paar (Musc. grisola) gebrütet, und die Jungen beider Paare sind am selben Tage (24. Juni) ausgeflogen. Nachdem ich gleich darauf die alten Nester herausgeworfen, brüten sie jetzt zum zweiten Mal. Dies ist hier regelmäßig der Fall, während Stare nur ein Mal brüten.[1]) Sonst hatte ich noch in unmittelbarer Nähe des Hauses ein Amselnest, auf dem Hofplatze in einem Buschhaufen, aus welchem die Jungen schon am 28. April ausflogen, ein Rotschwanznest vor meinem Fenster in der Gartenmauer, 50 cm über dem Boden, ein Speckmeisennest (Parus major) im Nistkasten an der Scheune, ein Buchfinkennest im Hollunder im Garten, ein Stieglitzennest im Zwetschenbaum daselbst. Alle Bruten sind ausgeflogen. Außerdem viele Stare, die aber jetzt recht lästig werden, weil sie die Kirschen auffressen, so daß man Maßregeln gegen sie ergreifen muß. Vier Paar Hausschwalben (Hir. urbica) haben gleichfalls noch unter meinem Dache genistet, aber das Storchpaar ist leider ausgeblieben, und der Horst wird nur gelegentlich von dem anderen Paar hier im Dorfe als Ruheplatz benutzt. Von einem dieser Störche wird das Gewölle stammen, welches ich Ihnen beilege; wenigstens lag es am Boden unter dem Storchnest, und ich wüßte nicht, welchem Tiere ich es wegen seiner Größe sonst zuschreiben sollte. Es ist das erste Mal, daß ein derartiges Gewölle mir vor Augen kommt; vielleicht hat es auch für Sie Interesse. Die Hauptmasse scheint aus Mäusehaaren zu bestehen; die vielen eingemengten Käferreste stammen, soviel ich oberflächlich sehen kann, fast alle von Caraben, nur eine Flügeldecke eines Rüsselkäfers, wahrscheinlich Phyllobius calcaratus, bemerkte ich. Bin ich im Irrtum hinsichtlich der Deutung dieses Gewölles, so bitte ich um Belehrung.[2]) Während ich schreibe, sitzt mein alter Haus-Buchfink auf der Fensterbank und lugt nach Hanfkörnern, deren er jeden Tag einige als besondere Leckerei erhält. Im vorigen Winter, wo viel Buch in den Wäldern lag, ist das Paar fast bis gegen das Frühjahr abwesend gewesen, nur ab und an flüchtig vorsprechend; im Februar, wo der Waldboden sich mit Schnee bedeckte, stellten sie sich erst als Stammgäste wieder ein und waren gleich zutraulich wie zuvor. Auf dem Futterplatze hatte ich unter anderem 18 Grünfinken (Fr. chloris), wohl nordische.

26. Dezember 1889. Wie es mit der Strandvögeljagd in Zukunft werden wird, weiß ich noch nicht, da durch Regierungsverfügung die Strandjagd verboten worden ist. Mir scheint dies sehr unrecht, da diese Jagd im Winter

---

[1]) Über das ein- oder zweimalige Brüten des Stars in Deutschland ist viel geschrieben. Beides kommt vor; wahrscheinlich spielen die Witterung und die Nahrungsverhältnisse dabei eine Rolle. Nernst (Journ. f. Ornith. XXXV. 1887, S. 254) beobachtete bei Wesel zwei Bruten in gutem Maikäferjahr, Hartert (ebd.) für Ostpreußen eine, Rohweder (ebd. 1876, S. 375—380) für Schleswig-Holstein regelmäßig eine, v. Wacquant-Geozelles (Monatsschrift 1893, S. 40) ein zweites Eierlegen im Herbst, Ad. Müller (ebd. 1888, S. 270—272) ebenfalls zweimaliges Brüten.

[2]) Es war ein Storchgewölle, wie sie schon von Naumann gekannt waren. Vergl. die neueren Untersuchungen Altums darüber; Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Ed. III. Bd. VI S. 312.

einen Erwerbszweig für die Fischer bildete und doch fast nur nordische Vögel zum Gegenstand hatte. — Als Kuriosum sei Ihnen noch mitgeteilt, daß eine Hausgans hier im September anfing zu legen und mehrere Eier legte.



Unsere Vereinsgabe 1905.



Carl Ludwig Jessen-Deezbüll: Sonntagsandacht in einem nordfriesischen Bauernhause.



Alte Marsengräber.

Die Abendwolken schimmern rot, und rötlich glänzt des Friedens Reich,
Der Sonne letzte Strahlenflut durchbebt die Sträucher, mild und weich.

Hoch ragt ein stolzer Turm ins Land, das tief im Abendfrieden schweigt,
Von stillen Rindern nur belebt, von gold'nen Ringen eingedeicht.

Und friedvoll klingt der Glocke Ton, ein Ton als wie aus ferner Zeit —
Ein Traum von stolzer Heldenkraft, ein Traum von Marsenherrlichkeit.

Die liegen still im schwarzen Land, darüber Trauerweidendach,
Daß kaum ein Laut von Kampf und Streit jetzt ihren Frieden stören mag.

Sie suchten Freiheit für ihr Land, — ihr größter leuchtender Opal —!
Walkürenarme trugen sie still zu Walhallas Heldensaal. —

Und nur der tiefe Namenszug im altersgrauen Grabgestein,
Der meldet uns von ihnen noch und ladet uns in Stille ein.

So deckt auch uns, ob früh, ob spat, ob reich, berühmt, ob arm und bloß,
Dereinst das schwarze Mutterland in tiefer Erde dunklem Schoß.

Wohl dem, auf dessen Grabe dann noch kommende Geschlechter stehn
Und voller Andacht friedevoll auf seine Ruhstatt niedersehn.

Wohl dem, der voller Tatendrang und Kraft im Geist, die Wunder schafft,
Des Name bleibt im Strom der Zeit, der wird vom Tod nicht hingerafft!

Wesselburen. Heinrich Carstens.



Unsere Landsleute in Amerika.

Von G. Asmussen in Hamburg.

Vierzehn Tage lang hatte ich nur englische Laute gehört. In New York und Albany hatte ich zwar deutsche Landsleute getroffen, in Boston und Portland, in Norfolk und Pittsburg, in Buffalo und Cleveland hatte ich aber nur mit Amerikanern zu tun gehabt, die kein Wort Deutsch konnten. Nun stieg ich in Chicago in den Hotelwagen. Ich war einer der ersten Gäste und machte es mir im Wagen bequem; nach und nach kamen mehr Passagiere, wir mußten dichter zusammenrücken. »Excuse me, Sir!« Ein kleiner dicker Herr mit grauem Vollbart und hellen, vergnügten Augen drängte sich mit dieser flüchtigen Entschuldigung an mich heran. »That's all right!« bemerkte ich ebenso obenhin und zog die Ellbogen an die Rippen heran. Immer mehr Leute wurden von dem Kutscher hineingeschoben, sie standen Mann an Mann, jeder mit seinem landesüblichen langen, flachen Reisekoffer in der Hand. Da ließ sich plötzlich mein Nebenmann wieder vernehmen: „Dunnerwetter, nu is dat ol Lock awers bald vull!" Und dem zwischen seinen Knien stehenden langen Yankee, der mit dem Kopf gegen die Decke stieß und daher in gebückter Stellung auf ihn herabsah, rief er zu: »Pretty crowdy!« Der nickte, so gut es gehen wollte, und ein Lächeln glitt über sein glatt rasiertes Gesicht.

„Dat ward ja 'ne richtige Bücklingskist!" erlaubte ich mir zu bemerken.

„Gun Dag, Landsmann!" sagte mein kleiner behäbiger Nebenmann da sofort. Bald wußte ich, daß er aus der Gegend von Lübeck stammte, schon über 30 Jahre im Lande war und von Evanston herüberkam, um ins Theater zu gehen. Eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft gab in Chicago Gastspiele, das durfte man ja nicht versäumen! — Doch davon will ich nicht berichten, ich wollte nur kurz anführen, daß diese plattdeutschen Worte, die ich so unvermutet hörte, meinen Ohren wie ein trautes Lied aus der fernen lieben Heimat klangen. Sie schlugen sogleich eine Brücke über trennende Schranken und brachten wildfremde Menschen einander ganz nahe.

Chicago ist keine sehr gemütliche Stadt, für den Fremden jedenfalls nicht; der Einheimische mag sich dort wohl fühlen. New York mit seinem Riesenverkehr in »down-town« und seiner idyllischen Ruhe im Centralpark, das vornehme Boston, die Gartenstadt Portland im Prohibitionsstaat Maine, Washington mit seinen wunderbar schönen Gebäuden und Anlagen, das freundliche Cleveland und andere Städte haben jedenfalls in meiner Erinnerung einen besseren Eindruck hinterlassen als Chicago mit seinen Massenschlachtereien, den unter dem Pflaster der Hauptstraßen rasselnden und surrenden Seilen und Rollen zum Antrieb der Straßenbahn und den namenlosen Straßen. Verzeihung! Ich weiß sehr wohl, daß die Hauptstraßen, an deren Ecken man die Namen und Nummern vergebens sucht, getauft sind; ich habe mich in meinem Bädecker davon überzeugt, daß sie

benannt und numeriert sind; ich zweifle auch nicht daran, daß die erfahrenen Einheimischen alle diese fehlenden Namen und Nummern auswendig kennen, ich habe mich sogar davon überzeugt, daß die Policemen sie wissen — das alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Fremden ratlos hin und her laufen oder alle 5 Minuten fragen müssen. Chicago ist ja so sehr schnell wieder aufgebaut nach dem großen Brande, da hat man wahrscheinlich in der Eile solche Kleinigkeiten vergessen. Das kann in Amerika vorkommen. Es läßt sich übrigens immer noch nachholen.

Man kann in bequemen Tag- oder Nachtzügen direkt von Chicago nach St. Louis fahren; ich machte aber einen Umweg. Bevor ich mich in das geräuschvolle Treiben der Ausstellung stürzte, besuchte ich das friedliche und freundliche Davenport am Mississippistrande. In der Nacht, unter Donnern und Blitzen kam ich dort an, und als ich mich ins Bett legte, prasselte ein wolkenbruchartiger Regen an die Fenster, wie ich ihn kaum jemals erlebt habe; am andern Morgen aber lachte die Sonne um so freundlicher, und die Straßen des Städtchens waren „wie geleckt." — Merkwürdigerweise war der Barbier, dem ich hier zunächst in die Hände fiel, kein Deutscher. Er wollte denn auch gleich meinen Bart amerikanisieren, d. h. er wollte nicht die Schere, sondern das Rasiermesser nehmen und mein Gesicht so glatt machen, wie es vor etwa 30 Jahren war. »It looks better,« meinte er; ich war aber anderer Ansicht und behielt meinen deutschen Bart mit seinen grauen Haaren. Dann machte ich mich daran, einige Grüße zu bestellen, die mir aufgetragen waren. Eine Verwandte von mir war nahezu ein Menschenalter in Davenport. Als blutjunges Mädchen ging sie hinüber, damals noch auf einem Segelschiff. Sie lernte dann Mühe und Arbeit kennen, und als das Glück ihrem Brotgeber den Rücken gewandt hatte, da hielt sie mit deutscher Zähigkeit und Treue sein Geschäft in Fluß, bis er starb. Darüber war sie alt geworden. Vor einigen Jahren verließ sie ihre zweite Heimat, um im alten Vaterlande Schleswig-Holstein ihre letzten Tage zu verleben. Ich bestellte Grüße von ihr an eine alte Dame aus Kiel, die vor nicht langer Zeit „drüben" gewesen war und ihr altes Kiel kaum wieder erkannt hatte. Auch einen Zigarrenfabrikanten suchte ich auf, einen Altonaer, der aber seine Vaterstadt und die große Schwesterstadt Hamburg nur aus der Zeit vor dem Zollanschluß kannte. „Es gibt hier viele Schleswig-Holsteiner in Davenport und ringsumher in Iowa. Hier wird viel deutsch und noch mehr plattdeutsch gesprochen," so hörte ich sagen. Sie freuten sich, einen Landsmann zu sehen, der wieder nach Deutschland ging, um von den Ausgewanderten zu berichten, daß es ihnen gut gehe in Amerika.

Dann suchte ich den Architekten und Bauunternehmer C. auf, einen geborenen Eckernförder, mit dessen in H. lebendem Bruder ich befreundet bin. Als Bautechniker ist er vor mehr als 30 Jahren herübergekommen ins „gelobte Land," er hat tüchtig zufassen müssen, zuerst als Arbeiter und Zimmergeselle, hat es aber zu etwas gebracht. Das zeigte sein Geschäftsbetrieb, das sah ich, als ich in seiner schönen Villa im Kreise seiner Familie saß, das erfuhr ich von ihm selbst, als wir mit seinem leichten Einspänner über Land fuhren. Noch einen andern alten Schleswig-Holsteiner wollte ich gern besuchen, mit dessen Bruder ich seit 20 Jahren in nahen und guten Beziehungen stehe. Dieser, Mister V., aber wohnte draußen auf der Farm. In der frischen Morgenluft und im hellen Sonnenschein ging's in flotter Fahrt durch die Alleen und Anlagen Davenports, durch freundliche Dörfer, aus deren Gärten die lieben bekannten Astern und Geranien, aber auch fremdartige Schlinggewächse mit leuchtenden Farben uns grüßten, zwischen weiten grünen Weiden und gelbgrauen Stoppelfeldern hindurch, bergauf, bergab dem Ziel entgegen.

Nun hatten wir Zeit zum Reden. Als die Familienangelegenheiten hinreichend besprochen waren, wurde in alten Heimatserinnerungen gekramt. Ich kenne die Vaterstadt des Davenporter Baumeisters sehr gut, habe ich doch goldene Jugendjahre als schwarzer Maschinenbaulehrling dort verlebt. Was haben wir in jener Stunde nicht alles aufs Tapet gebracht! Von der Bauschule, von den Sommerbällen bei Gevensleben, von der Sturmflut des Jahres 1872, vom Mord des Postillons im Schnellmarker Holz, von den vielen gemeinsamen alten Bekannten wurde erzählt, die nun längst dort oben auf dem stillen schattigen Friedhof liegen neben dem Theodor Preußer-Denkmal. Wie manches Ereignis aus längst vergangener Zeit, das tief vergraben lag unter dem Staub und Schutt des Alltagslebens, wie mancher Gedanke, der lange, lange geschlummert, dringt wieder hervor, wenn Klänge aus Heimat- und Jugendzeit zu uns herübertönen. Saiten, die lange verstummt, werden wieder angeschlagen, und aus der Erinnerung bricht es hervor wie ein frischer starker Quell, der verschüttet war, der aber doch nie versiegt.

„Unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist doch schöner als dies Land Jowa," sagte ich da. Ich gedachte der Eckernförder Bucht, wie man sie von der Süderschanze aus sieht: eine weite blaue Fläche, besäumt von flachen schneeweißen Sandstreifen und steil abfallenden gelben Uferwänden, von denen wogende Kornfelder und stolze Buchenwälder goldig und grün herüberwinken.

„Solche Wälder wie bei uns habe ich hier herum noch nicht gesehen. Alles ist heruntergehauen, verwüstet und geschändet; nur einige traurige Überreste, morsche Baumstümpfe, die aus dem Weideland hervorragen, und nackte Stämme mit zersplitterten Ästen erinnern an das, was einst gewesen. Aus den alten Wurzeln aber wuchert das Jungholz wild und gestrüppartig hervor und nimmt sich gegenseitig Kraft und Sonne. Das ist kein deutscher Wald! Durch Raubbau ist er verwüstet, und jetzt fehlt die Hand, die wieder pflanzt und züchtet. Zuviel Recht für den Einzelnen ist ein Unrecht für — —"

„Aber ein reiches Land ist es doch," unterbrach er mich. Hier hat vor Jahrtausenden der Mississippi frei und ungehindert seine Fluten entlang brausen lassen. Jetzt wühlt er zwischen steilen Ufern im engen Bett, aber damals hat er wohl mehr Platz gebraucht, und keiner hat ihm den streitig gemacht. So hat er immer mehr Schlamm und Schlick in der Niederung abgesetzt, bis diese höher und höher wurde. Es ist keine dünne, magere Ackerkrume, dieser Boden, wie vielerwärts drüben im alten Vaterlande. Drückt auf dem schleswig-holsteinischen Mittelrücken der Bauer den Pflug ein bißchen fest in den Boden, so wirft er weißen Sand hoch, und stößt man den Spaten etwas tiefer, so kommt gelbe Fuchserde, Kies und Geröll zum Vorschein. Hier können Sie graben und graben, immer finden Sie fruchtbare Erde und keinen einzigen Stein."

Er schwieg einen Augenblick, über sein Gesicht huschte ein lustiges Lächeln, als er fortfuhr: „Damals, als ich ganz grün von Deutschland herüberkam, suchte ich zuerst meinen Onkel auf, der in dieser Gegend eine Farm hatte. „Bleib' man erstmal hier bei uns, Junge," sagte der, „und arbeite hier auf dem Felde, damit Du die Sprache verstehen und das Leben kennen lernst." — Ich tat's, und eben dachte ich daran, daß ich keinen einzigen Stein finden konnte, um nach den Gänsen unseres Nachbars zu werfen, die gern in unsern Weizen gingen. — Und ist es nicht auch ein schönes Land? Sehen Sie hier die fruchtbaren Felder und freundlichen Gärten, dort drüben die Hügel und Täler, die hübschen Häuser und die Bäume rund herum im bunten Kleide des Indianersommers. Gibt es nicht Gegenden in Schleswig-Holstein, die ganz ähnlich aussehen?"

„Nur unsere Knicks fehlen, die sich so bunt und kraus, bald im Zickzack,

bald im Bogen durch die Felder schlängeln, daß das Land aussieht wie ein großer Garten," wandte ich ein.

„Aber solch prächtiges Korn gibt's drüben doch nicht!" rief er. Nun kam der Amerikaner über den Schleswig-Holsteiner: es regte sich in dem Herzen des braven Mannes das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit für die neue Heimat, die Arbeit und Mühe so reichlich ihm gelohnt hatte.

„Korn?" fragte ich. „Meinen Sie den Mais, der dort drüben auf dem Felde steht?"

„Natürlich! Das ist hier das Hauptkorn, das Korn der Körner, ebenso, wie man die Bibel das Buch der Bücher nennt. Mais ist König. Von seinem Gedeihen hängt zum großen Teil der Ausfall der Ernte ab. Der Herbst muß sonnig sein, damit das Korn hart und reif wird."

In dichten, hohen Haufen zusammengesetzt stand das Stroh auf den Feldern, daneben lagen die abgepflückten Kolben; ein Wagen fuhr von Haufen zu Haufen, um den Erntesegen heimzubringen. Hier und da sah man auch ein Melonenfeld. Die reifen, hellgelben Früchte lagen am Boden und sahen der Stunde entgegen, wo sie auf dem Markt zu Davenport die Augen der Käufer auf sich lenken würden. Nicht lange dauerte es, da tauchte links vom Wege ein Gehöft zwischen den Bäumen auf. Mein Nebenmann deutete mit der Peitsche hinüber: „Dort wohnt Mister V. In fünf Minuten sind wir da. Der wird sich aber freuen!"

Bald hielt unser Wagen vor dem Hause. Aus der Tür trat ein großer, kräftiger Mann mit dunklem, buschigen Schnurrbart, langsam kam er heran und begrüßte uns mit freundlichem Wort und ehrlichem Händedruck. Es leuchtete auf in seinen Augen, und er langte noch einmal nach meiner Hand, als er erfuhr, woher ich kam und wessen Grüße ich ihm zu überbringen hatte. Das war eine unerwartete Freude! Ich hatte Gutes zu berichten und ich freute mich, daß ich Gutes dort sah und hörte, um gute Kunde wieder mit heimnehmen zu können. Über 40 Jahre war der Mann hier im Lande. Als Maschinenbauer war er herübergekommen, dann aber hatte er Meißel und Feile mit Spaten und Pflug vertauscht und war ein Farmer geworden. Auch ihm war es gut gegangen, wenngleich in bescheidenerem Maße als dem Baumeister, der statt der Axt den Bleistift geschwungen und mehr mit dem Kopf als mit der Hand gearbeitet hatte. Etwas gebeugt war die kräftige Gestalt des nun Fünfundsechzigjährigen, wie man das aber auch bei Jüngeren sieht, die tüchtig zuzufassen gewohnt sind, und gerade bei Landleuten. Ihr Beruf richtet so wie so den Blick nach unten auf den Boden, der die Saat aufnimmt, aus dessen Schoß die Keime sprießen, der die Frucht trägt; so beugt die Macht der Gewohnheit den steifen Nacken, noch ehe die Last des Alters ihn herabdrückt zur Mutter Erde.

Als wir drinnen im gemütlichen Zimmer saßen und nun die Unterhaltung in Gang kam, ließ sich sogleich der Baumeister vernehmen:

„Mit Mister V. spräk ik ümmer Plattdütsch, Mister A. Se könnt dat ja ok. Ik glöw, et is beter, wenn wi dorbi bliewt."

Mir war es gewiß recht! So saßen wir denn auf der Farm in Iowa, viele, viele Meilen von der Heimat entfernt, und erzählten uns von Altem und Neuem in unserm lieben, gemütlichen und gemütvollen heimatlichen Platt. Nur vereinzelt fiel ein englisches Wort dazwischen, das den Deutsch-Amerikanern im täglichen Verkehr mundgerecht geworden und wohl gar auf dem gemeinsamen altangelsächsischen Mutterboden gewachsen war. Ich erfuhr hier, daß in den Städten die hochdeutsche Sprache nicht selten schon den Kindern der eingewanderten Deutschen verloren geht; traf ich selbst doch Söhne deutscher Mütter, die mich nicht verstanden, als ich in der Sprache sie anredete, die ihnen an der Wiege gesungen

war. Das Plattdeutsche aber ist zäher, wie denn auch die Plattdeutschen ein zäherer, vielleicht auch ein kerndeutscherer Menschenschlag sind. Ihre Art vererbt sich länger und kittet die Landsleute fester aneinander als die der Hochdeutschen. So soll denn auch, wie mir von kundigen Männern versichert wurde, in manchen Städten der Vereinigten Staaten mehr plattdeutsch als hochdeutsch gesprochen werden, und in Jowa gibt es Dörfer, wo es die herrschende Sprache ist.

Mir waren diese Stunden ein rechter Ruhepunkt im rastlosen und aufregenden Reiseleben: der Nomade, der fremd von Ort zu Ort hatte ziehen müssen, war wieder daheim unter lieben Landsleuten. Wir kannten und verstanden uns, obgleich wir uns eben erst kennen gelernt hatten und uns im Leben wohl nie wiedersehen werden. Durchs Fenster schauten die leuchtenden Blüten der „Jumfer kiek öwer den Tuhn." Auf dem Apfelbaum saßen grau- und braunröckige Spatzen, die ja auch sicherlich von deutschen Eltern abstammten und sich ebenso zankten wie ihre Vettern, die in Angeln nisten. Drüben am Zaun grasten rotbunte Kühe. Alles das war ganz wie daheim. Nur das schwarzgraue Squirrel (amerikanische Eichhörnchenart), das blitzschnell über den Rasen huschte und unter einem Buschhaufen verschwand, stammte aus einer anderen Welt, und die dicken Maiskolben, die am Gitter in der Sonne trockneten, um gutes Saatkorn zu liefern, erinnerten daran, daß in dieser neuen Welt anders gelebt wird und gewirtschaftet werden muß als in Schleswig-Holstein. Das haben sie gelernt, unsere Landsleute drüben, und wenn sie auch zu Amerikanern werden, die ihre zweite Heimat lieben, so geht das deutsche Blut doch nicht verloren. Ihm verdankt der Bürger der Vereinigten Staaten einen Teil seiner Charakter-Eigenschaften, und wahrlich nicht die schlechtesten.



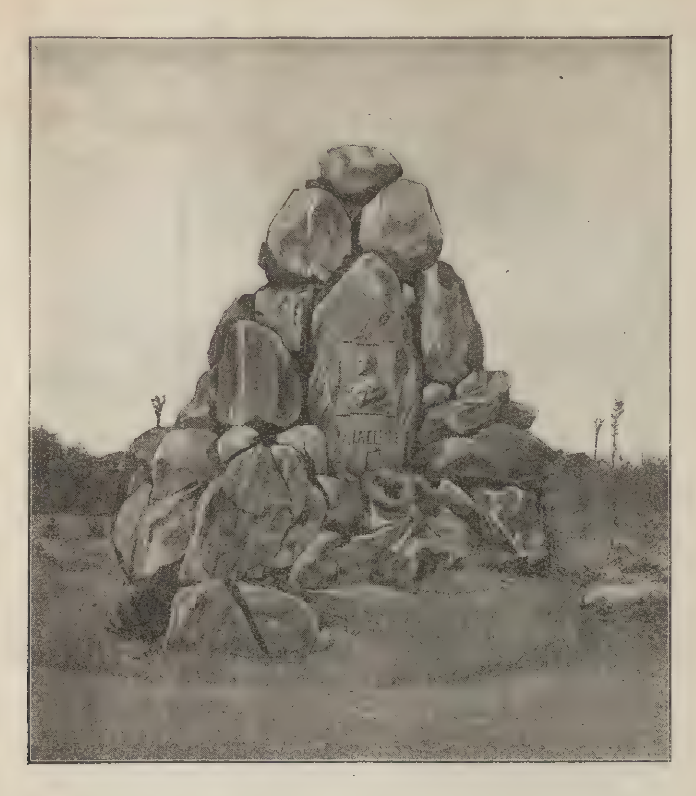
Das Schenefelder Kaiser-Denkmal.[1])

Ein Denkmal setzte auf norddeutscher Flur
Ihrem Schaffen und Walten einst selbst die Natur:
Der erratische Block in der Heide, im Kratt,
Ist das älteste Denkmal, das man hat.
Wenn der Winter sein eisiges Szepter schwingt,
Vom Frost der erratische Stein erklingt,
Frostriese grüßt ihn dann im Flug,
Der ihn aus hohem Norden hertrug.
Wenn aber den Stein der Frühling umblüht,
Der Bärlapp umspinnt und das Moos überzieht,
Steht der lichte Baldur am alten Stein
Und schaut in den deutschen Frühling hinein.

Ein Volk ist verbunden mit seinem Land
Durch ein wunderbares, geheimes Band:
Unser Land hat einst im Eise gestarrt,
Unserm Volke blieb Eiszeit auch nicht erspart,
Wo Deutschlands Einheit und Macht vereist
Und Kaiserthron und -krone verwaist.
Als Gott dann an seine Deutschen dachte,
Der Bann der deutschen Vereisung erkrachte,
Die Rinde barst, das Eis zerschmolz,

---

[1]) Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Schenefeld im Kreise Rendsburg ist am 4. Juni d. J. enthüllt worden. Es verdankt seine Entstehung dem dortigen Verschönerungsverein und ist hergestellt aus ungefähr 50 großen Findlingen, die einem Hünengrabe bei Puls entnommen sind. Der Bau erreicht eine Höhe von 6 m. Den Mittelpunkt bildet ein Stein von 3 m Länge; er trägt das Bildnis Kaiser Wilhelms des Großen. Umgeben ist das eigenartige Denkmal von einer Anlage in der Größe von $3^1/_4$ ha. R. Peperkorn.



Daraus erhob sich hehr und stolz
Deutschlands Einheit und Deutschlands Macht,
Wie's nie der deutsche Träumer gedacht.
Schier über Nacht ist da erstanden
Volksfrühling allen deutschen Landen.
Baldur stand da, der Frühlingsbringer —
Wilhelm der Erste, der Feindebezwinger,
Die erratischen Blöcke ragten im Volke:
Bismarck und Roon und Helmuth Moltke;
Bismarck, erratischer Block sonder Gleiche,
Grundquader und Eckstein im neuen Reiche!

Auch wir errichten ein Mal und Zeichen,
Daß wir erlebt diese Zeit ohne Gleichen;
Wir trugen einfach zusammen nur
Die erratischen Blöcke von unsrer Flur,
Türmten bedächtig sie zu Hauf
Und setzten das Bild des Kaisers drauf:
Ein einfaches Mal, das in würdiger Art
Dem Enkelgeschlechte einst offenbart,
Daß auch wir unser Land und Volk verstanden.
So rage es auf in deutschen Landen! X.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

47. Hans un de Könisdochter.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Sö̧hns hatt. De jüng's hett Hans hêten. Nu kümmt dar mal abens so 'n ol'n Mann an bi den Bur'n, de bidd't, wat he dar man 'n Nach bliben kann.

Nȩ, secht de Bur, hê hett kên Quartêr vör em.

O, Va̧der, secht Hans, la̧t em up de La̧d' [1]) ligg'n — se sünd grad' bi to döschen weß —, denn kann he hier je gêrn bliben.

Ja, wullt du dat morn fröh wa' schier maken? secht de Ol.

Ja̧, secht Hans, ik will dat wul all' wa' schier maken.

De ol Mann slöppt je de Nach dar up de La̧d', un 'n annern Morgen geiht he je wider.

As Hans dar bi is un ma̧kt dat wa' schier, do finn't he dar 'n gri'n Büdel mit Geld up de La̧d'.

O, denkt he, den' hett de ol Mann hier verla̧rn. Schaß 'n man gau na̧lopen un bring'n em den Geldbüdel hen.

Hê kricht em uk bald wa' fa̧t.

Hö̂r Hê mal, min gôd' Mann, secht Hans, ik heff dar 'n Büdel mit Geld funn'n up de La̧d', de is Em wul ut de Tasch full'n.

Nȩ, min Sö̂hn, secht de ol Mann, den' heff ik dar mit Will'n ligg'n laten. Den' schaß du hebb'n, darvö̧r, dat du vör mi beden heß.

Nȩ, secht Hans, ik dörf kên Geld in't Hus bring'n. Nehm' Hê Sin Geld man mit.

Ja, wat wuß du di denn wul wünschen? secht de ol Mann.

Ja, denn wull ik mi wünschen, secht Hans, dat wi achter uns' Stubenfinster so 'n groten Figenbôm hadd'n.

Gôt, min Sö̧hn, secht de ol Mann. Gah man hen to Hus: dat schall di ward'n. So 'n Figenbôm schaß du hebb'n. Un de Figen, secht he, wenn dar ên is, de krank is, un de Dokter kann em ne mêhr helpen, denn kanns du em mit de Figen wa' gesund maken.

Na, annern Morgen, do kikt Hans ut 't Finster, un do steiht dar 'n groten Figenbôm in 'n Ga̧rd'n, mit Figen up.

Va̧der, secht Hans, kik doch mal ut. Wat hebbt wi dar 'n schönen Figenbôm stahn in 'n Ga̧rd'n!

Jung, wullt din Ȩten mal wa̧hrn! secht de Ol. Wullt du ol Lüd' vernarr'n hebb'n?

Hans lött awer ne af: de Ol mutt je utkiken. Jung, wo kümmt dê dar hen? fragt he.

Ja, Va̧der, secht Hans, den' heff ik mi wünscht. De ol Mann, de sȩ, ik schull mi wat wünschen. Un do heff ik mi den Figenbôm wünscht. Un mit de Figen, sȩ hê, dar kunn'n wi krank Lüd' wa' mit gesund maken.

---

*) Eine andere Fassung dieses Märchens ist schon im Oktoberheft d. J. 1903 veröffentlicht unter Nr. 40. In Nr. 40 ist vorher noch erzählt, wie Hans die Königstochter anführt, die so weit springen kann. Aus diesem Teil macht H. eine besondere Geschichte. Die Fassung dieses Teils ist übrigens von mir erfunden. Nach der Erzählung ist es etwas ganz anderes, was die Königstochter so weit kann. Das Brunhildmotiv ist in burlesker Weise parodiert. — Zu dem hier mitgeteilten Märchen vergleiche man außer Bechsteins „Hasenhüter' besonders die sehr ähnliche norwegische Fassung: Asbjørnsen u. Moe, norske Folke-Eventyr Nr. 98 u. Asbj., Auswahl usw., übers. v. Denhardt, Lpz. 81. Die weitere Literatur ist bei R. Köhler kl. Schr. I 554 angegeben.

Nu is den Köni sin Dochter grad' krank weß, un is hêl leeg'[2]) weß, un kên Dokter hett ehr helpen kunnt. Un do kümmt dar 'n Uprop vun 'n Köni, de sin Dochter wa' gesund maken kann, de schall ehr to 'n Fru hebb'n un schall Köni ward'n.

Do secht de öll's Söhn: Du, Vader, secht he, denn will ik mit 'n Kip vull Figen hen un will ehr wa' gesund maken.

Ünnerwegens begêgent em de ol Mann.

Na, min Jung, secht he, wat heß dar in din Kip?

Pêrfigen,[3]) secht he.

Denn lqt 't Pêrfigen bliben, secht de ol Mann.

Nu kümmt he je bi den Poß'n, de vör 'n Sloß steiht.

Wo wullt du hen? fragt de Poß'n.

Ja, ik will na 'n Köni sin Dochter, secht he. Ik heff hier Figen in de Kip, dar will ik ehr wa' gesund mit maken.

Denn krichs uk wul 'n gôd' Drinkgeld? secht de Poß'n.

Jq, dat kann wesen, secht he, dat krieg' 'k sachs.[4])

Ja, denn will ik dat hälfs dar awer af hebb'n, secht de Poß'n; sünß lqt ik di ne dör.

Jq, dat schall he denn uk je hebb'n.

Nu lött he sik je anmell'n un kümmt vör 'n Köni. Do mutt he sin Kip je apen maken. Un do hett he dar Pêrfigen in.

Dumm' Bengel! secht de Köni, wullt du ên'n hier anföhrn? Dar schaß du fiwuntwinti vör up 'n Puckel hebb'n.

Ja, secht he, de Poß'n wull dat hälfs af hebb'n.

Jq, dat kann he uk kriegen, secht de Köni.

Do ward de Poß'n rin hqlt. Un do kricht dê dat hälfs, un dat hälfs kricht de anner. Un do geiht he je wa' hen to Hus.

Ünnerwegens, do denkt he: Nu lqt den annern sik uk man 'n Jackvull hal'n. Schaß dar man niks vun segg'n to Hus.

As hê in 'n Hus' kümmt, na, fragt de Ol, wo hett 't gahn?

O, ganz gôt, secht he. Awer se hett noch ne nog.[5]) Se will noch mêhr hebb'n.

Annern Morgen kümmt de twêt Söhn bi un packt sik de Kip vull Figen. Un do hê je hen.

Ünnerwegens kümmt de ol Mann dar wedder her.

Na, min Jung, secht he, wat heß dar in de Kip?

Pêrfigen, secht he.

Denn lqt 't Pêrfigen bliben, secht de ol Mann.

As hê bi den Poß'n kümmt — dat 's 'n annern weß —, na, secht de Poß'n, wo wullt du hen?

Ja, ik heff hier 'n Kip vull Figen, secht he, de schall den Köni sin Dochter hebb'n.

O, denn krichs uk wul 'n gôd Drinkgeld? secht de Poß'n.

Jq, dat krieg' 'k sachs, secht he.

Ja, denn schaß mi dat hälfs dar awer af geben, secht de Poß'n. Sünß kümms ne rin.

Jq, dat kann he denn uk je kriegen.

As hê vör 'n Köni kummt, do mutt he sin Kip je apen maken. Un do hett he dar Pêrfigen in.

Nç, secht de Köni, dat is doch rein to dull. Een is hier al weß un wull mi anföhrn, un du büß nu de twêt! Awer ik will ju Bengelstüg dat aflêhrn! Heda! wo is de Wach? Tell't mi den' dar mal föfti up, un dat todçgen![6])

Ja, secht he, de Poß'n wull dat hälfs dar af hebb'n.

Do kricht de Poß'n fiwuntwinti, un hê uk fiwuntwinti.

Döwel, denkt he, as he ut 'n Sloß herut is, dat sünd ol aasi Figen! Awer nu schall Hans uk hen. De kricht je noch mal so vęl.

As hê in 'n Hus' kümmt, na, fragt de Ol, wo hett 't gahn?

O, ganz gôt, secht he. Awer se is noch ne ganz wa' beter. Se will noch mêhr hebb'n.

Ja, secht Hans, denn will ik morn fröh mit 'n Kipvull hen.

Annern Morgen plückt Hans sik je Figen in de Kip, un do dar je mit los'.

Ünnerwegens begêgent de ol Mann em uk.

Min Jung, wat heß in din Kip?

Dar heff ik Figen in, secht Hans. De wull ik den Köni sin Dochter hen bring'n; de is je so krank.

Ja, denn gah man hen, secht de ol Mann. Denn schüllt 't uk Figen bliben.

Nu kümmt he je bi de Schildwach.

Do hebbt de Suldaten awer al all' Beschêd weten, wenn dar ên mit 'n Kip kôm, wat dat denn vör 'n Drinkgeld lohn'. Un do denkt de Poß'n: Dar schaß di wul vör wąhrn! un lött Hans so in dat Dôr herin gahn, secht em gar niks.

As Hans vör 'n Köni kümmt, na, secht de Köni, twê sünd hier al weß. Denn mąk de Kip mal apen.

O, do sünd de Figen je so schön! Do sünd se noch hêl vęl schöner, as Hans ehr plückt hett.

De Könisdochter, de itt dar je 'n paar vun: do ward se al gri wat beter. Un do itt se dar noch mêhr vun: do is se ganz wa' gesund.

Ja, min Jung, secht de Köni, to 'n Fru kanns du min Dochter awer noch ne kriegen. Du muß morn fröh noch mal wedder kam'n. Ik heff hier hunnert Hasen in 'n Tôr'n, de muß du hȫden. Un denn heff ik 'n Esel, dar muß du up achter an riden, achter de Hasen. Un wenn du ehr 'n ganzen Dag hȫden kanns, dat du ehr all' hunnert wa' mit to Hus bring's abens, denn schaß du min Dochter hebb'n.

Darmit geiht Hans je weg, hen to Hus.

Na, fragt de annern beiden, wo hett 't gahn? Se mênt je, hê hett uk Prügels kregen.

O, ganz gôt, secht Hans. Awer ik schall morn fröh wedder kam'n un schall den Köni sin hunnert Hasen hȫden.

Ja, dar krichs wul wat mit to dôn, seggt se. Du kanns je nich mal de Swin hȫden.

Annern Morgen geiht Hans je wa' hen.

Do begêgent de ol Mann em wedder.

Na, min Sǫhn, secht he, wo wullt du hen?

Ja, de Köni will mi sin Dochter noch ne geben, secht Hans. Ik schall em êrs sin hunnert Hasen ên'n Dag ǫwer hȫden un schall up 'n Esel achter an riden. Awer dat kann 'k je ne, secht he.

Ją, secht de ol Mann, dar ląt 'n Kopp man nich üm häng'n. Ląt de Hasen man lopen, wo se wüllt. Sieh, hier heß du 'n Fleit, secht he. Wenn du dar up fleiten deis, denn kąmt de Hasen all' wedder up 'n Dutt.

As Hans dar kümmt bi 'n Köni, do ward em sin hunnert Hasen rut tell't ut 'n Tôr'n. Un do bringt se em den Esel denn je, dar sett he sik up, un do ritt he na de Drêschkoppel [7]) hen, wo he de hunnert Hasen hȫden schall.

As hê dar kümmt, do is ne ên Has' to hȫrn un to sêhn. Hans kricht sin Fleit ut de Tasch un fleit: do sind all' de hunnert Hasen wedder dar.

De Köni un sin Fru un sin Dochter, de kikt ut 't Finster. Se wüllt je sêhn, wo Hans dar mit to gang' kümmt, mit dat Hasenhöden. Awer Hans hett sin Hasen ümmer wedder up 'n Dutt.

Do secht de Köni: Dat geiht min Dag' ne to 'n Göden. De Bengel kricht uns fat. Du muß mal hen gahn, secht he to sin Dochter, un muß sêhn, wat du em ne ên'n Hasen afköpen kanns. Denn hett he sin Hasen vunabend je ne all'.

De Könisdochter treckt sik üm as 'n Burdêrn, un do kümmt se je bi Hans an mit ehr Kip.

Min Jung, secht se, wullt du mi ne ên'n Hasen verköpen?

Nę, Dêrn, secht he, verköpen dô 'k kên'n. Awer wenn du mi 'n Kuß geben wullt, denn schaß ên'n hebb'n.

O, denkt se, hier is je wider nümm's, de dat sêhn deit: dat mutt je all' sin'n Will'n hebb'n; wenn du man 'n Hasen krichs. Un do secht se, ją, denn will se em 'n Kuß geben.

Do kricht Hans 'n Hasen fat un sett den' in ehr Kip. Un sê gifft Hans 'n Kuß. Un do geiht se mit ehr'n Hasen af.

Se is man êrs half hen to Hus, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un do wutscht de Has' ehr ut de Kip herut un kümmt bi Hans wa' an lopen.

Nu mutt den Köni sin Fru je hen. De treckt sik uk je üm — as so 'n ol Burfru —, un do will se em uk je 'n Hasen afköpen.

Nę, secht he, verköpen deit he kên'n. Awer wenn se sin'n Esel 'n Kuß geben will,[8]) denn schall se 'n Hasen hebb'n.

Na, dat will s' êrs je gar ne, 'n ol'n Esel küssen! Awer se kann je niks mit den Bengel ward'n, un do denkt se toletz: Muß dat doch man dôn. Hier is uk je wider nümm's, de dat sêhn deit.

Do kricht Hans wedder 'n Hasen fat un sett em in ehr Kip. Un sê gifft den ol'n Esel 'n Kuß. Un do geiht se je mit ehr'n Hasen af.

Se is man êrs half hen to Hus, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un wutsch! springt de Has' ehr ut de Kip herut un kümmt up de Koppel wedder an.

Nu mutt de Köni je sülb'n hen.

Hê treckt sik üm as Jäger, un do kümmt he dar je an bi Hans.

O, min Jung, secht he, wat heß du hier ênmal 'n Schôw[9]) Hasen! Un ik bün den ganzen Dag up de Jagd weß un heff gar ne ên'n to sêhn kregen. Du kunns so gôt wesen un kunns mi ên'n verköpen. Ik will di em gôt betahl'n.

Nę, secht Hans, verköpen deit he kên'n. Awer wenn he sin'n Esel 'n Kuß geben will achter ünner 'n Stêrt, denn kann he ên'n kriegen.

Na, dar will he je kortut ne ran toêrs. Awer wat is dar bi uptostell'n? Hans will dat je ne anners. Un do denkt he: Hier is je wider nümm's, de dat sêhn deit: denn lat 't dôn, wat 't will! Un do secht he to Hans, ją, denn will he dat.

Do kricht Hans em 'n Hasen in sin Jagdtasch. Un de Köni gifft den ol'n Esel 'n Kuß achter ünner'n Stêrt. Un do geiht he je mit sin'n Hasen af.

Hê is noch ne half hen, do fleit Hans, un do neiht de Has' je wa' ut.

Nu ward dat je Abend. Un do kümmt Hans je up sin'n Esel an riden un hött all' sin hunnert Hasen vör sik her. Un do ward de Hasen je wa' rin tell't na 'n Tor'n: do sünd se dar all' hunnert wedder.

So, Hans, secht de Köni, dat heß du gôt mąkt. Awer min Dochter kanns du doch noch ne kriegen. Du muß morn noch mal wedder kąm'n. Ik heff drê grot Säck neih'n laten, secht he, de muß du êrs vull lêgen. Wenn du dat kanns, denn schaß du min Dochter hebb'n.

Na, Hans mutt je êrs so wa' weg.

Ünnerwegens begêgent de ol Mann em wedder.

Na, Hans, secht he, wat schgd't di? Du sühß je so benau't ut.

Ja, secht Hans, so un so. Un do vertell't he em dat.

O, secht de ol Mann, de drê Säck, de krichs je lich vull lagen. Un do secht he em Beschêd, wo he dat maken schall.

Annern Morgen kümmt Hans je wa' an bi 'n Köni.

Na, Hans, secht de Köni, kanns du de drê Säck nu vull lêgen?

Ją, secht Hans, awer de Königin un de Könisdochter, de mǫ̈t dar bi wesen, un de ganz Hoffstąt uk. De mǫ̈t dat all' mit anhörn, secht he. Sünß geiht dat ne.

Ją, dat kann denn uk je angahn.

Nu ward se je all' tosam'n ropen. Un as se dar all' sünd up 'n Saal, do secht de Köni: So, Hans, hier heß du de drê Säck. Nu lêg' man tô, dat du ehr vull krichs.

Ja, Herr Köni, secht Hans, as ik gistern min hunnert Hasen hödd' up de Koppel, do kö̂m den Köni sin Dochter dar bi mi an un wull mi 'n Hasen afköpen. Do sę ik to ehr, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn se mi —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Könisdochter. Un darmit kricht Hans den ên'n Sack her un binn't em tô.

Un naher, secht he, do kö̂m den Köni sin Fru, de wull mi uk 'n Hasen afköpen. Do sę ik to ehr, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn se min'n Esel —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Königin. Un darmit binn't Hans den twêten Sack tô.

Ja, un toletz, secht Hans, do kö̂m de Köni sülb'n un wull mi uk 'n Hasen afköpen. Do sę ik to em, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn he min'n Esel —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Köni. Un darmit binn't Hans den drüdd'n Sack tô.

Nu hett Hans je all' drê Säck vull lagen hatt. Un do hett he den Köni sin Dochter to 'n Fru kregen un is Köni word'n. Nach Hünike in Neustadt i. Holst.

Anmerkungen: 1) Wenn das Getreide gedroschen werden soll, werden die Garben aus einander genommen und auf der großen (Lehm-) Diele schier und in gleichmäßiger Höhe hin gebreitet. Das so hin gebreitete Getreide heißt de Lad'. Eine Erklärung des Worts weiß ich nicht zu geben. Daß es aus Lag' entstellt sei, möchte ich kaum glauben. 2) sehr schlimm krank. 3) In Nr. 40 wurde dieser Ausdruck gebraucht, hier der eigentliche. 4) ‚vielleicht', eigentl. ‚sachte'. 5) H. spricht mehr noch als nog'. Diese Aussprache ist mir auch sonst begegnet. 6) ‚gehörig', eigtl. ‚zum Gedeihen'. 7) Eine Koppel, die ‚in 'n Dreesch' liegt, ‚Weidekoppel'. 8) Die Bedingungen, die die Königstochter und die Königin erfüllen müssen, sind nach der Erzählung derber. 9) Schar, Menge.



Fig. 1. Die Wittstedter Kirche und Hünengräber, zwei alte Zeugen aus christlicher und heidnischer Zeit.

15. Generalversammlung
des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck
am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

Der Dienstagnachmittag war der Besichtigung des Hünengräberfeldes bei Wittstedt gewidmet.[1] Um 2^{50} bestieg unsere Reisegesellschaft den Zug und erfreute sich bald an dem schönen Landschaftsbilde, in dem frische Wiesen, herrliche Buchenwälder und wogende Kornfelder mit einander abwechselten und die Reize einer nordschleswigschen Landschaft enthüllten. Bei Wittstedt ändert sich der Landschaftscharakter: Hecken und Knicks werden durch Erd- und Steinwälle verdrängt; der Blick schweift weit hinaus über flaches Heideland, das mit dunklem Heidekraut bestanden ist. Aber die Kultur hat auch hier und da Wandel geschaffen und manche Strecken des Ödlandes in Ackerland verwandelt. Schwer arbeitete der Heidpflug — ein Glück für das Gräberfeld. Wäre es ehedem auf fruchtbarer Erdscholle errichtet, wer weiß, ob es heute noch in seiner Gesamtheit vorhanden gewesen wäre. — Am Bahnhof nimmt uns unser Führer, Herr Organist Christensen, in Empfang und stellt uns mit Fleiß dorthin, wo wir die ganze Gräberstätte am besten überschauen können. Da liegt es! Hügel reiht sich an Hügel (Fig. 1—3), und gerade vor uns dehnen sich die Riesenbetten aus, Langgräber, die durch hohe Kantsteine abgegrenzt werden. Viele derselben fehlen allerdings. Als man 1888 mit der Restaurierung der Gräber begann, da wurden wenigstens die Steine, die zwar bei Seite geschafft, aber doch noch nicht ganz verschleppt worden waren, so gut wie es ging, in ihre ursprüngliche Lage gebracht. Das größte Grab hat eine Länge von etwa 150 m. (Fig. 4) Wir schreiten hinüber und gedenken pietätvoll jener dunklen Zeiten, in denen hier die Helden zur letzten Ruhe bestattet wurden. Namen schweigen, aber die Steine reden, reden von jener urwüchsigen Kraft, die vor keiner Mühe zurückschreckte, den lieben Toten eine Wohnung zu bereiten, aus der ein frommer Glaube dereinst die Leiber zu neuem Leben und neuem Kampfe erstehen sah. Man staune: Die Kammer in dem „Holmshushügel" (Fig. 5), in welche wir gebückt eintreten und deren Inneres wir durch ein profanes Stearinlicht erleuchten, ist 3,50 m lang und 3,25 m breit und wird von einem einzigen Steine gedeckt, der von elf 1,40 m hohen Steinen getragen wird. Wo ist das Zyklopengeschlecht, das mit den primitivsten Werkzeugen solche Gräber schuf? Der



Fig. 2. Die Wittstedter Kirche mit Hünengräbern, die nördlich der Kirche gelegen sind.



Fig. 3. Gräber am Abkjer-Wittstedter Kirchenweg.

[1] Die Klischees zu den Bildern 1—9 verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Organisten Christensen in Wittstedt. Die Originalzeichnungen sind, von unserm Mitgliede Buchbinder J. Raben in Christiansfeld entworfen, im Krug „Slukefter" aufgehängt — ein würdiger Schmuck heimatlicher Motive, dem man leider noch recht wenig begegnet, am allerwenigsten in Wirtschaften.



Fig. 4. Riesenbett am Abkjer-Wittstedter Kirchenweg.
Ein großer Felsblock bildet den Schlußstein des südöstlichsten Langgrabes.

Hügel selbst ist 6 m hoch, der Deckstein liegt 2,50 m tief. Eine Feuerstelle mit Leichenresten, eine kleine Flintaxt, Scherben eines Tongefäßes, Flintmesser und einige Bernsteinperlen waren die einzigen Fundsachen, die 1883—84 ausgegraben wurden. Das Grab ist jetzt im Besitz des Haderslebener Kreises, dem Wanderer gegen ein kleines Trinkgeld zugänglich; man wende sich nur an den Hüter des Grabes in Holmshus. (Fig. 6.) Ein ähnlicher Grabhügel hat lange Zeit einem alten Ehepaare als Klause gedient. (Fig. 7.) Es bedurfte nur eines kleinen Anbaues; denn die große Grabkammer diente zugleich als Wohnstube. Der Steinkranz hatte seine Rolle vertauscht: er umrahmte die Wohnstätte der Lebenden. Jetzt freilich furcht der Pflug die Stätte, die aufs neue in Grabesstille gebettet ist. — —



Fig. 5. Holmshushügel. Der Weg zur Steinkammer führt durch eine aus rohen Ästen gezimmerte Tür.

Dort winkt das weißgetünchte Gotteshaus mit rotem Ziegeldach im Sonnenschein hell und freundlich herüber. (Fig. 8 u. 10.) Unser Weg führt uns vom Pastoratsgarten um einen kleinen See herum, dessen nördliches Ufer eine freundliche Anlage ziert. Herr Pastor Kühl geleitet uns an die Stätte seiner Arbeit. Die Kirche ist sehr alt; man weiß nichts Näheres über die Zeit der Erbauung. Ursprünglich umfaßte sie wahrscheinlich nur den jetzigen Chorraum. Bei der Erweiterung wurde später die westliche Mauer durchbrochen, um Schiff und Turm anzubauen. Turm- und Chorraum erhielten Gewölbe, das Schiff eine Bretterdecke, bis 1900 mit der Umwandlung in eine Kreuzkirche auch das Schiff durch ein Gewölbe ausgestattet wurde. Der Altar wurde 1900 in Osterlygum gekauft und befindet sich zur Zeit noch in Berlin, wo er von Professor Tauber restauriert wird. Im übrigen stimmt der Schmuck des Gotteshauses (Kanzel, Gestühl, Orgel, Bemalung, Fenster) das Innere durchaus feierlich, wo andere Dorfkirchen uns durch



Fig. 6. Holmshus mit Holmshügel.
Der Besitzer der Kate, Bertel Lauritzen,
ist vom Kreis als Wächter der Steinkammer bestellt.

die nackten Wände usw. vielfach recht kalt lassen. Die Wittstedter Kirche zählt sicherlich zu den schönsten Landkirchen unserer Provinz.

Eine gemeinsame Kaffeetafel im Gasthause „Slukefter" beschloß unsern Rundgang, für dessen glücklichen Verlauf unser Vorsitzender, Rektor Peters, den beiden Führern dankte. Für den Besuch der Ober-Jersdaler Gräberkette (Fig. 9) blieb leider keine Zeit. Auch hätten wir sehr gern den Ochsenweg aufgesucht, der hier durch den östlichen Teil des Kirchspiels hindurchführt und in früherer Zeit die Hauptverkehrsader zwischen Dänemark und den Herzogtümern bedeutete. Wir wären sonst auch noch zum Krug Immerwatt (Fig. 10) gekommen, wo die Dänen 1420 unter Tönne Rönnow und Peter Hogenschild von den Holsteinern geschlagen wurden. (Fig. 11.) Bekannt ist das Spottlied:

„Bei Immerwatt, bei Immerwatt
bekam der Dän' ein Teufelsbad."

(Schluß folgt.)



Fig. 7. Das östlichste Hünengrab, das vorübergehend zur Wohnstätte von Lebenden gedient hat.



Fig. 8. Die Kirche zu Wittstedt.
Die Mauern sind aus Quadern und Feldsteinen erbaut.



Mitteilung.

Zu Laß' Aufsatz über die Schlacht an der Hamme („Heimat" 1904, S. 254). Eine Mahnung. Wie schwer Irrtümer auszurotten sind, zeigt die Bemerkung S. 254, Z. 13 v. u.: „Das Kloster zu Marne wurde mit Geschenken besonders reich bedacht." Zu Marne ist niemals ein Kloster gewesen, und der Name Marne hat nichts mit Mergenowe, dem Namen des Klosters, zu tun. Marne, Marren, Merren ist ein altes Appellativ mit der Bedeutung: erhöhte sandige oder steinige Stelle im Watt oder am Geestrande; Marienau ist nichts anderes als das Kloster in Meldorf. Laß hat wahrscheinlich die von R. Nehlsen geschriebene Dithmarscher Geschichte benutzt. Es ist zu bedauern, daß diese letzte Bearbeitung (Hamburg, ohne Jahr! erschienen 1895) der Geschichte Dithmarschens so kritiklos ist und alte Fabeln in unverantwortlicher Weise aufwärmt, hier und da auch arge Phantastereien hinzufügt (wie über das alte Wappen des Landes). Wer über



Fig. 9. Gangbau bei Ober-Jersdal.
Der Gang ist 2 m lang.

dithmarsische Geschichte schreiben will, ohne eingehende Studien zu machen, halte sich an Chalybäus' Arbeit, die einzig brauchbare aus neuerer Zeit, die von Nehlsen seltsamerweise mit keiner Silbe erwähnt wird. — Die gleiche Vorsicht ist denen anzu-



Fig. 10. Der Krug Immerwatt.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)



Fig. 11. Die Kirche zu Wittstedt.
Ein Blick auf die Immerwatter Heide.

empfehlen, welche über nordfriesische Geschichte berichten und Heimreichs oder C. P. Hansens Schriften benutzen. Nirgends ist so viel gefabelt wie in den Chroniken und Karten über Nordfriesland. Man findet in Zeitungsfeuilletons oft die alten Chroniken „ausgeschlachtet," als ob seit deren Erscheinen die wissenschaftliche Forschung geschlafen hätte und alles, was in ernsten und gründlichen Arbeiten in den bändereichen Jahrbüchern, Zeitschriften usw. über schleswig-holsteinische Geschichte veröffentlicht ist, als „Luft" anzusehen wäre. Es ist etwas Schönes, das größere Publikum zu belehren, aber man soll nicht alte Fabeln wieder auftischen!

Oldesloe. R. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 9. September 1905.

Hartwig Friedrich Wiese.

Nekrolog mit ornithologischen Beiträgen aus seinen Briefen.

Von **Paul Leverkühn** in Sophia.

II.

7. Juli 1890. Vom Rigi-Kulm. Hier den großen Accentor jung beobachtet.

24. Juli 1890. Von Bern. Die Türme noch nicht bis zum Dache für den Abbruch eingerüstet, daher Cypselus melba-Nester nicht erreichbar. — Im Lago Maggiore einen Fischadler (Pandion haliaetus) einschlagen gesehen.

1. August 1890. Eine Menge kleiner Vögel, die auf dem Rigikulm im Grase ihre Nahrung suchten, ist mir der Spezies nach zweifelhaft geblieben. Einige scheinen mir den Lauten nach Pieper zu sein, eine Art hatte einen grünen Bürzel (Anthus aquaticus Bechst.?). Ein größerer Vogel, der namentlich auf dem Kulm auf den Einzäunungen herumsaß, scheint mir Accentor alpinus zu sein. — In Locarno, Hôtel Suisse, längere Station beim biedern Wirt Magiora, Jäger, Vogelliebhaber, Ausstopfer und Fischerei-Inspektor. Er verschaffte mir gleich am zweiten Tage eine kolossale Viper, und auf seine Veranlassung habe ich von hier aus die schönsten Exkursionen ausgeführt, auch hier am meisten gesammelt. Daß Vogelschutz dort und in Italien sonst durchzuführen sei, bezweifelte er stark. Die prachtvolle große, smaragdgrüne Eidechse habe ich einige Male im Sonnenbrand auf Mauern angetroffen, ohne jedoch ihrer habhaft werden zu können. — Auf der Fahrt zum Lago maggiore sah ich Gabelweihen schweben, und Fischreiher (Ard. cinerea) zogen. Auffallend war mir die große Menge von Schwalben in Mailand und der Mangel an anderen Vögeln. Passer italicus im Giardino publico, aber scheu und nicht wie unser Spatz. Es tut mir jetzt leid, daß ich nicht einen, den man in dortigen Naturalienhandlungen hätte haben können, mitgebracht habe. — Auf der Fahrt durch den Jura sah ich ein allerliebstes Bild: Hoch oben an einer Höhle der Felswand stand ein Paar junger Raubvögel auslugen. Turmfalken (C. tinnunculus) vielfach beobachtet. Schöner Anblick, wenn sie unter dem Beschauer den Felsen verließen und durch das Tal strichen. (Die Raubvögel in der Felshöhle zeigt am Schluß des anmutigen Briefes eine niedliche Federzeichnung.)

27. August 1890. Erinnerung aus dem Reuß-Tal: Ich saß auf dem steinernen Geländer der zweiten Brücke zwischen Göschenen und Andermatt; unter mir tobte in wildem Sturze über Felsen der Fluß; dazwischen dröhnten von der Felswand

herunter Schüsse von den Sprengarbeiten, welche die Schweizer Regierung ausführen läßt. Mir gegenüber auf dem anderen Geländer der Brücke saß ein Zaunkönig und schmetterte sein helles Lied in den schönen Morgen hinein, unbekümmert um das Getöse über und unter ihm.

Von Schönkirchen: Beim Blick aus dem Fenster bemerke ich wenigstens ein Dutzend Amseln im Garten, auf dem Boden nach Würmern, abgefallenen Beeren usw. umhersuchend. Es ist ein stürmischer und regnerischer Morgen. Auch eine Graudrossel (Turd. musicus) ist unter ihnen.

6. Dezember 1890. Der erste Winter, der hier plötzlich und strenge eingetreten ist, bringt mir jedes Jahr zuerst eine Anzahl Grünfinken auf den Futterplatz, die wohl aus dem Norden stammen. Außerdem sind heute Morgen da: Ein Paar Schwarzdrosseln, und zwar ein seit Jahren in der Nähe des Hauses nistendes; 3 männliche und 2 weibliche Buchfinken, ein Paar Speckmeisen, 1 dito Sumpfmeise, dies Paar ist mir seit Jahren getreu; 1 Blaumeise (Parus caeruleus), 1 Rotkehlchen (Erithac. rubecula), einige Goldammern (Emb. citrinella) und Feldspatzen (Parus montanus), letztere fressen mit Gier die Beeren von Evonymus europaeus und werden mir deshalb unangenehm, weil sie mir den prächtigen Anblick des mit Beeren besetzten Strauches vor meinem Fenster rauben. Gestern begegnete ich einem großen Schwarm Buch- und Bergfinken in der Nähe des Oppendorfer Gehölzes. Eine Ralle war vor einigen Tagen an den Draht geflogen; dieselben scheinen Winters hier zu bleiben.

6. Januar 1891. Wir sitzen hier recht mitten im harten Winter drin und füttern die Vögel.

1. April 1891. Nachdem ich Ihr höchst gediegenes Buch über die fremden Eier gelesen, möchte ich glauben, daß manche der im Bädecker abgebildeten, so außerordentlich verschiedenen, einer Art zugeschriebenen Eier von einer anderen Art ins Nest gelegt worden sind. Auffällig ist seine Tafel 22 (4); sie scheint abweichend von den anderen mit der Hand gemalt zu sein [1]). Daß sie am Ornithologen-Kongreß teilnehmen werden, freut mich sehr, ich bitte Sie, tun Sie doch, was Sie können, für den Storch!

25. Juni 1891. Mein alter Garten-Buchfink führt mir seine ausgeflogenen Jungen täglich vors Fenster, schält die ihm zugeworfenen Hanfkörner ab und atzt die bettelnden Kinder mit denselben, wobei ihn ein verwitwetes Weibchen unterstützt; jedoch sieht er dies nicht gern, und sie muß sich vor seinen Schnabelhieben in acht nehmen. Einige soeben ihm zugeworfene Brummer (Fliegen) werden mit Begierde ergriffen und den Jungen gereicht. — Am Hause sind in diesem Jahre 8 Schwalbenbruten gediehen, es ist dies aber nur dadurch möglich geworden, daß ich die Spatzen abhalte, die Nester zu okkupieren; ohne Schutz kommt fast kein einziges Paar mit seiner Brut zustande.

15. November 1891. In Naumann (Ed. III. Bd. III. Tafel 39) hat der Stieglitz einen zu dicken Kopf und Schnabel. — Wenn kein Irrtum vorliegt, so haben wir in unserer Feldmark Schönkirchen seit dem Herbst einen Adler als Standvogel. Es wurde mir von verschiedenen Seiten Mitteilung über einen gesehenen großen Vogel, der Gänse wegnehmen soll, gemacht. Alle meine den Leuten ausgesprochenen Vermutungen, die auf Milan, Habicht, Bussard u. dgl. gingen, wurden zurückgewiesen und namentlich betont, der Vogel sei viel, viel größer. Nun stand ich vor ca. 14 Tagen hinter der Kirche, von welchem erhöhten Standpunkt

---

[1]) Sie stellt Turd. viscivorus, pilaris, musicus usw. dar und ist verschieden von der im Journ. f. Ornith. 1858, Taf. II (S. 229—231) als Probetafel mitgegebenen, welche ebenfalls Drosseleier wiedergibt.

man einen großen Teil der Felder übersieht, und wurde aufmerksam auf eine Schar Krähen, die in der Richtung nach Mönkeberg, nach dem Hafen zu aufkamen, Geschrei erhoben und einen großen Vogel umschwärmten. Nach der Größe und nach der gelbbraunen Farbe des Rückens, die ich durchs Fernrohr wahrnehmen konnte, muß ich den Beobachtern recht geben, daß es keiner der gewöhnlichen Raubvögel sein könnte, und ich vermute einen Seeadler (Hal. albicilla), kann aber nichts bestimmtes behaupten.[1]) Diesen Sommer hat ein Rohrsänger nahe hinter unserm Garten genistet; Vogel, Nest mit der Staude, worin es sitzt, samt einem Ei, werde ich Ihnen vorlegen, um die Art zu erfahren. Es wird wohl palustris sein, den alten Vogel habe ich geschossen, aber erst als die ausgeflogenen Jungen selbständig waren. Das Ei ist gefärbt und gezeichnet wie ein Saatkrähen-Ei.[2]) — Hier ist die Meinung verbreitet, daß der Storch jährliche Wohnungsmiethe bezahlt; dies soll in einem dreijährigen Turnus in der Weise geschehen, daß im 1. Jahre eine der großen Schwungfedern, im 2. ein Ei, und im 3. Jahr ein ganzer Storch vom Nest heruntergeworfen wird. Daß wir in den verschiedenen Jahren bald das eine, bald das andere gefunden haben, ist mir aus meiner Jugendzeit erinnerlich, auch daß diese Störche Morgens da lagen, also in der Nacht herabgeworfen oder gebracht sein mußten. Das Ei war unzerbrochen, auch wenn es auf dem Erdboden lag, was bei diesem Herabwerfen von 40 Fuß Höhe kaum möglich scheint. Das Junge war lebendig; es ist mehrere Male wieder ins Nest gesetzt, wurde aber alsbald wieder heruntergeworfen. Daß nächtliche Überfälle seitens anderer Störche stattfinden, habe ich selbst beobachtet, auch daß hierbei Eier herausgeworfen wurden, die dann aber beim Fallen zerbrachen. — Die Stare haben wir diesen Sommer durch Scheuchen nebenstehender Einrichtung (Federzeichnung) 2 alte Röcke und dazwischen ein Spiegel und über dem Baum so aufgehangen, daß sie in ständiger Bewegung sich befinden, ferner durch in den Baum gehäufte Kotzen und Beutel mit Assa foetida, sowie durch ständiges Schreien, von den Johannisbeeren, Kirschen und Hollunderbäumen abgehalten.

1. Januar 1892. Wie in aller Welt kommt Friderich zu der wunderbaren Angabe über den Storch auf S. 847.[3]) Unsere holstein'schen Störche verfahren wenigstens nicht anders als so: (entzückende Federzeichnung, die in drastischer Weise das zeigt, was Rohweder im neuen Naumann Ed. III. Bd. VI. S. 313 Anm. mit folgenden Worten darstellt, indem er ebenfalls Friderich (ohne ihn zu nennen) verbessert: „Im Nest trippeln die Störche steifbeinig rückwärts bis an den Rand, senken den Körper nach vorn, und der Auswurf fliegt — da die Vögel stets mit dem Kopf gegen den Wind sich richten, — an der Leeseite meist in weitem Bogen über Bord.")

1. Mai 1894. Von Capri. Von der schönsten aller Inseln, unter Palmen; Rosen- und Orangen-Düfte erfüllen die Luft; das blaue Meer schlägt tief unten an die Felsenklippen. In der Ferne liegen Ischia, Neapel, der Vesuv und Pompeji in rotgoldenem Schein. Wachtelschlag (Cotur. dactylisonans), Stieglitzgesang und Spatzengeschilk erschallt hin und wieder.

6. Oktober 1894. Die Hitze war hier so groß, daß die alten Störche auf unserer Scheune die Jungen mit ausgebreiteten Flügeln vor den Sonnenstrahlen

---

[1]) Jedenfalls ein junger Seeadler. Ich habe während meiner zahlreichen Strandtouren in den zwei Jahren 1886 und 1887 häufiger bei Kiel Seeadler im braunen, unausgefärbten Kleide beobachtet.

[2]) Bei Kiel und bei Schönkirchen kommt die als horticola unterschiedene Form vor; die angegebene Gegend bei Schönkirchen ist durchaus nicht sumpfig.

[3]) Naturgeschichte der deutschen Vögel, 4. Aufl. 1891, S. 847: „Sonderbar ist die Weise, wie sich die Störche ihrer weiß-flüssigen Exkremente entledigen: sie drücken den Bürzel nieder und spritzen den Unrat zwischen den Beinen durch, vor sich hin!"

schützten, auch sie mit Wasser tränken mußten. Mittlerweile ist's Herbst geworden, trübe und kalt, und von den Vögeln treten jetzt die letzten die Reise an, die ich diesen Frühling unternommen. — In Sorrent stand in einem Schaufenster ein wundervoller, vorzüglich präparierter Merops apiaster zum Verkauf, auf den Höhen standen in Reihen hohe Masten, zwischen denen Netze für den Wachtelfang aufgespannt werden. Überall knallte man dort auf diese Vögel los, ebenso auf Capri. Einmal fand ich dort in meinem Zimmer einen Skorpion. — Im vorigen Herbst holten in Mönkeberg aus Taubenschlägen, die nachts offen blieben, Eulen (Syrn. aluco) die Tauben weg.

16. Januar 1896. Einige Tage vor Weihnachten hat der Oppendorfer Jäger einen schönen Rauhfußbussard (Archibuteo lagopus) erlegt und mir übergeben. Es hielten sich daselbst noch mehrere dieser Vögel auf. Als Stammgäste vor dem Fenster habe ich seit dem Herbst auch Sitta, die außerordentlich zutraulich geworden sind, vor deren Stößen, wenn es sich um dargereichte Hanfkörner handelt, sich aber namentlich die beiden kleinen Sumpfmeisen in acht nehmen müssen. Von den letzteren hat die eine ein gebrochenes Bein, und ich habe den einen meiner vorgenannten Hänse stark im Verdacht, es ihr abgebrochen zu haben. Im (Kieler) Museum hängt jetzt ein großes schönes Bild von Möbius, gestiftet zu seinem 70. Geburtstage.

24. April 1898. Können Sie Genaueres über Wanzen in Schwalbennestern angeben?

27. Februar 1900. Am 5. November v. Js., einem heiteren warmen Tage, gewahrte ich auf einem Stoppelfelde in der Nähe des Kasseteiches, der behufs Abfischens abgelassen war, eine Schar gänseartiger Vögel, die mit aufgerichteten Hälsen dastanden, und deren Gefieder in der Sonne weiß erglänzte. Sie waren scheu und erhoben sich, obgleich ich wohl 4—500 Schritt entfernt in einem Knick stand, bei einer Bewegung meinerseits mehrmal in die Luft, und dann zeigte es sich, daß sie schwarze Flügelspitzen hatten. Einige hatten ein hellgraues Gefieder. In der angegebenen Entfernung war es mir, da ich kein Glas bei mir hatte, nicht möglich, Genaueres festzustellen. Ich habe an Anser hyperboreus gedacht, auf welche das Aussehen mir allein zu passen scheint; doch ist wohl nicht anzunehmen, daß selbige im Herbst sich in Scharen hier eingestellt hat. Einen anderen Vogel weiß ich nicht ausfindig zu machen, auf den die beobachteten Merkmale paßten; doch will ich nicht verhehlen, daß bei der Entfernung der Vögel ein teilweises Versehen meinerseits unterlaufen sein könnte. Daß es keine Reiher- oder Mövenarten gewesen sind, glaube ich ziemlich sicher behaupten zu können. — Die Wintergäste des Vogelfutterplatzes verziehen sich allmählich. Besonderheiten sind nicht dagewesen, nordische Grünfinken waren zahlreich den ganzen Winter hier und einige Braunellen (Acc. modularis), die nach meinen Beobachtungen erst angefangen haben, hier zu überwintern, seitdem sie gefüttert werden. Sodann habe ich einen Kernbeißer (Coccothr. vulgaris) diesen Winter zum ersten Male als eingewöhnten und sehr zutraulich gewordenen Gast auf meinem Futterplatz gehabt; außer Hanf und Rübsamen nahm er auch allerlei Speisereste an. — Ich habe seit Jahren zu schaffen mit Wanzen in meinen Schwalbennestern; eine, die auch ins Haus eingedrungen ist, erklärte Prof. Brandt in Kiel für die echte Bettwanze, während Taschenberg sie als eine ganz andere Art diagnosciert hat, was mich sehr beruhigt hat. [1])

10. Dezember 1901. Ich hatte diesen Herbst während mehrerer Wochen das

---

[1]) Siehe Wieses Notiz in der „Ornith. Monatsschr. XXIV, 1899, S. 39—40 und Taschenbergs Bemerkungen dazu (ebd.) Vergl. auch Löw, Über die Bewohner der Schwalbennester (Verh. d. k. k. zool.-bot. Ges. in Wien. XI, 1861, S. 393—398 und 749—751).

Vergnügen, allabendlich im Garten eine Nachtschwalbe (Caprim. europaeus) in ihrem schönen Fluge zu beobachten. Zu meinem Leidwesen ist sie eines Abends von einer Waldeule verfolgt und wahrscheinlich gefangen worden, wenigstens seitdem verschwunden. Genannte Eule hat in einem Nistkasten am Hause gebrütet und ein Junges groß gebracht.

3. März 1905. Stare sind am 21. Februar angekommen, aber wieder weggezogen, da nachträglicher Winter eingetreten.

* * *

Am 5. Februar 1905 auf der Rückkehr von einer silbernen Hochzeitsfeier irrte sich Wiese im richtigen Wege und geriet in den Dorfteich seines Dorfes Schönkirchen, wo er, den nie Krankheit geplagt, durch Ertrinken ein jähes Ende fand!



Altes und Neues aus Schleswig.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Wenn die Stadt Schleswig das Einst mit dem Jetzt inbezug auf eingeborene oder eingebürgerte ausübende Künstler vergleichen wollte, das „Jetzt" käme nicht sonderlich weg. Zu den hier schon Genannten kommen, bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, noch mehrere Kunstmaler, denen nachzuspüren es sich lohnt, wenn auch keiner von ihnen Hervorragendes hinterließ. Die unverhältnismäßig große Zahl und teilweise Tüchtigkeit mag auch dem Einfluß des kleinen Hofhalts zuzuschreiben sein. Standen auch an seiner Spitze keine namhaften Kunstförderer wie ehedem, so gab's da mindestens hohe Herren und Damen genug, die mit all ihren bunten Röcken, Orden, Perrücken oder Schmachtlocken notwendig sich mußten malen lassen. Zeugnis dafür bieten die vor Jahrzehnten oftmals in den Wohnräumen, nach noch weiterer Degradation in den Vordielen alter Bürgerhäuser paradierenden Ölgemälde. Aus den Prunkgemächern müssen sie nach dem Tode der Abkonterfeiten allmählich so weit heruntergekommen sein, sehen aber oft noch sehr selbstbewußt auf uns herab, nicht selten aus den damals auf Bildern üblichen hochaufgerissenen Augen.

Es mag das Porträt den Hauptteil des Broterwerbes jener Herren von der Kunst gebildet haben, die nach auswärts vollendeter — vielleicht auch nicht vollendeter — Ausbildung hier in meistens bescheidenen Verhältnissen hausten. Wenig hoben sie sich äußerlich ab vom Gevatter Schneider und Handschuhmacher, aus deren Kreisen sie oft hervorgegangen. Dennoch haben sie ein Stück Poesie ins Alltagsleben hineingetragen, schon wenn der Mund das ungestillte Sehnen verriet nach dem kunsterfüllten Rom, oder sei es nur nach Kopenhagen, wo sie mit Meistern und Meisterwerken verkehrten. So, als Dürer wieder in Nürnberg war, „fror ihn nach der Sonne Italiens!" Schon immer, wenn auch ein Bürgersmann, der es sich leisten konnte, sich abnehmen ließ, oder eine Landschaft mit Bedacht auf die Leinwand gebracht wurde, bildete sich Urteil und Kritik aller Teilnehmenden — wie ganz anders als jetzt, wenn man uns auf einen Augenblick vor den wundertätigen schwarzen Kasten stellt. So erzählt Dr. Sach in „A. J. Carstens' Jugend- und Lehrjahre," wie der kunsthungrige Jüngling, wenn er nicht selbst im Elternhause mit Farben hantierte, „in den Werkstätten der schleswigschen Kunstmaler" Zuschauer war.

Noch zeigt man auf unserm Holm — dem östlichen Ausläufer der Stadt — unter all den kleinen Wohnungen der Fischerbevölkerung, welche ihren Kirchhof so

eigenartig umlagern, das bescheidene Wohnhaus des Kunstmalers Nik. G. Geve.[1]) In Hessen 1712 geboren, war er, wie manche seiner Landsleute, an den Hof des Landgrafen gerufen und galt „in allen Kreisen als ein besonders tüchtiger Meister und kunsterfahrener Mann, der die Kunststücke der alten Maler sehr genau kenne und auch selbst viel davon gesammelt habe." Kunstfreunden stellte er gerne seine Vertrautheit mit dem Dom und Schloß zur Verfügung. Von Geve, als Zeichenlehrer der Domschule, rühmt in einem Programm der Rektor Esmarch, „daß er keiner Lobsprüche bedürfe und durch seine Geschicklichkeit nicht allein hier bewundert, sondern auch auswärts geehrt werde." Seine Liebhaberei war die Miniaturmalerei und das Zeichnen naturwissenschaftlicher Gegenstände. So hat er z. B. 33 Blätter Konchylien in Kupferstich herausgegeben. (Weinreichs Lexikon 1747.) Doch wird auch bei ihm das Porträtieren das tägliche Brot eingebracht haben. Ganz nette Bildnisse — freilich immer Kinder ihrer Zeit — sind erhalten. Im Dom steht am südwestlichen Pfeiler in derber Kraft der Hauptpastor Cramer (1777) vor uns da. Der nicht allzu kleidsame Ausputz des Raumes mit farbigen Stoffen wird damals mit dazu gehört haben. Auf einem anderen mir bekannten Brustbilde schaut mit wohlwollendem Lächeln ein gutgenährtes Antlitz unter der ungeheuren gepuderten Perrücke lebendig heraus. Die Farbenfülle des glänzenden Küraß, der roten Uniform, des Ordensbandes usw. ist frisch wiedergegeben. Dargestellt ist ein stattlicher Herr,[2]) wahrscheinlich vom hiesigen Hofhalt. Nicht allzuschwer trennten wir uns von dem freundlichen Herrn, zu gunsten des Museums, wohin er am besten paßt.

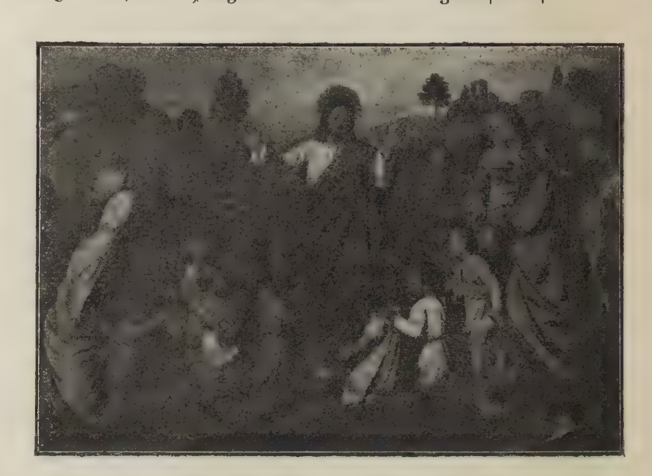
Ölgemälde in Lebensgröße von Nik. Geve.

[1]) Die folgenden Nachrichten über G. sind zumeist entnommen aus „A. J. Carstens' Jugend- und Lehrjahre, nach urkundlichen Quellen von Dr. A. Sach." Halle, Waisenhaus-Verlag 1881."

[2]) Um die alte Leinwand zu erhalten, tränkte ich sie à la Pettenkofer mit Copaivabalsam, wodurch aber die Inschrift sehr gelitten hat; man entziffert sie jetzt schwer. Doch steht Geve als Maler fest.

Genannt wird Geve häufig in Verbindung mit A. J. Carstens, den seine Vormünder zu ihm in die Lehre geben wollten, welche Verhandlungen wegen der hohen Forderungen sich zerschlugen. Übrigens fehlte es dem „statischen" Manne weder an „Lehrjungen und Gesellen" noch an Aufträgen. Einer seiner Schüler war Paul Ipsen aus Quern in Angeln, später in der nordischen Kunst als tüchtig bekannt. — Für uns, als Verehrer des Rembrandt-Schülers Jürgen Ovens († 1678), ist die Mitteilung von Interesse, daß Geve, als er in Kopenhagen beim Hofmaler Wahl studierte, 1738 noch „einen alten Scholaren" des Ovens kennen lernte, der, 100 Jahre alt, noch ein Kruzifix gemalt habe! Meister Geve ist 1789 in Schleswig gestorben, eine Witwe hinterlassend, die — bezeichnend für das Schleswig von damals — vormals Kammerjungfer einer Prinzessin gewesen war.

Über den hiesigen Kunstmaler K. D. Voigts,[1]) von dem noch Bildnisse in Ripen existieren sollen, konnte ich nur erfahren, daß er der erste Lehrer des Fr. Chr. Carstens — A. J. Carstens' jüngeren Bruders — gewesen ist.



Ölgemälde von K. Goos.

Während nun der ältere dieser beiden Brüder jedem Kunstfreund mehr oder weniger vertraut ist, wird der jüngere fast nur erwähnt, wenn man sich über die abenteuerliche Fahrt der beiden unpraktischen Gesellen nach Italien (1783 bis 1784) amüsieren will. Also: ein schäbiger alter Gaul trug ihr Reisegepäck und das des befreundeten Bildhauers Busch aus Mecklenburg. Die drei liefen meistens nebenher, über Nürnberg, Zürich, dann über die Alpen bis Mantua und Mailand. Als das wenige mitgebrachte Geld und das unterwegs durch Zeichnen und Malen verdiente alle wurde, gingen sie zurück, ohne Rom gesehen zu haben. Der Schimmel aber mußte vorher verkauft werden; sie waren ihre eigenen Gepäckträger. Daß der Trotzkopf Jakob, der durchaus nach Rom wollte, aber von der Kopenhagener Akademie keine Unterstützung annahm — da sie ihm nur die silberne, nicht die erwartete goldene Medaille zuerteilt —, Schuld war an der unklugen Fahrt, versteht sich. Ohne Früchte für die Kunst, auch die der Mit- und Nachwelt, ist es aber nicht geblieben, als zum erstenmal der schmachtende Norddeutsche eintauchen durfte in die Hochflut der südlichen Renaissancekunst! Aber nur bei unserm Asmus Jakob kommen die Früchte zur Reife. Friedrich Carstens, dessen Begabung ja auch viel engere Grenzen gezogen waren, ist früh gestorben. Asmus Jakobs Ahnung, daß er „in der vollen Blüte des Lebens fallen werde," ist gleichfalls erfüllt. In Schleswig las man 1798 „in den Blättern die Trauerpost, daß der

---

[1]) 1747 in Braunschweig geboren, 1813 gestorben in Kiel, wo er lange gelebt hatte. So heißt es im Kieler Ausstellungskatalog von 1882, bei Aufrechnung seiner Werke.

Professor und Historienmaler Carstens in Rom gestorben sei." — Doch sollte heute nur beiläufig von diesem oft beschriebenen seltsamen Brüderpaar erzählt werden.

Einer Behandlung wartet noch ein anderes, viel regelrechteres Brüderpaar des 19. Jahrhunderts: die beiden Kunstmaler Goos, genannt der „gute" und der „böse Goos." Aber nicht etwa der Charakter, nur ihre Leistung ist damit in reichlich kurzem Wort abgetan. Der „Böse," welcher Familie hatte, soll sich mit Not geplagt haben, während der tüchtigere Bruder wohlhabend war. Ein dritter Bruder, dessen liebenswürdige Persönlichkeit noch bei Einzelnen in gutem Gedächtnis steht, war Rechtsanwalt.

Im „Schlesw.-holst. Archiv" findet sich in den Aktenstücken eines 1902 in Kopenhagen erschienenen Werkes eine Notiz über Karl Goos. Ihm ist 1822 für 2 Jahre eine jährliche Unterstützung von 200 Banktalern bewilligt auf Ansuchen der Direktoren eines „Fonds für öffentliche Zwecke." Diese Herren, Mösting und Graf Schimmelmann, bezeugen, „daß der junge Künstler nachgewiesen habe, daß er ein seltenes Talent für seine Kunst besitzt, welches er bis dahin unter Tischbein (also in Kassel) ausgebildet habe. Einen Beweis seiner Fortschritte habe er geliefert durch ein Bild „Olysses und Penelope," welches er 1820 für eine akademische Ausstellung lieferte." Bis 1827 — so finde ich anderswo vermerkt — „lebte der Historienmaler K. Goos in Kopenhagen." Darnach finden wir ihn in Schleswig. Die Höchstangesehenen der Gesellschaft gehörten zu seiner Kundschaft. In Öl gemalt oder in dem damals beliebten Stahlstich zu Papier gebracht, findet sich von ihm noch manches Bildnis. Ein großer Stahlstich zeigt Landgraf Karl in Uniform, dabei aber in der behaglichen Samtkalotte. „Nun hat man die Ehre, vor Sr. Magnifizenz, dem General-Superintendenten Adler († 1834) zu stehen. Ein rechter Hofprediger und Kirchenfürst, steht der auch im Leben vornehm auftretende Herr, mit vielen Orden geschmückt, mit gebieterischer Handbewegung inmitten seiner Hauptkirche. Seltsam ist's, daß der Maler die Architektur des Domes als kräftigen Rohbau gibt (so wie wir seit der Restauration ihn haben), obgleich damals seit Jahrhunderten die Steine unter Putz ruhten. Er muß, vielleicht durch mittelalterliche Liebhaberei beeinflußt, eine Art Vision gehabt haben." So erlaubte ich mir den, von K. Goos gut charakterisierten, im nördlichen Seitenschiff des Domes paradierenden hochgebietenden Kirchenfürsten vorzustellen in dem Dombüchlein, das ich nach Herstellung unserer vielgeliebten Kirche 1894 herausgab.[1])

Ein viel unscheinbareres, aber ebenso viel liebenswürdigeres Bildchen von derselben Hand hütet Frl. D. Paulsen hierselbst. Ihr soeben gestorbenes Brüderchen, ein gar herziges Bürschlein, ist so schlicht wie innig zur Darstellung gebracht. Ein hiesiges figurenreiches Ölbild, Christus, umringt von Kindergruppen und ihren Müttern, ist, wenn auch das Akademische jener Zeit sich nicht verleugnet, doch recht ansprechend. Es war der Entwurf eines größeren Gemäldes für eine Landkirche. In demselben Besitz (Frl. Suadicani) finden sich zahlreiche kleine Aquarelle, Landschaften der Umgegend hübsch wiedergebend. Einige derselben sind an unsere Sammlung geschenkt, der wir noch manches Stück von der geschickten Hand unseres „guten" Goos wünschen möchten, der auf so verschiedenen Gebieten tätig war.

Ein höchst bürgerlicher Vertreter der Kunst jener Zeit war sodann V. Wasmer (geb. 1808 in Hadersleben), der in ziemlich hölzerner Kopenhagener Manier in Porträt und Landschaft sich erging; Zeichenunterricht gab er u. a. an der Domschule. Wie an der Wand des Bürgerhauses seine von solider Technik, aber wenig

---

[1]) Druck und Verlag von Julius Bergas, Schleswig.

innerer Beteiligung zeugenden Arbeiten sich noch finden, so in den einzeln erhaltenen Stammbüchern die altmodisch sentimentalen Monumente der Freundschaft, zu denen dann Tante so und so die rührenden Verse fabrizierte. Bei denen müßte man ja eigentlich weinen, wenn das dem modernen Menschen nicht gar durch Lachen vertrieben würde. Aber auch ich und meinesgleichen mußten für einige Zeit vor etwa 40 Jahren bei ihm in die Mallehre gehen, wohl oder übel, weil er — vor Meister Magnussens Einzug hier — unterrichtend als Einziger die Malkunst vertrat. Übrigens hatte Wasmer auch in Paris studiert, wo ihm folgendes Seltsame passiert ist. Mit einem Schleswiger, namens Benetter, ist er am 28. Juli 1835 im Gedränge in Louis Philipps Nähe, als Fieschis Höllenmaschine auf den König losgeht. Benetter fällt, sein Nebenmann bleibt unversehrt. Hätten die beiden nicht eben vorher die Plätze vertauscht, wäre der Ausfall ein anderer gewesen. Als für Wasmer das Malen nicht mehr genug abwarf, rettete er sich in die Photographie hinein — wie ich glaube, als erster in Schleswig. In ihr hat es ihm an Nachfolgern nie gefehlt, während, wie es scheint, jene Sorte altehrsamer, ein wenig handwerksmäßiger Porträtmaler mit ihm ausgestorben ist.

Die Bilder sind leider nicht gut gelungen. Es liegt dies aber nicht an der Herstellung der Klischees, sondern an der Undeutlichkeit der Photographien, die auch reichlich klein ausgefallen waren. Die Schriftleitung.

Karls des Großen „limes Saxoniae“ in Holstein.

Von Dr. **Gloy** in Kiel.

Nachdem Dr. Fr. Bangert (Direktor der Realschule in Oldesloe) schon im Jahre 1893 über die Karolingische Sachsen- bezw. Wendengrenze in Ostholstein eine Programmarbeit veröffentlicht hatte, welche unter allen bisherigen Versuchen zur Lösung der betreffenden Frage der Wahrheit jedenfalls am nächsten kam, ist nunmehr in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1904, eine zweite, wertvolle Abhandlung desselben Verfassers über diesen Gegenstand erschienen. Es handelt sich darum, nach einer aus der Zeit Karls des Großen oder wenigstens aus der Karolingischen Zeit stammenden, durch Adam von Bremen uns überlieferten lateinischen Urkunde sowie den Resten ehemaliger fränkischer Befestigungen die von Kaiser Karl in Ostholstein festgelegte Grenze zwischen den nordalbingischen Sachsen (später sogenannten Holsten) und den obotritischen Wagriern bezw. Polaben zu bestimmen. Während Dr. Bangert in der zuerst genannten Schrift noch die Anschauung vertritt, daß man es allein mit einer durch Bach- und Flußläufe, Steinhaufen oder sonstige Marken abgesteckten Grenzlinie zu tun habe, ist er später auf Grund eigener Beobachtungen an Ort und Stelle sowie des Studiums neuerer Werke über Karolingische Befestigungen auf der südelbischen Fortsetzung des limes zu der Überzeugung gelangt, daß auch auf der holsteinischen Strecke ein wohldurchdachtes (wenn auch nicht zusammenhängendes wie der römische limes) System solcher Befestigungen vorhanden gewesen ist, deren Überreste aufzudecken und zu untersuchen eine Aufgabe der Zukunft sein würde. Die bis in alle Einzelheiten gehende scharfsinnige Prüfung und Deutung der in jener Urkunde angegebenen Örtlichkeiten, wie sie von Dr. Bangert gegeben wird, ist für den Verfolg dieses Zweckes von um so größerem Wert, als sich ohne eine solche ziemlich sichere Marschroute die fränkischen Befestigungen schwerlich würden bestimmen lassen. Schwierig bleibt diese Arbeit immerhin, da ursprünglich fränkische

Verteidigungsanlagen bezw. Grenzwehren später oft ganz anderen Zwecken gedient haben und vielfach umgestaltet und umgetauft worden sind. Nirgends hat sich der Name der Franken erhalten, immer ist von Bauern- oder sonstigen Burgen oder „Schwedenschanzen" an den betreffenden Stellen jetzt die Rede.

Die Ansichten über den Verlauf und die Beschaffenheit dieses limes Saxoniae in Holstein sind bisher recht verschieden gewesen. Das nördliche Drittel: Schwentine, großer Plöner See, Stocksee, Tensfelder Aue, Trave (oder Trave-Wald) von Segeberg nach Oldesloe steht freilich schon länger fest. Die Bestimmung des südlichen Drittels aber ist bisher hauptsächlich daran gescheitert, daß die meisten Forscher (Bangert macht nicht weniger als 21 namhaft) einen in der betreffenden Urkunde mit „Wisbircon" bezeichneten Ort dieser Grenze für Wesenberg an der Trave gehalten haben. Dagegen führt uns Bangert mit sicherer Hand von Oldesloe aus die hier mündende Süderbeste hinauf über Barkhorst, Eichede und Franzdorf zunächst nach der Bille-Quelle. Einleuchtend, wenn auch nicht jeden Zweifel ausschließend ist endlich auch seine Deutung von „Horchenbiki" = Hornbek (vormals Horgenbeke), von »Fluvius Delvunda« = Delvenau, von »Silva Delvunder« = Wald an der Delvenau, obwohl bei diesem letzten Namen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, daß das in den verschiedenen Lesarten verschieden geschriebene Wort gar keinen Namen für sich bedeutet, sondern nur etwa „grabenabwärts" (von Delv = Graben).

Der so bestimmte limes Karls des Großen wäre somit eine im einzelnen festgelegte Grenzlinie, die Reichsgrenze des Karolingischen Staatsgebietes in Holstein nach Osten gewesen, gerade so wie Eider und Levensaue mit der dazwischen liegenden kurzen Landwehr am Flemhuder See diejenige gegen Dänemark damals gebildet haben. Folglich müßte man eigentlich auch hier am „Lewohld" an der Lewoldesaue nach fränkischen Befestigungen suchen dürfen. Oder ob man sich hier mit der schmalen Wassergrenze und dem Lee- oder Grenzwald begnügt hat? Möglicherweise geht die bei der Erbauung des alten Eiderkanals ganz verschwundene „Landwehr" auf fränkischen Ursprung zurück. Gegen die altgermanische Sitte der Abgrenzung durch breite Waldgürtel oder Oedlandstreifen bedeutet der Karolingische limes immerhin einen Fortschritt.

Freilich ist er in der Zukunft von den Wenden nicht immer beachtet worden, Vielmehr sind sie eine erhebliche Strecke über sie hinaus nach Westen vorgedrungen, wie man nicht nur aus den westlich dieser Grenze erhaltenen Rundlingen und den slavischen Namen zu ersehen, sondern auch direkt historisch nachzuweisen vermag. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts reichen wendische Ansiedelungen bis nahe an die Alster heran, weiter nordwärts bis in das Quellgebiet der Bramau, d. h. bis auf den mittelholsteinischen Heiderücken, und auf dem nördlichen Drittel der Grenze im Verfolg des östlichen Hügellandes jedenfalls bis an die obere Schwale, die obere Eider und bis an die Levensaue. Die nachkarolingische Volksgrenze zwischen Sachsen und Wenden hat nicht, wie Dr. Bangert — nach der auf seiner Karte eingezeichneten Linie von Groß-Buchwald über Bissee, Schönhorst, Boksee, Moorsee, Wellsee, Ellerbek — anzunehmen scheint, so kurz vor der Eider und an der Südspitze der Kieler Föhrde Halt gemacht. Denn westlich von dieser Linie sind z. B. Meimersdorf am gleichnamigen Moor und Suchsdorf dicht vor Levensau ganz typisch ausgeprägte wendische Rundlinge, wie das aus den alten Karten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts noch weit deutlicher hervorgeht als aus ihrer heutigen Beschaffenheit, wenngleich bei Meimersdorf auch heute noch gar kein Zweifel obwalten kann. Auf Flurnamen wie Wentorf und Wenrade ist nicht viel Gewicht zu legen. Diese findet man allerorten auf niedersächsischem Gebiet, beispielsweise auch in Dithmarschen, so daß man daraus

nicht ohne weiteres auf Wendendorf oder Wendenrade schließen darf. Dagegen ist der Name Malugestorp eines vergangenen Dorfes in unmittelbarer Nähe von Kiel (vielleicht am Drechse) als slavisch (Malu = Klein) in Anspruch zu nehmen. Noch schwerer wiegen die in der sogenannten »Visio Godescalci« (Visionen des Gottschalk) enthaltenen positiven Nachrichten von Slaven in der Nortorfer Gegend um 1190. Auch Kiel ist unzweifelhaft eine Neugründung auf ehemals slavischem Boden.



Zur Predigerchronik der Gemeinde Hürup, im Kreise Flensburg.

In H. N. A. Jensens Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig, herausgegeben zu Flensburg in den Jahren 1840—42, wird auf Seite 966, Band III, von dem Hüruper Prediger Christoph Heinrich Fischer Nachfolgendes berichtet: „Er war erst Prediger zu Nehring in Schwedisch-Pommern, dort 1724 wegen Mißbrauch des Strafamtes suspendiert. Um 1730 Pastor in Hürup, ward 1732 mit Geldstrafe belegt, weil er eigenmächtig zwei Eingesessene vom Abendmahl abgewiesen. 1750, den 10. März removiert, wegen seines ungestümen Polterns. So z. B. eiferte er stark gegen das Tabakrauchen. † 1762, 16. März.

Als Illustration zu dieser kurzen Charakteristik des merkwürdigen Mannes kam mir kürzlich ein vergilbtes Blatt Papier in die Hand, das der Landmann Martin Paul Hansen in Bohmstedt, Kreis Husum, vom einem aus Angeln dort zugewanderten großväterlichen Vorfahr neben andern Papieren erhalten hat. Dasselbe wirft interessante Streiflichter auf die Zeit der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf die Sittenverderbnis und den rohen Ton im Volke. Bemerkenswert erscheint es mir auch, daß damals schon die Gegensätze zwischen deutscher und dänischer Sprache in Hürup so scharf hervortraten. Das Schriftstück lautet wörtlich:

„Extract auß des Herrn Pastor Fischer zu Hyrup gehaltenen Predigt am 1. Sonntage post Trinitatis 1747.

Eingang.

Psalm 9. V. 18. Ach, daß die Gottlosen müßen zur Höllen gekehret werden.

Ich habe am Ersten Heil. Pfingst-Tage Euch zwo Predigten gehalten und darinnen Euch vorgestelt 2c.: aber anstatt daß der Heil. Geist Euch regieren solte, habt Ihr Euch vom Teufel und Mord-Geist regieren laßen, indem Ihr so verfahren 2c. Ach, daß die Gottlosen müßen zur Höllen gekehret werden. O, du Glückseeliges Kindt, wie Glückseelig bist Du, daß Du in Deiner Kindheit gestorben bist, denn ich weiß gewiß, daß Du mit Lazarus in Abrahams Schoß liegest. Das ist Dir beßer, als daß Du mit diesen Mordbuben dermaleins zur Höllen fahren müßtest 2c. Wir wollen Gott umb den Beystand seines Heiligen Geistes zu unserer ferner Betrachtung seines Wohrts anrufen in dem Gebete des Heil. Vater unsers, wenn wir vorher werden gesungen haben: Liebster Jesu, wir sind hier 2c.

Lucee am 16. Cap. Evangelium.

Exordium:

Blut! Blut! Blut! Vater Blut! Priester Blut! Vor 11 Jahren am 21. May ist auf dem Wesebüer Hof ein Mensch geschoßen worden von einem losen Buben. Da müßte es heißen Blut! Blut! Blut! Vater Blut! Priester Blut! welches am letzten Pfingst-Tage vergoßen, eben auch am 21ten May. O, du unglückseeligster

21 ter May — — — Welchen ihr Mordbuben, ihr Büttel Knechte, ihr verfluchte Judas Brüder ꝛc.

Buch Mosis: Verflucht wirst du sein in der Stadt; verflucht auf deinem Acker, verflucht dein Korb und übriges ꝛc.

Es kommen wohl Viele heut und sagen, was möcht wohl vor ein Predigt werden? Nach verfloßenem und vorgesprochenem Fluche fing er an und sagte: Was soll ich euch heute vorstellen? 2. Buch der Könige 1. Cap. biß zum 18. Vers. Soll ich euch Segnen oder Fluchen, wie der Prophet Elias zu seiner Zeit thut als ihn ein Haupt-Mann nebst 50 Mann vom Berge hollen wollte, und abermahl ein ander Haupt-Mann nebst 50 Mann vom Feuer vom Himmel verzehret worden, daß waren 2 Capitains nebst 100 Mann Soldaten, die Gott auf des Propheten Gebett zur Höllen stürtzte; oder wie Elisa, als ihn — 2. Buch der Könige am 2 Cap. — 42 Knaben Spotteten, welche durch Bääreu, so aus dem Walde kamen, zerrißen worden.

Abhandlung.

Ich stelle euch vor, Böse Buben, die nach der Höllen gekehret und deren Straf und Verdammung ꝛc.

Als am Ersten Pfingstabendt ich ein wenig über meinen Acker gefahren, kommen diese Mord und Straßenräuber, griffen mich und meinen un Mündigen Sohn an mit Spießen und Stangen und rißen meiner Tochter ihren Tuch von ihrem Halße, ... Es ist bekannt, daß der Studierenden Jugend einen Degen als ein Ehrenzeichen, welches ihnen der König und alle Potentaten erlauben, als ein Ehrenzeichen zu tragen, aber für dich Bauer gehöret nur ein Mistgabel und der Dräschflegel, als ich zu Haus kam, und meine Stiefeln in mein Studier-Stube auszog, stürtzte viel Blut heraus, denn die Schandbuben haben mich in ein Ader getroffen, indem sie mir viele Stiche durch unsere Röcke und Stiefeln gegeben, davon die Commandierte zu zeugen haben, Nun ihr Mörder und Straßenräuber, da ihr uns Mörderisch tractiret und eure Boßheit so eröffnet ꝛc. — Ja ihr seid in der Stadt Flensburg herum gelaufen, und gesagt, ich dörfte nicht mehr auf der Cantzel kommen; Noch stehe ich hier, ihr Hüruppische Straßen Räuber, und wünsche, daß der König meine Predigt hören möchte, denn es ist mehr an Einem Priester gelegen, als an Milion andere Menschen, — — — Was vor Mühe und Arbeit habe ich nicht mit Euch gehabt beym Antritt meines Dienstes! Seid ihr nicht gekommen und mich gebetten, ich sollte mir die Kirchen-Höltzungs-Sache annehmen, welches die zwei Hüruper an sich reißen wolten, der damahlige Probst Möller hat mir auch deßhalben zugeschrieben, ich habe auch den alten Mann einmahl nach geEndigter Predigt allhier vor Gottes Altar gehabt, und ihn auf sein Gewißen gefragt, wem die Höltzung zugehörte, der alte Mann gab zur Antwort: Die Alten Bäume gehörten der Kirche, die Jungen zu unserm Bohl, Ach ihr Kirchendiebe, ihr Kirchenräuber, was für Mühe habe ich nicht mit dieser Hüruper Gemeine gehabt, ich habe euch D e u t s c h gepredigt, und euch auch deutsch reden lehrnen wollen.

Was hilfts dir Teufels-Gesinde, bleibet bey ihren dollen dänischen Sprachen, sambt ihren Kindern und Gesinde im Hauße, unter sich und allenthalben ꝛc. . . Der Erste Mensch Adam hat Gott seines Ungehorsams halben zur Höllen gestoßen Ewiglich, der Verräther Judas ist zur Höllen gefahren, die Hürupische Gemeine wird mit ihnen auch und dem Reichen Mann Höllische Strafe leiden müßen, da sie ihren Vater, ihren Prediger ungehorsahm gewesen und als Mörder und Straßenräuber Tractiret ꝛc. Der Reiche Mann kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinewand, die Hüruper Bauern sind auch übermäßig stoltz in Kleydung, der Reiche Mann lebte alle Tage herrlich und in Freuden, Du wählst dich einen andern

Beicht-Vater, mit dem Du auch in Herrlichkeit und Saufen leben kannst, der Reiche Mann war gegen den Armen Lazarus unbarmhertzig und Geitzig, die Hüruper auch, Wie das Exempel mit zwei Armen Frauen zur genüge beweisen, wie Viele unter euch hab ich nicht mit Korn und Gelde gedienet, NB. die ungewöhnliche Zinßen und Dienste werden verschwiegen, und wegen der lumpen Sache habe ich Pfandt genug gesetzet, und ich kann besser 100 Reichsthaler dafür bezahlen, als wie du Bauer Ein Reichsthaler bezahlen kannst, denn weder ich noch meine Kinder sind Jemanden einige Schilling Schuldig. Da die Königl. Verordnung gekommen, daß auch die Köster geopfert werden sollen, so habt ihrs den Priestern abgezogen, was ihr dem Köster geopfert — — —

Zwei Mord-Buben waren am Heiligen Pfingst-Tage nach der Stadt, davon der Eine Versoffene Hundt, wie ein volles Schwein unterwegens in eine Grube gefallen, und der alte Wolf ist der aller geschäftigste nebst dem Jungen Wolfe, man sollte den Jungen Wolf zerreißen, daß er nicht gleich würde dem Alten. Du Kirchendieb, du Kirchenräuber, Du Mord- und Straßenräuber; samt Deiner Obrigkeit — — — Man pflegt sonst im Schertz wohl zu sagen Sand-Männer Schand-Männer, aber hier in Hürup trifft es richtig ein, und ist wahr ihr Straßenräuber, Ihr habt mir mein Vieh Todt geschlagen, und ihnen den Ohren und Schwantz abgeschnitten. Ich schreie gen Himmel über euch, wo es dir vergeben werden kann, so könnt ihr thun was ihr wollet, indem ihr Meinen unschuldigen Sohn, Ja den ich zu dem Studieren gewidmet habe, damit er Gott und seiner Kirchen auch der Mahleins dienen könne, so grausam tractiret, Gott wird Euch euren Lohn dafür geben, denn mein Blut schreyet über euch gen Himmel daß ihr StraßenRäuber vergoßen. Ich habe so Manche Meilen in der Welt gereißet, aber mir ist solches nicht wieder fahren.

Husum. M. Voß.



Über den Wert der plattdeutschen Sprache für unsere Bildung.

Vördrag op den plattdütschen Verbandsdag in Schleswig, 7. Mai 1905.

Hochgeehrte Damen un Herren!

„Wat Di as Kind to Harten gungn,
wat Din Mudder an de Weeg Di sungn:
Dat hol fast!"

Mit dit Wort, hochgeehrte Versammlung, is hinwiest op dat, wat ik Se kort vertelln will. Se schülln nich denken, dat ik in disse Versammlung, wo gelehrte Herren wissenschaftliche Vördräg öwer unse plattdütsche Saak holt, Se belehrn will. Awer immer weller darop hintowiesen, wat de plattdütsche Spraak för uns to bedüdn hett, dat schien den Vörstand vun „Taag un tru" ok in disse Versammlung passend to wesen, un ik heff darum den ehrenvullen Obdrag kregen, hierto en paar Gedanken tohopen to drägn. Sünd se ok vellicht mangelhaft un unvollständig, so bę ik um Nahsicht; se kamt vun Harten un sünd gud meent. Min Thema heet:

„Wat för'n Wert hett de plattdütsche Spraak för unse Bildung, un wat künnt wi dörch se för unse Kinner dohn?"

Leewe Tohörers! Hier sünd twe Fragen opstellt, also mutt dat, wat ik Se daröwer verteIln will, ok wull in twe Deel deelt warn. Diss' beide Deel hört

frielich to enanner as dat Füer to de Hitt un as de Bookweten to de Grütt. Dat ward Se ok noch marken, wenn Se mi den Gefalln dohn un bet to Enn ut tohörn wüllt.

I. Wat för'n Wert hett de plattdütsche Spraak för unse Bildung?

Darmit behaup ik vun vörnherin, dat dat Plattdütsche en Wert för unse Bildung hett. Veel Lüd glöwt frielich, dat gebildete Lüd blots hochdütsch, un wenn se ganz besunners gebildt sünd, vellicht ok noch de en oder anner fremm Spraak, französch, englisch oder sonst wat spreken mödn, blots ken plattdütsch; dat schick sik doch nich. Wat is denn nu Bildung? Fritz Reuter seggt in sien „Dörchläuchting“: „Æwer nu bidd ik Einen um Gotteswillen, wat is denn nu eigentlich Bildung? Jeder, de Einen dorna frögt, giwt 'ne annere Antwurt, as 't in sinen Kram paßt. De Ein meint, sei is gebildt, wenn sei sik bunte Fahnen up den Liew hängt, de Anner, wenn sei 'ne Menuwett danzen kann, de Drüdd, wenn sei en beten französch parliert, de Viert, wenn sei Tee inschenken kann un stött kein Tassen um; æwer daran denkt Keiner, dat vör allen tau 'ne richtige Bildung hört, dat de Kopp hell un klar, de Will stark un gaud un dat Hart warm un weik is.“ De Kopp hell un klar, de Will stark un gut un dat Hart warm un week: En betere Erklärung vun Bildung, gründlicher, körter un bünniger as disse, heff ik noch in keen hochdütsch un gelehrt Book funn.

En helln, klarn Kopp vun lütt op an gift acht op dat, wat em angeiht, kiekt niep to, weet sik licht in sien Saaken torecht to finn un ward, wenn sien Öllern un Ertreckers, de Scholmeisters nich tom wenigsten, em man gehörig ünnerböt, bald Füer fangn un Funken smieten. So'n helln Jungn oder 'ne lüttje plietsche Deern de findt sik bald mank dat Lehrn toregg, se lehrt so bi lütten dat meiste vunsülm, Vadder un Mudder un sülwst de Scholmeister weet männigmal knapp, wo de Krœten darbi kam sünd. Verstahn Se mi recht, mien lewen Tohörers! Wi schüllt as Vadder oder Mudder, as Lehrer oder wat wi sünst för de Gören sünd, jonich glöwen, dat wi bi so 'n opgeweckes Kind nich veel to dohn harn; im Gegendeel: dor mœd wi achder un vör waken ween, hier darför sorgn, dat dat Kind sien Kopp fix wat to dohn hett un keen dowe Nœt knackt, dor acht gebn, dat de Jungn sik nich mit so'n Dinger afgiwt, de em tonasten Schiet in Kopp smiet, oder dat dat lütt nüdliche Mäden sik nich allerlei Flausen in ehrn lütten Kopp sett. Emanuel Geibel, de as geborne Lübecker (he is 1884 dor ok dotblewn) gewiß ok na plattdütsche Art hett denken kunnt, sä 1877 to de Lehrers:

> „Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer.
> Nähret den Knaben mir auf, selten gedeiht er davon.
> Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen.
> Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.“

Wosück un wodennich dat makt warn schall, darvun will ik Se in den tweten Deel vun dissen Snack noch en beten vertelln.

Fritz Reuter seggt wieder: „De Will stark un gut,“ dat hört ok mit to de Bildung. Veel is dat all, wenn de Kopp hell un klar is, un de Verstand ken dowe Nœt knackt. Denn ward de Will ok stark. So'n Minschen lett sik nich utwrengn as en Fatdok, nich in'ne Eck stelln as en Handstock. He steiht fast, is taag as en Ekboom, un wenn sien Will ok gut is, denn is he tru bet in de deepste Seel. Op so'n Minsch kann man sik verlaten, ok wenn he towieln vun buten wat knasterig utsüht. Wat butenop sitt, is veelmals blots Smink. Vun wieden süht dat ganz schön ut, awer neeg bi? — Pfui!

Dat drüdde Stück vun de wahre Bildung is na Fritz Reuter „en week un warm Hart.“ Wenn wi Schleswig-Holsteener en beten vun uns Heimats-

geschicht kennt, denn weten wi, wo dat warme Hart för Recht un Gerechtigkeit slau hett bi unse Vöröllern, un wo dat Unrecht so deep is föhlt worn. Dat weeke, warme Hart föhlt dat Unrecht, wat em andahn ward, bet in den deepsten Grund un wehrt sik dargegen; dat föhlt ok ebenso deep dat Unrecht, wat anner Lüd angeiht, un springt se bi un helpt se, wenn't minschenmöglich is. Dat weeke, warme Hart slog uns Holstener Jungs hoch, as 1863 de Dänen dat ganze Herzogtum Schleswig bet an de Eider dänsch maken wulln. Ik weer dotomal en Bengel vun Jahrer tein un mak mit, wat de groten Jungs maken, un de lehrten dat weller vun de olen Lüd, vun ehr Vadders un ehr Mudders. Se vertelln uns vun de Schlacht bi Hemmingstedt, wo dar den König Johann vun Dänemark un Junker Slenz sien Garr weern slan worn; se vertelln uns vun den Krieg 1848—50, wo dar de Schleswig-Holstener för Recht un Gerechtigkeit blöt harrn bi Bau un bi Idstedt un an de annern Stelln. Se vertelln uns ok, wo tonasten de Dänen doch Herr blewen weern in Schleswig-Holsten, un vun de blaun un swarten Schandarms, wat de tonasten all utfreten harn. Ok wussen wi ut uns' erste Kinnertid so allerlei smucke Stückschen, de Vadder un Mudder uns op plattdütsch vertellt harn. Hochdütsch kunn wi ok all 'n beten, denn wi gungn för gewöhnlich jeden Dag to Schol un harn en guden Scholmeister, bi den wi gern hingungn, un de uns ok den Kopp apenknöp. Wenn wi denn awers dachten an de Kinner hier in't Schleswigsche, de dänsch lehrn mußten, darvun verstunn wi garniks, rein garniks. Wenn wi dat malins vun de dänschen Offendriewers oder de mit de Driftswien, de so'n lange Vössen un so wenig Speck harn, harn snacken hört, denn weer uns rein slech darbi to Mod worn. Wi weern dütsch, un dütsch wulln wi bliewen, süust lewer dot; dat stunn bumbenfast: Süust lewer dot! Un de Schleswiger Jungs schulln ok dütsch bliewen! — Ik much wull weeten, ob hütigendags, wo de Oln un de Kinner so veelerlei sogenannte schöne Bildung hebt, un wo in so männig Hus so fein zierli, zimperli un klimperi mit de Gören vun lütt op an rümmerbildt ward, ob dar de Kinner ok so deep künnt föhln, wenn en sware un bewegte Tid keem as domals 1863/64. Ik glöw meist, wenn't würklich kniepen ward, dat denn bi veeln de ganze fine Bildung mit Lackschoh un Glazeehanschen, mit Redensarten un Kumplimenten bald œwern Hupen geiht. Wi Plattdütschen an de Waterkant sünd vun Natur nich för dat Kumplimentern anleggt, dat œwerlat wi lewer de Böwerlänner, de steiht de Mund dor mehr na, un se kleed dat ok gut. Wenn de Plattdütsche, ok wenn he süust en ganz gelehrte Minsch is un en richtiges Hochdütsch sprickt, se dat namaken will, denn steiht em dat gewöhnlich doch noch wat linksch an.

Ok süust sprickt sik en week un warm Hart för den Plattdütschen am besten op plattdütsch ut. Ok wenn hochdütsch schrewn oder redt ward, denn föhlt wi bi den richtigen Plattdütschen doch bald de plattdütsche Denkart rut. Gustav Frenssen sien „Jörn Uhl" is en Geschichte, de to Tids am meisten lest ward, un wer vun uns Plattdütschen dat enmal lest hett, de list dat gern noch mehrmals. Dat Book is hochdütsch schrewn, awer de ganze Denkart is veelmehr plattdütsch als hochdütsch. — Ik heff mal de Kommedi „Wohltätige Frauen" sehn. Wat kunn dor de Frunslüd räsonneern un kumplimenteern, un wekker vun de Mannslüd kunn 't meist ebenso dull. Un doch weern dor twischen de ganze Gesellschaft man blots de ole invalide Major un de Guvernante vun dat lütt Mäden, de vun Gudes d o h n würklich wat verstunn. Dormit wull ik man seggn, dat schöne glatte Redensarten dat noch lang nich dot bi'n Minschen. — Wat för 'n Predig geiht uns Plattdütschen am meisten to Harten? De in Klaus Harmssche Art holn ward, grad ut, direkt an't Hart. Wenn't dor nich hinkummt, is se för de Katt. Awer man predigt doch nich plattdütsch? Ne, jonich; awer Klaus

Harms un siensglieken verstaht de plattdütsche Art, se verstaht dat Volk un sien Denkwies, un darum künnt se uns an't Hart kam. Wi Plattdütschen sünd en ganz egen Art Minschen, un in uns' Egenart liggt dat, wat wi wert sünd. Wenn ener plattdütsch mit uns sprickt, un he kann denn mit sien Gedanken nich recht to Platz kam, denn seggt wi, he is en Tünbüdel; oder geht em de Mund as en Lammersteert, denn nömt wi em en Klöderbüß. Awer wenn he plattdütsch sprickt, denn hebbt wi dat doch bald rut, ob dor wat mit em los is oder nich. Redt he awer hochdütsch un makt Fisematenten, lange Sätz un gladde Wör, denn seggt männigeen: „De Mann kann awer redn, dat is großartig.“ Sowiet sünd nämlich veele gude plattdütsche Lüd all kamen, dat se sik vun hochdütsche Phrasen de Ogen verblenn laten. Ik heff 't sogar al belewt, dat se dat för guden Ton un Schick ansegn, so'n Reden to hörn un to löewn, vun de se knapp wat beholn un niks darvun verstahn harn.

Gud redn is en Kunst, un en anner Kunst, de Dichtkunst, is mit ehr verwandt. Uns' dütsche Volk hett grote Dichters hatt, un in de gegenwärtige Tid staht wi in disse Hinsicht ok wull noch nich gegen annere Völker torüg. Dat giwt bi uns in Dütschland, besunners bi de sogenannte gebildete Jugend, awer ok en Dichtkunst, de ganz gegen dütsche un erst recht gegen plattdütsche Art is. Uns' selig Ehrenlitmaat Johann Meier beteken dat in den „Gruß an Heinrich Zeise to den sien 80sten Geburtsdag“ so:

„Un watt Du singst, hett Hann un Fööt,
Dar liggt noch Hart in un Gemöt!
Büs keen vun dat moderne Kor,
Dat ogenblicklich so in Flor,
As wenn dar op de ganze Eer
Keen Minsch nich mehr vernünftig weer!
Fragteken — un Gedankenstrich' —
Un enkelt ok noch Wör vellicht,
Ok männigmal to'n Bigesmack
En lüttje Prow Ammoniak —
Dat is all nog, mehr brukt se nich —
Klor is de Kees — un dat Gedicht.“

Bi so 'n Art vun Dichten, as dit moderne Kor dat vörhett, ward dat Hart nich week un warm, de Kopp ward düster un unklar, un vun würklich guden Willn, de ok Kraft un Utduer hett, ward wenig to marken wesen.

Darmit heff ik denn nu seggn wullt, dat de plattdütsche Spraak för unse Bildung den Wert hett, dat se uns' Hart warm un week, uns' Kopp hell un klar un uns' Will stark un gud maken kann.

II. Kann! — Kann denn de hochdütsche Spraak, de doch de Spraak vun de Schrift, de Spraak in'n öffentlichen Verkehr, d. h. op de Kanzel un in'ne Schol, in' Parlament un vör Gericht is, de Spraak, de nu sogar in' Weltverkehr all Anerkennung funn hett, dat nich ok? Bi de Familie, de würklich en ganz richtiges, gudes Hochdütsch spreken kann, un wo de Kinner, wenigstens de jüngeren, garnich mit plattdütsch sprekende Kinner tohopen kamt, dar lat ik dat gelln. De Kinner lehrt denn en richtiges, seekeres Hochdütsch un lehrt vun lütt op an hochdütsch denken un richtig hochdütsch denken. Denn ward se dat naher, wenn se hier to Landn mit Plattdütsche tohopen kamt, ok wull kœn; se hebt vun Hus ut de hochdütsche Egenart in ehr Spraak. Vun disse Art Lüd giwt dat hier bi uns in Schleswig-Holsten awer noch nich so ganz veel. Denn wat vun Familie kann ehr Kinner ganz vun de Nawerschop afsluten? Un wenn se dat ok kann, wer wull dat denn wull dohn? De Kinner sülm gewiß nich. Wenn dar so 'n Jungn vun Herrn Sounso mit so'n paar plattdütsche Dörpsjungs oder Straatenjungs, de ken Slüngels sünd, sik mal ordnlig uttowen kann un deit, dat is em bannig gesund an Liew un Seel. Un ok de lütten smucken opgeputzten wittwuschen un stiefplätten Döchder lat man düchtig herümmer springn mit anner Kinner, so as se sünd, wenn se man blots nich slech sünd. En Placken in'ne Schört un en Lock in't Kleed is garnich so slimm. Dat de Kinner darbi plattdütsch lehrt, un wenn se to Hus kamt, ok ünner enanner un mit ehr Öllern mal platt sprekt, dar hebbt

se all gud vun, de Kinner un ok de Öllern. Vertellt se ok man plattdütsche Märchen un Geschichten. Professor Wisser hett je en Book rutgewn, wo son nette Märchen darin staht. Lest se ok plattdütsche Gedichte vör, un gewt se sülm plattdütsch to lesen, wenn se erst wat gröter sünd. In de niesten Lesböker för de Scholn hier in Schleswig-Holsten sünd nu ok all en ganz Deel plattdütsche Stückschen.

Künnt wi awer sülm nich richtig hochdütsch, mien leeven Vadders un Mudders, denn lat doch jo dat Hochdütschspreken mit de Kinner ünnerwegens. Sprekt wi verkehrt hochdütsch mit se, so lehrt se vellicht in ehr ganzes Leben ken richtiges Hochdütsch, wenigstens ward ehr dat swarer makt, as dat nödig is, un de Öllern hebbt de Schuld daran. Op wen hört dat Kind denn am meisten? Doch natürlich op Vadder un Mudder. Un so schall dat ok bliewen. Sprekt wi awer ünner enanner platt un willt, as dat faken ins vörkummt, mit uns' Kinner blots hochdütsch spreken, so ward de lütten Dinger dardörch fremd, ingebildt un näsklok makt; oder se föhlt sik as dat Küken in'ne Dranktunn, do 't versupen schull.

Jeder, de in'ne Welt furt schall, den sien Lebensweg wieder geiht as op sien Vadder sien Hoffstell oder as vun Füerherd bet na 'n Puttsteert, mut wat lehrn, un je mehr he lehrt, um so beter is dat in'ne Regel för em. Wenn dat nu op dat Köen ankummt, denn is richtig dütsch, d. h. richtig hochdütsch schriewn mit dat Erste, wat vun Minschen verlangt ward, un richtig hochdütsch spreken is ebenso wichtig. Wenn mien lewen Tohörers mi awer verstahn hebbt, denn ward se all markt hem, dat ik dat richtig hochdütsch lehrn för de allermeisten Kinner nich vun dat Hus un vun de Öllern sondern vun de Schol besorgt hem wüll. Sprekt to Hus platt mit de Kinner, rein platt, vernünftig platt, denkrichtig platt, denn künnt wi in'ne Schol licht hochdütsch mit se torecht kam, un wenn se nich ganz mit 'n Dummbüdel kloppt sünd, denn lehrt se dat Hochdütsch licht un bald. Gewöhnlich is dat all nich veel wert, wat de Kinner lehrt hebbt, wenn to Hus all mit se rümmer scholmeistert is, ehr se in'ne Schol kamt; se möet dar doch meistendeels mit Allns wedder vun vörn anfangn. Lat se speeln, lat se Vadder un Mudder helpen, wenn't ok man Kinnerspill is. Sprekt mit se öwer de Dinger, de bi se rüm sünd, sprekt mit se soveel, as möglich, öwer allns, wat se hört un seht un, wenn Ji vun Hus ut plattdütsch sünd un vör gewöhnlich platt sprekt, denn sprekt platt mit se, richtig platt, dütlich platt, un makt den Muud apen. Darop seegt ok bi de Kinner, dat se den lütten Snawel apen makt, wenn se wat seggt, un dat se langsam un dütlich, kort un enfach sprekt, plattdütsch, man immer plattdütsch. Hebt se dat gut un ordentlich lehrt, denn ward wi in'ne Schol ok licht mit se torecht kam. Wo glücklich weern wi Lehrers, wenn all de Kinner, de to Schol kamt, en ordentliches Plattdütsch spreken kunn, un wenn se to Hus vun alle Lüd immer en ordentliches Plattdütsch to hörn kregn.

Hus un Kinner ward dardörch tohopen holn. Dat Kind freut sik, wenn dat ut de Schol mit all de Weisheit, de dat dar op hochdütsch lehrt hett, in de plattdütsche Stuw na Vadder un Mudder kummt. Dar föhlt dat sik so heimisch as en Küken ünner de Kluckhehn. Dat stickt awer ok mal den Kopp ünner de Flünken rut, dat vertellt vun de Schol un wiest, wat dat dar lehrt hett. Denn hört em man to, den lüttjen Plitikus, un sprekt mit em öwer de Schol un wat dor lehrt ward, de Öllern platt, dat Kind op hochdütsch, so as 't in'ne Schol dat lehrt hett. Dat smeckt as Swartbrot un Stuten tohopenklappt. So 'n Hamborger Bodderbrot steiht bi de Rippen un holt Liew un Seel tohopen.

Un wenn dat Kind denn gröter worn is un all in'ne Schol so allerlei lehrt hett, denn dörf dat Plattdütsche ok nich vergeten warn, denn schull dat Kind

wat vun de plattdütsche Literatur kenn lehrn. Hebt wi de Lütten all plattdütsche Märchen un Döntjes vertellt, denn künnt se nu ok plattdütsche Geschichten lesen. De niesten Lesböker hebbt ok all wekker darvun. Köent se ok plattdütsche Leeder singn? Lehrt se man wekker, se singt se geern. In Kiel un ok annerswo hebbt de plattdütschen Vereens Kinnerfeste anstellt. Dar is plattdütsch vörlest, plattdütsch sungn, plattdütsch Theater speelt. Denn kriegt de Kinner mal richtig to sehn un to hörn, wat in de plattdütsche Spraak för Kraft un Saft is. Se spört, wo armselig so männig hochdütsche Redensarten sünd. Se lehrt plattdütsch denken, plattdütsch föhln un ward ok plattdütsch handeln, wenn't darop ankummt. Dat „Jungs holt fast," wat de Schleswig-Holstener 1848 repen, un dat „Mit den Kolben druff, so flutscht et better," dat de Pommern to'n Sieg föhr — so'n Wör, so'n Mot un so'n Gesinnung sünd ok hütigen Dags noch wat wert, wenn't för'd Vaderland geiht. Un ok in' gewöhnlichen Leben sind't bi uns Schleswig-Holstener en plattdütsch Wort noch immer am lichsten de Stell, wo dat hinn schall. Wenn uns' fröhere Excellenz v. Köller platt sprök, denn keem he hier de Lüd gliek so neeg, dat se em ganz togedahn weern.

Ik heff in en Versammlung un bi Verhandlungen, wo Grafen un Baronen, wo Regierungsbeamte, Pastoren un Lehrers un ok Burn un anner Lüd weern, en Angler Bur plattdütsch redn hört: dat mak en groten Indruck, un de Mann funn veel Bifall. He kunn sünst ok gut un richtig hochdütsch, weer ok Kommunalbeamter un har den Krieg vun 70/71 mitmakt. He wuß awer wull, warum he toerst so lang plattdütsch sprök — he wull de Lüd an'd Hart, un he kem' daran.

Nu mutt ik man opholn mit mien Vertelln. Ik will Se nochmal kort tosamfaten, wat ik meent heff:

„De plattdütsche Spraak hett för uns, de wi plattdütsch born un tagn sünd un ünner plattdütsche Lüd opwaßt un lewt, den Wert, dat se uns' Hart warm un week, den Kopp hell un klar un de Will stark un gud maken helpt. Darum willt wi uns' Kinner vun lütt op an gud plattdütsch spreken lehrn, willt uns nich darför schämen, wenn uns' Görn plattdütsch sprekt, un willt, wenn se lütt sünd, se plattdütsche Geschichten vertelln un, wenn se gröter ward, se ok wat Plattdütsches to lesen gebn un se ok plattdütsche Leeder lehrn un willt se inföhrn in de Kraft un Schönheit vun de plattdütsche Dichtkunst, darmit se uns' Moderspraak as ehr Moderspraak leew gewinnt, darmit se plattdütsche Egenart beholt.

Dannewerk bei Schleswig. Paul Paulsen.



15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Fortsetzung.)

Der Kommers, seit einigen Jahren ein ruhender Pol in der Flucht der Festveranstaltungen, nahm auch in diesem Jahre einen flotten Verlauf, wiewohl der treue Besucher unserer Generalversammlungen die Wahrnehmung machen mußte, daß das eigentlich bürgerliche Element recht, recht schwach vertreten und die Stimmung darum eine nicht so ungezwungen begeisterte war wie etwa in Plön, Friedrichstadt, Lauenburg, Burg



Fig. 12. Hadersleben von Süden gesehen.
Im Vordergrunde das Wasser des Haderslebener Dammes; von den drei Brücken (s. das Stadtwappen) steht jetzt nur noch die südliche.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

a. F. und Schleswig. Politische Interessen stehen eben in Hadersleben im Vordergrunde; Kämpfe um Meinung, Sprache und Vaterland schlagen Köpfe und Herzen in ihren Bann. So kommt's, daß im Kreise Hadersleben die Mitglieder unsers Vereins recht dünn gesät sind und unsere Werbung um solche trotz Aufwand an Zeit und Kosten bisher nur einen bescheidenen Erfolg zu verzeichnen gehabt hat; selbst unsere diesjährige Versammlung hat bisher im Kreise selbst keine besonderen Segnungen im Gefolge gehabt. Hoffen wir zuversichtlich, daß auch unser Verein die Mission erfüllen darf, die ihm in den Begrüßungsreden und Ansprachen am Abend unsers Kommerses im „Stadttheater" gesetzt worden ist.

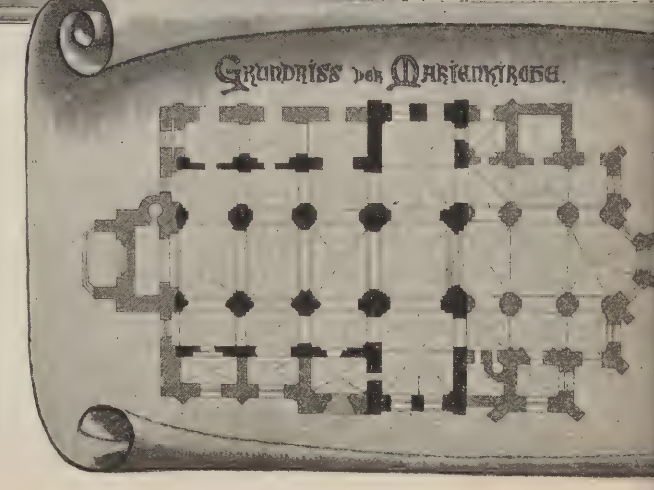
Die städtische Kapelle gab die Introduktion, Herr Sanitätsrat Dr. Martens-Hadersleben als Leiter des Kommerses präludierte mit einem Hoch auf den Kaiser und Herr Bürgermeister Dr. Schindelhauer-Hadersleben kam zum Thema, das voll und ganz die Bedeutung unserer Vereinsarbeit an der Nordmark kennzeichnete, mitzuarbeiten an der Zurückeroberung eines Stücks deutschen Kulturlebens aus dänischen Banden. Ihm ward zur Antwort der Treuschwur unsers Vereins durch den Mund seines Vorsitzenden, Herrn Rektor Peters-Kiel: „Wir sind kein politischer Verein, aber deutschnational bis auf die Knochen." In gewohnter Meisterschaft wußte Herr Schulrat Castens-Hadersleben in seinem Hoch auf den Verein neben dem ernsten auch den launigen Ton zu treffen. — Ein Vortrag stand auch diesmal wieder im Mittelpunkt des Interesses: „Wanderung durch Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der historisch und literarisch (G. Frenssen) denkwürdigen Stätten" von Herrn Theodor Möller in Kiel, der auf einer Ferienfahrt im Sommer 1904 von Segeberg über Bramstedt (Roland: Mit zwei Witzen wird der Fremde, der in Bramstedt einkehrt, gestraft: „Die Bramstedter haben ihren Roland, aber — sie wollen ihn nicht länger haben." — „Wenn der Roland die Uhr 12 schlagen hört, dreht er sich um."), Kellinghusen (das Landschaftsbild erinnert an Thüringen), Breitenburg (Schloß), Itzehoe, Wilster in die Marsch einlenkte, von der Frenssen in seinem ersten Roman „Die Sandgräfin" schreibt: „Wie Herrn von Knees' Schachbrett! So eben und auch so eingeteilt, durch alle die Gräben, die kreuz und quer laufen: das ist die Marsch, die unsere Vorfahren der Nordsee abgewonnen haben." Aber erst bei Brunsbüttel hatte Referent das Gefühl, die Grenze Dithmarschens überschritten zu haben — und in der Tat bildet der Kanal auf einer

größeren Strecke die Westgrenze Süderdithmarschens. Auf dem Wege nach Marne grüßt links Klaus Harms' Mühle (Fahrstedt); dicht daneben liegt der stattliche Löwenhof, bekannt aus dem Zyklus „Ut de Marsch" von Klaus Groth. Der Hof selbst kann als typischer Uhlenhof gelten. Vom Deich des Kaiser Wilhelm-Kogs beobachten wir die Krabbenfischer bei ihrer Arbeit. In Marne ist der Mittwoch der Markttag. Diesmal fesselte den Touristen mit Rad und Kamera der Arbeitermarkt vor der Ernte: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?" So hilft die Gegenwart uns, selbst das verschollene Kulturleben der Israeliten zu erklären. Die Fahrt nach Trischen (Flackelholm in Frenssens Dichtung) bildete den Höhepunkt des Marner Aufenthalts. Zur Ebbezeit kann man die seit 1852 durch Ansandung entstandene Insel zu Wagen oder zu Fuß erreichen: „Es ist aber ein furchtbares Wagnis. Ich habe es auf der Karte gemessen; es ist der vierte Teil des Weges nach Helgoland." (G. Frenssen. Vgl. auch die Schilderung der Wagenfahrt in „Die drei Getreuen.") Bei beginnender Ebbe wurde die Fahrt mit dem Boote unternommen; sie dauerte zwei Stunden. Bergenten in der Mauserung, Störfischer liegen im Schutz der Insel; hinter der Dünenkette liegt ein Häuschen mit Ringwall, der Art waren die Bilder, welche die andächtig lauschenden Zuhörer auf der Leinewand in buntem Wechsel vorüberziehen sahen und gewiß hier



Fig. 13. Die Marienkirche in Hadersleben.

„Das vollendetste Beispiel gotischer Kirchenbaukunst dürften wir wohl in der Marienkirche in Hadersleben sehen, die freilich auch eine bewegte Baugeschichte von den Tagen der Frühgotik bis zu denen der Spätzeit aufweist. Sie hat in ihrer ursprünglichen Gestalt ein Querschiff und über den Abseitendächern Strebebögen, die einzigen aus alter Zeit in diesem Lande. Das Innere ist zwar kahl, die eckigen Pfeiler etwas plump, das Maßwerk in den Fenstern auf das Einfachste eingeschränkt; allein die Raumverhältnisse sind vortrefflich, in der Höhe echt gotisch, und die Kirche dürfte den Domen des Binnenlandes am nächsten stehen." (Adelbert Matthaei in „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)



und da das Verlangen auslösten, dies Eiland selbst einmal aufzusuchen. — St. Michaelisdonn ist die Heimat der Kreyen, der kleinen Leute, Händler und Musikanten. Der Wanderer schreitet durch tiefen Sand die Höhe hinan. (Sprichwörtliche Redensarten: „Am Donn (= Düne; der Abfall zur Marsch heißt Klev [clivius = Hügel]) sagt der Wagen nichts." — „Gah na'n Donn un klei Sand." — „In'n Donn weiht de Sand in'n Kohlgrapen.") Heidekraut und Eichen-Krattbusch bekleiden den Donn, der hier und da von Schluchten, sog. Mulden, durchzogen wird. In einer derselben liegt der Goldsoot. Der „Kladderadatsch" hat leider recht, wenn er schreibt:

„Als ihn des Dichters Auge entdeckt,
Den Goldsoot, im Heidegebüsch versteckt,
Da weilte an seinem klaren Rund
Die Sage mit wissendem Flüstermund
Und raunte aus längst entschlafener Zeit
Von lebender Liebe und sterbendem Leid.
Das war in Jörn Uhl.

Jetzt aber steht ein Aussichtsturm dort
Und Anlagen zieren den wilden Ort.
Ein Bierquell auch fließt fleißig dabei
Mit Kartengeschreib und Prostgeschrei.
Frau Sage floh heulend davon zur Nacht,
Nur Unpoesie hat kaltlächelnd gemacht
Den Goldsoot zum Pfuhl."

In Burg i. D. fesselt namentlich der Kirchhof, auf dem Platze der alten Bökelnburg gelegen, bis 1818 Acker der Geistlichen; eine Terrasse führt auf die Plattform. Meldorf: im alten Pfarrhause (jetzt Kunstwebeschule) wohnte Nikolaus Boje. Heinrich von Zytphen wurde 1524 in Wintersnacht von hier nach Heide geschleppt und verbrannt. Eine Schilderung des Mönchshofes gibt Frenssen in seiner „Sandgräfin" (S. 33). Der Mönchshof ist auch heute noch ein Wirtshaus. „Du hast Dich freigeraucht, Thiessen," sagt der Wirt zu dem Sonderling, der hier am Markte der Rückkehr seines Neffen Jörn Uhl harrt, der derweil um die Aufnahme in die Meldorfer Gelehrtenschule besorgt ist. Hemmingstedt und das Landesdenkmal auf dem Dusendüwelswarf bildeten den Beschluß der Wanderung, dessen Wiederholung vor Auge und Ohr den Bewohnern der Nordmark einen entfernt liegenden Winkel unseres Heimatlandes erschließen sollte. Der Beifallssturm bezeugte den Dank, den alle dem wackeren Pionier auf dem Felde der Heimatkunst und heimatkundlichen Forschung zur Erschließung unserer Provinz zollten.

Fig. 14.
Kanzel in der Marienkirche zu Hadersleben.
(Aus: „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

Der gemütliche Teil erreichte in den rezitatorischen Darbietungen unsers Freundes und getreuen Eckarts Herrn Fritz Wischer in Kiel seinen Höhepunkt. Seitdem er beständig auf dem Spielplan erscheint, ist das Ortskomitee, das sich auch diesmal wieder fleißig gerührt und um die äußere Ausgestaltung unserer Versammlungstage großes Verdienst erworben hat, der ständigen Sorge: „Was sollen wir unsern Gästen zur Unterhaltung bieten?" enthoben: es kam alles. Und sollte es Herrn Wischer als trefflichem Interpreten plattdeutscher Muse gelungen sein, den reichsdeutschen Haderslebener Bürgern in Stadt und Land mit der Pflege unserer plattdeutschen Sprache und Literatur ein Kampfmittel

in die Hand gegeben zu haben, das jenseit der Königsau so sehr gefürchtet, auf deutscher Seite leider bisher nicht in dem Maße gewürdigt worden ist, als wie sie es verdiente, so wäre das ein Gewinn, der jenen angenehmer Unterhaltung tausendfach übertrumpft.

Am Mittwochmorgen wurde unter der Führung des Herrn Kreisschulinspektors Prall ein Rundgang durch die Stadt unternommen (Fig. 12); selbst Ortseingesessene fanden Gelegenheit, ihren Wissensstoff aus der Lokalgeschichte zu bereichern. Besonders für uns Auswärtige interessant war die Tatsache, daß Inschriften auf alten Gebäuden in hochdeutscher Sprache gehalten waren, ein Beweis dafür, daß das dänische Element hier nicht ursprünglich zu Hause gewesen ist. Herr Propst Petersen-Hadersleben führte seinen Gästen das Innere der herrlichen Marienkirche (Fig. 13 u. 14), eines der bedeutendsten Gotteshäuser unserer Provinz, vor, bei deren künstlerischer Ausschmückung auch sein Rat von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist. Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten der uns gewordenen Erläuterungen über das Alter, die Dimensionen, den Schmuck und seine Symbolik usw. näher einzugehen, und will nur folgende Stichpunkte geben: Die Kirche wurde kurz nach 1270 erbaut, war ursprünglich im romanischen Stil gehalten, erhielt ihre jetzige Gestalt in den Jahren 1440 bis 1460. Ein junger dänischer Gelehrter hat vor einiger Zeit in Rom die Bittschrift des Haderslebener Domkapitels an den Papst gefunden, worin gebeten wurde, Ablaßbriefe zwecks Gewinnung der für den Bau erforderlichen Mittel verkaufen zu dürfen. Das Innere des Gotteshauses ist 6 m höher als das des Schleswiger Domes. 1879 wurde die Kirche renoviert. Besonders feierlich stimmt der Fensterschmuck, der allein 40000 *M.* gekostet hat. Die Kirche hat 8 Kapellen. — Zum Schluß wurde das Kreismuseum besichtigt.

(Schluß folgt.)



Mitteilung.

Bericht eines Fehmarnschen Lehrers vor 100 Jahren. Zufolge eines von den Herren Kirchenvisitatoren ergangenes Auftragen, mir von unsere Herren Pastoren übergeliefert, lege ich auf dero verlangen folgenden bericht von meiner Schule zu Avendorff ab. a. Vor diesen ist in Avendorff eine Districts Schule gewesen, anjetzo aber nicht mehr. b. Weil die Dörfer Blischendorff und Wulfen dazu gehöret haben, aber nun schon vor einigen Jahren, davon genommen sind. zwar ist in Blischendorff anjetzo eigentlich keine Schule, aber sie haben doch ihren freyen willen daß sie ihre Kinder können hinschicken nach der Schule wo sie wollen! c. Auf des Dorfschafliches verlangen, bin ich von den Hochgeehrten Herrn Probsten Thomsen aus der Burg zum Schulhalter allhier bestellet worden. d. Meine Einkünfte sind, a Kind 3 Mk, Schreib und Rechen Schüler 4 Mk, Vytzum (Fixum) Geld 30 Mk, zusammen ungefehr 92 Mk und 3 Schaafe frey mit auf die Weide zu gehen lassen. e. Was die Wohnung anbetrift, so ist alhie kein eigentliches Schul Hauß, sondern nur eine Stube, zum Schulhalten geheuret. f. Zum Unterricht meiner Schüler nehme ich des Tages 7 Stunden, und zwar, des Vormittags 3, und des Nachmittages 4 Stunden, g. Mit den Einrichtungen meiner Schulstunden hat es folgende Beschaffenheit — Montag Vormittag wie auch an jeden Tage, zur Anhebung die Erste Stunde mit einen Gesang und Gebet, und nach dem Gebet Täglich ein Hauptstück des kleinen Catechismi von einen Kinde hergebetet, die Erste Classe alsdann zur Lesung einen Gesang, und dann werden dieselben in Rechnen und schreiben gesetzt, 2 Stunde die Mittler Classe Lesen, und dann ihr aufgegeben ihr Lection aus dem Catechismo in der Stille nachzusehen, und in der 3 Stunde, werden die Buchstabier und Abc Kinder vorgenommen, und unterwiesen, und wenn dieses vollendet so sagen die Mittler Classe ihr Lection auf und alsdann wird die Schule mit Gesang und Gebet geendiget. — Nachmittag die Erste Stunde mit einen Gesang und Gebet angefangen, und dann die Erste zum Lesen in der Biebel, und nachher ihr Lection aufgesagt und dann wieder im Rechnen und schreiben gesetzt, 2 Stunde die Mittler Classe Lesen, und dann wieder ihr aufgegebenes Hauptstück in der Stille weiter nachzusehen und in der 3 Stunde werden die Buchstabier und Abc Kinder wieder vorgenommen und unterwiesen, und wenn dieses vollendet, so sagen die Mittler Classe ihr Lection auf, und in der 4 Stunde werden die Erste und andere Classe zum Aufschlagen in der Biebel unterwiesen. Mithin werden die Buchstabier und Abc Kinder noch einmal vorgenommen und über daß Vormahls gelesene befragt, und dann die Schule mit Gesang und Gebet geendiget! — Dienstag Vormittag, gleich wie am Montag Vormittag, nur wird von der Ersten Classe, nach dem sie in die Schule gekommen sind einige Fragen aus dem Fragbuche aufgesagt, und so wie am vorigen Vormittag fortgefahren. — Dienstag Nachmittag, eben wie au den vorigen Nachmittag, nur wird anstatt das aufschlagen in der Bibel nun Catechisirt! — Mittewochen nach der Kirche! — Donnerstag Vormittag, In allen Stücken wie Dienstage, nur wird von der Ersten Classe einen Gesang aufgesagt. —

Donnerstag Nachmittag, Gleichfals wie am vorigen Nachmittag fortgefahren. — Freitag Vormittag, eben wie am Dienstag und Donnerstage, nur wird von der Ersten Classe ein Buß Psalm aufgesagt. — Freitag Nachmittag, Gleichfals wie an den vorigen Nachmittagen. Es wird aber von der Ersten Classe daß Evangelium aufgesagt und auch gelesen. Sonnabend Vormittag wird auch so fortgefahren nur wird von der Ersten Classe die Ordnung des Heils oder daß Einmahl Ein aufgesagt und dann die Schule mit Gesang und Gebet geendiget! h. Die anzahl der meinen Unterricht anvertrauten Kinder beläuft sich anjetzo auf 21. worunter 4 Kinder von Blischendorff sind, weil alda nur so wenige Kinder sind, und sie selbst keine Schule haben, und noch 3 von der sogenanten Avendorffer Mühle, welche ich nicht weiß wofür ich sie rechnen soll, ob sie eigentlich darzu gehören oder nicht, weil die Eltern sie nicht bei Jahren sondern nur bey Wochweise in die Schule gehen lassen, und also kommen sie nur sehr wenig zur Schule und sind also folglich in Avendorff nur eigentlich 14 Schulfähige Kinder! i. Ohne Frau und Kinder k. Ich habe kein anderes Handwerck oder eigentliche Handthierung denn nur die Schule.

Avendorff d. 5ten Mey 1797. Joachim Wiepert.

(Mitgeteilt von Hammer in Avendorf.)



Bücherschau.

1. **Der Strandwanderer.** Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen und Seetiere der Nord- und Ostsee. Bearbeitet von Dr. **P. Kuckuck,** Kustos an der Kgl. Biologischen Anstalt auf Helgoland. Mit 24 Tafeln nach Aquarellen von J. Braune. München: J. F. Lehmann, 1905. 76 S.; 8°. Preis geb. 6 M. — Der Schwerpunkt des Büchleins liegt in den 24 Buntdruck-Tafeln. Dem zu großen Hoffnungen berechtigenden Künstler J. Braune, der leider bereits mit 25 Jahren ins Grab sinken mußte und das Erscheinen dieses schönen Werkes nicht erleben sollte, gab das Helgoländer Aquarium die beste Gelegenheit zu seinen Studien, und das Resultat derselben zeigt sich eben darin, daß uns namentlich die Tiere nicht etwa als Leichen oder als hilflos auf den Strand geworfene Geschöpfe begegnen, sondern als ein Bild des Lebens inmitten ihrer natürlichen Existenzbedingungen, wie zu schauen sie dem Laien eben nur das Aquarium bieten kann. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Wahrheit in Form, Gestalt und Pose oder den wundervollen Abglanz natürlicher Färbung, die vielleicht in den Originalen des Künstlers noch schöner hervorgetreten ist, als wie sie die beste Technik zu reproduzieren vermag. Unter den 234 dargestellten Objekten ist mir nur eine einzige Entgleisung aufgefallen, das Bild des norwegischen Hummers (Nephrops norvegicus). Der Künstler, dem der Herausgeber im Vorwort einen warmen Nachruf widmet, hat sich mit seinen Tafeln ein bleibendes Denkmal gesetzt. — Das Büchlein gliedert sich in 3 Abschnitte: Strandpflanzen (Taf. 1—4), Meeresalgen (Taf. 5—10), Seetiere (Taf. 11—24). Das jedes einzelne Objekt der bildlichen Darstellung begleitende Textwort gibt zunächst eine kurze, aber präzise Diagnostik, berichtet über Vorkommen und Verbreitung (ob z. B. in beiden Meeren oder nur in der Nordsee), und zum Schluß nach Maßgabe des verfügbaren Raumes Mitteilungen über die Lebensverhältnisse. Ich verstehe, daß Verfasser bemüht gewesen ist, Tafel und Text aufs engste mit einander zu verknüpfen, damit die Übersichtlichkeit nicht leide, sonst wäre ein Mehr in der ökologischen Darstellung durchaus am Platze gewesen. — Auf jeden Fall bedeutet das Werk eine wertvolle Bereicherung unserer volkstümlichen Landesliteratur, dazu berufen, der Fauna und Flora des Meeres interessierte Beobachter zuzuführen. Der Preis ist durchaus nicht zu hoch berechnet, wenn man bedenkt, welche Unkosten allein auf die Reproduktion bunter Tafeln kommen. Möchte das Buch namentlich unserer reiferen Jugend ein Führer werden in den von vielen immer noch nicht geahnten Reichtum und in die Pracht der Meeresorganismen. Barfod.

2. **Martin Kiesling: Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere.** Mit einem Anhang von Dr. A. Voigt. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1905. 86 Seiten und zahlreiche Abbildungen. Preis: 2,50 M. geb. — Das vor kurzem erschienene Schillingsche Werk: „Mit Blitzlicht und Büchse" hat in mehrfacher Beziehung einen geradezu beispiellosen Erfolg zu verzeichnen gehabt, und nicht der geringste ist der, daß die bekannte Firma Voigtländer den Entschluß gefaßt hat, ein ähnliches „Urkundenwerk über die europäische Tierwelt" herauszugeben. Freilich, ein zweiter Schilling dürfte sich dafür kaum finden. Vielleicht aber — und sagen wir: hoffentlich! — wird sich auf dem Wege, den die unternehmende Firma beschritten hat, etwas Gutes und Brauchbares schaffen lassen. In einem Preisausschreiben werden Fach- und Amateurphotographen zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Wer sich an dieser Arbeit beteiligen will, findet in dem Kieslingschen Buche: „Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere" sehr dankenswerte Rat-

schläge und Winke. In reichlich 20 Abschnitten behandelt Verfasser in klarer und verständlicher Weise alle Verhältnisse, die beim Photographieren freilebender Tiere inbetracht zu ziehen sind. — Druck und Ausstattung sind gut. Der Preis ist angemessen.

Th. Möller.

3. **Im Schatten der Weltesche.** Roman von **Friede H. Kraze.** 3 *M*. — Der Roman ist eine im tiefsten Innern durchlebte, fein durchgeführte, gedankenschwere Erzählung. Die Tendenz des Buches ist ausgesprochen in der Frage und Antwort: „Wie müßt ihr Menschen leiden, sag' mir, warum?“ „Auf daß die Liebe völliger werde.“ Die Verfasserin, die durch verschiedene bedeutende Arbeiten auf dem Gebiete der Romanliteratur schon bekannt ist und uns zum Heimatsfeste eine feinsinnige dramatische Bearbeitung des Hans Brüggemann schenkte, schreibt meist nicht für das Volk, sondern für die Gebildeten. Auch der Roman „Im Schatten der Weltesche“ ist keine schlichte Erzählung, in der sich die Handlungen und Tatsachen in leicht faßlicher Form aneinanderreihen, sondern er besteht aus einer Reihe von Selbstbekenntnissen und Betrachtungen eines Mannes heldenhafter Art, der den Kampf mit den Geschicken zu seiner eigenen Läuterung auf sich genommen hat. Die Sprache des ganzen Buches ist so schön, daß ein Kritiker sie „ein Gedicht in Prosa“ genannt hat. Die mehrfach eingestreuten, die eigentliche Handlung aufhaltenden Reflexionen und Episoden geben dem Werk einen eigenartigen Charakter, der es vielleicht der großen Masse fremdartig, dem literarischen Feinschmecker aber besonders reizvoll erscheinen läßt. Die dichterisch ungemein hochstehende Episode vom Waidewuthis, dem Könige der Alanen, die ihrem Inhalt nach mit dem Ganzen wenig Zusammenhang hat, möchte man um keinen Preis missen. Ebenso sind die wunderbaren Psalmdichtungen aus den Sprüchen Salomonis, dem Jesus Sirach und dem Hohelied Salomonis für den Gesamtinhalt unentbehrlich. Alles in allem: niemand wird das schöne Buch unbefriedigt von sich legen, und jeder Leser Gewinn aus seinem Inhalt ziehen.

Husum. Voß.

4. **Aus dem Leben deutscher Dichter.** Eine Literaturkunde in Bildern von **C. Carstensen.** 2. verm. Aufl. Mit 24 Porträts. 8°. 244 S. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann. 1905. — Eine eingehende Besprechung dieses Buches gehört in eine pädagogische Zeitung; aber auch hier darf es empfehlend erwähnt werden, weil sich unter den 24 Dichtern, die es berücksichtigt, 5 befinden, die entferntere oder allernächste Beziehungen zu unserer nordelbischen Heimat gehabt haben: Klopstock, Claudius, Geibel, Storm und Groth. Gedacht ist es vor allem für die Schule; infolgedessen berücksichtigen die Lebensbeschreibungen nur solche Momente, die man Kindern nahebringen kann. Sie tun das in lebendiger, anschaulicher Sprache, und wir dürfen uns, wenn in unsern Schulen in solcher Weise der heimischen Dichter gedacht wird, auch von heimatkundlichem Standpunkt aus freuen. Die Frage, ob die Zahl der Dichter noch vermehrt werden kann, wird verschieden beantwortet werden; ich persönlich bin nicht geneigt, sie zu bejahen. Ich sähe wohl manchen Namen gern erwähnt; wenn ich mir dann aber überlege, ob es gelingen könnte, von dem Betreffenden eine kindertümliche Lebensbeschreibung zusammenzustellen, dann treten die Schwierigkeiten sofort zu Tage. Hat man aber nichts zu erzählen, was die Kinder packt, dann soll man lieber garnichts erzählen, sondern sich mit der Vorführung der Dichtungen begnügen.

Heinrich Lund.

5. **Karl Maria Kasch.** (Auch ein Leben.) Von **Ludolf Weidemann.** Hamburg 1904. Alfred Janssen. 8°. 178 S. Preis 3 *M*. — Dem Andenken Jean Pauls ist das Buch gewidmet, und auch, wenn der Name dieses Dichters nicht auf dem Widmungsblatte stände, würde wohl jede Seite an ihn erinnern. Wir finden seinen Stil und seine Gedankenfülle — nicht aber seine Gedankenverschwendung —, seinen Bilderreichtum und seine Lust an Kleinmalerei. Manche Einzelzüge erinnern direkt an das Schulmeisterlein Wuz und an Quintus Fixlein. Ein Unterschied von dem Vorbilde zeigt sich in größerer Einfachheit und in der spezifisch christlichen, evangelischen Färbung. Was der Verfasser zu sagen hat, schließt sich an den einfachen Lebensgang des Dorfschulmeisters Kasch in Lebaz an der Neustädter Bucht an; große Ereignisse werden nicht geschildert, — eigentlich nur eins: der Tod der beiden Kinder durch Kohlensäure-Vergiftung —, aber alles ist interessant, freilich nicht für stoffhungrige, sondern für besinnliche Leute. Die reiche Lebensweisheit des Buches ist wert, gepredigt zu werden; sie zeugt von einem klaren Blick für den Unterschied zwischen dem Vergänglichen und dem Bleibenden, von warmer Teilnahme für alle geistliche und leibliche Not, von einem weiten Herzen, in dem neben der Bibel auch Goethe Raum hat. Das Buch ist wert, in ernsten Stunden wieder und immer wieder gelesen zu werden; vielleicht hat es die Form gefunden für einen modernen Ersatz der altehrwürdigen Andachtsbücher, aus denen vergangene Geschlechter Seelenspeise schöpften.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 10. Oktober 1905.

Das Taubstummen-Institut zu Schleswig.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

„. . . . . Die Tauben macht er hörend
und die Sprachlosen redend.“ Marc. 7 V. 37.

Zu den ältesten nicht nur, sondern auch zu den segensreichsten Erziehungs-Instituten unsers Landes gehört unzweifelhaft das Provinzial-Taubstummen-Institut in Schleswig. Ja, wenn wir die Bezeichnung Erziehungs-Institut in dem engeren Sinne nehmen, den sie eigentlich beanspruchen darf, so ist die Schleswiger Taubstummen-Anstalt unbestreitbar das älteste dieser Institute in unserm Lande. Denn sind im weiteren Sinne alle unsere Lehranstalten, von dem Gymnasium bis zur primitivsten Dorfschule auch Erziehungs-Institute, so sind sie das doch erst in zweiter Linie, in erster Reihe sind sie doch Lehranstalten. Nun gibt es ja in unserm Lande noch eine ganze Reihe Anstalten, die wie das Taubstummen-Institut in der Hauptsache Erziehungs-Anstalten sind — ich nenne da nur die Blinden-Anstalt, die verschiedenen Erziehungshäuser, wie das „Martinsstift“ usw., die Idioten-Anstalten u. a. m. —, aber sie alle sind in ihrer Gründung viel jüngeren Datums, und wenn ich auch bei keiner von ihnen anstehe, den großen Segen, den sie stiften jahrein, jahraus, so hoch in Anschlag zu bringen, wie er es verdient, so bin ich doch der Meinung, daß dieser Segen bei keiner dieser Anstalten ein größerer sein kann, als eben auch bei unserer Schleswiger Taubstummen-Anstalt.

Es war am 3. Mai 1746 (nach andern Nachrichten am 5. März desselben Jahres), als in Kiel, soweit ich habe erfahren können, in der Schloßstraße daselbst, ein Knabe geboren wurde, der später als Mann bei uns den Unterricht für taubstumme Kinder erfunden und eingerichtet hat. [1])

---

[1]) Die „Kieler Zeitung“ bringt in ihrer Nummer vom 2. September d. J. folgende von mir zwar nicht kontrollierbare Briefkastennotiz, von der ich aber gern annehme, daß sie auf einer an Ort und Stelle eingezogenen besseren Information, als wie die meinige sein konnte, beruht, und ich gebe sie daher pflichtschuldig als ergänzende, resp. berichtigende Note hier wieder; sie lautet: „1. Professor G. W. Pfingsten errichtete das Taubstummen-Institut in Kiel im Hause Fischerstraße 11 1799; als durch eine Verordnung vom 8. November 1805 ihm alle taubstummen Kinder auf Staatskosten überwiesen wurden, kaufte er 1806 das Haus Fischerstraße 13 hinzu. Da auch diese Räume nicht ausreichten, verlegte er das Institut 1810 nach Schleswig. 2. Wohnte in demselben Hause. 3. Er ist am 5. März 1746 in Kiel geboren, nicht 3. Mai, wie unter dem Bilde von Lahde steht. Sein Geburtshaus haben wir nicht ermitteln können, im Kirchenbuche ist es nicht verzeichnet. Sein Vater, Tambour Friedrich Pfingsten, hatte einen Nachbar, welcher auf dem Kleinen Kuhberg wohnte, mit dessen taubstummen Kindern Pf. spielte. Das Geburtshaus (?) wird mithin in dieser Gegend gelegen haben.“

Georg Wilhelm Pfingsten war der Sohn eines Kieler Kleinbürgers, und in den denkbar einfachsten Verhältnissen wuchs er unter kindlichen Spielen, kleinen häuslichen Handreichungen und einem äußerst primitiven Schulunterricht auf, so daß in seiner Kindheit nichts darauf hinwies, eine wie hohe Stellung im öffentlichen Leben seiner Stadt und seines Landes er später einzunehmen berufen sei. Nach seiner Konfirmation erlernte er das Gewerbe eines Friseurs, daneben aber auch das eines Musikers, und zur Ausübung dieser seiner Gewerbe ging er später in die Fremde. In seinen Knabenjahren hatte er viel mit zwei taubstummen Kindern verkehrt, die einer seinen Eltern benachbarten Familie angehörten. Durch diesen Jugendumgang und die Eindrücke, welche ihm aus demselben erwuchsen, wurde seinem ganzen späteren Leben die Richtung gegeben. Nicht nur die Erinnerung an seine Jugendzeit war es nämlich, die ihn in der Fremde immer wieder in unwiderstehlicher Weise zu ihm begegnenden Taubstummen hinzog, sondern auch die mancherlei Erfahrungen, die er bezüglich des eigentümlichen Verkehrs mit solchen Unglücklichen früh schon gesammelt hatte, ließen ihn, wo er mit solchen zusammentraf, alsbald einen bedeutenden Einfluß auf sie gewinnen, und sehr rasch sah er sich, ohne daß er es wollte, an verschiedenen Orten in die Rolle eines Lehrers und Beraters nicht nur erwachsener Taubstummer, sondern auch vorzüglich solcher Kinder versetzt, und wo Taubstumme sich begegneten, da geschah es bald, daß sie sich in einer von Pfingsten eigens konstruierten Zeichensprache mit einander verständigten, und überall ward sein Name von ihnen mit Dank und hoher Begeisterung genannt.

Aber nicht einfach und ruhig sollte der Lebensweg Pfingstens verlaufen, sondern Schicksale und Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art verschlugen ihn bald hier-, bald dorthin, so daß er erst in seinem vierzigsten Lebensjahre endlich in Lübeck landete und festen Fuß faßte. Kaum aber war er ein Jahr hier, so hatte sich auch in dieser Stadt schon wieder sein Ruf als Taubstummenfreund gegründet, und nun war es ein dortiger Arzt, Dr. Wallbaum, der sein Augenmerk in besonderer Weise auf ihn richtete und ihm zunächst ein taubstummes Kind zum regelmäßigen Unterricht und zur Erziehung anvertraute. Dieser erste eigentlich verantwortliche Versuch aber fiel so günstig aus, daß schon im folgenden Jahre ihm drei weitere Zöglinge anvertraut wurden, und mit diesen vier Kindern begann die vorläufige private Gründung des Pfingstenschen Instituts.

Nachdem dann aber Pfingsten im Jahre 1791 als Organist und Schullehrer in das Kirchspiel Hamberge übergesiedelt war und dort mehrere seiner Zöglinge öffentlich konfirmiert werden konnten, da wurden auch der dänische Minister Bernstorff, der sich vorzugsweise die Verbesserung des Schulwesens auch in Schleswig-Holstein angelegen sein ließ, und sein Freund, der Rektor der Eutiner Gelehrtenschule Joh. Heinrich Voß, der bekannte Dichter, auf das segensreiche Wirken des Wohltäters der Taubstummen aufmerksam, und letzterer veranlaßte ihn, seine freilich noch kleine Anstalt nach Holstein zu verlegen. Zwar war das Gehalt, das ihm geboten wurde, ein recht geringes, aber Pfingsten nahm den Ruf an, weil er ihm die Aussicht bot, jetzt ganz sich den Taubstummen widmen zu können, ein Wunsch, der ihn schon lange beseelt hatte. So verließ er denn im Jahre 1799 Hamberge, wo er inzwischen bereits 9 Taubstumme dem bürgerlichen und geselligen Leben wiedergeschenkt hatte, und siedelte unter der Verpflichtung, von jetzt an sämtliche ihm zugewiesene taubstumme Kinder zu erziehen, mit seiner Anstalt in seine Vaterstadt Kiel über.

In Kiel wirkte Pfingsten elf Jahre in der segenbringendsten Weise und auf jede Art von der Königlichen Regierung unterstützt, so daß sich allmählich die der Anstalt zu Gebote stehenden Räumlichkeiten als zu klein und wenig mehr den An-

forderungen der sich ständig hebenden Frequenz derselben entsprechend erwiesen. So wurde denn, nachdem die Königliche Regierung im Jahre 1805 verordnet hatte, daß alle dürftigen taubstummen Kinder der Herzogtümer nach zurückgelegtem 7. Lebensjahre von der Anstalt unentgeltlich, d. h. auf Staatskosten zu unterrichten und zu verpflegen seien, zu dem bisherigen, Pfingsten selbst gehörenden Anstaltsgebäude ein zweites auf Staatskosten erworben, auch das Pfingstensche Haus angekauft und die ganze Anstalt zum Staatsinstitut erhoben. Aber auch diese Erweiterung erwies sich bald als ungenügend, und so beschloß die Regierung, da in Kiel keine günstige räumliche Erweiterung für die Anstalt zu erzielen war, dieselbe ganz von Kiel fort zu verlegen, und zwar nach Schleswig, da dieser Ort für die gesunde Lage des Instituts nächst Kiel die beste Gewähr bot. Im Jahre 1810 gelang es, hier ein besonders günstig gelegenes Grundstück für die Anstalt zu erwerben, und nun erfolgte die Übersiedelung derselben mit 35 Zöglingen,



Taubstummenanstalt in Friedrichsberg.

4 Lehrern (darunter als Lehrerin die Tochter des Gründers) und zwei taubstummen Dienstboten.

Hier in Schleswig wirkte Pfingsten dann noch 16 Jahre als Vorsteher und erster Lehrer der Anstalt. Aber nicht nur innerhalb seiner Anstalt war sein Wirken ein so segensvolles, wie je das eines Vorstehers einer solchen Anstalt gedacht werden kann, auch nach außen hin wirkte er anregend und hebend auf den Taubstummenunterricht in ganz Deutschland, von dessen Stand er auf einer Reise nach Leipzig und Berlin bereits im Jahre 1802 Einsicht genommen hatte, durch verschiedene Schriften, so daß er, als er im Jahre 1826 infolge Altersschwäche sein Amt niederlegen mußte, als Professor und Ritter vom Danebrog auf ein

nicht nur an Erfahrungen reiches, sondern auch aufs höchste segens- und erfolgreiches Leben zurückblicken konnte, leider kaum ein Jahr lang in ruhiger Beschaulichkeit, denn bereits am 27. November 1827 wurde er durch den Tod, 81 Jahre alt, aus demselben abgerufen.

Ob aber auch der Meister heimgegangen war, sein Werk blühte fort und gedieh zu immer höherer Vollkommenheit auch unter seinen Nachfolgern in der Direktion, deren erster sein Schwiegersohn, der frühere cand. jur. Hansen, war, ein ebenso geistvoller wie aufopferungswilliger Mann, so daß er von den Zöglingen als ihr „zweiter Vater" bezeichnet wurde. Was die Anstalt heute ist: ein Musterinstitut aller Taubstummen-Lehr- und Erziehungsanstalten, so daß fast jährlich aus aller Herren Länder Leiter und Lehrer ähnlicher Anstalten zur Besichtigung desselben eintreffen, das verdankt sie außer der großen Fürsorge, die derselben von unserer Regierung stets zugewandt worden ist, dem treuen und verständnisvollen Wirken ihrer Direktoren während der ganzen langen Reihe von Jahren ihres Bestehens, und unter ihnen nicht zum wenigsten dem treuen Wirken und hohen organisatorischen Talent ihres jetzigen Leiters, Herrn Engelke, dem es vorbehalten war, der Anstalt ein in jeder Hinsicht gedeihliches neues Leben zu erwecken, so daß sich dieselbe unter seiner Leitung in einer Weise entwickelt hat, die auch ihren Gründer mit Staunen und hoher Befriedigung erfüllt haben würde.

Mir war es vor nunmehr 26 Jahren vergönnt, unter Führung des genannten Herrn während eines Tages Einsicht von ihren Einrichtungen zu nehmen und den Geist kennen zu lernen, der hier herrscht, und ich muß bekennen: noch heute gehört jener Tag im Taubstummen-Institut zu Schleswig zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Da dem aber so ist, so glaube ich auch die Leser einladen zu dürfen, mit mir einen Gang zu machen hinaus zu dem eigentlichen „Anstalts-Mutterhause," darauf einen eben solchen durch die Räume desselben, und endlich mit mir zu beobachten, wie es den Zöglingen daselbst, soweit sie noch nach einer inzwischen vorgenommenen, weiter unten zu besprechenden Neueinrichtung der ganzen Anstalten hier untergebracht sind, ergeht und auf welche Weise ihre Bildung bewerkstelligt wird. —

Etwa zehn oder fünfzehn Minuten vom Bahnhof entfernt liegt am äußersten Ende des „Friedrichsberg," dem ruhigsten Stadtteil Schleswigs, hart an der Straße, die am Ufer der Schlei hinaus zu dem alten Kirchdorfe Haddeby führt, etwas von der Straße zurückgebaut hinter einer doppelten Reihe mächtiger Linden und einem hohen eisernen Gitter das dreistöckige alte Anstaltsgebäude. Vor demselben befindet sich ein geräumiger Spielplatz, während zur Linken und nach hinten, auf der nach der Schlei zu belegenen Seite, ein hübscher Küchen- und Blumengarten anlehnt und rechts neben dem Hauptgebäude sich die Wirtschaftsgebäude befinden. Das Hauptgebäude ist weiß getüncht und an allen Seiten mit hohen, hellen Fenstern versehen, die bei gutem Wetter zur ständigen Lüftung, so bald es irgend angeht, geöffnet werden.

Einen ungemein anheimelnden Eindruck machte das ganze Gewese auf mich, als ich bei meinem Besuch in der Abendstunde eines Frühlingstages dasselbe zum ersten Male betrat, denn nicht nur, daß, auf den ersten Blick ersichtlich, hier neben wohltuendster Ruhe die peinlichste Sauberkeit und Ordnung herrschte, sondern ich wurde auch sofort Zeuge davon, wie hier seitens der Direktion und der Lehrer die ihnen anvertrauten Kinder aufs beste beaufsichtigt und geleitet werden; denn ich traf den Herrn Direktor selber mitten unter einer Schar von etwa 30 Zöglingen jedes Alters, soweit es die Anstalt bei ihren Kindern aufzuweisen hat, noch in dieser späteren Stunde an, wie er, ein rechter Vater der ganzen Schar, sich freundlich unter ihnen bewegte, und ich sah es allen Kindern an, daß es ihnen

hier und unter solcher Aufsicht wohl war. Und als ich dann am andern Morgen — es war ein Sonntagmorgen — nach einem Frühgang längs der Schlei nach Haddeby und wieder zurück bereits um 8 Uhr wieder dieselbe frische Schar, auch diesmal unter der Aufsicht ihres Direktors, vor dem Hause in munterem, freiem Spiel wiedersah, da ward es mir, als möchte ich selbst am liebsten berufen sein, hier helfend mitzuwirken an dem großen, schönen Werk, das hier getrieben wird.

Freundlich wie am Abend zuvor ward ich von dem Herrn Direktor empfangen und nach Erledigung des uns zusammenführenden Geschäftlichen mit der Einrichtung und dem Gang des ganzen Hauswesens bekannt gemacht. Sie ist kurz folgende: Durch einen hohen, geräumigen Hausflur, an dem das Geschäftscomptoir und die Wohnung des Hausvaters belegen sind, gelangen wir zu den Schlafsälen, der Küche und den Wasch- und Baderäumen der Kinder. Alle Räume sind sauber getüncht, und viel Luft und Licht wird ihnen ständig zugeführt. In den Schlafsälen stehen in mehreren Reihen die gut ausgestatteten Betten, jedes für ein Kind eingerichtet, und die exakteste Ordnung in allem und jedem zwingt die Kinder, sich auch ihrerseits solche angelegen sein zu lassen, bis sie ihnen zur zweiten Natur geworden ist. Wie sehr denn auch dies letztere Ziel hier erreicht wird, davon gibt jeder Taubstumme aus diesem Hause, wenn wir mit einem solchen im Leben zusammentreffen, stets das beste, Vollsinnige oft beschämende Zeugnis in seinem ganzen Auftreten, in seinem ganzen Tun und Treiben. Baderäume, Eß- und Familienzimmer weisen dasselbe Bild auf, und wie es hier im Parterre ist, so ist es auch in den oberen Räumen, unter denen sich die eigentlichen Schulzimmer und der Betsaal befinden.

Denn nicht nur für die leiblichen Bedürfnisse, nicht nur für das leibliche Wohl der Kleinen ist hier unter der ständigen wachsamen Aufsicht seitens der Direktion, des Hausvaters usw. gesorgt, sondern wie nach dieser, so ist auch nach der geistigen Seite hin aufs beste für die hier weilenden Kinder vorgesehen. In hohen, schönen Klassenzimmern, versehen mit den besten Lehrmitteln, wie sie die Gegenwart zu bieten vermag, genießen die Zöglinge bis zu einem gewissen Alter hier einen Unterricht, der den demselben Beiwohnenden in hohes Staunen nicht nur versetzt, sondern ihn erfüllt mit einer Hochachtung vor dem Geschick und der aufopfernden Geduld der Lehrenden, die nur übertroffen wird von dem Dank gegen Gott, der auch den Ärmsten unter seinen Kindern solche Liebe erweist. Dann betreten wir den Betsaal, der, einfach, aber würdig ausgestattet, hauptsächlich zu den sonntäglichen Gottesdiensten benutzt wird. Letztere werden von dem Direktor mit den Kindern in den kirchlichen Vormittagsstunden abgehalten, und wer je einem solchen Gottesdienst beigewohnt hat, der wird sich zu dem Bekenntnis gedrungen fühlen: das ist eine der ergreifendsten und eindruckvollsten Feiern, die man nur erleben kann. Denn nicht in der alten, früher allein zur Verwendung gelangenden Geberdensprache redet der Vater hier als rechter Hauspriester zu seinen Kindern, sondern in lebendig gesprochenem Wort verkündet er ihnen die Botschaft des Heils, und man sieht es an den wach aufmerkenden Mienen der Kinder, daß sie, die Tauben, ihn voll verstehen, wofür auch eine Nachfrage am andern Tage in der Schule bei den Gefördertsten dann in deren ebenfalls gesprochenen Antworten ein vollgütiges Zeugnis gibt. In der Tat, etwas Höheres, etwas Ergreifenderes gibt es nicht, als wenn man sieht und aus dem Munde der stumm Gewesenen es vernimmt, wie aus den Tauben Hörende und aus den Stummen Redende geworden sind, mit dem einzigen Unterschiede gegenüber den Vollsinnigen, daß diese Kinder nicht mit den Ohren hören, sondern mit den Augen, und daß sie das eigene gesprochene Wort nicht selbst zu hören vermögen, sondern es beim Sprechen nur auf dem Wege des Gefühls auf seine Richtigkeit kontrollieren können.

Aber wie ist das möglich? wird der Leser fragen, und damit bin ich bei einem Punkt angelangt, zu dessen Erklärung und Veranschaulichung ich mir die Erlaubnis erbitten muß, etwas weiter auszuholen. Ich will mich bestreben, möglichst klar und nicht ermüdend zu reden.

Es ist eine irrtümliche Annahme, daß Taubstumme an einem Gehör- und einem Sprechmangel leiden infolge mangelhafter Beschaffenheit beider Organe, so daß, wenn es auch gelänge, den Gehörfehler zu beseitigen, doch der Sprachmangel bestehen bliebe. Das ist aber nicht der Fall, sondern ein Taubstummer, der von dem Gehörfehler etwa geheilt würde, könnte und würde sehr bald so gut sprechen lernen, wie jeder andere Vollsinnige. Taubstumme sind nur deshalb stumm, weil ihnen nie die Gelegenheit geworden, ihre eigene oder die Stimme eines andern zu hören, und es ihnen daher gar nicht bewußt sein kann, daß es solch ein Mittel gibt, sich andern verständlich zu machen, viel weniger, wie solches geschieht. Ja, ein von Kind auf Tauber ist nicht einmal imstande, seine Stimmwerkzeuge auch nur zu unartikulierten Lauten in bewußter und willkürlicher Weise zu gebrauchen, und soll er auch nur hierzu kommen, so muß er dazu auf künstlichem Wege geschult werden. Hören lernt er nie, d. h. hören in dem Sinne, wie wir Vollsinnigen das verstehen, sondern das, was bei ihm das Hören ersetzen muß, ist das aufmerksame Sehen, oder in gewissen Fällen das körperliche Gefühl. Auf diesen Tatsachen gründet sich denn der ganze Taubstummen-Unterricht, und diese beiden Mittel, das Fühlen und das Sehen, sind es, welche bei ihm allein zur Anwendung gelangen, um den Tauben und also auch Stummen zum Verständnis einer Mitteilung und zur verständlichen Mitteilung zu erziehen. Die ältere und bisher vor wenigen Jahrzehnten allein gebräuchliche Methode der Zeichensprache wandte sich nur an den Gesichtssinn des Schülers indem sie ihn bestimmte Zeichen und Geberden für bestimmte Begriffe lehrte; er konnte, auch wenn er sonst gut geschult war, nur jemanden verstehen, der ihn mittels gerade solcher Zeichen und Geberden, wie sie ihm für die betreffenden Begriffe geläufig waren, anredete, ebenso konnte er sich nur solchen Personen verständlich machen, die seine Zeichen- und Geberdensprache gleich ihm genau inne hatten. Ich habe selbst diese Art Sprache in meinen jüngeren Jahren von einem Taubstummen erlernt und mich in derselben viel mit ihm unterhalten, dabei aber auch die Erfahrung gemacht, daß wir allen, die unsere Geberdensprache nicht genau kannten, total unverständlich blieben, so daß wir gern über solche Personen reden konnten, ohne daß sie auch nur darum wußten. Es liegt auf der Hand, wie beschwerlich, mangelhaft, wenig zweckentsprechend im täglichen Leben eine solche Sprache ist; aber man kannte eben keinen andern Weg, und deshalb war man froh, eben doch diesen zu haben. Anders wurde die Sache, sobald man nach mancherlei Versuchen die volle Gewißheit erlangt hatte, daß dem Taubem nicht die Stimme und die Fähigkeit seiner Sprachorgane, nach einer bestimmten Schulung sie willkürlich zu gebrauchen, fehle, sondern es nur darauf ankomme, diese Fähigkeit bei ihm auf künstlichem Wege auszubilden, um ihn so zum wirklichen Sprechen zu bringen. Auf dieser Gewißheit und auf solcher Einsicht beruht denn die zweite, die jüngere Methode des Taubstummen-Unterrichts, die heute fast ausschließlich zur Anwendung kommende Laut-Methode, und sie ist es auch allein, mit der ich den Leser hier bekannt machen will, um ihm so einen Begriff davon zu geben, auf welche Art auch im Schleswiger Taubstummen-Institut die Kinder zum „sehenden Hören" und zum „lauten Sprechen" gebracht werden.

Ein eigentlicher Unterricht in der Geberdensprache findet in dem Schleswiger Institut schon seit vielen Jahren nicht mehr statt, sondern aus Not anknüpfend an die von dem taubstummen Kinde immer in die Anstalt schon mitgebrachte eigene,

unvollkommene Geberdensprache, seine eigentliche „Muttersprache", beginnt der Unterricht sofort mit der Lautsprache. Es kommt hierbei nun zunächst darauf an, das Kind zum Verständnis davon zu bringen, daß es einen Schatz, eine Fähigkeit besitzt, die es bisher gar nicht gekannt hat: eine Stimme; das Kind muß erkennen lernen, daß Mittel vorhanden sind, aus seiner Brust, oder richtiger, aus seiner Kehle noch etwas Anderes heraufzufördern und hervorzubringen, als nur den Atem, der unwillkürlich aus- und eingeht. Zu dem Ende muß das Kind zunächst beurteilen lernen, welches Gefühl beim bloßen Ausatmen und welches beim Bilden der Stimme entsteht. Jenes lernt der Zögling feststellen, indem er die Rückseite seiner Hand vor den Mund des Lehrers hält, während er seine andere Hand vor seinen eigenen Mund bringt, und nun das scharfe oder leise Ausatmen des Lehrers nachahmt. Hat das Kind so gelernt, daß es ganz das Gleiche kann, was der Lehrer kann, dann ist damit die erste Grundlage des Vertrauens zum Lehrer und der Anfang eines gewissen Selbstvertrauens hergestellt; beide sind aber gleich notwendig für den nächsten Schritt, den das Kind auf dem Wege des Lernens zu tun hat.

Dieser nächste Schritt im Taubstummenunterricht ist nun der, den Zögling dahin zu bringen, daß er zunächst vermittels des Tastgefühls und darauf ohne dasselbe die menschliche Stimme erkennen und dann selbst bilden und gebrauchen lerne; erst wenn dies gelungen und genügend geübt worden ist, kann zu der Erlernung verschiedener Laute, Buchstaben, Wörter usw. geschritten werden.

Der Leser sieht aus diesen kurzen Mitteilungen schon, ein wie langwieriger und schwerer, die äußerste Geduld des Lernenden, wie des Lehrenden erfordernder Weg derjenige der Ausbildung eines Taubstummen ist, und doch sind die in obigen Bemerkungen gegebenen Fingerzeige nur solche, die dem Leser weiter nichts als einen höchstens andeutungsweisen Einblick in den Taubstummenunterricht geben können, dessen weiterer Verfolg so viele Phasen zeigt, daß es unmöglich ist, hier eine näher eingehende Darstellung desselben zu geben. Nur das sei hier noch kurz erwähnt, daß bei der weiteren Verfolgung des angedeuteten Zieles die Anwendung des Spiegels ein ganz vorzügliches Hülfsmittel ist, indem der Schüler seine eigene Mundstellung usw. im Spiegel mit derjenigen des eben unterrichtenden Lehrers zu vergleichen hat, und es ist in vielen Fällen absolut nicht anders möglich, das Kind zur Wiedergabe des richtigen Lautes zu bringen, als auf diese Art.

Ist nun das Kind auf diese Weise in die Anfänge der menschlichen Sprache eingeführt, dann beginnt die Weckung der Begriffe von den Dingen, die ihm am nächsten liegen, und zwar geschieht dies einzig auf dem Wege der absoluten Anschauung oder der Anschauung mittels Bilder und des Vergleichens dieser mit der Wirklichkeit. Je besser der Lehrer es versteht, hier unmittelbar zu sein, d. h. dem Zögling das Bild oder den Gegenstand klar zu machen, ohne eine umständliche Erklärung einzuschalten, desto richtiger werden die Vorstellungen des Zöglings werden und desto besser, d. h. folgerichtiger wird er denken lernen.

Aber, wie gesagt, das alles erfordert viel, sehr viel Geduld und Liebe, und erst wenn das Kind lesen gelernt hat und dieses Mittel fleißig benutzt, um sich weiter zu bilden, wird dem Lehrer seine Arbeit mit diesem Zögling etwas erleichtert, freilich nur, um sie ganz in derselben Weise mit andern, inzwischen neu hinzugekommenen von vorn wieder zu beginnen. Denn wenn irgendwo, so ist an der Taubstummenanstalt unablässiges Arbeiten die oberste Bedingung für den Erfolg und das einzige Mittel, um zu einem solchen zu gelangen.

Der durchschnittliche Bildungszeitraum für einen Taubstummen erfordert acht Jahre, ein Zeitraum, wie er ja auch bei vollsinnigen Kindern im ganzen nicht geringer bemessen ist, und man muß staunen, wie das möglich ist, ein Kind,

das so zu sagen erst embryonisch entwickelt werden muß, in dieser Zeit soweit zu bringen, daß es nun konfirmiert und aus der Anstalt entlassen werden kann, besonders wenn man bedenkt, daß auch die abstrakten Begriffe, z. B. im Religionsunterricht, im Rechnen usw., dem Kinde geläufig zu machen sind. Ja, da stehen wir geradezu vor einem Rätsel, und nur wer es selber mit angesehen hat, auf welche geschickte Weise auch hier der tüchtige Taubstummenlehrer zu operieren weiß, der wird über die Zweifel hinwegkommen, die sich ihm nach dieser Seite hin immer wieder aufdrängen, und wer es gesehen, mit welcher Aufmerksamkeit die Kinder in der Religionsstunde dem Lehrer folgen, oder wer endlich einem vor versammelter Gemeinde abgelegten Glaubensbekenntnis Taubstummer bei der Konfirmation angewohnt hat, wer in einer Rechenstunde geförderterer Zöglinge der Anstalt zugehört und zugesehen hat, — auch der noch wird sich nicht enthalten können, abermals auszurufen: „Das ist ein Wunder vor unsern Augen!"

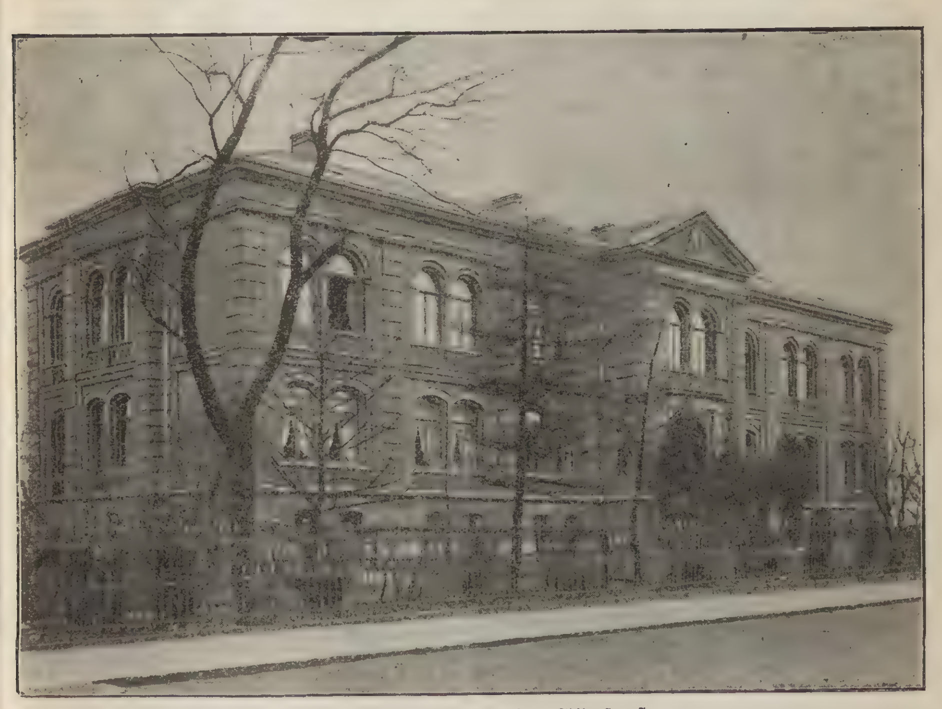
Freilich, das darf nicht vergessen werden, daß diese acht Jahre das Durchschnittsmaß der Bildungszeit der Zöglinge des Taubstummeninstituts ausmachen, und daß es viele, viele Ausnahmen von dieser Regel giebt; denn wenn es auf der einen Seite in seltenen Ausnahmefällen vorkommt, daß ein Zögling schon nach drei- bis vierjährigem Unterricht notdürftig vorgebildet ist und konfirmiert und entlassen werden kann, so fehlt es auf der andern Seite auch nicht an Fällen, und diese sind nicht eben so selten, in denen oft zehn bis zwölf Jahre kaum genügen, um das oben genannte Ziel zu erreichen; es geht eben hier, wie an jeder anderen Bildungsanstalt: neben der Regel besteht die Ausnahme als andere Regel.

Hat aber nun der Taubstumme das Ziel, welches ihm die Anstalt gesteckt und welches treue, liebevolle Lehrer mit ihm zu gewinnen gesucht haben, erreicht, ist er genügend vorgebildet, um konfirmiert werden zu können, dann heißt es für ihn einen Weg finden, auf dem er später als selbständiger, nützlicher und möglichst glücklicher Mensch durchs Leben wandern kann. Und auch da ist es wieder die Anstalt, die ihm auf jede nur denkbare Weise zu Hülfe kommt. Nachdem der Vorsteher sich mit den Eltern oder sonstigen Angehörigen der Entlassenen ins Einvernehmen gesetzt hat, wird der Knabe, entsprechend seiner Begabung, zu einem tüchtigen Handwerker oder sonst an eine für ihn passende Stelle in die Lehre gegeben; das Mädchen tritt als Dienstbote bei einer guten Herrschaft ein, erlernt Schneidern oder dergleichen, und hält sich der Taubstumme gut, so ist sein weiterer Lebensweg geebnet; denn nie, in welche Lage er auch gerät, ist er ganz von der Anstalt verlassen, sondern immer findet er hier, wenn er will, Zuflucht, Rat und tatkräftige Hülfe, ja, wenn er alt und hülfsbedürftig geworden ist, oft Unterstützung bis zum Lebensende. Denn die Anstalt betrachtet sich nicht nur als Bildungsinstitut, sondern sie betrachtet sich als das geistige Vaterhaus aller ihrer Zöglinge.

Damit sie solches denn bleiben möge, ist es eingerichtet, daß zum letzten Sonntag im Juni eines jeden Jahres an alle, die dem Institut einst angehört haben, alt und jung, ledig oder verheiratet, eine Einladung erlassen wird, sich wieder einmal gemeinsam daselbst einzufinden, um die alte Gemeinschaft aufzufrischen und zu festigen, um gemeinschaftlich Gott zu danken für alles, was er hier und von hier aus ihnen Gutes getan hat, und weiter zu empfangen aus seiner Fülle auch durch die Hände dieses ihres eigentlichen Zentralheims. Und es ist erfreulich, daß alljährlich diese Einladung von vielen einstigen Zöglingen gern angenommen wird und der bunte Kreis, der sich an dem genannten Sonntage im alten Vaterhause zu einer schönen Feier, die noch durch die auch an diesem Tage stattfindende Konfirmation der reifen Zöglinge und eine gemeinsame Abendmahlsfeier erhöht wird, ein recht großer ist. Aber freilich, es werden doch immer noch manche ver-

mißt, und so möchten denn diese Zeilen, wenn sie dem einen oder andern von ihnen oder Herrschaften oder Bekannten von Taubstummen aus dem Schleswiger Institut zu Gesicht kommen sollten, eine Mahnung sein, den ersteren an das vierte Gebot, das sich selten mehr in seiner Verheißung erfüllen wird, als gerade auch hier, — den andern, jeden einstigen Zögling des Schleswiger Taubstummen-Instituts auf die oben genannte Einladung so freundlich wie dringend immer wieder hinzuweisen, damit der Segen, der an diesem Orte ihrer wartet für und für, von ihnen ausgekauft werde, so lange er sich ihnen anbietet, und das ist all ihr Leben lang! —

Das ist das Schleswiger Taubstummen-Institut in seinen generellen Zügen. Wie es damals bei meinem oben erwähnten Besuche war, so ist es noch heute, wenn auch nach der äußerlichen Seite hin seitdem einige Änderungen an demselben vorgenommen sind. Es ist nämlich erfahrungsgemäß richtiger, solche Kinder, die



Taubstummenanstalt in der Alleestraße.

genügend gefördert sind, schon vor ihrer Konfirmation aus dem eigentlichen Erziehungshause zu entlassen und sie zu guten, zuverlässigen Bürgersleuten zur weiteren Erziehung innerhalb deren Familien zu geben; denn es hat sich herausgestellt, daß auf diese Weise das taubstumme Kind am besten fürs Leben erzogen wird, daß auf diese Weise am besten jenes etwas einseitige taubstummische Wesen abgeschliffen wird, welches dem allzu lange in der Anstalt verbleibenden Kinde, das mit Vollsinnigen dort ja nur in sehr beschränktem Maße verkehren kann, sonst oft für sein ganzes Leben hinderlich bleibt. Denn so sorgfältig auch die Anstaltserzieher vorgehen, besonders auch mit Rücksicht auf die praktische Ausbildung der Zöglinge, eine gewisse einseitige Beschränkung läßt sich innerhalb des Internats nicht vermeiden, ja, ich stehe nicht an, zu erklären, daß nach meiner gewonnenen Einsicht

auf Erhaltung dieser Beschränkung gerade ein Teil des Erfolges beruht, wenigstens während der ersten Erziehungsjahre.

Aber, wie gesagt, man hat erkannt, daß es besser ist, diese Beschränkung später aufzuheben, und ist demgemäß verfahren. Dieses Unterbringen der geförderten Zöglinge geschieht nun schon seit dem Jahre 1880, und man hat mit dieser so erweiterten Erziehungsmethode seitdem nur die besten Erfahrungen gemacht.

Weiter ist in dem genannten Jahre auch ein neues großes Schulgebäude in einem andern Stadtteil Schleswigs eingerichtet. Dasselbe dient ausschließlich Unterrichtszwecken, aber in aller Arbeit und bei aller bis zu einem gewissen Punkte ihm zustehenden Unabhängigkeit von der alten Mutteranstalt, untersteht doch auch dieses Institut der Oberleitung des Direktors der ganzen Anstalt, der, so viel Arbeit ihm auch durch diese Teilung mehr erwachsen ist, solche gern auf sich genommen hat in dem Bewußtsein, daß das Wohl der Zöglinge auf diese Weise gefördert worden ist.

Auch sonst ist an der Anstalt in dem letzten Jahrzehnt mancherlei geändert worden, aber alles, was geändert ist, bedeutet nur Verbesserung und hat nur dazu gedient, die Anstalt nach innen und nach außen zu heben, so daß sie jetzt, wie schon oben bemerkt, eine Musteranstalt ersten Ranges dieser Art nicht nur in deutschen Landen, sondern weit über dieselben hinaus ist. Um dem Leser das nochmals in gedrängter Kürze aus amtlicher Quelle vor die Augen zu stellen, habe ich aus den Berichten, die der Provinzialausschuß alljährlich dem Provinziallandtag auch über das Taubstummen-Institut erstattet, einige kurze Notizen gemacht, und gebe sie, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, in Nachfolgendem wieder. Wenn sie nicht bis in die letzten Jahre hineinreichen, so hat das nur seinen Grund darin, daß jene Berichte während des letzten Jahrzehnts, den früheren so ähnlich sind, wie sie nur bei ruhiger, stetiger treuer Arbeit mit stets gleichem Erfolg zu sein vermögen.

Es arbeiteten an der Anstalt (Internat und Externat) im Jahre 1881—82: 1 Direktor (Herr Engelke), 10 Lehrer, 2 Lehrerinnen, 2 Handarbeitslehrerinnen; die Zahl der Zöglinge betrug am 1. April 1881: 115, davon 72 Knaben, 43 Mädchen (im Internat 74, im Externat 63). Eine neuerdings aufgeworfene Frage: ob nicht die Laut-Methode besser allein für die begabteren Schüler zu verwenden sei, wird von dem Direktor entschieden verneint, da schon die Fähigkeit, das gesprochene Wort absehen und verstehen zu können und die erziehlichen Resultate bei Erlernung der Lautsprache nicht zu unterschätzen seien. — Bedauert wird, daß noch immer die Sorglosigkeit mancher Eltern, vereinzelt auch von Volksschullehrern, die Überführung von taubstummen Kindern in die Anstalt verzögert und so deren Bildung oft sehr erschwert, mitunter ganz in Frage gestellt wird. — Am 1. April 1884 betrug die Zahl der Anstaltszöglinge 149, davon waren 90 Knaben und 59 Mädchen, von denen 97 bei Pflegeeltern untergebracht, die andern in der alten Anstalt, im Internat, erzogen wurden. Aus diesem Jahre ist ein Besuch auswärtiger Taubstummenlehrer zu verzeichnen, die sich nicht nur dem Direktor gegenüber mit großer Befriedigung über die Anstalt ausgesprochen haben, sondern auch zum Teil (die Skandinavier unter ihnen) sich in heimischen pädagogischen Schriften hochbefriedigt über das Institut und seine Leitung geäußert haben. — Am 1. April 1886 waren in der Anstalt 154 Zöglinge, 87 Knaben und 67 Mädchen, am 1. April 1887 in derselben 145 Zöglinge, 81 Knaben und 64 Mädchen, davon im Internat 73, im Externat 72, und am 1. April 1888 war die Zahl der Zöglinge, wie der Internierten und Externierten die gleiche. — Im Jahre 1886 wurde ein bedeutender Umbau des alten Anstaltsgebäudes vorgenommen, so daß z. B. jetzt sämtliche Schlafsäle zu ebener Erde belegen sind, die Schulzimmer in der Etage vermehrt, vergrößert und mit separatem Ausgang

versehen wurden, und was an Verbesserungen, die nötig oder wünschenswert waren, sonst noch bewerkstelligt worden ist. — Es wurde in diesem Jahre ein Lehrer mehr angestellt, so daß deren Zahl jetzt 11 ist, wozu noch die schon oben genannten vier Lehrerinnen kommen, so daß die Zahl der Lehrkräfte, einschließlich des Direktors, sich auf 16 beläuft. Als besonders bemerkenswert aber mag am Schluß dieser wenigen statistischen Notizen die sich im 86er Bericht findende Bemerkung erscheinen, daß in diesem Jahre eine Königl. englische Kommission von Fachleuten die Anstalt besuchte, und daß auch diese sich von allem Geschauten und Gehörten hoch befriedigt zeigte. — Leider habe ich aus dem letzten Jahrzehnt kein weiteres statistisches Material erhalten können, doch ist nach verschiedenen Notizen in Tageszeitungen usw. nicht daran zu zweifeln, daß eine ständige Fortentwicklung der Anstalt stattgefunden hat, wie denn auch nach den auch aus diesem Jahrzehnt zu verzeichnenden Besuchen seitens Auswärtiger, z. B. vor einigen Jahren einer schwedischen Kommission, anzunehmen, daß der Ruf des Schleswiger Taubstummen-Instituts derselbe hohe geblieben ist, wie er in den früheren Jahrzenten war.

Und damit will ich denn auch hier Abschied nehmen von einer Stätte, die ich als ein „Tabor" unserer Provinz bezeichnen möchte, die auch der Leser dieser Zeilen aus ihnen hoffentlich als eins der segensreichsten Institute unseres Landes erkannt haben wird.



Vegetationsbilder aus der Heimat.

Von F. Erichsen-Hamburg.

Mit 5 Original-Aufnahmen von Woldemar Kein-Hamburg.

Durch einen Zufall gelangte vor einiger Zeit ein Werk einer Amerikanerin, Mabel Osgood Wright, in meine Hände, das besonders durch seine Illustrationen mein Interesse erregte. Der Titel lautete: »Flowers and Ferns in their Haunts«, auf deutsch etwa: „Blumen und Farne in ihren Schlupfwinkeln". [1]) Die Verfasserin will die Leser ihres Werkes mit der heimatlichen Pflanzenwelt an ihren natürlichen Standorten, in stimmungsvoller Umgebung vertraut machen. „Wilde Blumen aus ihrer Umgebung herausgerissen und als Zusammensetzung von Kelch, Blumenkrone, Staubblättern und Stempel betrachtet, sind völlig verschieden von denselben Blumen in ihrer natürlichen Umgebung. Wilde Heckenrosen, gleich ihren üppigeren Schwestern aus dem Garten in einer Kristallschale gehäuft, sind wohl schön, doch büßen sie die scheue Lieblichkeit ein, die ihnen eigen war, ehe sie am moosbewachsenen Zaune gepflückt wurden. Die Blume ist an ihrem natürlichen Standort ein Teil der Landschaft, ein Farbenton auf der Palette der Natur, und sollte nicht unbedachtsam entfernt werden. Wilde Blumen und Farne lernt man in Wahrheit nur da kennen, wo sie an ihren selbstgewählten Standorten ungestört kriechen, sich anklammern und hängen können."

Wer die Pflanzen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sie nicht bloß als mehr oder weniger seltene Arten sammelt oder nur ihre Blüten zu Sträußen zusammenhäuft, der wird in Feld und Flur auf Schritt und Tritt interessante Beobachtungen machen, und vor dessen Auge wird sich eine Fülle ungeahnter, reizvoller Bilder entfalten. Eine große Anzahl vorzüglicher photographischer Auf-

---

[1]) Verlag: The Macmilian Company, New York & London. 1901.

nahmen solcher Bilder dienen nun der Verfasserin dazu, in ihren Lesern das Interesse für diese Seite der Naturbetrachtung in zwingender Weise wachzurufen.

Und diese Bilder sind es, die mich besonders erfreuten, und das umsomehr, als manche der mit feinem Verständnis ausgewählten und mit großem technischen Geschick aufgenommenen Pflanzengruppen unserer deutschen Heimat entlehnt sein könnten, so sehr ähnelt die dargestellte Pflanzenwelt jenes Teiles der Vereinigten Staaten der unsrigen. Seltener sind es völlig fremde Pflanzentypen, weit öfter unverkennbar nahe Verwandte unserer heimatlichen Florenkinder und nicht selten gar alte, liebe Bekannte, denen wir dort begegnen.

Die Gedanken der Verfasserin sind ja nicht neu. Die Pflanzen nicht als Zusammenstellung von Merkmalen, sondern als lebendiges, zu der Umgebung in Beziehung stehendes Wesen kennen zu lernen, ist ja seit langem das Bestreben der neueren Forschung und diese Erkenntnis zu verbreiten, das Ziel jedes verständigen Unterrichts. Aber sehr fehlt es da an Bildern, die uns die Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung zeigen und dadurch die Freude an unserer schönen heimatlichen Pflanzenwelt wecken und uns zu derartiger Naturbetrachtung erziehen würden. Wohl stößt man auch bei uns hier und da auf ein hübsches Bild, das für einen besonderen Zweck irgendwie charakteristische Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung darstellt oder einem für solche Pflanzenstilleben besonders fein empfindenden Amateur-Photographen seinen Ursprung verdankt, aber meines Wissens ist bisher nie der Versuch gemacht worden, durch eine Reihe von solchen Gesichtspunkten aus zielbewußt aufgenommener photographischer Bilder unsere heimatliche Pflanzenwelt darzustellen.



Fig. 1. Brombeerstrauch (Rubus plicatus) am Knickwall, Gr.-Borstel bei Hamburg.

Der Grund wird zweifellos der sein, daß für diesen Zweck ebensowohl eine gute Kenntnis und zwar nicht bloß Bücherkenntnis unserer heimatlichen Flora, als auch eine bedeutende photographische Technik neben feinem ästhetischem Empfinden, notwendig sind, also Bedingungen, die nicht allzu oft zusammentreffen. Jedenfalls aber hat es an der Anregung gefehlt, und diese zu geben, ist der Zweck meiner Zeilen. Wo die notwendigen Anforderungen sich nicht in einer Person erfüllen, da würde das Zusammenwirken eines Naturfreundes und eines Photographen gewiß denselben Erfolg haben. Sicher wird eine solche Arbeit bei allen Freunden unserer heimatlichen Natur freudige Anerkennung finden.

Vielleicht sind einige Fingerzeige hinsichtlich der Wahl der Motive und der Anordnung der gewonnenen Bilder gestattet. Am zweckmäßigsten verfährt man zweifellos, indem man auf Ausflügen von allen geeignet erscheinenden Pflanzen-



Fig. 2. Blühender Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis) vom Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg.

gruppen, ohne Rücksicht auf ihre systematische Zusammengehörigkeit, Aufnahmen macht. Charakteristische Pflanzen unserer Heimat in ihrer natürlichen Umgebung, in Blütenpracht prangende Büsche und Fluren, Dorngestrüpp und kletternde Schlingpflanzen, einzelne Pflanzen vom Zaun und Heckenwall, aus der Waldlichtung und in idyllischen Winkeln, seltsam wunderliche Pflanzenformen, zierlich gestaltete Farne in schattiger Waldschlucht, die mannigfaltige Pflanzenwelt unserer Gewässer, herbstliche Zweige in leuchtendem Beerenschmuck: alles dies und noch vieles mehr ist zur Aufnahme geeignet. Bilder von ungeahntem Reiz erschließen sich in Fülle dem suchenden Auge, und so wohlgelungen die Bildnisse erscheinen, die der geschickte Photograph aus seiner Kamera hervorzaubert, er empfindet doch schmerzlich, wie viel ihm oft durch die Ungunst der Beleuchtung und der Witterung und durch die Unvollkommenheit der Technik von der gewollten Wirkung verloren geht.

Je besser man nun die Pflanzenwelt der Heimat kennt, desto zielbewußter wird man die Ausflüge gestalten und desto reicher wird die Ausbeute ausfallen. Manch liebliches Kind unserer heimatlichen Flora will an verborgenen Plätzen aufgesucht sein, und wer die Natur der Pflanzen nicht kennt, sucht oft auch häufigere Pflanzen vergeblich, die der Kundige, mit ihren Lebensbedingungen Vertraute ohne Mühe zu finden weiß. — Von verschiedenen Gesichtspunkten aus läßt sich das gesammelte Material ordnen. Man kann es nach den Jahreszeiten oder nach den einzelnen Wanderungen gruppieren, oder man richtet sich nach den natürlichen Pflanzenvereinen, also nach ökologischen Gesichtspunkten. Wiese und Wald, — und zwar der Fichtenwald wieder ganz anders als der Buchen- oder

Fig. 3. Eine Kolonie Wasserfeder (Hottonia palustris) im Hammoor bei Tornesch (Holstein).

Eichenwald — Gebüsch und Felsenflur, Heide und Moor, Sumpf und See, Flußufer und Meeresstrand usw. haben ihre eigenartigen Pflanzenvereine. Und endlich, wem's besser behagt, der sammle und ordne zwanglos, etwa den folgenden Kapitalüberschriften entsprechend: Frühlingsnahen — Lenzespracht im Buchenwald — Stillleben im Moore — Unsere Orchideen — Im Schilf — Gartenflüchtlinge — Wiesenschönheit vor der Heumahd — Kinder der Sonne — Eine Bootpartie — Von Zaun und Hecke — Die Farne — Auf brauner Heide — Pilze im Walde u. a. m.

An einem Herbstausfluge am rechten Ufer der Elbe von Geesthacht aufwärts bis Lauenburg sei gezeigt, welch ein Reichtum an geeigneten Motiven sich uns bietet.



Fig. 4. Heidepartie bei Wilsede mit Gruppen von Wacholder und Birken.

Sofort, nachdem wir das sandige Ufer betreten haben, sehen wir weite Strecken von den großen, unterseits schneeigweißen Blättern der Filzigen Pestwurst (Petasites tomentosus) bedeckt. Sie ist charakteristisch für das Elbufer und gibt auch ohne die im ersten Frühling erscheinenden Blütenstände ein gutes Bild. Dicht daneben bilden mehrere große, vielverzweigte und stachlichte Burschen eine prächtige Gruppe. Es sind Disteln gleichende, jedoch zu den Doldenblütlern gehörende Feldmännertreu (Eryngium campestre), nächste Verwandte der allen Besuchern der Ostseebäder wohlbekannten Meerstranddistel. Wenige Schritte nur und wir stoßen auf ein niedriges Weidengebüsch, das durch ein Gewirr zahlloser rötlicher, bindfadendicker Fäden erbarmungslos zusammengeschnürt ist. Schnell den Apparat bereit, denn vor uns haben wir eine höchst interessante Planze, einen argen Schmarotzer. Es ist die hopfenartige Seide (Cuscuta lupuliformis), die weitaus größte und seltenste unter den einheimischen Seidenarten.

Wandern wir weiter, so finden wir im Rohrdickicht zur Rechten bald hier, bald da ein Bild, das wir in seinem ganzen Reiz festhalten möchten. Bald sind es einige großblättrige, hochragende Ampferstauden, die im Verein mit gelbblühendem Sumpfpippau (Crepis paludosa) unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Dann wieder überrascht uns das hübsche Bild einer Gruppe über meterhohen Ehrenpreises (Veronica longifolia), deren lange, schmale, himmelblaue Blütenähren freilich schon zum Teil verblüht sind. Und nun sehen wir es schon von weitem weiß herüberschimmern, als hätten wir ein Kulturfeld vor uns. Unabsehbare Mengen von Astern, insbesondere von der größeren einheimischen (Aster salicifolius), aber auch von der aus Amerika eingewanderten und jetzt völlig eingebürgerten Art mit zahlreichen zierlichen Blüten (A. parviflorus), haben sich hier zwischen Schilfrohr und Binsen eingenistet. Sowohl eine größere blühende Fläche, als auch einzelne Gruppen im schützenden hohen Riedgras geben uns prächtige Bilder.

Dazwischen stoßen wir hie und da auf ein kleines Idyll im Röhricht, auf

eine Anzahl des hübschen **Gnadenkrautes** (Gratiola officinalis) mit großen, weißen, röhrenförmigen Blüten, oder auf eine **Wolfstrappgruppe** (Lycopus europaeus), deren helles, scharf gezähntes bis fiederspaltiges Laub sich vom dunklen Schilfshintergrunde wirkungsvoll abhebt. Weiterhin, wo im Weidengebüsch das Schilfrohr besonders hoch steht, sehen wir im Gegensatz zu jenem Stilleben den Kampf ums Dasein, um Licht und Luft, aufs schärfste ausgeprägt. Mit fast 3 m langen Stengeln schlingt sich eine üppige **Zaunwinde** (Convolvulus sepium) von Halm zu Halm und bis in die Zweige des benachbarten krüppelhaften Weidenbaumes hinein, alles mit ihren pfeilförmigen Blättern und großen, weißen, trichterförmigen Blüten bedeckend: ein Bild von überraschender Wirkung. Auch an den zu den verschiedensten Arten gehörigen, oft seltsam gestalteten Weidenbäumen und Büschen, sowie an den Gruppen stattlicher **Erlen** dürfen wir nicht achtlos vorübergehen.

Zur Linken, aus dem Gebüsch am steilen Abhange, winken die leuchtend roten Beeren des wilden **Schneeballstrauches**; und, näher tretend, gewahren wir dort auch einen **Holunderbusch**, dessen Zweige sich unter der Last der reifenden schwarzen Beeren beugen. Kaum wissen wir, wohin wir uns zunächst wenden wollen, denn dicht daneben am Abhang ragt zwischen stachlichter, gelbköpfiger **Eberwurz** (Carlina vulgaris) und purpurn blühendem **Dost** (Origanum vulgare) ein mächtiges Exemplar des **Bärenklau** (Heracleum sphondylium) mit großen Blütendolden und edel geformten Blättern imponierend empor und zeichnet sich auf der dahinter aufsteigenden gelbweißen Erdwand als scharf umrissene Silhouette ab. Und hier und dort klettern und hängen **Kratzbeer- und Brombeersträucher** (Rubus caesius, radula und villicaulis) in wirrem Durcheinander, bald ein dichtes Gestrüpp bildend, bald in weitem Bogen über einen Abhang hinweghängend. Gibt es wohl einen malerischeren Winkel als diese, einst zur Zeit winterlicher Stürme durch Hochflut und Eisgang aufgewühlte Grube am Fuße des Abhangs mit dem moosbewachsenen, halb von Brombeergestrüpp und wilden Rosen überwucherten erratischen Block? Noch manches hübsche Bild bietet uns dieser Abhang, aber wir müssen weiter, wollen wir unser Ziel, Lauenburg, noch rechtzeitig erreichen. Doch diese stattliche **Königskerze** mit ihrer leuchtenden Blütenfackel und dort ein Häuflein vielblütiger **Goldrute** (Solidago virga aurea) lassen uns dennoch unwillkürlich Halt machen. Auch jenes quellige Gebiet mit seinen üppigen, in geselligem Verein wachsenden Stauden und Gräsern nimmt unseren Blick gefangen. Großblütige Weidenröschen (Epilobium hirsutum) bilden hier in Gesellschaft von **Wasserdost** (Eupatorium cannabinum), purpurn blühendem **Weiderich** (Lythrum Salicaria), **Braunwurz** (Scrophularia alata) und zartrispigem **Schilf** (Calamagrostis lanceolata) abwechslungsreiche Gruppen.



Fig. 5. Wollgras (Eriophorum polystachyum) in Hammoor bei Tornesch (Holst.).

Nun aber reißen wir uns los und wandern auf dem schmalen Fußwege mit raschen Schritten dahin, an immer neuen Flächen rötlichweiß schimmernder Astern vorüber. Doch nicht allzu lange; denn plötzlich gewahren wir vor uns auf der Wiesenfläche im Schutze einer Weide einige hohe, feinblätterige Stauden, Tannen en miniature vergleichbar, doch mit lebhaft roten Beeren. Erstaunt erkennen wir sie als wilden Spargel, der hier wie auch am Meeresstrande seine eigentliche Heimat hat. Diesem hübschen Bilde gesellt sich gleich ein zweites zu, das sich zu unseren Füßen ausbreitet. Zwischen niedrigem Grase sehen wir eine große Zahl rosenroter, langgestielter Blütenköpfe aus zierlichen Rosetten sich erheben. Es ist die Grasnelke (Armeria vulgaris), die wir oft in Gärten verpflanzt und als Beeteinfassung dienend, vorfinden. Und dicht daneben, zum Verwechseln ähnlich — fast hätten wir ihn deshalb nicht beachtet — breitet sich der wilde Schnittlauch (Allium schoenoprasum) in dichten Rasen aus.

Endlich haben wir das Dorf Tesperhude erreicht, wo wir zu kurzer Rast uns niederlassen wollen. Wir verlassen es jedoch nicht, ohne auch aus der Dorfstraße ein reizvolles Bild hinweggetragen zu haben. Eine große Kolonie Seifenkraut (Saponaria officinalis), das gerade in schönster, rosiger Blüte prangt, zieht sich hier an den aus rohen Findlingen aufgetürmten Steinwällen und einem alten vernachlässigten Bretterzaun hin.

Am Ufer weiter wandernd achten wir jetzt mehr auf die steiler und malerischer werdenden Höhen zur Linken. Hübsche Kieferngruppen und einzelne stattliche Eichen erfreuen unser Auge. Da und dort, aber immer spärlicher werdend, zeigen sich inmitten von dunklem Nadelwald rötlich schimmernde Streifen und Flecke. Zwischen blühendem Heidekraut treffen wir hier eine kleine Gesellschaft, die wir immer wieder beisammenfinden und deshalb in einem Bilde festhalten wollen. Hier mit blutroten Blüten in köpfchenförmigen Büscheln die Karthäusernelke (Dianthus carthusianum); dort ein auffallend bläulich-grünes starres Gras (Kolleria glauca); und bald hier, bald da, wenn auch überreif, die seltsamen Fruchtstände der im Frühjahr dunkelviolett blühenden Kuhschelle (Pulsatilla pratensis). Sie gleichen den allen Brockenbesuchern als Hexenbesen bekannten Fruchtköpfen der Pulsatilla alpina.

Ganz anders ist die Vegetation, welche die Seiten der schluchtenartigen Hohlwege, die ans Elbufer hinabführen, bekleidet. Hier ist in Wahrheit ein Schlupfwinkel der Farne, deren zierlich gefiederte Wedel unter dem schattenspendenden Laubdache zum Teil mächtige Rosetten bilden. Wir bewundern vor allem die zarten, dreieckigen Wedel des Eichenfarns (Phegopteris Dryopteris), der dort im Schutze eines mit Moos und Tüpfelfarn (Polypodium vulgare) bewachsenen Baumstumpfes eine Gruppe von entzückender Wirkung bildet. Mit ihm verglichen ist der Adlerfarn (Pteridium aquilinum), der nicht weit davon am sonnigen Waldrand ein fast mannshohes Wäldchen bildet, ein wahrer Riese. „Weiter! weiter!“ mahnen uns Uhr und Kursbuch. Aber eine Anzahl Fliegenpilze in verschiedenen Entwicklungsstadien hält uns wider Willen auf. Von der kugeligen, noch von weißer Hülle umschlossenen Jugendform an bis zur brennend scharlachroten und weiß getüpfelten, völlig entwickelten Hutpilz und bis zum einfarbig gelbroten, durch kürzlichen Regenguß seiner Warzen beraubten, vergehenden Altersform finden sich alle möglichen Übergänge dicht neben einander und bieten einen Anblick, der uns erfreut, aber zugleich mit Bedauern erfüllt, daß der photographische Apparat diese Farbenwirkung nicht wiedergeben kann.

Mit beschleunigten Schritten geht es nun weiter, und nicht eher machen wir Halt, als bis uns beim Sandkrug, wo sich die Fähre nach dem gegenüberliegenden Marschdorfe Artlenburg befindet, im weißen Sande kräftige, gelbgrüne Pflanzen mit großen, stacheligen Früchten sowohl durch ihr Aussehen als auch

durch ihren unangenehmen Geruch auffallen. Eine Siedlung dieser italienischen Spitzklette (Xanthium italicum) in jener Sandmulde verdient sicher eine Aufnahme. Wenn wir aber in dem Hohlwege, der von hier nach dem auf der Höhe liegenden Dorfe Schnakenbek führt, hinaufwandern, so finden wir am buschbewachsenen Abhang ein Kraut, mit schönem, doppelt gefiedertem Laub und glänzend schwarzen Beeren, das Christophskraut (Actaea spicata), ein in unserer engeren Heimat selteneres Pflänzchen.

Wir wandern am Ufer weiter, und obgleich unsere Ernte schon überaus reich ist und wir kaum erwarten, viel Neues zu finden, so stoßen wir doch immer wieder auf interessante Pflanzen und fesselnde Gruppen. Leinkraut (Linaria vulgaris) mit löwenmaulähnlichen Blüten, Tausendgüldenkraut (Orythraea centaureum), gelbblühender Wiesenalant (Inula britannica), kräftig zum Lichte strebender Hopfen und Heckenknöterich (Polygonum dumetorum) und viele andere mehr verdienen, nicht übersehen zu werden. Große Flächen des niedrigen, oft überschwemmt gewesenen Ufers sehen wir jetzt zu unserer Rechten hier mit völlig goldgelbem Meerstrandsampfer (Rumex maritimus), dort mit niederliegendem, blaugrünem Strandling (Corrigiola littoralis) bedeckt. Wir wagen uns weiter hinaus über teilweise schlammigen Grund bis an den Rand der hier von der Elbe gebildeten ruhigen Buchten; uns lockt eine Anzahl stolzer Rohrkolben (Typha latifolia) mit prächtig schwarzbraunen Fruchtständen. Und jetzt entdecken wir hier auch eine Gesellschaft Wasserliesch (Butomus umbellatus) mit rosenroten Blütendolden auf schlanken Stielen. Dicht daneben stehen zwei einander nahe Verwandte, beide Doldenblütler, eine mächtige fast 2 m hohe Engelwurz (Archangelica officinalis) und der übelberüchtigte Wasserschierling, der hier aber mit seinen vielen weißen Blütendolden und seinem fein gefiederten Laube zwischen Binsen und Schilf gleich dem vorigen ein hübsches Bild gibt. Weiterhin auf dem stillen Spiegel der Bucht, der Strömung fast gar nicht ausgesetzt, breiten sich zwischen dem Laichkraut große rundliche Blätter aus. Wir erkennen sie als die seerosenartige Seekanne (Limnanthemum nymphaeoides), und vielleicht entdecken wir auch noch einzelne ihrer gelben Blüten, deren Zeit freilich fast vorüber ist.

Die vorgerückte Zeit zwingt uns zum Weiterwandern, und vorüber geht es an manchem hübschen Bilde, vorüber auch an dem hoch oben am Steilabhang zu Tage tretenden und als dunkles Band erkennbaren interglazialen Torfmoore, bis wir das besonders nach der Flußseite zu malerisch liegende Städtchen Lauenburg erreichen. Vielleicht haben wir noch Zeit, den Fürstengarten zu besuchen, um die herrliche Aussicht von der Höhe zu genießen und uns im Vorübergehen die Abhänge anzusehen, die im ersten Frühling von den gelben Blüten des Winterlings (Eranthis hiemalis) schier bedeckt sind, dann aber führen uns Dampfschiff oder Eisenbahn in unsere alltägliche Berufstätigkeit und lassen uns nur die Erinnerung an einen interessanten Tag und freilich auch reichen Schatz an Bildern aus der heimatlichen Pflanzenwelt, der uns und andern sicher manche genußreiche Stunde verschaffen wird.

Wie ich mir solche Aufnahmen denke und wie wirkungsvoll selbst einfache Motive sind, das zeigen die beigegebenen, auf solchen Ausflügen gelegentlich entstandenen Bilder. Ich verdanke sie der Güte des Herrn Woldemar Kein in Hamburg, unter dessen Aufnahmen ich sie vorfand. Sie zeugen sowohl von feinem Empfinden für die intimen Reize solcher Pflanzenidylle, als auch von großem technischen Geschick. Ich zweifle jedoch nicht, daß bei eingehender Pflege dieses photographischen Gebietes, besonders mit Aufnahmen kleinerer Pflanzengruppen in charakteristischer Umgebung, in reizvollen, malerischen Winkeln sich noch größere Wirkungen erzielen lassen.

15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Fortsetzung.)

Im kleinen Saal des Bürgervereins lag der Kristallisationspunkt unserer Generalversammlung, welche unser Vorsitzender, Rektor Peters-Kiel, mit gewohntem Schneid eröffnete, diesmal in seiner Ansprache besonders der Beziehungen Schillers zu unserer Heimat gedenkend. Unter den Sorgen um das tägliche Brot wollte die Schaffensfreudigkeit des Genius nicht gedeihen; auf den Rat des dänischen Dichters Jens Baggesen und des Kieler Professors Reinhold boten der Erbprinz von Holstein-Augustenburg (Urgroßvater unserer Kaiserin) und der dänische Minister Graf Schimmelmann dem kranken, schaffensmüden Dichter ihre Hilfe an: „Ihre durch allzu hastige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Talern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann. Es ist unser sehnlichster Wunsch, der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten." Und Schiller antwortete: „Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können." Aufs neue entfaltete der Aar seine Schwingen — möchte der Geist Schillers in unserm Volksbewußtsein allzeit wach und lebendig werden; auf ihn schaut auch unser Verein in seinem Streben, unserm Volke, insonderheit unsern Landsleuten die idealen Güter zu erhalten! — —

Herr Amtsrichter Dr. Hahn-Sonderburg sandte ein Glückwunsch-Telegramm, und unser Freund und schaffensfroher Mitarbeiter, Herr Gymnasiallehrer Magnus Voß-Husum, schrieb vom Krankenlager: „Heide, Klinik des Dr. Lammers, 10. VI. 05. Seit dem 23. Mai hier, am 31. operiert am Blinddarm, muß ich leider auch heute noch das Bett hüten. Wie gern ich unter Ihnen allen wäre, brauche ich nicht zu sagen. Ein herzliches, fröhliches Glückauf für die Tage des Festes wünsche ich Ihnen nicht nur persönlich, sondern auch als Vertreter des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. Allen lieben Bekannten und Freunden herzliche Grüße." [1] —

Herr Fr. Lorentzen-Kiel erstattete den Kassenbericht für das Jahr 1904.

Einnahme.	M.	Ausgabe.	M.
Kassenbestand am 1. Jan. 1904	210,49	Druckkosten der „Heimat," 1904, Heft 1—12	3012,25
Jahresbeiträge für 1903, Nachzahlung	59,95	Klischees	289,87
Jahresbeiträge für 1904	5888,30	Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1548,97
Für ältere Jahrgänge, Einzelhefte usw.	67,05	Honorar der Mitarbeiter	530,50
Für Anzeigen in den Jahrgängen 1903 und 1904	215,91	Honorar des Vorstandes	420,00
Zinsen und Sonstiges	46,65	Porto und Reisespesen	191,45
		Generalversammlung	91,45
		Inventar, Briefpapier, Drucksachen	110,92
		Sonstiges	75,95
			6271,36
		Kassenbehalt	216,99
	6488,35		6488,35

Die Rechnung ist von den Herren Techniker Radunz und Lehrer G. Kühn in Kiel revidiert und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt. Für den ausscheidenden Rechnungsprüfer Herrn Radunz wurde Herr Lehrer Th. Möller in Kiel neu gewählt.

Ein Telegramm brachte die Einladung des Vereins für seine nächstjährige Generalversammlung nach Glückstadt durch den Herrn Bürgermeister dieser Stadt.

In Verfolg der dem geschäftsführenden Ausschuß auf der vorjährigen Generalversammlung zu Plön gestellten Aufgaben berichtete der Schriftführer:

---

[1] Herr Magnus Voß ist seines Lebens nicht wieder froh geworden. Auf dem diesjährigen Verbandstage schleswig-holsteinischer Tierschutzvereine in Itzehoe am 27. August mußten wir ihn abermals schmerzlich vermissen; wenige Tage später ereilte ihn der Tod. Zu früh wurde er seinem Schaffen entrissen. Unser Verein beklagt den Verlust eines begeisterten und tüchtigen Forschers unserer Heimat. Sein Andenken bleibe in Ehren!

1. Der Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Wieding-Plön: „Amateurphotographie unserer Heimat“ ist inzwischen in unserer Monatsschrift erschienen. Es erübrigt nur, zu berichten, welche Schritte der geschäftsführende Ausschuß unternommen hat, um die vom Referenten gegebene Anregung, „das, was an Altem, Charakteristischem und Schönem in unserer schleswig-holsteinischen Landschaft sich nicht retten und erhalten lasse, wenigstens im Bilde festzuhalten und solche von kunstverständigen Amateurs hergestellte Bilder einer Zentralstelle zu überweisen,“ zur Durchführung zu bringen. Dem Ausschuß ist die Ausführung der in Plön übernommenen Verpflichtung sehr leicht geworden; denn kein besseres Rüstzeug konnte er finden als den „Verein zur Förderung der Lichtbildkunst in Kiel.“ Der gegebene Mittler war Herr Lehrer Theodor Möller. Am 9. Januar 1905 führte Herr Möller an einem öffentlichen Lichtbilderabend, den genannter Verein mit dem Kieler „Dürerbund“ zusammen veranstaltete, schleswig-holsteinische Landschaften vor; in den einleitenden Vortragsworten kam er auf die von Dr. Wieding-Plön gegebenen Anregungen zu sprechen, mit ihm die Notwendigkeit eines geschlossenen und energischen Arbeitens im Hinblick auf das in Plön gesteckte Ziel betonend. Wenige Tage später fand sich bereits ein tüchtiger Mitarbeiter in der Person des Direktors des Thaulow-Museums in Kiel, Herrn Dr. G. Brandt, der Herrn Möller in seiner Wohnung aufsuchte, um mit ihm die Mittel und Wege zur Durchführung der schönen, kulturell hochwichtigen Aufgabe zu besprechen. Man kam vor allem darin überein, daß die Vorarbeiten einem Komitee anvertraut werden müßten. Dies setzte sich zunächst aus den Herren Dr. Brandt, Lehrer Möller und Dr. Wieding zusammen und hat sich später durch verschiedene angesehene Persönlichkeiten, u. a. durch die Herren Landesdirektor v. Graba und Stadtrat a. D. Kähler ergänzt. In der Komiteesitzung im Thaulow-Museum wurde beschlossen, an einzelne Amateur-Vereine, an Amateur-Photographen, durch Zeitschriften und Tageszeitungen einen Aufruf zu erlassen mit der Bitte um Einsendung geeigneten Materials. Sämtliche Bilder sollen in unvergänglichen Drucken (Platin-, Kohle- oder Gummi-Drucken) hergestellt werden. Für die Bilder wird eine mäßige Entschädigung gezahlt. Die Bilder sollen im Thaulow-Museum ausgestellt werden.

2. Der Unterzeichnete hat in der Dezembersitzung (1904) des Gartenbau-Vereins für Schleswig-Holstein zu Kiel einen Vortrag gehalten über „Pflanzenschutz“ und in Anlehnung an die von dem Königl. Landrat Herrn von Rumohr zu Plön gegebene Anregung sich bemüht, den Verein für die Anlage eines Gartens zu interessieren, der ein Bild gebe von dem, was im Laufe der letzten 200 Jahre in unsern heimischen Gärten, insbesondere unsern Bauerngärten, an Blumen, Gemüse- und Arzneipflanzen kultiviert worden ist. Das Interesse der anwesenden Mitglieder tauchte auf, der Durchführung der Idee aber stellten sich viele Schwierigkeiten entgegen. In Kiel wird auf der Kruseschen Koppel ein niedersächsisches Bauernhaus zum bleibenden Angedenken errichtet; vielleicht gelingt es, dies Haus aus öffentlichen Mitteln mit einem altertümlichen Bauerngarten zu umrahmen.

An Vorträgen wurden folgende geboten:

1. **„Allerlei Doppelnamen im Herzogtum Schleswig und was damit zusammenhängt“** von Herrn Gymnasial-Professor Dr. Sach in Hadersleben.
2. **„Ein Kranz von Eichenlaub um das Bild des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade“** von Herrn Pastor Bruhn in Koldenbüttel.

Eine Debatte schloß sich an keinen der beiden Vorträge. Die mit Beifall aufgenommenen Arbeiten werden in unserer Monatsschrift im Wortlaut erscheinen.

Es folgte die Beschlußfassung über den von Herrn Dr. Herting, dem Direktor der Königlichen Realschule in Apenrade, eingereichten Antrag:

> **„Der Verein möge die Herstellung von Anschauungsbildern zur Heimatkunde von Schleswig-Holstein in die Hand nehmen oder doch in die Wege leiten.“**

Zur Begründung seines Antrages bemerkte Herr Professor Dr. Herting, daß sich ihm und anderen beim Unterricht im Deutschen, in der Erdkunde usw. die Tatsache aufgedrängt habe, daß man wohl den Schülern eine Anschauung geben könne von mitteldeutschen, tropischen und arktischen Gegenden, nicht aber von den charakteristischen Eigentümlichkeiten unserer engeren Heimat. Alles, was in unserm Lande der unmittelbaren Anschauung der Schüler entrückt ist, für Apenrader Schulen z. B. die Marsch, muß der Schilderungskunst des Lehrers und der Einbildungskraft des Schülers überlassen bleiben. Einer Kommission dürfte die Aufgabe zu stellen sein, passende Motive auszuwählen. In erster Linie dürfte es sich um landschaftliche Charakterbilder handeln müssen: Hallig, Marsch mit Deichen und Wurten, Dünen, Mittelrücken mit Moor und Heide, ein Bild, das den Gegensatz zwischen Marsch und Geest darzustellen versucht, also namentlich den Abfall der Geest (Kleve) zur Marsch, östliche Hügellandschaft, Ostseeförde usw. Dieser Serie ist eine solche mit historischen Denkmälern anzureihen: Hünengräber, Runensteine, alte Opferstätten usw. Auch unser Land hat seine geschichtlich denkwürdigen Stätten: Schloß Gottorp, Düppel. Als hervor-

ragende Bauwerke und Sehenswürdigkeiten kämen in Betracht: Kieler Hafen, Schleusen und Hochbrücken des Kaiser Wilhelm-Kanals, das niedersächsische Bauernhaus usw. Geologisch interessant ist z. B. der Segeberger Kalkberg. Referent verkannte die Schwierigkeiten, die sich der Beschaffung solcher Bilder in den Weg stellen, durchaus nicht; namentlich die Art, in der die Bilder hergestellt werden sollen, wird wohl am schwersten zu aller Zufriedenheit festzustellen sein, denn die beiden Fragen: wirkliche Ansichten oder schulmäßig komponierte Idealbilder (soweit von solchen die Rede sein kann)? — und künstlerische Wirkung oder belehrende Anschaulichkeit? werden wohl beide ihre Verfechter finden. Die Größe der Bilder müßte die der gewöhnlichen Schul-Anschauungsbilder (Lehmann usw.) und der Preis nicht zu hoch sein, so daß jede Schule sich solche Bilder beschaffen kann. Farbige Bilder verdienen im allgemeinen den Vorzug. Die Kommission hat nach Erledigung der wichtigsten Fragen prinzipieller Art sich mit tüchtigen Künstlern in Verbindung zu setzen, in erster Linie mit heimischen Künstlern, weil diese am intimsten mit der Eigenart des Landes und seiner Bewohner vertraut sein dürften. Schon auf Grund der Ankündigung des Antrages auf der Tagesordnung zur Generalversammlung hat Kunstmaler Burmester in Möltenort bei Kiel seine Mitwirkung zugesagt. Den Vertrieb müßte natürlich eine leistungsfähige Buchhandlung übernehmen. Ähnliches scheint — nach buchhändlerischen Katalogen — für Sachsen, Schwaben, Elsaß-Lothringen, Bayern, für die Schweiz usw. bereits zu bestehen und zwar in den Sammlungen von Meinhold, Hörle, Leder, Benteli & Stucki, Engleder. —

Bücherschau.

Vor drei Menschenaltern. Ein Roman aus dem holsteinischen Land von **Wilhelm Jensen.** Dresden, Reißner 1904. 8°. 453 S. Preis 7 M. — Der Roman setzt in Kiel ein. Er macht uns mit einem Studenten der Theologie bekannt, Folkrad Morhof, der in der Enge damaliger Spießbürgerlichkeit aufgewachsen, mit einer sehr spießbürgerlichen Kousine verlobt, auf einer Winterwanderung durch Ostholstein, die er um seiner Gesundheit willen unternommen hat, in eine neue Welt eintritt. Er gewinnt auf eine in Romanen nicht ganz ungewöhnliche Weise Zutritt zum Hause des Grafen von Walterstorff auf Altenkamp am Plöner See, dadurch nämlich, daß er die Tochter des Grafen, die auf dem See beim Schlittschuhlaufen eingebrochen ist, vom Tode rettet. Bei einem späteren Besuche zur Pfingstzeit trifft er dort Klopstock, Voß, Gerstenberg, Friedrich Leopold von Stolberg, dann aber auch französische Emigranten, unter ihnen den Herzog Louis Philipp von Chartres. Morhof und die junge Comtesse Ina, die er gerettet hat, finden sich zum Liebesbunde; aber die aristokratischen Eltern hätten gerne Louis Philipp zum Schwiegersohn Als dieser sich der jungen Dame zudringlich naht, erhebt der Student gegen ihn den blanken Degen; er wird aber entwaffnet und eingesperrt. Die Geliebte will ihn in der Nacht retten; aber er ist schon befreit, und zwar durch ihre Großmutter, die ihm sonst immer als unnahbare Aristokratin entgegengetreten ist. Die Matrone läßt die Enkelin in ihr Herz blicken, das einst an den gleichen Stätten heiß für Morhofs Großvater geschlagen hat. Sie hat damals verzichten müssen, und das ist jetzt auch das Los der Enkelin. — Morhof verläßt die Heimat, wendet sich den Naturwissenschaften zu und macht Forschungsreisen mit dem Prinzen von Wied, der als zehnjähriger, frühreifer Knabe bereits in der Geschichte aufgetaucht ist, nach der Neuen Welt. Am Abend seines Lebens kehrt er in die Heimat zurück und besucht an einem Junitage jenes holsteinische Gut zum ersten Male wieder. Er findet ein neues Geschlecht, von seinen Bekannten nur sie, die er auch allein sucht, die jetzt aber eine unnahbare Dame geworden ist, wie einst ihre Großmutter. Doch als er am nächsten Morgen vor Tag und Tau fortreiten will, erwartet sie ihn, führt ihn an die Stätten, an denen sie einst glücklich waren, und beide verleben in der Erinnerung selige Stunden. Und ob sie dann auch für immer scheiden: „Nicht auf Wiedersehen — wir wollen nicht wieder am Tisch des Grafen Walterstorff miteinander sitzen. Aber von uns hören werden wir und miteinander weiterleben, bis die Nacht kommt.“ — Viel Romantik ist in dem Buch, wie bei Jensen immer, aber es ist, alles in allem genommen, ein sehr schönes Buch, eins der besten von den vielen Büchern, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Treffliche Bilder aus dem kleinstädtischen Leben, ungemein stimmungsvolle Naturschilderungen, zarte und gehaltene Liebesscenen, scharfe Charakterzeichnungen der vier Dichter, der gräflichen Familienglieder, — alles vereinigt sich zu einem Kunstwerk, zu dem man immer wieder mit neuem Genuß zurückkehrt. Mehr noch als in seinen beiden andern schleswig-holsteinischen Romanen (Wunder auf Schloß Gottorp und Aus meiner Vaterstadt) scheint mir Jensen in diesem Werke als Heimatdichter auf der Höhe zu stehen.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 11. November 1905.

Kreisschulinspektor Johannes Petersen, ein schleswig-holsteinischer Schulmann und Dichter.

Geboren am 6. Januar 1837, gestorben am 4. Dezember 1887.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins in Hadersleben am 14. Juni 1905.

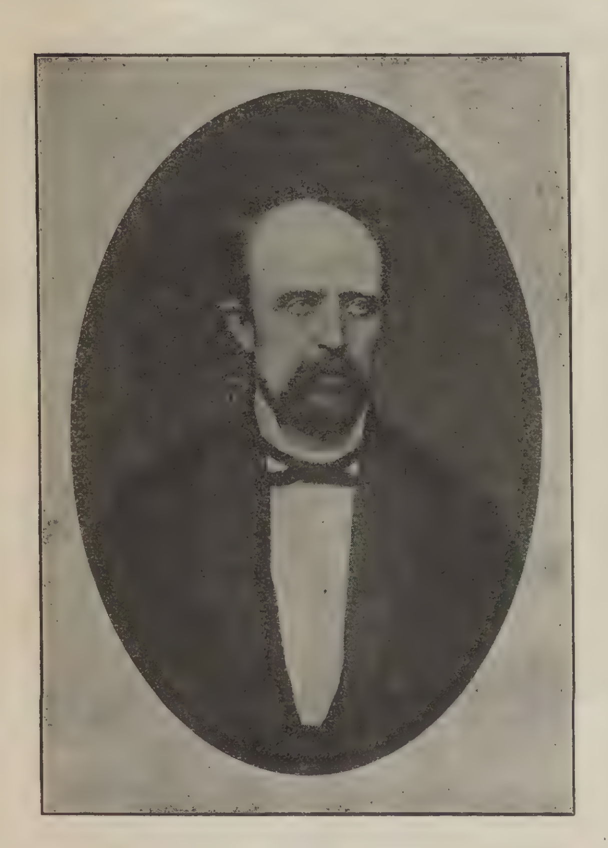
Von **E. Bruhn** in Koldenbüttel.

Wer auf sein Leben Rückschau und in der Gegenwart Umschau hält, dem bleibt das Auge gerne haften an den Personen, durch die Gott ihn segnete und beglückte. Vor seiner Seele steigt ihr Bild geistig empor. Er sinnt sich hinein in ihre Gedankenwelt und webt Fäden aus der unsichtbaren Welt hinüber in seine Seele. Alte schlummernde Klänge werden in der Brust erweckt und klingen in leisen Akkorden von Freundschaft, Verehrung, Nacheiferung und unvergeßlicher, dankbarer Erinnerung. Die Vergangenheit wird lebendig, die Stunden früherer Seelengemeinschaft tauchen aus der Ewigkeit empor und gießen ihren Inhalt in die Gegenwart. Das verleiht der Flüchtigkeit des Daseins bleibenden Wert. Man kostet etwas vom ewigen Leben. Eindrucksvolle Worte, die man einst hörte aus ihrem Munde, erwachen wieder, füllen sich mit dem Leben eigener Erfahrung, gewinnen ungeahnte Wahrheitsfülle und Bestätigung. So nehmen geschiedene oder in der Ferne weilende liebe Menschen Fleisch und Blut an. Sie umgeben den Lebenden. Ihre Gestalten schreiten auf ihn zu, ihr Antlitz blickt ihn an, und er, der solches erfährt, bekennt: *Menschen weben und bilden des Menschen Glück.*

Alle, die unter dem Einflusse des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade und in Berührung mit seinem Geiste als Schüler oder Freunde gestanden haben, werden obige Erfahrung bestätigt finden. Das Lebensbild, welches in folgenden Zeilen von ihm skizziert werden soll, möge dazu dienen, seine Gestalt als die eines begnadigten Lehrers und Erziehers aus schleswig-holsteinischem Schrot und Korn lebenstreu hinzustellen.

Unter den Kindern des Küsters Thomas Petersen in Eggebek lenkten die ungewöhnliche Begabung und der natürliche Lerntrieb des ältesten Sohnes Johannes bei der Berufswahl frühzeitig und ungesucht den Blick auf dessen Ausbildung zum Lehrer. Der Vater und sein Pastor Friis teilten sich in diese Aufgabe. Als der Knabe 1852 konfirmiert war, war er bereits fähig, als Präparand an die Küsterschule zu Satrup zu treten. Die nächsten Jahre von 1853—1855 brachte er in Bojum zu, unter Anleitung des erfahrenen Lehrers tagsüber an den Kleinen in der Schule zu verwerten und anzuwenden, was er sich in seinen freien Stunden unermüdlich aus Büchern oder an Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen auf weiten Wegen von freundlichen und erprobten Lehrern der Umgegend an Kennt-

nissen und Fingerzeigen geholt und erarbeitet hatte. Es war das eine Zeit schweren Ringens um die richtige Methode und deren geschickte Anwendung, eine Zeit ernsten Suchens und tiefen Grabens nach den Goldkörnern gediegener und den Krystallen klarer Kenntnisse heraus aus dem ungeordneten Wust der Wissensstoffe, auf deren Gebiete er geführt ward. Es hatte diese Art der Vorbildung ihre großen Bedenklichkeiten, daß nämlich mancher verfehlte Schächte trieb und Gängen nachspürte, welche zunächst der Schule und den Kindern wenig abwarfen. Meistens aber erfuhren die so Strebenden, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt. Was jedoch auf diese Weise sauer errungen und ausprobiert war, war mehr zu Fleisch und Blut, wertvolleres Eigentum geworden, als wenn es ihnen säuberlich zerlegt, zugeschnitten, richtig zugeteilt und mühelos angeeignet worden wäre. Was aber wohl bedacht sein will, war das, daß damals in jener Zeit des Frühlingsringens ein hoher Geist des Idealismus und des ungeteilten, hingebungsvollsten Werbens um die schöne Lehrerweisheit durch die Seelen der Lehrerwelt wehte.



Kreisschulinspektor Johannes Petersen.

So vorbereitet bezog der strebens- und hoffnungsreiche Jüngling das Seminar zu Skaarup, an welchem Direktor Schurmann in Religion und Lehrer Meier in Mathematik und Sprache die Wissensdurstigen nicht nur befriedigte, sondern auch zu selbständigem Forschen begeisterte.

Bereits nach zwei Jahren ward Johannes Petersen als „außerordentlich geschickt" entlassen (1857). Ihm bezeugte Monrad, der damals das Seminar besichtigte: „Sie bedürfen der Erholung, sonst sollten Sie nach Kopenhagen" zum Kursus für weitergehende Seminaristen im Studium der Naturwissenschaften und neuerer Sprachen.

Der Kräftigung seiner Gesundheit diente Petersens Aufenthalt als Hauslehrer auf Schwanholm in Angeln. Während er drei Jahre lang einige Knaben unterrichtete, sorgte deren Mutter für seine Gesundheit. Mit zunehmender Kraft wuchs auch die Energie, mit welcher er das Studium der deutschen, englischen, französischen Sprachen betrieb; Musik trieb er in den Erholungsstunden.

Ins öffentliche Schulamt zu Flensburg trat Petersen im Jahre 1860. Hier erwarb er sich das Zeugnis des Propsten Hansen, welcher zu einem Freunde äußerte: „Ich habe noch niemand unter den Lehrern kennen gelernt, der wie der

junge Petersen zu katechisieren versteht. Es ist ein Genuß, ihn zu hören." Alle Nebenstudien hatten also weder Begabung noch Aufmerksamkeit von dem Mittelpunkte der Lehrerkunst abgelenkt, vielmehr dazu gedient, seinen Geist zu schulen im folgerichtigen Denken und zu schärfen für die Erkenntnis des Seelenlebens im Kinde.

Begreiflich ist es, daß Schleswig solche Kraft in den Dienst seiner Bürgerschule zog. Nach einjähriger Wirksamkeit in Flensburg ward Petersen Lehrer an der Oberklasse der Mädchenabteilung in Schleswig. Hier gedachte er sich dauernd zu betätigen. Hier verheiratete er sich mit der jüngsten Tochter des Pastors Petersen in Großen-Wiehe, — ein Glück von nur kurzer Dauer. Er rüstete sich zur Weihnachtsfeier im Jahre 1864, als seine Gattin im Tode von ihm schied und ihm als Pfand der Liebe zwei Kinder hinterließ.

Das Leid und die vermehrte Sorge trieb Johannes Petersen nur noch tiefer hinein in den Tempeldienst der Wissenschaft. Vermehrte Fürsorge nahm er freudig auf sich, als er seinem Vater die Einwilligung durch inständiges Bitten abrang, daß sein hochbegabter jüngster Bruder Hermann sich unter seiner brüderlichen Leitung auf der Domschule für das Studium der alten Sprachen vorbereiten durfte. Welche Spannkraft des Geistes mußte in ihm ruhen, da er von diesem Augenblick an sich in die Beherrschung der alten Sprachen hineinarbeitete teils aus brüderlicher Liebe, teils aus Forscherdurst. Durch diese Studien kam er mit dem damaligen Direktor Karl Heinrich Keck an der Domschule in persönliche Beziehungen, die auch später noch brieflich unterhalten blieben, solange der hochbegabte Bruder den Gegenstand gemeinsamen Interesses bot. Leider sollten die Hoffnungen, zu denen diese geniale Natur berechtigte, zu früh zu nichte werden. Hermann Petersen hat vor Orleans am 4. Dezember 1870 sein Herzblut fürs Vaterland vergossen. Professor Ribbeck in Berlin ehrte das Andenken des jungen Studenten durch die Universitätsschrift, welche er zur ersten Reichsfeier des Kaiserlichen Geburtstages veröffentlichte. Denn in ihr nahm er unter dem Jubelruf „Wir sind unverwüstlich" mehrere Briefe dieses seines Lieblingsstudenten aus dem Felde auf und gab eine lateinisch geschriebene Abhandlung von ihm heraus.

Doch zurück zu unserem Lebensbilde. Johannes Petersen trug sich bereits mit dem Gedanken, Schulter an Schulter mit seinem jüngeren Bruder ein Sprachgelehrter zu werden, als die oberste österreichisch-preußische Behörde ihn an das von dänischer Herrschaft befreite deutsche Seminar in Tondern rief. Das war zu Ostern 1865 gewesen. An dieser Anstalt ist er durch Vorbild und im Unterricht eine Zierde und ein begeisternder Erzieher seiner Zöglinge gewesen. Der Schreiber vergißt es nicht, wie begeistert ein tüchtiger Lehrer in weißem Haar zu ihm sagte: „Kreisschulinspektor Petersens Lebensbild müssen Sie zeichnen, er war mein Lehrer, ihm verdanke ich mein Bestes!" So lohte noch nach mehr als dreißig Jahren die Glut der Begeisterung für diesen Mann in dessen Brust. Rechnen, Mathematik und dänische Sprache waren die Fächer, in denen er reichlich zehn Jahre lang (1865—1875) unterrichtete. Zu der Gründlichkeit und anregenden Frische fügte Johannes Petersen in diesen Jahren die ursprüngliche, ungefärbte Herzlichkeit im Verkehr. Das verschaffte ihm zur Achtung dankbare Liebe.

Seinen mutterlosen Kindern gab er eine treue Mutter wieder, seinem Hause eine freundlich waltende Hausfrau, sich selbst eine Lebensgefährtin, die namentlich später in seiner Leidenszeit ihre goldene Treue und Selbstlosigkeit bewies, als er Anna Pörksen aus Hoyer im Jahre 1866 heiratete.

Wie ein Wintersturm traf ihn die Nachricht vom Heldentode seines Bruders. Aber größer als die Bruderliebe war in ihm die Liebe zum deutschen Vaterlande. Denn trotz des Schmerzes über alle so plötzlich geknickten Hoffnungen sprach er:

„Ich möchte das teure Leben meines Bruders Hermann nicht erkauft sehen mit dem Bewußtsein, daß er nicht bereit gewesen wäre, sein Vaterland zu verteidigen." Ihn mochte so manche innige Teilnahme trösten, auch die Ehre, daß die Gemeinde Eggebek seinem Bruder, dem einzigen im Feldzuge 1870/71 aus ihrer Mitte Gefallenen, neben der Friedenseiche ein Denkmal setzte. Vergessen und verwunden hat sein Herz diesen Schmerz nicht. Seitdem konnte seine Seele sich nicht wieder aufschwingen, lyrische Gedichte und Lustspiele wie früher zu schreiben; seitdem ließ sie ihn nur ernste Dramen, besonders die Tragödie aus seiner Feder fließen.

Wir verraten und erraten schon damit, daß Johannes Petersen ein Dichter im Lehrermantel war. Und ein Philosoph. Mit durchdringendem Geiste hatte er die Höhen und die Tiefen der Wissenschaft durchforscht.

Mit seiner Ernennung zum Seminarlehrer hatte Petersen auf weitere Kreise der heimischen Lehrerwelt einen bestimmenden Einfluß gewonnen. Mit seiner Ernennung zum Kreisschulinspektor in Apenrade (1876) schien sein Arbeitsfeld und sein Einfluß begrenzter zu sein, in Wirklichkeit aber ward sein segensreiches Wirken tiefer ins Volk eindringend. Die früher zu seinen Füßen gesessen hatten, bewahrten sein Bild als das eines Musters von einem Seminarlehrer in dankbarem Herzen und trugen seinen Geist in die Gaue Schleswig-Holsteins hinaus. Darauf gründete sich das Vertrauen, welches in seiner jetzigen Stellung ihm die Lehrer entgegentrugen, ein Vertrauen, das nicht erzwungen war, sondern frei aus dem Herzen hervordrang wie der Klang der Glocke, der aus ihrer Seele bei jeder Berührung bald schwach, bald gewaltig erklingend tönt und mit seinen Schwingungen die Nähe und Ferne ergreift.

Johannes Petersen wollte als Kreisschulinspektor Schulpfleger sein und war es auch. Der selbst ein Leben voll ernster Arbeit hinter sich liegen sah und jeden gegenwärtigen Augenblick zur Arbeit verwendete, verstand Arbeit zu würdigen und anregeude, klare Fingerzeige zu geben. Wo es gut ging, munterte er durch unverhohlene Freude an, wo Schwierigkeiten sich darboten, half er durch Rat und Tat und brachte Licht in die Dunkelheit, wo die Arbeit mißlang, zeigte er den rechten Punkt zu erneutem, glücklicherem Anfang. Fest und wahr gegen sich selbst, bewies er sich ohne Falsch und treu gegen andere, selber selbstlos und bescheiden, bewies er sich milde, weise, demütig gegen seine Untergebenen. In allen Dingen bewahrte er einen hohen Sinn fürs Ideale. Sein sprühender Geist verstand die Funken frischen Geisteslebens zu erwecken. Seine erworbene Tüchtigkeit war imstande, musterhafte Beispiele aufzuzeigen. Das energische Denken stellt er als Grundlage ersprießlichen Wirkens voran. Er vergleicht solche Gedankenarbeit gelegentlich mit dem Schwimmen. „Man kann das Denken mit dem Schwimmen vergleichen," spricht er. „Der Schwimmer entledigt sich seiner Kleidung, ehe er ins Wasser springt; denn die Kleider würden seine Bewegungen hemmen, sein Vorwärtsrudern auf dem Wasserspiegel, wie sein Hinabtauchen in die Tiefe. So auch der Denker. Will er einen Begriff, der in der Tiefe des Erkennens, der Wissenschaft ruht, hervorheben, um ihn zu prüfen, zu erklären, zu reinigen, so hat er sich vor allen Dingen im geistigen Sinne des Wortes zu entkleiden, d. h. alle ungehörigen oder nebensächlichen Begriffe und Vorstellungen von sich abzustreifen, abzuziehen. Wie ein verworrener Kopf alles durcheinander mengt, wie er unablässig sein Ziel aus dem Auge verliert und auf Abwege gerät, wie er mit einem „manchmal" — „auch noch," „vielleicht" — oder „zuweilen" immerfort neue, ungehörige Dinge heranzieht, wie er vor lauter Gedanken nicht zum Denken kommt und schließlich sozusagen in seinem eigenen Fett erstickt, so ist gerade das Merkmal eines klaren Denkens die Kraft, Gedanken abzuleiten, die Keuschheit, mit welcher man allerlei aufdringliche, vielleicht an sich hübsche Nebengedanken abweist."

Man sieht, Johannes Petersen war Philosoph. Sein Denken beschäftigte sich namentlich mit den uralten Rätseln des menschlichen Seelenlebens, der Schuld und der Freiheit. Das Christentum gibt ihm allein die Lösung. Man kann diese Lösung nicht begreifen und beweisen, man muß sie glauben. An der Freiheit hat sich der Kopf der Menschen zermartert, an der Schuld sich das Herz zerquält. Wer glauben will, hat Frieden.

Seine Philosophie ist in allen seinen Dichtungen ausgegossen.

In seiner Tragödie „Der schwarze Graf" wirft im V. Akt, 6. Scene der Graf die Frage auf:

„Wie faßt ein Mann von Bildung einen Glauben,
Den der Verstand so schwer verklagen muß?"

Und der Pfarrer antwortet: Der „Boden" der Glaubenssaat ist „das Schuldbewußtsein."

Der Graf bekennt: — — „so geschieht es, daß uns die Schuld
im Busen sengt und brennt, und in dem
Haupte lächelt kühl der Zweifel."

Aber der Pfarrer beschreibt den Christenglauben dahin:

„Die Schuld zerstört der Seele Harmonie,
Sie schwirrt uns durch den Taumel des Vergnügens
Als wie ein jäher, schriller Ton. Sie gibt
In einsam stillen Stunden uns ins Herz
Ein dumpfes, ruheloses Unbehagen.
Doch, ist das Schuldgefühl nicht and'rer Art,
Dann ist es nur die Traurigkeit der Welt,
Die das verlorne eigne Glück bejammert,
Die mit dem Himmel um den Frieden ringt
Nur für sich selbst, nicht um des Himmels willen.
Weh! sie erkennt sie nicht, die Liebeshand;
Sie sieht der Rache hochgeschwungne Geißel,
Und in der Angst gebiert sie neue Schuld. —
Doch wenn es tief im Herzen uns bekümmert,
Daß wir der Sitte enge Schranken frech
Durchbrachen, wenn es uns die Brust bedrückt,
Daß wir das Recht gekränkt, und daß wir oft
Den Heiligen betrübten, — wenn der Stolz
Gebrochen liegt, wenn wir dem Glück entsagen,
Wenn wir nur Eins erkennen, uns're Sünde,
Wenn wir nur Eins empfinden, uns're Schuld,
Wenn wir nur Eins mit heißem Durst begehren,
Die Sühne, Sühne, — ja, und wenn wir dann
Zerknirscht die eigne Ohnmacht fühlen, — siehe!
Da reicht der Herr uns die durchbohrte Hand,
Es bricht der Star, der unser Auge dunkelt,
Und aus den Schmerzen blüht ein sel'ger Glaube."

Vom Grafen aber urteilt der Pfarrer:

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
„Ihm fehlt der Glaube. Ach, er sucht den Frieden
Vergebens in der tiefsten Wissenschaft
Und in den guten Werken; jene birgt
In ihren letzten Gründen nur den Zweifel,
Und in des Menschen besten Taten sitzt
Der Stachel ihrer Unzulänglichkeit,
Daran die Freude bald verbluten muß."

Dieselbe Lebensweisheit kehrt in dem „Gebrüder Hagedorn" IV. Akt, 1. Scene wieder. Da sagt Hermann

— — „Ja,
Wer ohne Christentum das Leben ernst
Und tief erfaßt, wie Ihr, wer ohne Gott
Und Heiland fest und furchtlos dem Problem
Der Schuld ins düstre Auge sieht, der muß
Sich an den Pforten der Vergangenheit
Das arme Haupt zerschmettern, — ach, der muß
Bald ob des Lebens hartem Widersinn
Verzweifeln. — Ohne Gott und Heiland ist
Das Leben wie die Frucht der Belladonna;
Es ist die rote Kirsche, die den Sinn
Mit jäher Lust berückt; doch drinnen schlummert
Der Wahnsinn.
Sieh, es gibt nur diese Wahl:
Entweder ist das Evangelium
Ein Märchen, wie Ihr sagt, und nur die Schuld
Ist starre Wahrheit, — ha, dann ist die Welt
Ein großes Tollhaus, und das Menschenleben
Ein fürchterlich dämonisch Narrenspiel!
— — — — — — — — oder
Die frohe Botschaft ist kein leerer Wahn,
Das Wort vom Kreuz ist keine Pfaffenlüge,
Dann lösen sich die Rätsel, dann verklingen
Die schrillen Dissonanzen allgemach;
Dann beugt der Himmel sich zur Erde nieder
Und bricht den Bann der Schuld und hebt den Sünder
Empor auf Liebesarmen, und durchs All
Ertönen ew'ge Sphärenharmonien.
Das Erste ist des Lebens Bankerott,
Das Zweite ist die ew'ge Seligkeit.
Hier ist die Wahl."
— — Jene Wahl
Ist nicht ein Wissen und Begreifen, — nein,
Sie ist des Willens **freie** Tat; kein Mensch,
Kein Gott kann sie **erzwingen.**

— — Das ist der Glaube.
Und wenn der Sünder ihn nicht faßt?
O, dann
Ist alle Kunst und alle Müh' umsonst.
Das ist des Daseins tragisch hohe Würde,
Es ist der Menschheit schauerliche Größe,
Daß jeder Einzelne für sich die Lose
Der Ewigkeit in Händen hält. Hier liegt
Der Punkt, wo die allmächt'ge Liebe selbst
Zur Ohnmacht wird; die ewige Erbarmung
Verhüllt ihr Haupt; sie hat nur eins noch —
Tränen."

Derselbe Gedanke findet sich in seiner Tragödie „Magnhild" I. Akt, 3. Scene.

Von seiner Tragödie „Rahel" schreibt er selbst an eine Freundin am 3. September 1882:

„Die Rahel hat es mit dem Problem der Schuld zu tun, das ich in noch drei anderen Stücken von verschiedener Seite her behandelt habe. Warum immer dasselbe Thema? Weil ich von der Tragik dieses uralten tiefsten und umfassendsten Menschheitsrätsels zu verstehen, vor allem zu empfinden glaube und von der düsteren Schönheit, zu welcher es sich in der Tragödie zitternd verklärte. Überdies halte ich es ersprießlich, gegenüber einer schwächlichen Sentimentalität oder einer philiströsen Behäbigkeit, welche die Dolchspitze des Daseins abzuschleifen oder auch unter jammervollen Kattunfetzen zu verbergen trachtet, das Schuldproblem in seiner unerbittlichen Herbigkeit aufzuweisen. Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß meinen Stücken die *christliche* Versöhnung fehle, daß meine Gestalten an den Toren des Christentums zusammenbrechen. Allein ich halte dafür, daß es eine christliche Tragödie im eigentlichen Sinne nicht gibt und nicht geben kann; die moderne Tragödie ras't in den Vorhöfen des Christentums. Die Kunst hat ihre Schranke: die im Schuldproblem zitternde Frage nach der Errettung des Individuums ragt über die Grenzen menschlicher Kunst und Wissenschaft hinaus; dieser tiefsten, drangvollsten Frage der Innerlichkeit ist die Poesie nicht mächtig, sie ist das Zentralobjekt der Religion, ihre Beantwortung, ihre Lösung ist der innerste Kern des Christentums. Es liegt aber im Schuldproblem neben der subjektiven eine objektive, neben der religiösen eine metaphysische Frage, die nämlich nach der *Bezwingung des Schuldigen*, nach der metaphysischen Überwindung des Schuldmoments, nach der Einrenkung des durch die Schuld des Individuums in seiner Einheit gestörten Ganzen. Mit dieser an dem Einzelfall des Helden veranschaulichten Frage hat es die Tragödie zu tun; sie zeigt, wie das Rad der sittlichen Weltordnung des Frevlers mächtig wird, wie es ihn erfaßt und zermalmt, — und so verklärt sie das Problem der Schuld zitternd zur düsteren Schönheit."

So blicken wir in seine Gedankenwelt.

Seine eigene ideale Lebensanschauung spiegelt sich in der Charakterzeichnung, die er von seinem Freunde, dem Rektor Kock, in einem Briefe zu dessen Jubiläum entwirft. Darin schreibt er am 6. Oktober 1881:

„Du schaust auf einen langen Zeitraum, auf eine Fülle von Lebenserfahrungen, auf Freud und Leid, Lust und Schmerz, Hoffnung und Enttäuschung zurück. Du hast erfahren, daß im Menschenleben nicht alle Blütenträume reifen, hast die Klippen zwischen dem Wollen und dem Können kennen gelernt, hast es erlebt, wie groß oft die Hoffnung, wie klein die Erfüllung, — wie weit die Brust und wie eng die Welt, — wie goldig schön, ach, das Ideal und wie rauh und herb die Wirklichkeit. Aber du hast dich durch den Zwiespalt zwischen dem Unendlichen und der Endlichkeit nicht beirren lassen, hast nicht Schiffbruch gelitten an dem, was unserm Dasein einigen Wert verleiht, hast dich durch die Last des Lebens nicht beugen lassen bis zu jenem Sklavensinn, dem der Beruf nur die Tretmühle des Lebens ist, hast dich im Kampfe um die Existenz nicht von der Materie überwältigen lassen bis zu jenem Mammonsdienst, der nichts Besseres kennt, als im Staube der Erde die Goldkörner zu suchen, und der, ob auch im Reichtum prassend, doch so unnennbar arm und elend ist. Du schaust zurück auf die Zeit, da du ein Jüngling mit

schwellender Hoffnung ins Berufsleben eintratst, — o, Du hast es nicht verloren, was das Jünglingsalter so anziehend und liebenswert macht, sondern was im jugendlichen Wesen und Sinn echt und wahr ist, das hast Du Dir bewahrt: — den idealen Zug des Herzens, den Aufblick zu jener Höhe, woher die ewigen Sterne unseres Lebens blinken."

Hierher mag auch ein Wort an die trauernde Witwe gehören nicht der Zeit nach, wohl aber als treffendes Streiflicht auf Petersens Charakter. Wir nennen nicht den Namen seines hohen Freundes, verraten nur, daß dieses Wort als aus dem Munde eines scharfen Denkers und wahren Kirchenmannes geflossen besonders wertvoll ist. Derselbe schreibt am 5. Dezember 1877:

> „Ich lasse demnächst ein aus Grün gebundenes Kreuz an Sie senden und bitte Sie, das in meinem Namen auf den Sarg des teuren Entschlafenen zu legen. Es ist mir von besonderem Wert, gerade ein Kreuz auf seinen Sarg zu legen. Das Kreuz ist das Zeichen, in dem wir verbunden gewesen sind, und in dem wir auch verbunden bleiben — hinein in die große selige Ewigkeit."

Der Mann, der das schrieb, kannte Petersen bis ins Herz hinein, und wenn er das schrieb, muß das Kreuz Christi in Petersens Herzen und Leben den Mittelpunkt gebildet haben. Wir denken dabei zunächst an den gekreuzigten Heiland und noch nicht an das Kreuz, das Petersen im Kampfe mit jener heimtückisch in der Brust nagenden Seuche seinem Heiland wie ein wahrer, erprobter Jünger nachgetragen hat.

Die tiefe, wahre Religiosität, wie er sie in den bereits erwähnten Worten des Pfarrers aus seinem eigenen Herzen überquellen ließ, bildete den Zauber seiner Persönlichkeit. Professor Emil Wolff in Altona sagte von Johannes Petersen: „Er war ein leuchtendes Vorbild, ohne seine Person voranzustellen; er suchte nicht niederzudrücken, sondern aufzurichten, anzuregen, zu beleben und zu entwickeln. Aber wie er in dem Lehrer den allseitig ausgebildeten Menschen sehen wollte, so strebte er selbst auch nach Universalität der Bildung. Philosophische Begabung und ein feiner poetischer Sinn vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem tiefblickenden, gerechten Kunstrichter zu machen. — —

Petersen besaß das Geheimnis, durch das der Redner seine höchsten Wirkungen erzielt: Er trug so vor, daß der Zuhörer glaubte, der ganze Vortrag entstehe in diesem Augenblick. — Er war sein eigener Pfadfinder, und so gab die Freiheit und Selbständigkeit, mit der und zu der er sich durchgearbeitet hatte, sowie die echte, tiefe Freude über das so Gefundene jeder seiner Mitteilungen einen seltenen Reiz der Frische."

In diesen Charakterstrichen tut sich eine andere Seite der Persönlichkeit Johannes Petersens auf. Er war ein scharfsinniger Kunstkritiker und ein glänzender Redner.

Nach Direktor Kecks Urteil ist Petersens Vortrag über Hamlet „wohl das beste, das je über die Shakespearesche Tragödie geschrieben ist." „Es ist bewundernswürdig, mit welcher Klarheit Petersen das Ergebnis aus einer Reihe von zwingenden Schlüssen gewinnt." Hamlet zaudert und muß ewig zaudern, weil er „der vollendete Ironiker ist, der nicht mehr die Fähigkeit hat, etwas ernstlich zu wollen, und der deshalb mit der ihm gestellten Aufgabe nur spielt." Dadurch sind alle scheinbaren Widersprüche in Hamlets Charakter erklärt und Shakespeare von neuem als unfehlbarer Psycholog erwiesen. So hoch stand Petersen als Kunstkritiker.

Als Redner besaß Johannes Petersen eine anschaulich klare, schlagende Ausdrucksweise, oft von überraschender Schönheit. Leib und Seele waren durch seinen Vortrag in Tätigkeit gesetzt. Ein erregtes Geberdenspiel verriet die Energie seiner Denkbewegung; rasch zwang er alle Hörer unter den Bann seines glänzenden

Geistes. Das vermag, wer ihn auch selbst nicht gehört und gekannt hat, schon aus seinen geistvollen Briefen, welche bei dieser Skizze vorgelegen haben, zu bestätigen. Die ihn aber im Haderslebener Verein für Kunst und Wissenschaft, der ihn zum Ehrenmitgliede gewonnen hatte, oder in der Aula zu Schleswig, im Tondernschen Seminar, in Konferenzen, im gesellschaftlichen Verkehr, im literarischen Klub gehört haben, werden diesem Urteile persönlich zustimmen.

Seine Gedächtnis- und Denkschärfe bewies er auch im Schachspiel. Wenn er seine Ferientage anfangs noch im Verein mit seinem frühverblichenen Bruder Hermann bei seinem Schwiegervater, dem Schleusenwärter, Land- und Gastwirt Pörksen in Hoyer, verbrachte, so spielte er gleichzeitig mit zwei Gegnern. Er saß rauchend in seinem Stuhl und hatte nur das Schachbrett in seiner Hand. So nannte er im Spiel mit zwei Gegnern nach den Nummern der Schachbrettfelder seine Züge und erhielt die Gegenzüge ebenso bezeichnet. Bei diesem „blind Spielen" hatte er den schwierigsten Stand mit seinem Schwiegervater. Oft währten diese Partien einen ganzen Tag. Zur Unterbrechung hängte er wohl auch seine Flinte über die Schulter, um seiner Liebhaberei, der Jagd, nachzugehen, oder er angelte gern einige Stunden. Kehrte er heim, so führte er die unterbrochene Partie weiter und meistens siegreich zu Ende.

Einen Helden nennt Professor Emil Wolff ihn in seinem Nachruf. Und damit werden wir in seine letzte Lebens- und Leidensperiode geführt.

Dieser Nachruf enthält so feine Züge, daß er zur vollständigen Zeichnung seines Lebensbildes hierher gesetzt werden muß:

„Du edler Held! Wie hast Du Jahr um Jahr
Mannhaft gekämpft, als langsam Dich umspann
Der Doppelkrankheit schrecklich Schlangenpaar,
Und immer enger schnürte sich der Bann.

In Heiterkeit verbargst Du Deine Qual,
Und wie der Biß im Busen auch geschmerzt,
In Liebe siegreich hast Du tausendmal
Der Deinen trübe Sorge weggescherzt.

So war Dein Leben! Auf zu lichten Höh'n
Hast Du gestrebt mit eig'ner Flügelkraft,
Und alles, was da groß und tief und schön,
Umfaßtest Du mit heißer Leidenschaft.

Im Weltensturm vernahm Dein lauschend Ohr
Ew'ger Gesetze mächt'ge Harmonie,
Und aus der Dinge Macht klang Dir empor
Göttlicher Liebe tiefe Melodie.

Wo die Begier der Pflichten Schranken bricht,
Fandst Du das tragische Geschick erlost;
Du sahst der Schuld ins starre Angesicht,
Und nur der Blick zum Kreuze bot Dir Trost.

Und was Du tief gefühlt und klar gedacht,
Wie stelltest Du es sprachgewaltig dar!
Wie strahlte Deiner Geistesblitze Pracht
Und setzt' in Flammen aller Hörer Schar!

Wie warst Du voll Kraft und Freudigkeit,
Wie rasch beschwingt zu jeder Helfertat!
Dein Sinn so hell und freundlich allezeit,
Dein Wort so wahrhaft und so treu Dein Rat!"

Wir treten mit ihm über auf das Ende seiner Lebensbahn, — eine Kreuzesstraße. Die Lungenschwindsucht ergriff ihn. Mit stählernem Willen bekämpfte er sie, solange er konnte. Der Vorschrift der Ärzte unterwarf er sich mit peinlicher Sorgfalt.

Aber später gesellte sich zu dem ersten Leiden die Kehlkopfschwindsucht. Um sein wertvolles Leben der Schule zu erhalten, überreichte ihm ein Schulrat zur Bestreitung der Kurkosten eine aus freier Liebe zusammengebrachte Summe von über 1000 *M*. Gerührt machte Petersen davon Gebrauch, äußerte aber sogleich zu seiner Gattin, er möchte die Summe später zurückgeben als bestes Zeichen der Dankbarkeit. Dies tat er auch, als im nächsten Jahre die Lebensversicherung fällig wurde. Von Schleswig aus aber bat man ihn um die Erlaubnis, über diese Summe frei schalten zu dürfen, da man sie nicht zurücknehmen könne. Das Geld wurde dann in Schleswig auf den Namen seiner Frau und seiner jüngsten Tochter belegt und nach dem Tode Petersens den Inhabern überreicht.

In dieser kleinen Episode tritt die Wertschätzung seiner Person und Petersens Feingefühl schön zutage.

Wie hoch man seine Arbeit für Kirche und Schule schätzte, möge aus einem Briefe des verstorbenen Generalsuperintendenten D. Godt vom 16. Mai 1876 bezeugt werden. Derselbe schreibt, als Johannes Petersen ihm seine Tragödie „Der schwarze Graf" übersandt hatte: „Wenn es mir schon zu einer großen Freude gereicht, daß Sie meiner so freundlich gedacht haben, so ebensosehr, wenn nicht noch mehr, daß ich nun gewiß weiß, was ich freilich niemals bezweifelt habe, daß ich Sie als einen treuen Mitstreiter ansehen darf. Denn auch ich halte dafür, daß der Deismus ein gefährlicher Feind ist, der mit Entschiedenheit bekämpft werden, und daß dies vor allem vom Gewissen aus, dem in Gottes Wort verfaßten, geschehen muß. Das ist, wenn man nur recht darauf achtet, auch der Weg, welchen der Herr Jesus geht, um die Herzen herumzuholen und zu gewinnen. — —
— — Nach meiner Überzeugung richtet ein Pastor mit Polemik wenig aus. Darum treibe ich als Visitator keine Polemik im gewöhnlichen Sinne und auf gewöhnliche Weise, sondern verfahre positiv. Da weiß ich nun aus eigener Erfahrung, welche Macht im Katechismus oder dem in diesem zusammengefaßten Worte Gottes liegt. Darum treibe ich wieder und wieder den Katechismus und lasse mich darin auch nicht durch etwaige Bemerkungen über meine Liebhaberei für den Katechismus irremachen; und wie ich nicht eben hohe Vorstellungen von mir und meiner Wirksamkeit habe, so glaube ich, daß ich nicht vergeblich gearbeitet haben werde, wenn mir einst nachgesagt werden könnte, daß ich dazu beigetragen hätte, den Jungen und den Alten den Katechismus bekannt und lieb zu machen. Das wäre wirklich ein unserem Volke geleisteter Dienst, und damit wäre, glaube ich, in aller Stille dem Deismus ein Hieb versetzt und dem Teufel ein Streich gespielt.

Nun weiß ich, daß auch Sie den Katechismus lieb haben und ihn so gründlich kennen und so tüchtig zu behandeln verstehen, wie nur wenige. Darüber habe ich mich von jeher gefreut. — — Jedenfalls werden Sie in viel größerem Ansehen bei ihnen (den Lehrern) stehen, und Ihr Einfluß auf sie wird ein viel größerer sein. Da würde ich Ihnen von Herzen dankbar sein, wenn Sie recht darauf aus sein wollten, die Schulmeister recht an den Katechismus heranzubringen. Sie haben in aller Weise das Zeug dazu." —

Zur Erhaltung seiner Gesundheit ging Johannes Petersen 1883 nach Baden-Baden, wo er mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet wurde, 1884 nach Inselbad, im Winter 1885/86 nach Arco in der Nähe des Gardasees. Amt und Heimat zogen seine Seele, sobald er sich gekräftigt fühlte, heim. Im Mai 1886 trat er wieder in seine Berufspflichten ein und ging im November ds. Js. wieder nach Mentone. Auf beiden Reisen sah er sich geleitet und unermüdlich gepflegt von seiner Gemahlin und seiner 11jährigen Tochter. Im Sommer 1887 besuchte Petersen, wenig gestärkt von seiner Kur, dennoch noch einmal die Schulen seines Bezirks.

Weh und warm ward allen ums Herz ob der Treue bis in den Tod. Der Stift mußte den mündlichen Verkehr ersetzen, da bereits seine Stimme dahin war. Ehe er seine Versetzung in den Ruhestand durch seine Behörde geordnet hatte, versetzte ihn Gott in die ewige Ruhe. Erstickungsanfälle und quälende Schlaflosigkeit hießen ihn im November 1887 rasch an sein Ende denken. Er bereitete sich darauf durch die Feier des heiligen Abendmahls am 1. Dezember. Jeder Morgen, dessen Strahl noch sein lichtes Auge traf, erschien wie ein göttliches Gnadengeschenk. Mit ungebrochener Willensstärke, ungetrübter Geistesklarheit und edlem Frohsinn ging er der Auflösung entgegen. Noch am 3. Dezember führte seine zitternde Hand sein Journal. Am 4. Dezember nahm der Herr dem Glaubenstreuen und aufs ewige Leben Hoffnungsreichen das Kreuz ab. Die Liebe, welche er gesäet hatte, erwiesen ihm Schleswig-Holsteins Lehrer, die kleineren Lehrer-

vereine zu Tondern und Apenrade, die Seminare zu Tondern und Hadersleben, die Freunde im ganzen Lande. Von Schülern und Freunden wurde ihm auf seinem Grabe ein schönes Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Dem treuen Lehrer, dem Denker und Dichter gewidmet von Schülern und Freunden. 1. Kor. 15, 57. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum."

Die Schriften, welche er hinterließ, sind:

an Lustspielen: „Specheleern" oder „Hans Dau," „Ein Engländer," „Die Temperamente," „Eine Königin," „Gepackt vom Geiste der Zeit";

an Tragödien: Magnhild, Korfitz Lind, Der schwarze Graf, Rahel, Gebrüder Hagedorn;

an Abhandlungen und Vorträgen: Der Philister (eine psychologische Studie), Freiheit und Schuld, Hamlet, Richard III., Faust und Brand, Faust und Peer Gynt, Über das Tragische, Das moderne nordische Drama, Schöner Egoismus, Die sittliche Verantwortlichkeit, Zur Kritik der „Phänomanologie des sittlichen Bewußtseins" von Eduard von Hauptmann.

In Jesu Christo lebendig verbunden leben mit dem Verklärten seine Gattin in Elmshorn und zwei seiner Töchter, welche dort Lehrerinnen sind.

Mit dankbarer Verehrung schauen wir Lebenden in ganz Schleswig-Holstein ihm nach und stimmen in die Worte Dr. Emil Wolffs ein:

„Fahr wohl! Um Deines Lebens Pfade steht
In Ähren Deines Wirkens Fruchtgefild,
Und nicht des Schnitters Tod, der Dich gemäht,
Wir sehen Dein, des Säemanns, edles Bild!"—

— stimmen ein in die Worte Emilie Gentzens:

„Schlaf wohl und laß auf Deiner Denkerstirn
Den Palmzweig ruhn, den Dir des Todes Hand
Darauf gelegt — so früh — ach, viel zu früh!
Zu früh für Dich, zu früh für uns; zu früh
Für Deiner Gattin, Deiner Kinder Liebe
Der Säemann gehet, — eh' die Saat, die er
Gesäet, aufgehen, blühen, reifen konnte.
Doch ob der Säemann geht — es bleibt die Saat.
Dein Hagedorn und Deine Rahel leben.
Der Geist, dem sie entsprungen sind, der Geist
Ist nicht von gestern, nicht von heute, ist
Ein Geist, der wohl die Menschheit nie verläßt:
Es ist der Liebe hoher, heil'ger Geist.
Was wir in Dir zur Erd' bestatten, das
Ist nur die welke Hülle, sein Gewand
Für eine kurze Erdenzeit gewesen. —
Im Reich, wo wir Dich uns verbanden,
Im Reich des Geistes, im Reich des Strebens treu
Für Licht und Wahrheit, daß Erkenntnis reift,
In diesem Reich bist Du uns nicht gestorben.
Im Namen aller denn, die Dich verstanden, —
Verstanden und verehret haben — die zwei
Sind eins —: Schlaf wohl nun unterm Palmenzweig!
Es ruht in Deiner todesstillen Brust
Ein großes Herz vom Lebenswerktag aus."



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

III.

10. Platalea leucorodia L., Der Löffelreiher.

„Auffallend ist die starke Neigung des Löfflers zu prolongierten Zügen, wodurch bewirkt wird, daß namentlich im späten Frühjahr kleine Flüge an Punkten angetroffen werden, die oft erstaunlich weit von den nächsten Brutplätzen entfernt liegen." So ist er in fast sämtlichen Ländern Europas als unregelmäßige, mehr oder weniger häufig auftretende Erscheinung bekannt, obgleich seine eigentliche Heimat die südöstlichen Länder unseres Erdteils bilden; selbst im nördlichen Skandinavien ist er einzeln und gesellschaftsweise vorgekommen und einmal sogar bei Archangelsk beobachtet worden. Diese und die in den östlichen Gegenden Deutschlands, in Schlesien, West- und Ostpreußen angetroffenen Vögel werden wohl aus

Ungarn, dem südlichen Rußland usw. herstammen. Nun befindet sich aber ein isoliertes, von jener Sommerheimat völlig getrenntes Brutgebiet in den Niederlanden. Und da ist es nach dem obigen nichts Auffallendes, daß von hier aus sich bisweilen, vielleicht sogar recht oft, Vögel bis in unsere Provinz verfliegen, namentlich in die Küstengegend der Nordsee. Vor vielen Jahren habe ich einmal ein Exemplar in Eiderstedt beobachtet. Von Dithmarschen ist mir mehrfach auf das bestimmteste versichert, daß man an der Küste fischende Löffelreiher gesehen habe; so u. a. von Herrn Pastor Behrens in Hennstedt, einem gebornen Büsumer, der in einem mir zugesandten „Verzeichnis der Vögel der Westküste Norderdithmarschens" vom Jahre 1876 die „weiße Löffelgans" aufführte und auf meine Nachfrage erklärte, daß Platalea leucorodia ohne Zweifel öfter an der Dithmarscher Küste vorkomme. Die von ihm mitgeteilten Beobachtungen bieten keinen Anlaß, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Die auffallende Form des großen Schnabels läßt ja nicht leicht eine Verwechselung mit andern großen Strandvögeln zu. Das einzige mir bekannte sichere Beweisstück für das hiesige Vorkommen des Löfflers haben wir in einem schönen zweijährigen Vogel, der am 15. Juni 1901 am Strande des Wesselburener Koogs geschossen ist und sich im Besitz von Herrn Dr. Lammers in Heide befindet. —

Im Anschluß hieran sei auf einen Verwandten des weißen Löfflers, den braunen Sichler oder kupferfarbigen Ibis (Plegadis falcinellus = Ibis falcinellus) aufmerksam gemacht, von dem Boie schreibt: „verfliegt sich, wie ich mit ziemlicher Bestimmtheit zu behaupten wage, bis in die hiesigen Gewässer, welches um so eher glaublich, als Exemplare in Schweden und auf Seeland geschossen sind." Die älteren Angaben, wonach einmal ein Exemplar bei Friedrichstadt an der Eider geschossen worden ist und im Sommer 1824 mehrere alte Vögel „im Holsteinischen am Ausflusse der Elbe gesehen und erlegt" wurden, haben keine Bekräftigung durch neuere Beobachtungen erhalten.

11. Cygnus Bewickii Yarrell. Zwergschwan.

Cygnus minor. Cygnus melanorhinus. Kleiner Singschwan. Schwarznasiger Schwan.

Der Zwergschwan wurde in alten Zeiten vom Singschwan überhaupt nicht unterschieden; später, als man auf einige abweichende Merkmale aufmerksam geworden war, namentlich auf den bedeutenden Größenunterschied, hielt man ihn doch nicht für eine besondere Art, sondern nur für eine kleinere Form des Singschwans; erst in neuerer Zeit sind die Ornithologen sich einig geworden, den kleinen Singschwan als selbständige Art von dem großen Singschwan zu trennen. Daraus geht schon hervor, daß es für den Laien nicht allzuleicht sein wird, diese beiden Arten zu unterscheiden, und dies ist offenbar der Grund, weshalb wir so wenig von einem Vorkommen des Zwergschwans in Schleswig-Holstein wissen. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn alle beobachteten oder sogar geschossenen kleinen Schwäne richtig erkannt und von dem großen Schwan unterschieden worden wären, die erstere Art hier nicht unter den „seltenen Vögeln" Schleswig-Holsteins stände. Wiepken hat ihn für das Großherzogtum Oldenburg als regelmäßigen und garnicht seltenen Durchzugsvogel vermerkt. Ich habe daraufhin seit vielen Jahren die hier überhin ziehenden Schwäne genau gemustert; aber bei den meist hoch fliegenden Vögeln keinen Artunterschied feststellen können. Geschossen werden in hiesiger Gegend nur wenig Schwäne, und von einem erlegten, der ungewöhnlich groß und schwer war, wird dann wohl viel geredet und sogar in Zeitungen berichtet, von den kleinen aber macht man kein Aufhebens. So erklärt es sich, daß ich erst am 11. März 1903 den ersten in hiesiger Gegend erlegten Zwergschwan in die Hände bekam. Er war von einem Landmann

in Simonsberg aus einer Gesellschaft von 4 Stück erlegt und wurde von mir angekauft. Es war ein Männchen. Seine Länge betrug 106 cm, die Flugweite 181 cm, das Gewicht 5,3 kg. (Der große Singschwan erreicht eine Länge von ungefähr 130 cm, eine Flugbreite von 210—230 cm und ein Gewicht von 10 bis 13 kg.) Der Mageninhalt bestand aus kleinen Muscheln und grünen Pflanzenresten. Hier an der Westküste pflegen kleine Gesellschaften von Schwänen meist nur nach andauernd starkem Frost zu erscheinen. Sie kommen aus Nordost, von der Ostsee her, erst dann, wenn dort die seichteren Küstengewässer zugefroren sind, und sind oft bereits so ermattet, daß sie nach dem kurzen Fluge über unsere Provinz kaum noch das offene Wasser des Wattenmeeres zu erreichen vermögen. Das Vorkommen jener 4 Zwergschwäne war daher um so auffallender, als der vorangegangene Winter ungewöhnlich milde gewesen war; auch während der betreffenden Märztage herrschte ein außerordentlich warmes und schönes Wetter. Es waren daher wahrscheinlich verspätete Wanderer auf dem Zuge nach Nordost.

Die bei uns vorkommenden 3 Arten Schwäne sind leicht zu unterscheiden nach folgender Tabelle:

Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge schwarz; bei alten Vögeln der Schnabel rot mit einem schwarzen Knoll an der Stirn		**Höckerschwan.**
Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb.	Schnabelspitze höchstens bis an den hinteren Winkel der Nasenlöcher schwarz	**Singschwan.**
	Schnabelspitze bis weit hinter die Nasenlöcher schwarz	**Zwergschwan.**

Mithin finden die wichtigsten Artkennzeichen ihren Ausdruck in den gewöhnlichen Benennungen: Höcker-, gelbnasiger und schwarznasiger Schwan.

12. Anser brachyrhynchus Baill. Die kurzschnäblige Gans.

Die kurzschnäblige Gans gehört garnicht zu den Seltenheiten Schleswig-Holsteins. Sie kommt sicher alljährlich auf der Nordsee zwischen unseren Inseln in großer Zahl vor. Dennoch soll sie hier einen Platz finden, einmal wegen einer bis jetzt allein dastehenden Nachricht über ihr Vorkommen an der Ostsee und dann als Beispiel dafür, wie schwierig es unter Umständen ist, für eine gewisse Vogelart trotz ihrer relativen Häufigkeit den Nachweis zu liefern, daß sie in einer bestimmten Gegend überhaupt vorkomme.

Herr Apotheker F. Eppelsheim in Oldenburg macht mir die Mitteilung, daß er am 2. November 1904 eine kurzschnäblige Gans auf einem Bruch bei Oldenburg in Holstein geschossen habe. Damit ist zum erstenmal das Vorkommen dieser Art an den deutschen Küsten der Ostsee festgestellt. Herr Eppelsheim berichtet ferner, daß das betreffende Exemplar dort ganz allein sich aufgehalten, und daß es sich den in der Nähe befindlichen Saatgänsen (Anser fabalis = segetum) nicht angeschlossen habe. Dies stimmt mit dem überein, was ich bereits im „neuen Naumann" über meine Erfahrung auf den Nordseeinseln verzeichnete: „Die aus den größeren oder kleineren Flügen gefangenen Gänse sind entweder laute brachyrhynchus oder reine segetum; so wurden in diesem Herbst (1889) auf einer Blänke 19 Stück nur von ersterer Art gefangen." Und weiter ebendort: „In den Flügen wie auf der Weide habe ich dies freilich nicht feststellen können, da sie sehr scheu sind und in der Ferne durchaus kein Unterscheidungsmerkmal darbieten." In dem zuletzt erwähnten Umstande liegt der Grund, daß das Vorkommen ihrer Art an unserer Küste erst im Jahre 1881 sicher dadurch festgestellt wurde, daß Bolau sieben auf Föhr gefangene Stück für den zoologischen Garten in Hamburg lebend zugeschickt bekam. Die rosenrote Farbe der Füße und der Schnabelbinde (bei fabalis ist beides orangerot) verbleicht schon in den ersten 24 Stunden nach dem Tode der Tiere, und dann unterscheidet sie höchstens noch der kürzere

Schnabel von kleinen Saatgänsen. — Bisweilen stößt der Ornithologe, der seine wissenschaftliche, unseren Insulanern nicht recht verständliche Neugierde zu befriedigen sucht, auf „unvorhergesehene Schwierigkeiten.“ Einem mir bekannten Vogelfänger hatte ich unsere Gans genau beschrieben und ihn gebeten, das erste gefangene Exemplar mir zuzuschicken. Im Spätherbst erhielt ich richtig eine Rotfußgans, der (wahrscheinlich nur als Gesellschafterin) eine Brandente beigegeben war, in einer riesigen Holzkiste mit der Post (die Dampfschiffahrt auf Husum war schon eingestellt) und unter Nachnahme des mit Rücksicht auf die „Seltenheit“ verdoppelten Preises zugesandt. Trotz der hohen Fracht expedirte ich das Gebäude mit Inhalt sofort weiter an E. v. Homeyer zu Stolp in Pommern. Der lebhafte Ausdruck der Freude meines alten Freundes entschädigte mich reichlich für das geopferte schwere Geld, und mit Vergnügen bestellte ich auf seinen Wunsch bei meinem Vogelfänger weitere Exemplare für die Homeyersche Sammlung, sicherheitshalber mit dem Zusatz, die Tiere brauchten mir nicht lebendig geschickt zu werden. Nach etwa drei Wochen erhalte ich „Eine Kiste, enthaltend drei Gänse“; auf dem Abschnitt der Begleitadresse steht: „Rechnung in der Kiste.“ Da mußte ich diese ja öffnen. Was fand ich vor? Drei fein gerupfte und ausgenommene Gänse, fertig für die Bratpfanne! Sie ließen sich essen. Ich hatte aber die Vorsicht geübt, keine Freunde zu diesem Braten einzuladen. Und das war doch gut.



15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Schluß.)

Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses dankte der Unterzeichnete dem Herrn Referenten für seine Anregungen; sie sind zeitgemäß und nützlich und fallen durchaus in den Rahmen unserer Vereinsarbeit. Wo aber die Bilder in erster Linie in den Dienst des heimatkundlichen Unterrichts zu stellen sind, fragt es sich, ob unser Verein in der Entscheidung dieser Angelegenheit allein kompetent sei. Darum hat der geschäftsführende Ausschuß gleich nach dem Eingang des Antrages eine Sitzung anberaumt und beschlossen, das Zustandekommen des Werkes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, die Initiative aber der Sektion für künstlerische Erziehung (zum Verbande des schleswig-holsteinischen Provinzial-Lehrervereins gehörig) zu überlassen. Zu diesem Zweck hat der geschäftsführende Ausschuß den Vorstand genannter Sektion gebeten, einen Vertreter auf unsere Generalversammlung zu entsenden, als welchen wir heute hier Herrn Lehrer Christiansen-Flensburg begrüßen dürfen. Die Notwendigkeit der Beschaffung heimatkundlicher Bilder ist früher bereits erkannt worden, so u. a. von Rektor Schmarje auf der Provinzial-Lehrerversammlung zu Rendsburg 1901. Er hatte sich bereits damals schon mit einem Künstler wegen Herstellung typischer Landschaftsbilder verständigt und hat jetzt gute Hoffnung, wie er noch vor einigen Tagen schrieb, daß in allernächster Zeit seine Idee realisiert werde. Auch das Museum für vaterländische Altertümer in Kiel plant die Herausgabe von Bildern prähistorischer Altertümer unseres Landes. Und schließlich kann zu unserer Freude festgestellt werden, daß Herr Lehrer Theodor Möller gerade in diesen Tagen mit zwei prächtigen Lithographien an die Öffentlichkeit getreten ist. Sie sehen beide Bilder hier im Saale ausgestellt: „Eiderlandschaft“ und „In der Räucherkate“. Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß die Bilder in erster Linie als Wandschmuck für Schule und Haus gedacht worden sind; die künstlerische Absicht steht oben an; doch werden auch sie im Unterricht sehr wohl Verwendung finden können. Die Bilder sind nach Photographien hergestellt, also bis ins kleinste durchaus wahr; die Reproduktion auf lithographischem Wege geschah in der Lithographischen Kunstanstalt von L. Handorff-Kiel unter den Augen des Herausgebers, damit auch die Reproduktionen in ihren künstlerischen Feinheiten nichts zu wünschen übrig lassen. Um den Bildern einen möglichst billigen Preis zu sichern, hat der Herausgeber allerdings auf farbige Reproduktion verzichtet, dennoch fehlt es den Bildern

zur Weckung der Stimmung nicht an der leichten Tonabstufung, welche dadurch hervorgerufen worden ist, daß die Bilder auf vier Platten gedruckt worden sind. Auf eine Beschreibung der Bilder kann im Bericht verzichtet werden, weil die verkleinerte Wiedergabe das beschreibende Wort vollauf ersetzt. (Fig. 15 u. 16) Die Bilder haben die Größe von 60×80 qcm und kosten ohne Rahmen nur 4 M. per Bild. Sie sind im Verlage von Robert Cordes, Kiel, erschienen, und werden die Bilder Anfang Oktober dem buchhändlerischen Vertrieb übergeben werden. Bestellungen werden jetzt schon von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Sollten die Bilder namentlich in Schulen für den Zweck des Wandschmucks Anwendung finden, dann beabsichtigt Herr Theodor Möller, jedem Repräsentanten beider Serien (typische Landschaften und historische bezw. kulturhistorische Darstellungen) weitere Vertreter folgen zu lassen.



Fig. 15. Eiderlandschaft von Theodor Möller in Kiel.

In der weiteren Besprechung stellte Herr Christiansen-Flensburg die tatkräftigste Unterstützung in der Beschaffung der Bilder durch die Sektion für künstlerische Erziehung in Aussicht. Herr Schulrat Schlichting-Hadersleben erläuterte den Mangel des bestehenden Bildermaterials und wies auf die dänischen Anschauungsbilder hin, die zwar klein im Format, vor den deutschen Bildern aber doch den Vorzug hätten, daß sie wenigstens für unsere Schulen heimatlichen Lebensverhältnissen Rechnung tragen. — Herr Fr. Lorentzen-Kiel wies darauf hin, daß unser Verein selber für die Verbreitung guter Reproduktionen von heimatlichen Bildern durch die Gewährung einer billigen „Vereinsgabe“ sich bemühe und in dieser Richtung fortzufahren beabsichtige. — Bezüglich der von dem Museum für vaterländische Altertümer geplanten Herausgabe prähistorischer Bilder hat Herr Rektor Lund-



Fig. 16. „In der Räucherkate" von Theodor Möller in Kiel.

Kiel erfahren, daß die Museumsverwaltung auf die Mithilfe des preußischen Ministeriums baut, damit die Bilder den Schulen, Wirtschaften ꝛc. umsonst zugeteilt und also der Sinn für Altertümer und deren Geschichte und Studien in den weitesten Kreisen unserer Landsleute geweckt werde. — —

Fräulein Christine Lorenzen-Büdelsdorf hatte die Liebenswürdigkeit, eine Auswahl von Photographien alter Häuser, Interieur-Aufnahmen mit den Bewohnern in ihren ehemaligen volkstümlichen Trachten aus der Hohner Harde (im ehemaligen Amte Hütten) auszulegen. Die Bilder sind vom Photographen Erik in Hohenwestedt aufgenommen worden; die zur Aufnahme geeigneten Häuser wurden durch Herrn Ökonomierat Conradi in Hohenwestedt ausgewählt; Fräulein Anna Meyer-Brunneck (Carlshütte bei Rendsburg) und Fräulein Christine Lorenzen unterstützten ihn. —

Angesichts der vorgerückten Stunde verzichtete der Unterzeichnete auf sein angekündigtes Referat über das Vorkommen der Flußperlmuschel (Unio pseudolitoralis) in der

Tapsau, versprach, in unserer Monatsschrift auf diesen Punkt zurückzukommen, und begnügte sich damit, der Versammlung lebende Muscheln, ferner Schalen und Perlen, sowie einen Ring mit einem Schmuck echter Perlen aus der Tapsau (Allermühle bei Christiansfeld) vorzuzeigen. Sämtliches Material hatte Herr Dr. Neiling-Christiansfeld, der besonders für genanntes Vorkommen interessiert ist, beschafft, wofür ihm auch an dieser Stelle noch besonders gedankt sei.

Schluß der Versammlung gegen 3 Uhr.

Es genügt wohl, daß in diesem Bericht die Tatsache festgelegt wird, daß zur Feier des Tages gegessen und getrunken wurde. Musik, Speisen und Reden hoben die feuchtfröhliche Stimmung. Nur Freund Wischer und ich konnten des Augenblicks nicht froh werden; denn der Dienst am nächsten Morgen beorderte das Dampfroß, uns sofort nach der Mahlzeit von dannen zu fahren. Die übrigen Teilnehmer aber rüsteten sich bald zum Ausflug nach Viktoriabad am Kleinen Belt; die Kleinbahn hatte für die Ausflügler besondere Wagen zur Verfügung gestellt. Das Bad ist reizend gelegen. Die Fußtour am Strande unter Führung der Haderslebener Herren war für geologisch interessierte Wanderer besonders lehrreich. Die Uferböschung zeigte gelben und blauen Geschiebelehm; Geröll gab's in Menge, auch ein Stück Holsteiner Gestein wurde gefunden. Im Walde wurde das Hünengrab besichtigt. Die Kaffeetafel im Hotel bot Erholung und war des Tages offizieller Beschluß, was seßhafte Teilnehmer natürlich nicht daran hinderte, in Hadersleben der Gemütlichkeit einige Stunden Schlafes zu opfern.

Am andern Morgen trennten sich die Wege: ein Teil der Gäste folgte der tags vorher geschehenen Einladung des Herrn Bürgermeisters Merian nach dem Flecken Christiansfeld (Fig. 17). Herr Kreisschulinspektor Prall übernahm die Führung. Wagen standen zur Benutzung frei. Die Fahrt selbst geschah bei prächtigstem Wetter und nahm $1^1/_2$ Stunden in Anspruch. Ein freundlicher Empfang, der auch nicht herzlicher hätte sein können, wenn die Teilnehmerzahl, wie zu wünschen gewesen, bedeutend größer gewesen wäre, wurde den Ausflüglern zu teil durch die Herren Bürgermeister Merian, Apotheker Padel, Dr. med. Neiling, Prediger und Rektor Breutel, Amtsvorsteher und Hofbesitzer Valentiner auf Cathrinesminde bei Tyrstrup u. a. Nach einem freundlich gespendeten Imbiß ging's an die Besichtigung des Ortes. Christiansfeld ist bekanntlich die Schöpfung der Herrnhutergemeinde und zählt fast 600 Einwohner. Durch den Flecken führen zwei Hauptstraßen, die einander genau rechtwinklig schneiden. Besonderes Interesse erweckten Kirche und Kirchhof; dieser liegt im Schatten großer Lindenalleen und entbehrt im übrigen jeglichen Gräberschmuckes. Kein Grabhügel, keine Blumen, keine prächtigen Denkmäler: denn ein Grab könnte es dem andern zuvortun; das Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit wird also vollkommen gewahrt. Auf der einen Seite des Weges ruhen die „Brüder," auf der anderen die „Schwestern." Jeder erhält eine flache, schmucklose Tafel mit Namen, Geburts- und Todestag; Titel und ähnliche Bezeichnungen, Sprüche, Verse und sonstige Inschriften



Fig. 17. Blick von den Andruper Höhen auf Christiansfeld.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

fehlen. „Im Tode sind wir alle gleich und das fernere Geschick steht in Gottes Hand!" so lautet die Predigt dieser Gräber. Der Gang durch diese Gräberreihen verursachte eine höchst eigenartige, nachhaltig ernste Stimmung.

Schmucklos, aber heiter und freundlich im Innern ist das Versammlungshaus der Brüdergemeinde, die Kirche. Altar und Kanzel fehlen; für den Prediger befindet sich an der Seite ein erhöhtes Podium. Den einzigen Schmuck bildet die schöne Orgel; mit Interesse wurde auch das kleine Museum, das in einigen Nebenräumen untergebracht ist, in Augenschein genommen.

Nun folgte eine wunderschöne Wagenfahrt (zu der man die Wagen gratis gestellt hatte) durch die reichgesegnete und überaus fruchtbare Umgebung. Man durchfuhr den prächtigen Park Christinenruhe, in dem an verschiedenen Punkten artesische Brunnen schwefelhaltiges Wasser in unerschöpflicher Menge sprudeln ließen. Weiter ging's dann ins Tal der Tapsau, der „perlenreichen," (!!) zur malerischen Allermühle und dann zurück.

Es blieb den Teilnehmern noch gerade soviel Zeit übrig, um mit ihren Gastgebern ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen, und dann entführte sie die Kreisbahn nach Hadersleben. Die Bahnfahrt selbst gewährte hohen Genuß; die außerordentlich bequem und praktisch eingerichteten Wagen gestatten den Fahrgästen, das reizende, wechselvolle landschaftliche Bild voll auf sich wirken zu lassen. — —

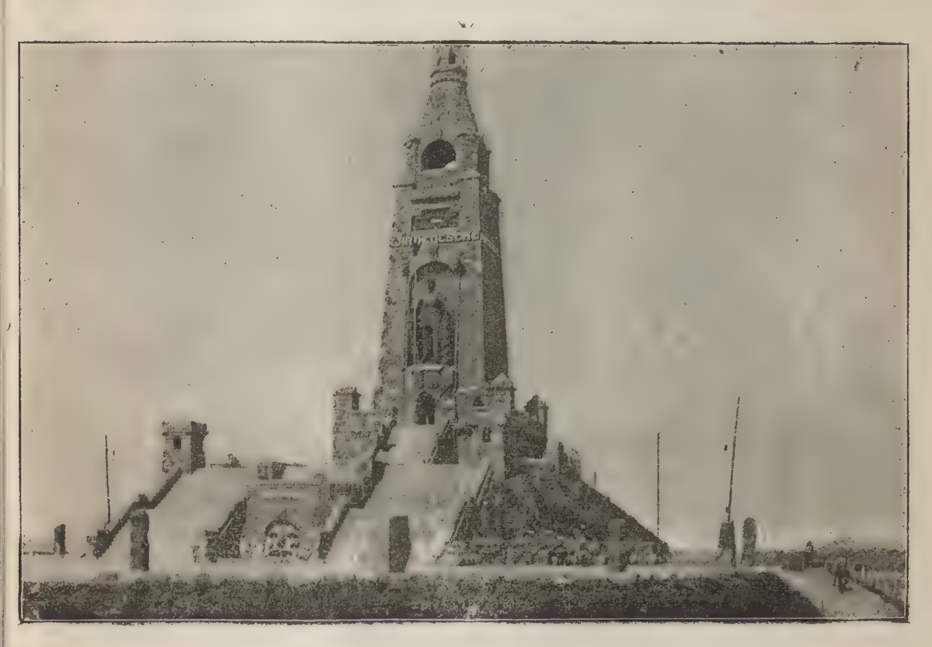


Fig. 18. Der Bismarckturm auf dem Knivsberge.

Der zweite Ausflug in gerade entgegengesetzte Richtung gestaltete sich wie folgt: „Am Donnerstag-Morgen 8 Uhr fand sich eine kleinere Anzahl der Teilnehmer auf dem Südermarkt zusammen, um von dort aus unter der freundlichen Führung des Herrn Schulrats Castens eine Wagenfahrt nach dem Knivsberg zu unternehmen. Schon bald nach dem Verlassen des so gastlichen Hadersleben erblickten wir in der Ferne den hochaufragenden Bismarck-Turm, das Ziel unserer Fahrt, zu dem wir auf der von prächtigen Eschen beschatteten Apenrader Chaussee nach reichlich zweistündiger Fahrt gelangen sollten. Liebliche Ausblicke nach Ost und West erfreuten die Teilnehmer, und unser liebenswürdiger Führer wurde des Zeigens und Berichtens nicht müde. Eine überraschend schöne Landschaft bot sich dem Auge dar, wo sich die Chaussee ins tiefe Hoptruper Tal senkt. Weit breitet sich fruchtbares Gelände nach Westen bis zu dem großen Gräberfelde von Wittstedt und Ober-Jersdal und zu der Walstatt des Jahres 1420, der öden Heide von Immerwatt, aus. Nach Osten senkt es sich zum Schliessee und dem Rande der blau flutenden Ostsee hinab. In Hoptrup wurde kurze Rast gehalten, und wir überblickten das lieb-

liche Dörfchen und seine grünen Fluren im Gedenken an die Ereignisse des 7. Juni 1848, an welchem Major v. d. Tann mit seinem mutigen Freikorps hier die an Zahl weit überlegenen Dänen in die Flucht schlug. Südlich von Hoptrup führt unsere Fahrt wieder durch ein reizvolles Gebiet von bewachsenen Höhen, auf denen Eichen und Buchen rauschen, mit blinkenden Wasserläufen und tiefen Schluchten, die sogenannte „Hoptruper Schweiz." Bald geht darauf die Fahrt an dem Grenzstein des Kreises Hadersleben vorüber, und nun war das Ziel alsbald erreicht. Ein kurzer Seitenweg führte an den Fuß des Knivsberges, von dessen sanfter Höhe der gigantische Bismarck-Turm (Fig 18) uns grüßte. Ein paar herrliche Stunden waren uns auf dieser nationalen Stätte beschieden. Immer wieder wurde das Auge erfreut durch das liebliche Bild, das dem Beschauer sich darbot, mochte man unter der Kuppel des Turmes, auf der Terrasse vor dem wohlgelungenen Standbilde des Altreichskanzlers oder auf der Veranda des naheliegenden Wirtschaftspavillons den Blick über Land und Meer hinausschweifen lassen. (Wir erinnern an die treffliche Darstellung: „Das Bismarck-National-Denkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig" in unserer Monatsschrift „Die Heimat" 1901 und verzichten darum auf die Schilderung dieser reizvollen Stätte, die zu den schönsten Punkten unseres schleswig-holsteinischen Landes zählt und darum gewiß auch des ehrenden Besuches würdig war, der ihr vor kurzem durch das kronprinzliche Paar zu teil geworden ist.) Auf der Station „Knivsberg" nahm man bald nach Mittag Abschied vom liebenswürdigen Führer, Herrn Schulrat Castens, dem auch hier nochmals herzlicher Dank dargebracht sei. Die meisten Teilnehmer benutzten die Kreisbahn, die durch das gesegnete Gebiet der Halbinsel Loit an dem Blauberg vorüberführt, nach Apenrade, wo die wenigen Stunden bis zur Weiterfahrt in die Heimatorte noch zu Spaziergängen durch die Stadt und an der Förde benutzt wurden und dadurch noch dem dritten schönen Versammlungstage einen freundlichen Abschluß gewährten." — — —

Ist nicht auch diesmal den Teilnehmern an unserer Generalversammlung des Guten und Schönen so reichlich geboten worden? Welche Versammlung bietet ihren Gästen auch nur annähernd dasselbe? So ist es nun bereits Jahr für Jahr gewesen. In Glückstadt arbeiten jetzt schon Freunde unseres Vereins an den Vorbereitungen für die nächstjährige Versammlung. Möchten recht viele Gäste aus allen Gauen unseres Heimatlandes dort zusammenströmen! Mit diesem Wunsche schließe ich den Bericht über unsere diesjährige Generalversammlung. Der Bilder wegen, die als Zugabe gewiß jedem willkommen sein werden, mußte der Bericht über vier Nummern sich erstrecken, hoffentlich keinem zum Verdruß.

Auf Wiedersehn in Glückstadt! Mit heimatlichem Gruß!

Kiel, Aug./Sept. 1905.

Der Schriftführer:
H. Barfod.



Mitteilung.

Eine Werkstatt der jüngeren Steinzeit im nördlichen Angeln wurde vor einigen Jahren von dem verstorbenen Landmann N. Clausen-Roikier entdeckt. Zwischen den auf hohem Fördeufer gelegenen Gemeinden Neukirchen und Habernis erstreckt sich in einer Ausdehnung von über 50 ha eine zum Teil noch recht sumpfige Wiesenebene, die Solten Wieschen genannt. Sie scheint in der Urzeit eine kleine Meeresbucht, eine Art Noor gewesen zu sein. Jetzt fließt eine kleine Au, die ihren Ursprung nicht weit vom Dorfe Steinberg hat, durch ihr Gebiet, die überschüssigen Wasser der Flensburger Förde zuführend. Gegen Überflutungen der See schützt eine breite, stellenweise mit zahlreichen Muscheln durchsetzte Sandbarre, auf deren Kamm ein zu einem Damm künstlich erhöhter Fahrweg entlang führt. Mitten in dieser Wiesenebene, nur 5—600 m vom Meeresufer entfernt, durchbricht der lehmige Untergrund die Wiesenschicht und bildet eine ungefähr 1 ha umfassende inselartige Bodenanschwellung, die sich um so schärfer von der weiten Grasebene abhebt, als sie unter den Pflug genommen ist. Die Insel ist eine Stätte uralter Flintindustrie. Es muß wohl ein ziemlich vielseitiger Betrieb geherrscht haben; denn es finden sich die mannigfaltigsten Formen vertreten. Da sind zunächst die zierlichen messerförmigen Späne und Splitter zu nennen, die aber über Fingerlänge kaum hinauskommen. Vielleicht ist ihnen der Pflug gefährlich geworden, möglich aber auch, daß sie von von vornherein diese Länge gehabt haben. Wenigstens sind die paar Kernsteine, die gefunden, recht unansehnliche Stücke. Dann kommen da weiter vor: Bohrer, rundliche Klopfsteine mit Schlagmarken, allerhand rohe oder mißglückte Vorarbeiten, geglühte Brocken und unzählige formlose Flintstücke und Splitter: die Abfälle der Werkstatt. Auffallend häufig — es sind gewiß hunderte aufgelesen — finden sich die Schaber vertreten, bald zierlich und platt, bald derb und gedrungen. Geschliffene Geräte, wie Hohl-, Flach- und Schmalmeißel, sind nur in Bruch-

stücken erhalten, ganze Sachen fehlen. Bruchstücke nur noch sind auch die muldenförmig ausgehöhlten Schleifsteine, übrigens die einzigen Gegenstände, die aus Granit oder Sandstein bestehen: zu allen anderen Sachen hat der Flint das Material hergeben müssen. Tonscherben sind sehr spärlich und ohne alle Verzierung, Knochen, Muschelschalen und andere Reste verspeister Tiere bisher nicht gefunden worden. Sie dürften auch wegen ihrer geringen Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse und bei den ungünstigen Bodenverhältnissen hier schwerlich noch vorhanden sein. Die Insel ist jetzt ziemlich abgesucht, doch kommen nach dem Pflügen und nach Regengüssen immer noch neue Sachen zum Vorschein. Das Gefundene befindet sich teils in Privatbesitz, teils ist es ins Kieler Museum gelangt. Sehr viel Gestein soll schon vor Jahren bei der Urbarmachung der Insel abgefahren sein. Zu bedauern bleibt nur, daß zur weiteren Durchsuchung so wenig unberührter Boden übrig geblieben ist, doch ist auch dies Wenige noch im Auge zu behalten. Nicht unwahrscheinlich ist auch, daß der Wiesengrund noch der Dinge manche birgt, „die nicht im Boden gewachsen sind." — Kaum 1 km westlich der Werkstatt, auf einer Anhöhe, Klingenhy genannt, befand sich seinerzeit ein weiterer Zeuge aus Angelns Vorzeit, das einst vielgenannte Riesenbett zu Philippstal, von dem sich eine kurze Beschreibung nebst Abbildung im 8. Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer befindet, aus einer Zeit (1843) freilich, wo das Meiste schon zerstört war, trotz Sicherstellung durch Königliche Verfügung vom 5. Februar 1811. Wenn auch über den Inhalt der Gräber, über die Art und Weise ihrer Ausstattung jegliche Kunde fehlt, so genügt der Bericht doch, um sich von der Großartigkeit der Anlage einen Begriff machen zu können. (Länge 140 Schritt von Süden nach Norden, Breite 60 Schritt, in der Mitte eine Reihe oben platter, etwa 1½ Fuß im Durchmesser haltender, mit der Erde gleichliegender Steine.) Heute späht das Auge vergeblich nach irgend einer Erinnerung an das stolze Monument. Brecheisen, Pflug und Spaten haben auch die letzten sichtbaren Reste des Denkmals von der Fläche verschwinden heißen, und profaner Ackerboden ist, was vordem geweihte Stätte war. Nur wenn der Pflug die Höhe furcht, dann stößt man wohl zuweilen noch auf einen schweren Findling oder eine Steinsetzung, wenn nicht gar, wie im letzten Frühjahr, auf eine wohlerhaltene Grabkammer, die freilich an Altsachen nichts enthalten haben soll. Das ist aber auch alles, was von dem Riesengrabe übrig geblieben ist. — Ob wohl die, die da unten ihre Kunst und Geschicklichkeit in den Dienst der Lebenden stellten, mit dabei gewesen sein sollten, als sie hier ihre Toten begruben?

Quern. E. Schnack.



Die alte Fahne.

Es war eine alte Fahne
In meines Großvaters Haus;
Die wehte an Festestagen
Zum Giebelfenster hinaus.

Es stand eine alte Linde
Bei meines Großvaters Tor;
Die reckte ihre Äste
Zum Giebel hoch empor.

Und flatterte die Fahne,
Die alte, blau-weiß-rot,
Dann rauschte die alte Linde,
Als ob sie Gruß entbot.

Oft saß unterm alten Baume
Großvater im weißen Haar.
Des Alters Milde im Antlitz,
Das Auge jugendklar,

Erzählte er dem Enkel
Von seiner Jugendzeit
Mit ihrem Kampf und Sturme,
Mit ihrem Glück und Leid,

Von unsres Volkes Sehnen,
Von Ringen, Kampf und Not. —
Leis rauschte ob der Linde
Die Fahne, blau-weiß-rot,

Der in den Kampf er folgte
Dereinst als junges Blut,
Die Fahne und der Alte
Verstanden sich so gut.

Die Jahre sind verronnen.
Großvater, er ist tot.
Dem Enkel ward zum Erbe
Die Fahne blau-weiß-rot. —

Großvater und die Fahne,
Der alte Lindenbaum,
Ich höre sie reden und rauschen
Noch manches Mal im Traum.

Eckernförde. Felix Schmeißer.



Bücherschau.

Korfitz Lind. Tragödie in 4 Akten von **Johannes Petersen,** ehemals Kreisschulinspektor in Apenrade. Garding, H. Lühr & Dircks' Verlag. Preis 1,20 M. — Von dem Verfasser, der im Dezember 1887 in Apenrade starb und der insonderheit als hervorragender Redner bekannt und geschätzt war, ist schon im Jahre 1881 das Schauspiel „Gebrüder Hagedorn" erschienen. Zwei Trauerspiele, „Der schwarze Graf" und „Rahel," ließ er für seine Freunde drucken, ohne sie in den Buchhandel zu geben. „Korfitz Lind" fand sich in seinem Nachlaß vor und ist erst jetzt veröffentlicht worden. Die Anregung zu dem Trauerspiel gab eine 1883 von Grünfeld in der Buchdruckerei der „Schlesw. Nachr." erschienene Broschüre „Ein Hexenprozeß in Ripen und dessen merkwürdige Folgen." Die in dieser Schrift erzählten traurigen Schicksale einer unschuldig der Zauberei angeklagten Bürgerfrau aus Ripen, die am 10. November 1641 auf dem Galgenberg bei ihrer Heimatstadt verbrannt wurde, bilden die Voraussetzung des Stückes. Korfitz Lind ist der Sohn der Hingerichteten. Am Tage der Exekution ist er mit seinem Vater, der einen andern Namen angenommen hat, aus Ripen ausgewandert und hat nach dessen bald erfolgtem Tode bei einem Prediger im Norden Jütlands Aufnahme gefunden. Sein Lebensziel sieht er in der Wiederherstellung der Ehre seiner Mutter, deren Andenken ihm heilig ist. Jetzt, nach 15 Jahren, ist er nach Ripen zurückgekehrt und hat als Forstgehilfe im Hause des Oberförsters Kurt Aufnahme gefunden. Er rettet diesem das Leben unter eigener Lebensgefahr, und der Oberförster, der seinen Charakter kennen gelernt hat, gedenkt, ihn mit seiner Nichte Thora zu verloben, da er die aufkeimende Liebe in den Herzen der beiden jungen Leute spürt. Da gibt Korfitz sich als den Sohn der Hingerichteten zu erkennen und offenbart seine Absicht, die Ehre seiner Mutter zu retten. Es gilt, den Lügner zu entlarven, der durch sein falsches Zeugnis das Unglück heraufgeführt hat. Dieser Elende aber ist der Bruder der Försterin, der Ratsherr Didrich. Ein zweiter Belastungszeuge, der Korporal Möllendorf, ist kurz zuvor gestorben und hat vor seinem Tode dem Prediger Holk reuig das Geständnis abgelegt, daß er damals, von Didrich angetrieben, einen falschen Eid abgelegt hat Korfitz hat dies von Holk erfahren und will nun versuchen, die Prediger der Stadt, die während des Prozesses ein Gutachten zu Ungunsten der Mutter abgegeben haben, zu einem Widerruf zu bewegen, um dann die Gerichte zu einer Ehrenerklärung zu veranlassen. Inzwischen ist auch Balthasar, der Sohn einer verkrüppelten Armenhäuslerin, die Korfitz' Mutter unter den Folterqualen als ihre Genossin genannt und so in ihr Schicksal hineingezogen hat, nach der Heimat zurückgekehrt. Er ist ein verkommenes Subjekt, jeglichen Ehrgefühls bar, dem es nur darauf ankommt, an den Bürgern Ripens und besonders an seinem früheren Brotherrn, dem Schwanenwirt, der ihn, den Sohn der Hexe, mit Schande aus dem Hause und aus der Stadt getrieben hat, Rache zu nehmen. Er macht mit einer Schar räuberischen Gesindels die Umgegend unsicher und versetzt insonderheit durch einige von einem seiner Spießgesellen abgefaßte Briefe mit der Unterschrift „Beelzebub, Rex inferorum," in welchen auf den Prozeß angespielt wird, die Behörden und die Bürger der Stadt in Angst und Aufregung. Der Ratsherr Didrich sucht nun den Verdacht der Urheberschaft dieser Briefe auf den ihm gefährlichen Lind zu lenken and bewirkt, daß dieser ins Gefängnis geworfen wird. Aus demselben befreit ihn Balthasar, der mit seiner Bande raubend und brennend bei Nacht in die Stadt gedrungen ist, dabei aber sein eigenes Leben einbüßt. Korfitz eilt in das Haus des Försters und findet hier den Ratsherrn Didrich, der seine infolge ihrer Einsicht in sein Verbrechen schwermütig gewordene Frau sucht. Er teilt ihm mit, daß sie sich das Leben genommen hat, und fordert ihn zum letzten Male auf, sein falsches Zeugnis einzugestehen. Der Ratsherr weigert sich auch jetzt noch und will mit Korfitz, den er einen entsprungenen Verbrecher schilt, nicht reden. Da er sich entfernt, eilt Korfitz ihm in leidenschaftlicher Erregung nach und tötet ihn durch einen Dolchstoß. Nach einem ergreifenden Abschied von Thora macht er darauf seinem Leben durch eine Kugel ein Ende. — Die hier nur in den Hauptzügen wiedergegebene Fabel ist in dem Stücke klar und durchsichtig ausgeführt. Die überall sorgfältig motivierte Handlung zeichnet sich durch seltene Geschlossenheit aus. Die Charaktere treten uns in scharfer Fassung entgegen. Ein besonderes Meisterstück ist die Gestalt des Balthasar. Von großer dramatischer Wirkung ist unzweifelhaft die Predigerkonferenz im 2. und ebenso die Bürgerversammlung im 3. Akt.

Flensburg. F. Konstmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 12a. Dezember 1905.

Weihnachtsbräuche aus Nordfriesland.[1])

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

Soweit geschichtliche Kunde zurückgeht, wurde bei allen Völkern die Zeit der Winter-Sonnenwende festlich begangen. Opfer, Spiel und Tanz waren an der Tagesordnung, das wiederaufsteigende Sonnenlicht würdig zu begrüßen. Das Geburtsfest der Sonne hieß das Fest der Mitternacht, Jul oder Juel, und es wurde der Göttin Freya zu Ehren sieben Tage lang gehalten und so genannt von dem „Umblauff der Sonnen, welche zu der Zeit ihren sogenannten Stillstand hält und beginnet ihr laufendes Juel oder Radt näher zu uns zu lenken. Das ist ihr Neujahrsfest gewesen, an dem sie das Jahr angefangen und ihre Götter umb ein gutes Jahr gebeten und Juel-Gaben oder Neujahrsgeschenken ausgetheilet. Sie haben an diesem Fest ein gemästetes Schwein geopffert, welches von großer Heiligkeit ist gehalten und Juel-Schwein geheißen. Man hat anneben weidlich gegessen und getrunken. Man hat dabei gespielet und getanzet, welches Juel-Spiel ist genannt. Summa, alles ist zum guten Anfang des neuen Jahrs voll Freuden gewesen, das war ihre Juel-Freude.“ Einzelne Züge dieser Schilderung Arnkiels (Cimbrische Heydenreligion, Hamburg 1691) lassen sich noch heute in manchen althergebrachten Bräuchen erkennen, die in der Zeit der Zwölften geübt werden, die vorzugsweise dem Vergnügen der Kinder geweiht ist, anders als da die „Götter ihren Umzug über die Erde“ hielten. Christliche Festtage traten an die Stelle jener heidnischen, aber die Kirche schonte die alten Bräuche, obwohl sie das Naturfest verklärte und durchgeistigte. Wie in ganz Deutschland, so ist auch in Nordfriesland am Rande der Nordsee das Weihnachtsfest ein rechtes Kinderfest; aber mehr als in manchen anderen Gegenden haben sich dort in Verbindung mit diesem Fest alte Sitten und Bräuche von Geschlecht zu Geschlecht, teilweise bis in die Gegenwart hinein, fortgeerbt.

In den Tagen vom 24. Dezember bis zum 6. Januar durften die Dinge, welche „Rad“ hießen, resp. welche drehbar waren, nicht in Bewegung gesetzt werden, weil das zu einem neuen Rundlaufe sich anschickende Zeitenrad in dieser Zeit gewissermaßen stille stand; heißt es doch heute noch, daß erst nach dem Tage der heiligen drei Könige das Zunehmen der Tageslänge bemerkbar sei. Darum stellte man auf Föhr, wie an manchen andern Orten Nordfrieslands bereits vor der langen Nacht während der Zwölften, Schiebkarren Spinnräder, Wagen usw. an einen besonderen Ort. Allmählich verlor sich diese Sitte. Was von drehbarem Geschirr vor der langen Nacht des 20. Dezember draußen gelassen wurde, war nun der

---

[1]) Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verfassers gestattet.

Sorgfalt der jungen Leute, den Halfjunkengängern, überlassen. Sie trugen es freilich nicht unter Dach und Fach, sondern türmten es an einem Platz des Dorfes zu Haufen auf. Später wurden und werden trotz polizeilicher Verbote diese und auch andere Dinge, die man draußen ließ, eben dahin getragen. Nach der Thomasnacht heißt die Sitte „Thamsen."

Bereits längere Zeit vor dem Fest werden Vorbereitungen auf dasselbe getroffen. Namentlich haben die Frauen mit dem Reinigen der Wohnung und mit Backen vollauf zu tun. Nach dem Kinderglauben der Inselfriesen wird in den Wochen vor Weihnachten von den Engeln bei gerötetem Abendhimmel gebacken. Außer gewöhnlichem Backwerk, das auch die Bäcker haben, wie Pfeffernüsse, Kringel und Kuchen verschiedener Art, gibt es allerlei Formen aus Kuchenteich. Da werden Pferde, Eber, Hähne, Adam und Eva, Schiffe usw. gebacken, mit Goldpapier, Farbe und Zuckeraufguß verziert. Die Pferdegestalten mögen an die skandinavische Sitte, zum Sonnwendfest Pferde zu opfern, erinnern; Kuchen in Eberform deuten auf den Sonnengott Fro und das von Arnkiel erwähnte Opfer der Fricke. Schiffe aus Kuchenteich sind besonders auf den Halligen heimisch und mögen auf die frühere fast ausschließliche Beschäftigung der Bewohner mit der Seefahrt zurückweisen. Als sonst besonderes Weihnachtsgebäck gelten im festländischen Nordfriesland Honigkuchen, Pfeffernüsse und Schleifen, die in kochendem Schweinefett gebacken werden. Diese Fettpfeffernüsse heißen auf Sylt Smöörnöten, die Schleifen Sleufen und auf Föhr und dem Festlande Backels. Ebenso gehören zum Fest die Eisenkuchen (Isenkage, Festland; Isenkuken, Föhr; gud Red', Sylt), die ganz dünn sind und wie Waffeln gebacken werden, teilweise mit hübschen Formen versehen. Auf Föhr kennt man auch „Julfladen." Wo man selbst nicht die nötigen Kuchen beschaffen konnte, da wurden früher die Kinder hinausgesandt, die wohlhabenderen Landsleute mit einem Weihnachtslied, meistens „Lobt Gott, ihr Christen all' zugleich," zu bewirten und dafür dann eine Gabe zu empfangen. Seitdem das fast ganz aufhörte, sorgten meistens Vereine für die Weihnachtsbescherung armer Kinder. In andern Gegenden erschien statt der Kinder in einzelnen Orten Nordfrieslands ein alter Mann mit einem bunt bemalten Stern, der mit Glocken behangen war und beim Absingen eines Liedes in drehende Bewegung versetzt wurrde. Uns Kindern war es eine unsagbare Freude, ihm bis zum letzten Hause im Ort zu folgen und immer wieder das Lied zu hören:

Ach Sternlein, du darfst nicht stille stehn,
Du mußt mit uns nach Bethlehem gehn,
Nach Bethlehem, klein Davids Stadt,
Wo Maria mit dem klein'n Kindlein lag.

Auf Helgoland haben nach Lindemann (Berlin 1889, S. 23) die Kinder jetzt am meisten Scheu vor dem hl. Nikolaus, „Sönner Klas" genannt, dem Schutzpatron der Fischerei, welcher im Siegel der Helgoländer St. Nikolai-Kirche mit drei Heringen auf der Brust dargestellt ist. Er kommt, der Meinung der Kinder nach, mit seinen Gesellen im November von weit her gefahren und nimmt Platz im alten Leuchtturm. Die Gesellen des Sönner Klas machen an den nächsten Abenden vermummt die Runde, um zu sehen, ob die Kinder auch artig sind. Eines Nachts erscheint der heilige Nikolaus selbst und legt Zuckersachen in die vor den Fenstern bereitstehenden Teller. Dann verschwindet er bald mit den Gesellen von der Insel. Der eigentliche Tag der Bescherung ist der 6. Dezember. An den Abenden vorher gehen vermummte Kinder, die Knechte des Sönner Klas darstellend, von einem Hause zum anderen und werden für sie zur Bescherung Schuhe in die Fenster gelegt." Ein ungern gesehener Gast war bei uns Kindern der Knecht Ruprecht, der uns gewöhnlich in den letzten Tagen vor Weihnachten schreckte und drohte, ungehorsame Kinder in seinen Sack stecken und mitnehmen zu wollen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man auf den friesischen Inseln die Tanne als Weihnachtsbaum noch nicht, ähnlich war es im festländischen Nordfriesland. Derselbe hat seitdem bei vielen seinen Einzug gehalten, aber die alte Weise der Bescherung zu Weihnachten resp. Neujahr keineswegs ganz verdrängt, die wir hier kurz beschreiben wollen: „Kindken, Kinnerken usw., so wird der Weihnachtsmann genannt, zieht am heiligen Abend, Helliginj, Christinj, Jöhlinj, Crasenne, dem 24. Dezember, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. In der Dämmerung klingelt er vor der Haustür. Dieses Geklingel ruft in der Kinderstube lautlose Stille hervor; jedes Kind stammelt sein Gebet:

„Kindken Jesus! bring mi wat,
Oen min Fatt,
Da well ik uk flitig to Skuul gung
En liire wat." (Sylt.)

(Kindchen Jesus, gib mir was in meine Schüssel, dann will ich auch fleißig zur Schule gehen und etwas lernen.)

„Kindken Jöses, dau me wat
Uet Din Schaap en önj min Fat." (Festland.)

(Kindchen Jesus, gib mir etwas aus Deinem Schrank in meine Schüssel.)

„Kindken Jesus, komm to mi,
Bring mi wat in min Fatt.
Ik will beden Dag un Nacht,
Ik will wol to Schoel gaen,
Ik will wol wat lehren,
Ik will wol to warwen gan
Un mine Öllern uk wol hören." (Föhr.)

Nachdem das Klingeln aufgehört hat, eilt das Kind zur Küche, sich einen Teller zu erbitten, früher auf Sylt einen Schuh. Auf die Fensterbank der Stube gestellt, ist am andern Morgen das Gefäß mit Pflaumen, Pfeffernüssen, Apfelkuchen, Nüssen, Äpfeln, Bilderbüchern usw. gefüllt; das ungezogene Kind findet aber neben diesen Sachen zur Warnung eine Rute.

In einigen Gegenden geschah diese Bescherung ursprünglich erst in der Neujahrsnacht, vereinzelt auch an beiden Abenden, Christ- und Sylvesterabend. Auf Amrum sind es die Hulkan,*) die einst das Gefolge der Gattin Wodans und ganz mit Stroh bedeckte und umwickelte Personen waren, welche am Sylvesterabend in die Häuser gehen und die Kinder fragen, ob sie auch beten können. Sobald sie fort sind, setzen die Kinder die Schüssel ans Fenster, die von den Eltern gefüllt wird. Am Neujahrsmorgen heißt es: „Min Skelk, min Skelk; wat häät Hulk mi bragt? Uu, diars uk an Ris!" (Meine Schüssel, was hat's Hulk mir gebracht? O, da ist auch eine Rute).

Wo der Baum den Teller verdrängte, finden auch die Erwachsenen ihre Weihnachtsgeschenke unter ihm. Er steht meistens im Pesel, dessen Türen und Fenster den Tag über sorgfältig verhängt sind, damit „Kindken" nicht gestört werde. Zur Bestärkung des Kinderglaubens löst man die Haspen der Fensterflügel, damit Kindken mit seinen Geschenken hereinkommen kann; mitunter benutzt er auch den Schornstein, um mit seinem Sacke einzutreten. Der Weihnachtsabend galt in Friesland von jeher für sehr heilig. Auf dem Festlande gibt es gewöhnlich Schweinsbraten und Kartoffeln und Pflaumen, auch wohl sogenannte „Fürtjen" zum Festmahl des heiligen Abends. Ähnlich ist es auf den Inseln. Man bekommt auf Föhr dann meistens Apfelkuchen und mit Zimt bestreuten Reisbrei und nachher noch eine Tasse Kaffee, Tee oder Chokolade. „Christabend wird warm gegessen," berichtet Clement von Amrum 1845, „Mehlbeutel und Schweinskopf. Keiner geht aus, ein jeder bleibt zu Hause, singt erst andächtig mit den andern im Gesangbuch vom Christkindlein, und dann wird gegessen und getrunken." Auf Sylt war die Andacht nach der Mahlzeit. Jetzt finden häufig am Weihnachts- und am Neujahrsabend zahlreich besuchte Gottesdienste statt. Während in früheren Zeiten

[1]) Vergl. Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen. Hamburg 1899, S. 374—384.

auf dem Festlande üblich war, an beiden Abenden ein dreiarmiges Talglicht anzuzünden, wurden später zwei Lichte je in einen messingenen Leuchter gesteckt und vor Hausvater und Hausmutter aufgestellt.

In meiner Jugend, vor 35 Jahren, war es noch Sitte, ein mit Papierschnitzeln umwickeltes Licht anzuzünden; die Petroleumlampe hat es nun verdrängt. Man durfte aber nach altem Aberglauben dieses Festlicht nicht beim Schnäuzen des verbrannten Dochtes zum Verlöschen bringen; dann mußte im kommenden Jahre jemand sterben. Am Weihnachtsabend mußten Kühe und Pferde, Hunde, Katzen, Enten und Hühner reichlich Futter haben: findet man doch zur Mitternacht alsdann im gefüllten Viehstalle auch nicht ein einziges Stück Vieh liegend, weil das heilige Elternpaar um diese Zeit mit dem Kindlein in den Krippen lag. Für die Vögel wurde am Weihnachtsabend eine Korngarbe auf den Düngerhaufen gestellt.

An den Weihnachtstagen wird meistens die Kirche besucht. Dann opferte man früher dem Prediger und dem Küster; jetzt sind diese Opfer verschiedentlich abgelöst. Der Stephanstag wurde ehemals Reiterspielen gewidmet, jetzt bringt er meist dem jungen Volk eine Tanzbelustigung. Von diesem Tage an sind überall unter Freunden und Verwandten Gastereien an der Tagesordnung. Der Kindermund sagt daher wohl, daß es die Zeit sei, wo man selbst schneide und esse. Viel gearbeitet wurde in den Tagen „twasche üjl en nai!“ (zwischen alt und neu) von jeher nicht. Junge Leute unterhalten sich gern bei Weihnachts-Pfandspielen, bei denen das Einlösen der Pfänder das beste ist. Überall spielt der Aberglaube eine Rolle. Selbst das Wetter der einzelnen Tage in den Zwölften galt und gilt vorbedeutend für die Witterung der einzelnen Monate des kommenden Jahres. Messer durfte man nicht schleifen, um nicht in der Fastenzeit das Vieh abdecken zu müssen, Leinen auf Hecken und Bäumen bedeutete nicht Gutes. Ratten, Mäuse, Ungeziefer durfte man so wenig mit ihren rechten Namen nennen, als den verdächtigsten Dieb. Losungen kommen noch vor. Das Geschirr, welches bei der Festmahlzeit am Weihnachts- und Neujahrsabend in den Kögen der Tondernschen Marsch gebraucht worden, wie Teller, Gabel, Messer, wurde nicht wie sonst in der Küche gereinigt, sondern mußte unrein etwa bis zehn Minuten vor Mitternacht stehen bleiben. Alsdann nahmen es die jungen Leute des Hauses, gingen damit an eine Wasserkuhle und spülten es rein. Nach dem Volksglauben erschienen bei dieser Tätigkeit die Gesichter ihrer Liebhaber und Bräute. Dabei sollen sich, wie versichert wird, Personen, die sich früher nicht gesehen und gekannt, von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Kamen sie zum Hause zurück und blickten durchs Fenster in die Stube, so sahen sie dort die Personen, welche im kommenden Jahre sterben sollten, ohne Kopf.

Der unruhigste Abend war derjenige des Sylvesters, den man von jeher durch allerlei Kurzweil entheiligte. So galt es für eine Ehre, wenn vor einem Hause das alte Jahr ausgeschossen wurde, oder wenn Pfannen und Töpfe an die Haustüren geworfen wurden. Die Täter wurden hereingebracht und bewirtet, machten auch wohl ein Spiel um Pfeffernüsse mit. An demselben Abend zogen die Hulken um. Jetzt sind sie zu fröhlichen Kindern geworden, die verkleidet ihre Wünsche von Haus zu Haus tragen. Die heidnischen Julspiele sind durch ein kirchliches Verbot 1728 abgeschafft worden. Der Rummelpott geht noch um. — Am Sylvestertage und am Neujahrsmorgen (früher allgemein an letzterem) ziehen Kinder mit Neujahrswünschen von Haus zu Haus, in einem großen Tuche Neujahrsgaben einzusammeln, wobei Patenkinder besonders bedacht zu werden pflegen. Sie wünschen meist noch im Dialekt ihrer friesischen Muttersprache fröhliches, gesegnetes Neujahr (Amrum, Festland, Föhr, Halligen, Helgoland), Gesundheit, Glück, Segen (ebenda), Mildtätigkeit (Amrum, Föhr), geräumiges Herz, Rüm Hart (Helgoland).

Die Rumpelkammer.

Prosaskizze frei nach Klaus Groths Gedicht „De Rumpelkammer.“

Von **Timm Kröger** in Kiel.[1])

Ohne Rumpelkammer kommt keine Hausfrau aus.

In der Regel an der Dachschrägung, nur mit einem kleinen Bleischeiben-klappfenster versehen, liegt sie in ewiger Dämmerung — ein Tummelsaal für Ratten und Mäuse. — Des Schornsteins vierkantiger Schaft strebt hindurch, es riecht nach Ruß und Rauch, Spinnenvolk und Ungetier huscht und kriecht, sobald die Tür knarrt, — langbeinig, vielbeinig in die Löcher. — Fliegengerippe im Netz, Tausendbein an der Wand, Totenhammer im Balken.

In der Rumpelkammer sitzt die alte Zeit und träumt. Da findet man wieder, was im Hausstand abfiel, was nicht mehr zu gebrauchen war. Nägel ohne Köpfe, Puppen ohne Glieder (das Späneblut stiert heraus), Sägen, die keinen Griff, Großvaterstühle, die keine Beine mehr haben — zerbrochenes Geschirr, kaputter Eisenkram.

*

Häuser haben ihre Rumpelkammer und Flecken und Dörfer auch.

Komme mit nach Heide,— woll'n mal sehen, was da für eine Rumpelkammer ist!

*

Wenn man von Norderhastedt hineinfährt, dann macht sich Heide. — Die Kirche liegt hell vor uns. Nun fängt der Ort und das Steinpflaster an, Häuser, erst an beiden Seiten — dann beim großen Markt an einer Seite — und über uns prächtige Linden.

Wie die Städter ihre Gesichter in der Gewalt haben! Den Schlachtern und Krämern und Müllern geht die Zunge, wie ein geölter Pumpenschwengel. Knechte stehen vor den Wirtseinfahrten, im Gastzimmer stehen Kaffee und Kuchen parat — getrunken, gegessen und nun die Pfeifen in Brand, Heide im Sonnenschein zu besehen!

Was machen doch ein paar Jahre aus! Man sollte es gar nicht glauben! — Hier war doch früher ein alter Unkenteich, nun ist's ein Lustgarten. Eine ganz neue Straße (die Osterstraße) ist fertig geworden, man pflanzt schon Bäume am Bürgersteig. Und dann sieh hin! sieh da! — Die Pfähle, die Laterne darauf! — Das ist die neue Straßenbeleuchtung. — Du solltest man mal sehen, wenn der Abend kommt, — du würdest dich wundern!

Und da ist auch die Heider Rumpelkammer.

Rumpelkammer?

Jawohl — das Werk- und Armenhaus.

*

---

[1]) Bei meinen Studien über Klaus Groth habe ich den Wunsch verspürt, die Überzeugung zu verbreiten, daß Groths Poesie nicht an das von ihm gewählte Sprachgewand gebunden ist. So ist die vorliegende Prosabearbeitung der modernen Romanze „De Rumpelkammer“ entstanden. Ich habe mich bemüht, die Wirkung, die das Original hinterläßt, nachzuschaffen und doch eine freie Nachdichtung hervorzubringen. Die äußeren Verschiedenheiten (dort plattdeutsche Sprache und Vers und Reim, hier hochdeutsche poetische Prosa) brachten es mit sich, daß hier und dort Kürzungen angebracht waren, die bei dem Original geschadet haben würden.

Kann mein Versuch als gelungen gelten? Man mag diese Frage beantworten, wie man will — jedenfalls ist dadurch nicht entschieden, daß alle Poesien Groths eine gleiche Behandlung zulassen. Noch weniger ist das Ja! oder Nein! für andere Übertragungen aus dem Plattdeutschen zu verwerten.

Die Erben des Dichters haben meinen Versuch gebilligt. Das sei ihnen auch an dieser Stelle gedankt. T. K.

Ein Garten trennt es von der Straße, junge ungeduldige Linden streben empor. Syringenbüsche zeigen ihre Blüten. Und über den Linden und den Syringen das neue, das rote, wie Feuersbrunst schreiende Dach.

In der Tür lehnt ein Mann auf Krücken, barfüßige Knaben spielen davor, ein alter Weißkopf wäscht sich an der Pumpe, ein altes Weib sitzt still und stumpf an der Wand.

Ho! Ho! Geschelte und Gebrumme.

Es kommt von den Gartensteigen her. — Da kommt einer, der hat's wichtig.

Es ist ein nicht alter, ein nicht junger, wirrer Kerl, lärmend und keifend kommt er mit struppigem Haar und redet und belfert auf die Alte und auf den mit Krücken ein. Kein Mensch hört auf ihn, kein Mensch versteht ihn. Die nackten Füße sperrt er weit aus einander, die Hosen sind ihm viel zu klein, die Hosen sind ihm viel zu kurz. Er redet gewaltig . . . . eine Minute, ... zwei Minuten . . . . schlägt mit den Händen, macht Gesten. — Endlich geht er, wie ein sich verziehendes Gewitter, noch immer eifernd, wie er gekommen, davon, sein Geschelte in den Gartengebüschen vergrabend.

*

Wir sahen erst einen kleinen Teil der Menschen, die das Haus birgt. Es ist voll von Ruinen, die der Welt nichts mehr nützen, voll von alten Knochen.

Das Herz ist leer und wirr der Sinn.

Eine krause Welt, eine untergegangene — und doch noch lebendige Welt.

*

Gute Hausfrauen fegen das ganze Haus, aber an der Rumpelkammer fegen sie vorbei. Höchstens einmal im Jahr haben sie den Mut, den alten Kram aufzustören.

Nur ab und zu — man weiß nicht wie — kommt hier ein Stück und da ein Stück vom Rumpelkoben zum Vorschein. — Alte Kasten mit blanken Kupferschlössern, aber wurmzerfressenen Böden, große Bücher in Schweinsleder, einstmals vergoldet und darin Bild und Blatt.

Bild und Blatt! Achtet man des Staubs nicht, wendet man die wie Bretter so dicken und schweren Blätter, dann sieht man mancherlei. — Mynheer sitzt, eine Kalkpfeife rauchend, auf einer Tonne, ein nackter Neger im grellen Sonnenschein, ein Schiff unter vollen Segeln, der Meergott mit der Mistforke hinterher.

Ein Alter blättert und erzählt, — erzählt dabei von weiten Fahrten. Der junge Knabe hört's und ist ganz still. Sein Herz ist nicht hier, sein Herz ist in fremden Landen . . . . weit weg, sein Herz ist auf Reisen.

*

Im Armenhaus hat sich ein alter Mann bei der Hausecke auf einen Stein gesetzt. Sein Kopf ist kahl, wie eine Billardkugel so blank. In der Hand hält er einen Stock, er zieht damit Striche im Sand. Und die Augen . . . . gläserne, tote, ausdruckslose Augen . . . . die wirft er in die Höhe, als könnte er durch die Wolken sehen.

Der Alte ist blind.

Wiedewiedewitt! So klingt's in ihm aus Nacht und Schmerzen — Wiedewiedewitt! — aus Nacht und Schatten. — Er hört das Glockengeläute seiner Jugend.

Wo seine Wiege, wo sein Stuhl gestanden hat, dort, wo er nach saurem Tagwerk seine Glieder streckte, da wachsen jetzt Gottes freie Blumengeschenke. Er hatte eine Eiche und eine Grasbank darum. Eiche und Grasbank sind nicht mehr. Seine Hauskoppel hatte ein „rotes Heck. — Wo sind Hauskoppel und Heck?

Was schert's den Blinden?

Wiedewiedewitt! —

Wer kann ihm die Bilder seiner Jugend stehlen? Er sieht die Herde im grünen Gras. Wie sprüht das Sonnenlicht auf den blanken Leibern! — Er hört das Rupfen ihrer Mäuler am weichen frischen Gras. —

Wiedewiedewitt!

Wie klingen die gut gestimmten Glocken der Tiere!

*

Baron von Unruh, schäbig-elegant. Den Hut auf dem rechten Ohr, ein spanisches Rohr in der Hand, immer in Handschuhen, so und nicht anders geht er zur Straße. Er hat immer Husten, immer Durst, ist gnädig, huldvoll ist er gegen jedermann, und wenn er ein Butterbrot kriegt, ganz besonders.

*

Klein Jule ist der Ansicht, daß es nichts Köstlicheres auf der Welt gibt als die Welt. Sie sitzt und plätert und lacht den ganzen Tag. Hören kann sie nicht mehr, Zähne hat sie nicht mehr, aber ihre Backen sind gesund und rot. Sie spricht mit allem, was nah ist, sie spricht durch Nicken und Winken zu allem, was fern ist. Mit Steinen und Bäumen spricht sie, und nachts mit sich selbst.

*

Einer ist noch drin, man sieht sein Gesicht an allen Fensterscheiben, denn er probiert aus, wer die allerbeste ist. Es ist ein alter Mann.

Es ist einer, der das Licht scheut, am lichten Tag wagt er sich nicht heraus. — Aber abends, wenn die Sonne weg ist, wenn in den Häusern Lichter angesteckt werden, dann schleicht er wie ein Schattenbild von Tod und Nacht sacht und leise davon .... lang, dünn .... auf alten Lederslarren .... Er lauert an allen Ecken, — — er huscht an den Häusern hin, ... er lugt in jeden dunkeln Gang — — — er schlägt um jeden Menschen einen großen Bogen — — — er, der — Tod.

Weshalb? Will er stehlen? O nein, keine Sorge! — „Der Tod" (er hat diesen Beinamen), der Tod mag gern lesen .... er sammelt sich alte Zeitungen und altes Tütenpapier.

*

Heraus, heraus!

Wir wollen sehen, was alles in der Rumpelkammer steckt!

Da ist ein alter Scherenschleifer, „Schleif-Scheren" genannt, Meister der Rede und Meister im Tabakkauen, Tausendkünstler in allen kleinen Verlegenheiten des Hauses. — Er lötet und schmiedet, biegt Haken und Ösen, stellt Mausefallen in die Wippe, versilbert und „klütert," repariert Kaffeemühlen und Wettergläser, schert Hunde, lehrt sie Anstand, näht Taschen, macht Siebe, macht Pfeifendeckel, Hüte und Körbe, und für den Herrn Baron schärft er Messer und Scheren.

Schön! Schön! — Aber wer macht denn so greulichen Lärm? O, das ist nur die Severingsche; die singt sich einen Psalm.

Und dann nicht zu vergessen — Persetter Jaaps, der geht mit der Hauspostille nach der Weide. Er ist nämlich, muß man wissen, Vorsteher einer Kinderschule von Fröschen und Vögeln. Sonntags spielt er Pastor. Wenn's zur Kirche läutet, geht er hinaus, und wenn's still wird, tritt er mit seiner Postille würdevoll in den Saal des Armenhauses wieder ein. — „He, kommt!" ruft dann der Baron Unruh. Das Summen verstummt, und alles sieht andächtig auf den Magister hin.—

„Klack, klack, klack!" sagt es in dem Augenblick oben auf dem Dach, so, als wenn man mit dem Stock an einen Kramstopf schlägt. Das ist die längst zersprungene Läuteglocke der Anstalt auf dem Dach, der Hausvater zieht zum Spaß am Strang.

*

Es ist Abend, es ist Mondschein, der Tod liest seine „Avisen" am Fenster, Baron sitzt im Lehnstuhl, Severingsche brummt. Klein Jule klappert und schwatzt mit dem Griff des Kaffeekessels, Schleif-Scheren poliert eine Uhrkette.

Und auf der Bank an der Wand sitzen — Johann Ohm und Johann. Johann Ohm ist der Herr, Johann ist sein Knecht. — Ja, als Johann Ohm Herr war und in der Kutsche fuhr, da saß Johann auf dem Bock. Nun hat das Leben beide auf dieselbe Bank gesetzt. Lang wird's nicht dauern, dann setzt es sie beide ins schwarze Bett — den Herrn und auch den Knecht.

Es wird stiller um sie her, Johann Ohm hat die Hände gefaltet, Johann — immer noch läßt er Zwischenraum zwischen sich und seinem Herrn und respektvoll sieht er zu ihm auf — Johann sieht Johann Ohm blöde lächelnd an.

„Johann" — fängt Johann Ohm an zu sprechen — „säg mal — wie lange wird's doch? Mir ist, wie gestern — weißt du — als mein neuer Speicher fertig geworden war und ich das Fensterbier gab?" —

„Was habt ihr da für Masse Kaffee getrunken!"

Johann Ohm lacht.

„Ja," sagt sein Knecht .... „fünfzig Jahr sind's, Ohm! Das heißt, wenn's wieder Heuernte wird, dann sind's fünfzig. Was haben wir getrunken! Zum ersten Male gab's Bohnenkaffee. Den kannten wir noch nicht; Grete wußte damit nicht Bescheid, sie hatte Bohnensuppe davon gekocht. — Wie war sie wütend, wie haben wir gelacht! Ja, Johann Ohm, ja, — das war ein Spaß. Die Nacht war warm. Ihr gingt draußen immer auf und ab, das mochtet ihr so gern, wir aber saßen auf der Diele und tranken immer Kaffee. Alle halbe Stunde stecktet ihr den Kopf hinein und rieft: Wollt ihr noch mehr? Und wir — wir wollten immer noch viel .... viel .... mehr."

Johann Ohm sagt eine ganze Weile nichts, er läßt die Daumen in der Runde laufen. Er muß alles zurecht denken, ehe er weiter spricht.

Der „Tod" liest leise vor sich hin.

Und dann fängt Johann Ohm wieder an. Ein Leben liegt in seiner Stimme.

„So geht's, Johann," — sagt er. — „Wer hätte das gedacht! Mein Vater sagte es schon: „Glück un Not, de gaht ehrn Gang, as Ebb un Flot." — Mal ist der Strand weiß und trocken, dann kommt das Wasser und bricht wohl gar durch Deich und Land.

„Wir wohnten bei Büsum, nah am Haff, ein breiter Graben ging um Wurt und Hof. Wie viele Stunden hab' ich auf dem Deich gestanden und in die graugrüne Flut gestarrt.

„Da sah ich Segel; sie wiegten sich auf dem Wasser, meine Seele wiegte sich mit ihnen. Und glänzte der Strand weiß und rein zu mir herüber, ich saß, ich stand und träumte ganz wie er.

Die Möven flogen, die Möven klagten, die Möven trippelten im Schlick. Ganz weit im Außendeich, da weideten Schafe, ich sah die weißgraue Wolke ihrer Herde — ihr Schäfer stand ganz fern am Horizont mit Hund und Stock auf hohem Deich und sah, wie ich, gen Westen hin, er sah nach seiner Herde.

„Eine kleine Fischerkate lag hinterm Deich, nicht weit von unserm Haus. Der, der dort wohnte, war ein großer, schwarzer, fremdartig aussehender Mann, ein Fischer, den niemand kannte, irgendwoher aus einer unbekannten Fremde.

„Mit einem jungen Dirnchen war er ganz allein im Haus. Es war nicht seine Tochter, es sollte seines Bruders Tochter sein. Das war ein scheues Kind. — Wenn der große Mann mit seinen Fischen und mit Kraut und Stint nach Heide gegangen war, und sie derweilen Netze flickend, summend, auf dem Deich saß, und es kam jemand, dann floh sie wie ein scheues Reh den Deich hinab ins Haus hinein.

„So tat sie auch bei mir, wenn ich ihr Blumen brachte, schließlich aber erkannte sie mein ehrlich Herz und Blut.

„Was war's für ein Gesicht?

„So wunderbare Sehnsucht lag darin. Und wunderbar war stets des Mädchens Tun, so seltsam, ahnungsvoll, erwartungsvoll, als harre sie auf ein besonder Schicksal.

„Wenn auf den Wogen sich die weißen Segel blähten, dann konnte sie mit ihren dunkeln Augen durch dunkles, meist wild um ihren Scheitel fliegend Haar, dann konnte sie starr verlangend in die Abendröte starren. Rief man sie an, erweckte sie aus ihrem Sinnen — dann schlug sie ihre braunen Hände vors Gesicht und schluchzte wild.

„Ich redete mit ihr, doch sie gab karge Antwort. Doch mir war es genug (war ich doch jung), ich wollte sie nur sehen, wollte nur das leise Beben ihrer Stimme hören, so wunderbar wie Glockenklang, so rein, so keusch und tief, wie einer Nymphe trauter Laut. Die Stimme war so anders wie alles andere sonst, was ich wohl je gehört. Im Traum noch hörte ich den wundervollen, tief geheimnisvollen Klang. Ich hör' noch jetzt, was sie mir sagte, wenn sie zum Abschied mir die Hände reichte: Ade, Johann, ade!"

*

Ade! Ade!

Johann Ohms Stimme will verhalten . . . . stockt. Aber noch einmal kommt sie auf . . . . Ade! . . . .

Dann schläft sie wieder ein, verstummt . . . . kommt wieder her . . . . Johann redet wie im Traum.

So hörst im stillen Abendfrieden du die Silberpappel plaudern . . . . stille sein . . . . und wieder dann den müden Laut. . . . . Es stößt nur ab und zu ein linder Hauch in ihre losen Zweige. . . . Da redet auch der Baum so, wie Johann Ohm tat, nur halb noch wach und halb im Traum.

Doch horch! — des alten Mannes Stimme ist wieder da.

*

„Ich kann nicht sagen, daß ich traurig war. Mir war, als könnt's nicht anders sein, als müßte kommen, was da kam, als müßt' es kommen, wie Ebb' und Flut und Tag und Nacht und Frühjahrszeit und Wintersleid und Sturm und Still. Mövengeschrei und Schwanengesang klingt über alles her, und hinten, ganz hinten an dem Horizont, da ist die große See. Wer will die Wogen hemmen, wenn sie kommen, wer will sie halten, wenn das Wasser fällt?

„Ich traf die fremde Dirne, ohne sie zu suchen. — Die Fischersleute waren bitterarm — was wußt' ich dummer Kerl davon? Ich bracht' ihr nichts als Blumen, die der Garten bot."

*

„Wer hätte das gedacht?

„Es war recht spät im Herbst; zur Bohnenzeit. Wir waren alle Mann dabei. Wo Bäume über unsern Wagen hingen, da lagen ihre welken Blätter in den tiefen Gleisen. Wir hatten alle Hände voll zu tun, die reiche Ernte heimzubringen. Marienspinnennetzgarn band die Stoppeln, die Weideochsen standen vor den Wettern und riefen nach den Ställen. Man hörte ihren Ton von allen Seiten. Der blaue Duft des Herbstes trug ihn tönend über Land und in die blaue See.

„Und überall — überall die Achsenstöße schwerer Bohnenwagen.

„Ich fuhr den ganzen Tag. Am Abend war's getan. Noch war's hell, da kam ich mit dem letzten kleinen Fuder den weichen Weg hinauf. Von hinten her,

da schlug still der Knechte — sie lagen müde auf der Fuhre — der Knechte Plaudern an mein Ohr. Wie man wohl schwatzt, wenn alles sanft zur Ruhe geht.

„Das Feld war leer. Ich hatt' es oft gesehen. Wie kam es doch! Es fiel so schwer mir auf mein Herz, so schwer, wie ich's noch nie empfunden hatte. Jetzt mußten wir den steilen Deich hinauf — mir tat es um die armen Pferde leid — doch sieh! — nun hatten wir des Deiches Krone.

„Das Meer lag spiegelglatt — — wie oft hatt' ich's gesehn — — — doch niemals so, wie heut', — — so tief — — so glänzend nicht, — — und niemals — — ach! — so leer — — so uferlos — — so weit!

„Ein großes Schiff lag auf dem Wasser. — Sieh! — sagte einer von den Knechten, er hatte das Schiff schon in der Frühe gesehen — sieh, sagte er — nun setzt er Segel bei. Und er erzählte wunderbare Sachen. — Wie er am Morgen nach dem Feld geritten, da sei ein Boot von Bord gestoßen, ans Ufer hingerudert und Menschen seien drin gewesen, die er erst für wandernd Volk gehalten. Doch wie sie näher hergefahren, da habe er gesehen, es seien eher feine Herren, wenn auch von fremdem Wesen. Und einer habe so ausgeschaut, wie der schwarze Fischer auf dem Deich. Der sei ans Land gekommen, den Fischer und das Mädchen hab' er heiß umarmt.

„Ich weiß nicht, wie es weiter ging. Die Krankheit, die mich dann befiel — das Schwerste, was ich je erlebt, das hat sie ausgelöscht. Ich weiß nur, daß sie mit dem Schiff auf Nimmerwiedersehen in die Weite fuhr. Sie stand auf hohem Bord, — mir ist, sie habe Grüße mir gewinkt: Ade, Johann, ade!

„Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Haus gekommen bin — — die Sinne schwanden mir.

„Mir war, als stände ich auf hohem Bord. Auf hohem Schiff, da stand ich Hand in Hand mit ihr. Die spiegelblanke See trug uns nach fernen Ländern, die Bäume strebten auf gen Himmel und über uns, da wölbte sich der Himmelsdom.

„Es war so klar und doch so fremd von dem, was sonst um mich gewesen war. Ich sah sie an. Soll ich nun fort? Da schüttelte sie die schwarzen Haare (welch wilde Schönheit lag darin! —), da legte sie ihre Hand auf ihre schwarzen Augen und — sagte nichts.

„Und ich verstummte.

„Nachher stand ich wieder an dem Strand. Sie fuhr davon, da hörte ich wieder ihren wunderbaren Laut:

„Ade, Johann!

„Der Schnee schien ins Fenster. So lange war ich von Sinnen, so lange war ich krank gewesen.

„Nach Jahren erst ging ich in die Welt. Von ihren Freuden bekam ich meinen Teil, von ihrem Leid bekam ich doppeltes sogar. Ich trug, was kam. Hatt' ich Glück, so war mir so, als sei kein rechter Geschmack darin, ja, auch das Leid ging mich nichts an. Ich hielt's für Flut, für Ebbe hielt ich es. Die Wogen rollen hin, sie rollen her, sie tun's nach eigenem Gesetz."

Johann-Ohm schweigt, verstummt nun ganz, vergräbt den Kopf in seine Hand. — Er träumt von seinem Strand. — Die Seele fliegt durch Nacht, durch Kummer fliegt sie hin, und wenn sie müde ist vom Flug, so findet sie im Heider Rumpelhaus doch immer noch ein Heim, bis einst zum letzten Flug.

*

Ha, ha! . . . . so, so!

Schleif-Scheren hat was erzählt, er hat einen Witz gemacht, er hat so eine Art, seine Trümpfe zu schmeißen, daß alles vor Lachen sterben will. Nur der „Tod" wird aufgebracht. Einen Packen alter — vielleicht zehn Jahre alter —

Zeitungsnummern emporhebend, schreit er: „Was redet ihr so nichtig Zeug! In Antwerpen brennt die Zitadell, in Frankreich steigt das Salz im Preis, der ganze Süden ist im Aufstand, Don Michel hat den Karl besiegt, lang dauert's nicht, dann haben wir den Krieg!"

Mit großen Schritten strebt er schnell hinaus. Da kommt nun auch der Vater unseres Hauses und mahnt zu Bett.

So wird es still. — Ganz still?

Nein, nicht ganz still. Die Severingsche plärrt noch einen kleinen Abendgesang.



Grot Not.

Krischan, lat keen Dalers rull'n:
Morgen kummt de Panner!
Kriegt he nich von uns dat een,
Nimmt he woll dat anner.

Krischan, lat keen Groschens lopen:
Morgen kummt de Panner!
Wenn he will den Polly ropen,
Lett em de nich ranner.

Krischan, lat de Penn' nich ruter:
Morgen kummt de Panner!
Wenn he will de Gös sik griepen,
Sitt vöran de Ganner.

Claudine Staack.



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

IV.

13. Phalacrocorax carbo (L.) Die Kormoran-Scharbe.

Carbo cormoranus. Kormoran. Großer Wasserrabe. Seerabe. Aalkreie.

Von Herrn Böge wurde ich vor längerer Zeit benachrichtigt, daß er einen Kormoran aus Dithmarschen zum Präparieren erhalten habe, und daß ein anderes Exemplar am Eingang zum Kieler Hafen erlegt worden sei. Im Dezember vorigen Jahres überlieferte mir ein Hofbesitzer aus Ülvesbüll ein von ihm geschossenes Exemplar als einen „in Eiderstedt völlig unbekannten Vogel." Unterm 21. März d. J. schreibt mir Herr Eppelsheim aus Oldenburg: „Eine zweite Rarität, die Sie interessieren dürfte, ist eine Kormoranscharbe, ein schönes altes Männchen mit dickborkigem Schnabel, das mir die Fischer aus Ostseebad Dahme — daselbst auf der See geschossen — brachten. Der Vogel ist weder von ihnen noch von den Fischern Heiligenhafens jemals beobachtet worden. Der große Sturm zu Anfang Januar muß ihn gebracht haben, wie sie erzählten."

Obwohl diese wenigen Daten (selbst auch wenn ich ihnen noch einige vereinzelte Fälle aus früheren Jahren anreihte) sicherlich nur einen ganz geringen Teil des tatsächlichen Vorkommens von Kormoranscharben in Schleswig-Holstein registrieren, so läßt sich doch eben aus der Sparsamkeit der Nachrichten schließen, daß der durch seine Gestalt wie durch seine Lebensweise auffällige Vogel in den meisten Gegenden unseres Landes doch nur ausnahmsweise beobachtet wird. In der Tat wird der Seerabe seit etwa drei Jahrzehnten für die ganze Provinz als unregelmäßiger, mehr oder weniger seltener Gast zu bezeichnen sein. Vordem gehörte er hier zu den Brutvögeln. Die besonders im östlichen Holstein (seltener an der Ostküste Schleswigs) bis dahin vorhandenen meist kleineren Kolonien waren wohl Gründungen versprengter Scharen aus einer bei Lütjenburg vertriebenen

großen Ansiedelung. Die Geschichte dieser Ansiedelung, das unvermutete Auftreten einzelner Pärchen von „Aalkreien“ in den Waldungen an der Howachter Bucht, ihre rasche Vermehrung bis zur Landplage und ihre durch die nachdrücklichsten Maßregeln bewirkte Ausrottung bildet den Inhalt eines hochinteressanten Berichts, dem die „vom Distriktsdeputierten Herrn Grafen Karl zu Ranzau gütigst mitgeteilten Akten“ zugrunde liegen, in: „Vaterländische Waldberichte von August Niemann. Zweites Stück. Altona 1820.“ Als außerordentlich wichtiger Beitrag zur Geschichte der schleswig-holsteinischen Ornithologie verdient es dieser Bericht, in seinem ganzen Wortlaut der Vergessenheit entzogen zu werden. Er möge daher den Beschluß der vorstehenden „Nachrichten und Bemerkungen“ bilden.[1])

[„Der Seerabe oder Kormoran, nebst der][2])
„Geschichte seiner Einwanderung, Verfolgung und Vertilgung in Holstein.“

In Holstein waren die Seeraben zuerst im Jahre 1811 an der Ostseeküste in geringer Zahl bemerkt worden. Man hatte sie nicht sehr beachtet, wenigstens zu ihrer Verfolgung nichts unternommen. In der Umgegend fanden sie in den zahlreichen Teichen Überfluß an Nahrung. Diese Leichtigkeit, sich zu nähren, begünstigte ihre Ansiedelung, die der Zufall veranlaßt hatte, und es bedurfte keiner Verfolgung, keiner widrigen Ereignisse, die aus anderer Gegend sie vertrieben, um ihrer außerordentlichen Vermehrung in dieser zu statten zu kommen. Auf diesen immer merklicheren Anwachs ihrer Menge, auf ihre mit jedem Jahre merklichere Verheerung in den Fischteichen ward zuerst in den Provinzialberichten aufmerksam gemacht und zu Maßregeln aufgefordert.[3])

Indessen sollte sich namentlich in den Gütern Waterneverstorf und Neudorf diese Ansiedelung immer gefahrdrohender gezeigt und schon bis in die Gegend von Kiel sich verbreitet haben, als im Frühjahr 1816 das Königl. Obergericht zu Glückstadt zur Anwendung schleuniger und durchgreifender Maßregeln aufforderte, um es zu verhüten, daß diese eingewanderten Fremdlinge durch ihre kaum zu berechnende, Waldungen und Fischteiche bedrohende Vermehrung nicht zur Landplage würden. Unterm 27. April 1816 beauftragte die gedachte Behörde den Propsten des adeligen Klosters Preetz und die Deputierten des Kieler und des Oldenburger Güterdistrikts, „dieser Angelegenheit wegen baldmöglichst zusammenzutreten und den erwähnten Gegenstand in gemeinschaftliche Berathung zu ziehen, um Mittel ausfindig zu machen, der Vermehrung der Seeraben auf das schleunigste ein Ziel zu setzen, und womöglich die Vertilgung derselben in den an der Küste belegenen Waldungen zu bewirken, demnächst aber das Resultat ihrer etwa anzustellenden näheren Lokaluntersuchungen, unter Hinzufügung der für nöthig erachteten Maßnehmung, berichtlich anzuzeigen. Weil indessen Gefahr beim Verzuge sein könne, so habe man hiemittelst zugleich die Autorisation ertheilen wollen, allenfalls provisorische Vorkehrungen zu treffen, und seien in solchem Fall die in be-

---

[1]) Vergl. Ornithol. Monatsschrift 1905 S. 122 u. 199.

[2]) Die vorangehende allgemeine Naturgeschichte des Kormorans von Justitiarius Boie ist hier fortgelassen. J. R.

[3]) Schl.-Holst. Prov.-Ber. VI. Jahrgang 1816 S. 160: „Der Seerabe (Pelecanus Carbo) in Holstein, den Fischteichen und Hölzungen gefährlich. Mitgetheilt von dem Herrn Magn. v. Witzleben in Plön“ Hierin heißt es unter anderem: „Diese Seeraben nisten auf hohen Bäumen und brüten zweimal im Jahr. Sie thun den Bäumen großen Schaden, weil die Zweige unter dem Neste ausgehen, bis endlich der ganze Baum abstirbt. Noch größer ist jedoch der Schaden, welchen sie dem Fischfange thun. Vor einem Jahre schon versicherte mir ein Neverstorfer Fischer, diese Vögel hätten allein in der Binnensee schon über tausend Thaler Schaden angerichtet. Sie bleiben oft zehn bis zwölf Minuten unterm Wasser. Unter den Nestern findet man oft Aale von mehreren Pfunden.“ J. R.

regter Hinsicht getroffenen Verfügungen nur vorläufig anzuzeigen." Am folgenden 26. August ward darauf von der gedachten Kommission Bericht abgestattet. Nach einigen vorangeschickten naturgeschichtlichen Nachrichten über Gattung, Bildung, Lebensweise und Verbreitung der Seeraben oder der Kormoranscharben [1]) heißt es in demselben: „Die von der Kommission angestellten Untersuchungen ergaben das Resultat, daß im Gute Neverstorf überall keine Seeraben nisten, wohingegen selbige nur allein in dem zum Gute Neudorf gehörigen, unmittelbar an der Ostsee belegenen sogenannten Buchholze in ungeheurer Menge ihre Nester auf hohen Buchen gebaut hatten. Die Fischer in der dortigen Gegend versichern, erst im Jahre 1810 zwei Seeraben gesehen zu haben, welche zweimal Junge ausgebrütet, darauf im Herbste weggezogen, im zunächst darauf folgenden Frühjahr aber zahlreicher erschienen wären und sich seitdem so vermehrt hätten, daß man ihre Anzahl auf zwanzigtausend schätze. Diese Anzahl schien keineswegs übertrieben, indem eine im hohen Buchholz angestellte örtliche Besichtigung ergab, daß dreiundachtzig große Buchenstämme bis in den äußersten Gipfel mit Nestern angefüllt waren, wobei es sehr bemerkenswert scheint, daß die Seeraben bisher überall keine eigene Nester gebauet, sondern andere Vögel, namentlich Reiher, Raben und Krähen, aus den ihrigen vertrieben haben. Nach den gesammelten Erfahrungen ist es erwiesen, daß die Seeraben in jedem Sommer zweimal brüten und jedesmal fünf bis sechs, auch wohl sieben Junge aufziehen. Rechnet man nur nach einer sehr mäßigen Schätzung zwanzig Nester auf jedem Baum, so würden sechzehnhundert und sechzig Paar alte Seeraben vorhanden gewesen sein, und diese sich in einem Sommer bei einer zweimaligen Brut um sechzehntausend sechs hundert Stück vermehrt haben. Über den Umfang des Schadens, welchen die Seeraben der Fischerei bisher zugefügt haben, läßt sich keine gegründete Berechnung aufstellen; daß dieser Schade aber sehr bedeutend gewesen sein müsse, scheint keinem Zweifel unterworfen, indem diese Vögel, welche sich vom hohen Buchholz aus auf alle Teiche der umliegenden Güter und insbesondere auf den sogenannten Binnensee verbreiteten, bei einer großen Gierigkeit eine Fertigkeit zum Fischen in dem Maße besitzen, daß sie, nach der Versicherung der Fischer auf fünf Faden Tiefe, Fische von einem Pfund heraus holen."

„Da alle eingezogene Nachrichten darin übereinstimmten, daß das sogenannte Buchholz im Gute Neudorf der einzige Ort im Herzogtum Holstein sei, woselbst die Seeraben bisher gebrütet haben, so war die Kommission des Dafürhaltens, daß das zweckmäßigste Mittel zu ihrer Vertreibung darin bestehen würde, sämtliche Nester während der Brütezeit auszustoßen. Der Erfolg dieser Maßregel scheint um so sicherer zu sein, da — wie bereits angeführt worden — die Seeraben keine eigne Nester bauen und es sich erwarten läßt, daß sie auf diese Weise werden gänzlich verscheucht werden."

„Obgleich nun das Ausstoßen der Nester mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, da es eine sehr mühsame und selbst gefährliche Arbeit ist, die Bäume bis in den Gipfel zu besteigen und mit langen Stangen ein Nest nach dem andern auszustoßen, so gelang es doch dem Grafen v. Brockdorff, einige junge Leute dazu ausfindig zu machen, und diese mühsame Arbeit ward darauf unter seiner Leitung vollständig ausgeführt, dergestalt, daß gegenwärtig alle drei und achtzig Bäume gesäubert sind und kein einziges Nest mehr vorhanden ist, welches denn auch bereits die Folge gehabt hat, daß die Seeraben schon jetzt sehr verscheucht sind und sich nur sparsam zeigen."

„Für das Ausstoßen der Nester haben die Leute, welche diese Arbeit ver-

[1]) Von Boie. Siehe die vorletzte Anmerkung. J. R.

richteten, für jeden Baum 1 Rthlr., also 83 Rthlr. erhalten; die Apparate zum Besteigen der Bäume haben 11 Rhlr. 24 β, die ganze Arbeit also 94 Rthlr. 24 β gekostet, welche Summe von dem Grafen v. Brockdorff einstweilen vorgeschossen worden ist."

Die getroffenen Maßregeln hatten den Erfolg, daß im nächsten Jahre 1817 sich zwar einige Seeraben noch zeigten, auch zu horsten suchten, aber durch Schießen bald verscheucht wurden. Im Jahre 1818 haben sich nur einzelne noch gezeigt, aber zur Ansiedelung ist es garnicht gekommen. Doch soll sich in einem Gehölz zu Loitmark an der Schlei ein Haufe angesiedelt haben.



Plattdeutsche Rätsel (Nachtrag).[1]

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. En Soldat mutt Schildwach stan,
Hett ken Been un kann doch gan,
Hett ken Swert un kann doch slan.
Kannst Du mi dat Radels ran? (Uhr.)

2. De lütt Johann Molt,
De sitt op 'n Stolt;
Jo länger he sitt,
Jo lütter he ward.
Plumps, fallt he dorin! (Lichtkerze.)

3. Vör as 'n Gaffel,
In'e Merr as 'n Mälsack,
Achter as 'n Dackschacht.
(1903 S. 235 Nr. 18.) (Kuh.)

4. Op unsen Hof, dor steit en Mann,
Hett mer Wunn
As 'n gans Dörp Hunn. (Haublock.)

5. En Koh un 'n Kalf,
Half Kalf half,
Has un Reh,
Wovel Been het de? (Keine.)

6. Hanswust von Stendor
Het 'n Hot op en Ohr. (Pilz.)

7. En hölten Japp-op
Mit 'n isern Klapp-op;
Veer Hangeln
Tein Langeln.
Rad, wat is dat?
(Hölzerner Eimer mit eisernem Bügel; vier Zitzen des Kuheuters, zehn Finger zum Melken.)

8. Bald kott, bald lang,
Bald struw, bald blank.
Wenn de Herr sin' Willn stillt het
Un de Kinner ern Buk füllt hebt,
Denn nimmt de Herr sin' Schlenker
Un stickt sin' Schwenker
Na de Büxentasch rin. (Messer.)

9. Mutter Wittsch, Mutter Swattsch,
Kikt blots mal her,
Wat in minen Gasten wer:
Half witt, half watt,
Harr rode Been;
So 'n Tier hef ik
Min Läwdag nich sehn. (Storch.)

10. Op uns' grot Däl,
Dor stat twe Pœl,
Op de Pœl steit en Buktonn,
Op de Buktonn steit en Büktonn,
Op de Büktonn steit en Trechter,
Op de Trechter steit en Smekker,
Op den Smekker steit en Rüker,
Op den Rüker stat twe Kiker,
Op de Kikers wast Gras:
Wat is dat?
(1903 S. 236 Nr. 38.) (Mensch.)

11. Nerrn in de Wisch
Steit en Pal,
Op den Pal is en Tunn,
Op de Tunn is en Kugel,
Op de Kugel wast Gras,
In dat Gras marschert Soldaten.
(Mensch.)

12. En gansen Stall voll grise Per
Un en hölten Harr dorbi.
(Buchweizenklöße und Holzschleef.)

13. Rod is min Rock,
Grön is min Stock,
Steen is min Hatt:
Wat is dat? (Kirsche.)

14. Lütt Pompelium
Steit op sin Stelium,
Het 'n roden Rock un 'n steenern Hatt:
Rad mal, wat is dat? (Kirsche.)

15. Mudder, wat is dat för 'n Ding,
Wat in unsen Wischhoff spring?
Rund von Buk un lang von Been;
So 'n Ding hef ik min Dag nich sehn.
(Storch.)

16. Lütt Pompelius
(oder: Ambrosius, Ambrosius)
Geit mit sin veer Bröder in't blaue Hus;
Dat Hus wer eng, de Wand wer mör,
Drum mök he dor en Lock hendör,

---

[1]) Vergl. „Heimat" 1895 S. 33, 1902 S. 219, 1903 S. 234 ff. und S. 284 ff.

Kek ut un wull de Welt besehn,
Harr blot so 'n grot'n Block an't Been:
(Große Zehe.)

17. Ward nich kakt un ward nich ätn
Un smeckt doch mennigeen god. (Kuß.)

18. Gröter as 'n Hus,
Lütter as 'n Mus,
Kann likers na de grot Dör rin:
Wat is dat? (Stern.)

19. Er gansen Stall voll witte Peer,
Gor keen Swatten dortwischen?
(1903 S. 284 Nr. 1.) (Mund, Zähne.)

20. Wat liggt in't Holt un gärt
Un süht ut as 'n aftrock'n Perd?
(1903 S. 284 Nr. 13.) (Brotteig.)

21. Dor löppt wat lang 'n Stieg
Un wenn't to Enn is, segg't: Knack!
(1903 S. 284 Nr. 7.) (Schere.)
(Nr. 1—21 mitgeteilt von J. Iwersen in Hüttblek bei Kaltenkirchen.)

22. Ruge, ruge Relln,
Veer ruge Felln,
Zwickswack, Brotsack,
Rad mal, wat is dat?
(1903 S. 235 Nr. 5.)

23. Dor köm mal 'n Mann von Haken,
De harr op jede Schuller söben Staken,
Op jeden Staken söben Kiepen,
In jede Kiep söben Katten,
Jede Katt harr söben Jung:
Wovel Föt dregt dat?

24. Peter Lang
Klattert lang de Stang;
Weiht de Wind,
Bummelt dat Ding. (Erbse, Bohne.)

25. In de Grund löppt en lüttn buntn Hund;
Ik sech di dat Wort in de Mund:
Wo heet de Hund?
(1903 S. 236 Nr. 35.) (Wo.)

26. Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Spitzer as 'n Torn:
Wer't nich weet,
Is ni geborn.
(1903 S. 219 Nr. 6.) (Wollgras.)

27. Dar plögt en Mann
Ahn Sick un Schar,
Ahn Biel un Bahr (Bohre),
Plögt doch so rahr. (Maulwurf.)

28. Achter min Hus,
Dar plögt Peter Krus,
Het keen Sick un keen Schar,
O, wat plögt de Peter dar.
(Maulwurf.)
(Nr. 22—28 von W. Ehlers-Pinneberg, in Ostholstein (Herrschaft Hessenstein) gesammelt.)

29. To Norn unsern Hus,
Dor plögt Onkel Krus,
Sünner Tögel un sünner Tohm
Un verdeent dags ni sin Daglohn.
(Maulwurf.)
Dithmarschen (R. Dammann in Altona).
(1903 S. 235 Nr. 10 u. S. 285 Nr. 17.)

30. Hüppop un Wüppop
Lepen beid lank en Stück op:
Acht Been un een Steert,
Ra mal to, wat is't för'n Deert.
(Frosch und Maulwurf.)
(1903 S. 235 Nr. 8.)

31. En gansen Stall voll brune Peer,
Un likers en Swarten daför. (Backofen.)

32. Dor ünner in de Grund,
Dor löppt en lütten Hund;
Je sieder as he lopen deit,
Je höger em de Steert steit.
(1903 S. 285 Nr. 23.) (Pumpe.)
Kopperpahl bei Kiel.
(Nr. 30—32 mitgeteilt v. D. Petersen in Kiel.)

33. Hans Hinnerk Horn
Harr hunnert Höhner,
Hunnert Höhner harr
Hans Hinnerk Horn.
Wovel Hahns? (12, nämlich H.)
Preetz (E. Schnack, Gr.-Quern).

34. Dor steit en Bom int Westen
Mit tweeunföftig Nesten;
In jede Nest sind söwen Jungen,
Jede Jung het sin Nam. (Das Jahr.)

35. Buten blank un binnen blank
Un en beten Holt dormang. (Fenster.)

36. Hoch in de Högde,
Krumm in de Bögde,
Wunderschön geschaffen.
Wer mir das wohl sagen kann,
Der soll bei mir schlafen. (Regenbogen.)

37. Da fliegt ein Vogel stark
Wohl über Dennemark.
Was führt er auf seinem Thron?
Wohl sieben Jungfern Sohn.
Wat fört he op sin eene Been?
En Hammer un en Slipsteen.
Wat för'n grote, starke Vagel mutt dat woll sin?
(1903 S. 236 Nr. 34.) (Sonne.)

38. Dor geit en Mann över de Dik,
Sin Ogen gan: Kik, kik!
Sin Föte gan: Tripp, trapp!
Rat mal, wat is dat? (Maus.)
(Nr. 34—38 aus Deezbüll.)
(Nr. 34—38 gesammelt v. D. N. Christiansen.)

39. Wat is dat gröts Unrech? Dat de irst Klümp ebenso lang kaken mutt as de letzt.

40. Wat kriegt se in Plön för'n För Meß, wenn in Eutin de Botter acht Groschen kost? Twee Peer.

41. Wie flügt de Kreih öwer Hamborg? Swart.

42. Wiewiet löppt de Has in't Holt? Bet in'e Mirr, naher löppt he wör rut.

43. Wat könnt dusend Peer nich ut 'n Keller treckn? Klun (Knäuel) Garn.

44. Hölten Hus mit 'n fleschern Deckel?
(Nr. 39—44 aus dem Fürstentum Lübeck.)

45. Wo süt de Kreih ut, wenn se öwer Hamborg flügt? Ut de Ogn.

46. Wat treckt dusend Peer nich ut 't Water? En Stück Sukker.

47. Wat süht en halwen Swinskopp ähnli? De anner Hälf.
48. Wovel Bohnen gat in'n Pott? Gorkeen, se liggt still.
49. Wat is dat, wat Dag un Nacht geit un kümmt doch nich ut'e Stell? (Uhr.)
50. Wovel Kreihn gat in Hamborg op 'n Stieg? Twintig.
51. Wo wid löppt de Hirsch rin in't Holt? Bit na de Merr, denn löppt he wedder rut.
52. Wat is dat för 'n Tier, wat utsüt as 'n Katt un is doch keen Katt? Kater.
53. Wonehr het de Has de meisten Löcker ünner'n Buk? Wenn he öwer'n Stoppelfeld löppt.
54. Röppt de Kuckuck vör Maidag oder na Maidag? Nix von beid'n; he röppt: Kuckuck. (Im Fürstentum Lübeck: Hest den Kuckuck all mal negn Dag vör Maidag ropen hört?)
55. Wat is merrn in Hamborg? En „b."
56. Worüm driggt de Möller 'n witte Mütz? He mutt wat op 'n Kopp hem.
57. Wat is am drökkſten in'e Kark? De Fleg, se sett sik op 'n Prester sin Näs. (1903 S. 286 Nr. 45.)
58. Wat geiht op 'n Kopp to Kark? (Stiefelnagel.) (1903 S. 286 Nr. 46.)
59. Wovel Müs gat in en Schäpel? (Antwort wie bei Nr. 49.)
60. Worüm deit de Hahn de Ogn to, wenn he kreit? He will wis'n, dat he sin Lex ut 'n Kopp kann
61. Wo wid sünd Sommer un Winter uteneen? En Hundsläng, de Snut is kolt un de Steert warm.
62. Wo kümmt dat, dat se op 'n rod'n Hahn de Pannkokn man op een Sid backen dot? (Roter Hahn = einige Häuser an der Chaussee Todesfelde—Segeberg, ca. 4 km von Segeberg.) Wil op de anner Sid keen Hüs stat. (Auch in Hinſchenfelde, Göttin, Siedenkamp [bei Süsel] „ward de Pannkokn op een Sid backt." M.)
(Nr. 45—62 mitgeteilt von J. Iwersen in Hüttblek bei Kaltenkirchen.)
63. Wat steiht in't Holt un het 'n witt Huw op? Bier im Faß. (1903 S. 284 Nr. 11.)
64. Wat künnt tein Peer nich ut Hus ruttrecken? Luft. (Nr. 63 u. 64 aus Ostholstein, mitgeteilt von W. Ehlers in Pinneberg.)
65. Achterhalv Katt, wovel Been? Een. (Achter = hinten.)
66. Wörker Ring is ni rund? Hering. Preetz (E. Schnack, Gr.-Quern).



De nie Knech.

Volksmärchen aus Schwansen.

Mitgeteilt von **Karl Bebensee**-Büstorfer Ziegelei.

Dor is mal en Bur west, de het ni rech Lüd holn kunnt; denn erstmal har de Arbeit bi em en Anfang, awer keen Enn, un tweetens gev dat ok ni rech wat vör't Meß, de Kost weer man wat flau.

Eenmal, as he weller keen Knech het, kömmt dor eenes goden Abnds son lütten veerkantigen Bengel bi em an — Hans het he het'n — un fragt, wat de Bur ni en Knech bruken kann.

„Ja" segt de Bur, „dat kömmt mi grad to Paß!" un üm den Lohn weern de beiden sik denn ok bald eeni.

Den annern Morg'n, as se bi di Frohkost sünd, segt de Bur to Hans: „Nu it di man ördnli satt, wi wüllt naher hin to Gras meihn un arbeit'n in een Beet bit Middag, denn Fröhstück gift dat ni bi mi!"

As Hans de Frohkost to Bost het, segt he: „Wat meenst du, Bur, wenn ik ok gliek Middag eten de, denn kunn ik ja forts den gansen Dag biblieb'n to meihn!"

Döwel, denkt de Bur, dat is awer een Kerl, de is to bruken, so'n hest na gani hat, de so snacken deiht. He ja gau na sien Fru un segt: „Mudder, mak gau en beten Eten torech, uns nie Knech will ok gliek de Middag vertehrn un den gansen Dag in een Tur meihn, dat is ja een ganse Baasbengel!"

Dat durt ok ni länger as so, do steiht de Middag up'n Disch, un Hans lett sik ok ni lang nödigen, he it as son Schündöscher.

Na! denkt de Bur, eten kann de Bengel god, wenn he ok so arbeit'n deiht, denn lat ik em so lich' ni weller los.

„So," segt he nu, as Hans de Middag to Liev het, „nu kann't Meihn denn ja losgahn!"

„Ja," segt Hans, „awer wenn ju dat süns eenerlei is, et ik ok forts Ab'ndskost, denn brukt de Burfru ok ja man eenmal Schötteln to waschen, un ik heff min Part denn ok ja gliek vör'n gansen Dag weg, ik bün ja doch eenmal bi to eten!"

De Kerl is ja wull des Döwels, denkt de Bur, und segt: „Ja, Hans, kannst du denn nu ok noch gliek de Ab'ndskost vertehrn?"

„Lich'" segt Hans, „wat en düchtigen Kerl is, sett dree Mahltid'n een up'n anner!"

„Na, Mudder," segt de Bur, „denn krieg ok man gliek de Ab'ndskost to Disch, dat is denn ja een Afwaschen!"

Hans sett sik denn vör't Grüttfatt un lett ok nich en Happen in. „Leeri mut dat" segt he, „süns ward dat morg'n keen god Weller!"

De Bur is wieldeß' rutgahn, un as he weller 'rin kam'n deiht, is Hans verswunn'. Na, denkt he, de ward ja sach all forsch bi to meihn sien, geiht achter't Hus na de Wisch un kiekt na, awer „dor het en Uhl seten," Hans is ni to hörn un to sehn.

He ja nu weller to Hus un söcht Koh- un Peerstall af, awer dor is ok keen Hans.

Toletzt kiekt he mal na de Knechenkamer 'rin, un wat meent ji? dor ligt mien Musche Hans, so lank un so dick as he is, in't Lager.

„Nanu" segt de Bur, „plagt he di oder ritt he di? wullt du ni hin to meihn?"

„Ne," segt Hans, „vundag ni mehr, denn dat is noch allerwegns Mod west, wo ik süns deent heff, wenn ik Ab'ndskost eten har, denn de ik niks mehr, denn güng ik to Puch!"

„Du Fulpelz! Du Swienegel! Du grote Sleef! töv!" segt de Bur, „ik will di to't Bett rutlüchen," löpt gau na de Stuv un haalt sik sien Eeken; as he awer weller 'trüch kam'n deiht na de Kamer, har Hans sik hasti ut'n Smok makt, weer öwer alle Barg'n un leet sik siendag ni weller sehn.



Mitteilungen.

1. **Nachricht und Zeugnis von des Organisten zu Hamberge bei Lübek, Georg Wilhelm Pfingsten, aus Kiel, Unterrichtsanstalt für Taubstumme.** Unter dieser Überschrift finde ich zufällig in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten von 1793, Heft 6, eine Nachricht von dem Begründer des Taubstummen-Unterrichts in unserer Provinz und ein Zeugnis über seine segensreiche Tätigkeit, die ich im Anschluß an den Artikel des Herrn Emil Pörksen: „Das Taubstummen-Institut zu Schleswig," den Lesern der „Heimat" vorlegen möchte.

„In den Jahren 1786, 1787 und 1788, da ich meine Erfindungen der hör-, sicht- und fühlbaren Signalsprache an vielen Orten öffentlich zur Schau stellte (am meisten in den holsteinischen Gegenden), wollte man schon manchen Nuzen für die Zukunft daraus absehen. Ich fand an manchen Orten ansehnliche Unterstüzungen; da aber mit meinen Reisen zugleich ansehnliche Ausgaben verknüpft waren, so blieb der Gewin zu klein, um meine Erfindungen vollenden, und sie in dem Glanze zeigen zu können, wie das bei einer kräftigern Unterstüzung, oder selbst eigenen Glücksgütern vielleicht möglich gewesen wäre. So aber musste nun der grösste Theil meiner Kunst ruhen; es ist auch keine Hoffnung vorhanden, daß sie je wieder erwachen werde. Jedoch ein kleiner Zweig derselben, den ich ohne Unterstüzung, und ohne sonderlichen Kostenaufwand in Ausübung bringen konte, hat schon unter dem göttlichen Beistande herrliche Früchte getragen. Vermittelst dieses Zweiges unterrichte ich Taubstumme in der deutschen Sprache und mehreren Kentnissen. Ich habe hierüber manche stärkende Ermunterung; zur Probe mag nachstehendes Attestatum dienen —

Ein hochwürdiges Domkapitel in Lübek versezte mich sogar in eine, diesem Berufe angemessenere Lage, durch gnädige Verleihung der Organistenstelle zu Hamberge, nahe bei Lübek.

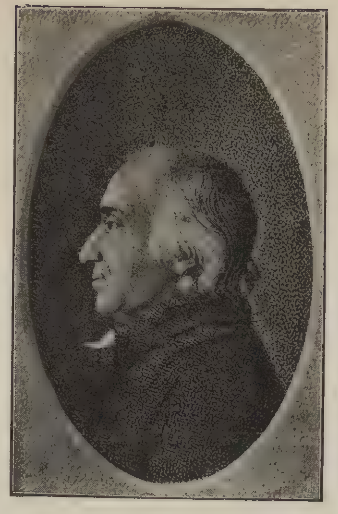
Ich könte noch Zeugnisse von den Aeltern und Verwandten meiner Eleven beibringen, wenn es nicht zu weitläuftig würde.

Die Absicht meiner gegenwärtigen Bekantmachung ist: unglüklichen Taubstummen dieser Gegenden, denen ich noch unbekant bin, nüzlich zu werden. Sollten Aeltern oder Vorgesezte dergleichen unglüklicher Kinder mich mit ihrem Zutrauen beehren wollen, so stehe ich mit allen meinen Kräften zu Dienste.

Hamberge den 8ten November 1793.

Georg Wilhelm Pfingsten,
Organist.

* * *



Georg Wilhelm Pfingsten,[1]
der erste Vorsteher der
Taubstummenanstalt zu Schleswig

Von uns Unterschriebenen, die wir absichtlich alles, was uns des Zwekkes halber zu wissen nöthig war, aufs genaueste untersucht haben, wird aus freiem Willen bezeugt, daß der hiesige Bürger, Herr Georg Wilhelm Pfingsten, aus Kiel gebürtig, bei unserm lübekischen Publikum durch seine vorzüglichen Talente und deren sorgfältige Ausübung, unter andern durch die von ihm zu gleicher Zeit mit dem Herrn Konsistorialrath Bergsträsser in Hanau erfundene sinnreiche Zeichen- und Signalsprache, sich schon vor Jahren rühmlich bekant gemacht habe, und sich, gleichfals seit Jahren, geleitet durch obige Erfindung, dem Unterricht einiger Taubstummen mit ädlem Eifer widme; wobei es ihm ausnehmend gelingt, diese Unglüklichen im Sprechen, Lesen und Schreiben zu bilden, ihnen Religionskentnisse einzuflössen, und ihre Begriffe überhaupt vernunftmässig zu erweitern. Wer ihn näher kent, der schäzet und liebt das alles noch mehr, wegen der damit verbundenen bescheidenen und uneigennüzigen Herzensgüte des Herrn Pfingsten, wegen seiner sanften und liebreichen Gemüthsart, und wegen des unermüdet anhaltenden Bestrebens, mit welchem er einer weiteren Vervollkomnung entgegen arbeitet. In jeder dieser Hinsichten glauben wir, daß er die grösste Empfehlung an Einheimische und Fremde überflüssig verdiene.

Lübek den 21sten Mai 1791.

(L. S.) Christ. Adolph Overbeck, Doktor,
(L. S.) Joh. Julius Walbaum, Medicinae Doctor,
(L. S.) Ludewig Suhl, Archidiakonus an Petri,
im Namen einer zu wissenschaftlichen und gemeinnüzigen Zwekken sich versamlenden Gesellschaft.

Daß vorstehende Abschrift mit dem mir vorgelegten Original auf das genaueste übereinstimme, wird hiemit von mir auf Verlangen sub fide notariali bezeuget.

Lübek den 9ten Junius 1791.

(L. S. N.)

M. E. Kroeger,
Kaiserl. beeidigter Notarius.

(Mitgeteilt von H. E. Hoff in Kiel.)

---

[1]) Es ist der Schriftleitung erst jezt möglich, die Bilder von Georg Pfingsten und August Engelke zu bringen. Von J. Eckardt, dem Verfasser von „Alt-Kiel in Wort und Bild," ist das Bild Pfingstens uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Georg Pfingsten ist geboren am 5. März 1796 in Kiel, war seit dem 8. November 1805 Vorsteher der öffentlichen Taubstummenanstalt in Schleswig und ist dort gestorben am 26. Novbr. 1827.

Der gegenwärtige Direktor der Taubstummenanstalt in Schleswig, August Engelke, befindet sich seit dem 1. Oktober 1876 in seiner jetzigen Stellung. Er ist geboren am 13. Februar 1832 in Wrisbergholzen, Kreis Alfeld, Provinz Hannover, besuchte von 1850—53 das Lehrerseminar in Alfeld und war dann 2 Jahre lang Hilfslehrer an einer Privatschule. Am 1. Oktober 1855, also vor 50 Jahren, trat er als Hilfslehrer bei der Königlichen Taubstummenanstalt in Hildesheim ein. Im Jahre 1861 wurde er Oberlehrer und Leiter der Taubstummenanstalt in Emden, kam 1869 nach Stade und 1871 nach Osnabrück und wirkte hier in Gemeinschaft mit Köhler, dem jetzigen Vorsteher des Externats in Schleswig, bis zum Jahre 1876, wo er durch den Provinzialausschuß als Leiter der Anstalt in Schleswig berufen wurde. Über seine segensreiche Wirksamkeit in unserm Lande berichtet ausführlich die Abhandlung von Pörksen in Nr. 10 der „Heimat." Direktor Engelke, am 8. November d. J. mit dem Titel Schulrat ausgezeichnet, hat zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Taubstummen-Instituts als öffentliche Landesanstalt eine Festschrift herausgegeben, worin er unter Benutzung der Akten in interessanter Darstellung die Geschichte des Taubstummen-Unterrichts von 1787—1905 erzählt. Die Lektüre dieses Buches darf den Lesern der „Heimat" aufs wärmste empfohlen werden. Eckmann.

2. **Über das Rummeln am Sylvesterabend.**[1]) In früheren Zeiten war es Gebrauch, daß auf dem Lande die Kinder am Sylvesterabend zu dem sogenannten Rummeln ausgingen. Zu diesem Zweck verkleideten sie sich und setzten eine Maske auf, so daß sie unkenntlich wurden. Dann versah sich jeder mit einem kleinen Topf, über welchen eine Blase straff gespannt war. In der Mitte der Blase wurde ein Stück Ret (Schilf) befestigt. An letzterem wurde mit den befeuchteten Fingern auf- und abgerieben, wodurch ein eigentümliches Geräusch hervorgerufen wurde, das eigentliche Rummeln. Darauf wurde hinter die Fenster der Leute gegangen und gerummelt und besondere Rummelreime gesungen, welche meistens plattdeutsch waren. Wurden die Leute dann aufmerksam, so hieß es: „Dor sünd Rummelpütt, lat se man mal rin.“ Es wurde die Tür geöffnet, und indem die Rummler fleißig ihre Radau-Instrumente in Bewegung setzten, ging's in die Stube hinein. Hier wurde der Reim nochmals unter Begleitung des Rummeltopfes gesungen. Die Kinder erhielten zur Belohnung von den Leuten einige Äpfel, Nüsse oder was man gerade hatte. Dann ging die Reise weiter, und beim nächsten Hause wiederholte sich das Gesagte. An einigen Orten hat sich die Sitte des Rummelns bis in die heutige Zeit erhalten. Ein Reim, der häufig gesungen wurde, lautete, wie folgt:

August Engelke, der gegenwärtige Vorsteher der Taubstummenanstalt zu Schleswig.

„Fiken, mak de Dör apen,
lat den Rummelputt herin.
Wenn dat Schipp von Holland kümmt,
so kriegt wi Ostenwind.
Schipper, wult du wiken,
Schipper, wult du striken,
sett den Segel up 'n Kopp
un giv mi wat in'n Rummelputt.

Hallihallihallo!
en Appelkok up to.
Sünd se 'n beten grot,
hett ja keene Not.
Sünd se 'n beten kleen,
givt dat twe för een.
Hau de Katt den Swanz af,
hau em ni to lang af,
lat en lütten Stummel stahn,
dat de Katt kann wieder gahn.

Schinkel bei Gettorf. J. Jöhnk.

Bücherschau.

1. **Für den Weihnachtsbüchertisch.** Es ist mir eine ganz besondere Freude, ein wundervolles und dabei billiges Buch anzeigen zu dürfen, nämlich **„Ausgewählte Gedichte von Gustav Falke.“** Aus des Dichters Versbüchern sind hundert der besten Gedichte ausgewählt und nun in geschmackvollem Leinenband zum Preise von **nur 1 M.** vom Verleger Alfred Janßen in Hamburg auf den Markt gebracht worden. (S. meine Studie über Falke im vor. Jahrg.) Derselbe Verlag bietet als „Hamburgische Hausbibliothek“ eine Serie wertvoller und sehr billiger Bücher an, z. B. „Deutsche Sagen“ von Gebrüder Grimm (241 S., 1 M.), „Uli der Knecht“ von Gotthelf (390 S., 1,30 M.), „Meine Kindheit. — Gedichte“ von Hebbel (94 S., 0,50 M.), „Der Oberhof“ von Immermann (1,50 M.), „Unser Elternhaus“ von P. Hertz (98 S., 0,50 M.), „Zwischen Himmel und Erde“ von O. Ludwig (216 S., 1 M.) und als jüngstes „Die Urgroßeltern Beths“

[1]) Über Bettelreime beim Rummeln vergl. „Heimat“ 1904 S. 43. Die Schriftleitung.

von E. Hertz (76 S., 0,50 M.) Die ganze Bibliothek (die Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare) ist sehr warm zu empfehlen, nicht nur für das Haus, sondern auch für Volksbibliotheken. Auch zwei neue Autoren haben in demselben Verlage ihre Werke erscheinen lassen: **Emil Frithjof Kullberger,** ein junger Hamburger, bietet in seinem Roman aus dem nordischen Bauernleben, betitelt **„Springtanz,"** eine achtunggebietende Talentprobe. Ich glaube, daß wir von diesem neu auftretenden Dichter noch Vieles und Gutes zu erwarten haben! Als ein liebenswürdiges Erzählertalent zeigt sich auch **Wolfgang Grimmold** in seinem Hamburger Roman **„Kleine Prinzeß."** Scharfer Blick, Freude am Humor und an liebevoller Kleinmalerei zeichnen ihn aus. — Im Verlage von F. Bahn in Schwerin hat **Johannes Dose,** der Verfasser des vielgenannten Romans „Muttersohn" (der bekanntlich einen Beleidigungsprozeß heraufbeschwor), als Fortsetzung der unter dem Titel „Frauenherzen" herausgekommenen Sammlung kleinerer Erzählungen einen dritten Band erscheinen lassen. Außerdem ist der im „Türmer" zuerst erschienene Roman „Vor der Sündflut" und die Erzählung „Der Paternostermacher von Lübeck" in demselben Verlage herausgekommen. Platzmangel verbietet ein näheres Eingehen auf diese neuen Bücher unseres gefeierten Landsmannes, darum sei heute nur kurz und empfehlend auf sie hingewiesen. Gleichfalls nur kurz hingewiesen sei heute auf das neue Buch von **Ottomar Enking: „Patriarch Mahnke."** Ich hoffe, in nächster Zeit an dieser Stelle das gesamte Schaffen dieses sehr begabten und neuerdings auch erfolgreichen schleswig-holsteinischen Dichters charakterisieren zu können. Warm empfohlen sei er schon jetzt. — Freunden schleswig-holsteinischer Dorfgeschichten sei als neuer Autor **Adolf Holm** empfohlen; sein Buch **„Rugbarg"** ist mit Liebe und Verständnis für die Volksseele geschrieben, zeigt Sinn für gesunden Humor und hält sich fern von süßlicher Sentimentalität. Die herbe Süße und stolze Kraft der außerordentlich talentierten **Helene Voigt-Diederichs** (Schleswig-holsteinische Landleute," „Leben ohne Lärmen," „Abendrot," „Regine Vosgerau") hat er allerdings nicht, auch nicht die Kompositionsgabe der **Thusnelda Kühl** („Der Lehnsmann von Brösum," „Die Leute von Effkebüll") noch die überlegene Ruhe, Objektivität und Naturstimmung **Timm Krögers** („Der Schulmeister van Handewitt," „Der Einzige und seine Liebe," „Um den Wegzoll," „Hein Wieck," „Leute eigner Art"). — Unser berühmter Landsmann **Adolf Bartels** hat bei Callwey in München den fünften Band seiner „Gesammelten Dichtungen" unter dem Titel **„Römische Tragödien"** erscheinen lassen und dadurch bewiesen, daß diejenigen unrecht haben, die da behaupten, er sei nur Literarhistoriker und Kritiker und nicht Dichter. Im Gegenteil! Wie in seiner großen Dramentrilogie „Luther," so zeigt er sich auch in diesen drei römischen Tragödien „Die Päpstin Johanna," „Catilina" und „Der Sacco" als Dramatiker von großer, bezwingender Kühnheit im Vorwurf, scharfer Charakterisierungskunst und glänzender Diktion, als Dichter mit feinem Sinn für das eigentlich nnd rein Dramatische des Stoffs. Haus- und Volksbibliotheken, ganz besonders in der engeren Heimat des Dichters, dürfen sich nicht begnügen mit den Werken des Literarhistorikers Adolf Bartels, sondern müssen auch dem Dichter einen Platz anweisen. — Wenn ich in meiner diesjährigen Bücherempfehlung über die Grenzen unserer Provinz hinausgreife, so tue ich es, um auf einige im Verlage von Schünemann in Bremen erschienene Bücher hinzuweisen: Der als Dramatiker erfolgreiche **Georg Ruseler** in Oldenburg hat ein sehr gutes Balladenbuch **„Der Wunderborn,"** der Iserlohner **W. Lennemann** ein liebenswürdiges Versbuch, betitelt **„Saat und Sonne,"** der Humorist **Friedrich Freudenthal** (der bekannte Mitredakteur von „Niedersachsen") einen Band Erzählungen, betitelt **„Lienhop,"** erscheinen lassen. Und wer sich aus demselben Verlage **die niedersächsischen Bildermappen,** mit Beiträgen aller bedeutenden niedersächsischen Künstler, auf den Weihnachtstisch legt, wird es nicht bereuen; er findet darin Landschaftsbilder, die unserer Heimat verwandt sind.

Kiel, November 1905. Wilhelm Lobsien.

2. **Aus einem stillen Hause** und andere Geschichten für besinnliche Leute von **E. Müllenhoff.** Leipzig 1905. 8°. 88 S. kart. 1 M. **Abseits.** Niederdeutsche Heimatsbilder. Von **E. Müllenhoff.** Leipzig 1905. 8°. 191 S. geb. 3 M. — Niederdeutsche Heimatsbilder für besinnliche Leute: besser kann man den Inhalt dieser beiden Büchlein unserer Landsmännin nicht bezeichnen. Die meisten Bilder sind nur kleine anspruchslose Skizzen; andere, besonders im zweiten Bändchen, sind weiter ausgeführt und könnten Novellen genannt werden: über allen aber liegt das Leuchten der Heimatssonne, aus allen spricht ein warmes Herz, eine auf inneres Erleben gerichtete Dichternatur. Die Bilder sind so bunt und vielgestaltig, daß sich Einzelzüge schwer herausheben lassen; man müßte denn schon ein paar Blätter einfach abdrucken: „Sein letzter Wunsch," „Abseits" und andere würden gerade in der „Heimat" sicher auf warme Zustimmung rechnen dürfen. Das geht nun wohl nicht gut, darum begnüge ich mich damit, alle Leute, die in unserer Zeit der großen Fragen noch Gefallen finden nn kleinen Motiven aus dem engsten Kreise, an psychologischer Kleinmalerei, nachdrücklich auf beide Bücher hinzuweisen. Modebücher werden sie wohl nicht werden, aber für Familienlektüre an stillen Winterabenden, wenn der Sturm an den Fenstern rüttelt, sind sie wie geschaffen, und zum Lichterglanz des Weihnachtsbaumes passen sie so gut wie die Bilder vom alten Ludwig Richter. Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 12b. Dezember 1905.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl.**

IV. 7. Schwimmvögel, Anseres.

Systematische Übersicht der Gattungen.

- Zehen mit breiten Hautsäumen, ohne Schwimmhaut (Fig. 93) . . . . 18. **Steißfuß, Podiceps** Lath.
- Zehen durch Schwimmhäute verbunden (Fig. 88).
  - Es sind nur drei Zehen vorhanden.
    - Schnabel schlank (Fig. 94), Oberschnabel vom äußersten Ende der Stirnbefiederung bis zur Spitze 4—5 mal so lang als an der Federgrenze hoch.
      - Nackte Schnabelfirste 26—34 mm lang, Füße rot . . . . 20. **Teiste, Cepphus** Pall.
      - Schnabelfirste 40—55 mm lang, Füße heller oder dunkler grüngelb . . 19. **Lumme, Uria** Brünn.
    - Der Oberschnabel nicht dreimal so lang als hoch (Fig. 95—97).
      - Der nackte Teil des Oberschnabels ist am Grunde breiter als hoch (Fig 95), nackte Firste, über den Bogen gemessen, unter 2 cm lang . . . . 21. **Krabbentaucher, Alle** Link.
      - Der nackte Teil des Oberschnabels ist zwei- oder mehrmal so hoch als breit, Firste 3 cm und darüber (Fig. 96 und 97).
        - Der nackte Teil des Schnabels über 4 cm hoch (Fig. 97), Firste über 5 cm lang, Füße gelbrot bis rot . 23. **Papageitaucher, Mormon** Ill.
        - Der nackte Teil des Schnabels unter 4 cm hoch, Firste unter 4 cm lang (Fig. 96), Füße gelbbraun bis schwarz . . 22. **Alk, Alca** L.
  - Eine 4. etwas höher stehende Zehe ist stets vorhanden (Fig. 88), bei der Dreizehmöwe nur als kleine Warze.
    - Alle vier Zehen durch vollkommene Schwimmhäute verbunden.
      - Oberschnabel an 34—40 cm lang, vor der Mitte über doppelt so breit als hoch . . . . 14. **Pelikan, Pelecanus** L.
      - Oberschnabel bis 13 cm lang, vor der Mitte nicht oder kaum breiter als hoch.
        - Äußere Zehe am längsten, Schnabel am Ende stark gebogen (wie Fig. 100) 15. **Scharbe, Carbo** Meyer.
        - Mittelzehe am längsten, Schnabel am Ende schwach gebogen (wie Fig 98) . . 16. **Tölpel, Sula** Meyer.
    - Die 4. Zehe ist nicht durch Schwimmhaut mit den andern verbunden, bei der Elfenbeinmöve jedoch durch einen Hautsaum.
      - Oberschnabel innen ohne Zähne oder Querlamellen (Gegensatz auf der folgenden Seite).
        - Die Schwanzfedern ragen nicht oder kaum unter den Deckfedern vor . . . . 17. **Seetaucher, Colymbus** L.
        - Die Schwanzfedern ragen um die Länge der Außenzehe oder weiter unter den letzten Rückenfedern vor.
          - Die beiden Nasenlöcher nach vorn gerichtet, durch eine Scheidewand getrennt, die kaum so dick ist als der Durchmesser des Loches (Fig. 101).
            - Anliegender Flügel bis 18 cm lang, Beine und Schnabel schwarz, die 2. Schwinge am längsten . . . . 29. **Sturmschwalbe, Procellaria** L.
            - Anliegender Flügel über 20 cm lang, Beine und Schnabel nicht schwarz, die 1. Schwinge am längsten.
              - Die Nasenröhren halb so lang als der ganze Schnabel . . 27. **Sturmvogel, Fulmarus** Steph.
              - Die Nasenröhren kaum = 1/4 der Schnabellänge (Fig. 101) 28. **Sturmtaucher, Puffinus** O. Fabr.
          - Die Nasenlöcher an den Seiten des Schnabels nicht röhrenförmig nach vorn geöffnet (Fig. 98).
            - Vorderrand des Nasenlochs doppelt so weit von der Schnabelspitze als von den äußersten Federchen entfernt (Fig. 99), Schnabelfirste wenig gebogen, Schwanz gegabelt . . . . 25. **Seeschwalbe, Sterna** L.
            - Vorderrand des Nasenlochs in gerader Linie gemessen nicht doppelt so weit von der Schnabelspitze als von der Federgrenze entfernt (Fig. 98 u. 100), Schnabel stärker gebogen, Schwanz nur bei Larus sabinii ausgeschnitten.
              - Schnabelhaut von der Basis bis zum Vorderrande des Nasenlochs weich, beim trockenen Balg hier ein Absatz bis zum andern Nasenloch hinüber (Fig 100) . 26. **Raubmöve, Stercorarius** Schäffer.
              - Schnabel von der Spitze bis hinter die Nasenlöcher gleichmäßig fest, ohne Absatz (Fig. 98) 24. **Möve, Larus** L.

A. Zehen mit breiten Hautsäumen, ohne Schwimmhaut. S. d. vorherg. Seite.

B. Zehen durch Schwimmhäute verbunden.

a. Es sind nur drei Zehen vorhanden. S. d. vorherg Seite.

b. Eine 4. etwas höher stehende Zehe ist stets vorhanden, bei der Dreizehmöve nur als kleine Warze.

α. Alle vier Zehen durch Schwimmhäute verbunden. S. d. vorherg. Seite

β. Die 4. Zehe ist nicht durch Schwimmhaut mit den andern verbunden, bei der Elfenbeinmöve durch einen Hautsaum.

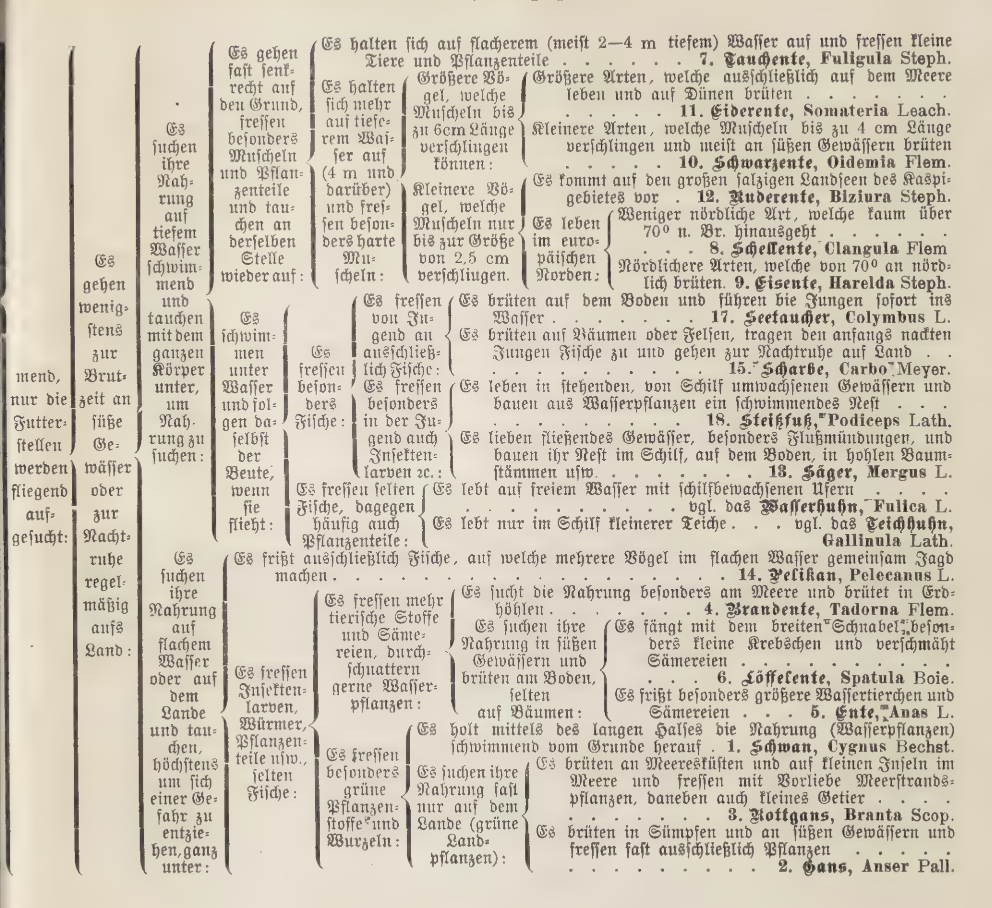
$\alpha\alpha$. Oberschnabel innen ohne Zähne oder Querlamellen. S. d. vorherg. Seite.

$\beta\beta$. **Oberschnabel innen mit Querlamellen oder Zähnen** (Fig. 92).

- Die Hinterzehe unten mit breitem Hautlappen (Fig. 89).
  - Oberschnabel unten mit spitzen Zähnen (Fig. 92), schmal, die Firste über dreimal so lang als seine Breite vor dem Nasenloch . . . . **13. Säger, Mergus** L.
  - Die Seitenränder des Oberschnabels mit Innenlamellen, derselbe nicht dreimal so lang als breit.
    - Der Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Oberschnabels ein und ist über halb so breit als der Schnabel an der breitesten Stelle (Fig. 91).
      - In die Befiederung der Stirn geht jederseits vom Schnabel aus ein nackter Winkel über 15 mm tief hinein . . . . **11. Eiderente, Somateria Leach.**
      - Der nackte Winkel in der Stirnbefiederung fehlt ganz (Fig. 91) oder ist gegen die Befiederung am Schnabelrande höchstens 5 mm tief (Fig. 90)
        - Der Nagel des Schnabels ist mindestens 15 mm breit, die Mittelzehe mit Kralle 6½ cm lang und darüber . . . . . **10. Schwarzente, Oedemia** Flem.
        - Der Nagel bis 12 mm breit, die Mittelzehe bis 6 cm lang (Fig. 91) . . . . . . **9. Eisente, Harelda Steph.**
    - Der Nagel nimmt nur einen kleinen Teil des Schnabelendes ein und ist nicht halb so breit als dieser (Fig. 90).
      - Der Schwanz besteht aus 18 Federn, die nicht 1 cm breit sind und meist 8 cm unter dem Rückengefieder vorragen . . . . **12. Ruderente, Biziura Steph.**
      - Der Schwanz besteht aus 14—16 Federn, welche höchstens 4½ cm unter den letzten, verlängerten Rückenfedern vorragen.
        - Der Schwanz besteht aus 16 Federn, welche 3½ bis 4 cm vorragen, die Schwingen sind auf der Innenfahne bis ans Ende ein wenig heller . **8. Schellente, Clangula Flem.**
        - Der Schwanz besteht aus 14 Federn, welche nur 1—2 cm vorragen, die 6. und 7. Schwinge sind am Ende querüber scharf dunkler . . . . . . **7. Tauchente, Fuligula** Steph.
- Die Hinterzehe von der Seite gesehen nur doppelt so breit als von oben, der Ballen nicht breiter als die Zehe (Fig 88).
  - Schnabel nach vorn mehr od. weniger verbreitert, der Nagel nur halb so breit als dieser an einer breitesten Stelle (vgl. den Nagel v. Fig. 90)
    - Mittelzehe mit Kralle höchstens 7 cm lang.
      - Schnabel vorn fast doppelt so breit als an der Wurzel (etwa 28 mm breit . . . . **6. Löffelente, Spatula** Boje.
      - Schnabel vorn nur wenig breiter als an der Wurzel.
        - Zwei Schulterschwingen besitzen eine rostrote Außenfahne, wodurch auf dem ruhenden Flügel die obere Begrenzung des Schillerfleckes rostrot ist . . . . . **4. Brandente, Tadorna Flem.**
        - Keine Schwinge besitzt eine rostrote Außenfahne, die obere Begrenzung des Schillerfleckes schwarz, grau oder weiß . . . . **5. Ente, Anas** L.
    - Mittelzehe mit Kralle länger als 11 cm, Gefieder beim ausgefärbten Tier weiß . . . . **1. Schwan, Cygnus Bechst.**
  - Schnabel nach vorn verschmälert, der Nagel nimmt den ganzen Vorderrand ein (vgl. Fig 91).
    - Füße gelb oder rötlich, Schäfte der Schwingen weiß, Hals und Rücken nie schwarz, innere Lamellen des Oberschnabels von außen sichtbar . . . . **2. Gans, Anser** Pall.
    - Füße schwarz, Schäfte der Schwingen braun, Hals oder Rücken dunkelbraun bis schwarz, Lamellen des Oberschnabels von außen nicht sichtbar . . . . **3. Rottgans, Branta** Scop.

Übersicht der Schwimmvögel nach der Lebensweise.

- Es suchen ihre Nahrung mehr fliegend als schwimmend oder schreitend:
  - Es leben auf dem offenen Ozean und nähern sich nur felsigen Küsten etwas mehr, brüten auf Felsen am Meere und sind bei uns seltene Irrgäste:
    - Kleine Arten, welche sich von schwimmenden Weichtieren (Tintenfische usw.) nähren, nicht schwimmen und tauchen und in Höhlen felsiger Küsten brüten . . . . **29. Sturmschwalbe, Procellaria** L.
    - Größere Arten, welche auch schwimmen oder tauchen und sich von Aas und größern Meerestieren nähren.
      - Es tauchen sehr gut, nähren sich von Fischen, Mollusken usw. und brüten in selbstgegrabenen Erdhöhlen . . . . **28. Sturmtaucher, Puffinus** O. Fabr.
      - Es taucht nicht, folgt gern dem Schiff, nährt sich von Aas, Fischen, Krebsen usw. und brütet frei auf Felsen . . . . **27. Eissturmvogel, Fulmarus Steph.**
  - Es leben entweder auf dem Lande oder auf süßen Gewässern oder auf dem Meere, entfernen sich dann aber kaum jemals mehr als 300 km von der Küste:
    - Es fressen nur lebende Tiere:
      - Großer Vogel, der nicht nach Süden zieht, ganz untertaucht und Fische (namentlich Heringe) bis zu 30 cm Länge fängt . . . . **16. Tölpel, Sula Meyer.**
      - Kleinere Arten, die von September bis April fortziehen, selten ganz untertauchen und meist von kleineren Fischen leben . . . . **25. Seeschwalbe, Sterna** L
    - Es fressen gerne auch tote Tiere:
      - Es jagen gerne andern Vögeln die Beute ab . . . . **26. Raubmöve, Stercorarius Schäffer.**
      - Es suchen ihre Nahrung immer selbst . . **24. Möve, Larus** L.
- Es suchen ihre Nahrung schreitend oder schwim-
  - Echte Meeresvögel, welche sich dauernd auf dem Meere aufhalten, auch nachts mit offenen Flügeln tauchen und auf Felsen am Meere brüten.
    - Es hält sich fast immer in der Nähe felsiger Ufer auf, nährt sich und die Jungen mit Krebsen, Würmern und kleinen Fischen . . . . **20. Teiste, Cepphus** Pall.
    - Es gehen 300 km weit aufs Meer hinaus:
      - Es lebt fast nur von freischwimmenden Krebsen und brütet zwischen Geröll am Fuße der Felsen . . . . . **21. Krabbentaucher, Alle Vieill.**
      - Es fangen, wenigstens zur Brutzeit, Fische und nisten in Höhlen oder auf Felsvorsprüngen:
        - Es lebt fast nur von pelagischen Fischen, die er von unten auftauchend fängt . . . . **22. Alk, Alca** L.
        - Es leben besonders von Bodenfischen, welche sie, bis auf den Grund tauchend, fangen:
          - Es streichen im Winter südlicher, nisten frei auf Felsvorsprüngen und fressen fast ausschließlich Fische . **19. Lumme, Uria** Brünn.
          - Es bleibt während des Winters, gräbt eine Nisthöhle oberhalb der Felsen in die lockere Erde und füttert nur die Jungen ausschließlich mit Fischen . . . . **23. Larventaucher, Mormon Ill.**



- … mend, nur die Futterstellen werden fliegend aufgesucht:
- Es gehen wenigstens zur Brutzeit an süße Gewässer oder zur Nachtruhe regelmäßig aufs Land:
  - Es suchen ihre Nahrung auf tiefem Wasser schwimmend und tauchen mit dem ganzen Körper unter, um Nahrung zu suchen:
    - Es gehen fast senkrecht auf den Grund, fressen besonders Muscheln und Pflanzenteile und tauchen an derselben Stelle wieder auf:
      - Es halten sich auf flacherem (meist 2—4 m tiefem) Wasser auf und fressen kleine Tiere und Pflanzenteile . . . . . . 7. **Tauchente, Fuligula** Steph.
      - Es halten sich mehr auf tieferem Wasser auf (4 m und darüber) und fressen besonders harte Muscheln:
        - Größere Vögel, welche Muscheln bis zu 6 cm Länge verschlingen können:
          - Größere Arten, welche ausschließlich auf dem Meere leben und auf Dünen brüten . . . . 11. **Eiderente, Somateria** Leach.
          - Kleinere Arten, welche Muscheln bis zu 4 cm Länge verschlingen und meist an süßen Gewässern brüten . . . . . . 10. **Schwarzente, Oidemia** Flem.
        - Kleinere Vögel, welche Muscheln nur bis zur Größe von 2,5 cm verschlingen.
          - Es kommt auf den großen salzigen Landseen des Kaspigebietes vor 12. **Ruderente, Biziura** Steph.
          - Es leben im europäischen Norden:
            - Weniger nördliche Art, welche kaum über 70° n. Br. hinausgeht . . . . 8. **Schellente, Clangula** Flem
            - Nördlichere Arten, welche von 70° an nördlich brüten. 9. **Eisente, Harelda** Steph.
    - Es schwimmen unter Wasser und folgen daselbst der Beute, wenn sie flieht:
      - Es fressen besonders Fische:
        - Es fressen von Jugend an ausschließlich Fische:
          - Es brüten auf dem Boden und führen die Jungen sofort ins Wasser . . . . 17. **Seetaucher, Colymbus** L.
          - Es brüten auf Bäumen oder Felsen, tragen den anfangs nackten Jungen Fische zu und gehen zur Nachtruhe auf Land . . . . 15. **Scharbe, Carbo** Meyer.
        - Es fressen besonders in der Jugend auch Insektenlarven &c.:
          - Es leben in stehenden, von Schilf umwachsenen Gewässern und bauen aus Wasserpflanzen ein schwimmendes Nest . . . . 18. **Steißfuß, Podiceps** Lath. . . .
          - Es lieben fließendes Gewässer, besonders Flußmündungen, und bauen ihr Nest im Schilf, auf dem Boden, in hohlen Baumstämmen usw. . . . . 13. **Säger, Mergus** L.
      - Es fressen selten Fische, dagegen häufig auch Pflanzenteile:
        - Es lebt auf freiem Wasser mit schilfbewachsenen Ufern . . . . vgl. das **Wasserhuhn, Fulica** L.
        - Es lebt nur im Schilf kleinerer Teiche . . . vgl. das **Teichhuhn, Gallinula** Lath.
  - Es suchen ihre Nahrung auf flachem Wasser oder auf dem Lande und tauchen, höchstens um sich einer Gefahr zu entziehen, ganz unter:
    - Es frißt ausschließlich Fische, auf welche mehrere Vögel im flachen Wasser gemeinsam Jagd machen . . . . 14. **Pelikan, Pelecanus** L.
    - Es fressen Insektenlarven, Würmer, Pflanzenteile usw., selten Fische:
      - Es fressen mehr tierische Stoffe und Sämereien, durchschnattern gerne Wasserpflanzen:
        - Es sucht die Nahrung besonders am Meere und brütet in Erdhöhlen . . . . . . 4. **Brandente, Tadorna** Flem.
        - Es suchen ihre Nahrung in süßen Gewässern und brüten am Boden, selten auf Bäumen:
          - Es fängt mit dem breiten Schnabel besonders kleine Krebschen und verschmäht Sämereien . . . . 6. **Löffelente, Spatula** Boie.
          - Es frißt besonders größere Wassertierchen und Sämereien . . . 5. **Ente, Anas** L.
      - Es fressen besonders grüne Pflanzenstoffe und Wurzeln:
        - Es holt mittels des langen Halses die Nahrung (Wasserpflanzen) schwimmend vom Grunde herauf . 1. **Schwan, Cygnus** Bechst.
        - Es suchen ihre Nahrung fast nur auf dem Lande (grüne Landpflanzen):
          - Es brüten an Meeresküsten und auf kleinen Inseln im Meere und fressen mit Vorliebe Meerstrandspflanzen, daneben auch kleines Getier . . . . 3. **Rottgans, Branta** Scop.
          - Es brüten in Sümpfen und an süßen Gewässern und fressen fast ausschließlich Pflanzen . . . . 2. **Gans, Anser** Pall.

1. Die Arten der Gattung Cygnus:

- Die Haut vor dem Auge ist schwarz; bei alten Tieren befindet sich ein Höcker auf der Wurzel des roten Schnabels; Füße schwarz, bei var. C. immutabilis Füße bleigrau, N. 295 . . . . **Höckerschwan, C. mansuetus** (L.)
- Die Haut vor dem Auge fleischfarbig oder gelb, beim alten Tier der Schnabel an der Wurzel ohne Höcker.
  - Mittelzehe mit Kralle 17 cm lang und darüber; anliegender Flügel bei den grauen Jungen mindestens 52 cm, bei den weißen Alten über 55 cm lang; Schnabelende bis an die Nasenlöcher schwarz, N. 296 . . . . **Singschwan, C. cygnus** (L.)
  - Mittelzehe mit Kralle unter 15 cm lang; Flügel bei grauen Jungen höchstens 50 cm, bei weißen Alten höchstens 54 cm lang; Schnabelende bis über die Nasenlöcher schwarz, N. 297 . . . . Zwergschwan, C. bewicki Yarr.

Übersicht der Schwäne nach der Lebensweise:

- Es brütet bei uns und in gleicher Breite durch Asien . . . . . **C. mansuetus** (L.)
- Bewohner des Nordens, welche zur Zugzeit auf dem Meere sich zeigen:
  - Es gehört dem hohen Norden Asiens an . . . . C. bewicki Yarr.
  - Es kommt aus dem Nordwesten zu uns . . . **C. cygnus** (L.)

Der **Höckerschwan, C. mansuetus** (L.), (olor), kommt auf sehr flachen, ausgedehnten, aber nur am Ufer mit Schilf bewachsenen Gewässern vor, an Stellen, wo eine unbemerkte Annäherung von Menschen ausgeschlossen ist (zumal im

Sommer, wenn er durch Verlust der Schwingen flugunfähig ist), fliegt und geht ungern und lebt in lebenslänglicher Ehe. Der geschlechtliche Akt findet aufrecht im Wasser mit umschlungenen Hälsen statt. Das Nest wird auf schwimmenden Pflanzen oder auf einer kleinen Insel angelegt. Es enthält 5—8 Eier von schmutzig-graugrüner Farbe und 10—11 cm Länge. Nur die Weibchen brüten. Im Winter (November bis März) zieht der Schwan bis Nordafrika. Unsere zahmen Schwäne gehören dieser Art an.

Der **Singschwan, C. cygnus** (L.), (musicus, xanthorhinus), kommt während des Zuges an den Küsten und auf den großen Seen vor. Er bringt sitzend und fliegend, auch wohl tödlich verwundet, laute, vollklingende Töne hervor. Die Luftröhre geht bogenförmig in eine Aushöhlung des Brustbeinkiels hinein.

Der Zwergschwan, C. bewicki Yarr., (minor, melanorhinus), wurde sehr selten in der Provinz beobachtet.

2. Die Arten der Gattung **Anser**:

- Gefieder ganz weiß, nur die Schwingen am Ende schwarz, N. 284 . . . . A. hyperboreus Pall.
- Gefieder größtenteils grau.
  - Nagel des Schnabels schwarz oder dunkelbraun.
    - Anliegender Flügel 46 cm lang und darüber, nackte Schnabelfirste 6 cm lang; Füße und Mittelbinde des Schnabels orangegelb, N. 286 . . . . **Saatgans, A. fabalis** (Lath.)
    - Anliegender Flügel unter 46 cm, Schnabelfirste höchstens 5 cm lang; Füße und Schnabelmitte fleischrot, N. 287 . . . . Rotfußgans, A. brachyrhynchus Baill.
  - Nagel des Schnabels weißlich.
    - Mittelzehe mit Kralle (über die Oberseite gemessen) 8 cm und darüber lang, Schnabelfirste mindestens 5½ cm lang, bis zum Nagel gelb; Stirn und Unterseite grau, N. 285. . **Graugans, A. anser** (L.)
    - Mittelzehe mit Kralle nicht 8 cm lang, Schnabel höchstens 5 cm lang, bei alten Tieren bis zum Nagel gelb ohne Schwarz; ausgefärbtes Federkleid mit weißem Stirnfleck und schwarzen Flecken an der Unterseite, N. 289 . . . . **Bläßgans, A. erythropus** (L.)

Übersicht der Gänse nach der Lebensweise.

- Es ziehen auch während des Zuges das Süßwasser entschieden vor und meiden das Meer:
  - Es gehört dem gemäßigten Europa an, nur an der Westküste bis zum Polarkreis hinaufgehend, im Winter nach Südeuropa ziehend . . . . **A. anser** (L.)
  - Es brüten nur im Norden:
    - Es brütet in Lappland und Nordrußland . . . . **A. fabalis** Lath.
    - Es brütet in Spitzbergen . A. brachyrhynchus Baill.
- Es lieben während des Zuges entschieden die Meeresküste oder doch die Nähe des Meeres und fressen gern Meerstrandspflanzen:
  - Es brütet in Sibirien, Island und Grönland . . . . **A. erythropus** (L.)
  - Es brütet im östlichen Nordamerika . . . . A. hyperboreus Pall.

Die Schneegans, A. (Chen.) hyperboreus Pall., wurde nur einmal bei Hohenwestedt und einmal auf Helgoland beobachtet.

Die **Saatgans, A. fabalis** (Lath.), (segetum), ist während des Zuges, besonders im April und Oktober, auf Saatfeldern und auf den Nordseeinseln häufig. Bei der Varietät A. arvensis Brehm, Ackergans, ist der Schnabel in größerer Ausdehnung gelb.

Die Rotfußgans, A. brachyrhynchus Baill., (segetum), wurde dreimal auf Helgoland beobachtet.

Die **Graugans, A. anser** (L.), (cinereus, ferus), ist die einzige bei uns brütende Gans. Der anliegende Flügel ist etwa 43 cm lang. Das Nest findet

man im April und Mai in ausgedehnten, mit Schilf bewachsenen Sümpfen und an Seen, auf Schilfkufen usw. Es ist kunstlos und enthält bei jüngeren Tieren 5—6, bei älteren 7—10 (—14) grünliche, $7^1/_2$—9 cm lange Eier. Dieselben werden nur vom Weibchen bebrütet, mit Daunen umgeben und beim Verlassen bedeckt. Die Gänse leben in Dauerehe. An der Beschützung der Jungen nimmt das Männchen teil. Die Jungen brüten erst im 2. Jahr. Im Winter ziehen alle fort, teilweise bis Nordafrika. Unsere Hausgans stammt von dieser Art ab.

Die **Bläßgans, A. erythropus** (L.), (albifrons), ist während des Zuges, März—April und Oktober—November, auf den Watten der Nordsee häufig. Bei der Varietät A. albifrons (Scop.), N. 289, ist der anliegende Flügel 40 bis 44 cm (43 cm) lang und der Stirnfleck klein, bei der Varietät A. erythropus (L.), (finmarchicus, minutus), N. 290, ist der anliegende Flügel 34 bis 40 cm lang und der Stirnfleck größer, bei der Varietät A. intermedius Naum., N. 288, ist der Schnabel schwarz gefleckt und der anliegende Flügel 43—47 cm lang.

3. Die Arten der Gattung **Branta:**

Brust und Vorderhals rotbraun, N. 293 . . . Rothalsgans, B. ruficollis (Pall.)
Gefieder ohne rotbraune Farbe.
- Kopf ganz schwarz, Halsseiten bei alten Tieren mit weißem Fleck, anliegender Flügel 33—36 cm lang, N. 292 . . . **Rottgans, B. bernicla** (L.)
- Stirn und Wangen weiß, bei Jungen schwarz gefleckt, anliegender Flügel 40—42 cm lang, N. 291 . **Weißwangengans, B. leucopsis** (Bechst.)

Übersicht der Rottgänse nach der Lebensweise:

Es brütet in Sibirien und zieht während des Winters ans Kaspische Meer, bei uns selten . . . . B. ruficollis (Pall.)
Es brütet auf Spitzbergen, Nowaja Semlja und der Zaimyr-Halbinsel . **B. bernicla** (L.)
Es brütet vielleicht noch weiter nördlich, Brutorte nicht bekannt . **B. leucopsis** (Bechst.)

Die Rothalsgans, B. (Bernicla) ruficollis (Pall.) wurde bei Ripen beobachtet.

Die **Rott- oder Ringelgans, B.** (B.) **bernicla** (L.), (brenta, torquatus), ist von Oktober bis April auf beiden Meeren die häufigste Art, einige ziehen weiter südlich. Anliegender Flügel meist 33—35 cm lang.

Die Weißwangengans, B. (B.) leucopsis (Bechst.), kommt im März—April und Oktober—November ebenfalls auf beiden Meeren vor, aber häufiger auf der Nordsee; sie zieht bis Nordafrika.

4. Die Brand- oder Fuchsente, Tadorna, (Vulpanser), **tadorna** (L.), (vulpanser, damiatica), N. 298, ist ausgefärbt schwarz und weiß mit rotbrauner Schulterbinde und rotem Schnabel. Letzterer ist an der Wurzel oben höckerartig gehoben. Der anliegende Flügel ist 33—37 (meist 34—36) cm lang. Die Brandente lebt an den Meeresküsten, besonders auf den Nordseeinseln, und brütet in Erdhöhlen, oft in dem Bau des Fuchses oder Dachses und mit diesem zusammen. Das mutige Tier scheint sich gegen den Fuchs verteidigen zu können und deshalb von jenem nicht gefressen zu werden. Sie legt im Juni 7—12 (—16) gelblichweiße, 6—7 cm lange Eier und führt später die Jungen aufs Meer. Auf den Nordseeinseln ist sie zum halben Haustier geworden. Von den Bewohnern werden ihr unter einem kleinen Hügel wagerechte Bruthöhlen gegraben, die so angelegt sind, daß man durch Öffnen einer Klappe zu den Eiern gelangen kann. Wenn man die ersten Eier wegnimmt und dem Tiere nur die letzten zur Bebrütung läßt, legt es 20—30 Eier. Von Oktober bis April ziehen die meisten fort, teils bis Nordafrika.

5. Die Arten der Gattung Anas:

- Nackte Schnabelfirste bis zum Ende des Nagels mindestens 51 mm lang.
  - Schnabel im Enddrittel über 20 mm breit, Beine rot, das blaue Schillerfeld der Flügel vorn schwarz-weiß eingefaßt, N. 300 . . . . **Stockente, A. boschas** L.
  - Schnabel unter 18 mm breit, Beine schwarz, das grüne Schillerfeld, wenn vorhanden, vorn durch das Ende der Flügeldeckfedern braun begrenzt, N. 301 . . . . **Spießente, A. acuta** L.
- Nackte Schnabelfirste höchstens 49 mm lang
  - Mittelzehe mit Kralle wenigstens 46 mm, anliegender Flügel wenigstens 24 cm lang.
    - Füße schwarz, in der Jugend grau, Schwanz mit 14 Federn, N. 305 . . . . **Pfeifente, A. penelope** L.
    - Füße rot, in der Jugend gelblich, Schwanz mit 16 Federn, N. 302 . . **Schnatterente, A. strepera** L.
  - Mittelzehe mit Kralle unter 45 mm, anliegender Flügel höchstens 21 cm lang.
    - Auf dem Flügel ein schmales, schön grün schillerndes Feld, darunter ein fast ebenso breites sammetschwarzes Feld, N. 304 . . . . . **Krickente, A. crecca** L.
    - Auf dem Flügel ein breiteres, schwach grün schillerndes Feld, N. 303 . . **Knäckente, A. querquedula** L.

Übersicht der Enten nach der Lebensweise.

- Tiere, welche waldige Umrahmung der Gewässer und ebenso die Nähe der Menschen nicht scheuen und oft weit vom Wasser entfernt, im Gebüsch brüten.
  - Größte, plumpe und kräftige Art, die gern in die Getreidefelder geht und oft während des Winters an Quellen und Flüssen bei uns bleibt . . . . **A. boschas** L.
  - Kleinere, gewandtere und noch weniger scheue Arten, die lieber Samen von Wasserpflanzen als Getreide fressen und stets im Winter fortziehen.
    - Nördlichere Art, südlich bis Norddeutschland brütend, bei uns besonders im März—April und September—November häufig . . . . **A. crecca** L.
    - Südlichere Art, nördlich bis Norddeutschland brütend, bei uns von April—August häufig . . . . **A. querquedula** L.
- Es lieben freie, einsame Gewässer und Brüche, bei uns fast nur auf dem Zuge (März—April und September Oktober):
  - Nördlichste Art, die zur Zugzeit an den Meeresküsten häufig ist und nicht selten auf den flachen Tümpeln der Nordseewatten überwintert . . . . **A. penelope** L.
  - Arten, welche vom Polarkreis bis Mitteldeutschland brüten und nie bei uns überwintern.
    - Östlichere Art, die bei uns seltener beobachtet wird . . . . **A. strepera** L.
    - Westlichere Art, die bei uns auf dem Zuge häufig ist und gelegentlich auch brütet. . . . . **A. acuta** L.

Die echten Enten brüten immer in der Nähe von süßen Gewässern, nur während des Zuges findet man sie häufig auch am Meere oder in der Nähe desselben. Das Nest steht meist in einer kleinen Bodenvertiefung. Es enthält 6—12, selten —16 Eier, die während der Legezeit immer mit Pflanzenteilen bedeckt werden. Beim Brüten rupft das alleinbrütende und deshalb meist erdfarbige Weibchen Daunen aus, um das Nest zu füttern und die Eier während des Futtersuchens warm zudecken zu können. Die Männchen trennen sich von den brütenden Weibchen und gruppieren sich in kleine Gesellschaften, erst wenn das Weibchen die Jungen aufs Wasser führt, gesellt es sich wieder zu ihnen. Es ist dann durch Mauser das schöne Hochzeitskleid in ein unscheinbares übergegangen. Während des Ausfallens der Schwingen sind die Enten flugunfähig und verbergen sich im Schilf. Schon im Anfang des Winters verwandelt sich das unscheinbare Sommerkleid durch langsame Mauser wieder in das Prachtkleid. Während der Zugzeit wird auf den Nordseeinseln ein reicher Entenfang mittels der sogenannten Vogelkojen betrieben. Es sind das viereckige Teiche, welche mit Gebüsch und Rohrwänden umgeben sind und an jeder Ecke in einen Kanal auslaufen. Die Kanäle sind an der Mündung 10 m breit und werden nach ihrem blind auslaufenden Ende hin immer schmäler. An der breiten Mündung sind dieselben mit einzelnen Bogen überspannt die nach dem Ende hin immer dichter werden und schließlich mit Netz überzogen sind. Auf dem Teiche werden gezähmte Enten der verschiedenen Arten als

Lockenten gehalten. Durch Futter, das man über die Rohrwand streut, werden dieselben mit ihren wilden Artgenossen in die Kanäle und schließlich unter das Netz geleitet. Dann tritt der Entenfänger an den Kanal. Die gezähmten Enten schwimmen zurück, während die wilden sich tiefer in das Netz flüchten und dort ergriffen werden.

Die **Stockente, A. boschas** L. (boscas), zieht von November bis März meist nach Südeuropa und Nordafrika. Die oliven-grünlichweißen Eier sind 55—60 mm lang. Das Nest steht bisweilen auf einem verlassenen Krähennest, von welchem die ausgeschlüpften Jungen herunterspringen. Das Prachtkleid des Männchens ist größenteils grau mit feinen schwarzen Querwellen. Grünschwarz sind der Kopf und die beiden mittleren, nach oben umgebogenen Schwanzfedern. Die Brust ist dunkel rotbraun. Von der Stockente stammt unsere Hausente ab. Ebenso wie jene, ist sie außerordentlich gefräßig und läßt sich deshalb gut mästen. Anliegender Flügel etwa 28 cm lang.

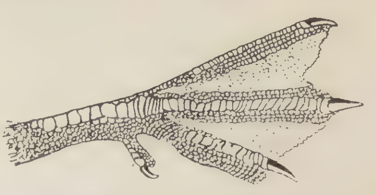


Fig. 88. Fuß der Stockente.

Die **Spießente, A.** (Dafila) **acuta** L., brütet bei uns selten. Im September und Oktober ist sie häufig und zieht bisweilen bis Mittelafrika. Die Eier sind grau-grünlich, 52—55 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper oben und an den Seiten grau, fein schwarz quergewellt. Kopf und Oberhals violetschwarzbraun, hinten jederseits mit weißem Streif. Die beiden mittleren, schwarzen Schwanzfedern ragen weit vor. Anliegender Flügel 25—28 cm lang.

Die **Pfeifente, A.** (Mareca) **penelope** L., ist im Oktober und März bei uns häufig, brütet einzeln in Mecklenburg, gehört aber den Tundren des Nordens an. Sie zieht bis in die Mittelmeerländer. Unter allen Enten frißt sie am meisten grüne Pflanzenteile. Das rostgelbliche Ei ist 50—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper oben und an den Seiten fein schwarz und weißgrau quergewellt, der Kopf rotbraun, die Stirn weißlich, der Unterhals vorn graubraun, und die Flügeldeckfedern weiß. Anliegender Flügel 25—28 cm lang.

Die Schnatterente, A. (Chaulelasmus) strepera L., brütet bisweilen an den Seen Mecklenburgs. Bei uns ist sie auch auf dem Zuge selten. Die olivengrünlichen Eier sind 50—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper größtenteils fein schwarz und grau quergewellt, der Kopf und Hals gelblich, schwarz gefleckt, die Flügeldeckfedern rotbraun.

Die **Krickente, A.** (Nettion) **crecca** L., brütet einzeln in Nordwestschleswig und Mecklenburg, oft weit vom Wasser entfernt. Im Herbst ist sie auf der Nordsee häufig. Die Eier sind gelblich, 42—46 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens sind Rücken und Seiten fein schwarz und grau quergewellt, Flügeldeckfedern aschgrau, Brust schwarz gefleckt, Kopf rotbraun jederseits mit grünschillerndem, vorn weiß umzogenen Längsfeld. Der anliegende Flügel ist 16—18 cm lang.

Die **Knäckente, A.** (Querquedula) **querquedula** L. (circia), ist eine unserer häufigsten Enten. Sie ziehen von September bis März fort, einzeln bis Mittelamerika. Die Eier sind rostgelblich, 43—46 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper braun, schwarz gefleckt, Körperseiten unter den Flügeln weiß, mit schwarzen Querwellen, Flügeldeckfedern blaugrau, Kopf und Hals oben schwarz darunter jederseits weiß und dann rotbraun, weiß gefleckt, über die Flügel hängen, wie bei der Spießente, lange schwarz und weiße Federn herab. Anliegender Flügel 17—20 cm lang.

6. Die **Löffelente, Spatula** (Rhynchaspis) **clypeata** (L.), N. 306, gleicht in ihrer Lebensweise den echten Enten, frißt aber keine Sämereien, sondern meist kleine Krebse, (Daphniden und Copepoden). Sie brütet besonders in Ostholstein, ist auf dem Zuge im April und September häufig und zieht einzeln bis Mittelafrika. Das Nest findet man auf großen freien Brüchen, auf einer Schilfkufe, selten vom Wasser entfernt, im Getreide. Die rostgelblichen Eier sind 46—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf grünschwarz, die Brust weiß, der Bauch rotbraun, der Rücken und die Flügel ähnlich wie bei der Knäckente, aber mit schöngrünem Spiegel. Anliegender Flügel 23—26 cm lang.

7. Die Arten der Gattung **Fuligula** (Nyroca):

- Die Flügel ohne weißes Feld, höchstens die Endränder der Federn weißlich, N. 308 . . . . . F. ferina (L.)
- Die anliegenden Flügel stets mit weißem Feld.
  - Der Schnabel schön rot, in der Jugend mehr oder weniger verdunkelt, N. 307 . . . . . F. rufina (Pall.)
  - Schnabel blaugrau bis schwarz.
    - Die mittleren Federn des Hinterkopfes verlängert, einen Schopf bildend, beim Männchen sehr lang, N. 310 . . . . . Reiherente, F. fuligula (L.)
    - Die mittleren Federn des Hinterkopfes nicht verlängert.
      - Die Flügeldeckfedern dunkelbraun mit weißen Zickzacklinien oder Punkten, der Kopf beim Männchen metallisch-schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, mit weißem Seitenfleck an der Schnabelwurzel, N. 311 . . . . . Bergente, F. marila (Brünn).
      - Flügeldeckfedern ohne weiße Punkte, Kopf beim Männchen rotbraun mit weißem Kinnfleck, beim Weibchen dunkler, N. 309 . . . . Moorente, F. nyroca (Güld.)

Übersicht der Tauchenten nach der Lebensweise.

- Südlichere Arten, welche im Winter nicht auf unsern Meeren vorkommen, im Sommer einzeln bei uns brüten und besonders Vegetabilien fressen.
  - Südöstlicher Vogel, der vom mittleren Asien bis ins südliche Ungarn häufig brütet . F. rufina (Pall.).
  - Südlicher Vogel, der von Mitteleuropa bis Nordafrika häufig brütet . . . F. nyroca (Güld.)
- Nördliche Arten, welche teils nur im Winter auf unsern Meeren erscheinen und dann nur tierische Nahrung zu sich nehmen, teils auch bei uns brüten und einzeln im Winter bleiben.
  - Es kommt auf Landseen und Teichen vor und frißt besonders Vegetabilien, nur durch Not wird sie im Winter auf die Ostsee getrieben und frißt dann zarte Tierchen . . . F. ferina (L.)
  - Es fressen ebensogerne Tiere wie Pflanzenstoffe und kommen im Winter zahlreich auf unsere Meere, um dann namentlich Uferschnecken zu fressen:
    - Es kommt in sehr flachen Gewässern vor (bis 2 m Tiefe) und brütet namentlich im nördlichen Asien, einzeln an den ostholsteinischen Seen . . . . F. fuligula (L.)
    - Es hält sich auf Wasser von 2—4 m Tiefe auf und brütet von Irland bis Japan und in Nordamerika . . . F. marila (Brünn.).



Fig. 89. Hinterzehe einer Tauchente.

Die **Tauchenten** stehen in ihrer Lebensweise den Schwimmenten nahe, sie gehen aber noch schwerfälliger und sind deshalb noch mehr aufs Wasser angewiesen. Der steife Schwanz liegt beim Schwimmen auf der Wasserfläche und ist beim Untertauchen behülflich. Das Nest steht immer nahe am Wasser und die Eier sind rundlicher als bei den Schwimmenten.

Die **Tafelente, F.** (Nyroca) **ferina** (L.), ist von allen Tauchenten die schmackhafteste, weil sie am meisten Pflanzenfresser ist. Sie brütet einzeln auf den holsteinischen Mören, wenn tiefes freies Wasser in der Nähe ist. Das Nest steht in Schilfkufen, ist tief, dicht geflochten und wie bei den anderen Arten mit Daunen gefüttert. Es enthält 8—10 (—12) graugrünliche 55—60 mm lange Eier. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf und Oberhals rotbraun, der Unterhals schwarz und der Körper weißlich fein dunkel gewellt. Der anliegende Flügel ist 20—22 cm lang. Die meisten bleiben im Winter auf unseren Meeren.

Die Moorente, F. (N.) nyroca (Güld.), (africana), kommt im Sommer einzeln bis Mecklenburg und Holstein, um ebenfalls auf ausgedehnten Mooren zu brüten. Die 9—10 (—12) blaßgelblichen Eier sind 48—50 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf und die Brust rotbraun, ein Halsband wie der Rücken schwarzbraun. Anliegender Flügel etwa 18 cm lang.

Die Kolbenente, F. (Netta) rufina (Pall.), dringt vom Südosten einzeln bis Mecklenburg vor und soll sogar einmal in Holstein gebrütet haben. Beim Prachtkleid des Männchens sind alle Federn des Oberkörpers noch mehr aufgerichtet als bei der vorigen Art. Der Kopf ist rotbraun, die Brust, die Mitte des Bauches und ein Rückenstreif auf dem Hals sind schwarz. Der anliegende Flügel ist 25—28 cm lang.

Die **Reiherente, F. fuligula** (L.), (cristata), ist im Winter auf dem Meere häufig und brütet einzeln an den ostholsteinischen Seen. Die 8—11 Eier sind schmutzig olivengrün, 53—60 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der geschopfte Kopf und der Hals blauschillernd schwarz, der Bauch weiß, der Rücken braunschwarz. Anliegender Flügel etwa 21 cm lang.

Die **Bergente, F. marila** (L.), ist im Winter auf beiden Meeren gemein. Beim Prachtkleid des Männchens ist der ungeschopfte Kopf und Hals blauschwarz, der Rücken und die Seiten des Körpers weißlich, mit feinen schwarzen Querwellen versehen. Anliegender Flügel 21—23 cm lang.

8. Die Schellente, Clangula (Glaucion) **clangula** (glaucion) N. 316 brütet an einigen ostholsteinischen Seen, besonders aber im Norden Europas. Von Ende Oktober an wird sie auf freien Landseen und später auf dem Meere namentlich auf der Nordsee häufig. Viele ziehen weiter südlich. Das Nest steht im Rohr und Gebüsch auch wohl auf einer Kopfweide und ist einfach gebaut. Die 10—12 (—19) Eier sind schmutzig grünlich, 57—60 mm lang. Beim Prachtkleid des Mänuchens ist der Kopf metallisch schwarz, mit weißem Fleck an den Seiten der Schnabelwurzel, Rücken und Schwanz sind schwarz, Hals, Unterseite und Flügel teilweise weiß. Anliegender Flügel 20—24 cm lang.

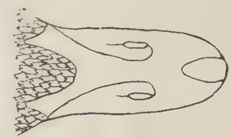


Fig. 90. Schnabel der Schellente.

9. Die Arten der Gattung **Harelda:**

- Flügel mit weißer Querbinde, nackter Schnabelrücken 38 mm lang, N. 320 . . . . Scheckente, H. stelleri (Pall.).
- Flügel ohne weiße Querbinde, Schnabel höchstens 32 mm lang.
  - Unterseite ganz grauschwarz oder weißlich mit dunklen Querwellen, N. 318 . . . . . Kragenente, H. histrionica (L.)
  - Bauch in der Mitte reinweiß, N. 319 . **Eisente, H. hiemalis** (L.)

Übersicht der Eisenten nach der Lebensweise.

- Es brüten in der Nähe des Meeres auf Felsen und ziehen im Winter wenig südlich:
  - Es brütet an der asiatischen Eismeerküste . . . . H. stelleri (Pall.)
  - Es brütet im Norden Europas, auf Island usw. . . . . H. histrionica (L.)
- Es brütet teils weit vom Meere entfernt, an Wassertümpeln und zieht im Winter regelmäßig auf unsere Meere . . . . **H. hiemalis** (L.)

Die **Eisente,** in Holstein **Klashahn** oder **Halüt** genannt, **H. hiemalis** (L.), (glacialis), ist von Oktober bis April auf unseren Meeren gemein. Gegen Frühling hört man schon den trompetenartigen Gesang der Männchen. Bei Gefahr können sie 100 m weit unter Wasser schwimmen. Das Prachtkleid des Männchens

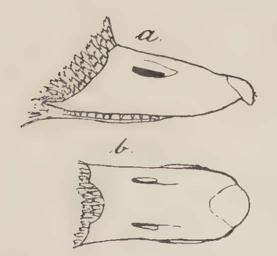


Fig. 91. Schnabel der Eisente, a. von der Seite, b. von oben (der vordere Absatz ist der Nagel).

ist schwarz und weißlich. Schwarz sind Brust, Halsflecken, Rückenzeichnung und die stark verlängerten mittleren Schwanzfedern. Anliegender Flügel 19—23 cm lang.

Die Kragenente, H. (Cosmonetta) histrionica (L.), kommt sehr selten zu uns. Das Prachtkleid des Männchens ist dunkelblaugrau, weiß, schwarz und rotbraun gezeichnet. Rotbraun ist ein Seitenfleck über der Beinwurzel und jederseits ein Längsstreif über den Kopf. Anliegender Flügel 19—21 cm lang.

Die Scheckente, H. (Heniconetta) stelleri (Pall.), (dispar), kommt selten in die südwestliche Ostsee. Das Prachtkleid des Männchens ist in der Grundfarbe weiß, unten gelblich angeflogen, am Kopfe jederseits zwei grüne Flecke. Schwarze oder blauschillernde Zeichnungen namentlich auf der Oberseite des Körpers.

10. Die Arten der Gattung **Oedemia**:

- Die Befiederung tritt auf der Mitte des Schnabels wenigstens 10 mm weit, spitz vor, N. 314 . . . . Brillenente, O. perspicillata (L.)
- Die Befiederung tritt auf der Mitte des Schnabels nicht spitz vor.
  - Die Flügel ganz schwarz oder schwarzbraun, ohne weiß, N. 312 . . . . **Trauerente, O. nigra** (L.)
  - Die Flügel mit weißem Felde (Spiegel), N. 313. . . . . **Sammetente, O. fusca** (L.)

Übersicht der Schwarzenten nach der Lebensweise:

- Im Norden Amerikas, besonders an der Hudsonsbai brütend, bei uns selten . . . . O. perspicillata (L.)
- Es brüten auch im Norden der alten Welt:
  - Es hält sich meist auf Wasser mit weniger als 6 m Tiefe auf, brütet meist in der Nähe des Meeres und findet sich im Winter am zahlreichsten auf der Nordsee ein . . . . **O. nigra** (L.)
  - Es taucht bis 15 m tief, brütet besonders an Binnenseen des nordeuropäischen Festlandes und ist im Winter auf der Ostsee häufiger . **O. fusca** (L.)

Die **Trauerente, O. nigra** (L.), ist vom September bis April auf unseren Meeren häufig. Das Prachtkleid des Männchens ist ganz schwarz. Der Schnabel an der Basis mit starkem Höcker, über welchen ein gelbroter Längsstreif verläuft. Anliegender Flügel 24—26 cm lang.

Die **Sammetente, O. fusca** (L.), ist von September bis April auf unseren Meeren häufig. Das Prachtkleid des Männchens ist schwarz; außer dem Flügelfeld ein weißer Augenfleck. Füße und Schnabel größtenteils rot, letzterer mit kleinem schwarzen Basalhöcker. Anliegender Flügel 27—29 cm lang.

Die Brillenente, O. perspicillata (L.), wurde nur einmal in Helgoland beobachtet. Das Prachtkleid des Männchens ist schwarz mit weißem Stirn- und Hinterhauptfeld. Beine und Schnabel rot. Letzterer an der Basis dick, schwarz gefleckt. Anliegender Flügel etwa 25 cm lang.

11. Die Arten der Gattung **Somateria**:

- Die Befiederung geht an den Seiten des Schnabels bis unter das Nasenloch, Füße olivengrün, N. 321 . . . . **Eiderente, S. mollissima** (L.)
- Die Befiederung reicht vom Mundwinkel nur halb bis zum Nasenloch, Füße braun bis rot, N. 323 . . . . Prachtente, S. spectabilis (L.)

Übersicht der Eiderenten nach der Lebensweise:

- Von Grönland über Island und Spitzbergen bis Nowaja Semlja, südlich bis Sylt brütend . . . . **S. mollissima** (L.)
- Im Norden Amerikas und Asiens brütend, bei uns sehr selten . S. spectabilis (L.)

Die **Eiderente** oder **Eidergans, S. mollissima** (L.), ist während des Winters von Oktober an auf unseren Meeren häufig; Brutenten kennt man hier nur auf den Lister Dünen der Insel Sylt. Im Juni findet man in dem kunstlosen Nest 4—5 (—8) blaßgraugrüne Eier von 70—82 mm Länge. Die aus dem Nest genommenen Daunen sind sehr geschätzt. Die Jungen werden von den Weibchen ins Meer geführt, fressen kleine Krebse und ruhen oft auf dem Rücken des Weibchens aus. Das Prachtkleid des Männchens ist größtenteils weiß, die Brust rötlich angeflogen. Schwarz sind Bauch, Flügelenden, Schwanz und zwei Kopfstreifen. Der Hinterkopf ist hellgrün. Anliegender Flügel 28—32 cm lang.

Die Prachtente, S. spectabilis (L.), wurde ganz vereinzelt bei Helgoland und auf der Ostsee beobachtet. Beim Prachtkleid des Männchens sind die Flügel mit Ausnahme eines weißen Mittelfeldes schwarz. Der Kopf ist oben blaugrau, an den Seiten hellgrün.

12. Die Ruderente, Biziura, (Erismatura, Undina), leucocephala (Scop.), (mersa), N. 315, verirrt sich nur äußerst selten aus dem Südosten zu uns. Der Körper ist oben rotbräunlich mit feinen dunklen Querwellen. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf weiß, mit schwarzem Stirnfleck und Halsband versehen.

13. Die Arten der Gattung Mergus:

Nackte Schnabelfirste höchstens 35 mm lang, Schnabel und Füße blaugrau, N. 324 . . . . **Kleiner Säger, M. albellus** L.

Schnabelfirste wenigstens 50 mm lang, Schnabel und Füße rot.
- Das weiße Feld auf den Flügeln ohne Schwarz oder nur oben mit schwarzen Längsstreifen, N. 326 . **Gänsesäger, M. merganser** L.
- Das weiße Flügelfeld, außer den Längsstreifen, mit einem oder zwei schwarzen Querbändern, N. 325 . **Haubensäger, M. serrator** L.

Übersicht der Säger nach der Verbreitung:

Hauptbrutgebiet das nördliche Asien . . . . **M. albellus** L.
Hauptbrutgebiet Skandinavien, einzeln bis zum Bodensee südwärts . **M. merganser** L.
Hauptbrutgebiet Grönland und Island, einzeln auch bei uns brütend . **M. serrator** L.

Der **Gänsesäger, M.,** (Merganser), **merganser** L., (castor), ist im Winter an geeigneten Stellen häufig. Einzelne Paare brüten im Osten der Provinz in hohlen Baumstämmen, auf Krähennestern oder am Boden. Die 8—15 Eier sind grünlich braungrau, 68—72 mm lang. Das Weibchen brütet allein und bedeckt beim Verlassen die Eier mit Daunen. Beim Prachtkleid des Männchens ist die ganze Unterseite weiß, gelblich angeflogen, der Kopf schwarz. Anliegender Flügel 27—30 cm lang.

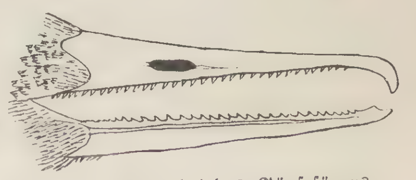


Fig. 92. Schnabel des Gänsesägers.

Der **Haubensäger, M.,** (M.), **serrator** L., erscheint von Dezember bis Februar, in strengen Wintern zahlreich, an unseren Küsten. Einzelne Paare haben im östlichen Holstein gebrütet. Die Eier sind 59—67 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens stehen die schmalen Schopffedern des Kopfes weit vor. Die Kropfgegend braun, schwarz gefleckt, der Kopf schwarz. Anliegender Flügel 23—28 cm lang.

Der **Kleine Säger, M. albellus** L., ist von November bis März nicht selten auf unseren Meeren. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf weiß, mit schwarzem Augen- und Ohrenfleck versehen. Anliegender Flügel 17—20 cm lang.

14. Der Pelikan, Pelecanus onocrotalus L., N. 282, wurde wiederholt an der Westküste der Provinz geschossen. Anliegender Flügel etwa 68 cm lang.

15. Die Arten der Gattung **Carbo** (Phalacrocorax).

Schwanz mit 14 Federn, Kehle des ausgefärbten, schwarzbäuchigen Vogels weiß, N. 279 . . . . **Kormoran, C. carbo** (L.)
Schwanz mit 12 Federn, Kehle des ausgefärbten Vogels, wie die Unterseite, schwarz, N. 280 . . . . Krähenscharbe, C. graculus (Brünn.)

Übersicht der Arten nach der Lebensweise.

Größere Art, über die ganze Erde verbreitet, auf Bäumen, oft weit vom Meere entfernt, brütend und später in wärmere Gegenden ziehend . . . . . . **C. carbo** (L.)
Kleinere Art, die an den Küsten Islands, Irlands und Skandinaviens, auf Felsen brütet und nicht nach Süden zieht . . . . C. graculus (Brünn.)

Kormoranscharbe, C. (Phalacrocorax, Halieus), **carbo** (L.), brütet in Gesellschaften im Osten der Provinz meist auf Reiher- und Krähennestern, oft zu 40—50 auf einem Baum. Die 2—4 Eier sind gestreckt, 60—64 mm lang, grünlich, mit weißem Kalküberzug versehen. Die Jungen sind zuerst nackt. Erste Brut im Mai, zweite im Juli; beide Gatten brüten. In China wird der Kormoran gezähmt und zum Fischfang abgerichtet. Es wird ihm ein Ring um den Hals gelegt, damit er die Fische nicht verschlucken kann. Anliegender Flügel etwa 36 cm lang.

Die Krähenscharbe, C. graculas (Brünn.), wurde vereinzelt im Winter in unserer Provinz beobachtet.

16. Der **Baßtölpel, Sula** (Dysporus) **bassana** (L.), N. 278, ist auf der freien Nordsee im Winter häufig, kommt aber nur vereinzelt an unsere flachen Küsten. Die Alten weiß, die Jungen braungrau. Anliegender Flügel 48 cm lang.

17. Die Arten der Gattung **Colymbus** (Urinator).

Nackte Schnabelfirste 75—90 mm, anliegender Flügel 38—42 cm lang, Kopf beim Prachtkleid schwarz, N. 327 . . . . Eistaucher, C. torquatus Brünn.
Nackte Schnabelfirste 44—70 mm, anliegender Flügel 25—36 cm lang, Kopf beim Prachtkleid oben grau.
- Die Federn in der Mitte des Oberrückens mit rundlichen, hellen Flecken am Rande, auch die Flügeldeckfedern immer mit weißlichen Tüpfeln; beim Prachtkleid die Kehle rotbraun, N. 329 . . . . **Rotkehliger Seetaucher, C. lumme** Brünn.
- Die Federn in der Mitte des Rückens einfarbig dunkel oder mit hellen Rändern, Flügeldeckfedern dunkel oder mit großen, weißen Flecken. Beim Prachtkleid die Kehle schwarz mit weißgestreifter Querbinde, N. 328 . . . . . Polartaucher, C. arcticus L.

Übersicht der Seetaucher nach der Lebensweise.

Es zieht im Winter südlich und kommt häufig zu uns . . . . . **C. lumme** Brünn.
Es ziehen nicht, deshalb bei uns selten:
- Es brütet in Nordamerika, Grönland und Island . . . . C. torquatus Brünn.
- Es brütet von den Hebriden bis Asien . . . . C. arcticus L.

Der **Rotkehltaucher, C.** (Urinator, Eudytes), **lumme** Gunn., (septemtrionalis), ist leicht in allen Kleidern an den ausschließlich kleinen weißlichen Punkten des Rückens zu erkennen. Anliegender Flügel 25—29 cm lang. Er ist namentlich im Herbst auf unseren Meeren häufig und frißt besonders Sprotten.

Der Polartaucher, C. arcticus L., kommt allwinterlich einzeln auf unsere Meere. Beim Prachtkleid sind der Hinterrücken und die Schwanzdeckfedern oben einfarbig schwarz. Anliegender Flügel 28—32 cm lang.

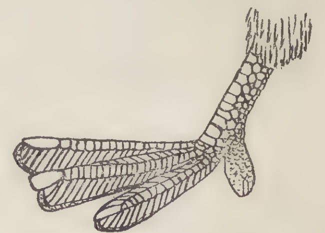
Der Eistaucher, C. imber Gunn., (glacialis, torquatus), ist bei uns die seltenste Art. Beim Prachtkleid ist die ganze Oberseite bis zum Schwanz weißlich gefleckt. Hals mit zwei weißgestreiften Halbbinden.

18. Die Arten der Gattung **Podiceps** (Colymbus, Podicipes):

- Schnabelfirste 18—25 mm lang, anliegender Flügel unter 16,5 cm und die Außenzehe mit Kralle unter 6 cm lang.
  - Keine Schwinge ganz weiß, wenigstens alle auf der Außenfahne grau, anliegender Flügel höchstens 12 cm lang, Lauf hinten mit spitz dreieckig vorragenden Schuppen, N. 247 . . . . **Kleiner Steißfuß, P. nigricans** (Scop.)
  - Schwingen von der 17. an ganz weiß, die Außenfahnen schon früher, anliegender Flügel über 12 cm lang, Lauf hinten mit viereckigen Schuppen.
    - Hals beim Sommerkleid fast ganz schwarz, die 14. Schwinge auf und neben dem Schaft an der Basis dunkel gefleckt, N. 276 . . . . . **Schwarzhals-Steißfuß, P. nigricollis** Brehm.
    - Hals beim Sommerkleid fast ganz rotbraun, die 14. Schwinge ganz weiß, auch der Schaft, N. 244 u. 245 . **Ohrensteißfuß, P. auritus** (L.)
- Schnabelfirste wenigstens 38 mm, anliegender Flügel wenigstens 16,5 cm und die Außenzehe über 6 cm lang.
  - Ganze Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze über den Rücken gemessen höchstens 50 cm, von den Schwingen sind auch die weißen, am Schaft wenigstens, bis fast zur Mitte dunkel, beim Hochzeitskleid sind die Seiten des Kopfes nach dem Hals hin weißgrau und der Hals vorn rot, N. 243 . **Rotkehl-Steißfuß, P. griseigena** (Bodd.)
  - Länge mindestens 54 cm, einige Schwingen ganz weiß, auch der Schaft; beim Hochzeitskleid ist der Hals vorn weiß, Kopf mit rotbraunem, dunkel gerandetem Kragen und hinten mit schwarzen Hörnerbüscheln, N. 242 . . . . **Haubensteißfuß, P. cristatus** (L.)

Übersicht der Steißfußarten nach der Lebensweise.

- Größere Arten, welche sich weniger verstecken und große Gewässer lieben, zur Brutzeit solche, die an den Rändern mit Schilf bewachsen sind.
  - Es liebt die freien Flächen, außer der Brutzeit besonders diejenigen ohne Schilf, welche mit Grundpflanzen versehen sind, und hält sich dann fern vom Ufer auf . **P. cristatus** (L.)
  - Es liebt Gewässer, in denen Schilf und Binsen mit freien Flächen wechseln, und meidet stets die letzteren . . . . **P. griseigena** (Bodd.)
- Kleinere Arten, welche sich bei Annäherung des Menschen gern zwischen Pflanzen verstecken und deshalb kleinere Gewässer lieben, oder die Buchten größerer Gewässer, welche mit Binsen usw. bewachsen sind.
  - Mittelgroße Arten, welche nie in den kleinsten Tümpeln zu treffen sind.
    - Nördliche Art, welche im Norden brütet und bei uns nur zur Zugzeit auf dem Meere vorkommt . . . . **P. auritus** (L.)
    - Südlichere Art, welche bei uns ihre nördlichste Verbreitungsgrenze findet . . . . **P. nigricollis** Brehm.
  - Kleinste Art, welche auf den kleinsten Tümpeln vorkommt, wenn diese tief sind, am Rande höhere Wasserpflanzen und auf der Mitte keine schwimmenden Pflanzen (Seerosen, Wasserlinsen) enthalten . . . . **P. nigricans** (Scop.)


Fig. 93. Fuß vom Steißfuß.

Die Steißfüße ziehen alle von Oktober bis März fort, einzeln bis Nordafrika. Das Gefieder der Unterseite ist meist atlasglänzend weiß und wird als Pelzwerk verwendet. Zur Paarungszeit treten bei beiden Geschlechtern Schmuckfarben auf. Sie rupfen sich gerne Brustfedern aus, um sie zu verschlucken. Der geschlechtliche Akt findet aufrecht im Wasser statt. Das Nest schwimmt an unzugänglichen Stellen auf dem Wasser. Es wird aus nassen Pflanzen hergestellt und an Schilfhalme usw. angeheftet. Die 3—6 Eier sind länglich, nach beiden Enden verjüngt, grünlichweiß, rauhschalig und deshalb meist schmutzig. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen werden vom Weibchen bei Gefahr mittels der Flügel unter Wasser gezogen. Um das Daunenkleid der Jungen trocknen zu lassen, taucht das Weibchen unter ihnen auf und nimmt sie auf den Rücken.

Der **Haubensteißfuß** oder **Lappentaucher, P.** (Colymbus), **cristatus** (L.), brütet häufig an manchen Seen im Osten der Provinz. Die Eier sind 48—54 mm lang. Der anliegende Flügel ist 19—20 cm lang.

Der **Rothalssteißfuß, P.** (C.) **griseigena** (Bodd.), (subcristatus, rubricollis), brütet ebenfalls im Osten, aber selten. Er ist bei uns auf dem Zuge häufiger. Der anliegende Flügel ist 16—18 cm lang.

Der **Ohrensteißfuß, P.** (C.) **auritus** (L.), (cornutus, arcticus), kommt nur auf dem Zuge an den Küsten vor, auf Helgoland ist er die häufigste Art. Beim Prachtkleid ist der Kopfkragen schwarz mit gelbroten Ohrenbüscheln. Der anliegende Flügel ist etwa 15 cm lang.

Der **Schwarzhalssteißfuß, P.** (C.) **nigricollis** Brehm, (auritus), brütet nicht häufig an den Seen des Ostens. Die Eier sind 39—42 mm lang. Beim Prachtkleid ist die Kopfbefiederung wie der Hals schwarz, an den Seiten gelbrot. Der anliegende Flügel ist 12½—14½ cm lang.

Der **Zwergsteißfuß, P.** (C.) **nigricans** (Scop.), (fluviatilis, minor), brütet bei uns selten, ist auf dem Zuge häufiger und bleibt einzeln auch im Winter. Die Eier sind 33—39 mm lang. Beim Prachtkleid ist die Oberseite braunschwarz, der Oberhals vorn und an den Seiten rotbraun. Der anliegende Flügel ist 10—12 cm lang.

19. Die Arten der Gattung Uria:

Der Oberschnabel ganz schwarz, von der Spitze bis zu den nächsten Federchen auf der Wurzel ebenso lang als der Lauf, Körperseiten von der Schulter an mit schwarzen Längsflecken N. 331 . . . . **Trottellumme, U. lomvia** (L.)

Rand des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern gelbweiß, der ganz nackte Teil desselben viel kürzer als der Lauf, Körperseiten nur hinten mit schwarzen Längsflecken, N. 333 . . . . Polarlumme, U. troille Brünn.

Übersicht der Lummen nach der Lebensweise:

Es kommt nördlicher vor und zieht nicht nach Süden, in Grönland, Spitzbergen, Franz-Josef-Land, Nowaja Semlja brütend, einzeln auch auf Island . U. troille Brünn.

Südlichere Art, welche mehr Zugvogel ist, in Labrador, Südgrönland, Island, Norwegen, Bornholm und Helgoland brütend . . . . **U. lomvia** (L.)



Fig. 94. Schnabel der Trottellumme.

Die **Trottellumme, U. troille** (L.) Brünn., (lomvia), brütet zahlreich auf Helgoland und kommt häufig auch in die Nähe der Festlandsküste. Das Weibchen legt Anfang April auf einen Felsvorsprung, ohne Unterlage ein Ei. Dasselbe ist grobkörnig gelblich oder grünlich, grau und violettbraun gefleckt und gestrichelt, etwa 60—80 mm lang und nach dem einen Ende zu spitz. Es wird von beiden Gatten abwechselnd bebrütet. Die halberwachsenen Jungen springen ins Meer hinab. Anliegender Flügel 20 cm lang.

Eine Abart ist die **Ringellumme, U. hringvia** Brünn., N. 332. Sie unterscheidet sich durch eine weiße, das Auge umrahmende und von hier nach hinten auslaufende weiße Linie. Sie scheint mehr dem Westen anzugehören. Auf Helgoland brüten unter den andern etwa 100 Vögel dieser Abart.

Die Polarlumme, U. lomvia (L.), (arra, brünnichi, troile), kommt als seltener Gast bisweilen im Winter auf unsere Meere.

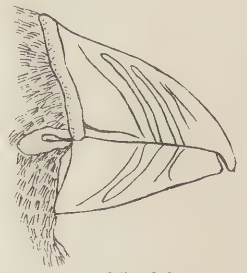
20. Die **Teiste** oder **Gryllumme, Cepphus grylle** (L.), N. 330, kommt von September an einzeln auf unseren Meeren vor, namentlich auf der Ostsee. Eine Abart C. mandtii Licht., die sich durch kleineren Schnabel unterscheidet, wurde einmal auf Helgoland beobachtet. Im Sommerkleid sind beide schwarz mit weißem Flügelfeld versehen. Anliegender Flügel 14—17 cm lang.

21. Der Krabbentaucher, Alle (Mergulus) **alle** (L.), N. 334, kommt im Winter bisweilen auf unsere Meere, besonders auf die Nordsee. Anliegender Flügel etwa 12 cm lang.


Fig. 95. Schnabel des Krabbentauchers.

22. Der Tord-Alk, Alca (Utamania) **torda** L., N. 336, brütet in einzelnen Paaren an den Felsen Helgolands und ist im Herbst auf unseren Meeren nicht selten. Das Weibchen legt ein 68 bis 76 mm langes, wenig zugespitztes, auf leicht gelblichem oder bläulichem Grunde rötlichgrau bis dunkelbraun besonders am dicken Ende geflecktes Ei. Anliegender Flügel 20—22 cm lang.

Fig. 96. Schnabel vom Tord-Alk. a. alter, b. junger Vogel.

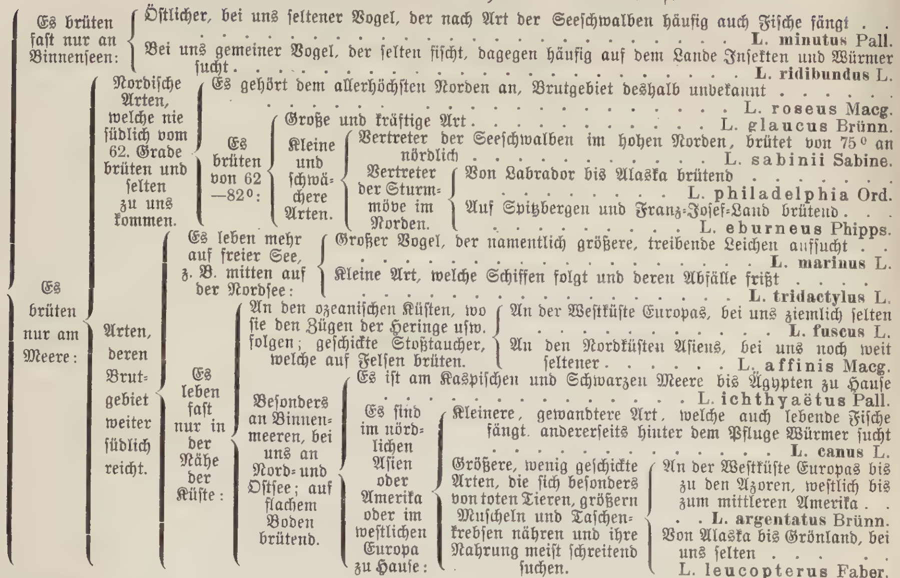

Fig. 97. Schnabel vom Larventaucher.

23. Der Papageitaucher, Larventaucher oder Lund, Mormon, (Lunda, Fratercula), arctica (L.), N. 335, kommt im Winter einzeln auf unsere Meere. Anliegender Flügel 16 cm lang.

24. Die Arten der Gattung Larus:

- Die kleine Hinterzehe verkümmert, eine 1,5 mm hohe Warze, ohne Kralle, N. 262 . . . . **Dreizeh-Möve, L. tridactylus** L.
- Hinterzehe wenigstens 2,5 mm lang, mit Kralle.
  - Schwanz gegabelt, die mittleren Federn 2,5 cm kürzer als die äußeren, N. 388 f. 3 u 4 . . . . Schwalbenmöve, L. sabinii Sabine.
  - Schwanz keilförmig, die mittleren Federn 2 cm länger als die benachbarten, N. 388 f. 1 u 2 . . . . Rosenmöve, L. roseus Macg.
  - Schwanz fast gerade gestutzt.
    - Anliegender Flügel unter 39 cm lang.
      - Der anliegende Flügel höchstens 24 cm lang, N 258 . . . . Zwergmöve, L. minutus Pall.
      - Anliegender Flügel wenigstens 26 cm lang.
        - Schaft der 2. Schwinge nur am Ende schwarz, sonst rein weiß.
          - Schwingen ganz weiß (alt), oder nur mit schwarzem Fleck an der Spitze (jung), N. 263 . . . . Elfenbeinmöve, L. eburneus Phipps.
          - Die 1. Schwinge immer auf der Außenfahne mit schwarzem Rande.
            - Die 2. Schwinge auf der breiten Innenfahne breit grau gerandet, N. 260 . . . . **Lachmöve, L. ridibundus** L.
            - Die 2. Schwinge nur auf der schmalen Außenfahne oder garnicht dunkel gerandet . . . . L. philadelphia Ord.
        - Der Schaft der 2. Schwinge ganz oder größtenteils schwarz oder schwarzbraun, nur an der Spitze bisweilen weiß, N. 261 . . . . **Sturmmöve, L. canus** L.
    - Anliegender Flügel über 39 cm lang.
      - Die Schwingen ganz weiß, oder hellgrau oder licht, dunkel marmoriert, Schäfte immer weißlich.
        - Anliegender Flügel 45—50 cm lang, beim ausgefärbten Vogel die Schwingen rein weiß, N. 264 . . . . Eismöve, L. glaucus Brünn.
        - Anliegender Flügel 41—44 cm lang, beim ausgefärbten Vogel die Schwingen hellblau-grau, N. 265 . . . . Polarmöve, L. leucopterus Faber.
      - Die Schwingen ganz schwarzbraun oder auf der Fläche resp. am Rande mit schwarzen Zeichnungen, auch die Schäfte meist dunkelbraun.
        - Mittelzehe mit Kralle, über den Bogen gemessen, mehr als 7 cm lang, der Oberschnabel am Vorderende des Nasenlochs über 12 mm hoch, bei alten Vögeln die 1. Schwinge mit einfarbig weißem Ende, N 268 . . . **Mantelmöve, L. marinus** L.
        - Mittelzehe mit Kralle unter 7 cm lang, der Oberschnabel vor dem Nasenloch unter 12 mm hoch.
          - Die 1. Schwinge schwarzbraun mit weißen Flecken neben dem Schaft (jung), oder weiß, mit schwarzem Rand- und Mittelstreif (alt) . . . . L. ichthyaëtus Pall.
          - Die erste Schwinge ganz schwarzbraun, nach innen heller (jung), oder schwarz mit weißen Flecken an oder vor der Spitze (alt).
            - Die Flügelspitze ragt, normal an den Körper angelegt, bei den braunfleckigen Jungen höchstens 5 cm, bei den graurückigen Alten höchstens 6 cm über die Schwanzspitze vor, Mittelzehe mit Kralle, über den Bogen gemessen, 57-70 mm lang, Füße bei alten Vögeln fleischrot, N. 266 . . **Silbermöve, L. argentatus** Brünn.
            - Der anliegende Flügel ragt bei den dunkelfleckigen Jungen 6 cm, bei den schwarzrückigen Alten 7—11 cm über den Schwanz vor, bei letztern die 3. Schwinge größtenteils schwarz und die Füße gelb.
              - Mittelzehe mit Kralle unter 6 cm lang, Rücken des ausgefärbten Vogels schieferschwarz, N. 267 . **Heringsmöve, L. fuscus** L.
              - Mittelzehe mit Kralle über 6 cm lang, Rücken des ausgefärbten Tieres heller . . . . L. affinis Macg.

Übersicht der Möven nach der Lebensweise.



- Es brüten fast nur an Binnenseen:
  - Östlicher, bei uns seltener Vogel, der nach Art der Seeschwalben häufig auch Fische fängt . . . **L. minutus** Pall.
  - Bei uns gemeiner Vogel, der selten fischt, dagegen häufig auf dem Lande Insekten und Würmer sucht . . . **L. ridibundus** L.
- Es brüten nur am Meere:
  - Nordische Arten, welche nie südlich vom 62. Grade brüten und selten zu uns kommen.
    - Es gehört dem allerhöchsten Norden an, Brutgebiet deshalb unbekannt . . . L. roseus Macg.
    - Es brüten von 62—82°:
      - Große und kräftige Art . . . L. glaucus Brünn.
      - Kleine und schwächere Arten.
        - Vertreter der Seeschwalben im hohen Norden, brütet von 75° an nördlich . . . L. sabinii Sabine.
        - Vertreter der Sturmmöve im Norden.
          - Von Labrador bis Alaska brütend . . . L. philadelphia Ord.
          - Auf Spitzbergen und Franz-Josef-Land brütend . . . L. eburneus Phipps.
  - Arten, deren Brutgebiet weiter südlich reicht.
    - Es leben mehr auf freier See, z. B. mitten auf der Nordsee:
      - Großer Vogel, der namentlich größere, treibende Leichen aufsucht . . . **L. marinus** L.
      - Kleine Art, welche Schiffen folgt und deren Abfälle frißt . . . **L. tridactylus** L.
    - Es leben fast nur in der Nähe der Küste:
      - An den ozeanischen Küsten, wo sie den Zügen der Heringe usw. folgen; geschickte Stoßtaucher, welche auf Felsen brüten.
        - An der Westküste Europas, bei uns ziemlich selten . . . **L. fuscus** L.
        - An den Nordküsten Asiens, bei uns noch weit seltener . . . L. affinis Macg.
      - Besonders an Binnenmeeren, bei uns an Nord- und Ostsee; auf flachem Boden brütend.
        - Es ist am Kaspischen und Schwarzen Meere bis Ägypten zu Hause . . . L. ichthyaëtus Pall.
        - Es sind im nördlichen Asien oder Amerika oder im westlichen Europa zu Hause:
          - Kleinere, gewandtere Art, welche auch lebende Fische fängt, andererseits hinter dem Pfluge Würmer sucht . . . **L. canus** L.
          - Größere, wenig geschickte Arten, die sich besonders von toten Tieren, größern Muscheln und Taschenkrebsen nähren und ihre Nahrung meist schreitend suchen.
            - An der Westküste Europas bis zu den Azoren, westlich bis zum mittleren Amerika . . . **L. argentatus** Brünn.
            - Von Alaska bis Grönland, bei uns selten . . . L. leucopterus Faber.

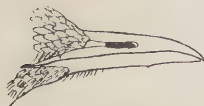


Fig. 98. Schnabel der Zwergmöve.

Die Schwalbenmöve, L. (Xema, Chema) sabinii Sabine, wurde zweimal auf Helgoland beobachtet. Beim Sommerkleid ist der Kopf grau und ein Halsband schwarz.

Die Rosenmöve, L., (Rhodostethia), roseus Macg., (rossii), kam einmal auf Helgoland vor. Beim frischen Tier ist die Unterseite rosenrot angehaucht, beim Sommerkleid ein Halsband schwarz.

Die **Zwergmöve, L. minutus** Pall., ist an den Küsten ziemlich selten, bei Helgoland häufiger.

Die Fischermöve, L. ichthyaëtus Pall., soll zweimal auf Helgoland vorgekommen sein. Beim Sommerkleid ist der Kopf schwarz.

L. philadelphia Ord., (bonapartii), wurde einmal auf Helgoland beobachtet. Beim Sommerkleid ist der Kopf schwarz.

Die **Lachmöve, L. ridibundus** L., brütet zahlreich auf kleinen Inseln der tieferen Meeresbuchten und Binnengewässer, ist auf Helgoland dagegen selten. Im Sommer wird der Kopf durch Mauser schwarzbraun. Beim Winterkleid ist nur ein Fleck vor dem Auge und an den Seiten des Hinterkopfes schwarz. Jüngere Vögel haben ein schwarzes Endband über dem Schwanz und im ersten Jahre noch andere dunkle Zeichnungen. Anliegender Flügel 30—32 cm lang. In den Brutkolonien stehen die kunstlosen, bodenständigen Nester oft so dicht, daß die Inselchen im Mai von brütenden Möven weiß erscheinen. Die 2 (—3), 45—54 mm langen Eier sind braungelblich bis olivengrünlich, grau bis schwarzbraun gefleckt. Sie werden als Speise geschätzt und dürfen deshalb zu Anfang der Brutzeit wie Kiebitzeier gesammelt werden. Von November bis März ziehen die meisten Lachmöven nach Süden, einzeln bis ins Rote Meer. In den Städten bleibt auch bei strenger Kälte eine bedeutende Anzahl zurück.

Die **Mantelmöve, L. marinus** L., ist von September bis März auf den Meeren, namentlich auf der Nordsee häufig. Der Rücken ist bei alten Vögeln schwarz, der Schnabel gelb mit rotem Fleck am Unterschnabel. Anliegender Flügel etwa 48 cm lang.

Die **Heringsmöve, L. fuscus** L., ist von Oktober bis März auf den deutschen Meeren nicht selten, einzeln zieht sie bis zu den Küsten Mittelafrikas. Rücken und Schnabel wie bei der Mantelmöve gefärbt. Anliegender Flügel 42—45 cm lang.

Die Sibirische Möve, L. affinis Reinh., wurde einmal auf Helgoland beobachtet.

Die **Silbermöve, L. argentatus** Brünn., brütet an den Nordseeküsten, namentlich auf den Inseln häufig. Die Brutkolonien findet man von Mai bis Juni auf spärlich bewachsenen Dünen. Das Nest besteht aus trockenen Meeres- und Meerstrandspflanzen und enthält 2—3 olivengrünliche, grau und schwarzbraun gefleckte Eier von 55—80 mm Länge. Die Eier werden wie die aller andern Meerstrandsmöven gegessen. Anliegender Flügel etwa 48 cm lang.

Die **Sturmmöve, L. canus** L., ist während des Winters häufig. Im Sommer befindet sich nur auf Sylt eine Brutkolonie. Die Nester sind in Bau und Standort denen der Silbermöven ähnlich. Die 2—3 Eier sind 55—60 mm lang, olivengrünlich, braungrau bis schwarzbraun gefleckt. Anliegender Flügel 34—37 cm lang.

Die Eismöve, L. glaucus Brünn., kommt im Winter an den Nordseeküsten nicht eben selten vor. Sie ist der Silbermöve ähnlich, aber leicht an den weißen Schwingen zu unterscheiden.

Die Polarmöve, L. leucopterus Faber, kommt im Winter selten an die Westküsten der Provinz, etwas öfter nach Helgoland.

Die Elfenbeinmöve, L., (Pagophila, Gavia), eburneus Phipps., (candidus, albus), wurde im Winter einzeln an der Westküste und auf Helgoland beobachtet.

Die **Dreizehmöve, L.,** (Rissa, Gavia), **tridactylus** L., (rissa), ist im Winter auf der Nordsee häufig, bei Helgoland die häufigste Art. Anliegender Flügel 30 bis 33 cm lang.

25. Die Arten der Gattung **Sterna:**

- Anliegender Flügel bei den graurückigen Alten mindestens 26 cm, bei den buntrückigen Jungen bisweilen nur 24 cm lang.
  - Anliegender Flügel bei Alten mindestens 29 cm, bei Jungen oft nur 27 cm lang, Füße im Alter schwarz, bei Jungen rötlich-grau.
    - Anliegender Flügel bei Alten mindestens 39 cm, bei Jungen meist über 36 cm lang, der Oberschnabel am Vorderrande des Nasenlochs bei Alten 11—12 mm hoch. N. 248 . . . . **Raubseeschwalbe, S. caspia** Pall.
    - Flügel höchstens 35 cm lang, Oberschnabel 6 mm hoch
      - Schnabel bei Alten ganz schwarz, nackte Firste bis 4 cm lang, Oberschnabel am Vorderende des Nasenlochs 6 mm hoch, der anliegende Flügel ragt 7 cm über den Schwanz vor, bei Jungen ist der Schnabel an der Spitze etwas schwarzbraun, N. 249 . . . . **Lachseeschwalbe, S. nilotica** Hassels.
      - Schnabel an der Spitze über 1 cm weit gelb, bei Jungen weißlich, Firste bei Alten 5 cm lang, Oberschnabel 5 mm hoch. Die Flügel ragen nicht oder kaum über die Schwanzspitze vor, N. 250 . . . . **Brandseeschwalbe, S. cantiaca** Gm.
  - Anliegender Flügel höchstens 28 cm lang, Füße bei den Alten schön rot, bei Jungen schmutzig fleischrot
    - Schnabel bei den Alten ganz rot oder an der Spitze sehr wenig verdunkelt, Mittelzehe mit Kralle fast um die Hälfte länger als der Lauf, der schwarze Streif auf der Innenfahne der 1. Schwinge schon auf der Mitte nicht breiter als die Außenfahne, der Rücken der Jungen mit schwarzen Flecken, N. 253 . . . . **Küstenseeschwalbe, S. paradisea** Brünn.
    - Schnabelspitze der Alten 6—12 mm weit schwarz, Mittelzehe so lang wie der Lauf, der schwarze Streif auf der Innenfahne der 1. Schwinge fast bis zur Basis breiter als die Außenfahne, Rückenflecke der Jungen braungrau, N. 252 . . . . **Flußseeschwalbe, S. hirundo** L.
- Anliegender Flügel bei den grau- oder schwarzrückigen Alten höchstens 25,5 cm lang, bei den buntrückigen Jungen kürzer.
  - Anliegender Flügel bei den Alten höchstens 18 cm lang, bei Jungen kürzer, der Schaft der 2. Schwinge immer schwarz, Schnabel und Füße bei den Alten orangerot, N. 254 . . . . **Zwergseeschwalbe, S. minuta** L.
  - Flügel bei den Alten über 20 cm lang, bei Jungen bisweilen nur 18 cm, Schaft der 2. Schwinge höchstens an der Spitze schwarz.
    - Der Schwanz tief gegabelt, bei den Alten die mittleren Federn 10 cm kürzer, bei Jungen über 4 cm kürzer als die äußeren, Schwanz der Jungen ohne gelblichen Endrand, die Alten (frisch) unten rosenrot angehaucht, N. 251 . . . . **Paradiesseeschwalbe, S. dougalli** Mont.
    - Schwanz wenig gegabelt, die äußeren Federn höchstens 2½ cm länger als die inneren, Schwanz der Jungen gelblich gerandet.
      - Bürzel wie die unteren Schwanzdeckfedern, bei den Alten auch die Schwanzfedern reinweiß, die Füße immer viel heller als die Schnabelwurzel, bei den Alten rot, der Schnabel fast schwarz, die äußeren Schwanzfedern bei Alten 12 mm, bei Jungen fast garnicht länger als die inneren, N. 257 . . Weißflügelseeschwalbe, S. leucoptera Schinz.
      - Bürzel hellgrau wie der Schwanz, die unteren Schwanzdeckfedern reinweiß, der Schnabel stets wie die Füße gefärbt, die äußeren Schwanzfedern bei Alten 18—25 mm länger als die inneren.
        - Schnabel und Füße bei Alten schönrot, bei Jungen hellrot-bräunlich, die Rückenfedern bei den Jungen rostgelb mit schwarzen Querbändern, N. 255 . . . . Bartseeschwalbe, S. hybrida Pall.
        - Schnabel und Füße bräunlichschwarz, bei Jungen rötlichgrau, Rückenfedern der Jungen grau, dahinter dunkelbraun und am Rande weißlich, N. 256 . . . . **Trauerseeschwalbe, S. nigra** L.

Übersicht der Seeschwalben nach der Lebensweise.

- Es fliegen über sumpfigen Gewässern und nähren sich fast ausschließlich von Insekten:
  - Nordwestlicher Vogel, der bei uns nicht selten an sumpfigen Gewässern brütet . . . . **S. nigra** L.
  - Südliche und südöstliche Arten, die vom warmen Asien und Südeuropa bis Ungarn brüten, bei uns sehr selten . . S. hybrida Pall. und S. leucoptera Schinz.
- Es fliegen über klarem Wasser und fressen besonders Fische:
  - Es leben an Binnengewässern oder doch unmittelbar an der Küste, auch an der Ostsee, und fressen außer Fischen immer auch Insekten u. Krebse:
    - Kleinste Art, die besonders von jungen und kleinen (bis 6 cm langen) Fischen lebt . . . . **S. minuta** L.
    - Größere Arten, welche auch größere Fische verschlingen können.
      - Es kommt fast nur an süßen Gewässern und im Binnenlande vor und frißt besonders Ukleis . . . . **S. hirundo** L.
      - Es lieben entschieden die Binnenmeerküsten:
        - Nördlichere Art, die bei uns ihre südlichste Verbreitungsgrenze findet . . . **S. paradisea** Brünn.
        - Südlichere Art, die bei uns fast ihre nördliche Verbreitungsgrenze findet . . . **S. nilotica** Hasselq.
  - Es leben nur am Meere, gehen auch aufs Meer hinaus und fehlen an der Ostsee fast vollkommen; Nahrung fast ausschließlich Fische (Heringe und Sprotten), auch junge Vögel:
    - Kleinere Arten, welche Heringe nur bis zu einer Länge von 15 cm verschlingen können.
      - Es nistet auf kahlem Boden (oder Felsen), auf den Nordseeinseln zahlreich . . . . **S. cantiaca** Gm.
      - Es nistet in hohen Strandpflanzen, besonders auf Amrum . . . **S. dougalli** Mont.
    - Größte Art, welche auch ausgewachsene Heringe verschlingt und die Nester von Strandvögeln beraubt . . . . . **S. caspia** Pall.



Fig. 99. Schnabel der Trauerseeschwalbe.

Die **Trauerseeschwalbe, S.,** (Hydrochelidon), **nigra** L., (fissipes), brütet an geeigneten Stellen nicht selten, doch meist in nur kleinen Kolonien. Die Nester schweben oft auf geknicktem Rohr über dem Wasser und sind dann etwas besser gebaut als auf festem Boden. Im Juni findet man in denselben (2—) 3 rundliche, 31—37 mm lange, olivenbräunliche, braungrau bis dunkelbraun, in der Mitte meist dichter, gefleckte Eier. Beim Sommerkleid der alten Vögel sind Kopf, Hals und Brust schwarz. Anliegender Flügel 20—21 cm lang.

Die Bartseeschwalbe, S., (H..), hybrida Pall., (leucopareia), wurde einmal bei Brunsbüttel und Schleswig im Sommer beobachtet. Beim Sommerkleid ist nur die obere Kopffläche und die Brust schwarz, ein Band unter dem Auge weiß.

Die Weißflügelseeschwalbe, S., (H.), leucoptera Schinz, (fissipes nigra), könnte sich auch einmal im Sommer zu uns verfliegen. Kopf, Rücken und Unterseite sind beim Sommerkleid schwarz.

Die **Lachseeschwalbe, S.,** (Gelochelidon), **nilotica** Hasselq., (anglica), brütet hier und da an Binnengewässern (Hostruper See) oder auf kleinen Ostseeinseln), kommt aber nur im Osten der Provinz vor. Die aus wenigen Halmen bestehenden Nester findet man im Juni auf kurzem Rasen oder an sandigen Stellen. Sie enthalten 2—3 olivengrünliche, aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier von 43—52 mm Länge. Beim Sommerkleid ist der Kopf oben schwarz wie bei allen folgenden. Anliegender Flügel etwa 33 cm lang.

Die **Raubseeschwalbe, S.,** (Hydroprocne), **caspia** Pall., findet bei uns die Nordgrenze ihres Brutgebietes, indem eine kleine Kolonie auf Sylt brütet. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Sande nahe dem Meeresufer. Sie enthalten im Juni 2—3 rostgelbliche, grau und schwarzbraun gefleckte, 54—64 mm lange Eier. Anliegender Flügel etwa 39 cm lang.

Die **Flußseeschwalbe, S. hirundo** (L.) Lath. (fluviatilis), brütet an den Seen des Ostens und an der Schlei in Kolonien bis zu 12 Paaren. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Kies des Ufers. Die 2—3 rostgelblichen, violettgrau und schwarzbraun gefleckten, 35—45 mm langen Eier sind dem Kies äußerst ähnlich. Man findet sie im Juni. Anliegender Flügel etwa 26 cm lang.

Die **Küstenseeschwalbe, S. paradisea** Brünn., (macrura, hirundo, arctica), nistet in Kolonien zu Hunderten, auf kurzem Rasen von Meerstrandspflanzen, an der Küste und auf den Halligen der Nordsee. Die Nester sind kleine Vertiefungen, höchstens mit einigen Halmen ausgelegt. Die Eier gleichen denen der vorigen Art vollkommen, sind aber etwas grünlicher. Anliegender Flügel etwa 26 cm lang.

Die **Paradiesseeschwalbe, S. dougalli** Mont., (douglasi, paradisea), besitzt nur eine größere Kolonie auf Amrum. Die Nester stehen auf Büscheln von trockenem Strandhafer und enthalten im Juni 2—3 gelblicholivengrüne, grau und braunschwarz gefleckte, 40—43 mm lange Eier.

Die **Brandseeschwalbe, S. cantiaca** Gm., brütet in teilweise sehr individuenreichen Kolonien auf den Nordseeinseln, nahe dem Meere, auf Sandflächen oder kurzem Rasen. Die dichtstehenden Nester, kleine Bodenvertiefungen, enthalten im Juni 2—3 mattgelbliche bis rötliche, grau und braunschwarz gefleckte, 48—55 mm lange Eier. Anliegender Flügel etwa 30 cm lang.

Die **Zwergseeschwalbe, S. minuta** L., nistet besonders auf den kleinen Nordseeinseln und Halligen, doch auch an der Ostsee und an Binnengewässern. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Kies. Die 2—3 gelblichen, grau bis tiefbraun gefleckten Eier sind 30—35 mm lang. Anliegender Flügel 14—17 cm lang.

26. Die Arten der Gattung **Stercorarius:**

- Anliegender Flügel über 39 cm lang und die Basis der Schwingen (beim anliegenden Flügel sichtbar) weiß, die mittleren Schwanzfedern auch beim ausgefärbten Vogel nicht 2 cm vorragend, N. 270 . . . . . Riesenraubmöve, S. skua (Brünn.)
- Anliegender Flügel unter 38 cm lang, ohne weißen Basalfleck, die beiden mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Tier über 7 cm vorragend.
  - Mittelzehe mit Kralle wenigstens 5 cm lang, die mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Vogel verlängert, aber breit gerundet, N. 271 . . . . Spatelraubmöve, S. pomatorhinus (Temm.)
  - Mittelzehe mit Kralle unter 45 cm lang, die verlängerten Mittelfedern im Schwanz beim ausgefärbten Vogel schmal und spitz.
    - Nur die beiden ersten Schwingen mit weißen Schäften, die folgenden nur an der Basis weiß, die mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Vogel um 20 cm vorragend, N. 274 . . . . Kreischraubmöve, S. parasiticus (Brünn.)
    - Mehrere Schwingen mit weißem Schaft, mittlere Schwanzfedern nicht 10 cm vorragend, N. 272 u. 273 Schmarotzerraubmöve, S. cepphus (Brünn.)

Übersicht der Raubmöven nach der Lebensweise.

- Größere Arten, welche auch größeren Vögeln, wie Silbermöven und Enten, die Beute abjagen und kleinere selbst angreifen, zur Brutzeit Nesträuber.
  - Es brütet nur im höchsten Norden, bis 74° südwärts, mittelgroße Art . S. pomatorhinus (Temm.)
  - Es brütet auf Island, den Faröern und den Shetlandsinseln, größte Art . . S. skua (Brünn.)
- Kleinere Arten, welche kleineren Möven, Seeschwalben und Enten die Brut abjagen und auch auf den Watten ihrer Nahrung nachgehen, sogar auf dem Lande Insekten suchen.
  - Nördlichere Art, die selten südlicher als 70° n. Br. brütet . . . . S. parasiticus (Brünn.)
  - Südlichere Art, die bis zu den Hebriden (58° n. Br.) südwärts brütet . . . . S. cepphus (Brünn.)

Die Riesenraubmöve, S., (Lestris, Megalestris Catarrhacta), skua (Brünn.), (catarrhactes), wurde ganz vereinzelt auf Helgoland und an der Festlandsküste beobachtet.

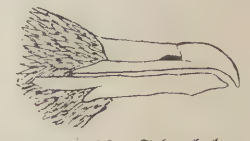


Fig. 100. Schnabel der Spatelraubmöve.

Die Spatelraubmöve, S., (L., C.), pomatorhinus (Temm.), (pomarinus), kommt etwas häufiger vor, bei Helgoland sogar alljährlich im Herbst. Anliegender Flügel etwa 36 cm lang.

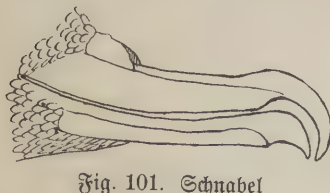
Die **Schmarotzerraubmöve, S.,** (L., C.), **cepphus** (Brünn.), (parasiticus, crepidatus), ist auf der Nordsee im Winter nicht selten und wird öfters an die Küste verschlagen, meist im Jugendkleid. Anliegender Flügel 31—35 cm lang.

Die Kreischraubmöve, S., (L., C.), parasiticus (L.), (crepidatus, longicauda, cepphus, buffoni), wird fast allwinterlich einmal in einem jungen Stück an unsere Küste verschlagen.

27. Der Sturmvogel, Fulmarus, (Procellaria), glacialis (L.), kommt auf Helgoland fast alljährlich einmal vor, dagegen an den Festlandsküsten sehr selten.

28. Die Arten der Gattung **Puffinus:**

- Unterseite dunkelgrau, anliegender Flügel 30 cm lang . . . . Rußsturmtaucher, P. griseus (Gm.)
- Unterseite bei alten Vögeln weiß, auch bei Jungen fast weiß.
  - Anliegender Flügel 32 cm lang . . . . Wasserscherer, P. gravis (O. Reilly).
  - Anliegender Flügel 24 cm lang oder kürzer, N. 277 . . . . Sturmtaucher, P. puffinus (Brünn.)


Fig. 101. Schnabel vom Sturmtaucher.

Der Sturmtaucher, P., (Nectris), puffinus (Brünn.), (anglorum), ist in der offenen Nordsee nicht selten und kommt auch gelegentlich an unsere Küste. Er brütet von den Faröern bis zu den westschottischen Inseln.

Der Wasserscherer, P., (N.), gravis (O. Reilly), (major), und der Rußsturmtaucher, P., (N.), griseus (Gm.), wurden ganz vereinzelt auf Helgoland beobachtet. Alle drei Arten sind atlantische Vögel, deren Verbreitung und namentlich Brutorte noch wenig bekannt sind.

29. Die Arten der Gattung **Procellaria** (Hydrobates):

- Die seitlichen Schwanzfedern sind 2 cm länger als die mittleren, der Lauf ist nicht länger als die Mittelzehe mit Kralle, der anliegende Flügel über 14 cm lang, N. 275 Fig. 2 . . . . Sturmsegler, P. leachi Naum.
- Der Schwanz ist nicht gegabelt, der Lauf länger als die Mittelzehe mit Kralle, der anliegende Flügel unter 14 cm lang, N. 275 Fig. 1 . . . . Sturmschwalbe, P. pelagica L.

Die Sturmschwalbe, P., (Thalassidroma), pelagica L., ist als echter Meeresvogel an der Festlandsküste recht selten, bei Helgoland wird sie fast alljährlich beobachtet. Sie brütet von den Faröern bis zu den westschottischen Inseln. Anliegender Flügel 12 cm lang.

Der Sturmsegler, P., (Oceanodroma), leachi Naum., (leucorrhoa), wurde nur ganz vereinzelt bei uns beobachtet. Sie brütet auf den nordamerikanischen Inseln. Anliegender Flügel $15^1/_2$ cm lang.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 1. Januar 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

An die Leser.

In dem Augenblicke, wo ich das Amt des Schriftleiters übernehme — in den letzten 3 Jahren führte ich die Schriftleitung in Vertretung für Herrn Lund, der um „Die Heimat" in den Jahren 1897—1900 großes Verdienst sich erworben hat und der als stellvertretender Schriftleiter im geschäftsführenden Ausschuß verbleibt und mir mit seinem Rat zur Seite stehen wird —, kann ich nicht umhin, für die bisher bekundete Nachsicht und das bewiesene Vertrauen von ganzem Herzen zu danken. Ich werde mich bemühen, das Blatt in den bisher bewährten Bahnen weiterzuführen, und bitte die Leser, ihr Interesse dem Vereinsorgan auch fernerhin zu bewahren. Die Beteiligung der Mitglieder des Vereins an der Mitarbeit für die „Heimat" ist sehr erfreulich gewesen; ich hoffe, daß auch in Zukunft diese Unterstützung aus dem Leserkreise der Schriftleitung zuteil werden wird. Im folgenden verzeichne ich die Titel von einigen der Arbeiten, welche voraussichtlich in diesem Jahre in der „Heimat" zum Abdruck gelangen werden: Gustav Falke. Hausmarken, Handzeichen und Siegel. Bilder aus der Vergangenheit des Klosters Preetz. Der Übergang der Preußen bei Arnis. Die Spanier in Schleswig-Holstein und Hamburg. Schloß Gottorp. Das Danewerk und die Oldenburg. Flensburgs Handel und Armenwesen um 1600. Altmann und die Hamburger Wallanlagen. Die Einwanderung der Wagrier. Geschichte des Hamburger Münzwesens seit dem 16. Jahrhundert. Das Taubstummen-Institut zu Schleswig. Klaus Störtebeker. Nordoe. In der Dämmerstunde. Umschwung. Jottleder. Volksreime. Volkslieder. Onkel Beek. Plattdeutsche Redensarten. Märchen. Sagen. Kinderspiele. Hausinschriften. Volkstümliches vom Storch. Die Pflanzen im Volksleben. Pflanzen der Heimat als Volksheilmittel. Eiszeit und norddeutsche Tiefebene. Verzeichnis großer Bäume bei Schönkirchen. Barmstedts Quelle. Die Bordelumer Heilquelle. Warnitz. Eine Hochzeit in den Vierlanden um 1850. Vor 50 Jahren. Schleswig-holsteinische Bauernhausmuseen. Mitteilungen aus dem Thaulow-Museum. Charles Roß. Das ehemalige Strandrecht am deutschen Meere. Vor- und Familiennamen im nördlichen Angeln. Ortsnamen im Kreise Kiel. Der Name Wandsbek. Schleswigsche Ortsnamen. Errichtung eines neuen Galgens in Eckernförde. Bericht über die Seefischerei-Ausstellung in Altona.

Ellerbek bei Kiel. J. Eckmann.

Satzungen
des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen der Satzungen betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 ℳ. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen der Satzungen erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch „Die Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Dr. Sebald Schwarz, Vergangenheit und Gegenwart; aus der Praxis des Geschichtsunterrichts an den mittleren Klassen der Realschule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Verlag von Teubner in Leipzig. — E. Lesser, Der Gemüsegarten, eine für jedermann verständliche Anleitung zur Anpflanzung und Pflege desselben. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart. Preis 0,50 ℳ. Eckmann.

Anfrage.

Sehr dankbar würde ich sein, wenn mir jemand die Adresse eines noch lebenden geistesfrischen Mannes angeben könnte und wollte, der vor dem 24. März 1848 dem 14. (später 1.) in Rendsburg garnisonierenden Infanterie-Bataillon angehört hat.

Flensburg, Friesische Straße 68. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

Neue Mitglieder.

Schluß für 1903.

180. Bohnsack, Kgl. Baugewerkschullehrer, Eckernförde. 181. Clasen, Lehrer, Nordhackstedt b. Schafflund. 182. Coltzau, Bureau-Vorsteher, Eckernförde. 183. Junge, Hamburg 30, Gärtnerstraße. 184. Kruse, Briefträger, Todenbüttel. 185. Nanz, Geschäftsführer des Zentral-Fischerei-Vereins für Schleswig-Holstein, Nortorf. 186. Verein für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg.

1904.

1. Adolff, Buchdruckereibesitzer und Verleger, Altona-Ottensen. 2. Dr. Bahrfeldt, Referendar, Kiel. 3. Brock, Postsekretär, Neumünster. 4. Hansen, W., Hamburg, Steinthorwall 4 III. 5. Lau, Postassistent, Glückstadt. 6. Mörck, Glückstadt, Hermannstr. 34. 7. Nagel, Lehrer, Kellinghusen. 8. Nizze, Kgl. Baurat, Plön. 9. Struck, Lehrer, Dietrichsdorf. 10. Timmann, Stadtkassierer, Flensburg.

Zur Nachricht:

1. Die nächste **Generalversammlung** unsers Vereins findet in der **Pfingstwoche zu Plön** statt. Der geschäftsführende Ausschuß folgt einer freundlichen Einladung vonseiten der dortigen Stadtvertretung.
2. Die Auflage unserer Monatsschrift „Die Heimat" für 1904 ist auf 2800 festgesetzt worden.
3. Durch das freundliche Entgegenkommen unsers Druckers, Herrn A. F. Jensen-Kiel, sind wir in die angenehme Lage versetzt worden, auch diesmal wieder einen Posten von Probenummern an uns aufgegebene Adressen zwecks Werbung neuer Mitglieder zu versenden. Wir bitten unsere geehrten Mitglieder, von diesem Anerbieten fleißigen Gebrauch machen zu wollen. Es gibt leider noch viele sonst wohlsituierte Personen, die unsern Vereinsbestrebungen fernstehen. Vielfach bedarf es nur eines gelinden Anstoßes; in manchen Häusern ist unsere Monatsschrift überhaupt noch unbekannt.
4. Der Verlag der **„Nerthus"** (Illustrierte Zeitschrift für Naturkunde usw.) bittet uns, unsern Mitgliedern bekannt geben zu wollen, daß die Zeitschrift in Zukunft jeden zweiten Sonntag erscheinen und den Mitgliedern ein Vorzugspreis von **5 M.** (statt 6 M.) bei freier Zustellung ins Haus gewährt werde. Eine Anmeldekarte wird der Januarnummer beigelegt werden. Wo die „Nerthus" unsere auf die Pflege der Naturkunde gerichteten Bestrebungen in wirksamster Weise ergänzt, können wir unsern Mitgliedern den Bezug der Zeitschrift angelegentlichst empfehlen. Der Unterzeichnete ist gern bereit, die Anmeldung auf ein Jahresabonnement zu vermitteln.

Kiel, am 21. Dezember 1903.
Geibelallee 2.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Anzeigen.

Dithmarschens
Sitten und Gebräuche
fanden eingehende Darstellung in „Die Heimat," Jahrgang 1896, enthaltend: Johnsen, „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."
An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von 1,30 M. portofreie Zustellung durch die Expedition.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 2. Februar 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. **Die Beiträge müssen** an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt **werden. — Im Buchhandel** kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Heimatkunst!

Eine ganz besonders schöne Aufgabe stellt die Gegenwart unserm Verein: die Förderung aller auf die Pflege und Ausbreitung der Heimatkunst gerichteten Bestrebungen. Dies geschieht bereits und wird in erhöhtem Maße auch weiter geschehen mittelbar durch unsere Monatsschrift „Die Heimat" selbst, insofern sie den Lesern Bilder aus unserer kunstgeschichtlichen Vergangenheit vorführt, damit das schöne Alte, das unsere Väter geschaffen haben und wert hielten, auch von uns und unsern Kindern geschätzt werde. Jedoch wird auch die „Heimat" nicht vergessen, daß unsere Gegenwart und gerade in Niedersachsen — wer wollte in dieser Hinsicht noch die Elbe als Grenzlinie ziehen! — Meister erstehen sieht, die eigene Werte schaffen und dazu berufen sind, unser heimatliches Kunstgewerbe zu neuer Blüte zu bringen.

Unser Verein möchte aber auch unmittelbar Sinn und Verständnis für heimatliche Kunst wecken und fördern und macht damit nun einen Anfang, indem er seinen Mitgliedern **den Ankauf des Bildes** empfiehlt, das ganz besonders dazu geeignet ist, einen würdigen Wandschmuck in allen Häusern, Schulen, Gast- und Schreibstuben usw. unserer Heimat abzugeben:

Charles Roß, „Holsteinischer Buchenwald,"

ein Kupferstich, dessen Original in der Kieler Kunsthalle sich befindet. Eine Würdigung des schleswig-holsteinischen Kunstmalers Roß und seiner Werke wird Herr Prof. Matthaei demnächst in der „Heimat" bringen. Das Bild selbst stellt ein Motiv bei Altekoppel dar.

**Kartonfläche 95 × 73,5 qcm, Bildfläche 58 × 43 qcm,
Ladenpreis (uneingerahmt) 15 Mark.**

Dank dem überaus freundlichen Entgegenkommen der hier in Kiel wohnenden Witwe des Künstlers sind wir in die angenehme Lage versetzt worden, diesen herrlichen Kupferstich

an Mitglieder unsers Vereins

für nur 3,80 M. (einschliesslich Verpackung und Porto),

an die Mitglieder in Kiel für **3,20 M.** zu liefern.

Wir bitten unsere werten Vereinsmitglieder, von diesem seltenen Angebot fleißigen Gebrauch zu machen; von dem Erfolg bezw. Nichterfolg wird es abhängen, ob wir in gedachtem Sinne fortfahren werden oder nicht. Die Bestellung kann nur durch unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen, Kiel, Adolfstrasse 56,** erfolgen, an den auch der Betrag nebst 5 Pfg. Bestellgeld im voraus zu entrichten ist. Wir bitten, Bestellungen möglichst bald aufgeben zu wollen. Der Versand wird durch die Kunsthandlung von Wilh. Heucks Nachflg. (Inhaber: Herr Kock), Kiel, Holstenstr. 75, erfolgen.

Den Mitgliedern Kiels und Umgegend diene zur Nachricht, daß genanntes Bild eingerahmt im Schaufenster dieser Kunsthandlung ausgestellt wird.

Kiel, am 22. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

J. A.: Barfod, Schriftführer.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst **bis zum 1. April** zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Seit dem 1. Januar 1902 beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
3. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
4. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, wird eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge empfohlen.
5. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Friedrichstadt (Pastor D. Sax), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwissensch. Bildungsvereins Möckel), Heide (Kaufmann C. Wischmann), Helgoland (Lehrer Holst), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Kiel-Gaarden (Lehrer Frank), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Rektor Stange), Neumühlen (Rektor Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Rektor Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Wandsbek (Lehrer Timm), Wesselburen (Rektor Peters).
6. Gegen Mehrzahlung von je **60 Pf.** wird den Mitgliedern eine **Original-Einbanddecke** für 1904, 1903 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, im Januar 1904. **Der Kassenführer:**

Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

11. Berndt, Postassistent, Gremsmühlen. 12. Brederek, W., Hamburg, Holstenplatz 9. 13. Bruhn, Schiffsreeder, Flensburg. 14. Dahm, Rechtsanwalt, Altona. 15. Döpke, Direktor des städtischen Elektrizitätswerkes, Dortmund. 16. Dücker, Rechtsanwalt, Altona. 17. Jensen, Pastor, Kirchnüchel. 18. Peters, P. J., Lehrer, Hamburg 19, 19. Dr. Kahlke, Rechtsanwalt, Altona. 20. Dr. Kohlsaat, Rechtsanwalt, Altona. 21. Kühn, Lehrer, Kiel. 22. Lenders, Hausmakler, Altona. 23. Lütkens, Rechtsanwalt, Altona. 24. Möller, Adolf, Kunstmaler, Altona. 25. Müller, Arnold, Rentier, Hamburg. 26. Frl. Ohlen, Lehrerin, Ellerbek bei Kiel. 27. Quehl, Regier.-Zivil-Supernumerar, Schleswig. 28. Schumann, Professor, Lübeck. 29—36. Seminaristen in Hadersleben: Jannsen, Kock, Kruse, Peters, Petersen, Schütt, Seemann, Stubbe. 37. Veit, Lehrer, Hamburg. 38. v. d. Wahl, Lehrer und Organist, Olderup bei Husum.

Zur Nachricht:

1. Wir danken für gütige Zustellung von Adressen, bitten, in der Werbearbeit fortzufahren, und bemerken, daß uns auch noch ein Posten von dem Februarheft der „Heimat" für die Gewinnung neuer Mitglieder zur Verfügung gestellt worden ist.
2. Für unsere Generalversammlung in Plön (Pfingstwoche) nimmt der Unterzeichnete Anmeldungen auf Anträge, die Vereinsorganisation usw. betreffend, auf Vorträge und Mitteilungen jetzt schon gern entgegen.

Kiel, am 14. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Anzeigen.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 3. März 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Vereinsgabe.

Ein heimatliches Landschaftsbild eines schleswig-holsteinischen Künstlers

in bester Reproduktion unsern Mitgliedern zu **niedrigem Preise** und dadurch weitesten Kreisen ein Beispiel unserer Heimatkunst verschaffen zu helfen, das eine Zierde jedes Heims, ein prächtiger Schmuck in Schule und Haus, auch gewiß überall, als Geschenk verwendet, eine willkommene Gabe sein wird, erneuern wir hierdurch das bereits in **Heft 2** der **„Heimat"** veröffentlichte Angebot des Kupferstiches:

Charles Roß, Holsteinischer Buchenwald.

(Kartongröße 95 × 73,5 cm, Bildgröße 58 × 43 cm; Ladenpreis 15 Mk.)

Durch das überaus freundliche Entgegenkommen der noch in Kiel lebenden Witwe des Künstlers sind wir in die angenehme Lage versetzt, das schöne Bild bei Versendung nach auswärts

für nur **3,80 M.** (einschließlich Verpackung und Porto),
in Kiel für nur **3,20 M.**

zu liefern.

Jedem Mitgliede steht der Bezug **eines** Exemplars zu. Die Bestellung kann nur durch unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56,** erfolgen, an den auch der Betrag nebst 5 **Pf.** Bestellgeld **im voraus** zu entrichten ist. Der Versand erfolgt durch die Kunsthandlung von Wilh Heucks Nachf. (Inh.: H. Kock) in Kiel, Holstenstr. 75 (s. Anzeige). Die Bestellungen werden in der Reihenfolge des Eingangs erledigt.

Da der uns zunächst zur Verfügung gestellte kleine Vorrat bereits vergriffen ist, der in Auftrag gegebene Neudruck aber einige Wochen in Anspruch nehmen wird, so bitten wir die geehrten Mitglieder, die bereits Bestellungen einsandten oder noch aufgeben werden, sich ein wenig zu gedulden und etwa **Anfang April** den Versand des Bildes zu erwarten.

Leider können wir unser Angebot nicht durch eine Abbildung unterstützen, erlauben uns aber, auf die Illustration in dem im Vereinsgebiete weit verbreiteten Werke **„Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild,"** S. 98, hinzuweisen.

Es sind bereits **120** Bestellungen eingegangen, doch hoffen wir, daß unsere Mitglieder von diesem seltenen Angebot noch weit mehr Gebrauch machen werden, und empfehlen angelegentlichst die baldige Einsendung der Bestellung.

Kiel, am 21. Februar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904.

Unter Hinweis auf die in **Heft 2** veröffentlichten Angaben sei hierdurch nochmals an **die baldige Einsendung der Jahresbeiträge** erinnert.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Eckernförde, Flensburg, Friedrichstadt, Hadersleben, Heide, Itzehoe, Kiel, Kiel-Gaarden, Marne, Meldorf, Neumühlen, Neumünster, Nortorf, Preetz und Schönkirchen übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Jahresbeiträge bestätigt.

Kiel, den 24. Februar 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

39 u. 40. Affeld, Atzeroth, Seminaristen, Ütersen. 41. Bolln, Postassistent, Kiel. 42. Frl. Brodersen, Plön. 43. Fick, Obersekretär, Altona. 44. Frohböse, Lehrer, Hamburg 19. 45. Göttsche, Seminarist, Ütersen. 46. Hecht, Lehrer, Kiel. 47. Dr. Heering, Altona. 48. Kalström, Lehrer, Hassee. 49. Kasch, Maurer, Hohenwestedt. 50. Klauß, Kaufmann, Kiel. 51 u. 52. Kreutzfeldt, Lange, Lehrer, Kiel. 53. Langfeldt. Hilfsschreiber, Hamburg. 54. Lassen, Seminarist, Tondern. 55. Levin, Bureaubeamter, Altona. 56. Neumann, Aktuar, Altona. 57. Nielsen, Altona-Ottensen. 58. Dr. med. Paulsen, Hamburg. 59. Peters, P. J., Lehrer, Hamburg 19. 60. Peters, Eisenbahnstations-Assistent, Gremsmühlen. 61. Philippsen, John, Altona. 62. Reese, Postassistent, Lunden. 63. Reimers, Bureaugehilfe, Hamburg. 64. Rickers, Lehrer, Kiel. 65. Ruhe, Oldesloe. 66. Sander, Ernst, Hamburg. 67. Schlör, Lehrer, Kiel-Wik. 68. Schnoor, Lehrer, Stellau. 69. Schöning, Kutscher, Altona. 70. Schüler, Postassistent, Kiel. 71. Selck, Kaufmann, Flensburg. 72. Theede, Architekt, Wellingdorf bei Kiel. 73. Vogel, Katharinenthal bei Mohrkirch-Osterholz. 74. Westphal, Postassistent, Schlutup. 75. Wulff, Lehrer, Kiel.

Zur Nachricht:

Für unsere diesjährige Generalversammlung, welche in der Pfingstwoche zu **Plön** tagen wird, nimmt der Unterzeichnete Anmeldungen auf Anträge, die Vereinsangelegenheiten usw. betreffend, auf Vorträge und Mitteilungen entgegen. Das Programm sollte gern im Aprilheft fertig vorliegen; rechtzeitige Anmeldungen sind darum dringend erwünscht.

Kiel, am 22. Februar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
Geibelallee 2. I. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Dithmarschens Sitten und Gebräuche
fanden eingehende Darstellung in
„**Die Heimat,**" Jahrgang 1896,
enthaltend: **Johnsen**, „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."
An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch **die Expedition.**

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 4. April 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

An die

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904

sei hierdurch nochmals erinnert. Die noch rückständigen Beiträge werden bei Versendung eines der folgenden Hefte durch **Nachnahme (2,75 M.)** erhoben werden.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Apenrade, Burg a. F., Flottbek, Rendsburg, Schleswig und Wandsbek übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Beiträge bestätigt.

Kiel, den 22. März 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Für unsere

diesjährige Generalversammlung in Plön

sind bis heute folgende Vorträge angemeldet worden:

1. **„Die Amateurphotographie im Dienste unserer Heimatkunde"** von Herrn Oberlehrer Dr. **Wieding** in Plön.
2. **„Ein botanischer Gang durch das hiesige Schloßgebiet"** von Herrn Rektor **Rohweder** in Plön.

Weitere Anmeldungen auf Vorträge und besonders auch auf kleinere Mitteilungen nimmt der Unterzeichnete gern entgegen.

Die Hauptversammlung findet am Mittwoch der Pfingstwoche, **25. Mai,** statt, voraussichtlich im Hotel „Zum Prinzen."

Der Vorabend wird die Plöner Bürger und Bürgerinnen mit ihren Gästen zu einem gemütlichen Beisammensein bei Rede, Gesang und Rezitation vereinigen. Der Tag selbst, für Wanderlustige eventuell auch der Donnerstag, wird gemeinschaftlichen Ausflügen in Plöns herrliche Umgebung gewidmet sein. Herr Direktor Dr. Zacharias hat sich in liebenswürdiger Weise dazu bereit erklärt, den Besuchern unserer Generalversammlung die von ihm geleitete „Biologische Anstalt" zu zeigen und denselben Funde aus hiesigen Gewässern in Wort und Bild und in natura vorzuführen.

Das Ortskomitee ist rüstig bei der Arbeit, den Gästen den Aufenthalt in Plön so angenehm und lehrreich wie nur möglich zu gestalten. Es besteht aus folgenden Herren: Lehrer Carstensen, Pastor Deetjen, Stadtrat Flenker, Stadtverordneter Göbel, Stadtverordneter Hinckelmann, Redakteur Kaven, Stadtverordneter Kleine, Rentner Kloppenburg, Stadtverordneter Krützfeld, Pastor Lamp, Stadtverordneter Möller, Zahnarzt Peters, Stadtverordneter Rathje, Oberlehrer Rieper, Rektor Rohweder, Oberlehrer Dr. Wieding, Stadtverordneter Zernitz.

Kiel, am 24. März 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
J. A.: Barfod.

Mitteilung.

Sympathiemittel gegen Zahnschmerzen. Im niederen Volk hat sich noch heute der abergläubische Brauch erhalten, Zahnschmerzen durch Sympathiemittel zu bekämpfen. Man nimmt einen Nagel, berührt den kranken Zahn damit und schlägt dann den Nagel in einen Baum ein, mit Vorliebe in eine Linde. Hierbei bedient man sich der folgenden Verse:

Nägel, ik klage dik,
Min Tän, de plaget mik,
In mik vergeit,
In dik besteit,
Dat et mik sin Lewe
Nich wedder angeit.

In Mölln i. L., in der Nähe der Milchzuckerfabrik „Germania," steht eine uralte Linde, deren Stamm mit zahlreichen Nägeln gespickt ist. Anscheinend handelt es sich hier um einen von altersher im Volke beliebten „Sympathiebaum."

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Vereinsgabe.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in Heft 2 und 3 des laufenden Jahrganges der „Heimat" sei hierdurch nochmals die Bestellung des Kupferstiches

Charles Roß, Holsteinischer Buchenwald

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Bisher sind **200** Bestellungen eingegangen, deren Erledigung in der nächsten Zeit bevorsteht.

Kiel, den 23. März 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**
J. A.: F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

76. Ahrens, Lehrer, Kiel. 77. Bull, Seminarist, Tondern. 78. Feddersen, Lehrer, Gr.-Flottbek. 79. Gröndahl, Lehrer, Kiel. 80. Dr. Haack, Oberlehrer, Altona. 81. Hahn, Kaufmann, Hamburg 30. 82. von Halle, Konsular-Aspirant, Kiel. 83. Haß, Hausmakler, Altona. 84. Frl. Heinze, Handarbeitslehrerin, Hamburg. 85. Hennings, Lehrer, Hamburg. 86. Lassen, Hamburg (Waisenhaus). 87. Lorenzen, Lehrer, Sarlhusen. 88. Lüthje, Wirtschafter, Hamburg. 89. Madsen, Hamburg-St. Georg. 90. Marxen, Stadtrat, Kolberg. 91. Dr. Paulsen, Hamburg I. 92. Stiftsdame Gräfin Agnes zu Reventlow, Kloster Preetz. 93. Frau Helene Roß, Kiel. 94. Schwab, Gärtner, Hamburg. 95. Stadtlaender, Direktor des Pestalozzistifts zu Hamburg.

Kiel, am 24. Mäzr 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 5. Mai 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

An die **Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904**

sei hierdurch nochmals erinnert. Bei Versendung des **Juni-Heftes** unserer „Heimat" werden die dann noch rückständigen Beiträge durch **Nachnahme (2,75 M.)** erhoben werden.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Altona, Ellerbek, Hamburg, Helgoland, Husum, Segeberg und Wesselburen übernommen hatten, wird hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Jahresbeiträge bestätigt.

Kiel, den 30. April 1904.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Vereinsgabe.

Unser Angebot des Kupferstiches nach dem Gemälde von Charles Roß

„Holsteinischer Buchenwald"

hat den erfreulichen Erfolg gehabt, daß bis heute **250** Exemplare auf Bestellung an unsere Mitglieder versandt worden sind.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in Heft 2 und 3 des laufenden Jahrganges der „Heimat" sehen wir weiteren Bestellungen noch bis zum **15. Mai** d. J. entgegen, **erachten alsdann diese Angelegenheit für abgeschlossen** und bemerken noch, daß ein eingerahmtes Exemplar des Bildes auf unserer Generalversammlung in Plön zur Ansicht ausgehängt wird.

Kiel, den 27. April 1904.

Der geschäftsführende Ausschuss.
J. A.: F. Lorentzen.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde!

14. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche, 25. Mai 1904,**

zu **Plön** im Hotel **„Zum Prinzen“** (Besitzer: Georg Jungk).

Tagesordnung:

I. Geschäftliches.
II. Vorträge (geordnet nach dem Zeitpunkt der Anmeldung):
1. **„Amateurphotographie unserer Heimat.“** (Ref.: Herr Oberl. Dr. **Wieding** in Plön).
2. **„Ein botanischer Gang durch das hiesige Schloßgebiet.“** (Ref.: Herr Rektor **Rohweder** in Plön.)
3. **Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter.“** (Ref.: Herr Professor **A. Kühn** in Eutin.)
4. **„Alt-Ellerbek.“** (Ref.: Herr Architekt Theede in Wellingdorf bei Kiel.)

Über die Reihenfolge der Vorträge entscheidet die Versammlung.

III. Mitteilungen aus der Versammlung.

Dienstag den 24. Mai.

(Empfang der Gäste durch den Wohnungsausschuß am Bahnhof zu Plön von 11 Uhr an. Die Herren des Wohnungsausschusses tragen eine Schleife mit schleswig-holsteinischen Farben. Diejenigen Herrschaften, welche nicht selber Wohnung (Hotel-Logis) hier sich besorgen wollen, werden gebeten, sich bis zum 20. Mai bei Herrn Rektor **Rohweder** in Plön melden zu wollen.)

Besichtigung des Schloßgartens, der großen Insel und der Bieberhöhe. Abmarsch: 2 Uhr vom Hotel „Zum Prinzen.“

Kommers im Hotel „Zum Prinzen“: Beginn 8^{30}. Programm: Lichtbilder (u. a. schleswig-holsteinische Landschaftsbilder), vorgeführt von Herrn Theodor Möller-Kiel. Gesangsvorträge der Plöner Liedertafel. — Rezitationen des beliebten plattdeutschen Rezitators Herrn Oberrealschullehrer Fritz Wischer-Kiel.

Mittwoch den 25. Mai.

8 Uhr Morgens: **Besichtigung** der Altstädter Kirche, der Schloßkapelle, der Neustädter Kirche und des Gymnasiums. (Sammelpunkt: Hotel „Zum Prinzen.“)
10 Uhr: **Hauptversammlung** im Hotel „Zum Prinzen.“ (S. die Tagesordnung!)
1½ Uhr: **Festessen** (Gedeck 3 ℳ.) im Hotel „Zum Prinzen.“
4½ Uhr: a. Bahnfahrt nach **Ascheberg,** Besichtigung des Schlosses und des Parks unter Führung der Herren Dr. Wieding und Pastor Lamp. b. Dampferfahrt nach **Bosau:** Besichtigung der Vicelin-Kirche unter Führung des Herrn Pastors Piening-Bosau, der auch einen historischen Vortrag über dieselbe halten wird.
8 Uhr: **Geselliges Beisammensein** in Plön (Langes Anlagen).

Donnerstag den 26. Mai.

Fußpartie um den Trammer See über Eulenkrug. Abmarsch: 9 Uhr vom Hotel „Zum Prinzen.“

Anmerkungen: 1. Sollte Herr Dr. O. Zacharias bis zu den Tagen unserer Generalversammlung von seiner italienischen Reise zurückgekehrt sein, so wird den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, die biologische Anstalt zu besichtigen.

2. Während der Tage unserer Generalversammlung steht den Mitgliedern und Gästen die **Ausstellung im Knabenschulhaus** unentgeltlich offen. Wir empfehlen dringend den Besuch derselben. Die Ausstellungsgegenstände sind nach folgenden Gesichtspunkten ausgewählt worden: Bilderwerke (a. historische, Plön und Umgegend betreffend; b. Landschaftsbilder aus Schleswig-Holstein; Aufnahmen aus dem Prinzenhause). — Hausratsachen mit besonderer Berücksichtigung der Plöner Innungen und Gilden. — Siegel, Wappen und Petschafte, Diplome, Urkunden, Münzen, Medaillen. — Prähistorische Gegenstände, besonders aus den Wendengräbern von Eleveetz. — Botanische Seltenheiten aus Plöns Umgegend.

3. Verkehrstabelle: Ankunft von Kiel bezw. Abfahrt nach Lübeck:
8^{36}, 11^{23}, 2^{10}, 3^{41} (D), 4^{06}, 7^{06}, 10^{51}.
(Von Neumünster dieselben Zeiten, außerdem 7^{59}).
Abfahrt nach Kiel bezw. Ankunft von Lübeck:
6^{01}, 9^{05}, 11^{21}, 1^{50}, 4^{35}, 6 (D), 7^{35}, 10^{31}.

Um zahlreiches Erscheinen unserer Mitglieder und Gäste, ganz besonders auch der geehrten Bewohner Plöns und Umgegend, bitten

das Ortskomitee und **der geschäftsführende Ausschuss.**

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 6. Juni 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Bücherschau.

1. **Dreiundvierzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel,** herausgegeben von J. Mestorf. Kiel 1904. — Der vorliegende Bericht gibt eine Übersicht über die Tätigkeit des Museums in den letzten vier Jahren. Für den leider zu früh verstorbenen Dr. Splieth sind Dr. Knorr und Kustos Rothmann eingetreten als Beamte des Museums, dessen Leitung Frl. Prof. J. Mestorf führt. Das Museum hat seit 1900 viele wertvolle Bereicherungen durch Kauf, Schenkung und Ausgrabung erhalten. Hervorzuheben sind die Fundsachen aus den Steinaltergräbern zu Hemmelmark, welche von Sr. Königlichen Hoheit Prinz Heinrich von Preußen geschenkt wurden. Deponiert sind im Museum die beiden Runensteine, welche früher im Schloßpark zu Louisenlund standen. Von großer Wichtigkeit sind die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Oldenburg bei Schleswig, welche den sicheren Beweis von dem Vorhandensein einer langjährigen alten Ansiedelung erbringen. Die planmäßige, systematische Fortsetzung dieser Ausgrabungen wird wahrscheinlich noch viel Interessantes bringen. — Als Anhang ist eine Abhandlung angefügt: „Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde." In dem geologischen Teile schildert Dr. Weber (Bremen) die Schichtungen der Fundstätte bei Ellerbek, deren Lagerungen es erkennen lassen, daß die Kieler Föhrde einst ein Süßwasserbecken war, welches erst später mit dem Meer in Berührung kam. Sodann beschreibt Frl. Professor Mestorf die Funde und deren Geschichte. Illustrationen zeigen die bearbeiteten Hirschgeweihe und Flintsteine, auch Scherben von Gefäßen. Es wird auf die Ähnlichkeit mit dänischen Funden hingewiesen und eine Untersuchung über das Alter angestellt. — Im Interesse einer planmäßigen Erforschung der Vorgeschichte unserer Heimat ist es wünschenswert, daß die Freunde des Museums auf jeden Fund an Steinsachen, Urnen, Bronzen und Münzen aufmerksam machen. Nicht der Fund selbst ist die Hauptsache; bisweilen kann eine Tonscherbe mehr Wert haben als eine Goldsache. Erst durch

die Fundgeschichte, die genaue Kunde über die Lage des Fundes und durch die sachgemäße Hebung gewinnt ein Fund wissenschaftlichen Wert. Mögen die Leser der „Heimat" dazu mithelfen, daß durch rechtzeitige Benachrichtigung des Museums dieser Wert gerettet wird. J.

2. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 33. Kiel 1904. Inhalt: Dr. Detlefsen, Geschichte des Kirchspiels Herzhorn, zugleich ein Beitrag zur Kenntnis des „hollischen" Rechtes. — Professor Dr. R. Hansen, Zur Geschichte der Besiedelung Dithmarschens. — Bürgermeister Kinder, Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg in Plön 1777—1823. — Dr. Baasch, Johann Heinrich Müller, der hamburgische Bevollmächtigte in Helgoland 1770—94. — Chr. Kock, Eckernfördes Notlage zur Zeit des nordischen Krieges. — A. zu Rantzau-Breitenburg, Aus dem Pronstorfer Gutsarchiv. — H. K. Eggers, Die Steinmannschen Stiftungen, ihre Begründer und deren Familien. — P. v. Hedemann, Fragen der älteren Verwaltungsgeschichte. — Prof. Dr. Volquardsen, Über die Ereignisse des Jahres 1721 in schleswigscher Geschichte. — Nachrichten über die Gesellschaft.

3. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Register zu Band 21—30 von Dr. Karl Friese in Berlin.

Den Mitgliedern der Gesellschaft werden beide Publikationen ohne Kosten zugestellt. Der Jahresbeitrag ist 6 M.; Neuanmeldungen sind an Herrn Landesrat Mohr in Kiel zu richten. J.

4. **Adolf Paul: Die Madonna mit dem Rosenbusch.** Verlag von A. Janßen in Hamburg. — In einem prächtigen, sehr geschmackvollen Einbande präsentiert sich dieser Roman. Der Verfasser (soviel ich weiß, ein Finnländer) schildert Leben und Treiben in der Stadt Lübeck zu der Zeit, als Jürgen Wullenweber den hohen Rat absetzte und sich selbst als Führer proklamierte. Alle Scenen, die uns Kampf und Streit jener Tage vor Augen führen: das Pfaffentum, die neue Lehre, die Schiffergilde u. v. a. sind von großem Reiz und entschädigen für die eigentliche Erzählung, die von all diesen Geschehnissen verdunkelt wird. W. L.

Verschollene Adressen.

Von folgenden Adressen kam die „Heimat" als unbestellbar zurück:

Arp, Lehrer, Eckernförde, Steindamm.
Dau, Kantor, Kiel.
Dreeßen, Zeichner, früher Berlin, jetzt Kiel.
Göke, Gaarden-Kiel.
Hansen, Referendar, Apenrade.
Just, Lehrer, Hamburg-Eimsbüttel, Eppendorfer Weg 14.
Kühl, Apotheker, Preetz.
Lante, Lehrer, Hamburg-Borgfelde, Bürgerweide.
Schüler, Postassist., Kiel, verzogen n. Berlin.
Sievers, Pahlen b. Pahlhude.
Spence, John, Altona, Allee 81/3.
Sturm, J., Gastwirt, Altona, Gr. Bergstraße.
Wohler, G., Gärtner, Wik b. Kiel.
Zelk, M., Lehrer, Hamburg-Uhlenhorst, Heinrich Hertzstr. 125.

Damit diese Mitglieder unserm Verein erhalten bleiben, bitte ich, mir Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt der betreffenden Herren zu erteilen; die „Heimat" wird denselben alsdann sofort nachgesandt.

Kiel, am 26. April 1904.
Geibelallee 2 II.

Der Schriftführer und Expedient:
H. Barfod.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

96. Bauer, Landmann und Bauernvogt, Neu-Heikendorf. 97. Blöcker, Zolldirektionssekretär, Altona. 98. Borß, Gerichtssekretär, Altona. 99. Brandt, Lehrer und Organist, Gr.-Berkenthin. 100. Burmeister, Lehrer, Neu-Heikendorf. 101. Christensen, Postassistent, Kiel. 102. Claußen, Kaufmann, Kiel. 103. Davids, Postassistent, Kiel. 104. Drewes, Lehrer, Hademarschen. 105. Goos, Seminarist, Hadersleben. 106. Hansen, Kaufmann, Flensburg. 107. Hansen, Lehrer, Kiel. 108. Hartmann, Lehrer, Hamburg. 109. Heesch, Lehrer, Stampe b. Kiel 110. Hennings, Direktor der Baltischen Mühlengesellschaft, Kiel. 111. Hübsch, Matthias, Flensburg. 112. Johnsen, Pastor, Adelby b. Flensburg. 113. Kaven, Redakteur, Plön 114. Landgrebe, Oberlehrer, Kiel. 115. Madsen, Hamburg, Nagelsweg 7. 116. Möding, Hauptpastor, Lütjenburg. 117. Dr. Mühlau, Oberlehrer, Neumünster. 118. Piepenbrink, Apotheker, Poppenbüttel 119. Schartau, Gutspächter, Booknis. 120. Scheel, Brauereibesitzer, Pinneberg. 121. Sieveking, Justizrat, Altona. 122. Snethlage, Oberlehrer, Plön. 123. Stuhr, Maler, Lehrer an der Kunstgewerbeschule, Altona. 124. Wilken, Lehrer, Söhren b Segeberg.

Kiel, am 26. April 1904.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Historische Landeshalle zu Kiel
(Gartenstraße).
Gratis geöffnet: Sonntags 11—1 Uhr.
Näheres beim Schriftführer,
Direktor **Rosenkranz.**

Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel
(Burgstraße, neben dem Schlosse).
Gratis geöffnet:
Sonntag, Mittwoch, Sonnabend 11—1 Uhr.
Außerhalb dieser Zeit nach Anmeldung beim Museumsdiener.

Dithmarschens Sitten und Gebräuche

fanden eingehende Darstellung in **„Die Heimat,"** Jahrgang 1896, enthaltend: **Johnsen,** „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."

An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch **die Expedition.**

Schriftführer und Expedient: Lehrer **Barfod**, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 7. Juli 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Mitteilungen.

1. **Unkel Beeck 3. De häböken Busch.** Een Arnweder weer dat, so schön, as dat sit Johren al nich mehr west weer. Keen Wulk an 'n Häwen! Awer, de Buren harrn dat liker bannig hild. Denn wenn de lütt Fru mit ehren Sünnenschirm ok ut dat lütt Gehüs ruterspazeert is, un wenn dat Wederglas ok noch so hoch steit — wu licht kann 't Weder ümslan! Dat wüß ok Bur Muus, un wenn dat een in de Arn hild harr, dennso weer he dat. Wat dat Tüg man hollen wull, mößen de Peer lopen. Awer, wat sett' dat för 'n Stoff af, wenn he mit so 'n Föhr Kurn lank dat Dörp sus' dörch den depen losen Melm. Unkel Beeck sitt vör sin Kaat un süht, wu dat stöwen deit. Miteens ward he sik grinen — em schütt wat dörch 'n Kopp. Em lett de Saak nich rohn un soglik perrt he mol na sinen ollen Fründ henlank, de af un an ok bannig Langwil harr. „Du Hannes,“ seggt he to em, „du möß mi helpen.“ „Wenn ik kann, worüm nich?“ „God! Dann stell di morgen middag so Klock hen to elwen an dissen Weg, günt bi dat irst Hecklock up.“ „Un dann?“ „Dann süsst du to, dat du Bur Muus 'n Ogenblick in 'n Snack uphölst, wenn he mit 'n vull Föhr Weiten rannerjagen kümmt.“ „Bur Muus?“ „Du krigst dat trächt, Hannes, du büs ok nich von gistern. Also, afmaakt!“ — Den annern Dag is dat wedder 'n glännige Hitt. Unkel Beeck awer is dat grad so recht. De Klock geit up elwen. Hannes steit al up sinen Posten un Unkel Beeck slikt sik mit 'n groten häböken Busch achtern Knick lang, na 't Hecklock ran. Bur Muus lett nich lang up sik töwen. In vullen Karriehr kümmt he mit 'n hoch Föhr Weiten rannerjagt. He is al dicht bi 't Hecklock, dunn winkt Hannes un röpt em recht lut to: „Bur Muus, een Wurd! Du häß dat jo bannig hild!“ „Na, wat gift 't denn?“ fragt de Bur, de nu richtig hölt, „min Tid is wat knapp bemeten.“ „Häst al hürt: Bur Voß will dat achteinst Kurn döscht hewwen!“ „Dat achteinst? Is de Möglichkeit! Dennso weeren de Utsichten jo gornich so slecht!“ Middewil hett Unkel Beeck den groten häböken Busch richtig innen Reep achtern Wagen tüdert. „Jü!“ segg nu de Bur un lett de Peer mächtig in't Geschirr gahn. Junge, wat segt de Busch achtern Wagen lank un wu wöhlt he den Melm up! „Sühst wull,“ lach Unkel Beeck, „keen Kurnwag is mehr to sehn!“ As 'n dicht Wulk stigg de Melm tohöcht un legg sik dick äwer dat ganze Dörp. De Burfrugens kamt ut 'n Hus ruter lopen un glöwt, dat Dörp dat brennt. Bur

Muus hett keen Ahnung, dat he dat Dörp in Upregung bröcht hett. — As he mit dat Föhr Weiten na de Del ruppe föhrt, fragt em de Knecht verwunnert: „Wat bringt de Här denn nu mit? He hett ja al 'n groten Busch achtern Wagen!" Nu awer güng den Buren 'n Licht up. Nu wüß he genau, wat dat mit dat achteinst Kurn up sik harr un ok wer bi dat Stück stark mit bedeligt west weer.

Lübeck. L. Stüve.

2. **Spottlieder der Handwerker.**

Schusterspruch.

Mandag is 'n Sündag sin broer,
Dingsdag geit de Schoknecht ut 'n doer,
Mirweken kümt he weller,
Dunnersdag koft he leller,
Fridag snit he to,
Sünnaben makt he Scho.

Hochdeutsch erscheinen die Verse in folgender Fassung:

Montag ist Sonntags Bruder,
Dienstag liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Hamburg-Hamm.
Donnerstag kommen sie weder,
Freitag schneiden sie zu,
Samstags machen sie Pantoffel und Schuh.

Spottlied auf den Nagelschmied.

Lot us noch ens sengen
dat aule, aule led
van dem versopenen
nagelschmed.
On wenn vi dat gesongen hant,
dann fangen vi we'er van vören an:
lot us noch ens sengen usw. ohne Ende.

Robert Körner.

3. **Die alten Glocken der Heiligenhafener Kirche.** Im Anfange des Jahres 1902 erhielt unsere Kirche ein neues Gußstahl-Dreiklang-Geläute aus der Fabrik des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation. Die drei vorhandenen Glocken, die teilweise sehr hübsche Verzierungen zeigten, wurden mit in Zahlung gegeben und sind jetzt jedenfalls schon eingeschmolzen. Die größte derselben war laut des Kirchenackerbuches von 1569 zuerst 13 Schiffpfund (3640 Pfund schwer, wurde 1606 in Lübeck umgegossen mit einem Kostenaufwande von 550 Reichstalern (1237½ M.) und war dabei 19 Schiffpfund (5320 Pfund) schwer geworden. 1725 wieder umgegossen, war sie nur 12 Schiffpfd. 10 Liespfd. 10 Pfd. (3510 Pfd.) schwer, aber von schöner Form und nach einem Bericht aus dem Jahre 1840 einst von wunderschönem Klange, wie die ältesten Mitglieder der Gemeinde sich mit Wehmut entsinnen. Im Jahre 1791 ist sie 14 Zoll lang, im Jahre 1806 bis oben hin gespalten, so daß sie seit der Zeit stumm im Turme hing. Die Ursache des Spaltens war unvorsichtige Behandlung, wahrscheinlich die Dehnung des erneuerten, den Schläger tragenden Riemens. Die Inschrift lautete: Sub regimine pacifico pio ac mansueto Friederici IV. Danorum regis clementissimi me diffissam reconcinnari curavit ecclesia sacra portuensis authoritate Antonii Guntheri Hanneken status regii consiliarii ac praetecti Segebergensis et M. Christianii Theodorii Haberkorn praepositi Segebergensis anno 1725 opera Laurentz Strahlborn. (Unter der friedlichen, frommen und sanften Regierung Friedrich IV., des gnädigsten Königs der Dänen, hat die Kirche Heiligenhafens Sorge getragen, daß ich Zerspaltene wieder ausgebessert würde auf Veranlassung des Anton Hanneken, Königlicher Staatsrat und Amtmann in Segeberg, und des M. Christian Theodor Haberkorn, Präpositus (Propst) in Segeberg im Jahre 1725, eine Arbeit des Laurentz Strahlborn. — Die der Größe nach zweite Glocke war 1556 neu gegossen und 5 Schiffpfd. 7 Liespfd. (1498 Pfd.) schwer. 1563 wurde sie umgegossen und hatte nun ein Gewicht von 7 Schiffpfd. 15 Liespfd. (2170 Pfd.) Im Jahre 1726 wurde sie wieder umgegossen, wobei sie 4 Liespfd. (56 Pfd.) an Gewicht verlor. Ihre Inschrift lautete: Media ego simul cum maxima sororum a vitio primae conflationis sum repurgata anno 1726 in sacro portu Theodoro Henrico von Eynem pastore Johanne Möllenhoff diacono Gregorio Rathken consule Peter Kark Claus Wittrock Hans Hinrich Klüver Jochim Friedrich Schuster senatoribus Johan Wittrock Johann Christopher Flohr ecclesiae juratis opera Laurentz Strahlborn. (Ich, die mittlere, bin gleichzeitig mit der größten der Schwestern von dem Fehler des ersten Umschmelzens wieder gereinigt worden im Jahre 1726 in Heiligenhafen als Theodor Heinrich von Eynen Pastor, Johannes Möllenhoff Diakonus, Gregor Rathken Konsul (Bürgermeister), Peter Kark, Claus Wittrock, Hans Hinrich Klüver, Jochim Friedrich Schuster Senatoren und Johann Wittrock und Johann Christopher Flohr Kirchenjuraten (Kirchenältesten) waren — eine Arbeit des Laurentz Strahlborn. — Die dritte und kleinste Glocke war schon 1553 gegossen worden und bis 1902 völlig unversehrt, obgleich sie am häufigsten geläutet wurde und auch bis zu der vor einigen Jahren erfolgten Anschaffung einer neuen Turmuhr der Hammer der alten Uhr an sie schlug. Auf dieser Glocke las man folgende Inschrift: Verbum domini manet in eternum. Anno domini 1553. Christian Middeldorp me fecit. (Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit. Im Jahre des Herrn 1553. Christian Middeldorp hat mich gemacht.)

Heiligenhafen. W. H. Becker.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

125. Babbe, Lehrer, Plön. 126. Braack, Hasselburg b. Selent. 127. Cremer, Pastor, Potsdam. 128. Dost, Beamter, Hamburg, Waisenhaus. 129. Gripp, Landes-Bauinspektor, Plön. 130. Habermann, Buchhandlungsgehilfe, Altona. 131. Herrmann, Beamter, Hamburg 21, Waisenhaus. 132. Lubiz, Gärtner, Altona. 133. Mebius, Fabrikant, Altona. 134. Dr. med. Nicolas, Direktions-Badearzt, Westerland a. Sylt. 135. v. Pein, Tierarzt, Oldenburg. 136—154. Seminaristen: Bachmann, Braack, Bruhn, Chr. Clausen, Th. Clausen, Hagge, Lindschau, Münkel, Chr. Rathje, H. Rathje, Rathjen, Reimers, Roos, F. Schmidt, Schween, Sieben, Sinn, Stäcker, Wittmaack — Eckernförde-Borby. 155. Sierck, Vaalermoor b. Burg i. D. 156. Soltau, Hofbesitzer, Jenfeld b. Alt-Rahlstedt.

Der Bericht über unsere Plöner Generalversammlung erscheint im Augustheft.

Kiel, am 23. Juni 1904.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Anzeigen.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 8. August 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Am 14. d. M. starb nach kurzem Krankenlager unser langjähriges Ehrenmitglied
Dr. phil. **Paul Buttel**, Seminar-Oberlehrer a. D.
Einer berufeneren Feder als der meinigen wird es überlassen bleiben, des Dahingeschiedenen Verdienste um unsere Landeskunde zu würdigen.

Am Sonnabend dem 16. Juli haben wir die sterbliche Hülle des einst so berühmten Schulmannes auf Segebergs Gottesacker beigesetzt. Sein Geist wird namentlich unter seinen ehemaligen Schülern gewiß noch lange lebendig bleiben.

Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses hat der Unterzeichnete einen Kranz mit blau-weiß-roter Schleife an der Bahre unseres Ehrenmitgliedes niedergelegt. Soeben erhalte ich von der trauernden Familie den besonderen Auftrag, dem Verein für die Ehrung des teuren Entschlafenen den herzlichen Dank der Hinterbliebenen zu übermitteln.

Schleswig-Holsteins Erde birgt einen treuen Freund unseres Landes, in dessen Dienst er fast vierzig Jahre mit seltener Treue seines Amtes gewaltet hat. Er ruhe in Frieden!

Kiel, am 20. Juli 1904. I. A.: **Barfod.**

Mitteilung.

Die drei Lilien.

1. Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab.
   Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.
2. Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien stehn,
   sie soll ja mein feines Liebchen noch einmal sehn.
3. Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot;
   dann begraben mich die Leute ums Morgenrot.

In dieser Fassung steht das beliebte Studentenlied unter Nr. 283 von „Schauenburgs allgem. Deutschem Kommersbuch.“ In „Ulmer, Liederbuch“ 1883 hat das in ganz Deutschland verbreitete Volkslied 10 Strophen; die obigen Strophen bestehen bereits, aber in der Reihenfolge: Und sterbe ich (7), Drei Lilien (9), Ach Reitersmann (10). Das 3strophige, oben abgedruckte Lilienlied wurde zuerst von Heidelberger und Jenenser Studenten um das Jahr 1880 gesungen, wie Hoffmann von Fallersleben, „Unsere volkstümlichen Lieder“

(4. Aufl. 1900) S. 62 berichtet. In dem 1843 von Brauns herausgegebenen Liederbuch für Studenten und in „Erk und Böhme, Liederhort II" S. 542 ist das Lied bereits enthalten. Einige Strophen dieses Liedes in etwas anderer Form sind im Wunderhorn, abgedruckt nach einem fliegenden Blatte um 1790. Vor dieser Zeit scheint das Lied nirgends nachgewiesen zu sein. Wahrscheinlich stammen die Verse jedoch bereits aus dem 16. Jahrhundert, was mir aus folgendem hervorzugehen scheint: In der Hamburger Stadtbibliothek befindet sich das Buch: „Ein sehr schön christlich vnd andechtig bedebook. Gedrücket tho Schleßwig dorch Nicolaum Wegener 1593, in vorlegginge Laurentz Albrechts, bookförer tho Lübeck. 8°. Auf der Hinterseite dieses Buches stehen die handschriftlichen Verse:

Vyrgilyuß van Hollen is myne nam; Als yck sterve, so byn ick dot,
De anders ßecht, de lucht dar an. So begraft my onder di roßen rodt.

Die Ähnlichkeit mit dem 3. Vers des Lilienliedes ist unverkennbar.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

157. Brockstedt, Hufner, Blumenthal b. Voorde. 158. Bruhn, Gastwirt, Voorde. 159. Claussen, Gerichtsvollzieher, Kiel. 160. Hartz, Hufner, Blumenthal b. Voorde. 161. Jensen, Lehrer, Wilster. 162. Otto, Kgl. Förster, Forsthaus Sören b. Bordesholm. 163. H. Nehlsen, Hufner, 164. J. Chr. Nehlsen, Hufner, 165. Schlotfeldt, Hufner, sämtlich in Blumenthal b. Voorde. 166. Dr. jur. Tetens, Syndikus der Handelskammer, Bremen. 167. Wichert, Bruno, Hannover. 168. Wriedt, Tierarzt, Schönhorst b. Voorde.

Zur Nachricht:

1. Unter den obengenannten 12 neuen Mitgliedern sind allein 8 innerhalb ganz kurzer Zeit durch die tatkräftige Werbung eines für unsere Monatsschrift lebhaft interessierten Landmannes in Blumenthal b. Voorde unserm Verein zugeführt worden. Möchte es an edler Nacheiferung auch anderorts nicht fehlen! Probehefte stehen für eine einigermaßen Erfolg verheißende Werbetätigkeit zur Verfügung.
2. Die Adresse des Unterzeichneten lautet bis zum 20. August: Süderheistedt b. Heide.
3. Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten in der Zustellung der „Heimat," Adressenänderung (in Städten auch unbedingt der Wohnungswechsel) sind dem Unterzeichneten sofort zu melden; denn nur also wird die Expedition angesichts unserer großen, dazu stets wachsenden Mitgliederzahl in die Lage gesetzt, ihre Obliegenheit sofort und sicher zu erfüllen.

Kiel, am 20. Juli 1904. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Perle der ostholst. Schweiz
Beliebtester Ausflugsort
von Vereinen u. Korporationen.



Klimatischer Kurort und
Sommerfrische.
Wohnsitz d. Kais. Prinzen.

Station der Kiel-Lübecker Eisenbahn. — Haltestelle des D-Zuges Kiel-Berlin.

Von Hamburg in beiden Richtungen in 2 Stunden zu erreichen.

Für Vereine besonders empfehlenswerte Hôtels: **„Zum Prinzen"** (am Schwanensee), **„Stadt Hamburg"** (am großen Plöner See), **„Zur Post"** (am Fuße des Schloßberges), **„Lange's Anlagen"** (mit großem Garten am Fuße des Parnaß), **„Seegarten"** (am großen Plöner See — Badeanstalt). **Billigste Preise in Hôtels wie Privatpensionen.**

Unentgeltliche Auskunft durch:
Verein zur Förderung des Fremden-Verkehrs.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat
von Robert Cordes, Kiel
erwarb die Restvorräte und empfiehlt, baldige Preiserhöhung vorbehaltend:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, große Ausgabe, statt *M.* 18.— für *M.* 9.—.

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt *M.* 3.— für *M.* 1.50.

Kauf-Gesuch.

Wer verkauft mir **„Die Heimat"** Jahrg. 1892 und 1895? — Ich kaufe ferner: **alte Briefe, alte Handschriften** aller Art und erbitte gefl. Angebote.

C. V. E. Björkman, Lübeck,
Breitestr. 34.



Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein

liefert Mineralsammlungen in jeder Preislage und ergänzt vorhandene Bestände.

Erdöl (Rohpetroleum) aus der „Hölle" bei **Heide** (neueste Bohrung) in Flaschen à 20 und 40 Pf.

Prähistorische Steinwaffen werden gegen Mineralien in **Tausch** genommen.

Kiel, Geibelallee 2II. **Barfod.**

Citronensaft

aus **frischen Früchten für Haus- und Kurgebrauch, garantiert haltbar.**
1/1 Liter-Fl. 2.50, 1/3 Liter-Fl. 1 *M.*, Probe 50 *ℌ*.

Lemon squash

aus natürlichem Citronensaft und Fruchtzucker zur sofortigen Bereitung bester

Citronen-Limonade

1/1 Fl. *M.* 1.50, 1/2 Fl. *M.* 0.80 bei

J. Klauß, Kiel,
Holstenstraße 50.

„Nerthus"

Illustrierte Zeitschrift

für
volkstümliche Naturkunde,
für Liebhaber von **Aquarien u. Terrarien,** von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, für Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte.

Gratis-Tauschorgan
für naturwissenschaftliche Sammler.

Herausgegeben von
Heinrich Barfod in **Kiel.**
Erscheint jeden zweiten Sonntag.
Vierteljährlich *M.* **1,25.**

In allen Buchhandlungen und bei der Post unter Nr. 5328. Direkt vom Verlage bezogen erhöht sich der Preis um jährl. 1 *M.*

Mitglieder der „Heimat" können die „Nerthus" durch Vermittelung des Schriftführers — Herrn **Barfod, Kiel,** Geibelallee 2 — für **4** (statt 5) Mark beziehen.

Verlag: **Chr. Adolff, Altona-Ottensen,**
Arnoldstraße 6.

Schriftführer und Expedient: Lehrer **Barfod, Kiel.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 9. September 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Mitteilungen.

1. **Eine neue Deutung des Wortes Hansa** gibt der Breslauer Germanist Professor Colmar Schaube in der Festschrift des germanistischen Seminars zu Breslau. (Leipzig, Teubner.) Nach dieser Aufstellung bedeutet Hansa ursprünglich nicht Handelsgenossenschaft, sondern vielmehr die Handelsabgabe, die von den Kaufleuten beim Eintritt in die Kaufmannsgilde erhoben wurde. Schaube bringt für seine Ansicht ein ungemein reichhaltiges Material bei. So heißt es in einem Privileg, das im Jahre 1127 Herzog Wilhelm von der Normandie den Bürgern von St Omer in Französisch-Flandern gab, daß die Bürger dieser Stadt, wenn sie zu Handelsgeschäften nach den kaiserlichen Ländern reisten, keine Hansa zu entrichten haben sollten. Eine Kaufmannsgilde bestand damals auch schon in dieser Stadt, aber sie führte damals stets nur den Namen einer gilda mercatoria. Der Name Hansa kommt dafür erst in den französisch abgefaßten Statuten aus dem dreizehnten Jahrhundert vor. Der gleiche Sachverhalt ist für die meisten handeltreibenden Städte Hollands und Flanderns nachweisbar, so in Gent, Antwerpen, Groningen, Dordrecht, Middelburg und vielen anderen. Den Bürgern von Lübeck gewährte im Jahre 1188 Kaiser Friedrich I. Verkehrsfreiheit im ganzen Herzogtum Sachsen und fremden Kaufleuten in Lübeck ohne Entrichtung von Zoll und Hansa; in einer Urkunde des Erzbischofs von Köln vom Jahre 1259, worin dieser Kölns Stapelrecht bestätigt, wird ein altes, als Hanse bezeichnetes Recht erwähnt, demzufolge jeder Bürger der Stadt einen fremden Kaufmann, der dem Stapelrecht Kölns zuwiderhandelte, ergreifen und strafen konnte. Auch nach Frankreich und nach Mittel- und Oberdeutschland ist das Wort vorgedrungen, es findet sich unter anderem in Regensburg, Wien und Steiermark. Im Französichen bedeutet hancer: gegen Zahlung der Hanse ein Handelsrecht — später überhaupt ein Recht — erhalten oder verleihen; insbesondere ist in passivischem Sinne hancé (ein Gehanster) jemand, der gegen Leistung der Abgabe in das damit verbundene Recht aufgenommen ist. Mit dieser Abgabe hängt das Amt der Hansgrafen als der Beamten zusammen, die mit der Erhebung und Verwaltung dieser Abgabe betraut waren; sie begegnen uns zuerst in den Statuten der Stadt Lille vom Jahre 1235 und wurden aus dem bezeichneten Amt in der Folge zu den städtischen Kämmerern und Schatzmeistern der Städte überhaupt. In Bremen soll dieses Hansgrafenamt, allerdings mit geänderten Befugnissen, bis zum Jahre 1879 bestanden haben. Daß es nicht den Vorsteher der Hansagenossenschaft

bedeutet, geht nach Schaube unzweideutig aus seinem Material hervor, indem unter 13 verschiedenen Orten oder Gegenden, wo ein Hansgraf erwähnt wird, er zwölfmal nicht der Vorsteher einer solchen Genossenschaft ist. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zuerst bei der nach England handeltreibenden Genossenschaft der flandrischen Städte, kommt der Name Hansa im Sinne von Handelsgenossenschaft auf.

2. **Können die Tiere zählen?** Es muß interessieren, festzustellen, ob die Tiere Zahlvorstellungen haben oder nicht, und wenn, wie weit sie etwa gehen. Der Unterzeichnete legt Wert auf eine Erörterung dieser Frage von dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Zahlbegriffe innerhalb der Menschheit aus. Sie dürfte aber auch an sich schon des Wertvollen und Fesselnden genug bieten. — Da die „Heimat" sich auch eine Erforschung des heimatlichen Tierlebens zur Aufgabe gestellt hat, so habe ich geglaubt, eben nicht an eine falsche Tür zu klopfen, wenn ich für obige Frage Einlaß in diese Zeitschrift erbitte. Zugleich hielt ich die „Heimat" für geeigneter als etwa ein Schulblatt, da einmal das Lesepublikum der Heimat nach Berufsarten mannigfaltiger ist und zugleich der Natur näher stehen dürfte als dasjenige eines Blattes allein für Lehrer. — Darf ich nun noch einige Beispiele herausgreifen. Wissen Tiere, die zwei Junge haben, wie etwa Tauben und Schafe, wenn ihnen eins fehlt? Wie steht es mit solchen, die viele Junge haben, wie etwa Hühner, Enten, Gänse, Katzen, Hunde, Kaninchen usw.? Wissen diese, wenn ihnen welche fehlen? (M. E. wissen sie es nicht.) Wie steht es, wenn sie etwa nur 2—4 Junge haben, was ja auch vorkommt? Wie ist es mit Tieren, die eine mittlere Zahl von Jungen haben, wie das bei vielen Vögeln so ist? Was hat man in dieser Hinsicht für Erfahrungen gemacht mit Pferden oder andern Haustieren, etwa Hunden? Was mit Wild und etwa dem Fuchs? Hier werden die Herren Jäger Auskunft geben können; aber, bitte, keine Jagd- und Dackelgeschichten! Wie steht es mit der weit verbreiteten Geschichte von der Krähe, die ich z. B. in einem ethnographischen Werk nebenbei so erzählt finde: „Wenn zwei Jäger in eine Hütte getreten sind und nur einer wieder hervorkommt, so läßt sich die Krähe durch keinen Köder in die Nähe locken; dasselbe geschieht, wenn drei eintreten und nur zwei wieder herauskommen usw., bis die Zahl der Jäger so groß geworden ist, daß sie den arithmetischen Horizont der Krähe übersteigt." Ich erinnere, daß meine Mutter, von der ich als Kind schon die Geschichte erzählen hörte, die hier offen gelassene Grenze mit fünf oder sieben setzte. Sie erzählte diese Geschichte übrigens von der Elster und pflegte hinzuzufügen: „So weit kann die Elster zählen; darüber weiß sie es nicht mehr." Ist irgend etwas Wahres an diesen und ähnlichen Erzählungen? — Die geehrten Leser sehen, es ist Stoff genug, und es sollte mich sehr freuen, wenn ich hiermit eine ergiebig fließende Quelle angebohrt hätte. Trifft auch nicht alles des Mitgeteilten völlig die Sache, so schadet das nicht; die Sachverständigen werden es schon zu werten wissen.

Neumünster. W. Tanck.

3. **Alte Lebensregeln.** Das Leben unserer Väter bewegte sich innerhalb fester Sitten und Regeln, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Die Lebensregeln hatten eine scheinbar religiöse oder abergläubische Begründung, welche als eine Drohung gegen die Abweichung von denselben dienten. Ein paar solcher Regeln sind mir noch in Erinnerung, und diese will ich hier mitteilen, damit andere Leser dieses Blattes angeregt werden mögen, die Zahl zu vermehren. 1. *Man darf keinen rohen Schinken essen, ehe der Kuckuck gerufen hat.* (Südlich von Schleswig.) Soll entschieden zu sparsamer ordentlicher Wirtschaft im Haushalte anregen. — 2. Man darf zwischen Weihnacht und Neujahr keine Wäsche auf dem Boden hängen haben, sonst stirbt ein Mitglied der Familie. (Flensburg.) Soll der Unordnung wehren. — 3. Man darf keinen Pflug am Weihnachtabend auf dem Felde stehen lassen, denn darauf ruht sich der ewige Jude („Jerusalems Schuster") aus, und der ist zur ewigen Unruhe und zum Wandern verflucht. Soll wohl heißen: Hab' deine Feldarbeit zur rechten Zeit fertig und halte dein Gerät in Ordnung.

Flensburg. J. Callsen.

4. **Nutzen der Wasserpest.** Genauere Nachforschungen haben ergeben, daß die Wasserpest auch in Süderdithmarschen verbreitet ist. So findet sie sich im Eddelaker Fleth, bei Krumstedt, Kuden usw. Im Laufe der Zeit hat man auch gute Eigenschaften derselben entdeckt. Sie bildet die Nahrung mancher Wasservögel, beherbergt schützend Fischlaich und Krebsbrut und dient zur Aufbewahrung von Blutigeln. Wichtig ist auch der Umstand, daß sie Wasserläufe desinfiziert und geradezu gesundheitsfördernd wirkt. Sanitätsrat Dr. Brandes in Hitzacker behauptet auf grund sorgfältiger Beobachtungen, daß diese Pflanze zwei in seiner Umgebung sonst häufig auftretende Krankheiten vertilgt hat, die Malaria (Wasserfieber oder kalte Fieber) und die Ruhr. Ursprünglich eine lästige Erscheinung, die man vergeblich loszuwerden suchte, ist sie mit der Zeit eine Pflanze von Kulturwert geworden, die man zur Hebung der sanitären Verhältnisse weithin verbreitet hat, so nach Griechenland, Java und durch den König von Belgien selbst nach dem Kongo.

Windbergen. J. Schwarz.

Anzeigen.


HEINR. POTZ
Graveur.
-Stempel-Fabrik-
Fernspr. 2705
Kiel, Dänischestr. 23.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 10. Oktober 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Vereinsgabe.

Der erste Versuch, unter unseren Mitgliedern das Interesse für Heimatkunst auch dadurch zu fördern, daß wir ein heimatliches Bild von einem schleswig-holsteinischen Künstler in bester Reproduktion zu niedrigem Preise zu liefern uns erboten, hat so erfreulichen Erfolg gehabt, daß wir auch ferner unserm Vereine und den Mitgliedern in diesem Sinne zu dienen bestrebt sein werden. Ein bekannter Maler hat bereits diesen unsern Bestrebungen weiter seine Unterstützung zugesagt.

Vom Kupferstiche nach dem Gemälde von Charles Roß: „Holsteinischer Buchenwald“ (siehe Abbild. Heft 10, S. 233) sind **300** Exemplare von unsern Vereinsmitgliedern bezogen worden. Durch weiteres freundliches Entgegenkommen der in Kiel lebenden Witwe des Künstlers sind wir jetzt in die angenehme Lage versetzt, gleichsam als kleine

*** * * * Weihnachtsgabe * * * ***

eine Radierung nach dem kleinen, auch in der Kieler Kunsthalle befindlichen Gemälde von

Charles Roß: **Holsteinischer See**

(Kartonfläche 45 × 30 cm, Bildfläche 29 × 19 cm)

(siehe Abbild. Heft 10, S. 227) anzubieten zum geringen Preise

von **1,10 M.** bei Versendung nach auswärts, von **0,85 M.** in Kiel.

Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplares zu. Bestellungen unter gleichzeitiger freier Einsendung des obigen Betrages sind spätestens bis zum 20. Novbr. d. J. an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstraße 56,** zu richten. Wir hoffen, daß auch von diesem Angebot recht zahlreich Gebrauch gemacht wird.

Kiel, den 20. September 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilungen.

1. **Eine eigentümliche Mißbildung vom Ackersenf,** Sinapis arvensis L., beobachtete ich am 20. August d. J. am neuaufgeworfenen Bahndamm bei Faulück (Angeln). Aus dem Stengel entspringt oben ein kurzer, sehr dicker Seitenzweig, der violette Färbung zeigt und weißlich bereift ist. An diesem sitzen Blüten auf verhältnismäßig dicken Stielen, die zwei bis dreimal so lang sind wie die normalen. Die Kelchblätter sind dick nnd breit, gewölbt und aufrechtstehend. Nur an der Spitze zeigen sie etwas gelbliche Färbung. Die Blumenkronblätter sind 4--5 mm lang gestielt, stark gewölbt und etwa doppelt so breit wie die normalen. Sie sind grün, nur an der Spitze gelb gefärbt und mit bräunlichen Adern versehen. Inwendig ist die unterste Blüte braunrot, die oberen sind grün. Die Staubgefäße sind von gleicher Länge, ihr Stiel ist sehr dick; der Beutel fehlt häufig, und wo er vorhanden, fehlen scheinbar die Pollen. Der Stempel sieht schon aus der geschlossenen Blüte hervor. Er sitzt an einem dicken, fast vierkantigen Fruchtknoten. Sämtliche Teile des Zweiges sind mit weißen Punkten übersäet. Es scheint, daß die Mißbildung durch einen Insektenstich oder einen Pilz hervorgerufen ist. G. Reimer, Rügge.

2. **„Freund Hain."** Matthias Claudius dedizierte im Jahre 1774 sein Buch: „Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen" „Freund Hain." „Ihm dedicir ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Hausthüre des Buches stehen." „'S soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen, und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dürren Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmahl kalt über'n Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätte ich eine Art Heimweh und Muth zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmahl kommen wirst, meinen Schmachtriemen auflösen und mich auf beßre Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen." Das Bild des Knochenmannes mit der Hippe ist dem Buche vorangestellt. Die eigenartige Bezeichnung des Todessymbols hat zu Nachforschungen Veranlassung gegeben, wie Claudius zu dieser Vorstellung gekommen ist. Claudius schreibt am 12. Oktober 1778 an Menck: „Herr Professor Hüpfner hat auch eine Auslegung von der Audienz und dem Freunde Hain-Kupfer gemacht; ist aber durchaus irrig, denn es ist ganz und gar nichts auszulegen; das Kupfer versteh' ich selbst nicht." (Vergl. Wagners Briefe an J. H. Merck 1838 S. 161.) Claudius blieb der Ruhm, das niedersächsische Wort für Heinrich — Hain, Hein, Heyn als symbolische Bezeichnung des Todes — ins Hochdeutsche eingeführt zu haben, obgleich dies schon 20 Jahre vor Claudius geschehen ist. — Der Lüneburger Professor Michael Conrad Curtius in seinem Gedichte vom Zustande der Seele nach dem Tode (1754), kritische Abhandlungen und Gedichte (1760) gebraucht das Wort: II. Buch:

„Heyn ist es, der mit kühner Hand den Seelen das Bewußtsein raubet,
Und dem Verstande keinen Blick, dem Willen keinen Trieb erlaubet" usw.

„Freund Hain" scheint jedoch mit unserem gemütvollen Claudius als „einführendem Bruder" in die deutsche Literatur zufrieden gewesen zu sein, was ich den folgenden Versen des Dichters entnehmen möchte:

„Sey mir willkommen, sey gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch,
Doch, guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!

Bist bange, Asmus? — Darf vorübergehen
Auf dein Gebot und Wort.
„Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich gewiß! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig darauf zu gehn!

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmüh'n
Mein wartet, will mich freu'n!
Und wenn du wiederkümmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

(Nach der Krankheit 1777.) 3. Teil S. 101/2. Robert Körner, Hamburg.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

169. Beck, Optiker, Tondern. 170. Bracker, Seminarist, Hadersleben. 171. Hansen, Lehrer, Albersdorf. 172. Hansen, Dr. med., Tondern. 173—175. Karsten, Kongsted, Lange, Lehrer, sämtlich in Kiel. 176. Maunzen, Lehrer, Flensburg. 177. Raben, Rechtsanwalt und Notar, Tondern. 178. Reinhardt, stud. phil. et theol., Glückstadt. 179 Rickers, Lehrer, Kiel. 180. Sieck, Kornkaufmann, Eckernförde.

Der Bericht über unsere diesjährige Generalversammlung kann umständehalber leider erst im folgenden Hefte erstattet werden.

Kiel, am 23. September 1904.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱
✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Anzeigen.

Postkarten-Serie **Charles Roß:**
„Schleswig-holsteinische Waldlandschaften,"
à Serie (8 Stück) **75** Pfennig, einzelne Karten **10** Pfennig,
zu haben bei **A. M. Engel,** Hofbuchbinder,
Kiel, Markt 21.

Zu verkaufen:
„Die Heimat," Jahrg. 1891—1903, ungeb.
do. „ 1891—1903, geb.
Nähere Auskunft erteilt **die Expedition.**

Neu eingetroffen:
Große Auswahl in
Ofenschirmen, Salon-Kohlenkasten
von den einfachsten bis zu den
feinsten Decors.
Petroleum-Heizöfen 10—25 Mk.,
garantiert dunstfrei,
für Herbst und Frühjahr unentbehrlicher Zimmer-Heizofen, äußerst sparsam.
Ferner empfehle:
Gasherde mit 4 Kochlöchern Mk. 13,—
Wringmaschinen
m. 2jähr. Garantie-Walzen Mk. 12,—
Sendungen nach auswärts frei Fracht und Verpackung.
Küchen-Magazin W. v. Fehren
Kiel, Holtenauer Str. 40.
Spec.: **Aquarien-Bedarfsartikel und Fische.**

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften.
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Die Mineralien-Sammelstelle
für Schleswig-Holstein
liefert Mineralsammlungen in jeder Preislage und ergänzt vorhandene Bestände.
Erdöl (Rohpetroleum) aus der „Hölle" bei **Heide** (neueste Bohrung) in Flaschen à 20 und 40 Pf.
Prähistorische Steinwaffen
werden gegen Mineralien in **Tausch** genommen, ev. auch angekauft.
Kiel, Geibelallee 2II. **Barfod.**

Zu kaufen gesucht:
„Kieler Blätter" für 1819, herausgegeben von einer Gesellschaft Kieler Professoren. Erster Band.
Schönkirchen. **H. F. Wiese.**



Kieler
Singfutter
für Kanarien u. alle Körnerfresser Pak. 35 ₰.
Drosselnfutter
für alle Weichfresser, Pak. 45 ₰.
Spezialfutter
für **Waldvögel,** Pak. 35 ₰, sachgemäß zusammengesetzt, halte bestens empfohlen.
F. Klauß, Holstenstraße 50.

A. F. Jensen
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch ✱ sauber ✱ preiswert.

Können die Tiere zählen?

Eine vorzügliche Beantwortung dieser von Herrn Rektor Tanck-Neumünster in der vorigen „Heimat"-Nummer angeschnittenen, durch den „Klugen Hans" wieder aktuell gewordenen Frage gibt Dr. Th. Zell in seinem vor wenigen Tagen erschienenen Buche

Das rechnende Pferd.

Ein Gutachten über den „Klugen Hans" auf Grund eigener Beobachtungen.
Berlin: Richard Ditze, 1904.
80 S.; 8°. Preis 1 M.

Mit Erlaubnis des Verfassers wird die **„Nerthus"** in ihrer Nr. 21 das erste Kapitel: „Können die Tiere zählen?" abdrucken. Interessenten erhalten diese Nummer sofort nach Erscheinen gratis und franko zugestellt durch den Schriftführer **H. Barfod,**
Kiel, Geibelallee 2II.

Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel
(Burgstraße, neben dem Schlosse).
Gratis geöffnet:
Sonntag, Mittwoch, Sonnabend 11—1 Uhr.
Außerhalb dieser Zeit nach Anmeldung beim Museumsdiener.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 11. November 1904.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

An die
Einzahlung etwa noch rückständiger Jahresbeiträge für 1904,
die bei der Einsammlung oder der Einziehung durch Nachnahme bisher nicht erhoben werden konnten oder von neu eingetretenen Mitgliedern noch zu begleichen sind, wird hierdurch erinnert. Gegebenenfalls werden noch ausstehende Beträge durch Versendung von **Heft 12** der „Heimat" **unter Nachnahme** (M. 2,75) erhoben werden.

Kiel, den 24. Oktober 1904. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Vereins-Weihnachtsgabe.

Unter Hinweis auf unsere Veröffentlichung in Heft 10 der „Heimat" sei den geehrten Mitgliedern unseres Vereins nochmals die Bestellung der von der Hand der Frau Helene Roß, der Witwe des Künstlers, ausgeführten Radierung nach dem Gemälde von

Charles Roß: **Holsteinischer See**

angelegentlichst empfohlen.

Bereits **60** Exemplare dieses Bildes sind versandt worden. Weitere Bestellungen werden baldigst, spätestens bis zum **20. November d. J.**, an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstraße 56,** erbeten.

Kiel, den 26. Oktober 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Geologisches vom Schersberg. Der Schersberg, Angelns bekannteste, wenn auch nicht höchste Bodenerhebung, ist eine in mehr als einer Hinsicht interessante Stätte. Nicht nur, daß er von der Plattform des neuerbauten Bismarckturmes einen prächtigen Rundblick über die Landschaft von heute gewährt, er führt uns auch in den schönen Funden des Urnenfriedhofs, die nur den einen Fehler haben, daß sie fünfzig Jahre zu früh gehoben sind, zurück in die graue Vorzeit, in das Leben und Treiben unserer Urväter. Ja, er gibt uns sogar einen kleinen Beitrag zum Kapitel über Werden und Entstehen unserer Mutter Erde. An der Nordwestseite des Berges nämlich, nahe dem Gipfel und hart an der Landstraße, ist im Laufe der letzten zehn Jahre eine reichlich 10 m tiefe Kiesgrube entstanden, deren fast senkrechte Wandung deutlich die verschiedenen Bodenarten erkennen läßt. Zuoberst, unter der Humuserde, erblickt man eine etwa 1 m starke Lehmschicht, durchsetzt mit allerhand Gestein. Dann folgt in einer Mächtigkeit bis zu 10 m das eigentliche Kieslager, zuunterst in der Hauptsache aus Grand und grobem Geröll bestehend, nach oben hin mehr in feinere Kiesmassen übergehend. Die zahlreichen Schichtlinien, zertrümmerte Flintsteine und besonders die kleinen charakteristischen Bryozoenfragmente kennzeichnen es als Produkt der Interglacialzeit, als sog. Korallensand. Nur daß dieser hier nicht, wie es sonst Regel zu sein pflegt, auf dem unteren Geschiebemergel lagert, sondern auf einer Bank gänzlich geschiebefreien, sehr feinen Lehmsandes, der zuweilen in eine Art leichten Flugsand übergeht. Wie mächtig die Bank ist, das steht dahin; wegen der Unverwendbarkeit des Materials ist man nicht weiter in sie hineingedrungen. An bemerkenswertem Gestein ist wenig vorhanden, am wenigsten in der Tiefe. Aus der Zeit der Aufschließung der Grube besitze ich ein paar Versteinerungen, auch einige Muschelschalen (Austernschalen?) sind gefunden, das ist alles. Früher müssen Reste von Meeresbewohnern hier reichlicher gewesen sein, wie das aus dem 8. Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer (1843) hervorgeht, wo von ganzen Lagen kleiner Seemuscheln und versteinerter Seetiere im Schersberg die Rede ist. Aus der oberen Lehmschicht befindet sich in meinem Besitz ein Stück klargelben Bernsteins (Bruchstück), das vollständig etwa 70—75 g gewogen haben mag. Beachtenswert ist die große Menge der Findlinge in den Wällen und Knicken am Nordostabhange des Berges, in und bei Hattlund. Unzählige Fuder sind schon ausgebrochen und zur Wegeverbesserung benutzt; dennoch ist eine Abnahme kaum zu bemerken. Auch die Grundmauern der Hattlunder Gebäude sind sämtlich, zum Teil hoch hinauf, aus erratischen, nicht selten zu roh behauenen Quadern verarbeiteten Blöcken hergestellt. Das alles deutet darauf hin, daß die Gegend, bevor sie in Kultur genommen worden ist, dicht mit Gesteinsmassen besät gewesen sein muß. Bekannt ist auch der sagenumwobene große Stein zu Hattlund, der allerdings nun längst verschwunden ist. Er lag reichlich 1 km östlich vom Schersberg. E. Schnack, Quern.

Eingegangene Bücher.

Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1903. -- E. Bade, Die mitteleuropäischen Vögel. 1. Band. Verlagsbuchhandlung von Hermann Walther in Berlin.

Berichtigung.

1. In dem Gedicht „Mittag auf Lütt-Jens-Warft" soll es in der letzten Strophe heißen: „*Mir fallen fast die Augen zu*" *und nicht, wie da steht,* „*fahl.*" — 2. Der Titel des in diesen Tagen herauskommenden Buches heißt „Dünung" (Buchschmuck von Mary Freiin von Knigge). Wilhelm Lobsien, Kiel.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

181. Bange, Lehrer, Tondern. 182. Becker, cand. med., Kiel. 183 Bleker, Lehrer, Neumünster. 184. Wirkl. Geheimrat Konrad Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt, Excellenz, auf Ascheberg. 185. Prof. Dr. v. Destinon, Gymnasial-Oberlehrer, Kiel. 186. Verein „Dithmarschen," Kiel. 187. Hansohm, Gutssekretär, Farve b. Oldenburg i. H. 188 Harder, Lehrer, Sophienhamm b. Hohn. 189. Havighorst, Lehrer, Rendsburg. 190. Honerkamp, Lehrer, Flensburg. 191. Jacobsen, Postassistent, Heide i. H. 192. Kock, Kunsthandlung, Kiel. 193. Frl Lau, Lehrerin, Neumünster. 194. Frl. Lüdemann, Kiel. 195. Möller, Kaufmann, Altona. 196. Nielsen, Pastor, Sommerstedt. 197. Röse, Lehrer, Neumünster. 198. Runge, Lehrer, Kiel. 199. Thölenjohann, Lehrer, Nordstrand. 200. Torp, Telegraphen-Assistent, Heide i. H.

Zur Nachricht:

1. Gegen Einsendung von 60 Pf. (in Marken) an den Unterzeichneten oder an die Vereinskasse wird die Original-Einbanddecke unserer „Heimat" mit dem Dezemberheft unsern Mitgliedern postfrei zugestellt. Bestellungen werden möglichst bis zum 20. November erbeten.
2. Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der „Heimat" wolle man dem Unterzeichneten stets sofort melden. Wer das Heft nicht im Laufe des ersten Drittels eines jeden Monats erhalten hat, kann immer damit rechnen, daß es entweder verloren gegangen oder als unbestellbar zurückgekommen ist.

Kiel, am 25. Oktober 1904. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Anzeigen.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

14. Jahrgang. № 12. Dezember 1904.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Vereins-Weihnachtsgabe.

Unter Hinweis auf unsere Veröffentlichung in Heft 10 der „Heimat“ sei den geehrten Mitgliedern unseres Vereins nochmals die Bestellung der von der Hand der Frau Helene Roß, der Witwe des Künstlers, ausgeführten Radierung nach dem Gemälde von

Charles Roß: Holsteinischer See

angelegentlichst empfohlen.

Bereits **120** Exemplare dieses Bildes sind versandt worden. Weitere Bestellungen werden baldigst, spätestens bis zum **12. Dezember d. J.**, an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstraße 56,** erbeten. Der Betrag kann mit dem Jahresbeitrag für 1905 beglichen werden.

Kiel, den 23. November 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Der gemeine Kranich (Grus grus L.) **in Schleswig-Holstein.** Die in Nr. 11 des 14. Jahrgangs der „Heimat“ unter diesem Titel von Herrn Meinert B. Hagendefeldt gebrachte, aus dem Zusammenhang gerissene Wiedergabe meines Artikels in der „Ornithol. Monatsschrift,“ 29. Jahrgang, 1904, S. 260 u. 261 läßt nicht erkennen, daß dieser ganz speziell über „den Kranich in Schleswig-Holstein und an den Grenzen dieser Provinz“ und also nicht etwa über diesen Vogel im allgemeinen handelt. Ebensowenig ist aus Herrn Hagendefeldts Mitteilung ersichtlich, daß sein Literaturnachweis über das bisherige Brutvorkommen des Tieres meinen Angaben entnommen ist. Neue oder andere schleswig-holsteinische Brut- oder Aufenthaltsplätze als die in meinen obengenannten Aufzeichnungen gebrachten und eigens für die von dem verstorbenen Hofrat Dr. Nitsche begonnene und von Herrn W. Baer in Tharandt fortgesetzte Zusammenstellung der Kranichbrutstätten als Hülfsmaterial bestimmt gewesenen dürften aus unserem Lande sich nicht mehr ermitteln lassen, wenigstens nicht in einer der exakten Ornithologie genügenden Form.

Hamburg, November 1904. H. Krohn.

Anfrage.

Wer kann mir einige neuere Schriften über das Plattdeutsche überhaupt und über das Heimatplatt (Schleswig-Holstein) im besonderen angeben? Bekannt sind mir: „Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen." (Dr. Aug. Lübben 1846. „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch." (Dr. Klaus Groth.) „Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel." (Freimund 1860.)

Hamburg 27, Mühlenweg 59 II. H. Schütt.

Briefkasten.

Von den Aufsätzen, die ich in der Januarnummer namhaft machte, hat der jetzt abgeschlossene Jahrgang nur einen Teil bringen können. Ich muß die Mitarbeiter, deren Arbeiten noch nicht berücksichtigt worden sind, bitten, freundlichst Geduld zu haben. Im Laufe des Jahres ist wieder eine große Zahl von Manuskripten eingegangen, deren Verfasser großenteils Nachricht empfangen haben; bei den unerledigten Sachen bitte ich die Mitarbeiter um Nachsicht, da mein Gesundheitszustand in diesem Sommer Schonung meiner Kräfte erforderte. Es dürfte sich empfehlen, den Aufsätzen für die „Heimat" nicht zu große Länge zu geben; die Aufnahme wird oft dadurch erschwert und das Interesse der Leser wird durch die Teilung wenigstens nicht erhöht. Zugleich möchte ich in Erinnerung bringen, daß es angebracht ist, bei Benutzung von Quellen diese ausreichend anzugeben.

Der Schriftleiter: J. Eckmann.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Bürgermeister Kinder: Plön, Beiträge zur Stadtgeschichte. Kommissionsverlag von O. Kaven in Plön. Preis 4 M. — Moritz Stern: Das zweite Kieler Rentebuch (1487 bis 1586), im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte herausgegeben. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — H. Krohn: Der Fischreiher und seine Verbreitung in Deutschland. Verlag von H. Seemann Nachf. in Leipzig.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

201. Arp, Architekt, Altona. 202. Butenop, Postsekretär, Plön. 203. Detleffen, Seminarlehrer, Tondern. 204. Ermel, Amtsrichter, Niebüll. 205. Witt, Postmeister, Ellerbek.

Zur Nachricht:

1. Weitere Bestellungen auf die **Original-Einbanddecke** unserer „Heimat" werden sowohl von unserm Kassenführer als auch von dem Unterzeichneten entgegengenommen. Der Betrag für die Decke (60 Pf.) ist im voraus zu entrichten und kann entweder in Marken eingesandt oder dem Vereinsbeitrag für das nächste Jahr zugeschlagen werden. Mit dem Januarheft des nächsten Jahres kann auch schon die Decke für das betreffende Jahr versandt werden; die Decke würde in diesem Falle als Sammelmappe gute Dienste leisten.
2. Das Zusammenschließen der Monatshefte zu geschlossenen Bänden sei unsern Mitgliedern besonders ans Herz gelegt. Im nu sind ältere Jahrgänge vergriffen und oft nur zu erhöhten Preisen unter der Hand oder vom Antiquar zu erhalten. Die Nachfrage nach vollständigen älteren (zumal vergriffenen) Jahrgängen ist dauernd rege.
3. Soweit der Vorrat reicht, können einzelne Hefte zwecks Komplettierung des letzten oder früherer Jahrgänge gegen Einsendung von 30 Pf. in Marken durch den Unterzeichneten bezogen werden.
4. Der Vorrat an Heften Nr. 1 (1904) geht bedenklich auf die Neige. Wer überläßt uns sein Heft, damit recht viele Jahrgänge 1904 zusammengestellt werden können? Schließlich ist der Verein auch bereit, dies Heft für 30 Pf. aufzukaufen.
5. Es ist nicht allgemein bekannt, daß neueintretenden Mitgliedern die inzwischen erschienenen Hefte des betreffenden Jahrgangs kostenlos nachgeliefert werden.
6. Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der „Heimat" wolle man dem Unterzeichneten stets sofort melden. Wer das Heft nicht im Laufe des ersten Drittels eines jeden Monats erhalten hat, kann immer damit rechnen, daß es entweder verloren gegangen oder als unbestellbar zurückgekommen ist.
7. Unsere nächstjährige Generalversammlung wird in Hadersleben tagen (voraussichtlich in der Pfingstwoche). Der geschäftsführende Ausschuß im Verein mit dem Ortskomitee wird auch diesmal alle Hebel in Bewegung setzen, daß die Versammlungstage alle Teilnehmer in jeder Hinsicht befriedigen. Anmeldungen von Vorträgen und Mitteilungen, Anträge auf Satzungsänderungen usw. werden jetzt schon von dem Unterzeichneten entgegengenommen. Vor allem bitten wir, daß jeder sich beizeiten auf den Besuch unserer Nordmark rüste, damit gerade dort unser Verein zahlreich vertreten sei.

Kiel, am 22. November 1904. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱
✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Anzeigen.



Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt über ein neues, für jedermann unentbehrliches Werk **„Der praktische Universal-Ratgeber"** bei. Ueber dieses schöne Werk ist der Verlags-Buchhandlung eine Reihe freiwilliger Urteile im günstigsten Sinne zugegangen.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 1. Januar 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, falls nicht hier oder dort eine Vereinigung zu gemeinsamer Einsendung vorgezogen wird, für die Einzahlung der Jahresbeiträge das dem Januar-Heft der „Heimat" beigefügte **Postanweisungsformular** zu benutzen. **Von einer Einsammlung der Beiträge unter Ausgabe von Quittungen muß hinfort Abstand genommen werden.** Nur in **Kiel** wird dieselbe durch die Expedition der „Heimat" besorgt.

Den Herren, die zum Teil schon seit einer Reihe von Jahren die Mühe des Inkassos an ihrem Wohnorte auf sich genommen hatten, sei hierdurch nochmals bester Dank gesagt.

Bei allen Einsendungen an die Vereinskasse ist die Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern dringend erwünscht.

Kiel, den 1. Januar 1905.
Adolfstr. 56 p.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

Schluß für **1904.**

206. Colemann, Charles, Zeitungsverleger, Lübeck. 207. Friccius, Dr. med., Kiel. 208. Ohlendorff, Herm, Hamburg, Rolandsbrücke 4. 209. Taubmann, Rostock, Schießbahnstr. 15. 210. Wichmann, Kaufmann, Stellingen b. Hamburg.

1905.

1. Breckwoldt, Lehrer, Kiel. 2. Bruhn, Pastor, Koldenbüttel b. Friedrichstadt. 3. Glindmeier, Lehrer, Glückstadt. 4. Gries, Lehrer, Glückstadt. 5 Grote, Fr., Hamburg, Hammerbrookstr. 42. 6. Hamburger Touristen-Verein von 1896. 7. Harries, Rechtsanwalt, Kiel. 8. Hüttich, Lehrer, Am Rhin b. Glückstadt. 9. Jenner, Jul., Hamburg 3, Mühlenstr. 23/24. 10. Nordhorst, Lehrer, Glückstadt. 11. Frl. Radenhausen, Lehrerin, Ellerbek b. Kiel. 12. Frl. Schröder, Lehrerin, Kiel. 13—19. Seminaristen zu Hadersleben: Festersen, Haugaard, Michaelsen, Petersen, Piening, Schacht, Tongers. 20—21. Seminaristen zu Segeberg: Feh, Hamelau. 22—35. Seminaristen zu Ütersen: Christiansen, Dopp, Gabriel, Hallstein, Kirchmann, Kühl, Mohr, Müller, Pfeffer, Schmaljohann, Schönemann, Schultz, Seismann, Speil. 36. Stelting, Gastwirt, Karlsburg b. Kiel. 37. Dr. H. Wullenweber, prakt. Arzt, Tandslet, Kr. Sonderburg. 38. Dr. Ziegeler, Spandau, Jagowstr. 4.

Zur Nachricht:

1. Die Verlagsziffer unserer Monatsschrift „Die Heimat" ist für 1905 auf **2800** festgesetzt worden.

2. Dank dem freundlichen Entgegenkommen unsers Druckers, Herrn A. F. Jensen, sind wir in die angenehme Lage versetzt, 400 Exemplare der Januar-Nummer als **Probehefte** zwecks Werbung neuer Mitglieder zu versenden. Wir bitten, unserm Schriftführer **Werbeadressen** zuzustellen. Die Gegenwart ist unsern Vereinsbestrebungen besonders günstig. „Heimatkunde und heimatkundlicher Unterricht" ist sämtlichen amtlichen Lehrerkonferenzen unserer Monarchie zur Bearbeitung empfohlen worden; da wird man hierzulande auch unserer Vereinsarbeit gedenken und das umsomehr, als die Anregung zur Gründung unsers Vereins aus Lehrerkreisen gekommen ist. Aus dem reichhaltigen Material, das in Wort und Bild in den 14 bisher erschienenen Jahrgängen der „Heimat" niedergelegt worden ist, kann jede Schule unsers Landes gebrauchstüchtigen Unterrichtsstoff schöpfen. Wir empfehlen dringend, zum mindesten die Hand- bezw. Kirchspielsbibliotheken für die Lehrer wenigstens mit den noch vorhandenen Jahrgängen der „Heimat" auszurüsten, desgleichen unsere Volksbibliotheken, bevor ein Jahrgang nach dem andern völlig vergriffen sein wird.

3. Mit den Vorbereitungen auf einen würdigen Verlauf der nächsten **Generalversammlung zu Hadersleben** hat der geschäftsführende Ausschuß bereits begonnen; die Mitglieder werden gebeten, sich rechtzeitig auf den Besuch der Versammlung in der Nordmark einrichten zu wollen. Anmeldungen auf Vorträge, Mitteilungen, Satzungsänderungen usw. werden schon jetzt entgegengenommen.

4. § 8 unserer Satzungen besagt: **„Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen."** Austrittserklärungen, die uns nach dem 31. Dezember bekanntgegeben werden, können beim besten Willen nicht mehr berücksichtigt werden. Aus alljährlich wiederkehrenden Zuschriften ist zu ersehen, daß viele Mitglieder sich nur als Abonnenten der „Heimat" betrachten. Die „Heimat" ist Vereinsorgan und wird jedem Mitgliede kostenfrei zugestellt; mithin hat sich jeder, der beim geschäftsführenden Ausschuß den Antrag auf Aufnahme in unsern Verein gestellt hat, auf die Annahme der Satzungen verpflichtet. Diese aber werden allemal im Januar- oder Februarheft veröffentlicht.

5. Mehrfach ist der Wunsch an uns herangetreten, wir möchten unsere Original-„Heimat"-Decke auch für einen doppelten Jahrgang herrichten lassen. Versuchsweise haben wir Herrn Buchbinder Riemer einen kleinen Posten solcher Doppelbanddecken in Auftrag gegeben. Diese Decke kostet 80 Pf. und wird durch unsern Expedienten gegen vorherige Einzahlung des Betrages (Marken sind zulässig — auch kann die Einsendung des Deckenbetrages mit der Einhändigung des Jahresbeitrages an unsern Kassierer verbunden werden) versandt werden. Stets ist das Paar der für den Aufdruck bestimmten Jahreszahlen genau anzugeben. Titel und Jahreszahlen würden auf dem Rücken der Doppelbände wagerecht zu stehen kommen. Die Einzelbanddecke kostet nach wie vor 60 Pf.

6. Aus Mitgliederkreisen sind wiederum ältere (vergriffene) Jahrgänge der „Heimat" zum Verkauf angeboten, z. T. bereits bei unserm Schriftführer zum sofortigen Verkauf niedergelegt worden. Den Verkauf vermittelt die Expedition.

7. Herr Lehrer **A. Struck** in **Schönwohld** bei **Kiel** befindet sich im Besitze sämtlicher Jahrgänge der „Heimat" und ist erbötig, jedem Mitgliede einzelne Hefte *leihweise* (gegen Erstattung der Portokosten) zu überlassen.

8. Den Inhalt des „Nerthus"-Separatabdruckes betr. „Vogelschutz" empfehlen wir der geneigtesten Beachtung unserer Mitglieder und das umsomehr, als alle auf den Schutz unserer heimischen Vogelwelt gerichteten Bestrebungen durchaus in den Rahmen unserer Vereinsarbeit fallen.

9. Schließlich verfehlen wir nicht, unsere Mitglieder auf die mit **dem neuen Verleger der „Nerthus," Herrn Rudolf Zimmermann zu Rochlitz i. Sa.**, getroffene Abmachung zu verweisen. Der bisherige Preis (4 M. für ein Jahresabonnement ohne Porto) bleibt bestehen trotz der in Aussicht genommenen Erhöhung der Heftzahl von 26 auf 36 im Jahre, trotz der Gratislieferung der beiden Beilagen (s. einliegenden Prospekt!) und trotz der Gewährung eines Freiinserats für Tauschzwecke auf 50 Zeilen in der „Internat. Naturalienbörse."

Ein erfolgreiches Arbeitsjahr unsers Vereins liegt hinter uns; an Anerkennung unserer Vereinstätigkeit in Zuschriften, in der Presse, auf Lehrerkonferenzen usw. hat es nicht gefehlt. Hoffnungsfroh schauen wir dem kommenden Vereinsjahre entgegen. Auch dies wird uns in unserer Arbeit fördern, wenn unsere Mitglieder wacker wie bisher unserer „Heimat" ihre Kräfte leihen.

Ein herzliches „Glückauf!" unserer Vereinsarbeit und allen Mitgliedern heimatlichen Gruß und Segenswunsch zur Jahreswende entbietet **der geschäftsführende Ausschuß.**

Kiel, am 31. Dezember 1904. I. A.: Barfod.

Geibelallee 2.



Für den Zeichenunterricht eingeführte Schmetterlinge und Käfer

empfehle in folgenden Serien:

a. Mit Glaskasten (inkl. Emballage und Porto):

20	Stück deutsche Schmetterlinge	Mark 6.50
45	» do.	» 8.50
4	» große exot. farbenprächtige Schmetterlinge, Flügelspannung 12 cm	» 14.00
20	» schöne farbenprächtige exotische Schmetterlinge	» 20.00
25	» deutsche Käfer	» 6.00

b. Ohne Glaskasten (inkl. Emballage und Porto):

25	Stück deutsche Schmetterlinge	Mark 3.50
45	» »	» 6.50
25	» » Käfer	» 4.00

Empfehle den verehrlichen Naturfreunden und Sammlern der Provinz mein reichhaltiges Lager an Naturobjekten aller Art, insbesondere den Herren Lehrern und Schulvorständen zur Beschaffung unterrichtlich wertvoller Lehrmittel.

Berlin S. 42, Oranienstraße 135. **A. Kricheldorff.**

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Ein stud. geogr. sucht für eine wissenschaftliche Arbeit
„Die Heimat," Jahrg. V, Heft 1 u. 2,
„ VII, „ 1.
Angebote (mit Angabe der Preise) vermittelt
H. Barfod,
Kiel, Geibelallee 2 II.

Habe noch einige schöne **Eiersammlungen** à 200 Stück p. Sammlung für 10 M. inkl. Verpackung zu verkaufen.
H. Hintze, Neuwarp i/P.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling,
Vegesack.

Von der ältesten Zeitschrift für Volkskunde „Am Urdsbrunnen" sind noch einige Restexemplare von Jahrgang I, II, III, IV, V u. VII á 1 M. zu beziehen von **Heinr. Carstens.**
Dahrenwurth b. Lunden.

Zum Jahreswechsel

seien bestens empfohlen:

Dr. Meyns schlesw.-holst. Haus-Kalender, mit zahlreichen unterhaltenden u. belehrenden, heiteren u. ernsten, hoch- u. plattdeutschen Beiträgen unserer besten Schriftsteller u. Dichter, plattdeutschen Preisrätseln v. Joach. Mähl usw. Treffliche Unterhaltung f. d. Winterabende. Preis 50 Pf.

Kleiner Almanach für jedermann. Preis nur 15 Pf.

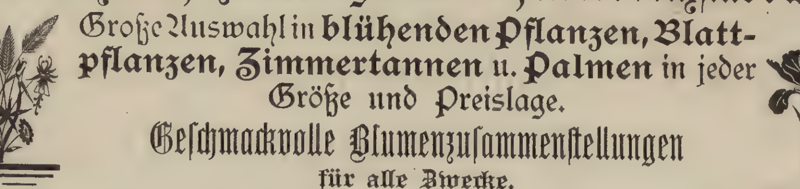
Schlesw.-Holst. Notiz-Taschenbuch für Beamte, Landwirte u. Geschäftsleute jeden Berufs, stark gebunden 1,50 M. Wer dieses für jedermann gleich praktische Buch ein Jahr in Benutzung genommen, wird es nicht wieder entbehren wollen. Überall zu haben!

H. Lühr & Dircks, Garding.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Geräthschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Ad. Ehlers, Handelsgärtnerei, Friedrichstadt a. E.



Große Auswahl in **blühenden Pflanzen, Blattpflanzen, Zimmertannen** u. **Palmen** in jeder Größe und Preislage.

Geschmackvolle Blumenzusammenstellungen
für alle Zwecke.

Spezialität: Trauerkränze von frischen Blumen,
von 2,00 Mk. an.

Während der Wintermonate werden Tausende von Maiglöckchen, Tulpen, Rosen, Veilchen, Hyazinthen usw. zur Blüte gebracht und für Binderei verbraucht.

Hugo Hamann, Kiel

Spezial-Haus für
Papier, Schreib- und Zeichenmaterialien
Kontormöbel — Schreibmaschinen
Holtenauerstr. 28 ✻ Fernsprecher 445.
Bitte verlangen Sie Preisliste B franko.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat, Kiel

Brunswiekerstraße 35a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 9,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
═ Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. ═

Lehrerinnen-Seminar Neumünster.

Beginn des neuen Schuljahres am Dienstag, den 2. Mai d. J. Anmeldungen an den Unterzeichneten. Nähere Auskunft erteilt

Rektor Christiansen,
Peterstraße 16.



Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heucks Nachf. (Inh. **H. Kock**),
Kiel, Holstenstraße 75.

Im Verlage von **H. Timm**, Lunden i. Holst., erschien:
Gedichte von Präparandenlehrer
Hermann Green.
Preis geh. 1,00 ℳ., eleg. geb. 1,50 ℳ.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen, gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlag.

Aug. Junge,

Färberei

und

chem. Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

✤✤✤✤ Gegründet 1724. ✤✤✤✤

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 2. Februar 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6= oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, falls nicht hier oder dort eine Vereinigung zu gemeinsamer Einsendung vorgezogen wird, für die Einzahlung der Jahresbeiträge das dem Februar-Heft der „Heimat“ beigefügte **Postanweisungsformular**, welches versehentlich nicht schon dem Januar-Heft angelegt wurde, zu benutzen.

Von einer Einsammlung der Beiträge unter Ausgabe von Quittungen muß hinfort Abstand genommen werden. Nur in **Kiel** wird dieselbe durch die Expedition der „Heimat“ besorgt.

Bei allen Einsendungen an die Vereinskasse ist die Angabe der den Adressen vorgezeichneten **Nummern** dringend erwünscht.

Kiel, den 1. Februar 1905.
Adolfstr. 56 p.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

39. Bernigau, Ober-Postassistent, Husum. 40. Dr. Bolan, Assistent, Helgoland. 41. Burmester, Kunstmaler, Möltenort b. Altheikendorf. 42. Erichsen, Th, Lehrer, Kiel. 43. Falke, Gustav, Schriftsteller, Hamburg, Groß-Borstel. 44. Dr. Friederichsen, Buchhändler, Hamburg, Neuerwall 61¹. 45. Haasemann, Kreisschulinspektor a. D., Plön. 46. Jebe, Lehrer, Haustedt b. Tingleff. 47 Jensen, Hauptlehrer, Hamburg 19, Wiesenstr. 1². 48 Johannsen, Lehrer, Holm b. Ütersen. 49. Kahle, A., Lübeck, Moislinger Allee 52. 50 Koopmann, Seminar-Buchhändler, Ütersen. 51. Frl. Auguste Körner, Altona, Stiftstr. 8. 52. Leisner, Rektor, Kiel-Gaarden. 53. Frl Lorenzen, Büdelsdorf b. Rendsburg. 54 Möller, Buchhalter, Tondern. 55 Frl. Hedwig Nagel, Kiel. 56. Nissen, Adolf, Lübeck, Hüxtertor-Allee 29. 57. Kgl. Präparandenanstalt, Kappeln. 58. Robbert, Amtsvorsteher Ascheffel. 59. Schultz, Postgehilfe, Barmstedt 60 Stange, Apotheker, Schönberg i. Holst. 61. Voigt, Lehrer, Hamburg 24, Ifflandstr 40³. 62. Wichmann, Kaufmann, Stellingen b. Hamburg. 63. Wolter, Pastor, Reinfeld i. Holst. 64—73. Seminaristen zu Segeberg: Axen, Brügmann, Dancker, Evers, Hennings, Möller, Rathje, Roose, Ruhkopf, Will.

Zur Nachricht:

Bisher sind verhältnismäßig wenige Adressen zwecks Zustellung von Probeheften eingelaufen. Wir wiederholen unsere Bitte, uns in unserer Werbearbeit tatkräftigst unterstützen zu wollen.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Barfod.

Kiel, am 20. Januar 1905.
Geibelallee 2.

an Mitglieder unsers Vereins

für nur 3,80 M. (einschliesslich Verpackung und Porto),

an die Mitglieder in Kiel für **3,20 M.** zu liefern.

Wir bitten unsere werten Vereinsmitglieder, von diesem seltenen Angebot fleißigen Gebrauch zu machen; von dem Erfolg bezw. Nichterfolg wird es abhängen, ob wir in gedachtem Sinne fortfahren werden oder nicht. Die Bestellung kann nur durch unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen, Kiel, Adolfstrasse 56,** erfolgen, an den auch der Betrag nebst 5 Pfg. Bestellgeld im voraus zu entrichten ist. Wir bitten, Bestellungen möglichst bald aufgeben zu wollen. Der Versand wird durch die Kunsthandlung von Wilh. Heucks Nachflg. (Inhaber: Herr Kock), Kiel, Holstenstr. 75, erfolgen.

Den Mitgliedern Kiels und Umgegend diene zur Nachricht, daß genanntes Bild eingerahmt im Schaufenster dieser Kunsthandlung ausgestellt wird.

Kiel, am 22. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

J. A.: Barfod, Schriftführer.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1904.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst **bis zum 1. April** zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Seit dem 1. Januar 1902 beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
3. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
4. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, wird eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge empfohlen.
5. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Friedrichstadt (Pastor D. Sax), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwissensch. Bildungsvereins Möckel), Heide (Kaufmann C. Wischmann), Helgoland (Lehrer Holst), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Kiel-Gaarden (Lehrer Frank), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Rektor Stange), Neumühlen (Rektor Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Rektor Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Wandsbek (Lehrer Timm), Wesselburen (Rektor Peters).
6. Gegen Mehrzahlung von je **60 Pf.** wird den Mitgliedern eine **Original-Einbanddecke** für 1904, 1903 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, im Januar 1904. **Der Kassenführer:**

Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

11. Berndt, Postassistent, Gremsmühlen. 12. Brederek, W., Hamburg, Holstenplatz 9. 13. Bruhn, Schiffsreeder, Flensburg. 14. Dahm, Rechtsanwalt, Altona. 15. Döpke, Direktor des städtischen Elektrizitätswerkes, Dortmund. 16. Dücker, Rechtsanwalt, Altona. 17. Jensen, Pastor, Kirchnüchel. 18. Peters, P. J., Lehrer, Hamburg 19, 19. Dr. Kahlke, Rechtsanwalt, Altona. 20. Dr. Kohlsaat, Rechtsanwalt, Altona. 21. Kühn, Lehrer, Kiel. 22. Lenders, Hausmakler, Altona. 23. Lüttens, Rechtsanwalt, Altona. 24. Möller, Adolf, Kunstmaler, Altona. 25. Müller, Arnold, Rentier, Hamburg. 26. Frl. Ohlen, Lehrerin, Ellerbek bei Kiel. 27. Quehl, Regier.-Zivil-Supernumerar, Schleswig. 28. Schumann, Professor, Lübeck. 29—36. Seminaristen in Hadersleben: Jannsen, Kock, Kruse, Peters, Petersen, Schütt, Seemann, Stubbe. 37. Veit, Lehrer, Hamburg. 38. v. d. Wahl, Lehrer und Organist, Olderup bei Husum.

Zur Nachricht:

1. Wir danken für gütige Zustellung von Adressen, bitten, in der Werbearbeit fortzufahren, und bemerken, daß uns auch noch ein Posten von dem Februarheft der „Heimat" für die Gewinnung neuer Mitglieder zur Verfügung gestellt worden ist.
2. Für unsere Generalversammlung in Plön (Pfingstwoche) nimmt der Unterzeichnete Anmeldungen auf Anträge, die Vereinsorganisation usw. betreffend, auf Vorträge und Mitteilungen jetzt schon gern entgegen.

Kiel, am 14. Januar 1904. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Geibelallee 2. J. A.: H. Barfod, Schriftführer.

Anzeigen.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 3. März 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

An die

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905

sei hierdurch unter nachstehenden Bemerkungen nochmals erinnert.

1. Der Jahresbeitrag beträgt **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen durch Postanweisung wolle man **5 Pf.** Postbestellgeld beifügen.
3. Die Angabe der **Adressennummern** ist dringend erwünscht.
4. Zur etwaigen Benutzung für die Einsendung von Einzelbeiträgen ist dem Hefte **2** der „Heimat" ein **Postanweisungsformular** beigefügt worden.
5. Die Einzahlung hat nach den Satzungen möglichst bis zum **1. April d. J.** zu erfolgen.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 22. Februar 1905. **Der Kassenführer:** F. Lorentzen.

Von unserer **Vereins-Weihnachtsgabe 1904**
Ch. Roß, „Holsteinischer See"
können gegen Einsendung von **1,10 M.** (freier Versand nach auswärts), bezw. **0,85 M.** (in Kiel) noch eine Anzahl Exemplare an unsere Mitglieder abgegeben werden. Bestellungen sind an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.** zu richten.

Von dem Kupferstich „Holsteinischer Buchenwald" stehen jetzt keine Exemplare mehr zur Verfügung.

Es freut uns, die Mitteilung machen zu können, daß der Kupferstich „Holsteinischer Buchenwald" in **340,** die Radierung „Holsteinischer See" bis jetzt in **175** Exemplaren unsern Mitgliedern übermittelt worden ist.

Kiel, den 25. Februar 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Berichtigung.

In Nr. 2 soll es auf Seite 36 in der dritten und achten Zeile „Bischof Johann von Dulmen" statt „Bischof Johann Schele" heißen. K.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, zwei Beisitzenden, dem Leiter des Vereinsorgans und seinem Stellvertreter.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen der Satzungen betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 ℳ. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen der Satzungen erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch „Die Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

74. Arfsten, Seminarist, Tondern. 75. Behrens, O., Hamburg, Gustavstr. 22[1]. 76. Blunck, Wilh., Hamburg, Mattentwiete 21. 77. Börnsen, Hofbesitzer, Kälberhagen b. Mohrkirch-Osterholz. 78. Bruhn, Otto, Kaufmann, Eckernförde. 79. Claussen, Kaufmann, Eckernförde. 80. Conrath, H., Ladelund b. Leck. 81. Ehlers, Hauptlehrer, St. Margarethen. 82. Flor, Seminarist, Tondern. 83. Dr. med. W Gohde, Arzt, Büdelsdorf b. Rendsburg. 84. Gottsch, E., Hauptlehrer, Hamburg. 85. Hansen, Aug., Flensburg, Gr. Straße 61. 86. Havesterhuder Touristen-Verein von 1901, Hamburg. 87. Frl. C Hein, Lehrerin, Hadersleben. 88. Hein, Zimmermeister, Böken. 89. Jacobsen, Uhrmacher, Eckernförde. 90. Jasper, F., Neumünster. 91. Kerker, Seminarist, Tondern. 92. Frl. Klempnow, Altona, Kl. Gärtnerstraße 125. 93. Kreutzfeldt, Handelsgärtner, Kiel. 94. Langmaack, H., Elmshorn. 95. Lietz, Oberlehrer, Flensburg. 96. Meier, Apotheker, Plön. 97. Frl. Nagel, H, Kiel. 98. Paulsen, Gärtner, Flensburg. 99. Petersen, Lehrer, Bornhöved. 100. Petersen, Hofbesitzer, Schweden zu Mohrkirch-Osterholz. 101. Petersen, Seminarist, Tondern. 102. Frl. Marie Polemann, Bremen. 103. Steenholdt, Seminarist, Tondern. 104. Thomsen, Hofbesitzer, Norwegen zu Mohrkirch-Osterholz. 105 Vollbrandt, Kaufmann, Eckernförde. 106. Dr. Fr. Voß, Apotheker, Bornhöved. 107. Dr. Weber, Rechtsanwalt, Altona. 108. Wolff, Postpraktikant, Hamburg.

Kiel, am 22. Februar 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Bücherschau.

„Götz Krafft." Roman von E. Stilgebauer. Verlegt bei Richard Bong in Berlin. — Es ist der erste Teil einer unter dem obengenannten Titel erschienenen Romanserie und führt den Untertitel „Mit tausend Masten." Nach den Ankündigungen im Reklameteil fast aller Zeitungen haben wir es hier mit einem gewaltigen Werk, mit einer bedeutenden dichterischen Tat zu tun. Ist dem in Wirklichkeit so? Ich bedaure die maßlose Reklame, die neben der Erregung großer Aufmerksamkeit auf das Buch den Blick für das Gute, das tatsächlich in dem Werk steckt, trübt: man erwartet große Überraschungen, die Offenbarungen eines großen Dichtergeistes und übersieht dabei gar zu leicht, daß ein zwar noch nicht ausgereiftes, aber ein liebenswürdiges und sympathisches Talent zu uns spricht, und verwirft um der Enttäuschung willen das ganze Buch. Es erzählt den Entwicklungsgang eines jungen Deutschen, oder besser gesagt, eines deutschen Studenten durch all die Freuden und, in einem gewissen Alter tragisch, sehr tragisch empfundenen Enttäuschungen, die fast eines jeden Musensohnes warten. Kneipe, Liebschaft, Duell, Kindesmord, Selbstmord, Schwurgerichtsverhandlung, edelste Gesinnung bei einem armen jüdischen Studenten, gemeine, schuftige bei einem christlichen, anfänglicher Sieg, aber endliche Niederlage des Lasters — es wird uns nichts erspart. Aber trotzdem ist es kein Kolportage- oder Schauerroman; denn es steckt, wie schon oben erwähnt, ein liebenswürdiges Talent dahinter, kein großes, aber ein ehrliches.

Wilhelm Lobsien.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 4. April 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Unter Hinweis auf die Angaben in **Heft 3** der „Heimat" sei hierdurch nochmals an die baldige

Einsendung der Jahresbeiträge für 1905

erinnert.

Bei Versendung eines der folgenden Hefte werden die dann noch rückständigen Beiträge durch **Nachnahme (2,75 M.)** erhoben werden.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 22. März 1905.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Von unserer **Vereins-Weihnachtsgabe 1904**
Ch. Roß, „Holsteinischer See"
können gegen Einsendung von **1,10 M.** (freier Versand nach auswärts), bezw. **0,85 M.** (in Kiel) noch eine Anzahl Exemplare an unsere Mitglieder abgegeben werden. Bestellungen sind an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.** zu richten.

Kiel, den 22. März 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Generalversammlung.

Die diesjährige **Generalversammlung** des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck wird am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche** zu **Hadersleben** stattfinden.

Anträge auf Satzungsänderungen, Anmeldungen von Vorträgen, Mitteilungen, Demonstrationen usw. nimmt unser Schriftführer, **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2** entgegen. Auf Wunsch werden den Referenten die Reisekosten vergütet.

Kiel, am 21. März 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

109. Böge. Buch- und Papierhandlung, Hohenwestedt. 110. Carstens, Lehrer, Brunsbüttelerhafen. 111. Clausen, Fabrikant, Flensburg. 112. Erichsen, Hauptlehrer, Östermoor b. Brunsbüttel. 113. Grüzmacher, Pastor, Gelting. 114. Lübbe, Dr. med., Wilster. 115. Naeve, Seminarist, Eckernförde. 116. Pohlmann, Seminarist, Segeberg. 117. Schmidt, Hauptlehrer, Brunsbüttel. 118. Simonsen, Seminarist, Eckernförde. 119. Witt, Lehrer, Brunsbüttelerhafen. 120. Zenner, Kaufmann, Flensburg.

Kiel, am 21. März 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel für das Jahr 1904. — Fritz Reuters sämtliche Werke mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Weltzien. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Preis: gebunden 4 M. — F. A. Esche, Ritter der Landstraße, nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. Verlag von Robert Cordes in Kiel. — Erich Würfel, Gedichte. Verlagsbuchhandlung von Robert Cordes in Kiel. — Preis: 1,50 M. — Colmar Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Verlag von Gebr. Borchers in Lübeck. Preis: gebunden 2 M.

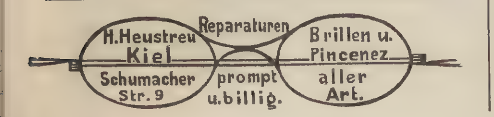
Bücherschau.

C. N. Schnittgers Erinnerungen eines alten Schleswigers, neu herausgegeben von **Heinrich Aug. Chr. Philippsen,** Verlag von Johs. Ibbeken, Schleswig, 1904. Preis broschiert 5,50 M., gebunden 7 M. — Dem „alten Schleswiger" lag daran, bei den heranwachsenden Geschlechtern die Liebe zu unserer engeren Heimat wachzuhalten und den jungen Schleswigern insbesondere die Vergangenheit ihrer Geburtsstätte in deren Eigenart zu schildern. Zur Erreichung dieses seines Zweckes nahm er in seine „Erinnerungen" auch „das Kleine, Unscheinbare, von den meisten Unbeachtete" auf. Sein Freund Philippsen folgt in seiner Spur; unter Wahrung der Originalität des Werkes baut er aus, indem er Arbeiten Schnittgers, die nach Herausgabe der Erinnerungen in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht waren, der neuen Ausgabe einfügte und diese auch durch Anmerkungen unter dem Text sowie durch einen 80 Seiten starken Anhang zu einer verbesserten und vermehrten ausgestaltete. Neu sind die Bilder, zum Teil nach Zeichnungen und malerischen Arbeiten des verstorbenen Schnittger angefertigt. — Das 356 Seiten zählende Buch gliedert sich in seiner neuen Gestalt in vier Abschnitte: A. Ut min Jungsjohren, B. Aus vergangenen Tagen, C. Aus meinem Herbarium, D. Anhang. Der einleitende erste Abschnitt bringt in liebenswürdigem plattdeutschen Plauderton eine Kleinmalerei aus der guten alten Zeit vor 1848 und aus diesem bewegten Jahre. Der zweite Teil schreitet gewichtiger einher: Eine schleswig-holsteinische Gesandtschaft an den Schah von Persien, die Kunstkammer Herzog Friedrichs III., Schloß Gottorp, Flüchtlinge und Emigranten, der Kosakenwinter 1804, das große Sängerfest 1844, die Schlacht bei Idstedt, der 6. Februar 1864, das sind, um nur einige zu nennen, bedeutungsvolle Inhaltsangaben einzelner der 27 Nummern. Mit nicht minder großem Interesse aber habe ich z. B. Nr. 8: Friedrich und Marie, 24: Die Brüder der Schlei, 18: Die Domzeit, 26: Mein Freund Monsieur Pacul u. a. m. gelesen. Am dritten Abschnitt werden wieder vorwiegend die Schleswiger ihre Freude haben, sind es doch meistens sogenannte Originale aus ihrer Stadt, die hier geschildert werden. Aber kennt nicht noch der eine oder der andere von uns „Auswärtigen" den Herrn Professor Reimers, den würdigen Grawehl, den fahrenden Sänger Stolz, der als Invalide von 1848 in diesen Tagen zur großen Armee ging, oder etwa den „königl. konzessionierten" Schnelläufer Steierpust? Und ist nicht gleich das erste Kräutlein des Herbariums, „de ole Reepslägersch," so sorgsam eingelegt und so wohl erhalten, daß wir das alte Mütterchen leibhaftig vor uns zu sehen vermeinen? — Der Anhang ist dem ursprünglichen Werk durchaus angemessen; einzelne Kapitelüberschriften, wie: Napoleonische Kriegsscharen in Schleswig-Holstein, der Bindestrich, das Jahr 1864 im deutschen Volkslied, die Sturmflut am 13. November 1872 — zeigen, daß auch für den, dessen Wiege nicht eben am Ufer der Schlei stand, Stoff genug gegeben ist, alte Erinnerungen aufzufrischen bezw. wertvolle Kunde zu erlangen. — Möchte sich der Wunsch des Herausgebers erfüllen, daß die „Erinnerungen" in ihrer neuen Gestalt dieselbe freundliche Aufnahme und Verbreitung finden, wie vor Jahren bei ihrem ersten Erscheinen, — sie verdienen es!

G. Schröder.

Bücherschau.

Plön, Beiträge zur Stadtgeschichte von Bürgermeister Kinder. Verlag von O. Kaven in Plön. Ladenpreis 4 M. — Der Verfasser sagt in der Vorbemerkung, er hoffe, daß dieses Buch allen Bewohnern der Stadt Plön willkommen sein werde. Darf ich den Kreis weiter ziehen und wünschen, daß es überall in unserer Heimat zahlreiche Leser finden möge? Wohl ist das Buch durchaus „plönsch," wie ja auch sein Titel besagt; die schmale Landbrücke dort zwischen den Seen bildet zumeist den engbegrenzten Schauplatz der berichteten Begebenheiten, die Umrahmung für die geschilderten Zustände. Aber wie die Stadt mit dem hochragenden Schloß dem Wanderer, von welcher Seite er auch kommen möge, stets einen freundlichen, gewinnenden Anblick bietet, so mag wohl jedes der 50 Kapitel, wenn auch in verschiedenem Maße, den „Fremdling" fesseln; jedenfalls gibt das ganze Werk in seinen nahezu 500 Seiten ein höchst anziehendes Gesamtbild. Und wie man von gar manchem Punkte, etwa vom Schloßberge, mehr noch vom „Parnaß" aus über Stadt und See hinweg eine gar köstliche Fernsicht genießt, so gewährt uns auch dies Buch an gar vielen Stellen eine weite Ausschau ins alte Wagerland mit seiner tausendjährigen Vergangenheit und bietet wertvolle Beiträge namentlich zur Kulturgeschichte unserer meerumschlungenen Heimat. Überschriften einzelner Abschnitte, wie: Vorgeschichtliche Sachen verschollene Rechtsgebräuche, Hausmarken, Handzeichen und Siegel, alter Diebeszauber, neuer Hexenglaube, Christian der Achte in Plön usw. mögen dies andeuten, aber ebenso viel, wenn nicht mehr noch des allgemein Interessierenden bieten z. B.: die Apotheke in Plön, die Fegetasche, die Israeliten in Plön, der Plöner See und die große Insel. — Die Schreibweise ist gefällig; bei dem naturgemäß etwas trocknen Ton des Historikers wirkt der hier und da durchbrechende Humor des Verfassers um so herzerfreuender. Die eingestreuten Bilder und Zeichnungen dienen tatsächlich zur Veranschaulichung und Belebung des im Texte Gebotenen, so namentlich die Abbildungen der Handzeichen und Marken. — Vielleicht dürfte es sich empfehlen, wenn der Herr Verleger zum besseren Verständnis für uns Nicht-Plöner eine wenn auch nur einfache Kartenskizze der guten alten Stadt nebst ihrer näheren Umgegend — großer See! — „zugeben" wollte. Und noch ein bescheidener Wunsch: Möchte jede Stadt einen Bürgermeister haben, der gleichen Sinn für die Geschichte des ihm anvertrauten Gemeinwesens besitzt und betätigt! G. Schröder.



Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 5. Mai 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

☞ Zur Einziehung dann noch ausstehender Jahresbeiträge für 1905 wird Heft 6 der „Heimat" unter Nachnahme (2,75 M.) versandt.

Dringende Bitte an unsere Mitglieder!

Am **10. Mai** beginnen wir mit dem **Neudruck sämtlicher Adressen** für die durch die Post zu versendenden Exemplare unserer Monatsschrift. Nicht zuletzt im eigenen Interesse unserer Mitglieder bitten wir dringend, daß uns tunlichst umgehend jede, selbst die scheinbar geringfügigste Unrichtigkeit, Ungenauigkeit oder Lückenhaftigkeit der Adresse mitgeteilt werde.

Kiel, am 22. April 1905. **Die Expedition:** Barfod.

Generalversammlung.

Die diesjährige **Generalversammlung** des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck wird am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche** zu **Hadersleben** stattfinden.

Anträge auf Satzungsänderungen, Anmeldungen von Vorträgen, Mitteilungen, Demonstrationen usw. nimmt unser Schriftführer, **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2** entgegen. Auf Wunsch werden den Referenten die Reisekosten vergütet.

Kiel, am 25. April 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

121. Frl. Blunck, Helene, Schwester vom „Roten Kreuz,“ Dessau. 122. Boye, Pastor, Oldenburg i. H. 123. Bruhn, Stadtsekretär, Tönning. 124. Dittmann, Kaufmann, Hamburg 5, Brennerstr. 26². 125. Dr. phil. J. Kruse, Haseldorf b. Ütersen. 126. von Leesen, L., Ingenieur, St. Margarethen. 127. Dr. Matthiessen, Gymn.-Oberlehrer a. D., Altona. 128. Frl. Nissen, M., Altona, Holstenstraße. 129. Olsen, Fabrikant, Plön. 130. Peins, Kaufmann, Tönning. 131. Schulz, Carl, Altona, Lornsenstr. 23. 132. Sorgenfrei, Paul, Hamburg 24, Angerstr. 13. 133. Stange, Oberlehrer, Flensburg. 134. Zillen, Kaufmann, Hamburg.

Kiel, am 23. April 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Vereinsgabe.

Mit der Miteilung, daß von der Radierung nach Charles Roß, **„Holsteinischer See“** **205** Exemplare bezogen worden sind, erachten wir dieses unser Angebot für abgeschlossen. Wir hoffen, im Laufe des Jahres unsern Mitgliedern von neuem ein heimatliches Bild anstellen zu können, und werden später in der „Heimat“ Näheres veröffentlichen.

Kiel, den 25. April 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

1. **Geschichte der Bienenzucht in Schleswig-Holstein,** den Mitgliedern des Landesverbandes dargeboten von **Heinrich Theen,** Seeholz (bei Holzdorf in Schleswig). Selbstverlag. — Unter vorstehendem Titel erschien im Vorjahre ein kleines Heft, das Zeugnis ablegt von dem Bienenfleiß seines Verfassers. Weit mehr als ein Viertelhundert alter und neuerer Chroniken, Berichte, Beschreibungen usw. mußten aufgespürt und durchsucht werden, um die in ihnen enthaltenen Angaben über Imkerei zusammentragen zu können. Dabei lagen einschlägige Vorarbeiten, die für dies Suchen und Sammeln einen Anhalt geben konnten, nur in einzelnen Fällen vor. Da ist es wohl anzuerkennen, wenn uns jetzt ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung unserer heimischen Bienenzucht gegeben ist, das nicht allein den Imker belehren und erfreuen kann, sondern jeden interessieren wird, der nicht nur den Honig, sondern auch das Land liebt, darinnen er nun wieder reichlicher fließt. Ein Mitglied der „Heimat“ wird z. B. gern lesen, wie in den ältesten Urkunden bereits verschiedene Ortsnamen auf die Bienen und ihre Erzeugnisse Bezug haben, wie Poppo 962 im Wachshemd die Feuerprobe bestand, wie Waldemar II. der Bienenzucht gesetzlichen Schutz angedeihen ließ, wie auf Nordmarsch der erste Bienenstock eingeführt wurde. Eingehend behandelt Verfasser den Aufschwung, den die Bienenzucht mit der Entstehung der Kirchen und Klöster nahm; Wachszins, Wachsbrüche, Honigzins und der Quickzehnte von Bienenschwärmen bildeten durch mehrere Jahrhunderte eine nicht geringe Einnahme der geistlichen Stiftungen usw. Die Reformation, der dreißigjährige Krieg, zunehmende Entwaldung, Eröffnung neuer Handelswege führten dann den Niedergang der Imkerei herbei; doch galten *noch* im 18. *Jahrhundert* die *holsteinischen Imker* neben den Lüneburgern für die ersten Bienenwirte der Welt! Eine neue Blütezeit begann für die heimische Imkerei vor etwa fünfzig Jahren mit der Einführung der beweglichen Wabe; aber verloren ging, wie es scheint endgültig, die Kunst, einen Met zu brauen, der sich „gewaschen“ hat. Schade! — Dieser kurze Gang durch den Inhalt möge bewirken, daß das Heft die verdiente Beachtung seitens der Leser der „Heimat“ finde.

G. Schröder.

2. **Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.** Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** Verlag: Gebrüder Paetel in Berlin. 236 S. — Dieser wunderbare Briefwechsel begann mit einem, die Novelle „Aquis submersus“ begleitenden Schreiben Theodor Storms, datiert vom 27. März 1877, und endete mit einem Brief des Husumer Dichters vom 9. Dezember 1887, also ein halbes Jahr vor dem Tode des feinsinnigsten Novellisten unserer Heimat. Abgesehen von dem rein literarisch-historischen Interesse, abgesehen von den interessanten Mitteilungen über das künstlerische Schaffen, über Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen, bietet das Buch auch noch so viele menschlich-schöne Züge, besonders aus Storms Leben, wieder, daß niemand es aus der Hand legen wird, ohne großen Genuß gehabt zu haben. Mir persönlich ist Storm durch diesen Briefwechsel noch lieber geworden, und es ist mir eine ganz besondere Freude, alle, die den Dichter lieben, auf das Buch aufmerksam machen zu dürfen. Seine Werke, zum mindesten einzelne Teile daraus, sind heute in vielen, vielen Häusern zu finden; sein Briefwechsel mit Keller sollte überall seinen Platz daneben haben.

W. Lobsien.

Bücherschau.

1. **Fritz Reuters sämtliche Werke.** Leipzig: Max Hesse. 4 Bde. Preis: 6 M. — Diese von Professor **Friedrich Müller** in Kiel, einem bedeutenden Kenner Reuters, besorgte Ausgabe zählt zu den besten, die wir augenblicklich haben. Sie ist vollständig, kritisch durchgesehen und absolut zuverlässig, und bietet sich in sehr klarem Druck auf gutem Papier und in geschmackvollem Einband dar. Einleitend bringt der Herausgeber eine Biographie des Dichters und fügt derselben Bilder und Briefe hinzu; den Schluß der Ausgabe bildet ein umfangreiches Wörterverzeichnis, das dem das Lesen erleichtert, der des Plattdeutschen nicht mächtig ist. In demselben Verlage sind auch Einzelausgaben zu einem sehr niedrigen Preise zu haben, z. B. „Ut mine Festungstid" geb. 1 M., „Woans ick tau 'ne Fru kamm" und „Ut de Franzosentid" in 1 Bd. geb. 80 Pf., „Dörchläuchting" geb. 1 M. usw.

W. Lobsien.

2. **Friedrich Hebbels sämtliche Werke.** Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 4 M. — Diese von **Adolf Bartels** besorgte Ausgabe der Werke des gigantischen Dramatikers, zu dem die Liebe und bewundernde Verehrung in weiteren Kreisen erst in neuerer Zeit wach geworden ist, ist die billigste und vollständigste, die ich kenne; dafür bürgt übrigens schon der Name des Herausgebers, der als einer der besten Hebbelkenner seit Jahren immer und immer wieder auf die überragende, in die Weltliteratur hineinweisende dichterische Größe unseres Landsmannes aufmerksam gemacht hat. Von Adolf Bartels ist auch die interessante, eingehende, verständnis- und liebevolle Einleitung, die des Dichters Leben und Werke bespricht, und in feinsinniger Weise in das Verständnis der Seele des Dichters sowohl als der seiner Helden einführt. Die Ausgabe ist trotz des kleinen Drucks sehr zu empfehlen!

W. Lobsien.

3. **Hermann Green: Gedichte.** Verlegt bei H. Timm in Lunden. 51 S. Preis 1,50 M. — Es spricht ein liebenswürdiges Talent aus allen Versen, die zwar nichts Neues und Niegesagtes bringen, auch für das Alte noch keine neue Form finden, aber trotzdem als Ausfluß eines frommen, bescheidenen und verinnerlichten Gemüts aufrichtig erfreuen. Am besten sind die Gedichte, deren Stoffe der jüdischen Geschichte entnommen sind; hier findet der Dichter stoffwürdige, schöne Bilder von kräftiger Anschaulichkeit, die er einer schönen, oft schwungvollen Sprache einzureihen weiß, hier besonders weiß er überzeugend zu gestalten.

W. Lobsien.

Mitteilung.

Seltene Fische aus der Ostsee. Im Frühjahr 1903 wurde mir von einem Fischer aus Feldstedtholz an der Apenrader Förde eine in der Ostsee seltene Rochenart übergeben. Es handelte sich um einen Sternrochen (Raja radiata). Derselbe unterscheidet sich von den andern Rochenarten durch eine sehr stumpfe Schnauze; die Haut ist mit sternartigen Hautknochen bedeckt. Nach Möbius und Heincke: Die Fische der Ostsee, ist der Sternrochen ein seltener Gast im westlichen Teil der Ostsee. — Im November 1903 brachte ein Fischer aus Hostrupholz mir einen Seewolf (Anarrhichas lupus L.) von 0,75 m Länge. Nach obengenannter Schrift kommt dieser Fisch an der Ostküste Schleswig-Holsteins nur selten vor. Es sind Exemplare gefangen worden in der Kieler Bucht und bei Eckernförde.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde!

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 6. Juni 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Einladung.

In den Tagen vom 13.—15. Juni wird der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck seine diesjährige General-Versammlung in Hadersleben abhalten.

Welche Aufgaben der Verein verfolgt, ist nicht bloß seinen Mitgliedern, sondern auch weiteren Kreisen unseres Volkes seit Jahren bekannt. Der immer tieferen Erforschung der Natur unseres Heimatlandes, seiner Bodengestaltung und geologischen Verhältnisse, seiner Tier- und Pflanzenwelt ist seine Arbeit gewidmet. Für die Erhaltung wertvoller Naturdenkmäler will er mit Nachdruck seine Stimme erheben. Dem Studium der Heimatgeschichte, nicht nur der politischen, sondern vornehmlich der Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart haben zahlreiche Mitglieder des Vereins ihren Fleiß zugewandt und schätzenswerte Beiträge geliefert. Was an Sagen, Märchen, Sprüchen, Liedern aus alter Zeit noch im Gedächtnis des Volks vorhanden ist, wird gesammelt und bewahrt. Kinderspiele, Festgebräuche, wie sie in den verschiedenen Gegenden und Ortschaften sich erhalten haben, finden in der Zeitschrift des Vereins gewissenhafte und liebevolle Darstellung. Dem Sprachforscher gewähren die Proben der heimatlichen Mundarten mancherlei Material für seine Studien. Besondere Berücksichtigung endlich findet die Heimatkunst, wie sie in den Gebäuden, Werken der Plastik und literarischen Erzeugnissen aus den verschiedenen Perioden der heimatlichen Geschichte zur Erscheinung kommt.

In dankbarer Anerkennung dieser Bestrebungen des Vereins rüsten wir uns mit Freude auf die Tage der Versammlung.

Belehrende und anregende Vorträge dürfen wir erwarten.

Die Vereinsmitglieder werden sich beraten über das, was dem Verein und seinem Wirken förderlich sein kann.

Unser Bestes wollen wir tun, daß allen lieben Gästen der Aufenthalt in unserer Stadt und die Ausflüge in die an Naturschönheiten reiche Umgegend zur Befriedigung gereichen.

Mit diesem Versprechen und in der Hoffnung, daß die Tage unseres Zusammenlebens die Liebe zu unserem schönen Heimatlande fördern werden, laden wir alle Mitglieder des Vereins sowie alle Freunde der Sache hierdurch zum Besuche der Versammlung freundlichst ein mit dem Rufe: Willkommen in Hadersleben!

Der Ortsausschuß:

Sanitätsrat Dr. Martens, Vorsitzender; Bast, Rektor; Blohm, Hauptlehrer a. D.; Castens, Schulrat; Christiansen, Hauptlehrer a. D.; Dr. Hansen, Medizinalrat; Jessen, Rektor; Johannsen, Stadtverordneten-Vorsteher; Jürg. Jürgensen, Stadtverordneter; Kersten,

Postinspektor; Lassen, Stadtverordneter; Petersen, Kirchenpropst; Lic. Prahl, Pastor; Prall, Kreisschulinspektor; Roos, Rektor; Dr. Sach, Professor; Schlichting, Schulrat; Dr. Spanuth, Gymnasialdirektor; Strackerjan, Herausgeber der „Schlesw. Grenzpost;" Tams, Stadtverordneter; Wäger, Stadtverordneter; Wilckens, Amtsvorsteher; Professor Schröder, Schriftführer.

---

15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, in Hadersleben im kleinen Saal des Bürgervereins.

Tagesordnung:

I. **Geschäftliches:**
   1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
   2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
   3. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. **Vorträge:**
   1. **„Allerlei Doppelnamen im Herzogtum Schleswig und was damit zusammenhängt."** (Referent: Herr Professor Dr. Sach in Hadersleben.)
   2. **„Ein Kranz von Eichenlaub um das Bild des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade."** (Referent: Herr Pastor **Bruhn** in Koldenbüttel.)

III. **Mitteilungen:**
   Nachrichten über das Vorkommen einer Flußperlmuschel (Unio pseudo-litoralis) in der Tapsau bei Hadersleben und im Anschluß daran ein **Wort zum Schutze der Naturdenkmäler** in unserer Heimatprovinz. (Referent: Herr **H. Barfod** in Kiel.)

IV. **Antrag** des Herrn Dr. **Herting**, Direktors der Kgl. Realschule in Apenrade: **„Der Verein möge die Herstellung von Anschauungsbildern zur Heimatkunde von Schleswig-Holstein in die Hand nehmen oder doch in die Wege leiten."**

Dienstag, den 13. Juni.

(Empfang der Gäste an den Bahnhöfen von 11^{30} an. Die Herren des Empfangsausschusses tragen Schleifen in den schleswig-holsteinischen Farben. Diejenigen Gäste, die in hiesigen Gasthöfen Zimmer bestellt haben wollen, werden gebeten, sich bei Herrn Rektor **Jessen**, Hadersleben, zu melden und zwar unter Angabe des Zuges, mit dem sie einzutreffen gedenken.)

2^{50} **Bahnfahrt nach Wittstedt** und Besichtigung der **Hünengräber.** (Abfahrt von der **Süderbrücke**).

6^{28} Rückankunft in Hadersleben.

8^{30} **Kommers im Stadttheater.** Programm: Kaiserhoch und Begrüßungsansprachen. Lichtbildervortrag von Herrn **Theodor Möller** aus Kiel: **„Wanderung durch Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der historisch und literarisch (G. Frenßen) denkwürdigen Stätten."** Plattdeutsche Vorträge von Herrn Oberrealschullehrer **Fr. Wischer**-Kiel. (Die Loge ist für die Damen reserviert.)

Mittwoch, den 14. Juni.

8^{00} **Rundgang** durch die Stadt mit **Besichtigung** der **Marienkirche** und des **Kreismuseums.** (Sammelpunkt am **Kaiserdenkmal** auf dem **Südermarkt.**)

11^{00} **Hauptversammlung** im **kleinen Saal** des **Bürgervereins.** (S. die Tagesordnung.)

2^{00} **Festessen** mit Damen im **großen Saal** des **Bürgervereins.** (Gedeck 2,50 *M.*)

4^{20} **Bahnfahrt** nach **Victoriabad** am kleinen Belt. (Abfahrt vom **Kleinbahnhof.**)

Donnerstag, den 15. Juni.

Verschiedene Ausflüge, entweder **Wagenfahrt** nach dem **Knivsberg (Bismarckturm)** um 8 Uhr (Sammelpunkt auf dem **Südermarkt**); oder **Bahnfahrt** nach **Christiansfeld** (Herrnhuterkolonie und dänische Grenze) um 9^{10} vom **Kleinbahnhof**; andere Ausflüge nach Verabredung.

Bemerkungen: Vom Knivsberg aus kann die Heimreise auch über Apenrade oder Haberslund geschehen.

Verkehrstabelle: Ankunft am Staatsbahnhof: 6^{12}, 7^{50}, 9^{54}, 11^{59}, 1^{42}, 4^{36}, 6^{16}, 8^{13}, 11^{39}.
Abfahrt vom Staatsbahnhof: 5^{00}, 6^{32}, 8^{34}, 10^{44}, 12^{22}, 3^{16}, 4^{52}, 7^{00}, 10^{14}.

Um zahlreiches Erscheinen unserer Mitglieder und Gäste, ganz besonders auch der geehrten Bewohner Haderslebens und Umgegend, bitten

das Ortskomitee und **der geschäftsführende Ausschuss.**

Bücherschau.

Willrath Dreesen: „Meer, Marsch und Leben.“ Gedichte. J. H. Cotta in Stuttgart. 1904. 82 S. Preis 2,50 *M.* — Durch den Titel verleitet, glaubte ich in dem Verfasser einen Schleswig-Holsteiner suchen zu dürfen; aber die eingestreuten plattdeutschen Gedichte sagen mir, daß der Dichter (und mit einem wirklichen Dichter haben wir es zu tun) aus Ostfriesland, vielleicht aus der Gegend der Jade stammt. Es steckt viel Kraft und Eigenart in ihm, und die starke Klassik, die gesunde Realistik seiner Bilder, die fröhliche Zähigkeit, mit der er an den Schönheiten der Marsch und der See hängt, das scharfe Dichterauge, das er fast auf jeder Seite beweist, und das ihn im Erfassen charakteristischer Eigentümlichkeiten seiner Landschaft selten trügt — dies alles gibt die Gewähr, daß er sich ausreifen wird zu einem gesunden Vertreter der Heimatkunst, den nicht nur seine engere Heimat liebgewinnen wird.

Wilhelm Lobsien.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

135. Dr. Blunck, Hamburg-Eimsbüttel. Alexanderstr. 8. 136. Hansen, Zahntechniker, Kiel. 137. Hargens, P., Lehrer, St. Peter. 138. Hartwig, P., Hamburg, Wandsbekerstieg 59. 139 Dr. Jaspersen, Schellhorner Berg, Preetz 140. Paulsen. Gärtner, Flensburg. 142—152. Ehlers, Evert, Frahm, Greve, Holm, Jungjohann, Kehden, Kiewitt, Ohlssen, Pahl, Seminaristen, Eckernförde. 84. Arnemann, Benno, Eckernförde, Kielerstr. 16.

Kiel, am 25. Mai 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Freunde der „Heimat,“ werbt der „Heimat“ neue Freunde!



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 7. Juli 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6= oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Mitteilungen des Entomologischen Vereins für Hamburg-Altona 1899—1904, mit einem Anhang: Verzeichnis der Schmetterlinge der Umgegend Hamburg-Altonas. Zu beziehen durch H Groth in Hamburg, Hütten 139. — W. Heering, Anleitung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen in der Umgebung Altonas und Führer durch die naturwissenschaftlichen Sammlungen Altonas und Hamburgs, Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Altona-Ottensen. — Karl Macke, Der Stromgeiger, eine romantische Dichtung. Verlag von Cordier in Heiligenstadt (Eichsfeld). — Richard Dohse, Von Hart tau Harten, plattdeutsche Gedichte. Verlag von Max Hansen in Glückstadt. Preis 1,20 ℳ. — „Aus der Natur," Zeitschrift für alle Naturfreunde, herausgegeben von Dr. W. Schönichen, Schöneberg-Berlin. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Verlag von Erwin Nägele in Stuttgart. Jährlich 24 Hefte zum Preise von 6 ℳ.

Anfrage.

Ein 75jähriger Bremer, der „Altertümer" studiert, Genealogie u. dgl., ein Leutnant des „bremischen Heeres" aus der Zeit vor 1866, namens Friederichs, hat mich gebeten, ihm ein Lied zu besorgen, das nach der Schlacht bei Schleswig im Jahre 1848 in plattdeutscher Sprache erschien und mit den Worten begann: „Wat is den Dän sin Vaderland?" Dies die Angaben des alten Herrn. Mir persönlich ist nichts darüber bekannt. Wer von den Lesern der „Heimat" gibt Auskunft?

Bremen. Dr. Tetens, Syndikus.

Bücherschau.

O. Laplace, Verzeichnis der Schmetterlinge der Umgegend Hamburg-Altonas. Zu beziehen durch H. Groth in Hamburg, Hütten 139. — Seit einer Reihe von Jahren haben eifrige und tüchtige Schmetterlingssammler Hamburg-Altonas im regsten Verkehr miteinander an der Erforschung der Lepidopterenfauna ihres Gebiets gearbeitet und ihre Beobachtungen und Erfahrungen vielfach in Vereinssitzungen kritisch gesichtet, um das

Gesamtmaterial nach einem einheitlichen Plan zu regeln und das Endergebnis schließlich weiteren Kreisen zu unterbreiten. Dieses Ziel ist jetzt erreicht. Das vorliegende Verzeichnis umfaßt alle Großschmetterlinge, die in der Umgegend Hamburgs bisher mit Sicherheit beobachtet worden sind, insgesamt 748 Arten und 163 Varietäten, den neuesten wissenschaftlichen Forschungen entsprechend benannt und geordnet; es enthält zugleich zuverlässige Angaben der Fundorte, der Flugzeiten, sowie Mitteilungen über die Futterpflanzen der Raupen, über biologische Beobachtungen usw. Hiermit besitzen wir also endlich ein Werk, das nunmehr den Grundstock zu einer Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins bildet, das allen Sammlern einen klaren Überblick über den Formenreichtum an Schmetterlingen in unserer Provinz gewährt und ihnen zur Zeit die beste Auskunft erteilt über das Wo, Wie und Wann des Vorkommens der einheimischen Arten. Wer den Nachweis liefert, daß hier im Norden des Vaterlandes Falter vorkommen, die in dem Hamburger Verzeichnis fehlen, erweist der „Heimat" einen Dienst. Zu den zweifelhaften Formen gehört z. B. der Apollo. — Gleichzeitig unterhalten die Sammler Hamburg-Altonas einen äußerst lebhaften Tauschverkehr, so daß der Gesamtumsatz an Tauschmaterial im Laufe des Vereinsjahres 1900 bis 1901 schon 26 700 Einheiten betrug. Solche Resultate können nur erreicht werden durch andauernde, energische, gemeinsame Arbeit unter zielbewußter Leitung. Alle Achtung dem wackeren Verein, der bisher die Lepidopterologie in den Vordergrund stellte, doch auch auf anderen entomologischen Gebieten rüstig vorwärtsschreitet; Herrn Laplace, dem ersten Vorsitzenden des Vereins, gebührt besonderer Dank. H. Schade-Kiel.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

152. Achtenich, Bürgermeister, Christiansfeld. 153. Arnemann, Benno, Eckernförde. 154. Berger, Kaiserl. Werftbeamter, Ellerbek. 155. Blohm, Hauptlehrer a. D., Ladegaard I b. Hadersleben. 156. Bodin, Lehrer, Epenwörden b. Meldorf. 157. Bonnichsen, Lehrer, Lysabbelholz pr. Schauby. 158 Büllmann, Seminarist, Eckernförde. 159. Carlsen, Pastor, Aastrup b. Hadersleben. 160. Dr. Carstens, Gymnasial-Professor, Hadersleben 161. Christensen, Organist u. Lehrer, Wittstedt b. Ober-Jersdal. 162 Christiansen, Hauptlehrer a. D., Hadersleben. 163. Christiansen, Lehrer, Flensburg. 164. Clausen, Privatier, Hadersleben 165. Claussen, Pastor, Tyrstrup b. Christiansfeld. 166. Ellrich, Buchhalter, Kiel. 167. Frölich, Lehrer, Hadersleben. 168. Hartwig, Maler, Hadersleben. 169. Heuer, Gastwirt, Schönkirchen. 170 Hinz, Vorschullehrer, Hadersleben. 171. Holm, Hauptlehrer, Starup b. Hadersleben. 172. Jessen, Rektor, Hadersleben. 173. Jöhnk, Schinkel b. Gettorf. 174. Jürgensen, Maurermeister, Hadersleben. 175. Jversen, Lehrer, Woyens. 176. Katt, Lehrer, Hadersleben. 177. Kaul, Prokurist, Kiel. 178. Konagel, Seminarist, Eckernförde. 179. Kühl, Pastor, Wittstedt b. Ober-Jersdal. 180. Linde, Zimmermeister, Kiel. 181. Lindorff, Lehrer, Bek b. Woyens. 182. Lohfert, Lehrer, Süder-Otting. 183. Dr. Martens, Sanitätsrat, Hadersleben. 184. Matthiesen, Lehrer, Tombüll b. Apenrade. 185. Möller, Theodor, Lehrer, Kiel. 186. Dr. Neiling, prakt. Arzt, Christiansfeld. 187. Petersen, Propst, Hadersleben. 188. Prahl, Pastor, Alt-Hadersleben. 189. Raben, Buchbinder, Christiansfeld. 190. Relling, Bautechniker, Kiel. 191. Rogge, Kassenkontrolleur, Kiel. 192. Rohse, Seminarist, Eckernförde. 193. Rosenberg; Rektor, Hadersleben. 194. Riis, Küster, Hoptrup. 195. Dr. Schindelhauer, Bürgermeister, Hadersleben. 196. Schmidt, Gegenbuchführer, Gettorf. 197. Schmitt, Provisor, Christiansfeld. 198 Schreiner, Kgl. Forstmeister, Ulfshuus b. Hadersleben. 199 Prof. R. A. Schröder, Oberlehrer, Hadersleben. 200. Schulz, Heide. 201. Schwägermann, Löttringhausen b. Dortmund. 202. Sierk, Lehrer, Kiel. 203. Sönksen, Lehrer, N.-Wilstrup. 204. Steinmatz, Techniker, Friedrichsort b. Kiel. 205. Stüben, Lehrer, Lockstedter Lager. 206. Tadel, Apotheker, Christiansfeld. 207. Fräul. Caroline Tams, Hadersleben. 208. Tiessen, Hofbesitzer, Melderf. 209. Warming, Lehrer, Hjerting b. Rödding. 210. Wickel, Weinhändler, Segeberg.

Zur Nachricht:

1. Unser Verein wächst in einem erfreulichen Maße. Mit der Zahl 210 haben wir jetzt schon den vorjährigen Zuwachs genau erreicht; ein weiteres halbes Jahr treuer Werbearbeit dürfte uns noch eine erhebliche Anzahl neuer Mitglieder bringen.
2. An sämtliche Lehrer und Lehrerinnen des Kreises Hadersleben haben wir dank der Unterstützung der Herren Schulrat Schlichting und Kreisschulinspektor Prall Probehefte versandt, im ganzen etwa 300. Möchten wir in der Nordmark unseres Landes nicht vergebens angepocht haben!
3. Wir sind der Meinung, daß in keiner Schul- und Lehrer-Handbibliothek unseres Vereinsgebietes die „Heimat" fehlen dürfe, bietet sie doch dem Lehrer reichen Präparationsstoff, nach welchem er sich in seinen Lehrbüchern und Leitfäden wohl vergeblich umschauen dürfte.
4. An älteren Jahrgängen sind noch zu haben: 1896 (für 1,20 M.), 1897 (für 2 M.), 1901 (für 2 M.), 1902 (für 2,50 M.), 1903 (für 2,50 M.), 1904 (für 2,50 M.)
5. Wegen des Bezugs oder Verkaufs von vergriffenen Jahrgängen wolle man sich an unsern Schriftführer wenden. Bei ihm liegen Angebote bezw. Nachfragen zu jeder Zeit auf.
6. Unsere nächstjährige Generalversammlung wird in Glückstadt tagen. Wir erhielten eine freundliche Einladung des dortigen Bürgermeisters. Die Vorbereitungen werden schon jetzt in die Hand genommen.

Kiel, am 21. Juni 1905.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Barfod, Schriftführer.

Heimatkundliche Sammlungen im Vereinsgebiet.*)

Ort	Name	Direktor	Besuchszeit für freien Eintritt	Anderweitige Besuchszeit
Flensburg	**Kunstmuseum**	?	An jedem ersten und dritten Sonntage des Monats	Täglich mit Ausnahme der Montage von 10—4 Uhr, Sonntags von 10—5 Uhr, in den Wintermonaten von 10—4 Uhr. Erwachsene zahlen 50 Pf., Kinder 25 Pf.
Glückstadt	**Altertümersammlung der holsteinischen Elbmarschen**	Geh. Reg.-Rat Dr. Detleffen	Unbestimmt, je nach Antrag beim Vorsteher oder nach Mitteilung i. d. Zeitung.	—
Kiel, Gartenstraße	**Historische Landeshalle**	Direktor Rosenkranz	Sonntags 11—1 Uhr	—
Kiel, Burgstraße	**Museum vaterländ. Altertümer**	Frau Professor Mestorf	Sonntags, Mittw. u. Sonnab. 11—1 Uhr	Anmeld. b. Mus.-Dien. (i. Museumsgebäude).
Kiel, Sophienblatt	**Thaulow-Museum**	Dr. G. Brandt	Täglich (mit Ausnahme des Montags)	Mont. u. 1. Festtage. Anmeld. b. Mus.-Dien.

*) Nach diesem Schema beabsichtigen wir, für sämtliche Museen usw. dieser Art in unserm Vereinsgebiete das Nähere unentgeltlich bekannt zu geben. Wir bitten namentlich die Museumsvorstände, uns mit dem erforderlichen Material an die Hand zu gehen. Um umgehende Zustellung bittet
der Schriftführer **Barfod.**
Kiel, Geibelallee 2².

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 8. August 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Vereinsgabe 1905.

Durch das Entgegenkommen des Verlages zur Pflege der Heimatliebe und Heimatkunst von Max Hansen in Glückstadt ist es ermöglicht, unsern Mitgliedern von neuem einen heimatlichen Wandschmuck für Haus, Büro und Schule anzubieten, eine künstlerische Reproduktion nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in **Deezbüll,**
„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause"
(Kupfergravure — Imperialformat. Kartongröße 66 × 84 cm).

Ermutigt durch den Erfolg beim Vertrieb der beiden Landschaftsbilder von Ch. Roß, hoffen wir, auch mit dem Angebot dieses volkskundlichen Bildes (s. Abbild. Heft 8 S. 181) den Wünschen vieler unserer Mitglieder zu begegnen und daher zahlreichen Bestellungen entgegensehen zu können, zumal der Preis wieder sehr niedrig gestellt ist. Das Bild kostet
bei Versendung nach auswärts nur **3,50 M.,**
in Kiel und Glückstadt nur **3,00 M.**

Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplars zu. Bestellungen unter gleichzeitiger postfreier Einsendung des obigen Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen in Kiel, Adolfstr. 56 p.,** zu richten.

Kiel, den 19. Juli 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Kassennotiz.

Bei der Einzahlung der Jahresbeiträge ist eine Anzahl Postanweisungen ohne Angabe des Absenders eingegangen. In diesen Fällen ist der Beitrag wahrscheinlich durch Nachnahme im Monat Juni von neuem eingefordert worden. Reklamationen veranlaßten dann die erwünschte Berichtigung.

Unbekannt blieben bisher die Absender von 5 Postanweisungen, die im Februar aufgegeben worden sind in Friedrichsort, Friedrichstadt, Lauenburg, Neumünster und Tondern. **Benachrichtigung erbeten!**

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 12. Juli 1905.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Bücherschau.

1. **Schleswig-holsteinisches Wander- und Reisebuch.** 125 der lohnendsten Ausflüge, unter besonderer Berücksichtigung der von Kiel aus zu unternehmenden Wanderungen und Seefahrten. Von **Ernst Strohmeyer.** Mit 9 Kartenblättern, 3 Textkarten und 1 Übersichtskarte. Kiel: Walter G. Mühlau, (1905). XX und 144 S.; 8⁰. Geb. 2 M. (Taschenbuch-Format). — Die Beurteilung eines Führers ist ein eigenes Ding; Stichproben auf Grund von Ausflügen, die mit dem Buche in der Hand unternommen worden sind, müssen Gewähr dafür leisten, daß das Werk in gleicher Weise Seite bei Seite durchgearbeitet worden ist. Ich bin mehrere Male mit dem Führer mir bis dahin unbekannten Pfaden nachgegangen, habe mit demselben sogar eine Dampferfahrt nach Svendborg unternommen und mich selbst auf den Nebenpfaden abseits der großen Heerstraße vortrefflich zurechtgefunden, auch im Dänenlande (auf Taasinge). Auch sonst habe ich, zumeist als unfreiwilliger Horcher, nur Gutes über die Brauchbarkeit gehört, weshalb ich den Führer allen wanderfrohen Gesellen bestens empfehlen kann, ganz besonders an diesem Orte, weil Verfasser mit Fleiß auch solche Gegenden berücksichtigt hat, die fernab von der großen Touristenstraße liegen und ein „Neuland" bedeuten hinsichtlich ihrer Schönheit und Eigenartigkeit. Verfasser hat mit geringen Ausnahmen alle erwähnten Wanderungen selbst ausgeführt und sich persönlich nach allem erkundigt, was dazu dienen kann, dem von ihm geleiteten Wanderer die Freude an den Märschen und Fahrten zu erhöhen, sein Wissen zu bereichern, den Sinn für Naturschönheiten zu wecken und zu pflegen und — last not least — die Reisekosten auf ein bescheidenes Maß hinunterzudrücken. — Der Text wird belebt durch topographische und geschichtliche Nachrichten; auch den Naturdenkmälern ist die ihnen gebührende Beachtung gezollt worden. Eine interessante, dabei doch knapp gehaltene Einleitung aus der Feder des Herrn Dr. Gloy in Kiel, eines rührigen und kundigen Mitarbeiters an unserer „Heimat," erschließt das Verständnis für die geologischen, geschichtlichen, volkswirtschaftlichen Eigentümlichkeiten Schleswig-Holsteins. Der gesamte Osten unseres Landes mit Ausnahme des Kreises Hadersleben hat Berücksichtigung gefunden; der Titel aber weist darauf hin, daß Verfasser sicherlich darnach strebt, seine Wanderungen auf die ganze Provinz auszudehnen. Möchte es bald geschehen, wo doch das stets wachsende Eisenbahnnetz auch die entferntesten Winkel unserer Provinz mehr erschließt. Die beigegebenen Kartenskizzen verzeichnen scharf genug jeden für die Öffentlichkeit freigegebenen Weg und Steg und ersetzen das sonst zum Reisen erforderliche Kartenmaterial, weshalb allein deswegen schon der Preis als außerordentlich niedrig zu betrachten ist. Wenn es sich ohne allzugroße Kosten machen ließe, die Seen in den Kartenbildern blau zu tönen, dann würde das Auge des Wanderers in ihnen Ruhepunkte finden, die ihm die Orientierung außerordentlich erleichtern. Barfod.

2. **Ludolf Weidemann: Wintersturm.** Gedichte. Verlegt bei Alfred Janssen in Hamburg. 1905. 84 S. Pr. 3 M. — Das prachtvoll ausgestattete Büchlein enthält 21 Gedichte, deren Beurteilung um so schwerer hält, weil neben gänzlich mißlungenen, formell und inhaltlich banalen Versen einzelne Zeilen von wirklicher, dichterischer Schönheit stehen. Wintersturm! Wie die Flocken im Sturm draußen umherwirbeln, so wirbelt es auch in Weidemanns Gedichten von manchen schönen Bildern; aber sie verfliegen wirkungslos, zerflattern und finden sich nicht zu einem einheitlichen, geschlossenen Ganzen zusammen. Die letzte Feile und die letzte erbarmungslos kritische Sichtung fehlt. Man vergleiche „Und durch die Esse bellend pfeift der Sturm sein Lied. Mit Donnerschlägen gellend begleitet ihn der Schmied." Was ist ein „bellendes Pfeifen" und was sind „gellende Donnerschläge"? In dem Gedicht „Wegweiser" spricht er in Nr. 2 von einer Krähe, die „sturmgebauscht" vorüberrauscht, und in Nr. 3 von des „Abends Zitterluft"; wie eint sich das? Das Gedicht „Die Vogelkapelle" beginnt: „Die Sonne macht ihre Mätzchen und flutet in welligem Schein." Was heißt das? Die Rohrdommel läßt er ihr Lied „brüllen." Den Kiebitz nennt er einen Pedanten (er ist alles andere als das), die Waldtaube eine alte Tante; mit welchem Grund? Den Reiher einen Heldentenor nennen, halte ich für unüberlegt. Und so könnte ich vieles heranziehen, das meine Behauptung, es fehle an der letzten Feile und Sichtung, erhärtet. Schade! Es hätte ein liebenswürdiges Büchlein daraus werden können.

Wilhelm Lobsien.

Mitteilung.

Bindebriefe. Auf meine Anfragen über Bindebriefe ging mir von Herrn Stadtsekretär Lorenzen in Hadersleben ein Brief zu, aus dem ich folgende Angaben mitteile: „Bindebriefe waren bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Kopenhagen oder doch Holberg bekannt, denn in seiner Komödie „Den Vægelsindede" (der Wankelmütige) erzählt Apicius, daß er am nächsten Tage an einem Gelage teilnehmen soll, „denn ich habe einen von meinen guten Freunden gebunden, der sich morgen wieder lösen soll; das beste an den Almanachen sind diese Namenstage."—„In der Umgebung von Hadersleben ist das Schreiben von Bindebriefen noch immer in Gebrauch."

Sonderburg. D. N. Christianssen.

Heimatkundliche Sammlungen im Vereinsgebiet.

Ort	Name	Direktor	Besuchszeit für freien Eintritt	Anderweitige Besuchszeit
Altona	**Altonaer Museum**	Dr. Otto Lehmann	Tägl., m. Ausnahme Montags, v. 10—5 U. Vom 1. Oktober bis 31. März v. 10—4 U.	—
Flensburg	**Kunstmuseum**	?	An jedem ersten und dritten Sonntage des Monats	Täglich mit Ausnahme der Montage von 10—4 Uhr, Sonntags von 10—5 Uhr, in den Wintermonaten von 10—4 Uhr. Erwachsene zahlen 50 Pf., Kinder 25 Pf.
Glückstadt	**Altertümersammlung der holsteinischen Elbmarschen**	Geh. Reg.-Rat Dr. Detlessen	Unbestimmt, je nach Antrag beim Vorsteher oder nach Mitteilung i. d. Zeitung.	—
Kiel, Gartenstraße	**Historische Landeshalle**	Direktor Rosenkranz	Sonntags 11—1 Uhr	—
Kiel, Burgstraße	**Museum vaterländ. Altertümer**	Frau Professor Mestorf	Sonntags, Mittw. u. Sonnab. 11—1 Uhr	Anmeld. b. Mus.-Dien. (i. Museumsgebäude).
Kiel, Sophienblatt	**Thaulow-Museum**	Dr. G. Brandt	Täglich (mit Ausnahme des Montags)	Mont. u. 1. Festtage. Anmeld. b. Mus.-Dien.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 9. September 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Adolf Bartels, Römische Tragödien. München, D. W. Callwey. — Jakob Bödewadt, Johannes Dose der Erfolgreiche in anderer Beleuchtung. Tondern, Heinrich Nissens Buchhandlung. Preis 30 Pf. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1904. — Stubbe, Das Trinken in Schleswig-Holstein. Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Preis 30 Pf.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

211. Daniels, Postgehilfe, Alt-Bahrenfeld, Burgstr. 7. 212. Evers, Lehrer, Neuendeich b. Glückstadt. 213. Fries, Lehrer, Schottburgholz b. Sommerstedt. 214. Dr. med. Greisen, prakt. Arzt, Hadersleben. 215. Frl. Haacke, Lehrerin, Hjerting b. Rödding. 216. Hansen, Buchhändler, Glückstadt. 217. Jessen, Lehrer, Kellinghusen. 218. Knudsen, Lehrer, Endrupskov pr. Grammby. 219. Meyer, Privatlehrer, Hamburg. 220. Möller, Seminarist, Ratzeburg. 221. Müller, cand. rer. electr., Engelbrechtsche Wildnis b. Glückstadt. 222. Nicolaisen, Postassistent, Berlin NO. 55, Ryke-Str. 23. 223. Frl. Nielsen, Lehrerin, Schottburgholz b. Sommerstedt 224. Reese, Seminarist, Eckernförde. 225. Rose, Buchhändler, Meldorf. 226. Schönbaum, Eisenbahnsekretär, Glückstadt. 227. Schröder, Seminarist, Eckernförde. 228. Schümann, Lehrer a. D., Albersdorf. 229. Schütt, Drogist, Elmshorn. 230. Schweter, kathol. Lehrer, Nordstrand. 231. Studts, Postassistent, Charlottenburg, Magazinstr. 16. 232. Suhr, Lehrer, Kiel, Lornsenstr. 46. 233. Vorrath, Seminarist, Eckernförde. 234. Wisser, Lehrer, Kellinghusen. 235. Zietz, Postassistent, Berlin W. 9, Köthenerstr. 19.

In gegebener Veranlassung machen wir darauf aufmerksam, daß allen neu eintretenden Mitgliedern die bisher im Laufe des Jahres erschienenen Hefte unserer Monatsschrift kostenlos nachgeliefert werden.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Kiel, am 21. August 1905. J. A.: Barfod, Schriftführer.

Mitteilung.

Star und Spatz. In den Jahren 1875—1882 war ich Zoll-Einnehmer in Gjelsbro. Das Zollamt Gjelsbro ist hart an der Grenze gegen Dänemark belegen und zwar an der Chaussee, welche von der dänischen Stadt Ribe über Gramm, Woyens nach Hadersleben führt. Da das genannte Zollamt früher, bevor die Eisenbahn Ribe—Kolding erbaut wurde, eine nicht unwesentliche Bedeutung hatte, sah sich unsere Zollverwaltung genötigt, ein Grundstück zu erwerben, auf welchem 1866 den damaligen Verkehrsverhältnissen entsprechende Gebäude zwecks Unterbringung des Zolletablissements aufgeführt wurden mit geräumiger Durchfahrt. Hier nisteten zahlreiche Sperlinge und Stare, wozu Dachluken und sonst jeder sich eignende Winkel benutzt wurde, und es war höchst interessant, zu beobachten, wie die Sperlinge und Stare um die Nistplätze kämpften und sich gegenseitig mit Gewalt oder durch Anwendung von List die Plätze wegnahmen. In der Regel waren die Stare, obgleich größer, gegen die Sperlinge im Nachteil, indem letztere bissiger, listiger und vor allem dummdreister waren als die Stare. Der Kampf dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und es war mitunter ein wüster, unerträglicher Lärm und ein Kampf, daß die Federn umherflogen; auch wurden häufig die ganzen Nester herausgerissen und waren samt den Eiern, ja, sogar samt den Jungen auf dem Erdboden zu finden. Hier habe ich Gelegenheit gehabt, die außerordentliche Nachahmungsgabe der Stare zu beobachten und zu bewundern. Nicht allein, daß das Geschrei der nachbarlichen Sperlinge in allen Tonarten nachgeahmt wurde, sondern auch das anderer Vögel wurde genau wiedergegeben, jedoch in der Regel in der Weise, daß in einem längeren Vortrage die Stimmen verschiedener Vögel gewöhnlich untereinander vermischt wiedergegeben wurden. So hatte ich einmal Gelegenheit, die außerordentliche Nachahmungsfähigkeit eines Stares zu beobachten. Ich hörte an mehreren Abenden, auch wohl ab und zu am Tage, wenn ich in der Nähe meines Amtes spazieren ging, ganz deutlich Gänsegeschrei. Ich wußte, daß in der Nähe keine Gänse gehalten wurden, dachte anfangs aber, es könnten im nahen Krug ja solche angeschafft sein, und meine Frau, die dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte, war auch dieser Meinung. Das Geschrei war nur schwach, jedoch sehr rein und deutlich vernehmbar und schien aus weiterer Entfernung zu kommen. Nach längeren Beobachtungen kam ich der Sache auf den Grund, woher das in Rede stehende Gänsegeschrei kam: es war ein Starmatz in meiner Durchfahrt, der es nachahmte und uns durch die deutliche Wiedergabe so vollständig täuschte. Auch möchte ich noch erwähnen, daß ich an dem vorgenannten Orte einen ganz weißen Star beobachtet habe. Derselbe zeigte sich zuerst im Herbst und dann im nächsten Frühjahr wieder, beide Male aber nur kurze Zeit, und zog dann mit andern Trupps weiter.

Kellinghusen. Fritz Wiedenfeld.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 10. Oktober 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Vereinsgabe 1905.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in **Heft 8 und 9** des laufenden Jahrganges der „Heimat" sei hierdurch nochmals die Bestellung der Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in **Deezbüll:**

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause"

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Wir hoffen, daß den bisher erledigten 80 Bestellungen noch viele folgen werden.

Kiel, den 24. Sept. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
I. A.: F. Lorentzen.

Mein Heimatlied.

Es war in fernem, fremdem Land,
In schöner Sommernacht,
Als einsam ich auf Posten stand
Und hielt getreulich Wacht.

Ich dachte an mein Heimatland
Und an die Lieben mein.
Sie möchten ruhn in Gottes Hand
Und ihm befohlen sein.

Da hört' ich, wie ein Sänger sang
Mit fröhlichem Gemüt
Ein Lied, das mir zu Herzen drang,
Er sang mein Heimatlied.

Und als mir dieses Lied erklang,
Ich wußt' nicht, wie mir war.
Mir ward so wohl, mir ward so bang,
Es war so sonderbar.

O, singt mir dieses Lied noch mal,
Ich hör' es gar zu gern,
Und denke dann noch gern einmal
Der Zeiten, die so fern.

C. Gloy.

Bücherschau.

1. **Tierleben der Hochsee.** Reisebegleiter für Seefahrer von Dr. C. Apstein in Kiel. Kiel—Leipzig—Tsingtau: Lipsius & Tischer 1905. (IV) u. 115 S.; 8⁰. Gebd. 1,80 ℳ. — Dies Büchlein entstammt der Feder des bekannten Leiters der „Poseidon"-Expeditionen für die Ostsee, des wissenschaftlichen Teilnehmers an der deutschen Tiefsee-Expedition usw., will sagen eines Mannes, der hundertfach Gelegenheit gehabt hat, von seiner Warte aus das Tierleben der Hochsee aus ureigenster Anschauung kennen zu lernen. Es ist ein Seitenstück zu dem ebenfalls erst vor kurzem erschienenen „Strandwanderer" von Dr. P. Kuckuck (Helgoland), und wenn es auch nicht, wie dieses, so glänzend mit prächtigen Aquarelltafeln ausgestattet ist, so gewährt es andererseits den Vorzug großer Billigkeit, und dies Moment fällt umsomehr ins Gewicht, als mit nicht weniger als 174 Abbildungen im Text ein reichhaltiges Anschauungsmaterial geboten worden ist, das jeden Naturfreund befähigt, die beobachteten Tiere in, auf und über dem Wasser einigermaßen sicher zu bestimmen. Es fehlte bisher an einem solchen „Bädecker" des Tierlebens der Hochsee, obwohl die Reiselust aufs Meer hinaus mächtig im Steigen begriffen ist. Auf dem Verdeck eines Passagierdampfers wird jeder zum Naturfreund; denn in dem ewigen Einerlei zwischen Himmel und Wasser interessiert das Geringste, sei es das Spiel der kühnen Segler, die das Schiff umkreisen, die auftauchende Rückenfinne eines Tümmlers, der fliegende Fisch, die rhythmisch dahinziehenden Quallen usw., und dankbar wird selbst die bescheidenste Belehrung von seiten eines tierkundigen Begleiters entgegengenommen. Daß sich unter den Passagieren aber selten ein Kundiger findet, der dem Fragenden sichere Auskunft erteilen kann, hat u. a. auch der auf der ersten parlamentarischen Afrikafahrt verstorbene Abgeordnete Fries-Eisenach erfahren, wenn er unter dem 13. August 1905 vom Bord des Dampfers „Eleonore Woermann" schreibt: „— — Auch von Bewohnern des Meeres haben wir fast gar nichts mehr gesehen, nachdem wir vor einigen Tagen des öfteren Herden von Haifischen angetroffen hatten und selbst einigen Walfischen begegnet waren. Jetzt folgen nur kleine dunkle Vögel von schwalbenähnlichem Ansehen dem Schiffe, indem sie dicht über dem in den herrlichsten Farben schillernden Kielwasser leichten Fluges schweben und ab und zu das Wasser berühren. Niemand vermag mich darüber zu belehren, wie diese Tiere heißen und wo sie sich des Nachts aufhalten." In dem vorliegenden Werke ist ein Quell der Selbstbelehrung erschlossen, der sicherlich noch frischer sprudeln würde, wenn der geschätzte Verfasser vielleicht weniger Nachdruck auf eine detaillierte Beschreibung legen wollte (denn diese kommt selbst dem bewaffneten Auge nicht immer zu ihrem Rechte), als vielmehr darauf, daß der Beobachter vielleicht aus dem Gebaren der Tiere, speziell der Vögel, aus sonstigen Lebensäußerungen (unterstützt durch die Abbildungen) auf die Art geführt und über das ökologisch Wichtigste und Interessanteste unterrichtet werde. Barfod.

2. **Der Schulmeister von Handewitt.** Eine Novelle von **Timm Kröger.** Dritte umgearbeitete Auflage. Hamburg 1905. Alfred Janssen. Kl. 8⁰. 134 S. — Vor einigen Jahren habe ich die zweite, unter dem Titel „Schuld?" erschienene Auflage dieser Novelle angezeigt; jetzt ist die dritte erschienen, in der der Dichter erfreulicher Weise zum Titel der ersten Auflage zurückgekehrt ist. Ein Vergleich der neuesten Ausgabe mit der vorigen zeigt wesentliche Verschiedenheiten, vor allem starke Streichungen. Der Verfasser nennt das in der Vorrede: „Verdichten des Stoffs, zumal der stark zusammengestrichenen Philosophie meines Helden." Diese verdichtende Tätigkeit zeigt sich fast auf jeder Seite. Wo irgend längere Reden vorkamen — und sie kamen oft vor —, da darf man ziemlich sicher sein, daß nur ein paar Sätze stehen geblieben sind. Aber auch im erzählenden Teile finden sich starke Streichungen; einzelne Kapitel fehlen ganz oder zum allergrößten Teil. Hat auch im einzelnen sehr viel Schönes fallen müssen, so hat doch die Novelle im ganzen zweifellos gewonnen. Sie ist geschlossener, kräftiger geworden und wird sich jetzt voraussichtlich einen weiteren Leserkreis erobern. Heinrich Lund.

Mitteilung.

1. **Alte lübeckische Sprüche.**

(1596.) Aus einem Rechnungsbuche der Schiffergesellschaft in Lübeck.

Gott gifft mer up einen dag,
Alse ein gantz Keiserdom vermag,
Jo mer he gifft, jo mer er haett,
Dennoch bleibett er ein ricker gott.

Mitt. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Altertumsk. 10. Heft, S. 32 (1902).

(1576.)

Machte rikdom und schonhet duren,
dat wer en fordel grot,
dar is nich up to muren,
dat fundamente is de dot.

Mitt. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Altertumsk. (1900), 9. Heft, S. 176.

R. Körner.

Berichtigung.

Im 9. Heft muß es auf S. 201 in der 6. Zeile heißen: „3. März **1903**" statt 1905.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

236. Bechler, Karby. 237. Dr. med. Häberlin, Wyk a. F. 238. Harrebye, Lehrer, Aggerschau (Kr. Hadersleben). 239. Hirschberg, Rittergutsbesitzer, Perdöl F. 240. Frl. Jensen, Lehrerin, Friedrichstadt. 241. Frl Kruse, Lehrerin, Husum. 242. Lothes, Musiklehrer, Heide. 243. Nissen, Kreistierarzt, Husum 244. Rathje, Gastwirt, Karby. 245. Frau Dr. Rieck, Blankenese. 246. Stollberg, Schneidermeister, Neumünster. 247. Thode, Lehrer, Wesseln bei Heide. 248. Dr. L. F. Weber, Kiel.

Zur Nachricht:

1. Gesucht werden die Hefte Nr. 2, 3 und 6 der „Heimat" 1900.
2. Ein Mitglied bietet zum Verkauf die Jahrgänge I bis XIII an, tadellos gebunden, wie neu für 50 M. Die Jahrgänge werden nur als geschlossene Reihe abgegeben.
3. Der Unterzeichnete nimmt weitere Angebotene auf Kauf und Verkauf vergriffener Jahrgänge entgegen.

Kiel, den 25. September 1905.
Geibelallee 2².

Der Schriftführer:
Barfod.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 11. November 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Vereinsgabe 1905.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in **Heft 8 und 9** des laufenden Jahrganges der „Heimat“ sei hierdurch nochmals die Bestellung der Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in **Deezbüll:**

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause“

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Wir hoffen, daß den bisher erledigten **115** Bestellungen noch viele folgen werden.

Kiel, den 24. Okt. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
J. A.: F. Lorentzen.

Bücherschau.

Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1906. 38. Jahrgang. Herausgegeben von **W. Lobsien.** — Den Lesern der „Heimat“ ist der Kalender ein alter Bekannter. Doch hat er in diesem Jahre nicht nur sein Gewand erneuert, sondern er zeigt auch in seinem Charakter wesentliche Veränderungen. Was er immer schon sein wollte: ein echtes Schleswig-Holstein-Buch, das ist er in diesem Jahre geworden. Vom ersten bis zum letzten Bogen hat er das Gesicht des Niedersachsen, des Friesen, der zwischen den Nordmeeren seine Heimat hat. Dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von den für das ganze deutsche Reich gleichmäßig hergestellten Kalendern, die nur durch einen oder einen halben angeflickten, mit anekdotenhaftem, je nach der Provinz verschieden ausgewählten Material gefüllten Bogen verraten, für welche Landschaft sie bestimmt sind. — Namentlich der literarische Teil des Kalenders zeigt das. Klaus Groths „Min Modersprak“ ist ihm vorangesetzt. Die schlichte Musik des wundervollen Liedes ist die stimmungsvolle Ouverture zu dem Konzert, das unsere lebenden schleswig-holsteinischen Sänger nun folgen lassen. Es würde zu weit führen, alle Beiträge zu charakterisieren. Die Aufzählung

der Namen der Autoren überzeugt von der literarischen Höhe dieses Kalenderteils. Adolf Bartels, Ottomar Enking, Otto Ernst, Gustav Falke, Joh. Hinr. Fehrs, Herm. Heiberg, Wilh Jensen, Detlev v. Liliencron, Schönaich-Carolath, Helene Voigt, Professor Wisser, auch der durch seine literarisch produktiven und kritischen Arbeiten allen Lesern der „Heimat" bekannte Herausgeber W. Lobsien und andere haben ihre Kunst in den Dienst des Kalender-Unternehmens gestellt. Eine so stattliche Zahl namhafter, weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus bekannter Dichter ist in einem Kalender seit vielen Jahrzehnten sicherlich zum ersten Mal wieder vereinigt. Das ist ein großes Verdienst des Herausgebers. Dabei hat der Kalender seinen volkstümlichen Charakter voll bewahrt. Es helfen dazu auch die mehr belehrenden Aufsätze von H. Barfod, P. Ingwer, H. Theen u. a. — Selbst im Kalendarium zeigt das Jahrbuch sein heimatliches Gepräge: plattdeutsche Sprichwörter, eine weit in Schleswig-Holsteins Vergangenheit reichende Witterungsschau sind eingestreut. Die Zeiten des Eintritts von Flut und Ebbe sind für den Meridian von Schleswig berechnet. — Daneben finden sich noch mancherlei wissenswerte Nachrichten über Märkte, Postsendungen, Ratschläge bei Unglücksfällen usw., die geschickt zusammengestellt sind. — Das Deckelbild ist von unserm Landsmann K. Storch gezeichnet. Es stellt einen wetterfesten Lotsen dar, dessen harte Züge voll vom Lichte der Bussole beleuchtet werden, und der, die nervigte Faust fest am Ruder, sein Schiff sicher durch die Nacht steuert. Der übrige Schmuck des Buches stammt von verschiedenen Künstlern. — Der Verlag hat das Format der früheren Jahrgänge beibehalten und an der Ausstattung nicht gespart; auch der Preis — 0,50 M. für 171 Seiten — ist derselbe geblieben. — Wir bitten alle Leser der „Heimat," sie wollen sich von dem Wert des literarisch vorzüglichen, echt schleswig-holsteinischen Hausbuches überzeugen und nach Kräften für seine Verbreitung eintreten.

K. Jungclaus, Kiel.

Mitteilung.

Die alte Laterne. Wenn im August und September die Dämmerung beginnt, so hört man auf den Straßen das Singen „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne" und sieht Scharen von Kindern mit ihren Laternen laufen. In meiner Jugend kannten wir noch keine Papierlaternen. Wir nahmen dann eine recht große Gurke oder lieber noch eine schöne rote, recht glatte Runkelrübe, schnitten oben einen Deckel ab, höhlten sie aus und schnitten in die Schale noch einige Figuren hinein, auch wurde mitunter ein Name eingeritzt. Dann wurde an jeder Seite ein kleines Loch für ein Band gemacht und unten am Boden der Höhlung ein Endchen Talglicht befestigt, und unsere Laterne war fertig. Wir gingen dann singend längs der Straße und sangen auch in den Häusern von Bekannten. Es war ein recht wunderliches Lied, welches wir sangen, und was wir uns dabei gedacht haben, und ob wir überhaupt etwas dabei gedacht haben, weiß ich nicht. Es heißt:

Madden, Madden Hörken,
Har en roden Rörken,
Har en roden Röckschen an,
Dat wer min ol Maddenmann.
Madden, Madden Göschen,
Si' ni all to böschen.
Hier en Stohl un dor en Stohl,
Op jeder Stohl en Kissen
Un dor en Pannkok twischen.
Schall ick ni en Snup Licht?

Dann wurde uns meistens ein Endchen Talglicht gereicht, oftmals gab's sogar einen Dreiling, wofür wir ein Licht kauften. Wir hatten dann für den andern Abend etwas zum Brennen für unsere Laterne. [1]

A. Siercks, Heide.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Petersen, Hermann, „Ein Fünfundachtziger," Kommissionsverlag von C. Heldt in Eckernförde. Preis geb. 4 M. — Der Heidjer. Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1906. Herausgegeben von H. Müller-Brauel. Mit Zeichnungen der Worpsweder Künstler. Verlag von Dr. Max Jänecke in Hannover. Preis 1 M. — Beiträge zur Geschichte der Familie Hennings (1500—1905) und der Familie Witt (1650—1905), herausgegeben von J. F. B. Hennings, Lehrer in Lübeck, und P. Ch. J. C. Hennings, Obergerichtsanwalt in Kopenhagen. 2. Aufl. — Kind und Kunst, Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes, 2. Jahrgang. Heft 1, jährlich 12 Hefte 14 M. Herausgeber Hofrat Alexander Koch. Verlagsanstalt von Alexander Koch in Darmstadt. — Engelbrecht, Bodenanbau und Viehstand in Schleswig-Holstein. Atlas, bestehend aus 3 Tafeln und 144 Nebenkarten. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

---

[1]) Prof. Schumann erwähnt in seinem Lübeckischen Spiel- und Rätselbuch auch diesen Brauch. Er schreibt: „Kürbisse und Rüben werden ausgehöhlt, allerlei Gestalten eingeschnitten, wie Sonne, Mond und Sterne, und so Laternen hergestellt. Mit diesen gingen die Kinder vordem auf den Straßen und sangen ihre Laternenlieder." Die Schriftleitung.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

249. Andresen, Lehrer, Kiel-Gaarden. 250. Bornhöft, Gutspächter, Annenhof pr. Voorde. 251. Christiansen, Gouvernementsbeamter, Windhuk, Deutsch-Südwest-Afrika. 252. Dr. Dose, prakt. Arzt, Kiel. 253. Engelbrecht, Obendeich b. Glückstadt. 254. Holz, Musikdirektor, Oldenburg i. H. 253. Jansen, Gutspächter, Rothensande pr. Klein-Waabs. 256. Jessen, Lehrer, Gasse b. Scherrebek. 257. Petersen, Altona-Ottensen, Fischers Allee 50¹. 258 Röhl, Pastor, Tönning 259. Dr. Schifferer, Brauereibesitzer, Kiel. 260. Dr. Schneekloth, Oldenburg i. H. 261. Ströh, Expedient, Breklum.

Kiel, den 21. Oktober 1905.
Geibelallee 2².

Der Schriftführer:
Barfod.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 12 a. Dezember 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Kassennotiz.

Den Mitgliedern wird für die Einsendung des Jahresbeitrages für 1906 mit dem Januarhefte der „Heimat" ein Postanweisungsformular übermittelt werden.

Noch rückständige Jahresbeiträge für 1905 wolle man den neuen Jahresbeiträgen beifügen.

Als passendes **heimatliches Weihnachtsgeschenk** empfehlen wir unsern geehrten Mitgliedern unsere **Vereinsgabe 1905,** die Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in **Deezbüll:**

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause"

(Imperialformat 32 × 54 cm; Kartongröße 66 × 84 cm — Ladenpreis 15 M.)

Wir verweisen auf Abbildung und Mitteilung in Heft 8 der „Heimat" und veröffentlichen gern, daß bereits **130** Exemplare bezogen worden sind. Weitere Bestellungen sind an unsern Kassenführer, Herrn F. **Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.,** zu richten.

Der Betrag (**M. 3,00** bei Lieferung in Kiel oder Glückstadt, **M. 3,50** bei Versendung nach auswärts) **kann auch bei der Einsendung des Jahresbeitrages 1906 mit beglichen werden.**

Kiel, den 24. Nov. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

Der Heidjer. Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr Christi 1906. Herausgegeben von Hans Müller-Brauel. Hannover. Dr. M. Jäneckes Verlagsbuchhandlung. — Der Herausgeber konnte angesichts des Zieles seiner Arbeit, Land und Volk unserer Heimat künstlerisch darzustellen und auf ein Kunstgewerbe hinzustreben, das heimatlich ist in seinem ganzen Wesen und Empfinden, nichts Besseres tun als die Künstler einmal zu berücksichtigen, deren Kunst ausschließlich im niedersächsischen Boden die Wurzeln ihrer Kraft findet, die Worpsweder. Die nach ihren Werken reproduzierten Abbildungen des Kalenders sind durchweg gelungen, am besten die Wiedergabe der Zeichnungen. An Text

bringt der Kalender diesmal einen reich illustrierten Artikel über das Dorf Worpswede, einen Bericht über die Oldenburger Landesausstellung sowie in Wort und Bild einen Hinweis auf „Neues von einer neu-niedersächsischen Kunst.“ Mit einem Aufsatz über den Grafen Karl v. Alten, den hannoverschen General, und Gedichten von verschiedenen Verfassern ist der Inhalt des Kalenders, dessen Hauptwert in den Illustrationen liegt, erschöpft.

Kiel. G. K.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

262. Frau Priörin Gräfin von Baudissin, Itzehoe. 263. Becker, Pastor, Christiansfeld. 264. Gehlsen, Kaufmann, Glückstadt. 265. Möller, A., Altona, Siegeshof 2.

Zur gefl. Beachtung!

Über den Austritt der Mitglieder aus unserm Verein bestimmt § 8 unserer Satzungen: „Der Austritt kann **nur mit Schluß des Jahres** erfolgen.“ — Demnach ist der 31. Dezember der äußerste Zeitpunkt für die Abmeldung, welche schriftlich erfolgen muß. Leider fanden sich von Jahr zu Jahr immer einige Mitglieder, welche ihren Austritt durch Annahmeverweigerung des Januarhefts bekundeten; dies Verfahren entspricht nicht dem Ansehen des Vereins und — seiner Mitglieder.

Kiel, am 27. November 1905. **Der Schriftführer und Expedient:**
Geibelallee 2[2]. Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Engelke, Die Provinzial-Taubstummenanstalt zu Schleswig in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1787—1905, Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens als öffentliche Landesanstalt am 8. November 1905. — Tierschutz-Korrespondenz für Oktober 1905 nebst Tierschutz-Kalender für 1906, herausgegeben vom Berliner Tierschutz-Verein. — Aus dem Verlage von Max Hansen in Glückstadt: 1. Thusnelda Kühl, Harro Harring der Friese. Preis 2,40 M.; 2. Heims, Das Heimweh und andere Novellen. Preis 2 M.; 3. Johann v. Wildenradt, Melitta. Preis 1,50 M. — Aus dem Verlage von Fr. Bahn in Schwerin: Marie Burmester, Vicisti Galiläe. Preis 2,50 M. — Aus dem Verlage von Lühr & Dircks in Garding: Heinrich Carstens, „Am Alltag vorbei.“ Gedichte. — Gustav Falke, Ausgewählte Gedichte. Verlag von Alfred Janßen in Hamburg. Preis 1 M. — Emma Hertz, Die Urgroßeltern Bents. Verlag von Alfred Janßen in Hamburg. Preis 0,50 M. — Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang, Heft 7/8 à 30 Pfg. (pro Jahrgang 12 Hefte Mk. 2.50). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung). — Aus dem „Niedersachsen“-Verlag von Karl Schünemann in Bremen: 1. Wilhelm Lobsien, Aus silbernen Schalen. Gedichte neuerer Dichter, mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge. Preis 1,50 M. 2. Wilhelm Lobsien, Blau blüht ein Blümelein. Ein Volksliederstrauß für die Jugend, mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge.

Ellerbek. Eckmann.

Briefkasten.

In Heft 12b bringt dieser Jahrgang den Schluß der Arbeiten des Herrn Professors Dr. Dahl über die Tierwelt Schleswig-Holsteins. Die ersten Aufsätze finden sich in den Jahrgängen 1894 und 1895 der „Heimat.“ Es wird den älteren Mitgliedern unseres Vereins jedenfalls angenehm sein, dies Heft dem Jahrgang 1895 einfügen zu können.

Die Schriftleitung.



Zur Einrahmung von Bildern,
besonders der
Vereinsgabe 1905

C. L. Jessen, Sonntagsandacht

(schon von **7,50 M.** an) empfiehlt sich den geehrten Lesern der „Heimat"

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),
Fernspr. 2901. **Vergolderei und Kunsthandlung, Kiel,** Holstenstr. 75.

Gesucht wird Jahrgang II, **1892,** der **„Heimat,"** ungebunden oder in Original-Einbanddecke gebunden.

Angebote mit Preisangabe nimmt die Expedition, Lehrer **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2²,** entgegen.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden schwer zu leitende Knaben. Dir. **Schulze.**

Mein Katalog Nr. 53:

Schlesw.-Holstein. Literatur
in seltener Reichhaltigkeit,

ca. 1500 Nummern enthaltend,

steht Reflektanten auf Verlangen umsonst und portofrei zur Verfügung.

Aug. Westphalen,
Antiquariat in Flensburg.

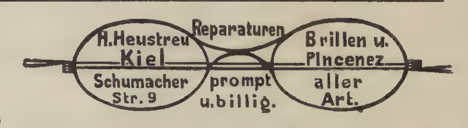


A. F. Jensen
Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch * sauber * preiswert.





Aye & Haacke
Altona, Bordeaux



Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.



Einbanddecken
für
„Die Heimat,"

für **Einzel**-Jahrgänge à 60 ₰,
für **Doppel**-Jahrgänge à 80 ₰.

Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler** (passende Weihnachtsgeschenke!), **Kabinettstücke** für Börter und Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die

Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
(**H. Barfod,** Lehrer, **Kiel,** Geibelallee 2²).

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.







